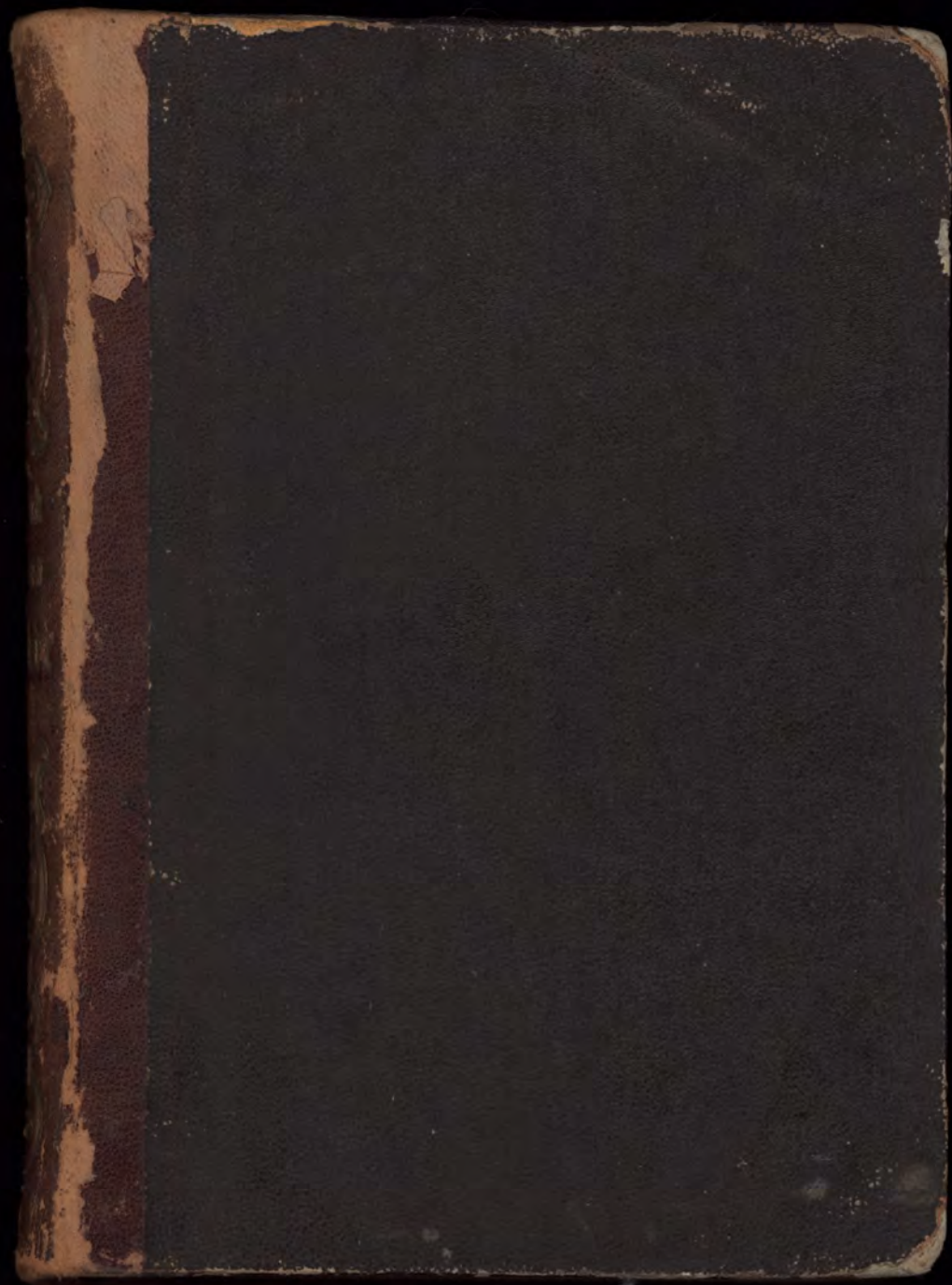






EX*LIBRIS

— WOJEWÓDZKIEJ —

— I MIEJSKIEJ —

— BIBLIOTEKI —

— PUBLICZNEJ —

IM. EMANUELA SMÓŁKI

— W OPOLU —

Bibliothek

der

Deutschen Klassiker.

~~~~~  
Fünfter Band.



*Wieland.*



# Deutschen Klassiker.

Mit literargeschichtlichen Einleitungen, Biographien und Porträts.

Fünfter Band.

Klassische Periode.

Zweiter Theil.

Hildburghausen.

Druck und Verlag des Bibliographischen Instituts.  
1861.





4046 S

ZBIORY SLASKIE

4043/V

830(091)

Christoph Martin Wieland.

Akc W Nr 278/70/S

## Christoph Martin Wieland.

(Geb. 5. Sept. 1733. Gest. 20. Jan. 1813.)

Zu den großen Geistern, mit welchen um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, nach einem langen Zeitalter der Barbarei und Geschmacklosigkeit, für Kunst und Wissenschaft ein neuer Morgen anbricht, gehört auch Wieland. Seine mitdehnrwürdige Gestalt steht neben der erhabenen Klopstocks an der Pforte der neuen klassischen Epoche, mit diesem die nationale Selbständigkeit unserer Literatur in Geist wie in Sprache herauführend, und auf die Ziele hinweisend, welche diese verfolgen sollte; er in durchaus realistischer, weltlicher Richtung und somit den einseitigen Spiritualismus des Sängers der Messiasde ergänzend.

Wielands Geburtsort ist Holzheim (ein Marktflecken bei Biberach), wo sein Vater, ein frommgesinnter Mann aus der spenerschen Schule, Pfarrer war. Durch die sorgfältige Erziehung im väterlichen Hause entwickelten sich ungewöhnlich früh die großen Fähigkeiten des lebendigen und schmiegsamen Knaben, der schon im 7. Jahre seinen Nepos verstand, im 11. lateinische und deutsche Gedichte machte und sogar im Epos sich versuchte. Vierzehn Jahre alt, kam er in die Erziehungsanstalt zu Kloster Bergen bei Magdeburg, die damals unter der Leitung des frommen und gelehrten Abtes Steinmetz in großem Rufe stand. Hier legte sich Wieland mit besonderer Vorliebe auf alte Sprachen, und ward namentlich ein feuriger Verehrer des Griechen Xenophon. Nachdem er noch ein Jahr in Erfurt seinen Studien obgelegen, kehrte er 1750 zu seinen Eltern nach Biberach zurück. In diese Zeit fällt seine bekannte Jugendliebe zu Sophie von Gutermann, der nachmals unter



dem Namen Sophie La Roche bekannt gewordenen Schriftstellerin, einer Verwandten der wielandschen Familie, bei der sie damals lebte. Harmonie der Neigungen, gemeinschaftliche literarische Beschäftigung und jugendliche Schwärmerei vereinigten beider Herzen zu dem edelsten Bunde. Noch nach 10 Jahren schrieb der Dichter: „Die lauterste und ächteste Wollust durchströmte damals mein ganzes Wesen so sehr, daß ich noch jezt an diese paradiesischen Tage nur denken darf, um den Gram selbst lächeln zu machen.“ Eine Frucht seiner Liebe war sein erstes philosophisches Lehrgedicht: „Die Natur der Dinge, oder die vollkommenste Welt“ (1751). Er bezog darauf die Universität Tübingen, um Jurisprudenz zu studiren; indessen blieben auch hier humanistische, philosophische und belletristische Studien nach wie vor seine Hauptbeschäftigung. Seiner für Weisheit und Tugend begeisterten Seele galt Sokrates unter den Weisen der Vor- und Mitwelt als Ideal, dem ähnlich zu werden er sich zum Ziel seines Strebens ernstlich vorsetzte. In dieser ideal-moralischen Stimmung schrieb er seine „Moralischen Briefe“, sowie seinen „Antiovid“ (1752), ein Lehrgedicht über die Liebe. Nachdem er 1752 seine akademischen Studien beendet hatte, begab er sich nach kurzem Aufenthalt im elterlichen Hause zu Bodmer in die Schweiz, mit dem er bereits in schriftlichem Verkehr gestanden hatte. Er fand daselbst die reichste Aufnahme, und ward zugleich in den Kreis der Freunde Bodmers, Breitingers, Gesners, H. Zuehligers, eingeführt. Der Einfluß Bodmers, der den jungen Dichter hochschätzend „ein Orakel des Alters in der Fülle der Jugend“ nannte, stempelte alle damaligen Erzeugnisse unsers empfänglichen Wieland. Er wurde zum religiösen Schwärmer. In jener Zeit entstanden seine „Prüfung Abrahams“ (1753), seine „Platonischen Betrachtungen über den Menschen“, seine „Timoclea“, ein Gespräch über scheinbare und wirkliche Schönheit, ferner die „Sympathien“ (1754), das „Gesicht der Mirza“, das „Gesicht von einer Welt unschuldiger Menschen“, seine „Hymnen“, und die „Palmen oder Empfindungen eines Christen“ (1755), die sämmtlich ganz seiner religiösen, fast fanatisch-religiös geworde-

nen — mitunter polemisirenden Muse angehören. Nur Lebenserfahrung und Kenntniß der Menschen, die ihm damals eben so sehr abging, wie ihn offenbar falsche Muster verlockten, konnten ihn allmählig von dieser excentrischen Bahn ab und in diejenige bringen, für welche ihn die Natur eigentlich bestimmt hatte. Mächtig wirkte dazu seine durch die Uebernahme einer Lehrstelle in Zürich veranlaßte Trennung aus dem bodmerschen Hause und die nun häufigere Theilnahme an den frohen Zirkeln der züricher feinen Welt mit. Sein Genius nahm allmählig eine irdischere Richtung an, und sein Verstand erhielt die Oberherrschaft über Phantasie und Gefühl. Diese Uebergangsstimmung spiegelt sich in seinen dramatischen Versuchen, unter denen „Johanne Gray“ (1760) der bekannteste ist, und in seiner Bearbeitung der schönen Episode aus Xenophons Cypripädie „Araspes und Panthea“ (1758).

Als ihn 1760 der Rath seiner Vaterstadt zum Kanzleiverweser ernannte, folgte Wieland, der nach einer festern Existenz sich sehnte, dem Rufe. Allein wie unbehaglich er sich in seinem von den kleinsten Verhältnissen umzäunten Berufe fühlen mochte, läßt sich ahnen. Zu seiner Erholung studirte er Shakespeare, übersezte nicht weniger als 28 Dramen des großen Briten und brach damit zum allgemeinen Verständniß desselben in Deutschland die erste Bahn. Damals sah er auch seine Jugendgeliebte, Sophie, wieder, die sich inzwischen, dem Wunsche ihres Vaters nachgebend, verheiratet hatte. Ihr Gemahl war der Hofrath Laroche, rechte Hand des kurmainzischen Ministers Grafen Stadion, der sich auf sein in der Nähe von Biberach gelegenes Landgut Warthausen zurückgezogen hatte. Wieland, die wieder auflodernde Glut bekämpfend, trat bald zu allen in die freundschaftlichste Beziehung, und der Umgang mit den feinen und gebildeten Weltmännern, die Beschäftigung mit den neuesten Erzeugnissen der französischen und englischen Literatur aus der Bibliothek des Grafen hob zu freiem kühnem Schwingungen die Fittige seines Geistes. Hier in Warthausen legte Wieland den Grund zu dem, worin er sich später bis zur Meisterschaft vollendet hat,



und wodurch er so hohes Verdienst um unser Vaterland gewonnen, denn hier reifte er zum Schriftsteller der höhern Gesellschaft, zu einem Dichter, wie ihn seine Zeit, und vorzüglich die im französischen Geschmack gebildeten Zirkel seiner Zeit bedurften, um sich von dem Ausländischen zu entwöhnen, und für vaterländische Dichtung Achtung und Interesse zu gewinnen. Eine glückliche Mischung von feiner Sinnlichkeit, zarter Empfindung, einschmeichelnder Lebensweisheit, Belesenheit in den trefflichsten Werken aller Zeiten und Völker, eine Phantasie, nicht sowohl durch Selbständigkeit glänzend, als erobernd und fähig, sich alles Eroberte als Eigenthum anzueignen und mit dem Reize der Neuheit zu schmücken, leichte, gefällige Unterhaltung, eine geschmackvolle, gerundete Darstellung, ein feiner, fast überfeinerter Geschmack, — solche Vorzüge und Eigenthümlichkeiten sind es, welche von jezt an die Schriften Wielands immer mehr charakterisiren. „Nadine“, eine Erzählung in Priors Manier (1762), die „Römischen Erzählungen“ (1763—64), „Don Sylvio di Rosalva“ (1764), ein Angriff auf Schwärmerei nach der Idee des Cervantes im Don Quixote, sind die Erstlingsprodukte dieser neuen Epoche in Wielands schriftstellerischem Leben, in der er sich's gleichsam zum Gesetz machte, seine Muse in das Alltagsleben zurück zu führen. Bald darauf folgte der im alten Griechenland spielende „Agathon“ (1766), im Fache der Romane wohl des Dichters vollendetste Arbeit, worin er den Sieg der menschlichen Natur über die Annahmen des Dogma's (mag sich dieses im Glauben oder im Leben geltend machen wollen) darstellt, und somit seine eigene Seelengeschichte verzeichnet hat. In den Dichtungen, die er gleichzeitig bearbeitete, oder kurz darauf folgen ließ, ist er ganz Grotiker, nicht, wie man so oft wiederholt hat, Nachahmer des Ovid, Crebillon, Voltaire; nein! „der unsterbliche Verfasser des Agathon“, sagt Schiller, „darf nicht in so schlechter Gesellschaft genannt werden. Ich erkenne den vorherrschenden Ernst der Empfindung. Selbst die muthwilligsten Spiele seiner Laune beseelt und adelt die Grazie des Herzens. Selbst in den Rhythmus seines Gesangs drückt sie ihr Gepräge, und nimmer

fehlt ihm die Schwungkraft, uns, sobald es gilt, zu dem Höchsten wieder emporzutragen.“ — Es sind „Idris und Zenide“ (1768), „Musarion, oder die Philosophie der Grazien“ (1768), die „Grazien“ (1770) und der „Neue Amadis“ (1771), von denen namentlich „Musarion“, worin er die Macht der Natur gegenüber der Abstraktion moralischer Schwärmerei darstellt, zu seinen gelungensten und reizvollsten Dichtungen gehört.

Inzwischen hatte sich Wieland 1765 mit einer Augsburgerin, Dorothea Hillenbrand, vermählt, und war ein Jahr darauf als Professor der Philosophie an die Universität Erfurt berufen worden, ohne daß er daselbst seine Erwartungen befriedigt fand. Seine schriftstellerische Thätigkeit hatte damals meist eine philosophische Tendenz. Rousseau's bekannte Preisschrift: Von der Schädlichkeit der Künste und Wissenschaften, sowie dessen Abhandlungen über den Naturzustand des Menschen und über den Ursprung der Ungleichheit unter ihnen, welche damals alle Welt in Bewegung setzten, waren zu wichtige Erscheinungen, um nicht Kopf und Feder Wielands in Thätigkeit zu setzen. Er bekämpfte Rousseau in seinem kleinen Roman „Korkor und Ritequehel“ (1769 und 1770) und in andern Schriften. Nicht von der Rückkehr der Menschen in den rohen Naturzustand, meinte mit allen Vernünftigen Wieland, sei Heil und Besserung für sie zu erwarten. „Nur eine weisere Gesetzgebung! Nur eine Staatseinrichtung, in welcher die Triebfedern der menschlichen Natur auch die des Staates sind, und allen Verderbnissen der Menschheit werde gründlich abgeholfen werden.“ Mit um so innigerer Verehrung hing sein Herz an dem Helden, der Beides zu geben versprach — an dem edeln Kaiser Joseph. Mitzuwirken für die großen Pläne dieses menschenfreundlichen Herrschers, schrieb er seinen „Goldnen Spiegel, oder die Könige von Scheschian“ (1774), ein Werk voll heller Ideen über Regieren und Volksbildung, das den Großen der Erde mit männlichem, oft kühnem Freimuth derbe Wahrheiten unter die Augen stellt.

In Erfurt hatte Wieland nicht lange gelebt, als ihn die regie-



rende Herzogin von Weimar, Anna Amalia, die große Gönnerin der Künste und Wissenschaften, als Erzieher ihrer Söhne, des nachmaligen Herzogs Karl August und des Prinzen Konstantin, an ihren Hof berief. Mit dem Charakter eines Hofraths folgte Wieland 1772 seiner neuen Bestimmung nach Weimar, wo die freundlichste und ehrenvollste Aufnahme ihm zu Theil ward. Sein erstes wichtigeres Unternehmen war hier die Herausgabe des „Deutschen Merkurs“, einer Monatschrift, welche er von 1775 bis 1783 allein, dann bis 1805 gemeinsam mit Böttiger in Dresden fortsetzte, und in der alle neuen Erscheinungen im Gebiete der Kunst und Wissenschaft, der Geschichte und Politik, geistreich besprochen wurden. Sein Singspiel „Alceste“ (1773) reizte durch sein Pseudogriechenthum den jungen Goethe, der an der Spitze der genialen aufstrebenden Dichterjugend stand, zu der satyrischen Farce: „Götter, Helden und Wieland“, welche diesen auf das empfindlichste geißelte. Wieland war indessen großdenkend und klug genug, dieses Spottgedicht in seinem Merkur als ein Meisterstück der Persiflage zu empfehlen, und brachte Goethe, nachdem dieser nach Weimar übergesiedelt war, die herzlichste Huldigung dar, sich freuend, „daß ihm der wunderbare Knabe so schön über'n Kopf wuchs.“

Von Weimar gingen unter neuen Anregungen noch mehrere von Wielands gediegensten Werken aus. Zunächst die „Geschichte der Abderiten“ (1774), jene so ergötzliche Darstellung der Kleinstädtereie und des Spiegbürgerthums. Anderer kleinen Arbeiten nicht zu gedenken, wandte er sich dann der romantischen Ritterdichtung zu und schrieb seine „Erzählungen und Märchen“ (1776–83), die durch größern Ernst der Empfindung, reinere Decenz und Anmuth der Darstellung vor den frühern vorthellhaft sich auszeichnen, und von denen manche (wie „Geron der Adelige“, das „Wintermärchen“, „Gandelin“ etc.) als wohlgeschliffene Edelsteine in der Krone deutscher Literatur noch lange glänzen werden“ (Goethe). Die Krone seines Dichterruhms erwarb sich Wieland indeß durch seinen „Oberon“ (1780), ein romantisches Epos, das in seiner Art

einzig und unerreicht in unserer Literatur dasteht. „So lange (lautet ein bekannter Ausspruch Goethe's) Poesie Poesie, Gold Gold bleibt, wird Oberon als Meisterstück poetischer Kunst bewundert werden.“ Die Grundidee des Gedichts scheint, nach Hillebrand, die zu sein, daß „treuer Glaube, festes Vertrauen allein im Stande sind, Uebersinnliches und Sinnliches, Jenseits und Diesseits, Schicksal und Freiheit im Leben des Menschen zu vereinigen und auszusöhnen. Fast möchte man sich geneigt fühlen, das Ganze dem Wesen nach für eine Verherrlichung der Vorsehung zu halten.“ —

Mit „Oberon“ verließ der Dichter auf immer das Gebiet der romantischen Poesie, um wieder seinen Griechen und Römern zu leben. Er übersezte den Lucian und Horaz, und führte dadurch beide Klassiker in das große deutsche Publikum. Als Nachhall dieser Beschäftigungen sind seine lucianischen Geist athmenden „Göttergespräche“ (1789), seine „Dialogen im Elysium“ (1791); endlich auch sein „Peregrinus Proteus“ (1791) zu betrachten. Dann gab er das „Attische Museum“ (1796–1803) heraus, in welchem er die deutsche Nation mit den Meisterwerken der attischen Schriftsteller aus dem Jahrhundert des Perikles bekannt machen wollte, und schrieb endlich sein letztes großes Werk, das uns wiederum zu den Griechen führt, den Roman „Aristipp“ (1800–1802), der die ganze Summe der antiken Studien des Verfassers, seiner Lebenserfahrungen und philosophischen Betrachtungen, darlegt und bedenklich dessen poetische Produktion abschließt. Leisere Nachklänge desselben sind noch die beiden kleinen Romane „Krates und Hipparchia“ (1805) und „Menander und Glycerion“ (1809).

Wieland hatte mittlerweile 1798 das bei Weimar gelegene Landgut Osmannstedt gekauft und einige Jahre in ländlicher Stille daselbst verlebt, als der Tod ihm seine Gattin entriß (Nov. 1801). Dies, verbunden mit wirthschaftlichen Unfällen, bewog ihn, die Besitzung wieder zu verkaufen und nach Weimar zurück zu ziehen. Napoleon, der hier 1808 eine längere Unterredung mit dem greisen Dichter hatte, verlieh ihm das Kreuz der Ehrenlegion, wie Kaiser



Alexander den Aemmenorden. Fast ein Achtziger, vollendete Wieland noch mit seltener Beharrlichkeit eine bedeutende literarische Arbeit: die Uebersetzung der Briefe Cicero's, die er 1806 begonnen und mit seinem Leben beschloß. Er starb am 20. Januar 1813 und ward, seinem Willen gemäß, in Osmannstedt neben seiner Gattin bestattet.

Eine treffende allgemeine Charakteristik Wielands entnehmen wir aus Bousterwecks „Geschichte der Poesie“. Derselbe sagt: „Klopstocks und Wielands Namen bezeichnen zwei Extreme. Während Klopstock die Poesie des Uebersinnlichen im feierlichsten Ernste bis zur Ueberspannung trieb, lehrte Wieland lachend, und aller Ueberspannung den Krieg erklärend, den übersinnlichen Dingen den Rücken zu. Leichtsinzig sollte seine Poesie eben so wenig sein, als sein persönlicher Charakter es war: aber sie sollte sich einer Philosophie unterwerfen, die er in der Schule der französischen Sensualisten für die einzige gesunde anzusehen gelernt hatte. Auf diese Art wurde Wieland ein philosophirender Dichter der Sinnlichkeit, wie Deutschland noch keinen gehabt hatte. Aber weit entfernt von der Absicht, einer Sinnlichkeit das Wort zu reden, die den Menschen zum Thier erniedrigt, wollte dieser Dichter eine Tugend, die ihm nach der Lehre Shaftesbury's mit der Liebe zum Schönen gleichen Ursprungs schien, allem, was er für überspannte und phantastische Tugend hielt, als die einzig wahre gegenüberstellen. Sein Ideal von moralischer Lebenswürdigkeit ruhte auf seinem Gefühle, dem er aber sogleich mißtraute, wenn es sich der Ueberspannung zu nähern schien. Seine Satyre sollte ebenso unbefangen die Schwächen des menschlichen Herzens aufdecken, als Allem entgegen wirken, was er in das große Fach der Schwärmerei und der Vorurtheile eintragen zu müssen glaubte. Das Bewußtsein der strengen Rechtlichkeit seiner eigenen Sitten ließ ihn nicht bezweifeln, daß er als Dichter, besonders als Satyriker, unbedenklich auch die üppigsten Reize der Sinnlichkeit so verführerisch malen dürfe, als die Gesetze des Schönen es erlauben. Nur was die Grazien beleidigt, sollte nach seinen Grundsätzen auf das strengste

aus dem Gebiete der Poesie verwiesen werden. Diese ästhetische Moral, die Wieland in die deutsche Literatur einfuhrte, wirkte sehr nützlich als Gegengewicht gegen den falschen Rigorismus, von dem die Kritik in Deutschland gedrückt wurde. Erst durch Wieland lernten die Deutschen die ästhetische Geistesfreiheit kennen, ohne welche das Ziel in gewissen Dichtungsarten unerreichbar ist. Auch im Konflikt mit der Klopstockschen Poesie wirkte die wielandsche wohlthätig auf den Geschmack der Deutschen, indem sie die Meinung zerstörte, daß der Geist eines großen Dichters immer dem Himmel mehr zugelehrt sein müsse, als der Erde. Gegen die Schwärmerei, zu der keine neuere Nation mehr, als die deutsche, geneigt ist, hat die Satyre nie mit so fein geschliffenen Waffen gekämpft, als in Wielands Schriften. Aber wer die Art von Philosophie, die zum Wesen der wielandschen Poesie gehört, nur für eine blendende Scheinphilosophie erkennt, die den Glauben an alles Höhere in und über den Menschen zerstört, und die Begriffe von wahrer Sittlichkeit verfälscht, der muß auch die wielandsche Poesie gerade von dieser Seite, die dem Dichter selbst die liebste gewesen zu sein scheint, sehr unerfreulich finden. Der ästhetische Werth der Schriften Wielands erscheint daher auch am reinsten in denjenigen seiner Gedichte, die mehr darstellen, als lehren. Auf der Höhe, zu der Wieland als Dichter sich aufgeschwungen hat, ist er um so merkwürdiger, da ihm weder auffallende Originalität, noch deutsche Nationalität zugesprochen werden darf, auch außerdem seine Poesie mehrere schwache Seiten hat; denn mit allen seinen Mängeln und Fehlern bleibt er doch einer der großen Dichter, die der Stolz der deutschen Literatur sind. Ein deutscher Nationaldichter im vorzüglichsten Sinne konnte er nicht sein, da seiner Nation eben jene Ansichten fehlten, die er ihr von der Kunst und vom Leben geben wollte. Daher ging auch von seinem persönlichen Charakter, in welchem so viel Deutsches lag, daß er sich selbst nicht ungern einen „ehrlichen Schwaben“ nannte, so wenig in seine Gedichte über. Die alten Griechen waren das Volk, bei dem er die Geistesrichtung



und Bildung, die er jeder andern vorzog, am deutlichsten und anziehendsten wahrzunehmen glaubte. Daraus erklärt sich, warum er so gern die Scene zu seinen Dichtungen, besonders den Romanen, nach Griechenland und in die Zeiten des klassischen Alterthums verlegte. Aber das Antike vermischte sich in Wielands Phantasie sogleich mit dem Modernen. Sein empfängliches Gemüth hatte aus seiner Lektüre alles in sich aufgenommen, was ihm einen Zug von wahrer Humanität zu haben schien. Vieles vom Geschmacke der Franzosen hatte er mit ihrer Philosophie eingefogen; so vieles, daß er den Beinamen „der deutsche Voltaire“ in und außer Deutschland davon trug, obgleich in Allem, was Voltaire geschrieben hat, keine Spur des wielandschen Ideals von moralischer Lebenswürdigkeit zu finden ist. Wielands Originalität liegt in der nicht auffallenden, aber darum doch ihm allein eigenen Art, wie sein freier Geist, der keinem Muster vorzugsweise huldigte, die menschliche Natur, besonders die Schwächen des menschlichen Herzens, zum Stoffe seiner Dichtungen machte. Er ergriff diesen Stoff, mehr seinem Gefühle, als Regeln folgend, mit einer in der deutschen Literatur neuen Kühnheit, um Alles, was mit seinen Begriffen von gesunder Vernunft und moralischer Lebenswürdigkeit nicht übereinstimmte, in ein komisches Licht zu stellen. Lächeln mochte seine Muse noch lieber, als lachen. Diese unverstiegbare Heiterkeit, verbunden mit dieser Menschenkenntniß, dieser Feinheit des Wises und des Geschmacks, und einer solchen Fülle der Phantasie, in einem so weichen, üppigen, nachlässig scheinenden, und doch so gebildeten Style findet man bei keinem andern Dichter. Die scherzende und ironische Grazie haben die Deutschen erst durch ihn näher kennen gelernt.“

## Drei Göttergespräche.

### I.

**Jupiter, Juno, Apollo, Minerva, Venus, Bacchus, Vesta, Ceres, Viktoria, Quirinus, Serapis, Momus und Merkur.**

Jupiter und Juno mit allen übrigen Bewohnern des Olympos saßen in einer offenen Halle des olympischen Palastes an verschiedenen großen Tafeln; Ganymed und Antinous schenken den Göttern, Hebe den Göttinnen den Nektar ein; die Musen machen Tafelmusik, die Grazien und Horen tanzen pantomimische Tänze, und Sokus reizt die seligen Götter von Zeit zu Zeit durch seine Karrikaturen und Pazzi's zu lautem Gelächter. Im Augenblicke der größten Fröhlichkeit kommt Merkur eilfertig angelassen.

**Jupiter.** Du hast dich verspätet, mein Sohn, wie du siehst. Was bringst du uns Neues von da unten herauf?

**Venus** (zu Bacchus). Er scheint schwer daran zu tragen. Wie verstimmt er aussieht!

**Merkur.** Das Neueste, was ich mitbringe, ist nicht sehr geschickt, die Fröhlichkeit, die ich hier herrschen sehe, zu vermehren.

**Jupiter.** Wenigstens ist es deine Miene nicht, Merkur. Was kann sich denn so Schlimmes zugetragen haben, daß es sogar die Götter in ihrer Freude stören soll?

**Quirinus.** Hat etwa ein Erdbeben das Kapitol umgestürzt?

**Merkur.** Das wäre eine Kleinigkeit.

**Ceres.** Hat ein heftiger Ausbruch des Aetna mein schönes Sicilien verwüstet?

**Bacchus.** Oder ein unzeitiger Frost die kampanischen Weinstöcke versengt?

**Merkur.** Kleinigkeiten! Kleinigkeiten!



Jupiter. Nun, so rücke heraus mit deiner Jammergegeschichte!  
 Merkur. Es ist weiter nichts, als — (er hält ein).

Jupiter. Mache mich nicht ungeduldig, Hermes! Was ist denn weiter nichts als —?

Merkur. Nichts, Jupiter, als — daß du zu Rom — auf eine Motion, die der Imperator in eigener Person im Senat gemacht hat — durch eine überwiegende Mehrheit der Stimmen — förmlich abgesetzt worden bist.

(Die Götter setzen alle in großer Bewegung von der Tafel auf.)

Jupiter (welcher allein sitzen bleibt, lachend). Nichts als das? — Dessen habe ich mich schon lange versehen.

Alle Götter (auf einmal). Jupiter abgesetzt! ist's möglich? Jupiter!

Juno. Du redest irre, Merkur — Aeskulap, fühl' ihm doch an den Puls!

Die Götter. Jupiter abgesetzt!

Merkur. Wie gesagt, förmlich und feierlich, mit einer großen Mehrheit von Stimmen, für einen Strohmann — was sage ich? ein Strohmann ist doch etwas! — für weniger als einen Strohmann, für ein Unding erklärt, seiner Tempel, seiner Priester, seiner Würde eines obersten Beschützers des römischen Reichs beraubt! —

Herkules. Das ist eine tolle Neuigkeit, Merkur — aber, so wahr ich Herkules heiße (er schwingt seine Keule), das sollen sie mir nicht umsonst gethan haben!

Jupiter. Ruhig, Herkules! — Also hätte Jupiter Optimus Maximus, Kapitolinus, Feretrius, Stator, Lapis u. s. w. seine Rolle ausgespielt?

Merkur. Deine Bildsäule ist umgeworfen, und sie sind in voller Arbeit begriffen, auch deinen Tempel zu zerstören. Die nämliche Tragödie wird in allen Provinzen und Winkeln des römischen Reichs gespielt. Ueberall stürzen Legionen bocksbärtiger Halbmenschen, mit Fackeln und Mauerbrechern, Hämmern, Hacken und Aerten daher, und verwüsten in fanatischer Wuth die ehrwürdigen Gegenstände des uralten Volksglaubens.

Serapis. O wehe! wie wird es da meinem herrlichen Tempel zu Alexandrien und meinem prächtigen Kolossalbilde ergehen! Wenn die Thebaische Wüste nur die Hälfte ihrer heiligen Waldteufel über sie ausstreckt, so ist keine Rettung.

Romulus. O mit dir hat es keine Noth, Serapis. Wer wird sich unterfangen, dein Bild anzutasten, da es zu Alexandrien eine ausgemachte Sache ist, daß bei dem geringsten Frevel, den eine gottesräuberische Hand an demselben beginge, Himmel und Erde zu Trümmern gehen, und die ganze Natur in's alte Chaos zurücksinken würde?

Quirinus. Man kann sich nur nicht immer auf dergleichen Sagen verlassen, mein guter Serapis. Es könnte dir ergehen wie der massiv goldnen Bildsäule der Göttin Anaitis zu Zela, von welcher man auch glaubte, der erste, der sich an ihr vergriffe, würde auf der Stelle vom Schläge getroffen zu Boden stürzen.

Serapis. Und wie ging es dieser Bildsäule?

Quirinus. Als der Triumvir Antonius den Pharnaces bei Zela auf's Haupt geschlagen hatte, wurde die Stadt sammt dem Tempel der Anaitis ausgeplündert, und Niemand konnte sagen, wo die massiv goldne Göttin hingekommen war. Nach einigen Jahren trug sich's zu, daß August zu Bononien bei einem Veteran des Antonius übernachtete. Der Imperator wurde herrlich bewirthet, und da über der Tafel die Rede auf das Treffen bei Zela und die Plünderung des Tempels der Anaitis fiel, fragte er seinen Wirth als einen Augenzeugen, ob es wahr sei, daß der erste, der Hand an sie gelegt habe, plötzlich todt zu Boden gestürzt sei? — Du siehst diesen Verwegenen vor dir, antwortete der Veteran, und du speisest wirklich von einem Beine der Göttin. Ich hatte das Glück, mich ihrer zuerst zu bemächtigen; Anaitis ist eine sehr gute Person, und ich gestehe dankbarlich, daß ich ihr meinen ganzen Wohlstand schuldig bin.

Serapis. Da gibst du mir einen schlechten Trost, Quirinus! Wenn es so in der Welt zugeht, wie uns Merkur berichtet, so kann ich meinem Kolos zu Alexandrien kein besseres Schicksal versprechen. Es ist doch entsetzlich, daß Jupiter solchen Unthaten so gelassen zusehen kann.

Jupiter. Du thätest wohl, Serapis, wenn du es eben so machtest. Für einen Gott aus dem Pontus hast du die Ehre, vom Osten bis zum Westen angebetet zu werden, lange genug genossen, und du kannst nicht wohl verlangen, daß es deinen Tempeln besser gehe als den meinigen, oder daß dein Kolos länger daure als das göttliche Meisterwerk des Phidias. Du wirst doch nicht, wenn wir alle fallen, der einzige sein wollen, der aufrecht stehen bleibt?

Romulus. Ei, ei, Jupiter! wo hast du deine berühmten Donnerkeile gelassen, daß du dich so geduldig in deinen Fall ergibst?

Jupiter. Wenn ich nicht wäre, was ich bin, so würde ich dir mit einem von ihnen auf diese alberne Frage antworten, Witzling!

Quirinus (zu Merkur). Du mußt es mir noch einmal sagen, Merkur, wenn ich dir's glauben soll. Mein Flamen wäre also abgeschafft? mein Tempel zugeschlossen? mein Fest würde nicht mehr gefeiert? und die entnervten, sklavischen, gefühllosen Quiriten wären bis zu diesem Grade der Undankbarkeit gegen ihren Stifter ausgeartet?



**Merkur.** Ich müßte dich betrügen, wenn ich dir eine andere Nachricht gäbe.

**Viktoria.** So brauche ich wohl nicht erst zu fragen, was aus meinem Altar und meiner Bildsäule in der Julischen Kuria geworden sei? Es ist schon so lange, seit die Römer die Kunst zu siegen verlernt haben, daß ich nichts natürlicher finde, als daß sie sogar die Gegenwart meines Bildes nicht mehr ertragen konnten. Bei jedem Blicke, den sie darauf warfen, mußte ihnen sein, als ob es ihnen ihre schmählige Ausartung vorrückte. Mit Römern, deren Name unter den Barbaren ein Schimpfwort, das nur Blut abwaschen kann, geworden ist, hat Viktoria nichts mehr zu schaffen.

**Vesta.** Bei so bewandten Umständen werden sie gewiß auch das heilige Feuer in meinem Tempel nicht länger brennen lassen? Himmels! was wird das Schicksal meiner armen Jungfrauen sein?

**Merkur.** O denen wird kein Haar gekrümmt werden, ehrwürdige Vesta! Man wird sie ganz ruhig — Hungers sterben lassen.

**Quirinus.** Wie sich die Zeiten ändern können! Ehemals war es ein entsetzliches Unglück für die ganze römische Welt, wenn das heilige Feuer auf dem Altare der Vesta verlosch. —

**Merkur.** Und jetzt würde mehr Lärm entstehen, wenn das profane Feuer irgend einer römischen Gartüche ausginge, als wenn die Vestalen das ihrige alle Wochen zweimal verlöschen ließen.

**Quirinus.** Aber wer soll denn künftig an meiner Statt Roms Schutzpatron sein?

**Merkur.** Sanct Peter mit dem Doppelschlüssel hat sich dieses Aemtschen ausbedungen.

**Quirinus.** Sanct Peter mit dem Doppelschlüssel. Wer ist der?

**Merkur.** Das weiß ich selbst nicht recht; frage den Apollo, vielleicht kann er dir darüber mehr Auskunft geben.

**Apollo.** Das ist ein Mann, Quirinus, der in seinen Nachfolgern achthundert Jahre lang die halbe Welt regieren wird, wie wohl er selbst nur ein armer Fischer war.

**Quirinus.** Wie? Die Welt wird sich von Fischern regieren lassen?

**Apollo.** Von einer gewissen Art von Fischern wenigstens: von Menschenfischern, die in einer sehr künstlichen Fischreue, Dekretalen genannt, nach und nach alle Nationen und Fürsten Europas fangen werden. Ihre Befehle werden für Göttersprüche gelten, und ein Stück Schafleder oder Papier, mit Sanct Peters Fischerring besiegelt, wird die Kraft haben, Könige einzusetzen.

**Quirinus.** Dieser Sanct Peter mit dem Doppelschlüssel muß ein gewaltiger Zauberer sein!

**Apollo.** Nichts weniger! Es geht, wie du längst wissen solltest, mit den wunderlichsten und wunderbarsten Dingen in der Welt immer ganz natürlich zu. Die Lavine, die ein ganzes Dorf überschüttet, war anfangs ein kleiner Schneeball, und ein Strom, der große Schiffe trägt, ist in seinem Ursprung eine rieselnde Felsenquelle. Warum sollten die Nachfolger eines galiläischen Fischers in einigen Jahrhunderten nicht Herren von Rom, und vermittelt einer neuen Religion, zu deren Oberpriestern sie sich aufgeworfen, und mit Hülfe einer ganz neuen Moral und Politik, die sie auf dieselbe zu bauen wissen, endlich gar eine Zeit lang Herren der halben Welt werden können? Hast du doch auch die Heerden des Königs von Alba, der ein sehr kleiner Potentat war, gehütet, ehe du dich zum Haupt aller Banditen in Latium aufwarfst und das kleine Raubnest zusammenschlechtest, das in der Folge die Hauptstadt und Königin der Welt wurde. Sanct Peter machte in der That in seinem Leben keine große Figur: aber er wird die Zeit sehen, da Kaiser seinen Nachfolgern den Steigbügel halten und Königinnen ihnen demüthig die Füße küssen werden.

**Quirinus.** Was man nicht erlebt, wenn man unsterblich ist!

**Apollo.** Es gehört freilich viel Zeit und nicht wenig Kunst dazu, um es mit der Menschenfischerei so weit zu bringen; aber die Fische werden auch dumm genug sein, die sich von ihnen fangen lassen.

**Quirinus.** Inzwischen sind und bleiben wir alle abgesetzt, nicht wahr?

**Merkur.** Dabei wird es wohl vor der Hand sein Verbleiben haben.

Verschiedene Götter. Lieber nicht unsterblich sein, als solche Dinge zu erleben.

**Jupiter.** Meine lieben Söhne, Oheime, Nessen und Vettern, sammt und sonders! Ich sehe, daß ihr diese kleine Revolution, die ich schon lange ruhig kommen sah, tragischer aufnehmt, als die Sache werth ist. Seht euch, wenn ich bitten darf, wieder an euere Plätze, und laßt uns bei einem Glase Nektar gelassen und unbefangen von diesen Dingen sprechen. Alles in der Natur hat seine Zeit, alles ist veränderlich, und so sind es auch die Meinungen der Menschen. Sie ändern sich immer mit den Umständen; und wenn wir bedächten, was für einen Unterschied nur fünfzig Jahre zwischen dem Enkel und dem Großvater machen, so würde es uns wahrlich nicht befremden, daß die Welt binnen ein- oder zweitausend Jahren unvermerkt eine ganz neue Gestalt zu gewinnen scheint. Denn im Grunde ist es doch nur Schein; es bleibt, wiewohl unter andern Masken



und Namen, immer die nämliche Komödie. Die albernen Leute da unten haben lange genug Aberglauben mit uns getrieben; und sollten einige unter euch sein, denen damit gedient war, so muß ich ihnen sagen, daß sie Unrecht hatten. Es wäre den Menschen wohl zu gönnen, wenn sie endlich einmal weiser würden; beim Himmel! es wäre nicht zu früh. Aber daran ist vor der Hand noch nicht zu denken. Zwar schmeicheln sie sich immer, die letzte Albernheit, zu deren Erkenntniß sie kommen, werde auch die letzte sein, die sie begehen; Hoffnung besserer Zeiten ist ihre ewige Chimäre, von welcher sie immer betrogen werden, um sich immer wieder von ihr betrügen zu lassen: weil sie nie zu der Einsicht kommen, daß nicht die Zeit, sondern ihre angeborne unheilbare Thorheit die Ursache ist, warum es nie besser mit ihnen wird. Denn es ist nun einmal ihr Loos, nichts Gutes rein genießen zu können, und eine Albernheit, deren sie endlich, wie Kinder einer abgenutzten Puppe, überdrüssig geworden sind, immer nur gegen eine neue zu vertauschen, bei der sie meistens noch übler fahren, als bei der vorigen. Diesmal hatte es wirklich das Ansehen, als ob sie beim Tauschen gewinnen würden: aber ich kannte sie zu gut, um nicht voraus zu sehen, daß ihnen auf diesem Wege nicht zu helfen sei. Denn wenn auch die Weisheit selbst in Person zu ihnen herabstiege und sichtbarlich unter ihnen wohnen wollte, sie würden nicht aufhören, sie so lange mit Flittern und Federn, Lappen und Schellen zu behängen, bis sie eine Narrin aus ihr gemacht hätten. Glaubt mir, Götter, der Triumphgesang, den sie in diesem Augenblicke wegen des herrlichen Sieges, den sie über unsre wehrlosen Bildsäulen erkochten haben, anstimmen, ist ein Unglück weissagendes Rabengeschrei für die Nachwelt. Sie glauben sich zu verbessern, und werden aus dem Regen unter die Traufe kommen. Sie sind unser überdrüssig, sie wollen nichts mehr mit uns zu thun haben — aber desto schlimmer für sie! Wir bedürfen ihrer nicht. — Wenn ihre Priester uns für unreine und böse Geister erklären, und das einfältige Volk versichern, daß ein ewig brennender Schwefelsphul unsere Wohnung sei: was kümmert das mich oder euch? Was kann uns daran gelegen sein, was halb vernünftige Erdthiere sich für Vorstellungen von uns machen? oder was sie sich für ein Verhältniß gegen uns geben, und ob sie uns mit einem ekelhaften Gemisch von Opfergestank und Weihrauch, oder mit höllischem Schwefel veräuchern? Weder der eine noch der andere steigt bis zu uns. — Sie verkennen uns, sagt ihr, da sie sich unserer Herrschaft entziehen wollen. Kannten sie uns etwa besser, da sie uns dienten? Was die armen Leute ihre Religion nennen, ist ja immer nur ihre Sache, nicht die unsrer. Sie allein haben dabei zu gewinnen oder zu verlieren, wenn sie ihre Lebensweise vernünftig oder unvernünftig einrichten. Auch werden ihre Nachkommen, wenn sie einst die Vol-

gen der unweisen Dekrete ihrer Valentiniane, Gratiane und Theodosier fühlen, Ursache genug finden, die raschen Vorkehrungen zu bereuen, die eine Flut von neuen und unerträglichen Uebeln, wovon die Welt, so lange sie dem alten Glauben oder Aberglauben begethan war, keinen Begriff hatte, über ihren schwindligen Köpfen zusammenhäufen werden. Ein anderes wäre, wenn sie sich durch die neue Einrichtung wirklich verbesserten! Wer von uns könnte oder wollte ihnen das übel nehmen? Aber gerade das Gegentheil! Sie gleichen einem Menschen, der, um ein kleines Uebel, womit er so alt wie Titan werden könnte, zu vertreiben, sich zehn andere, zehnmal ärgere, an den Hals kuriren läßt. So erheben sie, zum Beispiel, ein gewaltiges Geschrei gegen unsere Priester, weil sie das Volk, das überall abergläubisch ist und immer abergläubisch bleiben wird, in Täuschungen unterhielten, wovon gleichwohl der Staat eben so gut Vortheile zog als sie. Werden es ihre Priester etwa besser machen? In diesem Augenblicke legen sie den Grund zu einem Aberglauben, der Niemand als ihnen selbst nützlich sein, und, anstatt die politische Verfassung zu befestigen, alle menschlichen und bürgerlichen Verhältnisse verwirren und untergraben wird; einem Aberglauben, der wie Blei in den Köpfen liegen, jeder gesunden Vorstellung von natürlichen und göttlichen Dingen den Zugang verschließen, und, unter dem Vorwand einer chimärischen Vollkommenheit, die Humanität in jedem Menschen schon im Keime vergiften wird. Wenn man von dem Aberglauben, der die Welt bisher bethörte, das Ärgste gesagt hat, was sich mit Wahrheit von ihm sagen läßt, so wird man doch der einst gestehen müssen, daß er weit menschlicher, unschuldiger und wohlthätiger war, als der neue, den man an seine Stelle setzt. Unsere Priester waren unendlichmal harmlosere Leute, als diejenigen, denen sie jetzt weichen müssen. Zene genossen ihres Ansehens und ihrer Einkünfte im Frieden, vertrugen sich mit Jedermann, und fochten Niemand's Glauben an: diese sind herrschsüchtig und unduldsam, verfolgen sich unter einander der nichtswürdigsten Wortspiele wegen mit der äußersten Wuth, entscheiden durch die Mehrheit der Stimmen, was man von undenklichen Dingen denken, wie man von unaussprechlichen Dingen sprechen soll, und behandeln Alle, die anders denken und sprechen, als Feinde Gottes und der Menschen. Daß die Priester der Götter, ehe sie von diesen brausenden Bilderstrümmern beeinträchtigt wurden, mit der bürgerlichen Obrigkeit im Zusammenstoß gekommen wären, oder sonst die Ruhe des Staats gestört hätten, ist in tausend Jahren kaum erhört worden: die neue Priesterschaft hingegen hat, seitdem ihre Partei die begünstigte ist, nicht aufgehört, die Welt in Verwirrung zu setzen. Noch arbeiten ihre Pontifexer unter Grund: aber in Kürzen werden sie nach den Sceptern der Könige greifen, sich zu Statthaltern ihres Gottes auf-



werfen, und unter diesem Titel sich einer bisher unerhörten Oberherrlichkeit über Himmel und Erde anmaßen. — Unsere Priester waren zwar (wie billig) keine sehr eifrigen Beförderer, aber doch wenigstens keine erklärten Feinde der Philosophie, von welcher sie unter dem Schutz der Gesetze nichts besorgten. Am allerwenigsten ließen sie sich einfallen, die Gedanken und Meinungen der Menschen unter ihre Gerichtsbarkeit zu ziehen, und ihren freien Umlauf in der Gesellschaft hindern zu wollen. Die übrigen hingegen, — die, so lange sie die schwächere Partei waren, sich so viel damit wußten, die Vernunft auf ihrer Seite zu haben, und sie beim Angriff der unsern immer in's Vordere stellen, — geben ihr nun, da sie ihnen zu ihren weitern Operationen nur hinderlich sein würde, den Abschied, und werden nicht eher ruhen, bis sie alles um sich her finster gemacht, dem Volke alle Mittel zur Aufklärung entzogen, und den freien Gebrauch der natürlichen Urtheilskraft zum ersten aller Verbrechen gestempelt haben. Ehemals, da sie selbst noch vom Almosen lebten, war ihnen die Wohlhabenheit und anständige Lebensart unserer Priester ein Greuel: nun, da sie mit vollen Segeln fahren, sind die mäßigen Einkünfte unserer Tempel, deren sie sich bemächtigen, viel zu wenig, die Bedürfnisse ihres Stolzes und ihrer Eitelkeit zu befriedigen. Schon jetzt haben ihre Pontifexen zu Rom, durch die Freigebigkeit aberwitziger, reicher Matronen, deren schwärmerische Empfindsamkeit sie meisterlich zu benutzen wissen, durch die unverschämteste Erbschleicherei und tausend andere Kunstgriffe dieser Art, sich in den Stand gesetzt, es den ersten Personen im Reich an Pracht, Aufwand und Ueppigkeit zuvor zu thun. Aber alle diese Quellen, wie wohl durch immer neue Zuflüsse zu Strömen angewachsen, werden den Unerfättlichen nicht genügen: sie werden tausend nie erhörte Mittel erfinden, die Einfalt roher und verblendeter Menschen zu besteuern: sogar die Sünden der Welt werden sich durch ihre Zauberkunst in Goldquellen verwandeln, und, um diese desto ergiebiger zu machen, wird man eine ungeheure Menge neuer Sünden erdenken, wovon die Theophrasten und Epikteten keine Ahnung hatten. — Doch wozu sage ich dies alles? Was geht es uns an, was diese Leute thun oder nicht thun, und wie wohl oder übel sie sich ihrer neuen Herrschaft über die krankelnden Seelen nervenloser, durch Wollust und Sklaverei verkrüppelter Menschen, bedienen werden? Auch die Verfälscher der übrigen sind Betrogene; auch sie wissen nicht, was sie thun: uns aber, die wir in allem diesem klar sehen, kommt es zu, sie als Kranke und Wahnsinnige mit Schonung zu behandeln, und ihnen, ohne Rücksicht auf ihre Dankbarkeit oder Undankbarkeit, auch in Zukunft so viel Gutes zu erweisen, als ihr eigener Unverstand uns Gelegenheit dazu übrig läßt. Die Unglücklichen! Wenn als sich selbst schaden sie, da sie sich von freien Stücken des wohl-

thätigen Einflusses berauben, durch welchen Athen zur Schule der Weisheit und der Kunst, Rom zur Gesetzgeberin und Regentin des Erdbodens wurde? wodurch beide einen Grad von Kultur erreichten, zu welchem selbst die bessern Nachkommen der Barbaren, die im Begriff sind, sich in die Länder und Reichthümer dieser ausgearteten Griechen und Römer zu theilen, niemals wieder sich werden erheben können. Denn was soll aus Menschen werden, von welchen die Musen und Grazien, die Philosophie und alle verschönernden Künste des Lebens und des feinem Lebensgenusses, mit den Göttern, ihren Erfindern und Schülern, sich zurückgezogen haben? Ich sehe mit Einem Ueberblicke alles Böse voraus, das sich in den Platz des Guten eindringen wird; alles Unförmliche, Verschrobene, Ungeheure und Mißgestaltete, das diese fanatischen Zerstörer des Schönen, auf der Asche und den Trümmern der Werke des Genies, der Weisheit und der Kunst, aufthürmen werden, — und mir eckelt vor dem widerlichen Anblicke. Weg damit! — Denn so wahr ich Jupiter Olympius bin, es soll nicht immer so bleiben! wiewohl Jahrhunderte darüber hingehen werden, bis die Menschen die unterste Tiefe ihres Verfalls erreicht, und Jahrhunderte, bis sie sich, mit unserer Hilfe, wieder über den Schlamm empor gearbeitet haben wird. Die Zeit wird kommen, da sie uns wieder suchen, unsern Beistand wieder anrufen, und bekennen werden, daß sie ohne uns nichts vermögen; die Zeit wird kommen, da sie, mit unermüdeter Arbeit jedes zertrümmerte oder verunstaltete Ueberbleibsel der Werke, die einst durch unsern Einfluß aus dem Geist und den Händen unserer Lieblinge hervorgingen, wieder aus dem Staube ziehen, oder tief aus Schutt und Moder herausgraben, und sich vergebens erschöpfen werden, durch affectirten Enthusiasmus jene Wunder der ächten Begeisterung und des wirklichen Anhauchs göttlicher Kräfte nachzuahmen.

Apollo. Ganz gewiß wird sie kommen, Jupiter, diese Zeit! ich sehe sie, als ob sie schon im vollen Glanze der Gegenwart vor mir stände. Sie werden unsre Bilder wieder aufstellen, sie mit dem Schauer des Gefühls und der anbetenden Bewunderung anstaunen, sie zu Modellen ihrer Idole nehmen, die unter barbarischen Händen zu Scheusalen geworden waren, und — o welcher Triumph! — ihre Pontifexen selbst werden stolz darauf sein, uns, unter einem andern Namen, den prächtigsten Tempel zu erbauen!

Jupiter (einen großen Becher voll Nektar in der Hand). Es lebe die Zukunft! — (Zu Minerva). Meine Tochter, auf die Zeit, wo du ganz Europa, in ein neues Athen verwandelt, mit Akademien und Lyceen angefüllt sehen, und die Stimme der Philosophie mitten aus den Wäldern Germaniens vielleicht noch freier und heller erschallen hören wirst, als ehemals aus den Hallen von Athen und Alexandrien!



Minerva (den Kopf ein wenig schüttelnd). Es erfreut mich, Vater Jupiter, dich bei den gegenwärtigen Aspekten so gutes Muthes zu sehen: aber mir wirst du verzeihen, wenn ich so wenig an ein neues Athen, als an ein neues Olympia glaube.

Quirinus (zu Merkur). Ich kann mir den Peter mit dem Doppelschlüssel, der mein Nachfolger werden soll, noch nicht aus dem Kopfe schaffen, Merkur. Wie ist es denn mit diesem Schlüssel? Ist es ein wirklicher oder emblematischer, natürlicher oder magischer Schlüssel? Wo hat er ihn her? und was will er damit aufschließen?

Merkur. Alles, was ich dir darüber sagen kann, Quirinus, ist, daß er mit diesem Schlüssel, wenn er will, die Pforte des Himmels oder des Tartarus aufschließt.

Quirinus. Den Tartarus mag er unsershalb aufschließen, wem er will; aber auch den Himmel! das könnte mehr zu bedeuten haben.

Merkur. In der That haben sie es darauf angelegt, den Himmel mit einer so ungeheuern Menge neuer Götter ihres Schlags zu bevölkern, daß für uns alte kein Raum mehr übrig bleiben wird.

Jupiter. Dafür laß mich sorgen, Hermes! Unsere Tempel und Ländereien auf der Erde konnten sie uns leicht nehmen: aber im Olymp sind wir schon zu lange etabliert, um uns verdrängen zu lassen. Uebrigens wollen wir, zum Beweis unsrer vollkommenen Unparteilichkeit, den neuen Römern, ihrer Insolenz ungeachtet, das Recht der Apotheose unter denselben Bedingungen zugestehen, wie den alten. Wie ich höre, sollen die meisten von ihren Kandidaten, die an diese Standeserhöhung Anspruch machen, keine Personen von der besten Gesellschaft sein. Wir werden also, mit Sanct Peters Erlaubniß, immer vorher, ehe wir einen einlassen, eine kleine Untersuchung mit ihm vornehmen. Findet sich, daß er seiner übrigen Eigenschaften und Verdienste halben seinen Platz unter uns behaupten kann, so soll ihm, des goldnen Zirkels um den Kopf wegen, keine Einwendung gemacht werden; und Momus selbst soll ihm die Wunder, die man seine Gebeine oder seine Garderobe thun läßt, nicht vorrücken dürfen.

Juno. Mit den Mannspersonen kannst du es halten, wie du willst, Jupiter; aber die Damen will ich mir vorbehalten haben.

Benus. Es sollen sehr artige darunter sein.

Jupiter. Darüber wird sich, wenn der Fall eintritt, sprechen lassen. Und nun — kein Wort mehr von odiosus! Einen frischen Becher, Antinous!

## II.

Jupiter, Numa, hernach ein Unbekannter.

Jupiter. Wie kommt es, Numa, daß wir dich schon einige Tage nicht an der Göttertafel gesehen haben?

Numa. Die Nachrichten, die uns Merkur neulich von Rom brachte, ließen mir keine Ruhe, bis ich mit eigenen Augen gesehen hätte, wie die Sachen ständen.

Jupiter. Und wie hast du sie gefunden?

Numa. Ich sage es mit schwerem Herzen, Jupiter, aber vermuthlich sage ich dir nichts Neues damit: dein Ansehen bei den Sterblichen scheint unwiederbringlich verloren zu sein.

Jupiter. Hast du nicht gehört, was Apollo neulich über der Tafel sagte?

Numa. Er vertröstete dich weit hinaus, Jupiter, — und auch dieser Trost dreht sich am Ende doch nur um ein Wortspiel. Es ist gerade, als wenn ein kaldaischer Wahrsager den großen Alexander, da er zu Babylon mitten im Genuße seiner Eroberungen an einem armseligen Fieber sterben mußte, mit der Versicherung hätte trösten wollen, daß zwei tausend Jahre nach seinem Tode ein edler Enkel des großen Wittekind sein Bild in einem Ringe tragen werde. Ein solcher Gedanke mag, so lange man sich wohl befindet, ganz angenehm sein: aber für den Verlust des ersten Thrones der Welt ist er eine schwache Vergütung.

Jupiter. Ich hätte gedacht, Freund Numa, dein Aufenthalt im Olymp sollte deine Vorstellungen von solchen Dingen berichtigt haben?

Numa. Ich weiß sehr wohl, daß dich ein Dekret des Senats zu Rom des Einflusses, den du auf die Unterwelt hast, nicht berauben kann: aber —

Jupiter (aszetnd). Sprich nur gerade heraus, was du denkst! — mein Ohr ist seit einiger Zeit sehr duldsam geworden. — Aber was?

Numa. Dieser Einfluß muß doch wohl von keiner sonderlichen Bedeutung sein, oder ich begreife nicht, wie du dich des göttlichen Ansehens und der hohen Vorrechte, die du so viele Jahrhunderte lang in der ganzen römischen Welt genossen hast, entsetzen lassen konntest, ohne auch nur einen Finger zu rühren.

Jupiter. Wenn mein Flamen so etwas nicht begreifen kann, das mag ihm hingehen! aber du, Numa? —

Numa. Aufrichtig zu reden, Jupiter, — wiewohl ich gewissermaßen für den Stifter der altrömischen Religion gelten kann, so



war es doch nie meine Meinung, dem Aberglauben der rohen Römer mehr Nahrung zu geben, als zu ihrer Polizirung unumgänglich nöthig schien. Ich änderte zwar nichts Wesentliches am Dienste der Götter, die ein uralter Volksglaube vorlängst in den Besitz der öffentlichen Verehrung gesetzt hatte: indessen war doch mein Augenmerk dahin gerichtet, den Weg zu einer reinern Erkenntniß des höchsten Wesens, so zu sagen, offen zu erhalten, und wenigstens der größten Art von Abgötterei dadurch vorzubeugen, daß ich nicht erlaubte, die Gottheit weder unter thierischer, noch selbst unter menschlicher Gestalt abzubilden und in den Tempeln aufzustellen. Ich betrachtete schon damals die verschiedenen Personen und Namen, die der Glaube der Voreltern zu Göttern erhoben hatte, entweder als Symbole der unsichtbaren und unergründlichen Urfraft der Natur, oder als Menschen, welche die Dankbarkeit der Nachwelt für große Verdienste um das gesellige und bürgerliche Leben zu der Würde öffentlich verehrter Schutzgeister erhoben hatte. —

Jupiter. Und der Augenschein hat dich belehrt, daß du dich, in dieser letztern Vorstellung wenigstens, nicht sehr irrtest; wiewohl ich, was die Götterbilder betrifft, nicht deiner Meinung bin.

Numa. Hätt' es zu meiner Zeit Phidiasse und Alkamenes in Latium gegeben, vermuthlich würden diese Künstler auch mich auf andere Gedanken gebracht haben.

Jupiter. Wenn du uns also nie für etwas anderes gehalten hast, als was wir sind: woher die Verwunderung, daß wir es ganz wohl geschehen lassen können, wenn auch die Erdbewohner so weit kommen, uns für nichts mehr zu halten?

Numa. Es mag sein, daß die Gewohnheit unter euch zu leben, und euch von so langer Zeit her immer im Besitze der Anbetung der Menschen zu sehen, Schuld daran ist. Beides hat euch in ein wunderbares Hellsdunkel für mich gesetzt, und mir vielleicht unvermerkt eine zu hohe Meinung von eurer Natur und Erhabenheit gegeben. Kurz, ich gestehe, daß es mir Mühe kosten wird, Jupiter, mich an eine andere Vorstellungsart zu gewöhnen.

Jupiter. Beinahe hätte ich Lust, aus dem Hellsdunkel hervorzutreten und die Decke von dem Geheimnisse meiner Familie wegzuziehen, worüber sich so viele wackere Leute auf der Erde den Kopf ohne Noth zerbrochen haben.

Numa. Ich bin gewiß, daß du nichts dadurch verlieren wirst.

Jupiter. Man gewinnt immer bei der Wahrheit, Freund Numa! — Du weißt, daß keiner von uns Olympiern, wie lange wir auch schon da sind, und wie weit unsere Blicke reichen, einen Zeitpunkt angeben kann, da dieses unermessliche Ganze zu sein angefangen hätte, dessen Dasein vielmehr der überzeugendste Beweis ist, daß es nie angefangen hat. Hingegen kann man mit eben so

großer Gewißheit sagen, daß von allen sichtbaren Theilen desselben keines immer so gewesen sei, wie es ist. So hat z. B. die Erde, die wir einst bewohnten, schon vielerlei große Revolutionen ausgehalten, wovon sich, zum Theil, durch mündliche Ueberlieferung bei den ältesten Völkern einige Spuren erhalten haben. Von dieser Art ist die Sage unter den Nordländern, Indiern und Aegyptern: es habe eine Zeit gegeben, da die Erde von Göttern bewohnt worden sei. In der That waren die Bewohner der Erde in diesem ersten Zeitraume, wosern man sie anders Menschen nennen kann, eine Art von Menschen, die sich gegen die jetzigen ungefähr verhielt, wie der olympische Jupiter des Phidias zu den Priapen von Feigenholz, die das Landvolk zu Hütern seiner Gärten aufstellt; so weit ragten sie an Größe und Schönheit der Gestalt, an körperlicher Stärke und an Kräften des Geistes über die Menschen der spätern Perioden empor. Die Erde befand sich mit ihnen und durch sie in einem Zustande von Vollkommenheit, der ihrer damaligen Bewohner würdig war: aber nach Jahrtausenden trugen sich große Veränderungen mit ihr zu. Ein Theil der Nachkommenschaft ihrer ersten Bewohner artete auf verschiedenen Erdstrichen aus, über welche ihr Anwuchs sie genöthigt hatte, sich auszubreiten. Ungerwöhnliche Weltbegebenheiten, Erschütterungen, Vulkane, Ueberschwemmungen, veränderten die Gestalt dieses Planeten. Während ganze Länder vom Ocean verschlungen wurden, stiegen andere allmählig aus den Fluten empor: aber der größte Theil der alten Erdbewohner ging unter dieser furchtbaren Umwälzung der Dinge zu Grunde. Die wenigen übrig gebliebenen irrten betäubt, muthlos und einzeln unter den Trümmern der Natur umher. Der Zufall brachte zwar hier und da einen Deukalion mit einer Pyrrha zusammen; aber ihre Nachkommen sanken bald aus Mangel und Elend bis zu thierischer Wildheit herab. Inzwischen erholte sich die Erde allmählig wieder aus dem chaotischen Zustande, der die natürliche Folge jener schrecklichen Konvulsionen war, und wurde immer geschickter, ihren neuen Bewohnern Aufenthalt und Nahrung zu geben. Die neuen Stämme, womit sie sich wieder bevölkerte, nährten sich karglich von Jagd und Fischei, und, wo diese fehlten, von Eicheln und andern wilden Früchten; sie wohnten größten Theils in Wäldern und Höhlen, und die meisten waren so roh, daß sie nicht einmal den Gebrauch des Feuers kannten. Glücklicher Weise hatte sich auf den Höhen des Imaus ein Stamm jener ersten vollkommenern Menschenrace bei seinen ursprünglichen Vorzügen und im Genuße aller Vortheile der Künste und der Wissenschaften, die ihre Vorfahren erfunden hatten, erhalten. Durch ähnliche Katastrophen genöthigt, ihre angeerbten Wohnsitze zu verlassen, verbreiteten sie sich gegen Süden und Westen, und überall, wohin sie kamen, war ihre Aus-



Kunst der Erscheinung wohlthätiger Götter gleich. Denn sie brachten nebst einer gebildeten Sprache und milden Sitten alle die Künste mit, von welchen unter jenen verwilderten Thiermenschen keine Spur mehr anzutreffen war, und deren Mangel sie eben zu dieser unmenschlichen Thierheit herabgewürdigt hatte. Du begreifst, Freund Numa, daß sie von diesen armseligen Geschöpfen wie Götter aufgenommen wurden, und durch alles Gute, das sie ihnen mittheilten, durch die Künste des Ackerbaues, der Viehzucht und der Anpflanzung, wodurch sie die Schöpfer einer neuen Erde, durch die bürgerlichen Gesellschaften, deren Stifter, die Städte, deren Erbauer und Gesetzgeber sie wurden, durch die lieblichen Künste der Musen, wodurch sie mildere Sitten, feinere Freuden und süßeren Lebensgenuß verbreiteten, — du begreifst, sage ich, daß sie durch alle diese Wohlthaten sich verdient genug um die Menschen gemacht hatten, um nach ihrem Tode (wovon ihr Aufsteigen in dieses reinere Element die natürliche Folge war) von einer dankbaren Nachwelt als Schutzgötter verehrt zu werden. Auch wirst du nicht weniger begreiflich finden, daß diejenigen, die sich einst so viele und große Verdienste um die Sterblichen erworben, auch nach ihrem Uebergange in eine höhere Art von Leben noch Freude daran finden mußten, der Menschen, die das, was sie zu Menschen machte, von ihnen empfangen hatten, sich noch ferner anzunehmen, und überhaupt für die Erhaltung alles dessen zu wachen, wovon sie in gewissem Sinne die Schöpfer gewesen waren.

Numa. Nun wird mir auf einmal alles klar, Jupiter, was ich bisher nur wie in einem Nebel gesehen hatte. —

Jupiter. Und nun wird dir hoffentlich auch klar sein, warum ich sagte: ich könne es ganz wohl geschehen lassen, wenn die Menschen so weit in der Aufklärung kommen, daß sie uns für nichts weiter halten, als was wir wirklich sind. Aberglauben und Pfaffenbetrug, von Dichtern, Künstlern und Mythologen kräftig unterstützt, hatten den Dienst, den man uns erwies, — und den wir uns bloß wegen seines wohlthätigen Einflusses auf die Menschheit gefallen ließen, — nach und nach in eine thörichte Abgötterei verwandelt, die nicht dauern konnte, noch sollte; die von der immer zunehmenden Kultur nothwendig untergraben wurde, und, wie alle menschlichen Dinge, endlich in sich selbst zusammen sinken mußte. Wie könnte ich verlangen, daß etwas nicht erfolge, was nach den ewigen Gesetzen der Nothwendigkeit erfolgen muß?

Numa. Aber diese fanatischen Neuerer begnügen sich nicht, euern uralten und auf so große Wohlthaten gegründeten Dienst zu reinigen: — sie zerstören, sie vernichten ihn! Sie rauben euch sogar, was sie euch schlechterdings schuldig sind; und, weit entfernt, die Begriffe der Völker von den Göttern ihrer Vorfahren zur

Wahrheit herab zu stimmen, treiben sie den Unsinn ihrer frevelhaften Frechheit so weit, euch sogar für böse Dämonen und höllische Geister zu erklären und als solche zu behandeln.

Jupiter. Greifere dich nicht, guter Numa! Mußte ich mir nicht auch, als meine Altäre noch rauchten, jedes platte und unansständige Märchen gefallen lassen, womit die Poeten ihre kassenden Zuhörer auf meine Unkosten belustigten? Was kümmert es mich, was man da unten von mir spricht oder glaubt, nachdem der Zeitpunkt nun einmal gekommen ist, da der Dienst Jupiters den Menschen wohlthätig zu sein aufgehoert hat? Soll ich sie etwa mit Donnerkeilen zwingen, mehr Respekt vor mir zu haben? Was kann mir daran gelegen sein, ob sie mir den Olymp oder den Tartarus zur Wohnung anweisen? Bin ich hier nicht vor allen Wirkungen ihrer Meinung von mir gesichert? oder schenkt mir Ganymed deswegen eine einzige Schale Nektar weniger ein?

Numa. Aber ihnen ist daran gelegen, Jupiter, sich nicht durch die Aufhebung aller Gemeinschaft zwischen dir und ihnen, wozu sie sich verführen lassen, der Vortheile zu berauben, welche die Welt bisher unter deiner Regierung genossen hat.

Jupiter. Ich danke dir für deine gute Meinung von meinem Regimente, Freund Pompilius! Es gibt Spitzböse da unten, die meinen Einfluß auf die menschlichen Dinge in keinen so hohen Anschlag bringen; und, alles genau berechnet, dürften sie wohl so gar Unrecht nicht haben. Man kann nicht mehr für die Leute thun, als sie empfänglich sind; mit Wundern thun hab' ich mich nie gern abgegeben; und so geht dann gewöhnlich alles seinen natürlichen Gang, — toll genug, wie du siehst, aber im Ganzen doch so, daß man dabei bestehen kann. Dabei wird es, denke ich, auch für's künftige sein Verbleiben haben. Was ich zum gemeinen Besten beitragen kann, ohne aus meiner Ruhe heraus zu gehen, werde ich immer mit Vergnügen thun; aber zu schwärmen und mich für Undankbare und Narren kreuzigen zu lassen, das ist Jupiters Sache nicht, mein guter Numa.

#### Der Unbekannte erscheint.

Numa. Wer mag wohl der Fremde sein, der dort auf uns zu kommt? Oder kennst du ihn etwa schon, Jupiter?

Jupiter. Nicht daß ich mich erinnerte. Er hat etwas in seinem Ansehen, das keinen gewöhnlichen Menschen ankündigt.

Der Unbekannte. Ist es erlaubt, an eurer Unterredung Theil zu nehmen? Ich gestehe, daß sie mich aus einer ziemlichen Entfernung hierher gezogen hat.



Jupiter (vor sich). Eine neue Art von Magnetismus! — (Zum Unbekannten.) Du weißt also schon, wovon wir sprachen?

Der Unbekannte. Ich besitze die Gabe zu sein, wo ich will; und wo ihrer zwei Wahrheit suchen, da ermangle ich selten, sichtbar oder unsichtbar der dritte zu sein.

Numa (den Kopf ein wenig schüttelnd, leise zu Jupiter). Ein sonderbarer Patron!

Jupiter (ohne auf Numa zu achten, zum Unbekannten). So bist du ein sehr guter Gesellschafter! Mich freut es, deine Bekanntschaft zu machen.

Numa (zum Unbekannten). Darf man nach deinem Namen fragen, und woher du kommst?

Der Unbekannte. Beides thut nichts zur Sache, wovon die Rede unter euch war.

Jupiter. Wir sprachen bloß von Thatsachen; und diese erscheinen, wie du wissen wirst, einem jeden Zuschauer, nach seinem Standpunkt und nach Beschaffenheit seiner Augen, anders als den übrigen.

Der Unbekannte. Und doch kann eine jede Sache nur aus Einem Gesichtspunkte richtig gesehen werden.

Numa. Und der ist? —

Der Unbekannte. Der Mittelpunkt des Ganzen.

Jupiter (leise zu Numa). Hinter dem ist entweder sehr viel — oder gar nichts. (Zum Unbekannten.) Du kennest also das Ganze?

Der Unbekannte. Ja.

Numa. Und was nennest du seinen Mittelpunkt?

Der Unbekannte. Die Vollkommenheit, von welcher alles gleich weit entfernt ist, und der sich alles nähert.

Numa. Und wie erscheint dir jede Sache aus diesem Gesichtspunkte?

Der Unbekannte. Nicht stückweise, nicht was sie in einzelnen Orten und Zeitpunkten ist, nicht wie sie sich gegen diese oder jene Dinge verhält, nicht was sie durch ihre Einseitigkeit in den Dunstkreis der menschlichen Meinungen und Leidenschaften verliert oder gewinnt, nicht wie sie durch Thorheit verfälscht oder durch Verdorbenheit des Herzens vergiftet wird: sondern wie sie sich in ihrem Anfang, Fortgang und Ausgang, in ihrem eigenen innerlichen Streben, in allen ihren Gestalten, Bewegungen, Wirkungen und Folgen, zum Ganzen verhält; das ist, wie viel sie zum ewigen Wachsthum seiner Vollkommenheit beiträgt.

Jupiter. Das läßt sich hören!

Numa. Und wie findest du aus diesem Gesichtspunkte den Gegenstand, wovon wir beide uns bei deiner Ankunft besprachen? Die große Katastrophe, die in diesen Tagen alles, was dem Mens-

chengeschlechte so viele Jahrhunderte lang das Ehrwürdigste und Heiligste war, ohne alle Rücksicht und Schonung umgestürzt hat?

Der Unbekannte. Sie erfolgte nothwendig, denn sie war lange vorbereitet, und es braucht, wie du weißt, zuletzt nur noch einen einzigen Windstoß, um ein altes, übel zusammengefügtes, durchaus morsches, und überdies nur auf Sand gegründetes Gebäude vollends umzustürzen.

Numa. Aber es war doch ein so prächtiger Bau! so ehrwürdig durch sein Alterthum, so einfach bei der größten Mannichfaltigkeit, so wohlthätig durch den Schirm, den die Humanität, die Gesetze, die Sicherheit der Staaten unter seinen hohen Gewölben schon so lange gefunden hatten! War es nicht rathamer es auszubessern, als zu zertrümmern? Unsere Philosophen zu Alexandrien hatten so schöne Entwürfe gemacht, ihm nicht nur sein ehemaliges Ansehen, sondern sogar einen viel größeren Glanz und vornehmlich eine Symmetrie, Schönheit und Bequemlichkeit zu geben, die es noch nie gehabt hatte! Es war ein Pantheon von so großem Umfang und von so künstlicher Bauart, daß alle Religionen in der Welt — selbst diese neue, wenn sie nur verträglich sein wollte — Raum genug darin gefunden haben würden.

Der Unbekannte. Schade, daß es, mit allen diesen scheinbaren Vorzügen, doch immer nur auf beweglichem Sand gebaut war! Und, was die Verträglichkeit betrifft, wie willst du, daß in einer Sache von so großer Wichtigkeit, Wahrheit und Täuschung sich vertragen sollen?

Numa. Das geht sehr gut an, wenn nur die Menschen sich unter einander vertragen; sie, die nie ärger getäuscht werden, als wenn sie sich ausschließlich im Besitze der Wahrheit glauben.

Der Unbekannte. Wenn getäuscht zu werden nicht ihre Bestimmung ist, — wie du doch wohl nicht behaupten willst? — so kann und wird es auch nicht ihr Loos sein, ewig in Wahn und Verblendung, wie Schafe ohne Hirten, herum zu irren. Zwischen Finsterniß und Licht ist Dämmerung und Helldunkel allerdings besser als gänzliche Nacht, aber doch nur zum Uebergang von jener in das reine, alles erhellende Tageslicht. Der Tag ist nun aufgegangen, und du wolltest trauern, daß Nacht und Dämmerung vorüber sind?

Jupiter. Du liebst die Allegorie, wie ich höre, junger Mann; ich für meine Person spreche gern rund heraus. Vermuthlich willst du sagen, die Menschen würden durch diese neue Ordnung der Dinge glücklicher werden? Ich will es ihnen wünschen: aber noch sehe ich schlechte Anstalten dazu.

Der Unbekannte. Ganz unsehlbar wird es besser und unendlich besser mit den armen Sterblichen werden. Die Wahrheit



wird sie in den Besitz der Freiheit setzen, die das unentbehrlichste Bedingniß der Glückseligkeit ist: denn Wahrheit allein macht frei. —

Jupiter. Bravo! Das hörte ich schon vor fünf hundert Jahren in der Stoa zu Athen bis zum Ueberdruß. Säge dieser Art sind eben so unwidersprechlich und tragen eben so viel zum Heile der Welt bei, als die große Wahrheit, daß einmal eins — eins ist. Sobald du mir die Nachricht bringen wirst, daß die albernen Leute da unten, seitdem ein großer Theil von ihnen anders glaubt, als ihre Voreltern, bessere Menschen geworden seien, als ihre Voreltern, dann will ich dich für den Boten einer sehr guten Zeitung gelten lassen.

Der Unbekannte. Die Verderbniß der Menschen war zu groß, als daß selbst die außerordentlichsten Anstalten dem Uebel auf einmal hätten abhelfen können. Aber ganz gewiß werden sie besser werden, wenn die Wahrheit sie erst frei gemacht haben wird.

Jupiter. Das glaube ich auch; nur dünkt mich, sei damit nicht mehr gesagt, als wenn du sagtest: so bald alle Menschen weise und gut sein werden, werden sie aufhören, thöricht und verkehrt zu sein; oder, wenn die goldene Zeit, da Jedermann vollauf hat, gekommen sein wird, wird Niemand mehr Hunger leiden.

Der Unbekannte. Ich sehe die Zeit wirklich kommen, da alle, die ihr Herz der Wahrheit nicht vorsehllich verschließen, durch sie zu einer Vollkommenheit gelangen werden, wovon eure Weisen keine Ahnung hatten.

Jupiter. Bist du in den Mysterien zu Eleusis initiirt?

Der Unbekannte. Ich kenne sie so gut, als ob ich es wäre.

Jupiter. So wird dir bekannt sein, was der letzte Zweck dieser Mysterien ist?

Der Unbekannte. Froh zu leben und mit der Hoffnung eines bessern Lebens zu sterben —

Jupiter. Du scheinst mir ein großer Menschenfreund zu sein: weißt du etwas Wohlthätigeres für die Sterblichen?

Der Unbekannte. Ja.

Jupiter. So laß hören, wenn ich bitten darf!

Der Unbekannte. Ihnen das wirklich zu geben, was die Mysteriologen zu Eleusis versprochen.

Jupiter. Ich fürchte, das ist mehr, als du oder ich zu leisten vermöchten.

Der Unbekannte. Du hast es nie versucht, Jupiter.

Jupiter. Wer spricht gern von seinen Verdiensten? Indessen kannst du leicht ermeßen, daß ich zu der Ehre, die mir von so vielen großen und wohl policirten Völkern seit einigen Jahrtausenden

erwiesen wird, nicht gekommen sein kann, ohne etwas um sie verdient zu haben.

Der Unbekannte. Das mag schon lange sein! Wer zum Besten der Menschen nicht mehr thun mag, als er thun kann ohne aus seiner Ruhe heraus zu gehen, wird freilich nicht viel Heilbringendes thun. Ich gestehe, daß es mir saurer geworden ist.

Jupiter. Du gefällst mir, junger Mann! In deinen Jahren ist diese liebenswürdige Schwärmerei, die sich selbst für Andere aufopfert, ein wahres Verdienst. Wer könnte sich für die Menschen aufopfern, ohne sie zu lieben? und wer könnte sie lieben, ohne besser von ihnen zu denken, als sie werth sind?

Der Unbekannte. Ich denke weder zu gut, noch zu schlecht von ihnen. Ihr Elend jammert mich; ich sehe, daß ihnen zu helfen ist, und — es soll ihnen geholfen werden!

Jupiter. Das ist es eben, was ich sage. Du bist voll Muths und guten Willens; aber du bist noch jung; die Thorheit des Erdenvolkes hat dich noch nicht mürbe gemacht; in meinen Jahren wirst du ein ander Lied singen!

Der Unbekannte. Du sprichst, wie ich es von dir erwarten konnte.

Jupiter. Es kommt dir ärgerlich vor, mich so reden zu hören, nicht wahr? — Du hast einen großen und wohlthätigen Plan zum Besten der Sterblichen entworfen; du brennest vor Verlangen ihn auszuführen, du lebst und webst in ihm; dein weit sehender Blick zeigt dir alle deine Vortheile; dein Muth verschlingt alle Schwierigkeiten; du hast deine Existenz daran gesetzt: wie solltest du nicht glauben, damit zu Stande zu kommen? Aber — du hast es mit Menschen zu thun, mein Trauter! Nimm mir's nicht übel, daß ich geradezu spreche, wie ich denke; es ist ein Vorrecht des Alters und der Erfahrung. Du kommst mir vor, wie ein Tragödiendichter, der ein treffliches Stück durch lauter krüppelhafte, zwerghige, hintende und bucklige Schauspieler aufführen wollte. Noch einmal, Freund, du bist der erste nicht, der es versucht, etwas Großes mit Menschen auszuführen; aber ich sage dir, so lange sie sind, was sie sind, kommt aus allen solchen Versuchen nichts heraus.

Der Unbekannte. Eben darum müssen neue Menschen aus ihnen werden.

Jupiter. Neue Menschen? — (achend.) Das läßt sich hören! Wenn du das kannst! — Doch, ich glaube dich zu verstehen. Du willst sie umbilden, ihnen eine neue bessere Gestalt geben — das Modell dazu ist da — du darfst sie nur nach dir selbst bilden. Aber damit ist die Sache noch nicht gethan. Den Lehm zu deiner neuen Schöpfung hat dir die Natur gegeben, und den wirst du schon nehmen müssen, wie er ist. Denke an mich, mein Lieber! du wirst dir



alle mögliche Mühe mit deiner Töpferarbeit gegeben haben, und wenn sie aus dem Ofen kommt, wirst du deine Schande an ihr sehen.

Der Unbekannte. Der Lehm (um bei deinem Gleichnisse zu bleiben) ist an sich selbst nicht so schlecht, als du denkst; er kann gereinigt und so geschmeidig gemacht werden, als ich ihn nöthig habe, um neue und bessere Menschen daraus zu bilden.

Jupiter. Das soll mich freuen! Hast du die Probe schon gemacht?

Der Unbekannte. Allerdings.

Jupiter. Ich meine — im Großen. Denn daß unter tausend Stücken Eins gelingen kann, macht die Sache noch nicht aus.

Der Unbekannte (nach einigem Stutzen). Wenn die Probe im Großen noch nicht nach meinem Sinn ausgefallen ist, so weiß ich wenigstens, warum es nicht anders sein konnte. Es wird mit der Zeit schon besser gehen.

Jupiter. Mit der Zeit? — Nun ja! man hofft immer das Beste von der Zeit! Wer wollte auch ohne diese Hoffnung etwas Großes unternehmen? Wir wollen sehen, wie die Zeit deinen Erwartungen zusagen wird. Für die nächsten tausend Jahre kann ich dir wenig Gutes versprechen.

Der Unbekannte. Du hast, wie ich sehe, einen kleinen Maßstab, alter König von Kreta! Was sind tausend Jahre gegen den Zeitraum, den die Vollendung des großen Werkes erfordert, aus dem ganzen Menschengeschlecht eine einzige Familie guter und glücklicher Geschöpfe zu machen?

Jupiter. Ah! da hast du Recht! Wie manches Jahrtausend arbeiten die hermetischen Weisen bereits an ihrem Steine, ohne ihn zu Stande gebracht zu haben! Und was ist das Werk der weisen Meister gegen das deinige!

Der Unbekannte. Du scherzest zur Unzeit. Das Werk, das ich unternommen habe, ist eben so möglich, als daß das Samenorn einer Eeder zu einem großen Baum erwache; nur daß die Eeder freilich ihre Vollkommenheit nicht so schnell erreicht als eine Pappelweide.

Jupiter. Auch würde man dir gern zu Ausführung deines Werkes so viel Zeit lassen als du wolltest, wenn es nur darauf ankäme. Aber die gewissen und ungeheuern Nebel, womit die Menschen so viele Jahrhunderte lang die Hoffnung eines ungewissen Gutes erkaufen sollen, geben der Sache eine andere Gestalt. Was muß man von einem Plane denken, der dem Menschengeschlechte wohlthätig sein soll, und in der Ausführung so übel geräth, daß ein sehr großer Theil desselben, durch einen Zeitraum, dessen Ende unabsehlich ist, ohne alle Vergleichung unglücklicher, und, was noch ärger ist, an Kopf und Herz schlechter gemacht wird, als er jemals war? —

Ich berufe mich auf den Augenschein; und doch ist alles, was wir seit der Ermordung des braven Enthusiasten Julian gesehen haben, nur ein kleines Vorspiel des unermeßlichen Unheils, das die neue Hierarchie über die armen Gimpel von Menschen bringen wird, die sich von jedem neuen Liedchen, das man ihnen vorspielt, in die ungeahndete Schlinge locken lassen.

Der Unbekannte. Alle diese Nebel, über welche du im Namen der Menschheit wehklagst, — du, dem ihr Elend sonst so wenig zu Herzen ging! — sind weder Bedingungen noch Wirkungen des großen Plans, wovon die Rede ist; es sind die Hindernisse, die sich ihm von außen entgegen stellen, und womit das Licht nur allzu lange zu kämpfen haben wird, bis es die Finsterniß gänzlich überwältigt hat. Ist es die Schuld des Weins, wenn er in einem schimmlichen Gefäße verdorben wird? — Da es nun einmal Natur der Sache ist, daß die Menschen nur durch unmerkliche Grade an Weisheit und Güte zunehmen können; da ihrer Verbesserung von innen und von außen so unendlich viele Feinde entgegen arbeiten; da die Schwierigkeiten sich mit jedem Siege vermehren, und selbst die zweckmäßigsten Mittel bloß dadurch, daß sie durch Menschenköpfe gehen, in Menschenhände gestellt werden müssen, wieder zu neuen Hindernissen werden: — wie kann es dich befremden, daß es nicht in meiner Macht steht, meinen Brüdern die Glückseligkeit, die ich ihnen zugebracht habe, um einen geringern Preis zu verschaffen? Wie gern hätte ich ihnen all ihr Elend auf einmal abgenommen! — Aber auch ich vermag nichts gegen die ewigen Gesetze der Nothwendigkeit: genug, daß die Zeit endlich kommen wird —

Jupiter (ein wenig verdrüsslich). Nun, so wollen wir sie denn kommen lassen, und die armen Tröpfe, mit denen du es so wohl meinst, mögen indessen sehen, wie sie sich behelfen! — Wie gesagt, meine Blicke reichen nicht weit genug, daß ich von einem so weit-schichtigen und verwickelten Plane, wie der deinige, urtheilen könnte. Das Beste ist, daß wir unsterblich sind, und also Hoffnung haben, die Entwicklung endlich doch noch zu erleben, wie viele platonische Jahre sie auch auf sich warten lassen mag.

Der Unbekannte. Mein Plan, so groß er ist, ist im Grunde der einfachste von der Welt. Der Weg, auf welchem ich die allgemeine Glückseligkeit zu bewirken gewiß bin, ist eben derselbe, worauf ich jeden einzelnen Menschen zur Glückseligkeit führe; und was für seine Sicherheit bürget, ist — daß es keinen andern gibt. Uebrigens endige ich damit, womit ich anfang: Es ist unmöglich, nicht getäuscht zu werden, so lange man die Dinge stückweise und, wie sie im besondern erscheinen, betrachtet. Sie sind nichts wirklich, als was sie im Ganzen sind, und die Vollkommenheit, die alles zu Einem verbindet, wohin alles strebt, und worin endlich alles ruhen wird, ist



der einzige Gesichtspunkt, woraus alle Dinge richtig gesehen werden. — Und hiermit gehabt euch wohl! (Er verschwindet.)

Ruma (zu Jupiter). Was sagst du zu dieser Erscheinung, Jupiter?

Jupiter. Frage mich in fünfzehn hundert Jahren wieder.

### III.

Jupiter, halb sitzend, halb liegend auf einem mit Rosen bestreuten Ruhebett. Juno, zu seinen Füßen sitzend.

Jupiter. Und ist dies alles, liebe Juno, was du von mir zu begehren hast? Du hättest etwas Unmögliches fordern können, ich würde dir zu Gefallen versucht haben, ob es nicht möglich zu machen sei.

Juno. Du bist sehr galant, Jupiter. — Ich werde dir nie etwas Unbilliges zumuthen.

Jupiter. Die Könige und der Adel haben ja immer zu deinem Departement gehört, und es ist das wenigste, was du von meiner Bärtlichkeit erwarten kannst, daß ich dich in deinem eigenen Kreise ungehindert wirken lasse.

Juno. Weiter gehen auch meine Wünsche nicht. Denn, da ich deine dormaligen Grundsätze kenne, so wär' es wohl zu viel gefordert, wenn ich verlangen wollte, daß du dich selbst der Könige etwas lebhafter annehmen solltest.

Jupiter. Wie ich merke, meinst du, ich neige mich zu stark auf die Volksseite? Es mag etwas an der Sache sein; aber im Grunde geschieht es doch bloß darum, weil es eine meiner ersten Regierungsmaximen ist, immer zu denen zu treten, die am Ende Recht behalten. Die dormalige Zeit ist den Völkerhirten nicht günstig; die Reihe ist nun an den Völkern; und ich besorge sehr, meine Liebe, nur wenig für dich und deine Klienten zu thun, wenn ich dir schwöre, daß ich den Maßregeln, die du zu ihrem Vortheil nehmen wirst, keine Hindernisse in den Weg legen will.

Juno. So weit ist es doch hoffentlich mit uns noch nicht gekommen, daß die Erdbewohner, um unabhängig von uns zu sein, sich nur einbilden dürften, wir hätten keine Gewalt mehr über sie!

Jupiter. Wie gesagt, du kannst es versuchen, ich lasse dir freie Hände; ich sehe nur voraus, daß du, so wie die Sachen stehen, wenig Freude davon haben wirst.

Juno. Ich wollte lieber, daß du das nicht voraus sähest. Wenn ich argwöhnisch wäre —

Jupiter. Das bist du immer ein wenig gewesen, Dame meines Herzens! aber diesmal würdest du mir Unrecht thun. Es ist mein völliger Ernst, dir mein Versprechen zu halten, und die gebietenden Herren da unten — deinem mächtigen Schuß und — ihrem Schicksal zu überlassen.

Juno. Ich gestehe dir, Jupiter, daß ich nicht recht begreife, wie der König der Götter und der Menschen bei der Sache der Könige so gleichgültig bleiben, und, ohne einen Finger zu rühren, zusehen kann, wie seine Subdelegirten unvermerkt in Theaterprinzen und Kartenkönige verwandelt werden.

Jupiter. Dahin soll es doch so leicht nicht kommen, meine Beste.

Juno. Dahin ist es zum Theil schon gekommen, und dahin wird es zuletzt überall kommen, wenn wir die Hände länger in den Schooß legen.

Jupiter. Wir werden wahrlich aus einem Kartenkönige keinen Mann machen, wie Heinrich IV. in Frankreich oder Friedrich der Einzige war; und wer einen Kartenkönig aus sich machen läßt, verdient nichts Bessers zu sein.

Juno. Das ist eine bloße Ausflucht, Herr Gemahl! Du weißt sehr wohl, daß solche Könige, wie du da genannt hast, äußerst seltene Produkte der Natur und der Umstände sind, und daß es nur desto besser ist. Die Könige sind im Grunde doch nur unsere Stellvertreter; und dazu sind die gewöhnlichen immer gut genug, wenn wir sie nur nicht fallen lassen.

Jupiter. Das Kompliment, das du mir da zu machen geruchst, ist eben nicht sehr schmeichelhaft. Aber, basta! wir wollen uns darüber in keine Erörterung versteigen. Ich werde meine Stellvertreter, wie du sie nennst, nicht fallen lassen, so lange sie noch auf ihren eignen Beinen stehen können. Mein Amt ist, Niemand unterdrücken zu lassen, — wenn ich es verhindern kann. Nur, liebe Frau, laß uns der großen Wahrheit nicht vergessen: daß die Könige um der Völker, nicht die Völker um der Könige willen da sind.

Juno. Das ist, mit deiner Erlaubniß, Herr Gemahl, ein alter Weidspruch, der, wie die meisten weisen Sprüche dieser Art, viel zu sagen scheint, und im Grunde sehr wenig sagt. Die Könige sind da, um die Völker zu regieren, und die Völker sollen sich von ihnen regieren lassen; — das ist die Sache, und so verstand es schon der alte Homer, da er den klugen Ulysses zu dem unverständigen Pöbel des griechischen Heeres sagen läßt:



„Herrscherei taugt nichts! nur Einer sei Herrscher, nur Einer

König!“

Und damit sich Niemand einbilde, als ob der Szepter von der Willkür der Völker abhänge, setzt er weislich hinzu: daß es Jupiter selbst sei, aus dessen Hand die Könige dieses Zeichen der höchsten Gewalt empfangen. Dies ist Wahrheit, und ich kenne keine größere!

Jupiter. Ich bin dir und dem alten Homer sehr verbunden! Aber, wenn ich aufrichtig sprechen soll, was in jenen rohen Zeiten der ersten Jugend der Welt in gewissem Sinne für Wahrheit gelten konnte, ist es nicht mehr, sobald die Rede von einem Volke ist, das durch Erfahrung und Kultur endlich den Punkt erreicht hat, wo es seiner Vernunft mächtig und stark genug geworden ist, das Joch alter Vorurtheile und Wahnbegriffe abzuschütteln. Völker haben freilich ihre Kindheit so gut wie einzelne Menschen; und so lange sie so unwissend, so schwach und so unverständig wie Kinder sind, müssen sie auch wie Kinder behandelt; und durch blinden Gehorsam gegen eine Autorität, die ihnen keine Rechenschaft schuldig ist, regiert werden. Allein Völker bleiben so wenig als einzelne Menschen immer Kinder. Es ist ein Verbrechen gegen die Natur, sie durch Gewalt oder Betrug, oder (wie gewöhnlich) durch beides, in einer ewigen Kindheit erhalten zu wollen: aber es ist Unsinn und Verbrechen zugleich, sie noch immer als Kinder zu behandeln, wenn sie bereits zu Männern gereift sind.

Juno. Ich gebe dir gern zu, Jupiter, daß ein hoher Grad von Kultur eine andere Art zu regieren erfordert, als diejenige, die einem noch ganz rohen Volke, oder einem, das noch in den ersten Epochen seiner Bildung steht, die angemessenste ist. Aber alle Weisen des Erdbodens werden es nie so weit bringen, daß zehn Millionen Menschen, die zusammen ein Volk ausmachen, zwei Millionen Spaminondas und Epikteten an ihrer Spitze haben sollten; und so wird immer wahr bleiben, was Ulysses sagt:

„Alle können wir nicht regieren, wir ändern Achajen;  
Herrscherei taugt nichts! nur Einer sei Herrscher, nur Einer

König!“

Jupiter. Zugegeben! Nur, daß jedem Volke, wenn es so weit gekommen ist, seine Rechte zu verstehen, und seine Kräfte berechnen zu können, — wozu im Grunde der gemeinste Menschenverstand zureicht — unbenommen bleibe, selbst zu seiner politischen Wirtschaft zu sehen. (Juno schüttelt den Kopf.) — Ich meine, daß es denjenigen aus seinem Mittel, welchen es am meisten Einsicht und Rechtsschaffenheit zutraut, auftragen dürfe, eine solche Einrichtung zu treffen, daß die willkürliche Macht des Einzigen, und der Wen-

gen, die sich seiner Gunst und seines Vertrauens zu bemächtigen wissen, verhindert werde, Böses zu thun, die Kräfte des Staats zu verschwenden, die Sitten zu verderben, Weisheit, Tugend, und die Freimüthigkeit, alles laut zu sagen, was man für wahr hält, zu Verbrechen zu machen, kurz —

Juno. O, da hast du vollkommen Recht, Jupiter! Das sollen die Könige nicht dürfen! Sie müssen durch Religion und Gesetze eingeschränkt sein, das versteht sich! Sie müssen wissen, daß sie ihren Szepter bloß von Jupiter empfangen haben. —

Jupiter. Liebe Frau, berühre diese Saite nicht mehr, wenn ich bitten darf! Ich weiß am besten, was an der Sache ist; aber wenn es auch so wäre, wie du sagst, so würde doch den Völkern schlecht damit geholfen sein, wenn die Könige Niemand über sich hätten, als mich. Ich müßte sie alle Augenblicke mit Blitz und Donner daran erinnern, oder sie würden gerade so regieren, als ob kein Jupiter über ihnen wäre, und wenn sie mir auch alle Morgen in eigener Person und mit den größten Feierlichkeiten ganze Heertromben opferten.

Juno. Auch will ich ja nicht, daß die Religion das Einzige sein soll, was sie respektiren müssen —

Jupiter (etwas heissig). Die schlechtesten Könige werden uns immer am meisten respektiren. Sie sind es eben, die den großen ulyssischen Grundsatz, daß die Könige ihren Szepter von mir haben, zu einem der ersten Glaubensartikel erhoben haben, und die blinde Unterwerfung auf ihn gründen, die man dem Volke zur heiligsten aller Pflichten macht.

Juno. Ich sage ja, daß sie nach Gesetzen regieren sollen, deren Endzweck das gemeine Beste ist!

Jupiter. Das gemeine Beste! — Ein schönes Wort! — Und wer soll ihnen diese Gesetze geben?

Juno. O, die hat ja Themis schon längst auf dem ganzen Erdboden publicirt! Wo ist ein Volk so barbarisch, daß ihm die allgemeinen Gesetze der Gerechtigkeit und Billigkeit unbekannt wären?

Jupiter. Du stellst dich auch gar zu unschuldig, Kind! — Und wenn nun die Könige und ihre Werkzeuge, oder umgekehrt, die hochgebietenden Höflinge und Diener, und ihre gehorsamen Werkzeuge, die Könige, der alten Themis und ihrer verwirrten Gesetze ungeachtet, dennoch bloß nach Willkür regieren, und — weil sie die Macht dazu haben und von Niemand zur Rede gestellt werden dürfen — so viel Böses thun oder geschehen lassen (was dem Volke gleichviel ist), als ihnen beliebt? wie dann?

Juno. Das ist es eben, was wir verhindern müssen, Jupiter oder, wofür wären denn wir in der Welt?



Jupiter. Wir? — Nun ja, freilich, mein Schatz, da hast du Recht! Nur daß die Vernünftigen unter den Menschen die Sache von einer andern Seite ansehen. Wir Menschen, denken sie, sind doch am Ende die einzigen, die unter dem bisherigen Weltregimente gelitten haben; wir können uns selbst helfen; also wollen wir uns selbst helfen! Wer sich darauf verläßt, daß andere für ihn thun werden, was er selbst thun kann, und woran Niemanden mehr gelegen ist als ihm, der wird immer schlecht bedient werden.

Juno. Wie du sprichst! Wenn dich die Menschen da unten so reden hörten —

Jupiter. Wir sprechen ja unter uns, mein Kind! Wenn wir nicht klar sehen sollten! — Indessen hätte ich auch nichts dagegen, wenn alle Menschen wüßten, daß ich für meine Person es immer mit dem halte, der seine Schuldigkeit thut. Ich mag es ganz wohl leiden, daß die Leute gescheiter werden. Es war eine Zeit, da sie mir die unverdiente Ehre erwiesen, alles Unglück, das der Wetterstrahl unter ihnen anrichtete, auf meine Rechnung zu setzen, und weiß der liebe Himmel, was ich mir oft für Gottissen sagen lassen mußte, wenn der Blitz in meinen eigenen Tempel fuhr, oder über eine Menge Schurken weglief, um irgend einen Unschuldigen zu treffen. Nun, seit der wackere Nordamerikaner Franklin die Blitzableiter erfunden hat, und seitdem die Leute wissen, daß Metalle, hohe Bäume, Thurmspitzen und dergleichen, natürliche Blitzableiter sind, werden meine Donnerkeile immer weniger gefürchtet, ohne daß es mir einfiel, eifersüchtig darüber zu werden.

Juno. Wir kommen unvermerkt in's Moralisiren, lieber Jupiter —

Jupiter. Und die Moral, denkst du, hat mit der Politik nichts zu schaffen?

Juno. Das nun eben nicht: ich denke nur, die Politik habe ihre eigene Moral, und was für die Unterthanen Regel des Rechts ist, sei es nicht immer für die Monarchen.

Jupiter. Ich weiß die Zeit, wo ich auch so dachte; es ist eine sehr gemächliche und angenehme Art zu denken für Könige: aber, die Zeiten ändern sich, meine Liebe —

Juno. Wenn nur wir fest bleiben, so hat es wohl keine Noth.

Jupiter. Höre, Juno! Du weißt, daß ich das Vorrecht habe, etwas weiter vorwärts zu sehen, als ihr übrigen. Dein zuvorsichtlicher Ton bringt mich dazu, dir mehr zu entdecken, als ich anfangs Willens war.

Juno. Und was für ein Geheimniß kann das sein, daß du so bedenklich dazu aussiehst?

Jupiter. Alles ist dem ewigen Gesetze des Wechsels unterworfen, liebe Juno. Die Reihe ist nun an den Monarchien, und (etwas leise) die unsrige neigt sich zu ihrem Ende, so gut wie die übrigen. Der Schade wird nicht groß sein: es war doch nur Stückwerk.

Juno. Du sprichst im Traume, Jupiter.

Jupiter. Erst regierten Uranus und Sea; dann kam das Reich des Saturnus; dieses machte dem meinigen Platz — und nun —

Juno. Und nun? — Du wirst doch dein Reich nicht der Rationalversammlung zu Paris abtreten wollen?

Jupiter (außerst kalt). Und nun — ist das Reich der Nemesis herbei gekommen!

Juno. Das Reich der Nemesis?

Jupiter. Das Reich der Nemesis! So sagt mir ein uraltes, von Göttern und Menschen lange vergessenes Orakel, das Themis von sich gab, als sie noch im Besitz des delphischen Bodens war, und dessen ich mich in diesen Tagen wieder erinnere.

„Wenn,“ sagt das Orakel, „nach einer langen Umwälzung von Jahrhunderten, ein Reich auf der Erde sein wird, worin die Tyrannei der Könige, der Uebermuth der Großen und die Unterdrückung des Volks mit der Kultur aller Fähigkeiten der Menschheit gleichen Schritt halten, und beide endlich ihrem höchsten Gipfel so nahe sein werden, daß in Einem Augenblick aller Unterdrückten Augen sich öffnen und alle Arme zur Rache sich aufheben: dann wird die unerbittliche, aber immer gerechte Nemesis, ihren diamantnen Zaum in der einen, ihr haarscharf messendes Maß in der andern Hand, auf den Thron des Olympus herab steigen, die Stolzen zu demüthigen, die Unterdrückten zu erheben, und ein strenges Vergeltungsrecht an jedem Frevler zu vollziehen, der die Rechte der Menschheit mit Füßen trat, und im Taumel seines Uebermuthes keine andere Gesetze kennen wollte, als die ausschweifenden Forderungen seiner Leidenschaften und Launen. Zufrieden unter Jhr zu regieren, wird dann Jupiter selbst nichts weiter als der Vollzieher der Gesetze sein, welche sie den Völkern des Erdbodens geben wird; eine goldnere Zeit als die Saturnische wird sich dann über die unzählbaren Geschlechter besserer Menschen verbreiten, allgemeine Harmonie wird eine einzige Familie aus ihnen machen, und die Sterblichkeit allein wird der Unterschied zwischen dem Glücke der Bewohner der Erde und des Olympus sein.“



Juno (lachend). Das klingt ja herrlich, Jupiter! — Und du glaubst an diesen lieblichen Dichtertraum, und bist entschlossen, wie es scheint, mit den Händen im Schooße die Erfüllung desselben abzuwarten?

Jupiter (ernsthaft). Ich bin entschlossen, mich der einzigen Macht zu unterwerfen, die über mir ist; und wenn du guten Rath hören wolltest, so würdest du meinem Beispiele folgen, und ruhig kommen lassen, was doch kommen wird, wenn wir auch alle zusammen uns so sehr vergessen könnten, es verhindern zu wollen.

Juno. O gewiß werde ich kommen lassen, was ich nicht verhindern kann! Aber warum deswegen unthätig bleiben? Warum uns der Macht, die wir nun einmal haben, einem alten Drakel zu Liebe, vor der Zeit begeben, und nicht lieber alle unsere Kräfte anbieten, dem Dämon der Empörung, und der Wuth zu regieren, die in die Völker gefahren sind, Einhalt zu thun? Ich beharre auf meinem alten homerischen Drakel: Vielherrscheri taugt nichts! Die Völker sollen die Vortheile der Freiheit unter einer väterlichen Regierung genießen; nichts kann billiger sein; aber sie sollen sich nicht selber regieren, nicht das unentbehrliche Joch der Verhältnisse und Pflichten abwerfen, und eine Gleichheit einführen wollen, die nicht in der Natur des Menschen noch der Dinge ist, und die Betrogenen nur in einem Augenblicke der Trunkenheit glücklich machen kann, um sie beim Erwachen ihr wirkliches Elend desto schrecklicher fühlen zu lassen.

Jupiter. Sei unbesorgt, meine Beste! Nemesis und Themis werden alles, was jetzt noch zu viel oder zu wenig, zu rasch oder zu einseitig gethan wird, in's rechte Maß zu setzen wissen.

Juno. Noch bin ich nicht gesonnen, meinen Antheil an der Weltregierung einer andern abzutreten; ich fühle noch Muth in mir, meinem Amte selbst vorzustehen; und wenn du es immer mit denen hältst, die ihre Schuldigkeit thun, so verspreche ich mir deinen Beifall. Wenigstens habe ich dein Wort, daß du mir nicht entgegen arbeiten wolltest?

Jupiter. Und ich schwöre dir beim diamantnen Zaum der Nemesis, daß ich es halten will, so lange du weise genug bleibst, dir selbst einen Zaum anzulegen. Thue, was du für gut hältst, aber nöthige mich nicht, meine Schuldigkeit zu thun, meine Liebe!

Juno (indem sie ihn umarmt). Laß dir den schönen Antinous deine große Schale mit Nektar füllen, Jupiter, und pflege der Ruhe: Du sollst mit mir zufrieden sein.

## Kleinere Aufsätze und Aphorismen.

### Philosophie, als Kunst zu leben und Heilkunst der Seele betrachtet.

Die Menschen haben gelebt, und vielleicht Jahrtausende gelebt, eh' einer von ihnen auf den Gedanken kam, daß Leben eine Kunst sein könnte; und, nach aller Wahrscheinlichkeit, ist jede andere Kunst, von den Künsten Tubalkains an — bis zur Kunst Fliegen zu fangen (von welcher Schach Baham, ein Peritus in arte, versichert, daß es keine so leichte Sache sei, als viele Leute sich einbilden), schon längst erfunden gewesen, als endlich die scharfsinnigen Griechen, mit andern schönen Wissenschaften und Künsten, auch diese berühmte Kunst zu leben, Philosophie genannt, wo nicht gänzlich erfunden, doch zuerst in Kunstform gebracht, und auf einen hohen Grad der Verfeinerung getrieben haben.

Bei weitem der größte Theil der Menschekinder ließ sich nie etwas von einer solchen Kunst träumen. Die Leute lebten, ohne zu wissen, wie sie es damit machten; ungefähr wie Herr Jourdain in Moliere's bürgerlichem Edelmann sein Leben lang Prose gesprochen hatte; oder wie wir alle Athem holen, verdauen, uns auf mancherlei Art bewegen, wachsen und gedeihen, ohne daß unter Tausenden nur Einer weiß oder zu wissen verlangt, nach was für mechanischen Gesetzen und durch welche Verbindung von Ursachen das alles geschehe. Und in diesem dicken Nebel der Unwissenheit leben bis auf diese Stunde nicht nur alle die unzähligen Völker in Asia, Afrika, Amerika und den Inseln des Südmeers, weiße und olivenfarbe, schwarzgelbe und pechschwarze, bärtige und unbärtige, beschnittene und unbeschnittene, tättowirte und nicht tättowirte, mit und ohne Ringe durch die Nase, von den Riesen in Patagonien bis zu den Zwergen an der Hudsonsbay u. s. w. — sondern auch selbst von dem größten Theile der Einwohner unsers aufgeklärten Europa's läßt sich mit gutem Fuge behaupten, daß sie von besagter Kunst zu leben eben so



wenig wissen, und sich eben so wenig darum bekümmern, als das leichtsinnige Völkchen in Otahty, oder als die halb erstarrten Bewohner des Feuerlandes, die kaum etwas mehr als Seefälber sind.

Das Wunderbarste bei der Sache ist, daß alle diese Menschen (die, nach einer sehr billigen Berechnung, beinahe das ganze menschliche Geschlecht ausmachen), gleich ihren Voreltern bis auf Adam und Eva — die von wohl besagter schönen Kunst auch nichts wußten — dessen ungeachtet so herzhast drauf los leben, als ob sie ausgemachte Meister darin wären; ja, daß der größte Theil dieser Pfuscher sich so wohl dabei befindet, daß, in Rücksicht der sämtlichen wesentlichsten und wichtigsten Verrichtungen des menschlichen Lebens, nicht leicht Einer von den auf- und abgedungenen Meistern und Professoren der Kunst sich neben ihnen sehen lassen darf.

Cicero sagt irgendwo: Die Natur sei die beste Führerin des Lebens, welches vermuthlich so viel sagen soll, sie zeige uns am besten, wie wir uns durch dieß Erdenleben durchhelfen können; — in gleichen: Man könne gar nicht fehlen, wenn man sich von ihr führen lasse. — Daraus müssen sich nun wohl von jeder die Menschen verlassen haben. Eben diese Natur, dachten sie, die uns Athem, Essen und Trinken, Hände und Füße brauchen lehrt u. s. w., lehrt uns auch unsere Sinne, unser Gedächtniß, unsern Verstand, alle unsere übrigen Kräfte brauchen, lehrt uns auch, was sich für uns schickt oder nicht. Es bedarf nur so vieler Aufmerksamkeit, als uns jeder Gegenstand selber abnöthigt; so sehen oder fühlen wir, ob er Freund oder Feind ist. Unsere Nase und unsere Zunge lehren uns ohne allen andern Unterricht, welche Früchte, Kräuter, Wurzeln u. s. w. gut zu essen sind; im Nothfalle lehrt es uns auch wohl der Hunger ohne viel Umstände. Für alle unsere dringenden Bedürfnisse hat die Natur gesorgt. Entweder ist die Sache, die wir brauchen, schon da — so haben wir, was vornehmlich ist sie zu ergreifen und zu genießen; oder wenigstens sind die Materialien dazu da — so haben wir gerade so viel Verstand und Kraft und natürliches Geschick in unsern Gliedmaßen, um sie zu unserm Brauch und Zweck zu formen. Was dann auf's erste Mal nicht geht, geht beim zehnten oder zwanzigsten; und reichen zwei Arme nicht, so werden vier, sechs oder acht damit zu Stande kommen. Jeder neue Versuch setzt etwas zu unserm Begriff von der Sache und zu unserer Geschicklichkeit zu; wir lernen durch Irren und Fehlen, und werden Meister durch Übung, ohne zu merken, wie es zugegangen ist. Und eben diese Natur, die uns so weit bringt, verbirgt immer vor uns, was zu weit von uns liegt, als daß wir es, da wo wir sind, erreichen könnten; lehrt uns zufrieden sein mit dem, was wir haben, macht uns durch Unwissenheit glücklich, und hat uns diese wohlthätige Trägheit, worüber die Weltverbesserer täglich so viel

Klagen erheben\*), bloß dazu gegeben, damit wir nicht, vor ewiger Unruhe unsern Zustand zu bessern, aus dem Regen in die Traufe gerathen, und es uns nicht alle Augenblicke ergehe wie Zenem, der, um sich besser zu befinden, sich zu Tod arzneite, und zur Grabchrift erhielt: „Per star meglio, sto qui.“\*\*)

So lehrt die Natur alle Menschen leben, die der guten Mutter nicht aus der Lehre und Bucht gelaufen sind; und in allem dem ist, wie ihr seht, keine Kunst. Es ist die leibhaftige Natur selbst. Das berühmte Quam multis non ego!\*) jenes alten Weisen ist die angeborne Philosophie aller Samojeden, Lappen, Eskimos u. s. w., eine Philosophie, worin die Neu-Holländer, oder Neu-Walliser (wie sich die ehrlichen Leute nach Willkür der gebietenden Herren mit den Feuerrohren nennen lassen müssen) es am weitesten gebracht zu haben scheinen. Man komme nicht und sage: ein solches Leben sei ein Austerleben. Nennt es, wenn ihr wollt, fortdauernde Kindheit: aber ehret die Natur, die diese ihre Kinder auf dem kürzesten Wege zu jenem Glückleben (beato vivere) führt, wohin wir aufgestärten Leute, vor lauter Menge der Wege, die dahin führen, so selten oder gar nie gelangen können.

Der weise Theophrast (nicht Paracelsus, sondern der Schüler und Thronfolger des göttlichen Aristoteles) lebte neunzig Jahre, und als er nun zum Sterben kam, beklagte er sich über die Natur: „daß sie dem Menschen so wenig Zeit zum Leben gegeben habe, und ein ehrlicher Kerl gerade dann sterben müsse, wenn er die Kunst zu leben endlich in etwas ergriffen habe.“ — Wo hat ein Neu-Holländer jemals eine so unbillige Beschwerde geführt? Wenn er hundert Jahre alt geworden (was bei ihnen nichts Seltnes ist), so hat er just hundert Jahre gelebt, und steht von dem Gastmahle der Natur gesättigt auf — und wahrlich von einem Gastmahle, wo die Natur so schlecht zu essen gibt, daß der strengste Kandidat der Heiligsprechung es ohne Bedenken mithalten dürfte.

\*) Die Weltverbesserer klagen über die Trägheit der Menschen ungefähr aus eben dem Grunde, warum die Wucherer immer über nahrungslose Zeiten klagen, und meistens, wenn die Zeiten am besten sind. Es ist natürlich, daß ein Mann, der sich bewußt ist, daß er einen herrlichen Entwurf zur Verbesserung des Zustandes eines ganzen Volkes gemacht hat, seine Idee gern realisiert haben möchte: so wie einer, der ein Schauspiel gemacht hat, es gern aufgeführt sieht. Alle Köpfe, meint er, sollten sich also geschwinde nach dem seinigen brechen, und alle Arme nach seinem Winke rudern. Thun sie es nicht (wie dies denn gemeinlich der Fall ist), so schmählt er auf die Trägheit der Menschen; und das ist ihm zu verzeihen, weil er dabei verliert. Aber diese nämliche Trägheit schützt die Leute vor der Gefahr, alle Augenblicke das Opfer eines Projectes und einer angeblichen Verbesserung unwissender Adepten zu werden; und dies, denke ich, ist ihnen auch zu verzeihen, weil sie dabei gewinnen. Denn selten befaßt das geübte Project, wenn es auch anschlügt, den Schaden von den neuen, die fehlgeschlagen sind.

\*\*) Weil ich mich besser befinden woll', befin' ich mich hier.  
\*\*\*) Wie vieles bedarf ich nicht!



Aber — im Vorbeigehen zu sagen — ich glaube nichts weniger, als daß Theophrast die Albernheit gesagt habe, die man ihn sagen läßt. Die Leute an seinem Bette verstanden ihn nicht recht; und dann kam irgend ein Schulmeister lange hinter drein, wollte Sinn daraus machen, und machte, daß es eine Albernheit wurde. Ich wollte wetten, Theophrast meinte weder mehr noch weniger damit, als: er bedaure, daß er vor sechzig oder siebzig Jahren nicht schon so klug gewesen sei, zu sehen, daß er sich die Mühe ersparen könne, das als Kunst und Wissenschaft zu studiren, was ihn die Natur ohne Studium weit besser und sicherer würde gelehrt haben, wenn er Einsicht des Sinnes gehabt hätte, auf sie zu merken. — Nicht die unschuldige Natur, sondern seine eigene Thorheit klagte er an, wie die Meisten es in seinem Falle zu machen pflegen; wiewohl sie es eben so wohl bleiben lassen könnten: denn wozu hilft Reue, wenn man keine Zeit mehr hat, es besser zu machen.

Bei allem dem ist meine Meinung keineswegs, der wohl gedachten Kunst zu leben ihren Werth, so viel sie dessen haben mag, streitig zu machen.

Es ist irgendwo gesagt worden: die Kunst sei im Grunde nichts andres als die Natur selbst, die durch den Menschen, als ihr vollkommenstes Werkzeug, dasjenige, was sie gleichsam nur flüchtig entworfen oder angefangen, unter einem andern Namen, ausbilde und zur Vollkommenheit bringe. — Wenn die Kunst das ist, und sofern sie das ist, gebührt ihr alle Achtung.

Ja, auch alsdann, wenn sie bloß der geschwächten oder verderbten Natur zu Hülfe kommt, ist sie, wie die Arzneikunst, zuweilen wohlthätig, obgleich eben so ungewiß, und oft eben so unvermögend. Wo die Natur nicht mehr zum Leben hinreichend sein will, muß die Kunst freilich flüchten und stützen, kleistern und quacksalben, so gut sie kann. Oder, richtiger zu reden: auch auf diesen Fall hat die gute allgemeine Mutter für ihr Lieblingskind gesorgt; hat Mittel in ihren Vorrathskammern für jede Wunde oder Krankheit des äußern und inwendigen Menschen, so daß der Kunst nichts übrig bleibt, als zu beobachten und darzureichen. Je einfacher dann ihre Mittel sind, je weniger sie daran künstelt, desto besser für den Leidenden! Der Erfolg aber muß doch immer von der Natur allein erwartet werden. Hat sie noch Kräfte genug, sich an der Hand der Kunst aufzurichten, gut: wo nicht, so bleibt auch dieser nichts übrig, als den Kranken — sterben zu lassen und den Todten — einzubalsamiren. Lebenskraft kann sie nicht geben, wo keine ist.

Es ist schon lange, daß man der Philosophie, wegen dieser Ähnlichkeit mit der Arzneikunst, den Namen der Medicin für die Seele gegeben hat; und wirklich scheint diese Qualifikation geschickter zu sein, ihr Zutritt zu verschaffen, als wenn sie Anspruch macht, uns

nach den Regeln ihrer Kunst leben zu lehren. Denn welcher Mensch, der den freien Gebrauch seiner natürlichen Kräfte hat, fühlt nicht, daß er ohne sie leben kann? Sobald sie sich hingegen nur als Arzt anbietet, so wissen die Gesunden, daß sie nichts mit ihr zu verkehren haben.

Die Indianer in den Inseln der Südsee kennen, wie es scheint, keine Arzneien; aber sie wissen auch nichts von Krankheiten. Kleine Wunden oder Unpäßlichkeiten heilen bei ihnen von selbst, und an den tödtlichen sterben sie — wie wir auch. Und weil sie so glücklich sind, von einer Seele an und für sich keinen Begriff zu haben, sondern ein Mensch ihnen immer ein Mensch aus Einem Stück ist: so wissen sie auch nichts von besondern Seelenkrankheiten; und wenn sie ja zuweilen einen Anstoß dieser Art bekämen, so ist die Hungerkur, wozu sie mehr als zu viel Gelegenheit haben, ordentlicher Weise das kräftigste Heilmittel.

Ist es hingegen bei einem Volke mit der Verfeinerung schon so weit gekommen, daß Leib und Seele — anstatt daß beide nur Eine Person sein sollten — als zwei Mächte von verschiedenem Interesse behandelt werden, wo (wie bei unartigen Geleuten) jedes seine eigene Wirthschaft hat: was ist natürlicher, als daß aus einer so heillosen Ehe böse Folgen entstehen müssen? Der Mensch ist dann nicht mehr das edle Geschöpf, an dem alles Sinn und Kraft und Seele, oder (so zu sagen) alles Körperliche geistig und alles Geistige körperlich ist: er ist ein unnatürlicher centaaurischer Zwitter von Thier und von Geist, wo eines auf Unkosten des andern lebt; das Thier sich Bedürfnisse, der Geist Leidenschaften, Entwürfe und Endzwecke macht, die der Naturmensch nicht kannte; jedes das andere nach Vermögen drückt, zerrt, ängstigt und erschöpft, und endlich eine ungeheure Menge Leibes- und Seelenkrankheiten die Früchte sind dieser Scheidung dessen, was Gott zusammengefügt hat. Da mag nun wohl, wenn das Uebel auf's höchste gestiegen ist, jene Seelenarzneikunst ihre Hülfe zuweilen mit einigem Erfolg anbieten, und entweder purgando, saignando et clysterizando diesem oder jenem Patienten einige Erleichterung — oder, wenigstens durch angenehme Opiate, etwas betrüglische Ruhe verschaffen. Aber man hat doch nie gesehen, daß sie fähig gewesen wäre, das Uebel aus dem Grunde zu heben; und man darf kühnlich behaupten, daß ein Volk, wenn es einmal in die Hände der beiden Heilgöttinnen gefallen, schon zum Voraus unwiederbringlich verloren sei. Nicht eben, als ob man nothwendig von ihren Arzneien bersten müßte: sondern, weil, sobald man seine Zuflucht zu ihnen nimmt, das Uebel schon zu weit gekommen ist, um eine völlige Wiederherstellung zuzulassen.

Ich sagte: die Philosophie könne als Arzneikunst für die Seele um so eher ihren Platz behaupten, weil die Gesunden dann wüßten,



daß sie nichts mit ihr zu schaffen hätten. — Allein, wie alle Künste sich gern wichtiger machen, als sie sind, so hat auch diese Mittel gefunden, sich aller Welt als unentbehrlich aufzudringen. Sie gesteht nämlich (sowie ihre Schwester, die leibliche Arzneikunst) keinem Menschen zu, daß er gesund sei. Ihren Lehrsätzen und ihrem Ideal von Gesundheit nach, ist die ganze Erde ein großes Narren- und Siechenhaus, und nicht Einer befindet sich wohl genug, um ihrer Vorschriften entbehren zu können. Zum Glück ist dies eine Anmaßung, die man beiden nicht gelten läßt. Die Natur weiß nichts von Idealen. So lange ein Mensch sich gesund fühlt, hat er auch Recht sich für gesund zu halten; und, ohne sich zu bekümmern, ob Jemand was dagegen einzuwenden habe, lebt er geradezu als ein Gesunder, und liebt (wie Voltaire's *Adig*) keinen Buchstaben von allen den gelehrten Dissertationen, worin ihm die Herren beweisen, daß er unmöglich gesund sein könne. Es gibt freilich Fälle, wo ein Kranker eben darum desto gefährlicher krank ist, weil er sein Uebel nicht fühlt: aber diese Fälle sind selten, und können dem großen Haufen der sich wohl Befindenden an ihrem wohl hergebrachten Rechte gesund zu sein, keinen Abtrag thun.

### Was ist Wahrheit?

Diese Frage ist dadurch, daß sie schon so manchmal durch den Mund eines Pilatus ging, nichts desto schlechter geworden. Wessen Augen blinzen nicht, wenn er mit dieser Frage überrascht wird? Schon tausend- und zehntausendmal entschieden, wird sie immer wieder als ein Räthsel aufgeworfen werden, und in zehntausendmal tausend Fällen ein unauslösbare bleiben.

Aber so gewiß dies auch ist, wehe Denen, die eine boshafte Freude daran finden, der Schwäche unsers Gesichtes dadurch zu helfen, daß sie uns vollends blind machen! Das Wahrste von Allem, was jemals wahr genannt wurde, ist: daß mitten unter allem Trug von Erscheinungen, Gespenstern und Traumgebilden, wovon wir umgeben sind, jeder Sterbliche gerade so viel Wahrheit auffassen kann, als er zu seiner eigenen Nothdurft braucht.

Die Wahrheit ist, wie alles Gute, etwas Verhältnißmäßiges. Es kann Vieles für die menschliche Gattung wahr sein, was es für höhere oder niedrigere Wesen nicht ist; und eben so kann etwas von dem einen Menschen mit innigster Ueberzeugung als wahr empfunden

den und erkannt werden, was ein anderer mit gleich starker Ueberzeugung für Irthum und Blendwerk hält.

Die Uebereinstimmung eines Gefühls oder einer Vorstellung mit den allgemein anerkannten Grundwahrheiten der Vernunft ist eben so wenig als der Zusammenhang einer Vorstellung mit allen übrigen, welche die gegenwärtige innere Verfassung eines Menschen ausmachen, ein sicheres Merkmal der Wahrheit. Jene läßt uns weiter nichts als die Möglichkeit der Sache erkennen: und dieser kann ebensowohl bei der wahrsten Vorstellung fehlen, als bei der täuschendsten zugegen sein. Geschieht nicht öfters, was Jedermann für unmöglich hielt? Und wie oft betrügt die höchste Wahrscheinlichkeit? Erweitert sich nicht der Kreis der Möglichkeiten mit unserer Kenntniß der Natur und mit dem Anwachs unserer Erfahrungen? Daher zum Theil, daß Leichtgläubigkeit eine charakteristische Eigenschaft des hohen Alters ist, und, was seltsam scheinen mag, neben dem Unglauben besteht, der es nicht weniger ist. Kinder sind leichtgläubig aus Unwissenheit dessen, was möglich oder unmöglich ist: Alte sind es, weil sie so oft unglaubliche Dinge sich haben zutragen sehen, daß ihnen nichts mehr unglaublich scheint. Jene glauben alles, weil sie das Mißtrauen noch nicht kennen: bei diesen ist Mißtrauen eine der bitteren Früchte des Lebens, und macht sie eben so geneigt, an allem zu zweifeln, als die Erfahrung auf der andern Seite, alles für möglich zu halten.

Die subtilste und kaltblütigste Vernunft hat von jeher die subtilsten Zweifler hervorgebracht. Carneades, Pyrrho, Sertus, le Vayer, Bayle, Hume, waren Männer von großer Vernunft — und ich frage einen Jeden, der sich nicht erst seit ehegestern in der Welt umgesehen hat, was ist es, als gerade die kaltblütige, spißfindige, immer zurückhaltende, immer argwöhnische, immer voraussehende, immer räsonnirnde Vernunft, was von je her am geschäftigsten gewesen ist, Glauben und Liebe, die einzigen Stützen unsers armen Erdenlebens, zu untergraben und umzustürzen? — Wer wollte darum verkennen, wie viel der Mensch diesem Strahle der Gottheit, dem wir den so sehr gemißbrauchten Namen Vernunft geben, schuldig ist? Allerdings kann sie nichts dafür, daß Sophisten und Witzlinge von jeher ihren natürlichen Gebrauch in den unnatürlichen verwandelt haben; aber da der Mensch nun einmal diesen unglücklichen Hang hat, wehe ihm, wenn seine Vernunft die einzige Führerin seines Lebens ist!

Man hat sich schon so lange über die Leute aufgehalten, die ein unerklärbares inneres Licht zum Leitstern ihres Glaubens und Lebens machen; man hat sie in Schimpf und Ernste bestritten, zu Boden gespottet und zu Boden räsonnirt: und dennoch haben unleugbar alle Menschen etwas, das die Stelle eines solchen innern Lichts vertritt, und das ist — das innige Bewußtsein dessen, was wir fühlen.



Unter allen Kennzeichen der Wahrheit ist dies unleugbar das sicherste; vorausgesetzt, daß ein Mensch überhaupt gesund und des Unterschieds seiner Empfindungen und Einbildungen sich bewußt ist. Beweiset einem Menschen, seine Vernunft sei eine Zauberin, die ihn alle Augenblicke täusche und irre führe — das wird ihn noch nicht verwirren: beweiset ihm, daß er seinen Sinnen, seinem innern Gefühl nicht trauen dürfe — das verwirrt ihn! Und wenn es möglich wäre, daß euer Beweis seine volle Wirkung auf diesen Menschen thäte: so bliebe nichts übrig, als ihn stehenden Fußes in's Tollhaus zu führen.

Zum Glück ist der Glaube an sein eigenes Gefühl gerade das, was sich der Mensch am schwersten und seltensten nehmen läßt, ja was sich schwerlich irgend ein Mensch, wie schwach er immer sei, in irgend einem Falle nehmen läßt, wo er sich innigst bewußt ist, daß er gefühlt hat. Das Einzige, wodurch er dahin gebracht werden könnte, an der Wahrheit seines eignen Gefühls, oder, was eben dasselbe ist, an sich selbst und seinem eignen Dasein zu zweifeln, wäre der Fall, in welchen (in einer arabischen Erzählung) der Kalife Harrun Arraschid den armen Kaufmann Abu-Hassan durch einen Betrug, den dieser unmöglich entdecken konnte, versetzte; der aber auch, unvermeidlicher Weise, die Folge hatte, daß Abu-Hassan darüber in Raserei verfiel, und nicht anders als durch Entdeckung des Betrugs wieder hergestellt werden konnte.

Aber, sagt man, wie häufig sind die Fälle, wo ein Mensch durch seine Sinne oder durch sein inneres Gefühl betrogen wird? Wo er, ohne darum ganz wahnsinnig zu sein, für Empfindung hält, was bloße Einbildung ist? wo er einen Gegenstand in dem verfälschten Lichte der Leidenschaft oder des Vorurtheils sieht? u. s. w.

Unstreitig sind diese Fälle häufig. Und eben so häufig geschieht es, daß von zweien, die einander durch ihr Gefühl widerlegen, beide betrogen werden: daß, während der eine Jupiter ist und die sündige Welt mit Feuer zu zerstören droht — der andere uns dagegen seines gnädigen Schutzes versichert, weil er Neptunus ist, der durch seine Gewässer den Brand gar leicht wieder löschen kann. — Aber alle diese Fälle vermögen gleichwohl nichts gegen die Grundfeste des allgemeinen Menschensinnes; und der Glaube, den ein Jeder an sein eignes Gefühl hat, bleibt nichts desto minder in seiner vollen Kraft. Ich kann von der Natur, von unsichtbaren Mächten, kurz, von Ur-sachen, die ich nicht kenne, getäuscht werden: aber so lange ich mir bewußt bin, daß ich etwas gefühlt, beschaut, betastet habe — so glaube ich meinem Gefühl mehr als einer ganzen Welt, die dagegen zeugte, und als allen Philosophen, die mir a priori beweisen wollten, ich träume oder rase.

Freilich ist es verdächtig, wenn ein Mensch in Sachen des Gefühls eine ganze Welt, oder, was nicht viel besser ist, die vernünftigen Leute in der Welt wider sich hat; oder wenn er in sehr zusammengesetzten und verwickelten Dingen, in Sachen, die von scharfer Zergliederung und von richtiger Zusammenstellung und Verknüpfung einer Menge von Begriffen abhängen, welche selbst wieder Resultate von einer Menge anderer sind, — es ist, sage ich, verdächtig, wenn Jemand in Sachen dieser Art dem Wege der scharfen Untersuchung ausweicht, und immer nur auf Sein Gefühl oder Unser Gefühl provocirt. Aber was wollen wir mit ihm anfangen, wenn er uns nicht zur Untersuchung stehen will? Und wenn wir ihn auch dazu nöthigen könnten: wer soll zwischen seiner Empfindung und der unsrigen, oder zwischen unserer Vernunft und seinem Gefühl oder Glauben Richter sein? Wo ist der Areopagus, wo sind die Amphiktyonen, deren Ausspruch man in solchen Fällen sich unterwerfen könnte, wollte, müßte?

In metaphysischen und ästhetischen Dingen, das ist in Sachen, wo das Meiste auf Einbildung und Sinnesart ankommt, wäre das Billigste, einen Jeden im Besitz und Genuß dessen, was er für Wahrheit hält, ruhig und ungekränkt zu lassen, so lange er Andere in Ruhe läßt. Wer hat ein Recht, in seines Nachbarn Verzäunung einzudringen und den Frieden seiner Hausgötter zu stören? Mag doch seine Metusine einen Fischschwanz unter ihrem Rocke tragen; was geht das Andere an? Aber freilich, sobald der Mann in's Kreuz und in die Quere auf allen Landstraßen herumreitet, und alle, die da ruhig ihres Weges gehen, anhalten und mit eingelegter Lanze zwingen will, zu bekennen, daß seine Prinzessin schöner ist als die ihrige, oder wohl gar, daß sie allein schön, und jedes andere Gesicht ein Meerlaken-gesicht ist, — das ist etwas sehr Unangenehmes für Leute, die keine Lust haben sich zu balgen: und wiewohl die irrrenden Ritter, die solche Thaten thun, in den Augen kluger Leute ihre Entschuldigung unter dem Hute tragen, so mögen sie sich's doch selbst zuschreiben, wenn sie dann und wann unter Wäuselstreiber und Breller fallen, die nicht so säuberlich mit ihnen verfahren.

Die Wahrheit (wenn wir noch einen Augenblick mit dem Gleichniß spielen dürfen) flieht vor der teuflischen Verfolgung ihrer feurigsten Liebhaber, um in die Arme dessen zu laufen, der sie weder erwartete noch suchte. Der einfältigste Menscheninn findet sie am ersten, und genießt ihrer, wie der Lust, die er athmet, ohne daran zu denken. Der Grübler, der sie überall sucht, findet sie nirgends, just darum, weil er sich nicht einbilden kann, daß sie ihm so nahe sei. Und sobald ihrer zwei sich über ihren ausschließenden Besitz in die Haare gerathen, so darf man sicher rechnen, daß sie es ihnen macht, wie Angelita den beiden Rittern im Ariost: während die



tapfern Männer sich bei den Köpfen haben, geht die Dame davon, und lacht über beide.

Ist dies Bild zu komisch? — Nun, so ist hier ein andres, das eben so gut zur Sache paßt. Die Wahrheit ist weder hier noch da — Sie ist, wie die Gottheit und das Licht, worin sie wohnt, allenthalben: ihr Tempel ist die Natur, und wer nur fühlen, und seine Gefühle zu Gedanken erhöhen, und seine Gedanken in ein Ganzes zusammen fassen und ertönen lassen kann, ist ihr Priester, ihr Zeuge, ihr Organ. Keinem offenbart sie sich ganz; jeder sieht sie nur stückweise, nur von hinten, oder nur den Saum ihres Gewandes — aus einem andern Punkt, in einem andern Lichte; jeder vernimmt nur einige Laute ihres Göttermundes, keiner die nämlichen —

Und was haben wir also zu thun?

Anstatt mit einander zu hadern, wo die Wahrheit sei? wer sie besitze? wer sie in ihrem schönsten Lichte gesehen? die meisten und deutlichsten Laute von ihr vernommen habe? — lasset uns in Frieden zusammen gehen, oder, wenn wir des Gehens genug haben, unter den nächsten Baum uns hinsetzen, und einander offenherzig und unbefangen erzählen, was jeder von ihr gesehen und gehört hat, oder gesehen zu haben glaubt; und ja nicht böse darüber werden, wenn sich's von ungefähr entdeckt, daß wir falsch gesehen oder gehört, oder gar (wie es brünstigen Liebhabern, die ihr zu nahe kommen wollen, öfters begegnet) eine Wolke für die Göttin umarmt haben.

Vor allem aber, lieben Brüder, hüten wir uns vor der Thorheit, unsre Meinungen für Axiome und unumstößliche Wahrheiten anzusehen, und andern als solche vorzutragen. Es ist ein widerlicher, harter Ton um den Ton der Unfehlbarkeit; aber es gibt einen, der noch unausstehlicher ist — der Ton eines Energumenen, der, auf dem heiligen Dreifuße sitzend, alle seine Reden als Göttersprüche von sich gibt. — Bescheidenheit würde uns vor dem einen und vor dem andern sicher stellen.

Wenn ein Mann auch so alt wäre wie Nestor, und so weise wie siebenmal sieben Weise zusammen genommen, so müßt' er doch — eben darum, weil er so alt und so weise wäre — einsehen gelernt haben: daß man immer weniger von den Dingen begreift, je mehr man davon weiß; daß gegen Eine lichte Stelle, die wir in der unermesslichen Nacht der Natur erblicken, zehn tausend in Dämmerung, und zehnmal zehn tausend im Dunkeln vor uns liegen; und daß, wenn wir uns auch von diesem Erdklumpchen, das uns ein ungeheures Weltall scheint, bis zur Sonne aufschwingen, und in ihrem Lichte dies ganze Planetensystem mit allem seinem Inhalt und Zubehör so deutlich übersehen könnten, wie Jemand von der Spitze einer Terrasse seinen Garten überfiehet, dies nämliche Pla-

netensystem nun abermal nichts mehr für uns wäre als — eine lichte Stelle in der unermesslichen Nacht der Natur.

Und wenn dann der weise Mann in einer so langen Lehrzeit auch noch gelernt hätte, daß eben diese Unermesslichkeit und Unbegreiflichkeit, die für uns Erdbewohner eine Eigenschaft der ganzen Natur ist, sich auch in jedem einzelnen Stäubchen befindet; daß in jedem einzelnen Punkte der Natur Strahlen aus allen übrigen zusammen laufen, und wie unbegreiflich alle diese Strahlen, Beziehungen, Aus- und Einflüsse aller Dinge auf jedes und jeden Dinges auf alle, einander durchschneiden und durchkreuzen; wie unmöglich es also ist, nur eine einzige Erscheinung, eine einzige Bewegung oder Wirkung eines einzigen Theilchens der Natur recht zu erkennen, ohne zugleich die ganze Natur eben so zu durchschauen, wie der, in dem sie lebt und webt und ist: beim Himmel! ich denke, das müßte den weisen Mann bescheiden gemacht haben; und es sollte mich nicht wundern, wenn er alle seine Urtheile und Meinungen in einem Tone vorbrächte, den ein Mann wie Elihu, \*) der Sohn Barachiel von Bus, des Geschlechts Ram, mit allem Unwillen eines ehrlichen überzeugten Dogmatikers, für baren Skepticismus halten müßte.

Ein anderes ist, wenn ein Esel, dem der Herr den Mund aufthut, mit Zuversichtlichkeit spricht: dafür ist aller Respekt zu tragen; denn es ist nicht der Esel, sondern ein Gott, (dem es gleich viel gelten kann, durch welches Organ er sich hörbar macht) der durch den Esel spricht. Einem Menschen aber — es sei denn, er könne uns beweisen, daß er sich im Falle des besagten Esels befinde — ziemt es, ungeachtet des aufgerichteten Angesichts und des Blicks gen Himmel, der ihm gegeben ist, von Zeit zu Zeit auf seine Füße zu sehen und — bescheiden zu sein!

### Isfandiar, ein Fürst, wie es viele gibt.

(Aus dem „Goldnen Spiegel“.)

Isfandiar, Sohn Azors, Sultans von Scheschian, hatte die geschicktesten Lehrmeister in allen den Wissenschaften und Künsten, welche sich (wie man zu sagen pflegt) für einen Prinzen schicken. Er lernte von der Mathematik so viel, daß er ein Dreieck kunstmäßig

\*) So heißt der junge Mann im Buche Job, der, nachdem er dessen ältern Freunden lange stillschweigend zugehört hatte und es nicht mehr länger aushalten konnte, sie so mächtig heräusniren und zuletzt doch vor Job verstummen zu sehen, endlich im Unmuth seiner Seele ausbricht, sich der guten Sache Gottes anzunehmen, und im Eingang seiner Rede sagt: Ich bin der Rede so voll, daß mich der Dorn in meinem Bauch ängstet; siehe, mein Bauch ist wie der Moth, der zugestopft ist, der die neuen Häute zerreißt — u. s. w.



von einem Viereck unterscheiden konnte. Er wußte, zum Beweise seiner geographischen Kenntnisse, die Namen aller Flüsse, Seen, Berge, Provinzen und Städte von Scheschan herzusagen; und, um eine Probe seiner Stärke in der Philosophie zu geben, verteidigte er in seinem dreizehnten Jahre öffentlich einen sehr tiefsinnigen Beweis, daß ein Ding — ein Ding ist, und so lange und so fern als es ist, was es ist, nicht zugleich etwas Anderes sein kann, als es ist. Sein Lehrer in der Staatswissenschaft hatte nichts Angelegneres zu thun, als ihm die ausgebreitetste Kenntniß von dem Umfang und den Rechten der höchsten Gewalt, und von den unzählbaren Mitteln und Wegen, wie man sich mit guter Art des Eigenthums seiner Unterthanen bemächtigen kann, beizubringen. Hingegen nahm sich sein Lehrer in der Moral sehr in Acht, die Zärtlichkeit seines Ohres nicht durch Erwähnung des unangenehmen Wortes *Pflichten* zu beleidigen. Er bildete sich ein, es vortreflich gemacht zu haben, wenn er dem Prinzen, in zierlich gedrehten Perioden oder durch rührend ausgemalte Beispiele, Gerechtigkeit und Wohlthätigkeit als die höchsten Tugenden eines Fürsten vorschilderte. Aber der Ton, worin er von diesen Tugenden schwatzte, das unbefonnene und übertriebene Lob, womit er einige Fürsten wegen ziemlich zweideutiger Handlungen dieser Art unter die Götter versetzte, mußte natürlicher Weise eine verkehrte Wirkung bei seinem Untergebenen thun. Der junge Isfandiar machte sich von Gerechtigkeit und Wohlthätigkeit einen Begriff, der für das Glück seiner Unterthanen gänzlich verloren ging. Er glaubte, die Ausübung dieser Tugenden hänge bloß von seiner Willkür ab; und er muthmaßte auch nicht von ferne, daß sie allein durch ihre unzertrennliche Verbindung zu Tugenden werden, und daß die unermüdete Bestrebung, beide in dem ganzen Umfang des Regentenamtes auszuüben, eine so wesentliche Fürstenpflicht sei, daß derjenige, welcher sie fünfzig Jahre lang in der höchsten Vollkommenheit ausgeübt hätte, beim Schlusse seines Lebens kein anderes Lob verdient hätte, als das Zeugniß, seine Schuldigkeit gethan zu haben. Kurz, der höfische Mentor hatte keinen Begriff davon, daß man einem jungen Fürsten die Ausübung aller Tugenden, von welchen das Wohl seiner Untergebenen und die möglichste Vollkommenheit seines Staats abhängt, unter der Gestalt von Verbindlichkeiten vorstellen müsse, deren Forderungen eben so dringend als unverkennlich sind; es sei nun, daß man sie von den Gesetzen des höchsten Wesens, als des Königs über die Könige, oder von einem gesellschaftlichen Vertrag ableite, vermöge dessen derjenige, der die meisten Rechte zu haben scheint, gerade der ist, der die meisten Pflichten hat.

„Ohne Unterbrechung, Herr Doktor,“ sagte der Sultan; „ich sollte doch denken, der Sittenlehrer des jungen Prinzen Isfandiar

habe nicht so ganz Unrecht gehabt, ihm das, was ihr die Pflichten der Fürsten nennt, unter einer gefälligen Gestalt zu zeigen. Das Wort *Pflicht* ist ein hartes Wort; es hat für die Unterthanen selbst einen widrigen Ton; wie sollten wir andere unsre Ohren daran gewöhnen können? Wir werden die Tugend immer liebenswürdiger finden, wenn unsere Neigung zu ihr freiwillig ist, als wenn sie uns mit Gewalt aufgebürdet wird.“

„Um Vergebung, gnädigster Herr,“ erwiderte der freimüthige und unhöfische Danischmend. „Es gibt ein weniger gefährliches Mittel, uns unsre Pflichten angenehm zu machen. Anstatt uns zur Tugend durch Lobeserhebungen anzuspornen, welche die Ausübung unserer Schuldigkeit zu einem Gegenstande der Ruhmsucht und Eitelkeit machen, würde besser gethan sein, uns zu überzeugen, daß die Vollziehung unserer Pflichten mit den unmittelbarsten und wichtigsten Vortheilen und mit dem reinsten Vergnügen verbunden ist. Immerhin mag auch des Ruhmes, als des natürlichen Begleiters guter Thaten, erwähnt werden. Aber zu bedauern ist der Fürst, dessen Herz nicht empfindsam genug ist, das Vertrauen und die Liebe seines Volkes allen Lobgedichten, Ehrendenkmälern, Bildsäulen, Schaumünzen und Inschriften vorzuziehen, womit Dankbarkeit oder Schmeichelei seine Thaten verewigen können. Wie wenig wahre Befriedigung können ihm diese geben! denn wie oft sind sie nicht an Tyrannen und namenlose Könige verschwunden worden!“

„Danischmend hat nicht ganz Unrecht,“ sagte der Sultan, der diesen Abend in der Laune war, seinen Philosophen schwatzen zu hören; „der Moralist des Prinzen Isfandiar war, wie es scheint, ein zu guter Höfling, um ein guter Sittenlehrer zu sein.“

„Gleichwohl,“ fuhr Danischmend fort, „war sein Lehrer in der Geschichte noch schlimmer, wiewohl unstreitig der gelehrteste Mann in seiner Art, den man im ganzen Reiche hatte finden können. Die Geschichte war das Lieblingsstudium des Prinzen, und wirklich erwarb er sich eine Fertigkeit darin, womit er bei tausend Gelegenheiten sich und seinem Lehrer Ehre machte. Dieser erhielt zur Belohnung die Stelle eines königlichen Geschichtschreibers mit einer großen Pension. Konnte der gute Sultan Azor sich einsfallen lassen, daß der Mann, den er so edel belohnte, die Oberstelle auf einer Ruderbank verdient habe? Und doch war nichts gewisser.“

„Das Amt eines Lehrers der Geschichte bei einem jungen Fürsten erfordert einen Mann, der mit der wärmsten Rechtsschaffenheit einen tief sehenden und viel umfassenden Blick, und das reinsten sittlichen Gefühl mit der scharfsinnigsten Unterscheidungskraft vereinigt. Keine geringeren Eigenschaften setzt die vollkommene Gerechtigkeit voraus, welche er in Zeichnung der Charaktere und in Beurtheilung der Handlungen, sowohl aus dem sittlichen als politischen Gesichtspunkte



punkt, auszuüben hat. Er muß (wenn es mir erlaubt ist, mich durch ein Beispiel verständlicher zu machen) in Alexander einen dieser außerordentlichen Sterblichen erkennen, welche die Natur zu Ausführung ungewöhnlich großer Dinge gebildet hat; welche, die Götter Homers, eine Mittelklasse zwischen Menschen und höhern Wesen ausmachen, und daher in ihren Lasteren wie in ihren Tugenden mehr als gewöhnliche Menschen sind. Er muß jedem seiner Vorzüge, jeder seiner Tugenden ihr Recht widerfahren lassen, ohne seiner Laster um jener willen zu schonen, oder die Schönheit von jenen um dieser willen zu miskennen. Er muß fähig sein, in dem großen Entwurfe dieses wohlthätigen Eroberers einen ganz andern Geist zu entdecken, als derjenige war, der die Attila's antrieb, den Erdboden zu verheeren. Er muß einem Manne, der zum Beherrscher der Welt geboren war, aus der erhabenen Leidenschaft, große Thaten zu thun, kein Verbrechen machen; einer Leidenschaft, welche an einem kleineren Geist Ehrgeiz gewesen wäre, aber bei jenem der angenehme Enthusiasmus einer Heldenseele war. Aber weh ihm, wenn er nicht empfindet, daß der Sieg bei Arbela nicht mehr war, als was zwanzig andere griechische Feldherren eben so gut hätten bewerkstelligen können, als Alexander; und daß hingegen eine fast übermenschliche Größe der Seele dazu erfordert wurde, den Arzneibecher aus der Hand seines Leibarztes zu nehmen und mit ruhig heiterem Lächeln auszutrinken, während er demselben mit der andern Hand den Brief hinreichte, worin ihm entdeckt wurde, daß dieser Arzt durch Versprechungen, welche einen Heiligen verführen könnten, bestochen sei, ihm Gift zu geben! Weh ihm, wenn er nicht empfindet, daß Alexander, da er lieber brennenden Durst leiden, als etliche seiner Soldaten des Wassers, welches sie ihren schmachttenden Kindern in ihren Helmen zutragen, berauben wollte, ein größerer Mann war, als da er, von Feldherren und Königen umgeben, zum ersten Mal vom Thronhimmel der persischen Sultane auf das besiegte Asien herabsah; oder wenn er nicht empfindet, daß der überwundene Darius in dem Augenblicke, da er, gerührt von dem edlen Betragen seines Siegers gegen seine Gemahlin und Kinder, Niemand als Alexander für würdig erklärte, den Thron des Cyrus zu besteigen, — größer als Alexander war; — Alexander hingegen in dem Augenblicke, da er, berauscht von der wollüstigen Pracht der persischen Könige, beim Eintritt in das innere Gezelt des Darius ausrief: „Dies nenn' ich König sein!“ von der Höhe eines Halbgottes zum gemeinen Erdensohn herunterfiel.“

„Weit entfernt von dieser Feinheit und Wärme des sittlichen Gefühls, urtheilte der gelehrte Mann, der den jungen Isfandiar durch die Geschichte zu einem Könige bilden sollte, von den Großen und ihren Handlungen nach keiner bessern Regel, als nach dem Schein,

den sie von sich warfen, und (in allen Fällen, wo er keine besondere Ursache hatte, zu loben, was er nach seinen Grundsätzen hätte tadeln müssen) nach den Vorurtheilen der übel zusammenhängenden, schwärmerischen, in einigen Stücken überspannten, in andern allzu schlaffen Sittenlehre, an welche er in den Schulen der Bonzen auf eine mechanische Weise angewöhnt worden war. Jeder Eroberer hieß ihm ein Held, jeder freigebige Fürst großmüthig, jeder schwache Fürst gut. Vornehmlich machte er sich zur Pflicht, dem Prinzen von den Fürsten seines Stammes immer die vortheilhaftesten Begriffe zu geben, wiewohl es größtentheils auf Unkosten der Wahrheit geschehen mußte. Er malte Alles in's Schöne; er vergrößerte ihre guten oder erträglichen Eigenschaften, stellte ihre Laster in den tiefsten Schatten, und entschuldigte durch sophistische Spitzfindigkeiten, was sich nicht verbergen ließ. Kurz, er behandelte ihre Geschichte nicht anders, als ob die Begriffe vom Guten und Bösen, sobald sie auf einen Großen angewendet werden, willkürlich würden, oder als ob der königliche Mantel durch eine talismanische Kraft jedes Laster, das er bedeckt, in eine schöne Eigenschaft verwandeln könnte. — Man muß gestehen (pflegte er von einem offenbaren Tyrannen, oder von einem in Ueppigkeit versunkenen Wollüstling zu sagen), daß dieser große Sultan in einigen Handlungen seines Lebens die Strenge, welche durch die Umstände seiner Zeiten nothwendig gemacht wurde, etwas weiter getrieben hat als zu wünschen war — oder: Es ist nicht zu leugnen, daß seine Neigung zu den Ergötzungen nicht immer in den Schranken der weisesten Mäßigung blieb; aber diese Schwachheiten (setzte er hinzu) wurden durch so viele große Eigenschaften vergütet, daß es eben so unbillig als unehrerbietig wäre, sich dabei aufzuhalten.“

„Der junge Prinz hätte nicht so schlau sein müssen, als er war, wenn er sich nicht einige kleine Grundsätze hieraus gezogen hätte, welche das wenige Gute, das der Unterricht seines Sittenlehrers in seinem Gemüthe übrig gelassen hatte, vollends vernichteten; zum Beispiel: daß die Laster eines Fürsten ein Gegenstand seien, von welchem man mit Ehrerbietung reden müsse; daß ein Fürst um so weniger vonnöthen habe, seinen schlimmen Neigungen Gewalt anzuthun, weil es immer in seiner Macht stehe, das Böse, das er thut, wieder zu vergüten; daß man es einem Sultan desto höher anrechnen müsse, wenn es ihm gefällt, einige gute Eigenschaften zu haben, weil es bloß an ihm lag, ungestraft so schlimm zu sein, als er nur gewollt hätte, u. dgl. m. Der junge Isfandiar ermangelte nicht, aus diesen und ähnlichen Sätzen, welche aus der verkehrten Weise, wie ihm die Geschichte beigebracht wurde, zu folgen schienen, sich eine geheime Sittenlehre zu seinem eigenen Gebrauch zu bilden, welche desto gefährlicher war, da sein von Natur wenig empfindsames Herz



keine Neigungen hatte, welche seinen Launen und Leidenschaften das Gegengewicht hätten halten können."

"Ich habe mich, nicht ohne Gefahr, dem Sultan, meinem Herrn, lange Weile zu machen, bei der Erziehung des Prinzen Isfandiar verweilt, weil ich überzeugt bin, daß sie größtentheils an den Thorheiten und Lastern Schuld ist, welche die Regierung dieses unglücklichen Fürsten auszeichnen."

"Aber, wenn dies wäre," sagte Schach-Geбал, "wie viele Königs-söhne in der Welt müßten eben so schlimm sein als dein Isfandiar! Denn ich bin gewiß, daß unter zehn kaum Einer ist, der sich einer bessern Erziehung rühmen kann."

"So fehlerhaft" — fuhr Daniichmend fort — "indessen die Erziehung dieses Prinzen war, so würde doch der Schaden, den sie ihm zufügte, nicht unheilbar gewesen sein, wenn er nicht das Unglück gehabt hätte, einem gewissen Ramsal in die Hände zu fallen, der ein Bösewicht aus Grundsätzen, aber der angenehmste Bösewicht war, den man jemals gesehen hatte. Ich werde, um dem Charakter dieses Menschen sein gehöriges Licht zu geben, genöthigt sein, eine kleine Digression in die Gelehrtengegeschichte der damaligen Zeit zu machen."

"Es lebte damals ein Schriftsteller, Namens Rador, der sich von dem großen Haufen der moralischen Schreiber seiner Zeit durch eine Art von Antipathie gegen alles Aufgedunsene und Gezierte in Empfindungen, Begriffen und Sitten, und überhaupt durch eine merkwürdige Entfernung von der Kunstsprache sowohl als von den Maximen jenes großen Haufens unterschieden hatte. Es ist natürlich, daß die besagten Schreiber mit diesem Unterschied um so weniger zufrieden waren, weil das Publikum zwischen ihren Schriften und den seinigen noch einen andern Unterschied machte, der ihrer Eitelkeit nicht gleichgültig sein konnte. Man las nämlich seine Werke mit einem Vergnügen, welches immer die Begierde zurückließ, sie wieder zu lesen; da hingegen die übrigen ordentlicher Weise nur zum Einpacken der seinigen gebraucht wurden. Sie hätten mehr oder weniger als gewöhnliche Menschen sein müssen, wenn sie dieses nicht sehr übel hätten finden sollen. Sie suchten den Grund davon nicht in der schlechten Beschaffenheit der übel zubereiteten und unverdaulichen Nahrung, welche sie dem Geist ihrer Zeitgenossen vorsetzten, sondern (wie natürlich war) in der Verdorbenheit des menschlichen Herzens, welchem Rador, ihrem Vorgeben nach, auf die unerlaubteste Weise schmeichelte. Denn der scherzende Ton, worin er zuweilen sehr ernsthafte Wahrheiten sagte, und die launige Freimüthigkeit, womit er der Heuchelei die Maske abnahm und der Verblendung die Augen öffnete, waren in den übrigen untrügliche Zeichen seines bösen Willens gegen die Tugend. In der That dachte Rador

von den Tugenden der Sterblichen nicht ganz so günstig, als diejenigen, welche selbst für Muster angesehen werden wollen, zu wünschenswerthen Ursachen haben. Er leitete die meisten praktischen Urtheile und Handlungen der Menschen aus den mechanischen Wirkungen physischer Ursachen, oder aus den geheimen Täuschungen der Einbildung und des Herzens her; und je erhabener die Beweggründe waren, aus welchen Jemand zu handeln vorgab, desto größer war das Mißtrauen, welches er entweder in die Redlichkeit dieses Jemandes oder in die Gesundheit seines Gehirnes setzte. Wiewohl er überhaupt eine sehr gute Meinung von der menschlichen Natur hegte, so behauptete er doch, daß sie, binnen etlichen tausend Jahren, durch die unaufhörliche Bemühung, an ihr zu künsteln, zu bessern und zu putzen, so übel zugerichtet worden sei, daß es leichter wäre, an einem verstümmelten Götterbilde die Majestät des Gottes, den es vorstellt, als in den menschlichen Karrikaturen, die sich vor unsern Augen herumbewegen, die ursprünglich schöne Form der Menschheit zu erkennen. Indessen gab es doch, seiner Meinung nach, immer eine Anzahl schöner Seelen, welche (durch glückliche Zufälle, oder, wie er geneigter war zu glauben, durch die geheimen Veranstellungen einer wohlthätigen Gottheit), wo nicht ganz unverstümmelt, doch wenigstens nur mit leichten Beschädigungen, noch ganz leidlich davongekommen waren. Er erklärte sich für den wärmsten Liebhaber dieser schönen Seelen: von ihnen allein dachte er gut; ihnen allein traute er jede edle Gesinnung, und die Fähigkeit, der Tugend große Opfer zu bringen, zu. Die übrigen mochten noch so künstlich angestrichen, noch so gothisch herausgeputzt, in noch so weite und lang schleppende Mäntel eingehüllt sein, kurz, sich noch so viele Mühe geben, durch entlehnte Zierrathen und äußerliche Formen von Weisheit und Tugend Hochachtung zu erwecken: an ihm verloren sie ihre Mühe. Es sind Pagoden, pflegte er lächelnd zu sagen, welche sehr wohl thun, sich, wie die Sinesischen, in weite Mäntel zu hüllen; durchsichtiges Gewand würde ihre Ungestalt zu sichtbar machen. Rador mochte wohl so unrecht nicht haben, als die Pagoden, seine Gegner, die Welt gern überredet hätten. Gewiß ist, daß der bessere Theil der Welt sich nicht überreden lassen wollte, und daß er gerade so viele gesunde Köpfe und schöne Seelen, als man ihrer damals in Sinesien zählte, auf seiner Seite hatte. Selbst diejenigen, welche nicht in allen Stücken seiner Meinung waren, billigten sowohl seine Absichten als die Mittel, wodurch er sie ausführte, und erkannten in ihm den aufrichtigen Liebhaber des Wahren, und den wohlmeinenden Freund der Menschheit. Aber zufälliger Weise hatte er das Mißvergnügen, daß einige seiner Grundsätze von einer Art von Leuten gemißbraucht wurden, denen es gleich stark an feinerem Gefühle des Herzens und an Mäßigkeit der Beurtheilung mangelte. Das Wahre grenzt im-



mer so nahe an den Irrthum, daß man keinen Sprung vornehmen hat, aus dem sanft sich emporwindenden Pfade des einen in die reizenden Irrgärten des andern sich zu verirren. Diese Leute gaben sich das Ansehen, dem besagten Schriftsteller in Allem beizustimmen, einen einzigen Punkt ausgenommen. „Er hat Recht,“ sagten sie, „so lange er in seinem wahren Charakter bleibt, so lange er das Eitle der menschlichen Begriffe und Leidenschaften schildert, und das Lächerliche ihrer Forderungen an Weisheit und Tugend aufdeckt. Aber er schwärmt selbst, sobald er von schönen Seelen, von der Zaubererei der Empfindung, von Sympathie mit der Natur, und von der Göttlichkeit der Tugend fabelt. Es gibt keine schönen Seelen, und nur ein Thor glaubt an die Tugend. Was die Menschen Tugend nennen, besteht, wie die Münze in gewissen Ländern, in einer Anzahl abgeredeter Zeichen, welche man unter einem gewissen Stempel für einen gewissen Preis in Handel und Wandel gelte zu lassen übereingekommen ist. Der innere Werth kommt dabei gar nicht in Betrachtung. Dem Korn nach ist eben so wenig Unterschied zwischen dem Schelm, der gehangen wird, dem Nachrichter, der ihn hängt, und dem Richter, der ihn hängen läßt, als zwischen dem geschmeidigen Europäer, dem aufgeblasenen Perser, dem andächtigen Armenier, dem höflichen Sinesen und dem rohen Kamtschadalen. Das Gepräge macht den ganzen Unterschied.“

Die Leute, welche so dachten, fanden bald Anhänger genug, um eine zahlreiche Sekte anzumachen. Sie nannten sich die Philosophen, und wer nicht von ihrer Bruderschaft war, hatte die Freiheit, von den Titeln Betrüger oder Schwärmer, welchen er wollte, auszuwählen. Denn nach ihren Grundsätzen mußte er nothwendig eines von beiden sein. Der ehrliche Kador erfuhr die Kränkung, von der kurzichtigen Menge mit diesen anmaßlichen Philosophen in Eine Linie gestellt zu werden, weil sie zuweilen seine Sprache redeten, und in gewissen Stücken eben das zu thun schienen, was Er gethan hatte. Man konnte oder wollte nicht gewahr werden, daß nichts verschiedener sein konnte, als der Geist, welcher ihn, und der, welcher diese Philosophen besetzte, und als der Endzweck, den Er und Sie sich vorgesetzt hatten. Wenn Er des Schwärmers spottete, und den Aftersweisen, den Betrüger oder den Selbstbetrogenen ihrer Ansprüche an Weisheit und Tugend entsetzte, so geschah es auf eine Weise, welche in Personen von gesundem Urtheile keinen Zweifel veranlassen konnte, daß er es nicht redlich mit Wahrheit und Tugend meine. Wenn Sie hingegen eben dies zu thun schienen, fiel es in die Augen, daß ihre Absicht sei, die Tugend selbst lächerlich zu machen, und den ewigen Unterschied zwischen Wahr und Falsch, Recht und Unrecht aufzuheben. Der Schmerz, sich mit einer Klasse von Menschen, die er verachtete, vermengt zu sehen, und die Gefahr,

durch den Muthwillen der einen und den Unverstand der andern wider seinen Willen Böses zu thun, brachte ihn, ohne daß er sich einen Augenblick bedachte, zu der einzigen Entschließung, welche in solchen Umständen eines ehrlichen Mannes würdig war. Er erklärte sich öffentlich, und mit Verachtung des Tadel und der Vorwürfe, welche er von beiden Gattungen zu erwarten hatte, für die Sache der Tugend. Aber da er, seiner Ueberzeugung treu, fortfuhr, keine Tugend gelten zu lassen, welche nicht, zum untrüglichen Zeichen ihres innern Werthes, mit dem Stempel der schönen Natur bezeichnet war, so erfolgte, was er vorher gesehen hatte. „Die besagten Philosophen und der Pöbel der Moralisten waren in gleichem Grade unzufrieden mit ihm.“ Beide fanden in seinen Schriften so viel Vorwand, als sie nur wünschen konnten, seine Grundsätze und seine Absichten in ein falsches Licht zu stellen; und am Ende zeigte sich, daß er mit allen seinen Bemühungen nichts gewonnen hatte, als die kleine Zahl der Vernünftigen in der Ueberzeugung zu stärken: „Daß Blödigkeit des Geistes und Verkehrtheit des Herzens gleich unheilbare Uebel sind; daß es zwar nicht unmöglich ist, durch mechanische Mittel den großen Haufen der Menschen zu einer ganz leidlichen Art von — Thieren zu machen; aber, daß Weisheit und Güte ewig ein freiwilliges Geschenk bleiben werden, welches der Himmel nur den schönen Seelen macht.“

„Was du uns hier erzähltest, Danischmend, möchte sich an einem andern Orte ganz gut haben hören lassen,“ sagte der Sultan, „aber du scheinst darüber vergessen zu haben, daß die Rede nicht von deinem Freunde Kador, sondern von dem Prinzen Isfandiar, und von einem gewissen schelmischen Kamfalu war, den du uns als einen Verfälscher dieses jungen Menschen bekannt machen wolltest.“

Sire (war Danischmends Antwort), Ihre Hoheit ziehen mich in diesem Augenblicke aus keiner geringen Verlegenheit. Ich fing eben an gewahr zu werden, daß ich mich verirret hätte; und wer weiß, was für Wendungen ich hätte nehmen müssen, um mich wieder auf den Punkt zu finden, den ich unvermerkt aus dem Gesichte verlor! Der Kamfalu also, zu welchem Sie mich zurück zu bringen die Gnade haben, war eines von diesen verzärteltesten Kindern der Natur, welche sie in einem Anstoß von verschwenderischer Laune mit allen ihren Gaben überhäuft, aber vor lauter Eilfertigkeit die einzige vergessen hat, ohne welche alle übrige mehr gefährliche als vortheilhafte Geschenke sind. Er war von schöner Bildung, und der Bau seines Körpers schien Unsterblichkeit anzukündigen. Er besaß in einem hohen Grade Alles, was einen jungen Mann zu einem Günstling des schönen Geschlechtes zu machen pflegt, und Alles, was ihn im Besitz ihrer Gunst erhalten kann. Er war lebhaft, feurig, unternehmend, und Niemand hatte die Kunstsprache der



Bärtlichkeit und alle die schlaun Verführungskünste, wodurch sich die Schönen wissend oder unwissend hintergehen zu lassen gewohnt sind, mehr in seiner Gewalt als er. Das Einnehmende seiner Person, ein unerschöpflicher, mit der größten Leichtigkeit in tausend Gestalten sich verwandelnder Wig, und eine natürliche Beredsamkeit, bei welcher ihm, in gewissen Fällen, seine Begierden die Dienste der höchsten Begeisterung thaten, machten ihn zum angenehmsten und gefährlichsten Gesellschafter von der Welt. Nichts konnte leichtfertiger sein, als seine Grundsätze in Beziehung auf die Gebieterinnen unsers Herzens; aber unglücklicher Weise für das arme Scheschan waren diese Grundsätze ein Theil des allgemeinen Systems seiner sittlichen Begriffe. Eblis (so nannte sich der Ramsalu), dessen Herz keine Vermuthung hatte, daß es eine höhere Art von Vollust gebe, als die Befriedigung der Sinne und das eigennützige Vergnügen des gegenwärtigen Augenblicks — Eblis hatte sich ein System gemacht, aus welchem Wahrheit, Tugend, Bärtlichkeit, Freundschaft, kurz, jedes schönere Gefühl und jede edlere Neigung, verbannt waren. „Alles ist wahr,“ sagte er, „je nachdem wir es ansehen; von unserer innerlichen Stimmung und von dem Gesichtspunkte, woraus wir sehen, hängt es lediglich ab, ob uns ein Gegenstand schön oder häßlich, gut oder böse scheinen soll. Tugend ist eine Uebereinkunft der feinem Köpfe, durch einen angenommenen Schein von Gerechtigkeit, Uneigennützigkeit und Großmuth dem großen Haufen Zutrauen und Ehrfurcht einzusößen. Sie bedient sich dazu einer gewissen hoch tönenden Sprache, gewisser edler Formen und schlauer Wendungen, welche sie unsern Neigungen und Handlungen gibt, um das Ziel unserer Leidenschaften desto sicherer zu erhalten, je behutsamer wir es den Augen der Welt zu entziehen wissen. Müßige oder bezahlte Pedanten haben diese Sprache, diese Formen in einen wissenschaftlichen Zusammenhang räsonnirt. Blöde Köpfe sind einfältig genug gewesen, diese Zeichen für Sachen anzusehen, und unter diesen leeren Formen gleichsam einen Körper zu suchen. Narren haben sich zu allen Zeiten vergebens oder auf Unkosten ihrer Vernunft bemüht, uns die Tugend, von welcher jene Schwachen, in ihrem Leben zu zeigen. Aber ein dreifacher Thor mußte der sein, der einen Freund auf Unkosten seiner selbst glücklich machen, — der den Augenblick, das einzige, was in seiner Gewalt ist, einem Traume von Zukunft opfern, — oder für andere leben wollte, wenn er sie nöthigen kann, für ihn da zu sein!“ Diese abscheuliche Moral —

„Ich besorge, Danischmend, es ist die Moral von zwei Fünfteln meiner Raja's, Omra's und Molla's,“ sagte der Sultan.

Das verhöte der Himmel, versetzte Danischmend. Aber dessen bin ich versichert, daß es, wenn unser Herz uns nicht, wider Willen

unserer Köpfe, zu bessern Leuten machte, die Moral aller Erdenbewohner wäre.

Die Grundsätze des verführerischen Eblis fanden in dem Herzen des Prinzen Isfandiar so wenig Widerstand, daß sie sich ohne große Mühe seines Kopfes bemächtigten konnten. Eblis hatte das Anstößige, welches sie für eine jede noch nicht ganz verdorbene Seele haben müssen, so geschickt zu verbergen gewußt, daß der Prinz sich mit vollkommener Sicherheit dem Vergnügen überließ, seinen Geist, wie er wähnte, von Vorurtheilen zu entfesseln, deren Joch nur diejenigen tragen mußten, welche zum Gehorchen geboren wären. Da er ohnehin eine starke Neigung in sich fühlte, seine Laune zur einzigen Regel seiner Urtheile und Handlungen zu machen, so konnte es nicht wohl anders sein, als daß er ein System sehr überzeugend finden mußte, welches ihm, von dem Augenblick an, da er Alles können würde, was er wollte, die Vollmacht erteilte, Alles zu wollen, was er konnte.

Die Ungebild, so viel Jahre, als der König, sein Vater, noch zu leben hätte, zwischen sich und dem Ziele seiner feurigsten Wünsche zu sehen, nahm mit jedem Jahre so stark zu, daß sie bei einem Prinzen, der so wenig gewohnt war, seinen Leidenschaften zu gebieten, sich endlich zu deutlich verrathen mußte, um dem alten Azor verborgen zu bleiben. Alle Mühe, die sein Liebling anwandte, ihn zu einem klügern Betragen zu bereden, war vergeblich. Isfandiar tadelte alle Maßregeln des Hofes, sprach mit sehr wenig Zurückhaltung von den Schwachheiten seines Vaters, und begegnete der schönen Gulnaze so, als ob er sich vorgesetzt hätte, sie alle Augenblicke zu erinnern, daß sie eine persische Tänzerin gewesen sei.

Azor ertrug diesen Uebermuth mit einer Nachsicht, welche zu sehr die Miene einer Schwachheit hatte, um den Prinzen zum Gefühl seiner Pflicht zurück zu bringen; und in der That würde ein strengeres Verfahren zu nichts gedient haben, als ihn die Abnahme seines Ansehens und die Ohnmacht einer zum Ende sich neigenden Regierung desto kränkender fühlen zu lassen. Die seinige war so verfaßt, daß sein Thronfolger schon dadurch allein, weil er sie öffentlich mißbilligte, der Abgott des Volkes wurde. Der Hof des leßtern vergrößerte sich zusehens; und man sprach endlich so laut von der Nothwendigkeit, den alten König einer Bürde, welche jüngere Schultern erfordere, zu entladen, daß Isfandiar vermuthlich nicht länger gezögert haben würde, diese Gefinnungen der Nation zum Vortheil seiner Wünsche anzuwenden, wenn ihn nicht der Tod des Königs wenigstens dieser leßten Stufe seines Verbrechens überhoben hätte.

Niemals sind die Erwartungen eines Volkes stärker betrogen worden, als an dem Tage, da Isfandiar den Thron von Scheschan



bestieg. Aber was für Ursache hatten auch die Scheschianer, mehr von ihm zu erwarten, als von seinem Vater? Wie viele Könige, welche sich durch die heiligsten Gelübde verbinden müssen, nur für die Glückseligkeit ihrer Völker zu leben, erinnern sich dieser Gelübde noch, nachdem sie den ersten Zug aus dem Zauberkehl der willkürlichen Gewalt gethan haben? In Scheschian mußten sich die Könige zu nichts verbinden. Das Volk schwor ihnen grenzenlosen Gehorsam, und Sie — erlaubten, am Tag ihrer Krönung, dem geringsten ihrer Unterthanen — den Saum ihres Mantels zu küssen. Was für Erwartungen kann ein Volk auf eine solche Gnade gründen?

Nzor hatte vor seiner Thronbesteigung alle Herzen durch Barmherzigkeit und Güte gewonnen; man erwartete goldene Zeiten von ihm, und fand sich betrogen.

Isfandiar hatte sich nie die geringste Gewalt angethan, die ungestüme Hitze, die Unempfindlichkeit und das Wetterwendische seiner Gemüthsart zu verbergen. Niemand wußte einen Zug von ihm anzuführen, der eine große Seele oder ein wohlthätiges Herz bezeichnet hätte. Allein man war der langen Regierung seines verhassten Vaters überdrüssig; Isfandiar hatte sich öffentlich an die Spitze der Mißvergnügten gestellt; man hoffte, daß derjenige besser regieren würde, der von den Gebrechen der alten Regierung so lebhaft gewührt schien, und so viele Gelegenheit gehabt hatte, durch fremde Fehler weise zu werden. Aber man betrog sich sehr. Isfandiar würde sich eben so mißvergnügt gezeigt haben, wenn Nzor der beste der Könige gewesen wäre.

Die erste Probe, welche der neue Sultan von einem Vorhaben, ohne Grundsätze zu regieren, gab, war die Veränderung, die er bei Hofe und in der Staatsverwaltung vornahm.

In den letzten Jahren Nzors hatte man sich durch die äußerste Noth gedrungen gesehen, den übermäßigen Aufwand der Hofhaltung einzuschränken, und einige Männer von bewährter Redlichkeit und Einsicht zu den wichtigsten Staatsbedienungen zu berufen. Es war zu spät für die Glückseligkeit von Scheschian; aber noch immer früh genug, um noch größere Uebel zu verhüten. Durch die Weisheit und unverdrossene Arbeit dieser ehrwürdigen Alten war die Staatswirtschaft in bessere Ordnung gebracht, und dem Volk ohne Nachtheil der Krone, beträchtliche Erleichterung verschafft worden. Isfandiar zählte vermuthlich Beides unter die Mißbräuche; denn er setzte seinen Hofstaat auf einen prächtigen Fuß, als er in den glänzendsten Zeiten Nzors gewesen war; und die einzigen unter den Staatsbedienten seines Vaters, welche er um jeden Preis hätte kaufen sollen, wurden abgedankt. Sie mußten einem Schlaupöke Platz machen, der sich durch ein Projekt, die Scheschianer, mittelst

eines neu erfundenen Kunstwortes, die Lust, welche sie einathmeten, versteuern zu lassen, das Vertrauen Seiner Hoheit erworben hatte.

Eben dieselbe wunderliche Laune, welche die Regel seines Geschmacks war, regierte ihn bei Besetzung der wichtigsten oder angesehensten Hofämter und Staatsbedienungen. Er machte in einem solchen Anstoß seinen Pastetenbäcker zum ersten Minister, ein andermal seinen Barbier zum Hauptmann über die Leibwache. Der Reichskanzler wurde abgesetzt, weil er ein schlechter Tänzer war, und ein gewisser Quackfalter schwang sich durch die Erfindung einer Pomade in die Stelle des Oberkammermeisters, der die Verwegenheit gehabt hatte, Seiner Hoheit vorzustellen, daß zehn tausend Unzen Silbers eine zu große Belohnung für die Erfindung einer neuen Pomade sei. Keiner von seinen Dienern konnte eine Stunde lang auf seine Gnade zählen; und das Schlimmste war, daß man sie durch Wohlverhalten eben so leicht als durch Uebelthaten verschmerzen konnte. Der einzige Eblis besaß das Geheimniß, sich ihm unentbehrlich zu machen, und, ohne einen andern als den Titel seines Günstlings, den Hof und den Staat eben so willkürlich zu regieren als der Sultan selbst. Ich hatte vielleicht Unrecht, das Mittel, dessen er sich dazu bediente, ein Geheimniß zu nennen; denn im Grunde kann nichts einfacher sein. Es bestand in der Kunst, sich in alle Launen seines Herrn zu schicken, ihn Alles thun zu lassen, was er wollte, und für alle seine Unternehmungen, so ausschweifend sie sein mochten, Mittel zu schaffen.

„Das letzte ist eben so leicht nicht, als du dir einbildest,“ sagte der Sultan.

Sire, versetzte Danischmend, „nach des Günstlings Grundsätzen und Art zu verfahren, konnte nichts leichter sein. Nach ihm hatte der Sultan das Recht zu nehmen, so lange seine Unterthanen etwas hatten, das ihnen genommen werden konnte.

„Und wenn sie nichts mehr hatten?“

Dieser Fall war, seiner Meinung nach, so bald noch nicht zu besorgen. Der Hunger und die Begierde nach einem Zustande, worin sie nützig gehen können, wird sie schon arbeiten lehren, pflegte er zu sagen, und so lange sie arbeiten, können sie geben.

„Dieser Eblis fürchtete sich also nicht vor den Folgen der Muthlosigkeit?“

Das Uebel war, daß er dem Sultan eine Philosophie beigebracht hatte, welche die menschliche Natur in seinen Augen verächtlich machte. Er sah die Menschen für nichts Besseres als eine Gattung von Thieren an, von welcher sich mehr Vortheile ziehen lassen, als von irgend einer andern; und in der Kunst, sie für ihren Gebieter zu gleicher Zeit so nützlich und so unschädlich als möglich zu machen, bestand, nach ihm, das große Geheimniß der Regierungskunst.



Man hätte ihm diesen Grundsatz gelten lassen können, wenn er vorausgesetzt hätte, daß der Vortheil des Gebieters und des Staats allezeit einerlei sei. Aber dies war es nicht, was er damit wollte.

„Der Mensch,“ sagte Eblis, „ist aus zwei entgegengesetzten Grundneigungen zusammen gesetzt, deren vereinigte Wirkung ihn zu dem macht, was er ist: Hang zum Müßiggang und Hang zum Vergnügen. Ohne den letztern würde ihn jener ewig in einer unüberwindlichen Unthätigkeit erhalten; aber so groß sein Abscheu vor Abhänglichkeit und Arbeit ist, so ist doch sein Hang zum Vergnügen noch stärker. Um beide zu vereinigen, ist ein Zustand von Unabhängigkeit, worin er alles mögliche Vergnügen ohne einige Bemühung genösse, das letzte Ziel seiner Wünsche. Er kennt keine Seligkeit über dieser. Daher dieser unauslöschliche Hang zum Despotismus, der dem armseligsten Erdensohn ebenso angeboren ist, als dem Erben des größten Monarchen. In dem ganzen Scheschan ist kein einziger, welcher nicht wünschte, daß alle übrige nur für sein Vergnügen beschäftigt sein müßten. Allein die Natur der Sache bringt es mit sich, daß nur ein Einziger dieser Glückliche sein kann: alle übrige sind durch die Nothwendigkeit selbst dazu verurtheilt, sich, so lange sie leben, mehr oder weniger zu diesem letzten Wunsche des Sterblichen empor zu arbeiten; und selbst das Glück, ihm nahe zu kommen, kann nur Wenigen zu Theile werden. Was soll nun der Einzige hierbei thun, der, mit dem vergötterten Dämon am die Stirne, oben auf der Spitze des Berges sitzt, und nichts Höheres zu ersteigen sieht? Soll er sich etwa in dem Genuß seiner Bönne durch albernes Mitleiden mit der wimmelnden Menge stören lassen, welche voll klopfender Begierde sich aus der Tiefe empor zu heben versucht, und, neidische Blicke auf die versagte Glückseligkeit heftend, bei jedem Tritt auf der schlüpfrigen Bahn in Gefahr schwebt, durch das Gedränge ihrer Mitwerber oder ihre eigene Hastigkeit tiefer, als sie emporgestiegen ist, wieder herunter zu glitschen? Soll er vielleicht so höflich sein, einem unter ihnen Platz zu machen? — Wahrhaftig! Sie mögen sehen, wie sie hinauf kommen; dies ist ihre Sache. Die seinige ist, indem sie von Stufe zu Stufe zu ihm empor klettern, sich ihrer Hände zu bedienen, um alle Güter und Freuden der Welt zu den Füßen seines Thrones aufhäufen zu lassen; und wenn ihm der Genuß alles dessen, was die übrigen wünschen, noch eine Sorge verstaten kann, so ist es, zu verhindern, daß von der wetteifernden Menge keiner hoch genug steige, ihn von seinem Gipfel herabzudrängen. Nichts würde dem Einzigen gefährlicher sein, als wenn die Menge alle Hoffnung, in einen bessern Zustand zu kommen, verlöre. Diese Hoffnung ist die wahre Seele eines Staats; mit ihr verfliehet die Quelle des politischen Lebens; eine allgemeine Unthätigkeit verkündigt, gleich der Todesstille vor

einem Sturme, die schrecklichen Wirkungen der Verzweiflung, unter welchen schon so manche Throne Asiens eingeführt sind. Aber nichts ist leichter, als diesem Uebel zuvorzukommen. Es gibt zwischen dem Tagelöhner und dem Sultan so viele Stufen; und jede der höhern Stufen ist für den, der einige Grade tiefer steht, so beneidenswürdig, daß etliche Beispiele, welche von Zeit zu Zeit die Hoffnung zu steigen in den letztern wieder auffrischen, hinreichend sind, den Staat in dieser Geschäftigkeit zu unterhalten, wodurch alle Glieder desselben, indem sie blos ihren eigenen Vortheil zu befördern glauben, dem glücklichen Einzigen dienstbar werden.“

Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß nichts leichter sein kann, als diese Trugschlüsse des sinnreichen Eblis. Die Grundfeste eines Staats besteht in der Zufriedenheit der untersten Klassen mit dem Stande, worin sie sich befinden, und sein Untergang ist von dem Augenblick an gewiß, da der Landmann Ursache hat, den müßig gehenden Sklaven eines Großen zu beneiden.

Die Grundsätze des sinnreichen Eblis hatten drei große Fehler. Sie hingen eben so wenig unter sich zusammen, als sie mit der Erfahrung übereinstimmten; und man konnte sie alle Augenblicke übertreten, ohne an Gründen Mangel zu haben, welche die Ausnahmen rechtfertigten. Aber sie schmeichelten den Leidenschaften eines Fürsten, der keine andere Regel kannte, noch kennen wollte, als seine Laune. Isfandiar fand nichts bündiger, als die Schlüsse seines Lieblings.

Man konnte schwerlich weniger Anlage zu einer mitleidigen Sinnesart haben, als dieser Sultan. Das kleinste Ungemach, das ihn selbst betraf, setzte ihn in die heftigste Ungebuld; aber das Leiden Anderer fand keinen Zugang zu seinem Herzen. Wie überflüssig war die Bemühung, einen solchen Fürsten noch durch Grundsätze gefühllos zu machen! Und gleichwohl hatte Eblis nichts Angelegeneres, als ihm seine Unterthanen bei jeder Gelegenheit in dem verhaßtesten Lichte zu zeigen.

„Das Volk,“ sagte Eblis zum Sultan, seinem Herrn, „ist ein vielschöpfiges Thier, welches nur durch Hunger und Streiche gebändigt werden kann. Es wäre Unsinn, seine Liebe durch Wohlthaten gewinnen zu wollen. Tausend Beispiele von schwachen Fürsten, welche die Opfer einer allzu milden Gemüthsart geworden sind, beweisen diese Wahrheit. Das Volk sieht alles Gute, was man ihm erweist, für Schuldigkeit an, erwartet immer noch mehr, als man zu seinem Besten thut, und hält sich von aller Pflicht der Dankbarkeit losgezählet, sobald es sich in seinen ausschweifenden Erwartungen betrogen sieht. Mit Widerwillen trägt es die Fesseln der Abhänglichkeit; unbeständig in seinen Neigungen, willkürlich in seinen Urtheilen, und immer mit dem Gegenwärtigen unzufrieden, dürstet



es nach Neuerungen; Unfälle, welche seinen Gebietern zustoßen, sind ihm fröhliche Begebenheiten, und wiewohl es selbst unter allgemeiner Noth am meisten leidet, sehnt es sich dennoch nach öffentlichem Unglück, um Gelegenheit zu haben, zu murren, und seine Vorsteher mit Vorwürfen zu überhäufen. Wenn eine Gottheit vom Himmel stiege, die Menschen zu beherrschen, sie würde nicht frei von ihrem Tadel bleiben. Der Schlechteste unter ihnen hält sich für gut genug, die Welt zu regieren, und eben darum, weil der Böbel nichts weiß, glaubt er Alles besser zu wissen, als seine Obern. Vergebens würde es sein, für die Glückseligkeit dieser Unerfüllten zu arbeiten: man müßte einen Jeden von ihnen zu einem Sultan machen können, um ihn zufrieden zu stellen; sie bleiben mißvergnügt, so lange noch etwas zu wünschen übrig ist. Nichts ist gefährlicher, als sie mit dem Ueberfluß und den Wohlthümern bekannt zu machen; es würde weniger Gefahr sein, einen schlafenden Löwen, als die Begierlichkeit dieser Leute aufzuwecken. Sie mit seidenen Banden oder Blumenketten binden zu wollen, wäre eben so viel, als eine Hyäne mit Spinnweben zu fesseln. Nichts als die eiserne Nothwendigkeit und die Verzweiflung, ihre Ketten jemals zerreißen zu können, ist vermögend, sie in ihren Schranken zu halten; und, gleich andern wilden Thieren, müssen sie ausgemergelt werden, und den Stock immer über ihrem Rücken schweben sehen, um einen Gebieter dulden zu lernen."

Danischmend, sagte der Sultan, ich gestehe, die Abschilderung, die uns Eblis von dem Volke macht, ist nicht geschmeichelt; aber es ist Wahrheit darin. Ich denke ungern an die Folgen, welche sich daraus ziehen lassen: und gleichwohl würd' es, wie Eblis sagt, gefährlich sein, sich selbst in einer so wichtigen Sache täuschen zu wollen.

Gnädigster Herr, versetzte der Philosoph, „ich weiß nicht, ob mich meine Gutherzigkeit verhindert hat, den Menschen, den ich seit mehr als fünf und zwanzig Jahren studire, so zu sehen, wie er ist. Es mag wohl zu viel Rosenfarbe in meiner Phantasie herrschen. Aber, wie dem auch sein mag, ich kann mich unmöglich überwinden, die Menschen für so böseartig anzusehen, als sie in der Theorie dieses Eblis sind. Wenn die Erfahrung für ihn zu reden scheint, so spricht sie nicht weniger für mich. Kennen wir nicht kleine Völker, welche im Schooße der Freiheit und der einfältigen Mäßigung glücklich sind? Vergleichen wir einmal diese Völker mit denjenigen, welche unter den Bedrückungen der willkürlichen Gewalt einer harten Regierung schmachten! Der erste Anblick wird uns sogleich einen starken Unterschied bemerken lassen. Jene zeigen uns ein gesundes, vergnügtes, fröhliches Ansehen. Ihre Wohnungen sind weder weiträumig noch prächtig; aber auch die ärmste ihrer Hütten

steht einer Wohnung von Menschen, nicht einem Schlupfwinkel wilder Thiere gleich. Sie sind schlecht gekleidet; aber sie sind doch vor Frost und Nässe beschützt. Ihre Nahrung ist eben so einfältig; aber man sieht ihnen wenigstens des Abends an, daß sie zu Mittage gegessen haben. Diese schleichen, als lebende Bilder des Elends, mit gesenkten Häuptern umher, und heften aus hohlen Augen gramvolle Blicke auf die Erde, welche sie — nicht für sich und ihre Kinder — bauen müssen. Ueberall begegnen unserem beleidigten Auge blutlose, ausgehungerte und sieche Körper — schwermüthige, düstere, von Sorgen abgezehnte Gesichter; — alte Leute, welche sich mit Mühe von der Stelle schleppen, und zur Belohnung einer fünfzigjährigen, schweren Dienstbarkeit das wenige Brod, das ihr vom Mangel eingeschrumpfter Magen noch ertragen kann, dem Mit-leiden der Vorübergehenden durch Betteln abnöthigen; verwahrloste, nackte, krüppelhafte Kinder, oder wimmernde Säuglinge, welche sich anstrengen, einer hungernden Mutter noch die letzten Blutstropfen aus der ausgemergelten Brust zu ziehen. Halb vermoderte Lumpen, die von den dürrten Lenden herabhängen, zeigen wenigstens, daß sie den Willen haben, ihre Blöße zu decken; aber was wird sie vor der sengenden Sonne, vor Wind und Regen und Kälte decken? Ihre armeligen, aus Roth und Stroh zusammengeplackten Hütten stehen jedem Anfall der Elemente offen. Hieher kriechen sie, wenn die untergehende Sonne sie von der täglichen Arbeit für gefühllose Gebieter angespannt hat, ermüdet zusammen, und schämen sich noch glücklich, wenn sie so viel Vorrath von einem Brode, welches ihre Herren für ihre Hunde zu schlecht halten würden, übrig finden, als sie vonnöthen haben, um nicht hungrig auf einem Lager von faulendem Stroh den letzten Trost des Elends vergebens herbei zu seufzen.

„Wie du malst, Danischmend!“ — rief der Sultan mit einer auffahrenden Bewegung aus, indem er sich zu verbergen bemühte, wie gerührt er war. „Ich schwöre beim Haupt des Propheten, daß ich, ehe der Mond wieder voll sein wird, wissen will, ob innerhalb der Grenzen meines Gebiets solche Unglückliche leben; und wehe dem Sklaven, dem ich die Sorge für meine Unterthanen anvertraut habe, in dessen Bezirk ein Urbild deiner verfluchten Malerei gesunden würde! Es ist mein ganzer Ernst, und zum Beweise davon trage ich das Amt dieser Untersuchung dir selbst auf. Danischmend! Morgen, nach dem ersten Gebete, erwarte ich dich in meinem Zimmer, damit wir weiter von der Sache sprechen.“

Was der gutherzige Danischmend dem Sultan gesagt haben mag, um ihm im Namen Aller, welche bei dieser Aufwallung seines königlichen Herzens interessirt waren, den demüthigen Dank zu er-



statten, wollen wir, um uns nicht zu weit von unserem Wege zu entfernen, der Einbildung des Lesers überlassen.

Ich behauptete, fuhr Danischmend in seinem Vortrage fort, daß die Erfahrung, auf welche sich Eblis bezieht, um seine häßlichen Gemälde von der Bödsartigkeit des Volks zu rechtfertigen, wenigstens eben so stark für meine als für seine Meinung rede; und ich stellte zu diesem Ende eine Vergleichung an, zwischen dem einen Volke, welches unter einer freien, oder wenigstens unter einer milden Regierung glücklich ist, und einem Volke, dem ein Tyrann wie Isfandiar, mit Hülfe eines Günstlings wie Eblis, so mißspielt, wie man es von der Vereinigung harter Grundsätze mit einer unempfindlichen Sinnesart erwarten kann. Wenn der Kontrast zwischen dem Wohlstande des einen und dem Elende des andern beim ersten Anblick in die Augen fällt, so wird uns eine fortgesetzte Aufmerksamkeit keinen geringern Abstand zwischen ihrem sittlichen Charakter entdecken lassen. Das glückliche Volk ist zufrieden mit seinem Zustande; es gewöhnt sich mit Vergnügen an ihn, und ist geneigt zu glauben, daß es keinen bessern gebe. Es segnet den guten Fürsten, unter dessen Gesezen es in unbeschränkter Sicherheit der Früchte seines Fleißes und seiner Mäßigung genießt. Weit entfernt, Veränderungen zu wünschen, ist es im Gegentheil bereit, Gut und Leben alle Augenblicke für die gegenwärtige Verfassung, für ein Vaterland, worin es glücklich ist, für einen Fürsten, in welchem es seinen allgemeinen Vater erblickt, aufzuopfern. Das unterdrückte Volk, ich gestehe es, sieht dem Bilde sehr ähnlich, welches Eblis unbilliger Weise von dem Volke überhaupt machte. Aber wie sollte es anders sein können? Sollte sich nicht die Menschheit in Geschöpfen, welche ihre natürliche Gleichheit mit ihren Unterdrückern fühlen, gegen solche Kränkungen empören, deren bloßer Anblick alle Geseze der Natur, der Religion und des gesellschaftlichen Lebens zur Nahe aufruft? Ist es zu verwundern, wenn die Vergleichung ihres Elends mit dem wollustigen und unbarmherzigen Uebermuth ihrer Herren sie endlich wüthend macht? Oder was kann man anders erwarten, als daß anhaltende Tyrannei, Sorglosigkeit für den Staat, Kalkül beim Anblicke der allgemeinen Noth, und öffentliche Verspottung derselben durch die übertriebenste Ueppigkeit, ein Volk, dessen Geduld erschöpft ist, endlich zur Verzweiflung treiben werde?

„Das Volk,“ sagt Eblis, „ist launisch in seinen Leidenschaften, undankbar für das Gute, das man ihm erweist, ungestüm und unerfättlich in seinen Forderungen; es ist neidisch über die Vorzüge seiner Obern, geneigt, alle ihre Maßregeln zu tadeln, ungerecht gegen ihre Tugenden, unbillig gegen ihre Fehler; es sieht sie als seine ärgsten Feinde an, und ergötzt sich an Allem, was sie kränken

und demüthigen kann, als an dem angenehmsten Schauspiel.“ — Aber sollte wohl Jemand die Verwegenheit haben können, zu behaupten, die Menschen seien von Natur so bödsartige Geschöpfe? Wer macht sie dazu? Was für Gewalt muß der Menschheit angethan worden sein, welche grausame und langwierige Mißhandlungen muß sie erlitten haben, bis sie so werden konnte, wie Eblis sie schildert! Ist es nicht der Gipfel der Ungerechtigkeit, die Menschen dafür zu bestrafen, daß sie die verkehrten Geschöpfe sind, wozu man sie selbst gemacht hat? Mir dünkt, die Unterdrücker der Menschheit haben wohl keine Ursache, sich zu beschweren. Die unbegreifliche Geduld, womit die meisten Völker des Erdbodens sich zu allen Zeiten von einer kleinen Anzahl von Isfandiarn und Eblissen haben mißbrauchen lassen, ist der stärkste Beweis der ursprünglichen Milddigkeit der menschlichen Natur. Wenn wir von Empörungen, Bürgerkriegen und gewaltsamen Staatsveränderungen hören, so können wir allemal mit der größten Wahrscheinlichkeit vermuthen, daß unleidliche Beleidigungen den Anlaß dazu gegeben haben.

Nicht allemal, mein guter Danischmend, sagte der Sultan, dein Eifer für die Sache des Volks macht dich vergessen, wie viele Beispiele die Geschichte des Erdbodens uns zeigt, daß auch gute Fürsten, Fürsten, welche wenigstens einige geringe Fehler mit großen Tugenden vergüteten, Schlachtopfer der unbändigen Herrschsucht eines stolzen Priesters, oder der übermüthigen Annahmen aufrührerischer Emirn geworden sind.

Gleichwohl, erwiederte Danischmend, würde sich vielleicht in jedem besondern Falle zeigen lassen, daß die Fürsten, auf welche Ihre Hoheit zu schielen scheinen, durch sehr wesentliche Fehler in der Regierung, durch allzu große Nachsicht gegen die Laster ihrer Günstlinge, durch häufigen Mißbrauch einer willkürlichen Gewalt, durch offenbare Ungerechtigkeiten und ein tyrannisches Verfahren sowohl mit dem Volk, als mit den Großen ihres Reiches, sich die unglückliche Ehre zugezogen haben, der Nachwelt zu Trauerspielen Stoff zu geben. Ein König gewinne nur die Zuneigung seiner Unterthanen, er verdiene sich den glorreichsten und süßesten aller Titel, den Namen eines Vaters des Volks: so wird er gewiß sein können, in ihrer Liebe zu seiner Regierung und zu seiner Person unerschöpfliche Mittel gegen alle Anschläge und Unternehmungen seiner Feinde zu finden. Ich möchte den Priester oder die Emirn sehen, welche die Verwegenheit hätten, sich an einen Fürsten zu wagen, dem die Herzen aller seiner Unterthanen zur Brustwehr dienen!



## Aphorismen.

Güte des Herzens ohne Weisheit ist eben so wenig Tugend, als Wissenschaft ohne Tugend Weisheit ist, darum bemühe sich Jeder, da er sein Gefühl für das Schöne und Gute und jede sympathische und menschenfreundliche Neigung zu nähren und in Fertigkeit zu verwandeln sucht, seinen Verstand von den eingeschränkten Begriffen, die sich von den Gegenständen, die ihn umgaben, in seiner Seele abdruckten, stufenweise zu den erhabenen Ideen der bürgerlichen Gesellschaft, des menschlichen Geschlechts, der Natur, des Ganzen, und seines geheimnißvollen, aber anbetungswürdigen Urhebers zu erheben. Alle sittliche Vollkommenheit eines Menschen, zu welchem besondern Beruf er immer geboren sein mag, hängt davon ab, daß diese Ideen in seinem Verstande, und die Gesinnungen, welche sich aus ihnen bilden, in seinem Herzen die Herrschaft führen. Aber für keinen Menschen ist dies unentbehrlicher, als für denjenigen, der dazu berufen ist, sittliche Ordnung in irgend einem besondern Theile der allgemeinen menschlichen Gesellschaft zu unterhalten. Wehe seinen Untergebenen und ihm selbst, wenn seine Seele von dem Wilde einer allgemeinen Harmonie und Glückseligkeit nicht in Entzücken gesetzt wird! wenn ihm die Rechte der Menschheit nicht heiliger und unverletzlicher sind, als seine eigene! wenn die Gesetze der Natur, mit tiefen, unauslöschlichen Zügen in seine Seele gegraben, ihn nicht in allen seinen Handlungen leiten! Mit einem Worte, wehe dem Volke, dessen Beherrscher nicht lieber der Beste unter den Menschen, als der Mächtigste unter den Königen sein möchte! — Diese Begriffe sind keine Grillen einsiedlerischer Weltbeschauer. Unglücklich genug für das menschliche Geschlecht, wenn sie von den Großen und Mächtigen dafür gehalten werden! Aber die Natur der Dinge hängt nicht, wie das Glück oder Unglück der Menschheit, von den Begriffen der Großen ab. Sie können nicht verhindern, daß die Strafen der Natur nicht unfehlbar auf die Verachtung eines jeden Gesetzes der Natur folgen; und wenn die bisherige Gestalt des Erdbodens noch Jahrtausende dauern sollte, so wird die Geschichte aller künftigen Alter sich mit der Geschichte aller vergangenen vereinigen, die Könige zu belehren, daß jeder Zeitpunkt, worin jene großen Grundbegriffe mit Dunkel bedeckt gewesen, jene wohlthätigen Grundgesetze nicht für das, was sie sind, für das unverletzliche Gesetz des Königs der Könige, anerkannt worden sind, ein Zeitpunkt des öffentlichen Elends, der sittlichen Verderbnis, der Unterdrückung und der allgemeinen Verwirrung, eine unglückliche Zeit für die Völker und eine gefährliche für die Könige gewesen ist.

Das höchste Wesen ist zwar den äußern körperlichen Sinnen, aber nicht dem Geist unsichtbar, der, sobald er reif genug worden ist, Ordnung und Zusammenstimmung, allgemeine Gesetze, wohlthätige Endzwecke und weislich gewählte Mittel in dem großen Schauplatz der Natur, der uns umgibt, wahrzunehmen, an dem Dasein einer höchsten Weisheit und Güte, welche gleichsam die allgemeine Seele des Ganzen ist, eben so wenig als an dem Dasein seiner eigenen Seele, die ihm nicht sichtbarer ist als jene, zweifeln kann. Die Welt ist in allen ihren uns bekannten Theilen zu unvollkommen, um selbst das höchste Wesen zu sein, und, im Ganzen betrachtet, zu groß und vortrefflich, um nicht das Werk eines höchsten Wesens zu sein. Ist sie dieses, so ist unser Dasein, so sind die Fähigkeiten, zu empfinden, zu denken, zu handeln, und durch den rechten Gebrauch derselben in einem hohen Grade glücklich zu sein, so sind die Beziehungen der ganzen Natur auf die Erhaltung, das Vergnügen und den Nutzen des Menschen eben so viele unschätzbare Wohlthaten, welche wir dem Urheber der Welt zu danken haben; und so weist uns das Verhältniß eines allgemeinen Wohlthäters den ersten Gesichtspunkt an, aus welchem wir das höchste Wesen zu betrachten haben.

Die Erwägung der wunderbaren Ordnung, in welcher dieses aus einer so unendlichen Menge verschiedener Theile zusammengesetzte allgemeine Ganze erhalten wird, leitet uns auf den Begriff eines besondern Endzwecks für jede besondere Gattung, und eines allgemeinen Zwecks für das ganze System der Schöpfung. Diese Verbindung zu gemeinschaftlichen Zwecken führt uns auf die mannichfaltigen Verhältnisse der Wesen gegen einander, und aus beiden entwickelt sich der Begriff besonderer und allgemeiner Gesetze der Natur. Der Mensch, der auf dem besondern Schauplatz, auf den er sich gesetzt befindet, keine vollkommnere Gattung erblickt, als seine eigene, sieht sich doch bei allen seinen Fähigkeiten und Vorzügen in einer unvermeidlichen Abhängigkeit von allem, was ihn umgibt. Die ganze Natur muß ihre Kräfte vereinigen, um ihn von Augenblick zu Augenblick im Dasein zu erhalten; das elendeste Insekt, das kleinste Sandkorn ist vermögend, ihn im Genusse seiner Glückseligkeit zu stören, ihn zu quälen, ja seinem Leben ein Ende zu machen. Es ist wahr, die ganze Natur ist ihm dienstbar: aber er muß sie gleichsam nöthigen, es zu sein; und ohne seine Hände, ohne seinen Will, ohne seinen unverdrossenen Fleiß, würde dieser Planet, der ihm zur Anbauung angewiesen ist, bald zu einer unwirthbaren Wüsten werden. Aber wie sollte der einzelne Mensch einem solchen Gesetze gewachsen sein? Es ist augenscheinlich, daß die ganze Gattung sich vereinigen muß, um ihre natürliche Herrschaft über den Erdboden zu behaupten, und daß ein jeder seine be-



sondere Sicherheit, sein besonderes Wohlsein nur in dem vollkommensten und glücklichsten Zustande der ganzen Gattung findet. Daher diese allgemeinen Gesetze der menschlichen Natur, welche durch die Absonderung der Menschen in besondere Gesellschaften zwar verdunkelt und auf mannichfaltige Weise verfälscht worden sind, aber, so lange der Mensch kein Mittel findet, sich eine andere Natur zu geben, nothwendig allgemein verbindliche Gesetze für die ganze Gattung bleiben. Ein sehr fühlbarer Beweis, daß sie es sind, liegt darin, weil die Menschen für jede Uebertretung dieser Gesetze durch die nothwendigen Folgen dieser Uebertretung gestraft, weil sie in eben dem Grade, wie sie den Pflichten der Natur untreu sind, unglücklich und elend werden. Diese Betrachtung zeigt das höchste Wesen aus einem neuen Gesichtspunkte. Der Urheber der Natur ist auch der Gesetzgeber der Natur, und eben dadurch, weil die Beobachtung oder Uebertretung seiner Verordnungen die unumgängliche Bedingung der Glückseligkeit oder des Elendes unsrer Gattung ist, „erkennen wir in seiner Gesetzgebung zugleich den Urheber der Natur, den Wohltäter des Menschen und den vollkommensten Verstand.“

Aber auch hier steht die Vernunft noch nicht still. Der Mensch erfährt, mitten im Genuß derjenigen Glückseligkeit, welche ihm der weiseste Genuß der Dinge außer ihm geben kann, daß sie unschätzbare sind, ihm die vollkommene Glückseligkeit zu geben, die er wünschet; und seine so oft betrogene Hoffnung erhebt ihre Augen endlich nach einem unvergänglichen Gute, nach demjenigen, welches das Urbild und die Quelle alles Schönen und Guten ist. In ihm glaubt sie das letzte Ziel aller ihrer Wünsche, und in der unmittelbaren Vereinigung mit ihm den höchsten Endzweck des Daseins aller empfindenden Wesen zu sehen. Die Seele fühlt bei diesem großen Gedanken den Kreis ihrer Thätigkeit sich erweitern, und jenseits der Grenzen dieses Lebens (wovon immer nur der gegenwärtige Augenblick wirklich, der zukünftige ungewiß, und alles Vergangene Traum ist) entdeckt sich ihrem verlangenden Auge eine bessere Zukunft. Und so zeigt sich ihr das Wesen aus einem dritten Gesichtspunkt, als das höchste Gut und letzte Ziel aller erschaffenen Geister.

Jedes dieser Verhältnisse der Gottheit gegen die Menschen beweiset bis zum Augenschein, daß die Idee des unendlichen Geistes in dem innern System unsrer Seele eben das ist und sein soll, was die Sonne in dem großen Kreise der Schöpfung, der uns umgibt; — daß sie es sein soll, die der Seele Licht und Wärme gibt, um jede Tugend, jede Vollkommenheit hervorzutreiben und zur Reife zu bringen. Jener süße Zug der Sympathie, der uns geneigt macht, uns mit andern Geschöpfen zu erfreuen oder zu betrüben, wird nun etwas ganz Anderes, als ein bloßer animalischer Trieb. Allgemeine Güte, zärtliche Theilnehmung an den Schicksalen der Wesen unsrer

Gattung, sorgfältige Vermeidung alles Zusammenstoßes, wodurch wir ihre Ruhe, ihren Wohlstand verletzen würden, lebhaftes Bestreben, ihr Bestes zu befördern und mit dem unsrigen zu vereinigen; — alles dies, in dem Lichte betrachtet, welches die Idee der Gottheit über uns verbreitet, sind Gesetze des allmächtigen und wohlthätigen Beherrschers aller Welten; Gesetze, von deren Verbindlichkeit uns nichts loszählen kann; Gesetze, von deren Befolgung die Erfüllung des ganzen Endzwecks unsers Daseins abhängt.

### Goldene Grundsätze.

1. Alle Menschen sind Brüder, und haben von Natur gleiche Bedürfnisse, gleiche Rechte und gleiche Pflichten.
2. Die wesentlichen Rechte der Menschheit können weder durch Zufall, noch Gewalt, noch Vertrag, noch Verzicht, noch Verjährung, sie können nur mit der menschlichen Natur verloren werden; und eben so gewiß läßt sich keine nothwendige, noch zufällige Ursache denken, welche einen Menschen, unter was für Umständen er sich auch befinde, von seinen wesentlichen Pflichten loszählen könnte.
3. Ein jeder ist dem andern schuldig, was er in gleichen Umständen von ihm erwarten würde.
4. Kein Mensch hat ein Recht, den andern zu seinem Sklaven zu machen.
5. Gewalt und Stärke gibt kein Recht, die Schwachen zu unterwerfen, sondern legt ihren Besitzern bloß die natürliche Pflicht auf, sie zu beschützen.
6. Ein jeder Mensch hat, um einen gerechten Anspruch an Wohlwollen, Mitleiden und Hilfe von Seiten eines jeden Menschen zu haben, keinen andern Titel vonnöthen, als daß er ein Mensch ist.
7. Der Mensch, welcher von andern verlangen wollte, daß sie ihn köstlich nähren und kleiden — mit einer prächtigen Wohnung und allen ersinnlichen Bequemlichkeiten versehen — ihm, auf Unkosten ihrer Ruhe Bequemlichkeit und Nothdurft, alles nur mögliche Vergnügen gewähren, — unaufhörlich arbeiten, um ihn aller Bemühung zu überheben, — sich bloß mit dem Unentbehrlichen behelfen, damit er seine üppigsten Begierden bis zur Ausschweifung befriedigen könne, — kurz, daß sie nur für ihn leben, und, um ihm alle diese Vortheile zu erhalten, jeden Augenblick bereit sein sollten, sich allen Arten des Ungemachs und Elends, dem Hunger und dem Durst, dem Frost und der Hitze, der Verstümmelung ihrer Gliedmaßen und den schrecklichsten Gestalten des Todes für ihn auszu-



sehen — der einzelne Mensch, der an zwanzig Millionen Menschen eine solche Forderung machen wollte, ohne sich schuldig zu halten, ihnen sehr große und mit solchen Diensten in gehörigem Ebenmaße stehende Gegendienste dafür zu leisten, wäre ein Wahnsinniger und müßte seine Forderungen an Leute machen, die es noch mehr als er selbst wären, wenn er Gehör finden sollte.

Der Mensch kommt unvollendet, aber mit einer Anlage zu bewundernswürdigen Vollkommenheiten aus den Händen der Natur. Die nämliche Bildsamkeit macht ihn gleich fähig, sich die Form eines Gottes — oder die Mißgestalt eines Ungeheuers ausdrücken zu lassen. Alles hängt von den Umständen ab, in welche er beim Eintritt in die Welt versetzt wurde, und von den Eindrücken, die sein wächsernes Gehirn in der ersten Jugend empfing. Bleibt er sich selbst überlassen, so wachsen seine Neigungen in wilder Ueppigkeit mit ihm auf und seine edelsten Kräfte bleiben unentwickelt. Lebt er in Gesellschaft, so nimmt er unvermerkt die Sprache, die Manieren, die Sitten, die Meinungen, das Interesse und den Geist der besondern Gesellschaft an, die ihn umgibt; und so verbreitet sich das Gift der physischen und sittlichen Verderbniß, wenn es einmal den Zugang in diese Gesellschaft gefunden hat, unvermerkt durch die ganze Masse aus. Der Mensch wird gut oder schlimm, aufrichtig oder falsch, sanft oder ungestüm, blödsinnig oder klug, träg oder thätig, je nachdem es diejenigen sind, von welchen er sich immer umgeben sieht. Und wiewohl keiner ist, der nicht etwas von der besondern Anlage zu einem eigenthümlichen Charakter, womit ihn die Natur gestempelt hat, beibehielte; so dient doch dies in großen Gesellschaften meistens nur, die Anzahl der übel gebildeten und grotesken sittlichen Formen zu vermehren. Je größer diese Gesellschaften und je größer die Menge der Kleinern ist, aus welchen sie, wie die Zirkel in dem Weltssystem unsrer Sternseher, zusammengesetzt sind, je mehr diese verschiedenen kleinen Kreise einander drücken und pressen, je häufiger die Leidenschaften, Vortheile und Ansprüche in diesem allgemeinen Gewimmel an einander stoßen: je mehr geht von der ursprünglichen Gestalt des Menschen verloren. Eine sehr kleine und von der übrigen Welt abgeschnittene Gesellschaft erhält sich ohne Mühe bei der angeborenen Einfalt und Güte der Natur. Hingegen ist es eine schlechterdings unmögliche Sache, daß etliche Millionen, welche zusammen in Einem Staate von mäßiger Größe, oder etliche hunderttausend, welche in Einer Stadt zusammengedrängt leben, einander nicht in ziemlich kurzer Zeit sehr verderben sollten, wosfern der

Gesetzgeber nicht ganz besondere Sorge getragen hat, dem Uebel des Zusammenstoßes der Interessen und dem noch größern Uebel der sittlichen Ansteckung durch weise Einrichtungen zuvor zu kommen.

Es ist ungereimt, während daß man die Rechte und Schuldigkeiten der Bürger auf's Genaueste auseinander setzt, die Rechte und Pflichten des Fürsten, von welchem doch das Wohl des ganzen Staats abhängt, unentschieden und schwankend seiner eigenen Willkür, oder der Auslegung und Bestimmung unzuverlässiger, und mit keinem entscheidenden Ansehen bekleideter Rechtsgelehrten zu überlassen. Es ist ungereimt, während daß dem Privatmanne vorgeschrieben ist, wie er sich in jedem möglichen Verhältnisse mit seinen Mitbürgern zu betragen habe, die besondern Beziehungen des Fürsten gegen den Staat zweideutig zu lassen, und indessen das Gesetz den Bürgern in Erwerbung und Verwaltung ihrer Güter alle möglichen Schranken setzt, dem Monarchen das Eigenthum seines ganzen Volkes Preis zu geben. Belehren uns nicht die Jahrbücher des menschlichen Geschlechtes, wie gefährlich diese widersinnige Nachlässigkeit insgemein für das Glück der Völker, und von Zeit zu Zeit auch für die Ruhe der Fürsten und für die Sicherheit ihrer Throne gewesen ist? Es ist falsche Politik, sich einzubilden, daß es gefährlich sein könnte, der Majestät durch die genaueste Bestimmung ihrer Rechte die Hände zu binden, und das Volk zu einer beständigen Vergleichung der Handlungen seiner Obern mit der Richtschnur derselben zu berechtigen. Weise Gesetze schränken die königliche Macht in keine andre Grenzen ein, als ohne welche das gemeine Wesen, dessen oberste Diener die Könige sind, immer in Gefahr wäre, von ihnen selbst, oder wenigstens von den Dienern seiner Diener, gemißhandelt zu werden. Die ganze Schöpfung wird von ihrem Urheber (wiewohl er, und Er allein, im eigentlichsten Verstande, ein unumschränkter Herr ist) nach Gesetzen regiert. Welcher irdische Monarch kann sich für berechtigt halten, willkürlicher regieren zu wollen, als Gott selbst?



Aus der

## „Geschichte der Abderiten“.

(Erstes Buch.)

Demokritus unter den Abderiten.

## Erstes Kapitel.

Vorläufige Nachrichten vom Ursprung der Stadt Abdera und dem Charakter ihrer Einwohner.

Das Alterthum der Stadt Abdera in Thracien verliert sich in der fabelhaften Heldenzeit. Auch kann es uns sehr gleichgültig sein, ob sie ihren Namen von Abdera, einer Schwester des berühmten Diomedes, Königs der hispanischen Thracier\*) — der ein so großer Liebhaber von Pferden war und deren so viel hielt, daß er und sein Land endlich von seinen Pferden aufgefressen wurde\*\*), — oder von Abderus, einem Stallmeister dieses Königs, oder von einem andern Abderus, der ein Liebling des Hercules gewesen sein soll, empfangen habe.

Abdera war, einige Jahrhundert nach ihrer ersten Gründung, vor Alter wieder zusammengefallen: als Timesius von Plazomene um die Zeit der einunddreißigsten Olympiade unternahm, sie wieder aufzubauen. Die wilden Thracier, welche keine Städte in ihrer Nachbarschaft aufkommen lassen wollten, ließen ihm nicht Zeit, die Früchte seiner Arbeit zu genießen.\*\*\*) Sie trieben ihn wieder fort, und Abdera blieb unbewohnt und unvollendet, bis, ungefähr

\*) Solin. Polyhist. c. X.

\*\*) Palapatus in seinem Buche von Unglaublichen Dingen erklärt auf diese Weise die Fabel, daß dieser Fürst seine Pferde mit Menschenfleisch gesättigt habe, und ihnen endlich selbst vom Hercules zur Spelse vorgeworfen worden sei.

\*\*\*) Herodot. I. 43.

um das Ende der Olympiade 59, die Einwohner der ionischen Stadt Teos — weil sie keine Lust hatten, sich dem Eroberer Xerxes zu unterwerfen — zu Schiffe gingen, nach Thracien segelten, und, da sie in einer der fruchtbarsten Gegenden desselben dieses Abdera schon gebaut fanden, sich dessen als einer verlassen und Niemanden zugehörigen Sache bemächtigten, auch sich darinnen gegen die thracischen Barbaren so gut behaupteten, daß sie und ihre Nachkommen von nun an Abderiten hießen und einen kleinen Freistaat ausmachten, der (wie die meisten griechischen Städte) ein zweideutig Mittel Ding von Demokratie und Aristokratie war und regiert wurde — wie kleine Republiken von jeher regiert worden sind.

Wozu (rufen unsre Leser) diese nichtsbedeutende Deduktion des Ursprungs und der Schicksale des Städtchens Abdera in Thracien? Was kümmert uns Abdera? Was liegt uns daran, zu wissen, oder nicht zu wissen, wann, wie, wo, warum, von wem, und zu was Ende eine Stadt, welche längst nicht mehr in der Welt ist, erbaut worden sein mag?

Geduld! günstige Leser! Geduld, bis wir, ehe ich weiter fortzähle, über unsre Bedingungen einig sind. Verhüte der Himmel, daß man euch zumuthen sollte, die Abderiten zu lesen, wenn ihr gerade was Nöthigeres zu thun oder was Besseres zu lesen habt! — „Ich muß auf eine Predigt studiren. — Ich habe Kranke zu besuchen. — Ich hab' ein Gutachten, einen Bescheid, eine Läuterung, einen unterthänigsten Bericht zu machen. — Ich muß recensiren. — Mir fehlen noch sechzehn Bogen an den vier Alphabeten, die ich meinem Verleger binnen acht Tagen liefern muß. — Ich hab' ein Foch Dohsen gekauft. — Ich hab' ein Weib genommen.“ — In Gottes Namen! Studirt, besucht, referirt, recensirt, übersetzt, kauft und freiet! — Beschäftigte Leser sind selten gute Leser. Bald gefällt ihnen alles, bald nichts; bald verstehen sie uns halb, bald gar nicht, bald (was das Schlimmste ist) unrecht. Wer mit Vergnügen, mit Nutzen lesen will, muß gerade sonst nichts anderes zu thun noch zu denken haben. Und wenn ihr euch in diesem Falle befindet: warum solltet ihr nicht zwei oder drei Minuten daran wenden wollen, etwas zu wissen, was ein Salmasius, ein Barnes, ein Bayle, — und, um aufrichtig zu sein, mir selbst (weil mir nicht zu rechter Zeit einfiel, den Artikel Abdera im Bayle nachzuschlagen) eben so viele Stunden gekostet hat? Würdet ihr mir doch geduldig zugehört haben, wenn ich euch die Historie vom König in Böhmenland, der sieben Schlösser hatte, oder die Geschichte der drei Kalender zu erzählen angefangen hätte.

Die Abderiten also hätten (dem zufolge, was bereits von ihnen gemeldet worden ist) ein so feines, lebhaftes, witziges und kluges Völkchen sein sollen, als jemals eines unter der Sonne gelebt hat. —



„Und warum dies?“

Diese Frage wird uns vermuthlich nicht von den Gelehrten unter unsern Lesern gemacht. Aber, wer wollte auch Bücher schreiben, wenn alle Leser so gelehrt wären, als der Autor? Die Frage: warum dies? ist allemal eine sehr vernünftige Frage; sie verdient, wo die Rede von menschlichen Dingen ist, allemal eine Antwort; und wehe dem, der verlegen, oder beschämt, oder ungehalten wird, wenn er sich auf warum dies? vernehmen lassen soll. Wir unsers Orts würden die Antwort ungefordert gegeben haben, wenn die Leser nicht so hastig gewesen wären. Hier ist sie! Teos war eine atheniensische Kolonie, von den zwölfen oder dreizehn eine, welche unter Anführung des Kleus, Kodrus Sohns, in Jonien gepflanzt wurden.

Die Athenienser waren von jeher ein muntres und geistreiches Volk, und sind es noch, wie man sagt. Athenienser, nach Jonien versetzt, gewannen unter dem schönen Himmel, der dieses von der Natur vergrößerte Land umfließt, wie Burgunderreben durch Verpflanzung auf's Vorgebirge. Vor allen andern Völkern des Erdbodens waren die jonischen Griechen die Günstlinge der Mufen. Homer selbst war, der größten Wahrscheinlichkeit nach, ein Jonier. Die erotischen Gesänge, die milcischen Fabeln (die Vorbilder unsrer Novellen und Romane) erkennen Jonien für ihr Vaterland. Der Horaz der Griechen, Alcäus, die glühende Sappho, Anacreon, der Sänger — Aspasia, die Lehrerin — Apelles, der Maler — der Grazien, waren aus Jonien; Anacreon war sogar ein geborner Tejer. Dieser lebte mochte etwa ein Jüngling von achtzehn Jahren sein (wenn anders Barnes recht gerechnet hat), als seine Mitbürger nach Abdera zogen. Er zog mit ihnen; und zum Beweise, daß er seine den Liebesgöttern geweihte Leier nicht zurückgelassen, sang er dort das Lied an ein thracisches Mädchen (in Barnes's Ausgabe das einundsechzigste), worin ein gewisser wilder thracischer Ton mit der jonischen Grazie, die seinen Liedern eigen ist, auf eine ganz besondere Art abstimmt.

Wer sollte nun nicht denken, die Tejer — in ihrem ersten Ursprung Athenienser — so lange Zeit in Jonien einheimisch — Mitbürger eines Anacreons — sollten auch in Thracien den Charakter eines geistreichen Volkes behauptet haben? Allein (was auch die Ursache davon gewesen sein mag), das Gegentheil ist außer Zweifel. Kaum wurden die Tejer zu Abderiten, so schlugen sie aus der Art. Nicht daß sie ihre vormalige Lebhaftigkeit ganz verloren, und sich in Schöpfe verwandelt hätten, wie Juvenal sie beschuldigt\*). Ihre Lebhaftigkeit nahm nur eine wunderliche Wendung; und ihre Ein-

bildung gewann einen so großen Vorsprung über ihre Vernunft, daß es dieser niemals wieder möglich war, sie einzuholen. Es mangelte den Abderiten nie an Einfällen: aber selten paßten ihre Einfälle auf die Gelegenheit, wo sie angebracht wurden; oder kamen erst, wenn die Gelegenheit vorbei war. Sie sprachen viel, aber immer ohne sich einen Augenblick zu bedenken, was sie sagen wollten, oder wie sie es sagen wollten. Die natürliche Folge hiervon war, daß sie selten den Mund aufthaten, ohne etwas Albernes zu sagen. Zum Unglück erstreckte sich diese schlimme Gewohnheit auch auf ihre Handlungen; denn gemeinlich schlossen sie den Käfig erst, wenn der Vogel entflohen war. Dies zog ihnen den Vorwurf der Unbesonnenheit zu; aber die Erfahrung bewies, daß es ihnen nicht besser ging, wenn sie sich besannen. Machten sie (welches ziemlich oft begegnete) irgend einen sehr dummen Streich, so kam es immer daher, weil sie es gar zu gut machen wollten; und wenn sie in den Angelegenheiten ihres gemeinen Wesens recht lange und ernstliche Berathschlagungen hielten, so konnte man sicher darauf rechnen, daß sie unter allen möglichen Entschlüssen die schlechteste ergreifen würden.

Sie wurden endlich zum Sprichwort unter den Griechen. Ein abderitischer Einfall, ein Abderitenstückchen war bei diesen ungefähr, was bei uns ein Schildbürger- oder bei den Helvetiern ein Kalleburgerstreich ist; und die guten Abderiten ermangelten nicht, die Spötter und Lächer reichlich mit sinnreichen Zügen dieser Art zu versehen. Für jetzt mögen davon nur ein Paar Beispiele zur Probe dienen. Einstmals fiel ihnen ein, daß eine Stadt wie Abdera billig auch einen schönen Brunnen haben müsse. Er sollte in die Mitte ihres großen Marktplazes gesetzt werden, und zu Bestreitung der Kosten wurde eine neue Auflage gemacht. Sie ließen einen berühmten Bildhauer von Athen kommen, um eine Gruppe von Statuen zu verfertigen, welche den Gott des Meeres auf einem von vier Seepferden gezogenen Wagen, mit Nymphen, Tritonen und Delphinen umgeben, vorstellte. Die Seepferde und Delphinen sollten eine Menge Wassers aus ihren Nasen hervorspritzen. Aber wie alles fertig stand, fand sich, daß kaum Wasser genug da war, um die Nase eines einzigen Delphins zu besfeuchten; und als man das Werk spielen ließ, sah es nicht anders aus, als ob alle diese Seepferde und Delphinen den Schnupfen hätten. Um nicht ausgelacht zu werden, ließen sie also die ganze Gruppe in den Tempel des Neptunus bringen; und so oft man sie einem Fremden wies, bedauerte der Rükter sehr ernsthaft im Namen der löblichen Stadt Abdera, daß ein so herrliches Kunstwerk aus Mangel der Natur unbrauchbar bleiben müsse.

Ein andermal erhandelten sie eine sehr schöne Venus von Eisen-

\*) Juvenal. Satyr. X. v. 60.



bein, die man unter die Meisterstücke des Praxiteles zählte. Sie war ungefähr fünf Fuß hoch, und sollte auf einen Altar der Liebesgöttin gestellt werden. Als sie angelangt war, gerieth ganz Abdera in Entzücken über die Schönheit ihrer Venus; denn die Abderiten gaben sich für seine Kenner und schwärmerische Liebhaber der Künste aus. Sie ist zu schön, riefen sie einhellig, um auf einem niedrigen Plage zu stehen. Ein Meisterstück, das der Stadt so viel Ehre macht, und so viel Geld gekostet hat, kann nicht zu hoch aufgestellt werden; sie muß das Erste sein, was den Fremden beim Eintritt in Abdera in die Augen fällt. Diesem glücklichen Gedanken zufolge stellten sie das kleine niedliche Bild auf einen Obelisk von achtzig Fuß; und wiewohl es nun unmöglich war zu erkennen, ob es eine Venus oder Ausernymphie vorstellen sollte, so nöthigten sie doch alle Fremden, zu gestehen, daß man nichts Vollkommneres sehen könne.

Uns dünkt, diese Beispiele beweisen schon hinlänglich, daß man den Abderiten kein Unrecht that, wenn man sie für warme Köpfe hielt. Aber wir zweifeln, ob sich ein Zug denken läßt, der ihren Charakter stärker zeichnen könnte, als dieser: daß sie (nach dem Zeugniß des Justinus) die Frösche in und um ihre Stadt dergestalt überhand nehmen ließen, daß sie selbst endlich genöthigt wurden, ihren quälenden Mitbürgern Platz zu machen, und, bis zu Austrag der Sache, sich unter dem Schutze des Königs Kassander an einen dritten Ort zu begeben. Dies Unglück besiel die Abderiten nicht ungewarnt. Ein weiser Mann, der sich unter ihnen befand, sagte ihnen lange zuvor, daß es endlich so kommen würde. Der Fehler lag in der That bloß an den Mitteln, wodurch sie dem Uebel steuern wollten; wiewohl sie nie dazu gebracht werden konnten, dies einzusehen. Was ihnen gleichwohl die Augen hätte öffnen sollen, war, daß sie kaum etliche Monate von Abdera weggezogen waren, als eine Menge von Kranichen aus der Gegend von Geraen ankamen, und ihnen alle ihre Frösche so rein wegpukten, daß eine Meile rings um Abdera nicht einer übrig blieb, der dem wiederkommenden Frühling *Βρεμενι κοας κοας* entgegen gesungen hätte.

## Zweites Kapitel.

Demokritus von Abdera. Ob und wie viel seine Vaterstadt berechtigt war, sich etwas auf ihn einzubilden?

Keine Lust ist so dick, kein Volk so dumm, kein Ort so unberühmt, daß nicht zuweilen ein großer Mann daraus hervorgehen sollte, sagt Juvenal. Pindarus und Epaminondas wurden in

Böotien geboren, Aristoteles zu Stagira, Cicero zu Arpinum, Virgil im Dörschen Andes bei Mantua, Albertus Magnus zu Lauingen, Martin Luther zu Eisleben, Sirtus V. im Dorfe Montalto in der Mark Ancona, und einer der besten Könige, die jemals gewesen sind, zu Pau in Bearn. Was Wunder, wenn auch Abdera, zufälliger Weise, die Ehre hatte, daß der größte Naturforscher des Alterthums, Demokritus, in ihren Mauern das Leben empfing!

Ich sehe nicht, wie ein Ort sich eines solchen Umstandes bedienen kann, um Ansprüche an den Ruhm eines großen Mannes zu machen. Wer geboren werden soll, muß irgendwo geboren werden; das übrige nimmt die Natur auf sich; und ich zweifle sehr, ob, außer dem Lykurgus, ein Gesetzgeber gewesen, der seine Fürsorge bis auf den HOMUNCULUS ausgedehnt, und alle mögliche Vorkehrungen getroffen hätte, damit dem Staat wohl organisirte, schöne, und seelenvolle Kinder geliefert würden. Wir müssen gestehen, in dieser Rücksicht hatte Sparta einiges Recht, sich mit den Vorzügen seiner Bürger Ehre zu machen. Aber in Abdera (wie beinahe in der ganzen Welt) ließ man den Zufall und den Genius walten,

— *natalo comes qui temperat astrum*, und wenn ein Protogoras \*) oder Demokritus aus ihrem Mittel entsprang, so war die gute Stadt Abdera gewiß eben so unschuldig daran, als Lykurgus und seine Gesetze, wenn in Sparta ein Dummkopf oder eine Memme geboren wurde.

Diese Nachlässigkeit, wiewohl sie eine dem Staat äußerst angelegene Sache betrifft, möchte noch immer hingehen. Die Natur, wenn man sie nur ungestört arbeiten läßt, macht meistens alle weitere Fürsorge für das Gerathen ihrer Werke überflüssig. Aber wiewohl sie selten vergißt, ihr Lieblingswerk mit allen den Fähigkeiten auszurüsten, aus welchen ein vollkommener Mensch gebildet werden könnte: so ist doch eben diese Ausbildung das, was sie der Kunst überläßt; und es bleibt also jedem Staate noch Gelegenheit genug übrig, sich ein Recht an die Vorzüge und Verdienste seiner Mitbürger zu erwerben. Allein auch hierin ließen die Abderiten sehr viel an ihrer Klugheit zu vermissen übrig; und man hätte schwerlich einen Ort finden können, wo für die Bildung des innern Gefühls, des Verstandes und des Herzens der künftigen Bürger weniger gesorgt worden wäre.

Die Bildung des Geschmacks, d. i. eines feinen, richtigen und gelehrten Gefühls alles Schönen, ist die beste Grundlage zu jener berühmten sokratischen Kalokagathie oder innerlichen Schönheit und

\*) Ein berühmter Sophist von Abdera (etwas älter als Demokritus), welchen Cicero dem Hippias, Proditus, Gorgias, und also den größten Männern seiner Profession an die Seite setzt.



Gülte der Seele, welche den liebenswürdigen, edelmüthigen, wohlthätigen und glücklichen Menschen macht. Und nichts ist geschickter, dieses richtige Gefühl des Schönen in uns zu bilden als — wenn alles, was wir von der Kindheit an sehen und hören, schön ist. In einer Stadt, wo die Künste der Musen in der größten Vollkommenheit getrieben werden, in einer schön gebauten und mit Meisterstücken der bildenden Künste angefüllten Stadt, in einem Athen, geboren zu sein, ist daher allerdings kein geringer Vortheil; und wenn die Athener zu Platons und Menanders Zeiten mehr Geschmac hatten als tausend andere Völker, so hatten sie es unstreitig ihrem Vaterlande zu danken.

Abdera führte in einem griechischen Sprichworte (über dessen Verstand die Gelehrten, nach ihrer Gewohnheit, nicht einig sind) den Beinamen, womit Florenz unter den italienischen Städten prangt — die Schöne. Wir haben schon bemerkt, daß die Abderiten Enthusiasten der schönen Künste waren; und in der That, zur Zeit ihres größten Glor, das ist, eben damals, da sie auf einige Zeit den Fröhen Platz machen mußten, war ihre Stadt voll prächtiger Gebäude, reich an Malereien und Bildsäulen, mit einem schönen Theater und Musiksaal (ᾠδεῖον) versehen, kurz, ein kleines Athen — blos den Geschmac ausgenommen. Denn zum Unglück erstreckte sich die wunderliche Laune, von welcher wir oben gesprochen haben, auch auf ihre Begriffe vom Schönen und Anständigen. Latona, die Schutzgöttin ihrer Stadt, hatte den schlechtesten Tempel; Jason, der Anführer der Argonauten, hingegen (dessen goldenes Vlies sie zu besitzen vorgaben) den prächtigsten. Ihr Rathhaus sah wie ein Magazin aus, und unmittelbar vor dem Saale, wo die Angelegenheiten des Staats erwogen wurden, hatten alle Kräuter-, Obst- und Eierweiber von Abdera ihre Niederlage. Hingegen ruhte das Gymnasium, worin sich ihre Jugend im Ringen und Fechten übte, auf einer dreifachen Säulenreihe. Der Rechtsaal war mit lauter Schildeereien von Verathschlagungen und mit Statuen in ruhigen oder tiefsinnigen Stellungen ausgeziert \*). Dafür aber stellte das Rathhaus den Vätern des Vaterlandes eine desto reizendere Augenweide dar. Denn wohin sie in dem Saal ihrer gewöhnlichen Sitzungen die Augen warfen, glänzten ihnen schöne nackte Kämpfer, oder badende Dianas und schlafende Bacchanten entgegen; und Venus mit ihrem Buhler, im Neße Vulkans allen Einwohnern des Olympus zur Schau ausgestellt (ein großes Stück, welches dem Sitz des Archons gegenüber hing), wurde den Fremden mit einem Triumphe gezeigt, der den

\*) Was hier von den Abderiten gesagt wird, erzählten andere alte Schriftsteller von der Stadt Mabanus. S. Coel. Rhodog. Lect. Ant. L. XXVI Cap. 25.

ernsten Phocion selbst genöthigt hätte, zum erstenmal in seinem Leben zu lachen. Der König Lysimachus (sagten sie) habe ihnen sechs Städte und ein Gebiet von vielen Meilen dafür angeboten: aber sie hätten sich nicht entschließen können, ein so herrliches Stück hinzugeben, zumal da es — gerade die Höhe und Breite habe, um eine ganze Seite der Rathsstube einzunehmen; und überdies habe einer ihrer Kunsttrichter in einem weitläufigen, mit großer Gelehrsamkeit angefüllten Werke die Beziehung des allegorischen Sinnes dieser Schilderei auf dem Plat, wo sie stehe, sehr scharfsinnig dargestellt.

Wir würden nicht fertig werden, wenn wir alle Unschicklichkeiten, wovon diese wundervolle Republik wimmelte, berühren wollten. Aber noch eine können wir nicht vorbeigehen, weil sie einen wesentlichen Zug ihrer Verfassung betrifft und keinen geringen Einfluß auf den Charakter der Abderiten hatte. In den ältesten Zeiten der Stadt war, vermuthlich einem orphischen Institut zufolge, der Nomophylar, oder Beschirmer der Gesetze (eine der obersten Magistratspersonen) zugleich Vorsänger bei den gottesdienstlichen Chören und Oberaufseher über das Musikwesen. Dies hatte damals seinen guten Grund. Allein mit der Länge der Zeit ändern sich die Gründe der Gesetze; diese werden alsdann durch buchstäbliche Erfüllung lächerlich, und müssen also nach den veränderten Umständen ungenügend werden. Aber eine solche Betrachtung kam nicht in abderitische Köpfe. Es hatte sich öfters zugetragen, daß ein Nomophylar erwähnt wurde, der zwar die Gesetze ganz leidlich beschirmte, aber entweder schlecht sang, oder gar nichts von der Musik verstand. Was hatten die Abderiten zu thun? Nach häufigen Verathschlagungen machten sie endlich die Verordnung: Der beste Sänger aus Abdera sollte hinfür allezeit auch Nomophylar sein; und dabei blieb es, so lang Abdera stand. Daß der Nomophylar und der Vorsänger zwei verschiedene Personen sein könnten, war in zwanzig öffentlichen Verathschlagungen keiner Seele eingefallen.

Es ist leicht zu erachten, daß die Musik bei so bewandten Sachen zu Abdera in großer Achtung stehen mußte. Alles in dieser Stadt war musikalisch; alles sang, flöte und leierte. Ihre Sittenlehre und Politik, ihre Theologie und Kosmologie war auf musikalische Grundsätze gebaut; ja, ihre Aerzte heilten sogar die Krankheiten durch Tonarten und Melodien. So weit scheint ihnen, was die Spekulation betrifft, das Ansehen der größten Weisen des Alterthums, eines Orpheus, Pythagoras und Plato, zu Statten zu kommen. Aber in der Ausübung entfernten sie sich desto weiter von der Strenge dieser Philosophen. Plato verweist alle sanften und weidlichen Tonarten aus seiner Republik; die Musik soll sei-



nen Bürgern weder Freude, noch Traurigkeit einflößen; er verbannt mit den jonischen und lydischen Harmonien\*) alle Trint- und Liebeslieder; ja die Instrumente selbst scheinen ihm so wenig gleichgültig, daß er vielmehr die vielsaitigen und die lydische Flöte als gefährliche Werkzeuge der Leppigkeit ausmüßet und seinen Bürgern nur die Leier und die Cithar, sowie den Hirten und dem Landvolke nur die Rohrpfife gestattet. So strenge philosophirten die Abderiten nicht. Keine Tonart, kein Instrument war bei ihnen ausgeschlossen, und — einem sehr wahren, aber sehr oft von ihnen mißverstandenen Grundsatz zufolge — behaupteten sie: daß man alle ernsthaften Dinge lustig und alle lustigen ernsthaft behandeln müsse. Die Ausdehnung dieser Maxime auf die Musik brachte bei ihnen die widersinnigsten Wirkungen hervor. Ihre gottesdienstlichen Gesänge klangen wie Gassenlieder; allein dafür konnte man nichts Feierlicheres hören, als die Melodie ihrer Tänze. Die Musik zu einem Trauerspiel war gemeinlich jonisch; hingegen klangen ihre Kriesslieder so schwermüthig, daß sie sich nur für Leute schickten, die an den Galgen gehen. Diese Widersinnigkeit erstreckte sich über alle Gegenstände des Geschmacks. Ein Leierspieler wurde in Abdera nur dann für vortrefflich gehalten, wenn er die Saiten so zu rühren wußte, daß man eine Flöte zu hören glaubte; und eine Sängerin, um bewundert zu werden, mußte gurgeln und trillern wie eine Nachtigall. Die Abderiten hatten keinen Begriff davon, daß die Musik nur in sofern Musik ist, als sie das Herz rührt: sie waren wohl zufrieden, wenn nur ihre Ohren gefizelt, oder wenigstens mit nichtsagenden, aber vollen und oft abwechselnden Harmonien gestopft wurden. Mit einem Worte: bei aller ihrer Schwärmerei für die Künste hatten die Abderiten keinen Geschmack; und es ahnete ihnen gar nicht, daß das Schöne aus einem höhern Grunde schön sei, als weil es ihnen so beliebte.

Dieses alles ungeachtet, konnte Natur, Zufall und gutes Glück mit zusammengefügten Kräften wohl einmal so viel zu Wege bringen, daß ein geborner Abderite Menschenverstand bekam. Aber wenigstens muß man gestehen, wenn sich so etwas begab, so hatte Abdera nichts dabei geholfen. Denn ein Abderit war ordentlicher Weise nur in sofern klug, als er kein Abderit war; — ein Umstand, der uns ohne Mühe begreifen läßt, warum die Abderiten von demjenigen unter ihren Mitbürgern, der ihnen in den Augen der Welt am meisten Ehre machte, immer am wenigsten hielten. Dies war keine ihrer gewöhnlichen Widersinnigkeiten. Die hatten eine Ursache dazu, die so natürlich ist, daß es unbillig wäre, sie ihnen zum Vorwurf zu machen.

\*) Plato de Republ. L. III. Tom. opp. II. p. 1:8.

Diese Ursache war nicht (wie einige sich einbilden), weil sie z. B. den Naturforscher Demokritus — lange zuvor, eh' er ein großer Mann war — mit dem Kreisel spielen, oder auf einem Grasplatze Purzelbäume machen gesehen hatten. —

Auch nicht: weil sie aus Neid oder Eifersucht nicht leiden konnten, daß einer aus ihrem Mittel klüger sein sollte als sie. Denn — bei der untrüglichen Aufschrift der Pforte des delphischen Tempels! — dies zu denken hatte kein einziger Abderit Weisheit genug, oder er würde von dem Augenblick an kein Abderit mehr gewesen sein.

Der wahre Grund, meine Freunde, warum die Abderiten aus ihrem Mitbürger Demokritus nicht viel machten, war dieser: weil sie ihn für — keinen weisen Mann hielten.

„Warum das nicht?“

„Weil sie nicht konnten.“

„Und warum konnten sie nicht?“

„Weil sie sich alsdann selbst für Dummköpfe hätten halten müssen. Und dies zu thun, waren sie gleichwohl nicht widersinnig genug.“

Auch hätten sie eben so leicht auf dem Kopfe tanzen, oder den Mond mit den Zähnen fassen, oder den Zirkel quadriren können, als einen Menschen, der in Allem ihr Gegenfüßler war, für einen weisen Mann zu halten. Dies folgt aus einer Eigenschaft der menschlichen Natur, die schon zu Adams Zeiten bemerkt worden sein muß, und gleichwohl, da Helvetius daraus folgerte — was daraus folgt, vielen ganz neu vorkam; die seit dieser Zeit Niemand mehr neu ist, und dennoch im Leben alle Augenblicke vergessen wird.

### Drittes Kapitel.

Was Demokritus für ein Mann war. Seine Reisen. Er kommt nach Abdera zurück. Was er mitbringt und wie er aufgenommen wird. Ein Examen, das sie mit ihm vornehmen, welches zugleich eine Probe einer abderitischen Konversation ist.

Demokritus — ich denke nicht, daß es Sie gereuen wird, den Mann näher kennen zu lernen —

Demokritus war ungefähr zwanzig Jahre alt, als er seinen Vater, einen der reichsten Bürger von Abdera, erbte. Anstatt nun darauf zu denken, wie er seinen Reichtum erhalten oder vermehren,



oder auf die angenehmste oder lächerlichste Art durchbringen wollte, entschloß sich der junge Mensch, solchen zum Mittel — der Vervollkommnung seiner Seele zu machen.

„Aber was sagten die Abderiten zum Entschlusse des jungen Demokritus?“

Die guten Leute hatten sich nie träumen lassen, daß die Seele ein anderes Interesse habe, als der Magen, der Bauch und die übrigen integranten Theile des sichtbaren Menschen. Also mag ihnen freilich diese Grille ihres Landsmannes wunderbarlich genug vorgekommen sein. Allein, dies war nun gerade, was er sich am wenigsten anfechten ließ. Er ging seinen Weg fort und brachte viele Jahre mit gelehrten Reisen durch alle festen Länder und Inseln zu, die man damals bereisen konnte. Denn wer zu seiner Zeit weise werden wollte, mußte mit eignen Augen sehen. Es gab noch keine Buchdruckereien, keine Journale, Bibliotheken, Magazine, Encyclopädien, Realwörterbücher, und wie alle die Werkzeuge heißen, mit deren Hilfe man jetzt, ohne zu wissen wie, ein Philosoph, ein Kunst-richter, ein Autor, ein Alleswisser wird. Damals war die Weisheit so theuer, und noch theurer als — die schöne Laiz. Nicht Jedermann konnte nach Korinth reisen. Die Anzahl der Weisen war sehr klein; aber die es waren, waren es auch desto mehr.

Demokritus reiste nicht bloß, um der Menschen Sitten und Verfassungen zu beschauen, wie Ulysses; nicht bloß, um Priester und Geisterseher aufzusuchen, wie Plato; oder um Tempel, Statuen, Gemälde und Alterthümer zu begucken, wie Pausanias; oder um Pflanzen und Thiere abzuzeichnen und unter Klassen zu bringen, wie Doktor Solander: sondern er reiste, um Natur und Kunst in allen ihren Wirkungen und Ursachen, den Menschen in seiner Nacktheit und in allen seinen Einkleidungen und Verkleidungen, roh und bearbeitet, bemalt und unbemalt, ganz und verstümmelt, und die übrigen Dinge in allen ihren Beziehungen auf den Menschen kennen zu lernen. Die Raupen in Aethiopien (sagte Demokritus), sind freilich nur — Raupen. Was ist eine Raupe, um das erste, angelegentlichste, einzige Studium eines Menschen zu sein? Aber, da wir nun einmal in Aethiopien sind, so sehen wir uns immer, nebenher, auch nach den äthiopischen Raupen um. Es gibt eine Raupe im Lande der Seren, welche Millionen Menschen kleidet und nährt: wer weiß, ob es nicht auch am Neger nützliche Raupen gibt?

Mit dieser Art zu denken hatte sich Demokritus auf seinen Reisen einen Schatz von Wissenschaft gesammelt, der in seinen Augen alles Gold in den Schatzkammern des Königs von Indien und alle Perlen an den Hals und Armen seiner Weiber werth war. Er kannte von der Ceder Libanons bis zum Schimmel eines arabischen Käses eine Menge von Bäumen, Stauden, Kräutern, Gräsern und

Moosen; nicht etwa bloß nach ihrer Gestalt und nach ihren Namen, Geschlechtern und Arten: er kannte auch ihre Eigenschaften, Kräfte und Tugenden. Aber, was er tausendmal höher schätzte, als alle seine übrigen Kenntnisse, er hatte allenthalben, wo er es der Mühe werth fand, sich aufzuhalten, die Weisesten und die Besten kennen gelernt. Es hatte sich bald gezeigt, daß er ihres Geschlechtes war. Sie waren also seine Freunde geworden, hatten sich ihm mitgetheilt, und ihm dadurch die Mühe erspart, eignen Fleißes Jahre lang, und vielleicht doch vergebens, zu suchen, was sie mit Aufwand und Mühe, oder auch wohl nur glücklicher Weise schon gefunden hatten.

Vereichert mit allen diesen Schätzen des Geistes und Herzens kam Demokritus nach einer Reise von zwanzig Jahren zu den Abderiten zurück, die seiner beinahe vergessen hatten. Er war ein feiner stattlicher Mann; höflich und abgegriffen, wie ein Mann, der mit mancherlei Arten von Erdenböhen umzugehen gelernt hat, zu sein pflegt; ziemlich braungelb von Farbe; kam von den Enden der Welt, und hatte ein ausgestopftes Krokodil, einen lebendigen Affen, und viele andere sonderbare Sachen mitgebracht. Die Abderiten sprachen etliche Tage von nichts anderm, als von ihrem Mitbürger Demokritus, der wiedergekommen war und Affen und Krokodile mitgebracht hatte. Allein in kurzer Zeit zeigte sich's, daß sie sich in ihrer Meinung von einem so weit gereiseten Mann sehr verrecknet hatten.

Demokritus war von den wackern Männern, denen er indessen die Besorgung seiner Güter anvertraut hatte, um die Hälfte betrogen worden, und gleichwohl unterschrieb er ihre Rechnungen ohne Widerrede. Natürlicher Weise mußte dies der guten Meinung von seinem Verstande den ersten Stoß geben. Die Advokaten und Richter wenigstens, die sich zu einem einträglichen Prozesse Hoffnung gemacht hatten, merkten mit einem bedeutenden Achselzucken an, daß es bedenklich sein würde, einem Manne, der seinem eigenen Hause so schlecht vorstehe, das gemeine Wesen anzuvertrauen. Indessen zweifelten die Abderiten nicht, daß er sich nun unter die Witwerber um ihre vornehmsten Ehrenämter stellen würde. Sie berechneten schon, wie hoch sie ihm ihre Stimme verkaufen wollten; gaben ihm eine Tochter, Enkelin, Schwester, Nichte, Waise, Schwägerin zur Ehe; überschlugen die Vortheile, die sie zur Erhaltung dieser oder jener Absicht von seinem Ansehen ziehen wollten, wenn er einmal Archon oder Priester der Latona sein würde u. s. w. Aber Demokritus erklärte sich, daß er weder ein Rathsherr von Abdera, noch der Ehegemahl einer Abderitin sein wollte, und bereitete dadurch abermal alle ihre Anschläge. Nun hoffte man wenigstens durch seinen Umgang in etwas entschädigt zu werden. Ein Mann, wel-



her Affen, Krokodile und zahme Drachen von seinen Reisen mitgebracht hatte, mußte eine ungeheure Menge Wunderdinge zu erzählen haben. Man erwartete, daß er von zwölffellenlangen Riesen und von sechsdaumenhohen Zwergen, von Menschen mit Hund- und Eselstöpfen, von Meerfrauen mit grünen Haaren, von weißen Negern und blauen Centauren sprechen würde. Aber Demokritus log so wenig, und in der That weniger, als ob er nie über den thracischen Bosporus gekommen wäre.

Man fragte ihn, ob er im Lande der Garamanten keine Leute ohne Kopf angetroffen habe, welche die Augen, die Nase und den Mund auf der Brust trügen; und ein abderitischer Gelehrte (der, ohne jemals aus den Mauern seiner Stadt gekommen zu sein, sich die Miene gab, als ob kein Winkel des Erdbodens wäre, den er nicht durchtrochen hätte) bewies ihm in großer Gesellschaft, daß er entweder nie in Aethiopien gewesen sei oder dort nothwendig mit den Agriophagen, deren König nur ein Auge über der Nase hat, mit den Sambern, die allezeit einen Hund zu ihrem König erwählen, und mit den Artabatiten, die auf allen Bieren gehen, Bekanntschaft gemacht haben müsse\*). „Und wofern Sie bis in den äußersten Theil des abendländischen Aethiopien eingedrungen sind“, fuhr der gelehrte Mann fort, „so bin ich gewiß, daß Sie ein Volk ohne Nase angetroffen haben, und ein anderes, wo die Leute einen so kleinen Mund führen, daß sie ihre Suppe durch Strohhalm einzuschlürfen genöthigt sind\*\*).

Demokritus betheuerte beim Rastor und Pollux, daß er sich nicht erinnere, diese Ehre gehabt zu haben.

„Wenigstens“, sagte jener, „haben Sie in Indien Menschen angetroffen, die nur ein einziges Bein auf die Welt bringen, aber dem ungeachtet wegen der außerordentlichen Breite ihres Fußes so geschwind auf dem Boden fortrutschen, daß man ihnen zu Pferde kaum nachkommen kann\*\*\*). Und was sagten Sie dazu, wie Sie an der Quelle des Ganges ein Volk antrafen, das ohne alle andre Nahrung vom bloßen Geruche wilder Aepfel lebt?“†)

„D erzählen Sie uns doch“, riefen die schönen Abderitinnen, „erzählen Sie doch, Herr Demokritus! Was müßten Sie uns nicht erzählen können, wenn Sie nur wollten!“

\*) Plin. Naturgesch. B. IV.

\*\*) Solin. G. XXX. auch Plinius, Metla und andere Alte und Neuere, welche uns alle die Wundermenschen, von denen hier die Rede ist, für wirkliche Geschöpfe Gottes zu geben kein Bedenken tragen.

\*\*\*) Solinus aus dem Ktesias.

†) Eben derselbe.

Demokritus schwur vergebens, daß er von allen diesen Wundermenschen in Aethiopien und Indien nichts gesehen noch gehört habe.

„Aber was haben Sie denn gesehen?“ fragte ein runder dicker Mann, der zwar weder einäugig war, wie die Agriophagen, noch eine Hundschnauze hatte, wie die Tymolgen, noch die Augen auf den Schultern trug, wie die Omophtalmen, noch vom bloßen Geruche lebte, wie die Paradiesvögel, aber doch gewiß nicht mehr Gehirn in seinem großen Schädel trug, als ein mexikanischer Kolibri, ohne darum weniger ein Rathsherr von Abdera zu sein — „Aber was haben Sie denn gesehen“, sagte Wanst, Sie, der zwanzig Jahre in der Welt herum gefahren sind, wenn Sie nichts von allem dem gesehen haben, was man in fernen Landen Wunderbares sehen kann?“

„Wunderbares?“ versetzte Demokritus lächelnd. „Ich hatte so viel mit Betrachtungen des Natürlichen zu thun, daß ich für's Wunderbare keine Zeit übrig behielt.“

„Nun das gesteh ich“, erwiderte Wanst, „das verlohnt sich auch der Mühe, alle Meere zu durchfahren, und über alle Berge zu steigen, um nichts zu sehen, als was man zu Hause eben so gut sehen konnte!“

Demokritus zankte sich nicht gerne mit den Leuten um ihre Meinungen, am allerwenigsten mit Abderiten; und gleichwohl wollt' er auch nicht, daß es aussehen sollte, als ob er gar nichts sagen könne. Er suchte unter den schönen Abderitinnen, die in der Gesellschaft waren, eine aus, an die er das richten konnte, was er sagen wollte; und fand eine mit zwei großen junonischen Augen, die ihn, trotz seiner physiognomischen Kenntnisse, verführten, ihrer Eigenthümerin etwas mehr Verstand oder Empfindung zuzutrauen als den übrigen. „Was wollten Sie“, sagte er zu ihr, „daß ich, zum Exempel, mit einer Dame, die die Augen auf der Stirne oder am Ellbogen trüge, hätte anfangen sollen? Oder was würde mir's nun helfen, wenn ich noch so gelehrt in der Kunst wäre, das Herz einer — Menschenfresserin zu rühren? Ich habe mich immer zu wohl befunden, mich der sanften Gewalt von zwei schönen Augen, die an ihrem natürlichen Plage stehen, zu überlassen, um jemals eine Versuchung zu bekommen, das große Stierauge auf der Stirn einer Cyclopin zärtlich zu sehen.“

Die Schöne mit den großen Augen, zweifelhaft, was sie aus dieser Anrede machen sollte, guckte dem Manne, der so sprach, mit stummer Verwunderung in den Mund, lächelte ihm ihre schönen Zähne vor, und sah sich zur rechten und linken Seite um, als ob sie den Verstand seiner Rede suchen wollte.



Die übrigen Abderitinnen hatten zwar eben so wenig davon begriffen; weil sie aber aus dem Umstande, daß er sich gerade an die Großkügige gewendet hatte, schlossen, er habe ihr etwas Schönes gesagt: so sahen sie einander jede mit einer eignen Grimasse an. Diese rümpfte eine kleine Stumpfnase, jene zog den Mund in die Länge, eine dritte spitzte den ihrigen, der ohnehin groß genug war, eine vierte riß ein paar kleine Augen auf, eine fünfte brüistete sich mit zurückgezogenem Kopfe u. s. w. Demokritus sah es, erinnerte sich, daß er in Abdera war, und schwieg.

#### Viertes Kapitel.

Das Gramen wird fortgesetzt und verwandelt sich in eine Disputation über die Schönheit, wobei dem Demokritus sehr warm gemacht wird.

Schweigen — ist zuweilen eine Kunst; aber doch nie eine so große, als uns gewisse Leute glauben machen wollten, die dann am klügsten sind, wenn sie schweigen.

Wenn ein weiser Mann sieht, daß er es mit Kindern zu thun hat, warum sollt' er sich zu weise dünken, nach ihrer Art mit ihnen zu reden?

„Ich bin zwar (sagte Demokritus zu seiner neugierigen Gesellschaft) aufrichtig genug gewesen, zu gestehen, daß ich von Allem, was man will, das ich gesehen haben sollte, nichts gesehen habe: aber bilden Sie sich darum nicht ein, daß mir auf so vielen Reisen zu Wasser und zu Lande nichts aufgestoßen sei, das Ihre Neugierde befriedigen könnte. Glauben Sie mir, es sind Dinge darunter, die Ihnen vielleicht noch wunderbarer vorkommen würden, als diejenigen, wovon die Rede war.“

Bei diesen Worten rückten die schönen Abderitinnen näher und spitzten Mund und Ohren. „Das ist doch ein Wort von einem gereisten Manne,“ rief der kurze, dicke Rathsherr. Des Gelehrten Stirne entrunzelte sich durch die Hoffnung, daß er etwas zu tadeln und zu verbessern bekommen würde, Demokritus möchte auch sagen, was er wollte.

„Ich befand mich einst in einem Lande,“ fing Demokritus an, „wo es mir so wohl gefiel, daß ich in den ersten drei oder vier Tagen, die ich darinnen zubachte, unsterblich zu sein wünschte, um ewig darin zu leben.“

„Ich bin nie aus Abdera gekommen,“ sagte der Rathsmann; „aber ich dachte immer, daß es keinen Ort in der Welt gäbe, wo es mir besser gefallen könnte, als in Abdera. Auch geht es mir gerade,

wie Ihnen mit dem Lande, wo es Ihnen so wohl gefiel; ich wollte mit Freunden auf die ganze übrige Welt Verzicht thun, wenn ich nur ewig in Abdera leben könnte! Aber warum gefiel es Ihnen nur drei Tage lang so wohl in dem Lande?“

„Sie werden es gleich hören. Stellen Sie sich ein unermessliches Land vor, dem die angenehmste Abwechslung von Bergen, Thälern, Wäldern, Hügeln und Auen unter der Herrschaft eines ewigen Frühlings und Herbstes, allenthalben wohin man sieht, das Ansehen des herrlichsten Lustgartens gibt; alles angebaut und bewässert, alles blühend und fruchtbar; allenthalben ein ewiges Grün, und immer frische Schatten und Wälder von den schönsten Fruchtbäumen, Datteln, Feigen, Citronen, Granaten, die ohne Pflege, wie in Thracien die Eichen, wachsen; Haine von Myrten und Jasmin; Amors und Cytheräens Lieblingsblume nicht auf Hecken, wie bei uns, sondern in dichten Büscheln auf großen Bäumen wachsend, und vollaufgeblüht wie die Busen meiner schönen Mitbürgerinnen.“

(Dies hatte Demokritus nicht gut gemacht; und es kann künftigen Erzählern zur Warnung dienen, daß man sich vorher wohl in seiner Gesellschaft umsehen muß, ehe man Komplimente dieser Art wagt, so verbindlich sie auch an sich selbst klingen mögen. Die Schönen hielten die Hände vor die Augen und errötheten. Denn zum Unglück war unter den Anwesenden keine, die dem schmeichelhaften Gleichniß Ehre gemacht hätte, wiewohl sie nicht ermangelten, sich aufzublähen so gut sie konnten.)

„Und diese reizenden Haine,“ fuhr er fort, „vom lieblichen Gesang unzähliger Arten von Vögeln belebt, und mit tausend bunten Papageien erfüllt, deren Farben im Sonnenglanz die Augen blenden. Welch ein Land! Ich begriff nicht, warum die Göttin der Liebe Cythere zu ihrem Wohnsitz erwählt hätte, da ein Land wie dieses in der Welt war. Wo hätten die Grazien angenehmer tanzen können, als am Rande von Bächen und Quellen, wo, zwischen kurzem dichtem Gras vom lebhaftesten Grün, Lilien und Hyacinthen, und zehn Tausenden noch schönern Blumen, die in unserer Sprache ohne Namen sind, freiwillig hervorblühen und die Luft mit wohlriechenden Wohlgerüchen erfüllen.“

Die schönen Abderitinnen hatten, wie leicht zu errathen, die Einbildungskraft nicht weniger lebhaft als die Abderiten; und das Gemälde, das ihnen Demokritus, ohne dabei an Arges zu denken, vorstellte, war mehr, als ihre kleinen Seelchen aushalten konnten. Einige seufzten laut vor Behaglichkeit; andere sahen aus, als ob sie die wohlriechenden Gerüche, die in ihrer Phantasie dufteten, mit Mund und Nase einschlürfen wollten; die schöne Juno sank mit dem Kopf auf ein Polster des Kanapees zurück, schloß ihre großen Augen halb, und befand sich unvermerkt am blumichten Rand einer dieser schönen



Quellen, von Rosen und Citronenbäumen umschattet, aus deren Zweigen Wolken von ambrosischen Dämpfen auf sie herabwallten. In einer sanften Betäubung von süßen Empfindungen begann sie eben einzuschlummern: als sie einen Jüngling, schön wie Bacchus und dringend wie Amor, zu ihren Füßen liegen sah. Sie richtete sich auf, ihn desto besser betrachten zu können, und sah ihn so schön, so zärtlich, daß die Worte, womit sie seine Verwegenheit bestrafen wollte, auf ihren Lippen erstarben. Raum hatte sie —

„Und wie meinen Sie,“ fuhr Demokritus fort, „nennt sich dies zaubrische Land, von dessen Schönheiten Alles, was ich davon sagen könnte, Ihnen kaum den Schatten eines Begriffs geben würde? Es ist eben dieses Aethiopien, welches mein gelehrter Freund hier mit Ungeheuern von Menschen bevölkert, die eines so schönen Vaterlandes ganz unwürdig sind. Aber eine Sache, die er mir für wahr nachsagen kann, ist: daß es im ganzen Aethiopien und Libyen, wiewohl diese Namen eine Menge verschiedener Völker umfassen, keinen Menschen gibt, der seine Nase nicht eben da trüge wo wir, nicht eben so viel Augen und Ohren hätte als wir, und kurz —“

Ein großer Seufzer von derjenigen Art, wodurch sich ein von Schmerz oder Vergnügen gepreßtes Herz Luft zu machen sucht, hob in diesem Augenblicke den Busen der schönen Abderitin, welche, während daß Demokritus in seiner Rede fortfuhr, in dem Traumgeflachte, worin wir sie zu belauschen Bedenken trugen, (wie es scheint) auf einen Umstand gekommen war, an welchem ihr Herz auf die eine oder andre Art sehr lebhaft Theil nahm. Da die übrigen Anwesenden nicht wissen konnten, daß die gute Dame einige hundert Meilen weit von Abdera unter einem äthiopischen Rosenbaum, in einem Meer der süßesten Wohlgerüche schwamm, tausend neue Vögel das Glück der Liebe singen hörte, tausend bunte Papageien vor ihren Augen herumflattern sah, und, zum Ueberflus, einen Jüngling mit gelben Locken und Korallentlippen zu ihren Füßen liegen hatte, — so war es natürlich, daß man den besagten Seufzer mit einem allgemeinen Erstaunen empfing. Man begriff nichts davon, daß die letzten Worte Demokrits die Ursache einer solchen Wirkung gewesen sein könnten. „Was fehlt Ihnen, Lysandra?“ riefen die Abderitinnen aus Einem Munde, indem sie sich sehr besorgt um sie stellten. Die schöne Lysandra, die in diesem Augenblicke wieder gewahr wurde, wo sie war, erröthete und versicherte, daß es nichts sei. Demokritus, der nun zu merken anfang, was es war, stand ihnen gut dafür, daß ein paar Flüge frische Lust alles wieder gut machen würden; aber in seinem Herzen beschloß er, künftig seine Gemälde nur mit Einer Farbe zu malen, wie die Maler in Thracien. Gerechte Götter! dachte er, was für eine Einbildungskraft diese Abderitinnen haben!

„Nun, meine schönen Neugierigen,“ fuhr Demokritus fort, „was meinen Sie, von welcher Farbe die Einwohner eines so schönen Landes sind?“

„Von welcher Farbe? — Warum sollten sie eine andere Farbe haben, als die übrigen Menschen? Sagten Sie uns nicht, daß sie die Nase mitten im Gesicht trügen, und in allem Menschen wären wie wir Griechen?“

„Menschen, ohne Zweifel; aber sollten sie darum weniger Menschen sein, wenn sie schwarz oder olivenfarb wären?“

„Was meinen Sie damit?“

„Ich meine, daß die schönsten unter den äthiopischen Nationen (nämlich diejenigen, die nach unserm Maßstab die schönsten, das ist, uns die ähnlichsten sind), durchaus olivenfarb wie die Aegyptier, und diejenigen, welche tiefer im festen Lande und in den mittäglichsten Gegenden wohnen, vom Kopf bis zur Fußsohle so schwarz und noch ein wenig schwärzer sind, als die Raben zu Abdera.“

„Was Sie sagen! — Und erschrecken die Leute nicht vor einander, wenn sie sich ansehen?“

„Erschrecken? Warum dies? Sie gefallen sich sehr mit ihrer Rabenschwärze, und finden, daß nichts schöner sein kann.“

„O das ist lustig!“ — riefen die Abderitinnen. — „Schwarz am ganzen Leibe, als ob sie mit Pech überzogen wären, sich von Schönheit träumen zu lassen! Was das für ein dummes Volk sein muß! Haben sie denn keine Maler, die ihnen den Apollo, den Bacchus, die Göttin der Liebe und die Grazien malen könnten? Oder könnten sie nicht schon vom Homer lernen, daß Juno-weiße Arme, Thetis Silberfüße und Aurora Rosenfinger hat?“

„Ach,“ erwiderte Demokritus, „die guten Leute haben keinen Homer; oder wenn sie einen haben, so dürfen wir uns darauf verlassen, daß seine Juno kohlschwarze Arme hat. Von Malern habe ich in Aethiopien nichts gehört. Aber ich sah ein Mädchen, dessen Schönheit unter seinen Landsleuten beinahe eben so viel Unheil anrichtete, als die Tochter der Leda unter den Griechen und Trojanern; und diese afrikanische Helena war schwärzer als Ebenholz.“

„O beschreiben Sie uns doch dies Ungeheuer von Schönheit!“ — riefen die Abderitinnen, die, aus dem natürlichsten Grunde von der Welt, an dieser Unterredung unendlich viel Vergnügen fanden.

„Sie werden Mühe haben, sich einen Begriff davon zu machen. Stellen Sie sich das völlige Gegentheil des griechischen Ideals der Schönheit vor: die Größe einer Grazie und die Dicke einer Ceres; schwarze Haare, aber nicht in langen wallenden Locken um die Schultern fliegend, sondern kurz und von Natur kraus wie Schafwolle. Die Stirne breit und stark gewölbt; die Nase kurz aufge-



stülpt, und in der Mitte des Knorpels flach gedrückt; die Wangen rund wie die Backen eines Trompeters, der Mund groß —

(Philina lächelte, um zu zeigen, wie klein der ihrige sei.)

„Die Lippen sehr dick und aufgeworfen und zwei Reihen von Zähnen wie Perlensträngen —“

(Die Schönen lachten insgesammt, wiewohl sie keine andere Ursache dazu haben konnten, als ihre eigenen Zähne zu weisen: denn was war sonst hier zu lachen?)

„Aber ihre Augen?“ fragte Lysandra. —

„Das was die betrifft, die waren so klein und so wasserfarbig, daß ich lange nicht von mir erhalten konnte, sie schön zu finden —“

„Demokritus ist für Homers Ruhm, wie es scheint,“ sagte Myris, indem sie einen höhnischen Seitenblick auf die Schöne mit den großen Augen warf.

„In der That,“ versetzte Demokritus mit einer Miene, woraus ein Tauber geschlossen hätte, daß er ihr die größte Schmeichelei sagte, „schöne Augen müßten sehr groß sein, wenn ich sie zu groß finden sollte; und häßliche können, deucht mich, nie zu klein sein.“

Die schöne Lysandra warf einen triumphirenden Blick auf ihre Schwestern und schüttete dann eine ganze Glorie von Zufriedenheit aus ihren großen Augen auf den glücklichen Demokritus herab.

„Darf man wissen, was Sie unter schönen Augen verstehen?“ fragte die kleine Myris, indem sich ihre Nase merklich spitzte.

Ein Blick der schönen Lysandra schien ihm zu sagen: „Sie werden nicht verlegen sein, die Antwort auf diese Frage zu finden.“

„Ich verstehe darunter Augen, in denen sich eine schöne Seele malt,“ sagte Demokritus.

Lysandra sah albern aus, wie eine Person, der man etwas Unerwartetes gesagt hat, und die keine Antwort darauf finden kann.

„Eine schöne Seele!“ — dachten die Abderitinnen alle zugleich. —

„Was für wunderliche Dinge der Mann aus fernen Landen mitgebracht hat! Eine schöne Seele! Dies ist noch über seine Affen und Papageien!“

„Aber mit allen diesen Subtilitäten,“ sagte der dicke Rathsherr, „kommen wir von der Hauptsache ab. Mir deucht, die Rede war von der schönen Helena aus Aethiopien, und ich möchte doch wohl hören, was die ehrlichen Leute so Schönes an ihr finden konnten?“

„Alles,“ antwortete Demokritus.

„So müssen sie gar keinen Begriff von Schönheit haben,“ sagte der Gelehrte.

„Um Vergebung,“ erwiderte der Erzähler; „weil diese äthiopische Helena der Gegenstand aller Wünsche war, so läßt sich sicher schließen, daß sie der Idee von Schönheit glich, die Jeder in seiner Einbildung fand.“

„Sie sind aus der Schule des Parmenides?“ \*) sagte der Gelehrte, indem er sich in eine streitbare Postur setzte.

„Ich bin nichts — als ich selbst, welches sehr wenig ist,“ erwiderte Demokritus halb erschrocken. „Wenn Sie dem Wort Idee gram sind, so erlauben Sie mir, mich anders auszudrücken. Die schöne Gulleru — so nannte man die Schwarze, von der wir reden —“

„Gulleru?“ riefen die Abderitinnen, indem sie in ein Gelächter ausbrachen, das kein Ende nehmen wollte; „Gulleru! welch ein Name! — Und wie ging es mit Ihrer schönen Gulleru?“ fragte die spitznäsige Myris mit einem Blick und in einem Tone, der noch dreimal spitziger als ihre Nase war.

„Wenn Sie mir jemals die Ehre erweisen, mich zu besuchen,“ antwortete der Philosoph mit der ungezwungensten Höflichkeit, „so sollen Sie erfahren, wie es mit der schönen Gulleru gegangen ist. Jetzt muß ich diesem Herrn mein Versprechen halten. Die Gestalt der schönen Gulleru also —“

(„Der schönen Gulleru,“ wiederholten die Abderitinnen und lachten von Neuem; aber ohne daß Demokritus sich diesmal unterbrechen ließ.)

„— schloß zu ihrem Unglück den Jünglingen ihres Landes die stärkste Leidenschaft ein. Dies scheint zu beweisen, daß man sie schön gefunden habe; und ohne Zweifel lag der Grund, weswegen man sie schön fand, in allem dem, warum man sie nicht für häßlich hielt. Diese Aethiopier fanden also einen Unterschied zwischen dem, was ihnen schön und was ihnen nicht schön vorkam; und wenn zehn verschiedene Aethiopier in ihrem Urtheil von dieser Helena übereinstimmten, so kam es vermuthlich daher, weil sie einerlei Begriff von Schönheit und Häßlichkeit hatten.“

„Dies folgt nicht,“ sagte der abderitische Gelehrte; „konnte nicht unter zehn Jeder etwas anderes an ihr liebenswürdig finden?“

„Der Fall ist nicht unmöglich, aber er beweist nichts gegen mich. Gesezt, der Eine hätte ihre kleinen Augen, ein Anderer ihre schwelenden Lippen, ein Dritter ihre großen Ohren bewundernswürdig gefunden: so setzt auch dies immer eine Vergleichung zwischen ihr und andern äthiopischen Schönen voraus. Die übrigen hatten Augen, Ohren und Lippen, so wohl wie Gulleru. Wenn man also die übrigen schöner fand, so mußte man ein gewisses Modell der Schönheit haben, mit welchem man z. B. ihre Augen und andre

\*) Parmenides von Elea wird für den Erfinder der Lehre von den Ideen oder wesentlichen Urbildern gehalten, welche Plato in sein System aufgenommen und sich so eigen gemacht hat, daß man sie gewöhnlich nach seinem Namen zu nennen pflegt.



Augen verglich; und dies ist Alles, was ich mit meinem Ideal sagen wollte."

"Indessen," erwiderte der Gelehrte, "werden Sie doch nicht behaupten wollen, daß diese Gulleru schlechterdings die schönste unter allen schwarzen Mädchen vor ihr, neben ihr und nach ihr gewesen sei? Ich meine, die Schönste in Vergleichung mit dem Modelle, wovon Sie sagten."

"Ich wüßte nicht, warum ich dies behaupten sollte," versetzte Demokritus.

"Es konnte also eine geben, die z. E. noch kleinere Augen, noch dickere Lippen, noch größere Ohren hatte?"

"Möglicher Weise, so viel ich weiß."

"Und in Absicht dieser letztern gilt ohne Zweifel die nämliche Voraussetzung, und so in's Unendliche. Die Aethiopier hatten also kein Modell der Schönheit; man müßte denn sagen, daß sich unendlich kleine Augen, unendlich dicke Lippen, unendlich große Ohren denken lassen?"

"Wie subtil die abderitischen Gelehrten sind!" dachte Demokritus. "Wenn ich eingestand," sagte er, "daß es ein schwarzes Mädchen geben könne, welche kleinere Augen oder dickere Lippen hätte als Gulleru, so sagte ich damit noch nicht, daß dieses schwarze Mädchen den Aethiopiern darum schöner hätte vorkommen müssen als Gulleru. Das Schöne hat nothwendig ein bestimmtes Maß, und was über solches ausschweift, entfernt sich ebenso davon, wie das, was unter ihm bleibt. Wer wird daraus, daß die Griechen in der Größe der Augen und in der Kleinheit des Mundes ein Stück der vollkommenen Schönheit setzen, den Schluß ziehen: eine Frau, deren Augapfel einen Daumen im Durchschnitt hielten, oder deren Mund so klein wäre, daß man Mühe hätte, einen Strohhalbm hineinzubringen, müßte von den Griechen für desto schöner gehalten werden?"

Der Abderite war geschlagen, wie man sieht, und er fühlte es. Aber ein abderitischer Gelehrter hätte sich eher erdroffeln lassen, als so was einzugestehen. Waren nicht Philinnen und Vysandren und ein kurzer, dicker Rathsherr da, an deren Meinung von seinem Verstande ihm gelegen war? Und wie wenig kostete es ihm, Abderiten und Abderitinnen auf seine Seite zu bringen? — In der That wußte er nicht sogleich, was er sagen sollte. Aber in fester Zuversicht, daß ihm wohl noch was einfallen werde, antwortete er indessen durch ein höhnisches Lächeln, welches zugleich andeutete, daß er die Gründe seines Gegners verachte, und daß er im Begriff sei, den entscheidenden Streich zu führen. "Ist's möglich," rief er endlich in einem Ton, als ob dies die Antwort auf die letzte Rede des Demokritus sei, \*)

\*) Ein sehr gewöhnlicher Griff der abderitischen Gelehrten und Kunststicker.

Können Sie die Liebe zum Paradoxen so weit treiben, im Angesicht dieser Schönen zu behaupten, daß ein Geschöpf, wie Sie uns diese Gulleru beschrieben haben, eine Venus sei?"

"Sie haben vergessen," versetzte Demokrit sehr gelassen, "daß die Rede nicht von mir und diesen Schönen, sondern von Aethiopiern war. Ich behauptete nichts; ich erzählte nur, was ich gesehen hatte. Ich beschrieb Ihnen eine Schönheit nach äthiopischem Geschmack. Es ist nicht meine Schuld, wenn die griechische Häßlichkeit in Aethiopien Schönheit ist. Auch seh' ich nicht, was mich berechtigen könnte, zwischen den Griechen und Aethiopiern zu entscheiden. Ich vermute, es könnte sein, daß beide Recht hätten."

Ein lautes Gelächter, dergleichen man aufschlägt, wenn Jemand etwas unbegreiflich Ungereimtes gesagt hat, wieherte dem Philosophen aus allen anwesenden Hälsen entgegen.

"Laß hören, laß doch hören," rief der dicke Rathsherr, indem er seinen Wanst mit beiden Händen hielt, "was unser Landsmann sagen kann, um zu beweisen, daß beide Recht haben! Ich höre für mein Leben gerne so was behaupten. Wofür hätte man auch sonst euch gelehrte Herren? — Die Erde ist rund; der Schnee ist schwarz; der Mond ist zehnmal so groß als der ganze Peloponnesus; Achilles kann keine Schnecke im Laufen einholen. — Nicht wahr, Herr Antistrepisades? — Nicht wahr, Herr Demokritus? — Sie sehen, daß ich auch ein wenig in Ihre Myssterien eingeweiht bin. Ha, ha, ha!"

Die sämmtlichen Abderiten und Abderitinnen erleichterten sympathetischer Weise ihre Lungen abermals, und Herr Antistrepisades, der einen Anschlag auf die Abendmahlzeit des jovialischen Rathsherrn gemacht hatte, unterstützte gefällig das allgemeine Gelächter mit lautem Händeklatschen.

## Fünftes Kapitel.

Unerwartete Auflösung des Knotens, mit einigen neuen Wesspielen von abderitischem Wig.

Demokritus war in der Laune, sich mit seinen Abderiten und den Abderiten mit sich Kurzweile zu machen. Zu weise, ihnen irgend eine von ihren Rational- oder Individualumarten übel zu nehmen, konnte er es sehr wohl leiden, daß sie ihn für einen überflugen Mann ansahen, der seinen abderitischen Mutterwitz auf seiner langen Wanderschaft verdünstet hatte, und nun zu nichts gut wäre, als ihnen mit seinen Einfällen und Grillen etwas zu lachen



zu geben. Er fuhr also, nachdem sich das Gelächter über den wüthigen Einfall des dicken Rathsherrn endlich gelegt hatte, mit seinem gewöhnlichen Phlegma fort, wo ihn der kleine jovialische Mann unterbrochen hatte.

„Sagte ich nicht, wenn die griechische Häßlichkeit in Aethiopien Schönheit sei, so könnte wohl sein, daß beide Theile Recht hätten?“

„Ja, ja, das sagten Sie, und ein Mann steht für sein Wort.“

„Wenn ich es gesagt habe, so muß ich's wohl behaupten; das versteht sich, Herr Antistrepes!“

„Wenn Sie können.“

„Bin ich etwa nicht auch ein Abderit? Und zudem brauch' ich hier nur die Hälfte meines Sazes zu beweisen, um das Ganze bewiesen zu haben: denn daß die Griechen Recht haben, darf nicht erst bewiesen werden; dies ist eine Sache, die in allen griechischen Köpfen schon längst ausgemacht ist. Aber daß die Aethiopier auch Recht haben, da liegt die Schwierigkeit! Wenn ich mit Sophismen fechtete, oder mich begnügen wollte, meine Gegner stumm zu machen, ohne sie zu überzeugen; so würd' ich, als Anwalt der äthiopischen Venus, die ganze Streitfrage dem innern Gefühl zu entscheiden überlassen. Warum, würd' ich sagen, nennen die Menschen diese oder jene Figur, diese oder jene Farbe, schön? Weil sie ihnen gefällt. Gut; aber warum gefällt sie ihnen? Weil sie ihnen angenehm ist. Und warum ist sie ihnen angenehm? — O mein Herr, würde ich sagen, Sie müssen endlich aufhören zu fragen, oder — ich höre auf zu antworten. Ein Ding ist uns angenehm, weil es — einen Eindruck auf uns macht, der uns angenehm ist. Ich fordere alle ihre Grübler heraus, einen bessern Grund anzugeben. Nun würd' es lächerlich sein, einem Menschen abstreiten zu wollen, daß ihm angenehm sei, was ihm angenehm ist; oder ihm zu beweisen, er habe Unrecht, sich wohlgefallen zu lassen, was einen gefallenden Eindruck auf ihn macht. Wenn also die Figur einer Guleru seinen Augen wohl thut, so gefällt sie ihm, und wenn sie ihm gefällt, so nennt er sie schön, oder es müßte nur kein solches Wort in seiner Sprache sein.

„Und wenn — und wenn ein Wahnwitziger Pferdäpfel für Pfirschen äße?“ sagte Antistrepes.

„Pferdäpfel für Pfirschen! — gut gesagt, bei meiner Ehre! gut gesagt,“ rief der Rathsherr. „Knaden Sie das auf, Herr Demokritus?“

„Hi, hi, doch, Demokritus,“ lispelte die schöne Myrtil, indem sie die Hand vor die Nase hielt; „wer wird auch von Pferdäpfeln reden? Schonen Sie wenigstens unserer Nasen!“

Jedermann sieht, daß sich die schöne Myrtil mit diesem Verweise an den wüthigen Antistrepes hätte wenden sollen, der die

Pferdäpfel zuerst aufgetragen hatte, und an den Rathsherrn, der dem Demokritus gar zumüthete, sie aufzuknaden. Aber es war nun einmal darauf abgesehen, den Demokritus lächerlich zu machen; der Instinkt vertrat bei den sämtlichen Anwesenden hierin die Stelle einer Verabredung, und Myrtil konnte diese schöne Gelegenheit zu einem Stich, der die Lacher auf ihre Seite brachte, unmöglich entweichen lassen. Denn gerade der Umstand, daß Demokrit, der ohnehin an den Pferdäpfeln des Antistrepesades genug zu schlucken hatte, noch obendrein einen Verweis deswegen erhielt, kam den Abderiten und Abderitinnen so lustig vor, daß sie alle zugleich zu lachen anfangen, und sich völlig so gebehrdeten, als ob der Philosoph nun auf's Haupt geschlagen sei und gar nicht wieder aufstehen könne.

Zu viel ist zu viel. Der gute Demokritus hatte zwar in zwanzig Jahren viel erwandert: aber seitdem er aus Abdera gegangen war, war ihm kein zweites Abdera aufgestoßen; und nun, da er wieder drin war, zweifelte er zuweilen auf einen oder zwei Augenblicke, ob er irgendwo sei: Wie war es möglich, mit solchen Leuten fertig zu werden?

„Nun, Better?“ — sagte der Rathsherr, „kannst du die Pferdäpfel des Antistrepesades nicht hinunter kriegen? Ha, ha, ha!“

Dieser Einfall war zu abderitisch, um die Häßlichkeit der sämtlichen gebogenen, stumpfen, viereckigen und spitzigen Nasen in der Gesellschaft nicht zu überwältigen.

Die Damen licherten ein zirpendes Hi, hi, hi in das dumpfe donnernde Ha, ha, ha der Mannsperonen.

„Sie haben gewonnen,“ rief Demokritus; „und zum Zeichen, daß ich mein Gewehr mit guter Art strecke, sollen Sie sehen, ob ich die Ehre verdiene, ihr Landsmann und Better zu sein.“ Und nun fing er an, mit einer Geschicklichkeit, worin ihm kein Abderite gleich kam, von der untersten Note stufenweise Crescendo, bis zum Unisono mit dem Hi, hi der schönen Abderitinnen, ein Gelächter aufzuschlagen, dergleichen, so lang Abdera auf thracischem Boden stand, nie gehört worden war.

Anfangs machten die Damen Miene, als ob sie Widerstand thun wollten; aber es war keine Möglichkeit, gegen das verzweifelte Crescendo auszuhalten. Sie wurden endlich davon wie von einem reißenden Strom ergriffen; und da die Gewalt der Ansteckung noch dazu schlug, so kam es bald so weit, daß die Sache ernsthaft wurde. Die Frauenzimmer baten mit weinenden Augen um Barmherzigkeit. Aber Demokritus hatte keine Ohren, und das Gelächter nahm überhand. Endlich ließ er sich, wie es schien, bewegen, ihnen einen Stillstand zu bewilligen; allein in der That bloß, damit sie die Peinigung, die er ihnen zugebracht, desto länger



aushalten könnten. Denn kaum waren sie wieder ein wenig zu Athem gekommen, so fing er die nämliche Tonleiter, eine Terze höher, noch einmal zu durchschlagen an, aber mit so vielen eingemischten Trillern und Rouladen, daß sogar die rünzlichten Beiführer des Höllengerichts, Minos, Aeacus und Rhadamanthus, in ihrem höllenrichterlichen Ornat, aus der Fassung dadurch gekommen wären.

Zum Unglück hatten zwei oder drei von unsern Schönen nicht daran gedacht, ihre Personen gegen alle mögliche Folgen einer so heftigen Leibesübung in Sicherheit zu setzen. Scham und Natur kämpften auf Leben und Tod in den armen Mädchen. Vergeblich flehten sie den unerbittlichen Demokritus mit Mund und Augen um Gnade an; vergebens forderten sie ihre vom Lachen gänzlich erschlafften Sehnen zu einer letzten Anstrengung auf. Die tyrannische Natur siegte, und in einem Augenblicke sahe man den Saal, wo sich die Gesellschaft befand, unter \*\*\*\*\*.

Der Schrecken über eine so unversehene Naturerscheinung (die desto wunderbarer war, da das allgemeine Aufsehen und Erstaunen der schönen Abderitinnen zu beweisen schien, daß es eine Wirkung ohne Ursache sei) unterbrach die Lacher auf etliche Augenblicke, um sogleich mit verdoppelter Gewalt wieder loszudrücken. Natürlicher Weise gaben sich die erleichterten Schönen alle Mühe, den besondern Antheil, den sie an dieser Begebenheit hatten, durch Grimassen von Erstaunen und Ekel zu verbergen, und den Verdacht auf ihre schuldlosen Nachbarinnen fallen zu machen, welche durch unzeitige, aber unfreiwillige Schamröthe den unverdienten Argwohn mehr als zu viel bestärkten. Der lächerliche Zank, der sich darüber unter ihnen erhob; Demokrit und Antistrepniades, die sich boshafter Weise in's Mittel schlugen, und durch ironische Trostgründe den Zorn derjenigen, die sich unschuldig wußten, noch mehr aufreizten; und mitten unter ihnen allen der kleine dicke Rathsherr, der unter verstemtem Gelächter einmal über das andere ausrief, daß er nicht die Hälfte von Thracien um diesen Abend nehmen wollte: alles dies zusammen machte eine Scene, die des Griffels eines Hogarth würdig gewesen wäre, wenn es damals schon einen Hogarth gegeben hätte.

Wir können nicht sagen, wie lange sie gedauert haben mag; denn es ist eine von den Tugenden der Abderiten, daß sie nicht aufhören können. Aber Demokritus, bei dem alles seine Zeit hatte, glaubte, daß eine Komödie, die kein Ende nimmt, die langweiligste unter allen Kurzweilen sei. Er packte also alle die schönen Sachen, die er zur Rechtfertigung der äthiopischen Venus hätte sagen können, wosfern er es mit vernünftigen Geschöpfen zu thun gehabt

hätte, ganz gelassen zusammen, wünschte den Abderiten und Abderitinnen — was sie nicht hatten, und ging nach Hause, nicht ohne Verwunderung über die gute Gesellschaft, die man anzutreffen Gesehrt lief, wenn man — einen Rathsherrn von Abdera besuchte.

## Sechstes Kapitel.

Eine Gelegenheit für den Leser, um sein Gehirn aus der schaukelnden Bewegung des vorigen Kapitels wieder in Ruhe zu setzen.

„Gute, kunstlose, sanfttherzige Gulleru!“ — sagte Demokritus, da er nach Hause gekommen war, zu einer wohlgepflegten krauslockigen Schwarzen, die ihm mit offenen Armen entgegenwatschelte — „komm an meinen Busen, ehrliche Gulleru! Zwar bist du schwarz, wie die Göttin der Nacht; dein Haar ist wollig, und deine Nase platt; deine Augen sind klein, deine Ohren groß, und deine Lippen gleichen einer aufgeborstenen Nelke. Aber dein Herz ist rein und aufrichtig und fröhlich, und fühlt mit der ganzen Natur. Du denkst nie Arges, sagst nie was Albernese, quälst weder andere, noch dich selbst, und thust nichts, was du nicht gestehen darfst. Deine Seele ist ohne Falch, wie dein Gesicht ohne Schminke. Du kennst weder Reid, noch Schadenfreude; und nie hat sich deine ehrliche platte Nase gerümpft, um eines deiner Nebengeschöpfe zu höhnen oder in Verlegenheit zu setzen. Unbesorgt, ob du gefällt oder nicht gefällt, lebst du, in deine Unschuld eingehüllt, im Frieden mit dir selbst und der ganzen Natur; immer geschickt Freude zu geben und zu empfangen, und werth, daß das Herz eines Mannes an deinem Busen ruhe! Gute, sanfttherzige Gulleru! Ich könnte dir einen andern Namen geben; einen schönen, klangreichen, griechischen Namen auf ane oder ide, arion oder erion: aber dein Name ist schön genug, weil er dein ist; und ich bin nicht Demokritus, oder die Zeit soll noch kommen, wo jedes ehrliche gute Herz dem Namen Gulleru entgegenzuschlagen soll!“

Gulleru begriff nicht allzuwohl, was Demokritus mit dieser empfindsamen Anrede haben wollte; aber sie sah, daß es eine Erziehung seines Herzens war, und so verstand sie gerade so viel davon, als sie nöthigen hatte.

„War diese Gulleru seine Frau?“

„Nein.“

„Seine Beischläferin?“

„Nein.“

„Seine Sklavin?“



„Nach ihrem Anzug zu schließen nicht.“

„Wie war sie denn angezogen?“

„So gut, daß sie eine Pille d'honneur der Königin von Saba hätte vorstellen können. Schnüre von großen feinen Perlen zwischen den Locken, und um Hals und Arme; ein Gewand voll schön gebrochener Falten, von dünnem feuerfarbenem Atlas mit Streifen von welcher Farbe ihr wollt, unter ihrem Busen von einem reich gestickten Gürtel zusammengehalten, den eine Agraffe von Smaragden schloß; und — was weiß ich alles.“ —

„Der Anzug war reich genug.“

„Wenigstens können Sie mir glauben, daß, so wie sie war, kein Prinz von Senegal, Angola, Gambia, Congo und Loanga sie ungestraft angesehen hätte.“

„Aber —“

„Ich sehe wohl, daß Sie noch nicht am Ende Ihrer Fragen sind. — Wer war denn diese Gullern? War es eben die, von welcher vorhin gesprochen wurde? Wie kam Demokritus zu ihr? Auf welchem Fuß lebte sie in seinem Hause? — Ich gesteh' es, dies sind sehr billige Fragen; aber sie zu beantworten, seh' ich vor der Hand keine Möglichkeit. Denken Sie nicht, daß ich hier den Verschwiegene machen wolle, oder daß ein besonderes Geheimniß unter der Sache stecke. Die Ursache, warum ich sie nicht beantworten kann, ist die allerstimpelste von der Welt. Tausend Schriftsteller befinden sich tausendmal in dem nämlichen Falle; nur ist unter Tausend kaum einer aufrichtig genug, in solchen Fällen die wahre Ursache zu bekennen. Soll ich Ihnen die meinige sagen? Sie werden gestehen, daß sie über alle Einwendung ist. Denn, kurz und gut, — ich weiß selbst kein Wort von allem dem, was Sie von mir wissen wollen; und da ich nicht die Geschichte der schönen Gullern schreibe, so begreifen Sie, daß ich in Absicht auf diese Dame zu nichts verbunden bin. Sollte sich (was ich nicht vorhersehen kann) etwa in der Folge Gelegenheit finden, von Demokritus oder von ihr selbst etwas Näheres zu erkundigen: so verlassen Sie sich darauf, daß Sie alles von Wort zu Wort erfahren sollen.“

### Siebentes Kapitel.

Patriotismus der Abderiten. Ihre Vorneigung für Athen, als ihre Mutterstadt. Ein paar Proben von ihrem Atticismus und von der unangenehmen Aufrichtigkeit des weisen Demokritus.

Demokritus hatte noch keinen Monat unter den Abderiten gelebt, als er ihnen, und zuweilen auch sie ihm, schon so unerträglich

waren, als Menschen einander sein müssen, die mit ihren Begriffen und Neigungen alle Augenblicke wider einander stoßen.

Die Abderiten hegten von sich selbst und von ihrer Stadt und Republik eine ganz außerordentliche Meinung. Ihre Unwissenheit alles dessen, was außerhalb ihrem Gebiet in der Welt Merkwürdiges sein oder geschehen möchte, war zugleich eine Ursache und eine Frucht dieses lächerlichen Dünkels. Daher kam es denn, durch eine sehr natürliche Folge, daß sie sich gar keine Vorstellung machen konnten, wie etwas recht oder anständig oder gut sein könnte, wenn es anders als zu Abdera war, oder wenn man zu Abdera gar nichts davon mußte. Ein Begriff, der ihren Begriffen widersprach, eine Gewohnheit, die von den ihrigen abging, eine Art zu denken oder etwas in's Auge zu fassen, die ihnen fremd war, hieß ihnen, ohne weitere Untersuchung, ungereimt und belachenswerth. Die Natur selbst schrumpfte für sie in den engen Kreis ihrer eigenen Thätigkeit zusammen; und wiewohl sie es nicht so weit trieben, sich, wie die Japaner, einzubilden, außer Abdera wohnten lauter Teufel, Gespenster und Ungeheuer: so sahen sie doch wenigstens den Rest des Erdbodens und seiner Bewohner als einen ihrer Aufmerksamkeit unwürdigen Gegenstand an; und wenn sie zufälliger Weise Gelegenheit bekamen, etwas Fremdes zu sehen oder zu hören, so wußten sie nichts damit zu machen, als sich darüber aufzuhalten, und sich selbst Glück zu wünschen, daß sie nicht wären wie andere Leute. Dies ging so weit, daß sie denjenigen für keinen guten Bürger hielten, der an einem andern Orte bessere Einrichtungen oder Gebräuche wahrgenommen hatte, als zu Hause. Wer das Glück haben wollte, ihnen zu gefallen, mußte schlechterdings so reden und thun, als ob die Stadt und Republik Abdera, mit allen ihren zugehörigen Stücken, Eigenschaften und Zufälligkeiten ganz und gar untadelich und das Ideal aller Republiken gewesen wäre.

Von dieser Verachtung gegen alles, was nicht abderitisch hieß, war die Stadt Athen allein ausgenommen; aber auch diese vermuthlich nur deswegen, weil die Abderiten, als ehemalige Tejer, ihr die Ehre erwießen, sie für ihre Mutterstadt anzusehen. Sie waren stolz darauf, für das thracische Athen gehalten zu werden; und wiewohl ihnen dieser Name nie anders als spottweise gegeben wurde, so hörten sie doch keine Schmeichelei lieber als diese. Sie bemühten sich, die Athenenser in allen Stücken zu kopiren; und kopirten sie genau — wie der Affe den Menschen. Wenn sie, um lebhaft und geistreich zu sein, alle Augenblicke in's Possierliche fielen; wichtige Dinge leichtsinnig und Kindereien ernsthaft behandelten; das Volk oder ihren Rath um jeder Kleinigkeit willen zwanzigmal versammelten, um lange, alberne Reden pro und contra über Sachen zu halten, die ein Mann von alltäglichem Menschenverstand



in einer Viertelstunde besser als sie entschieden hätte; wenn sie unaufhörlich mit Projekten von Verschönerung und Vergrößerung schwanger gingen, und, so oft sie etwas unternahmen, immer erst mitten im Werke ausrechneten, daß es über ihre Kräfte gehe; wenn sie ihre halbthracische Sprache mit attischen Redensarten spickten, ohne den mindesten Geschmack eine ungeheure Passion für die Künste affektirten, und immer von Malerei und Statuen und Musik und Rednern und Dichtern schwatzten, ohne jemals einen Maler, Bildhauer, Redner oder Dichter, der des Namens werth war, gehabt zu haben; wenn sie Tempel bauten, die wie Bäder, und Bäder, die wie Tempel aussehcn; wenn sie die Geschichte von Vulkans Neze in ihre Rathsstube, und den großen Rath der Griechen über die Zurückgabe der schönen Chryseis in ihre Akademie malen ließen: wenn sie in Lustspiele gingen, wo man sie zu weinen, und in Trauerspiele, wo man sie zu lachen machte; und in zwanzig ähnlichen Dingen glaubten die guten Leute — Athenienser zu sein, und waren — Abderiten.

„Wie erhaben der Schwung in diesem kleinen Gedicht ist, das Phrysignatus auf meine Wachtel gemacht hat!“ sagte eine Abderitin. „Desto schlimmer!“ sagte Demokritus.

„Sehen Sie“, sprach der erste Archon von Abdera, „die Fagade von diesem Gebäude, welches wir zu unserm Zeughaufe bestimmt haben? Sie ist von dem besten parischen Marmor. Gesehen Sie, daß Sie nie ein Werk von größerem Geschmack gesehen haben!“

„Es mag die Republik schönes Geld gekostet haben“, antwortete Demokritus.

„Was der Republik Ehre macht, kostet nie zu viel“, erwiderte der Archon, der in diesem Augenblick den zweiten Perikles in sich fühlte; „ich weiß, Sie sind ein Kenner, Demokritus: denn Sie haben immer an allem etwas auszusetzen. Ich bitte Sie, finden Sie mir einen Fehler an dieser Fagade?“

„Tausend Drachmen für einen Fehler, Herr Demokritus!“ rief ein junger Herr, der die Ehre hatte, ein Neffe des Archon zu sein, und vor kurzem von Athen zurückgekommen war, wo er sich aus einem abderitischen Bengel für die Hälfte seines Erbgesetzes zu einem attischen Gekken ausgebildet hatte.

„Die Fagade ist schön“, sagte Demokritus ganz bescheiden; „so schön, daß sie es auch zu Athen oder Korinth oder Syrakus sein würde. Ich sehe, wenn's erlaubt ist, es zu sagen, nur Einen Fehler an diesem prächtigen Gebäude.“

„Einen Fehler?“ — sprach der Archon, mit einer Miene, die sich nur ein Abderite, der ein Archon war, geben konnte.

„Einen Fehler! Einen Fehler!“ wiederholte der junge Gek, indem er ein lautes Gelächter ausschlug.

„Darf man fragen, Demokritus, wie ihr Fehler heißt?“

„Eine Kleinigkeit“, versetzte Demokritus; „nichts, als daß man eine so schöne Fagade — nicht sehen kann.“

„Nicht sehen kann? Und wie so?“

„Je, beim Anubis! wie wollen Sie, daß man sie vor allen den alten übelgebauten Häusern und Scheunen sehen soll, die hier ringsum zwischen die Augen der Leute und ihre Fagade hineingesetzt sind?“

„Diese Häuser standen lange, ehe Sie und ich geboren wurden“, sagte der Archon.

Vergleichen Dialogen gab es, so lange der Philosoph unter ihnen lebte, alle Tage, Stunden und Augenblicke.

„Wie finden Sie diesen Purpur, Demokritus? Sie sind zu Tyrus gewesen; nicht wahr?“

„Ich wohl, Madame, aber dieser Purpur nicht; dies ist Coccinum, das Ihnen die Syrakuser aus Sardinien bringen und für tyrischen Purpur bezahlen lassen.“

„Aber wenigstens werden Sie doch diesen Schleier für indianischen Byssus von der feinsten Art gelten lassen?“

„Von der feinsten Art, schöne Atalanta, die man in Memphis und Belusium verarbeiten läßt.“

Jetzt hatte sich der ehrliche Mann zwei Feindinnen in Einer Minute gemacht. Konnte aber auch was ärgerlicher sein, als eine solche Aufrichtigkeit?

## Achtes Kapitel.

Vorläufige Nachricht von dem abderitischen Schauspielwesen. Demokritus wird genöthigt, seine Meinung davon zu sagen.

Die Abderiten wußten sich sehr viel mit ihrem Theater. Ihre Schauspieler waren gemeine Bürger von Abdera, die entweder von ihrem Handwerke nicht leben konnten, oder zu faul waren, eines zu lernen. Sie hatten keinen gelehrten Begriff von der Kunst, aber eine desto größere Meinung von ihrer eigenen Geschicklichkeit; und wirklich konnte es ihnen an Anlage nicht fehlen, da die Abderiten überhaupt geborne Gaukler, Spagmacher und Pantomimen waren, an denen immer jedes Glied ihres Leibes mitreden half, so wenig auch das, was sie sagten, zu bedeuten haben mochte.

Sie besaßen auch einen eigenen Schauspielsdichter, Hyperbolus genannt, der, wenn man ihnen glaubte, ihre Schaubühne so weit gebracht hatte, daß sie der atheniensischen wenig nachgab. Er war im Komischen so stark als im Tragischen, und machte über-



dies die possirlichsten Satyrenspiele\*) von der Welt, worin er seine eignen Tragödien so schnackisch parodirte, daß man sich, wie die Abderiten sagten, darüber bucllich lachen mußte. Ihrem Urtheile nach vereinigte er in seiner Tragödie den hohen Schwung und die mächtige Einbildungskraft des Aeschylus mit der Beredsamkeit und dem Pathos des Euripides, so wie in seinen Lustspielen des Aristophanes Laune und muthwilligen Witz mit dem feinen Geschmack und der Eleganz des Agathon. Die Behendigkeit, womit er seiner Werke entbunden wurde, war das Talent, worauf er sich am meisten zu gute that. Er lieferte jeden Monat seine Tragödie, mit einem kleinen Possenspielen zur Zugabe. „Meine beste Komödie“, sprach er, „hat mich nicht mehr als vierzehn Tage gekostet, und gleichwohl spielt sie ihre vier bis fünf Stunden wohlgezählt.“

Da sei uns der Himmel gnädig! dachte Demokritus.

Nun drangen die Abderiten immer von allen Seiten in ihn, seine Meinung von ihrem Theater zu sagen; und so ungern er sich mit ihnen über ihren Geschmack in Wortwechsel einließ, so konnte er doch auch nicht von sich erhalten, ihnen zu schmeicheln, wenn sie ihm sein Urtheil mit gesammter Hand abnöthigten.

„Wie gefällt Ihnen diese neue Tragödie?“

„Das Süßet ist glücklich gewählt. Was müßte der Autor auch sein, der einen solchen Stoff ganz zu Grunde richten sollte.“

„Fanden Sie sie nicht sehr rührend?“

„Ein Stück könnte in einigen Stellen sehr rührend, und doch ein sehr elendes Stück sein“, sagte Demokritus. „Ich kenne einen Bildhauer von Sicyon, der die Wuth hat, lauter Liebesgöttinnen zu schnitzen.“

Diese sehen überhaupt sehr gemeinen Dirnen gleich; aber sie haben alle die schönsten Beine von der Welt. Das ganze Geheimniß von der Sache ist, daß der Mann seine Frau zum Modelle nimmt, die, zum Glücke für seine Venusbilder, wenigstens die Beine schön hat. So kann dem schlechtesten Dichter zuweilen eine rührende Stelle gelingen, wenn es sich gerade zutrifft, daß er verliebt ist, oder einen Freund verloren hat, oder daß ihm sonst ein Zufall zugestoßen ist, der sein Herz in eine Fassung setzt, die es ihm leicht macht, sich an den Platz der Person, die er reden lassen soll, zu stellen.“

„Sie finden also die Hekuba unsers Dichters nicht vortrefflich?“

„Ich finde, daß der Mann vielleicht sein Bestes gethan hat. Aber die vielen, bald dem Aeschylus, bald dem Sophokles, bald dem

\*) Griechische Possenspiele, die mit der Opéra buffa der Westlichen einige Aehnlichkeit hatten, und wovon uns der Soklos des Euripides, das einzige übrig gebliebene Stück dieser Art, einen Begriff gibt.

Euripides, ausgerupften Federn, womit er seine Blöße zu decken sucht, und die ihm vielleicht in den Augen mancher Zuhörer, denen jene Dichter nicht so gegenwärtig sind als mir, Ehre machen, schaden ihm in den meinigen. Eine Krähe, wie sie von Gott erschaffen ist, dünkt mich so noch immer schöner, als wenn sie sich mit Pfauen- und Fasanenfedern ausputzt. Ueberhaupt fordere ich von dem Verfasser eines Trauerspiels mit gleichem Rechte, daß er mir für meinen Beifall ein vortreffliches Trauerspiel, als von meinem Schuster, daß er mir für mein Geld ein paar gute Stiefeln liefere; und wiewohl ich gerne gestehe, daß es schwerer ist, ein gutes Trauerspiel, als gute Stiefeln zu machen: so bin ich darum nicht weniger berechtigt, von jedem Trauerspiel zu verlangen, daß es alle Eigenschaften habe, die zu einem guten Trauerspiel, als von einem Stiefel, daß er alles habe, was zu einem guten Stiefel gehört.“

„Und was gehört denn Ihrer Meinung nach, zu einem wohlgestiefelten Trauerspiel?“ fragte ein junger abderitischer Patricius, herzlich über den guten Einsall lachend, der ihm, wie er glaubte, entfahren war.

Demokritus sprach mit einem kleinen Kreise von Personen, die ihm zuzuhören schienen, und fuhr, ohne auf die Frage des witzigen jungen Herrn Acht zu haben, fort: „Die wahren Regeln der Kunstwerke“, sprach er, „können nie willkürlich sein. Ich fordere nichts von einem Trauerspiele, als was Sophokles von den Seinigen fordert; und dies ist weder mehr noch weniger, als die Natur und Absicht der Sache mit sich bringt. Einen einfachen wohldurchgedachten Plan, worin der Dichter alles vorausgesehen, alles vorbereitet, alles natürlich zusammengefügt, alles auf Einen Punkt geführt hat; worin jeder Theil ein unentbehrliches Glied, und das Ganze ein wohlorganisirter, schöner, frei und edel sich bewegender Körper ist! Keine langweilige Exposition, keine Episoden, keine Scenen zum Ausfüllen, keine Reden, deren Ende man mit Ungebuld herbeigähnt, keine Handlungen, die nicht zum Hauptzwecke arbeiten! Interessante, aus der Natur genommene Charaktere, veredelt, aber so, daß man die Menschheit in ihnen nie verkenne; keine übermenschlichen Tugenden, keine Ungeheuer von Bosheit! Personen, die immer ihren eignen Individualbegriffen und Empfindungen gemäß reden und handeln; immer so, daß man fühlt, nach ihrem besondern Charakter, nach allen ihren vorhergehenden und gegenwärtigen Umständen und Bestimmungen, müssen sie im gegebenen Falle so reden, so handeln, oder aufhören zu sein, was sie sind. Ich fordere, daß der Dichter nicht nur die menschliche Natur kenne, in so fern sie das Modell aller seiner Nachbildungen ist; ich fordere, daß er auch auf die Zuschauer Rücksicht nehme, und genau wisse, durch welche Wege man sich



ihrer Herzens Meister macht; daß er jeden starken Schlag, den er auf solches thun will, unvermerkt vorbereite; daß er wisse, wenn es genug ist, und, eh er uns durch einerlei Eindrücke völlig ermüdet, oder einen Affekt bis zu dem Grade, wo er peinigend zu werden anfängt, in uns erregt, dem Herzen kleine Ruhepunkte zur Erholung gönne, und die Regungen, die er uns mittheilt, ohne Nachtheil der Hauptwirkung, zu vermannichfaltigen wisse. Ich fordre von ihm eine schöne, und ohne Aengstlichkeit mit äußerstem Fleiße polirte Sprache; einen immer warmen kräftigen Ausdruck, einfach und erhaben, ohne jemals zu schwellen, noch zu sinken, stark und nervicht, ohne rauh und steif zu werden, glänzend, ohne zu blenden; wahre Helden Sprache, die immer der lebende Ausdruck einer großen Seele und unmittelbar vom gegenwärtigen Gefühl eingegeben ist, nie zu viel, nie zu wenig sagt, und, gleich einem dem Körper angelegenen Gewand, immer den eigenthümlichen Geist des Redenden durchscheinen läßt. Ich fordre, daß Derjenige, der sich unterwindet, Helden reden zu lassen, selbst eine große Seele habe; und indem er durch die Allgewalt der Begeisterung in seinen Helden verwandelt worden ist, alles, was er ihm in den Mund legt, in seinem eignen Herzen finde. Ich fordre —

„O, Herr Demokritus,“ — riefen die Abderiten, die sich nicht länger zu halten wußten — „Sie können, da Sie nun einmal im Fördern sind, alles fordern, was Ihnen beliebt. In Abdera läßt man sich mit wenigem abfinden. Wir sind zufrieden, wenn uns ein Dichter rührt. Der Mann, der uns lachen oder weinen macht, ist in unsern Augen ein göttlicher Mann, mag er es doch anfangen, wie er selbst will. Dies ist seine Sache, nicht die unsrige! Hyperbolus gefällt uns, rührt uns, macht uns Spaß; und gesetzt auch, daß er uns mitunter gähnen macht, so bleibt er doch immer ein großer Dichter! Brauchen wir eines weitern Beweises?“

„Die Schwarzen an der Goldküste,“ sagte Demokritus, „tanzten mit Entzücken zum Getöse eines armseligen Schaffells und etlicher Bleche, die sie gegen einander schlugen. Gebt ihnen noch ein paar Ruchschellen und eine Sackseife dazu, so glauben sie im Elysium zu sein. Wie viel Witz brauchte eure Amme, um euch, da ihr noch Kinder waret, durch ihre Erzählungen zu rühren? Das albernste Märchen, in einem kläglichen Tone hergeleiert, war dazu gut genug. Folgt aber daraus, daß die Musik der Schwarzen vortrefflich, oder ein Ammenmärchen gleich ein herrliches Werk ist?“

„Sie sind sehr höflich, Demokritus —“

„Um Vergebung! Ich bin so unhöflich, jedes Ding bei seinem Namen zu nennen; und so eigenstümlich, daß ich nie gestehen werde, alles sei schön und vortrefflich, was man so zu nennen beliebt.“

„Aber das Gefühl eines ganzen Volkes wird doch mehr gelten, als der Eigendünkel eines Einzigen?“

„Eigendünkel? Das ist es eben, was ich aus den Künsten der Mäusen verbannt sehen möchte. Unter allen den Forderungen, wovon die Abderiten ihren Günstling Hyperbolus so gültig loszählen, ist keine einzige, die nicht auf die strengste Gerechtigkeit gegründet wäre. Aber das Gefühl eines ganzen Volkes, wenn es kein gelehrtes Gefühl ist, kann und muß in unzähligen Fällen betrügerlich sein.“

„Wie, zum Henker! (rief ein Abderite, der mit seinem Gefühl sehr wohl zufrieden schien). Sie werden uns am Ende wohl gar noch unsere fünf Sinne streitig machen?“

„Das verhöte der Himmel!“ antwortete Demokritus. „Wenn Sie so bescheiden sind, keine weitere Ansprüche zu machen, als auf fünf Sinne, so wär' es die größte Ungerechtigkeit, Sie im ruhigen Besitze derselben stören zu wollen. Fünf Sinne sind allerdings, zumal wenn man alle fünf zusammennimmt, vollgültige Richter in allen Dingen, wo es darauf ankommt, zu entscheiden, was weiß oder schwarz, glatt oder rauh, weich oder hart, dick oder dünn, bitter oder süß ist. Ein Mann, der nie weiter geht, als ihn seine fünf Sinne führen, geht immer sicher; und in der That, wenn euer Hyperbolus dafür sorgen wird, daß in seinen Schauspielen jeder Sinn ergötzt und keiner beleidigt werde, so stehe ich ihm für die gute Aufnahme, und wenn sie noch zehnmal schlechter wären, als sie sind.“

Wäre Demokritus zu Abdera weiter nichts gewesen, als was Diogenes zu Korinth war, so möchte ihm die Freiheit seiner Zunge vielleicht einige Ungelegenheit zugezogen haben. Denn so gerne die Abderiten über wichtige Dinge spakten, so wenig konnten sie ertragen, wenn man sich über ihre Puppen und Stöckchen lustig machte. Aber Demokritus war aus dem besten Hause in Abdera, und was noch mehr zu bedeuten hat, er war reich. Dieser doppelte Umstand machte, daß man ihm nachsah, was man einem Philosophen in zerissenem Mantel schwerlich zu gut gehalten hätte. „Sie sind auch ein unerträglicher Mensch, Demokritus!“ schnarrten die schönen Abderitinnen, und — ertrugen ihn doch.

Der Poet Hyperbolus machte noch am nämlichen Abend ein entseßliches Sinnegedicht auf den Philosophen. Des folgenden Morgens lief es bei allen Pustischen herum; und in der dritten Nacht ward es in allen Gassen von Abdera gesungen. Denn Demokritus hatte eine Melodie dazu gesetzt.



## Neuntes Kapitel.

Gute Gemüthsart der Abderiten, und wie sie sich an dem Philosophen Demokritus wegen seiner Unhöflichkeit zu rächen wissen. Eine seiner Strafpredigten zur Probe. Die Abderiten machen ein Gesetz gegen alle Reisen, wodurch ein abderitisches Mutterkind hätte klüger werden können. Merkwürdige Art, wie der Nomophylax Gryllus eine aus diesem Gesetz entstandene Schwierigkeit auflöst.

Es ist ordentlicher Weise eine gefährliche Sache, mehr Verstand zu haben, als seine Mitbürger. Sokrates mußte es mit dem Leben bezahlen; und wenn Aristoteles mit ganzer Haut davon kam, als ihn der Oberpriester Eurymedon zu Athen der Kezerei anklagte, so kam es bloß daher, weil er sich in Zeiten aus dem Staube machte. „Ich will den Atheniensern keine Gelegenheit geben,“ sagte er, „sich zum zweiten Male an der Philosophie zu versündigen\*“).

Die Abderiten waren bei allen ihren menschlichen Schwachheiten wenigstens keine sehr bössartigen Leute. Unter ihnen hätte Sokrates so alt werden können als Nestor. Sie hätten ihn für eine wunderliche Art von Narren gehalten, und sich über seine vermeintliche Thorheit lustig gemacht; aber die Sache bis zum Giftbecher zu treiben, war nicht in ihrem Charakter. Demokritus ging so scharf mit ihnen zu Werke, daß ein weniger jovialisches Volk die Geduld dabei verloren hätte. Gleichwohl bestand alle Rache, die sie an ihm nahmen, darin, daß sie (unbekümmert mit welchem Grunde) eben so übel von ihm sprachen, als er von ihnen, alles tadelten, was er unternahm, alles lächerlich fanden, was er sagte, und von allem, was er ihnen rieth, gerade das Gegentheil thaten. „Man muß dem Philosophen durch den Sinn fahren,“ sagten sie; „man muß ihm nicht weiß machen, daß er alles besser wisse als wir“ — und, dieser weisen Maxime zufolge, begingen die guten Leute eine Thorheit über die andre, und glaubten, wie viel sie dabei gewonnen hätten, wenn es ihn verdröffe. Zum Unglück verfehlten sie darin ihres Zweckes gänzlich. Denn Demokritus lachte dazu, und wurde, aller ihrer Neckereien wegen, nicht einen Augenblick früher grau. „Die Abderiten, die Abderiten!“ rief er zuweilen; „da haben sie sich wieder selbst eine Ohrseige gegeben, in Hoffnung, daß es mir weh thun werde!“

„Aber (sagten die Abderiten) kann man auch mit einem Menschen schlimmer daran sein? Ueber alles in der Welt ist er andrer

Meinung, als wir. An allem, was uns gefällt, hat er etwas anzusehen. Es ist doch sehr unangenehm, sich immer widersprechen zu lassen!“

„Aber, wenn ihr nun immer Unrecht habt?“ antwortete Demokritus. — „Und laßt doch einmal sehen, wie es anders sein könnte! Alle eure Begriffe habt ihr eurer Anmuth zu danken; und über alles denkt ihr noch eben so, wie ihr als Kinder davon dachtet. Eure Körper sind gewachsen, und eure Seelen liegen noch in der Wiege. Wie viele unter euch haben sich die Mühe gegeben, den Grund zu erforschen, warum sie etwas wahr oder gut oder schön nennen? Gleich den Unmündigen und Säuglingen ist euch alles gut und schön, was eure Sinnen reizt, was euch gefällt. Und auf was für kleinfügige, oft gar nicht zur Sache gehörende, Ursachen und Umstände kommt es an, ob euch etwas gefallen soll oder nicht? Wie verlegen würdet ihr oft sein, wenn ihr sagen solltet, warum ihr dies liebt und jenes hasset? Grillen, Launen, Eigensinn, die Gewohnheit, euch von andern Leuten gängeln zu lassen, mit ihren Augen zu sehen, mit ihren Ohren zu hören, und was sie euch vorgepiffen haben, nachzupfeifen, — sind die Triebfedern, die bei euch die Stelle der Vernunft ersetzen. Soll ich euch sagen, woran der Fehler liegt? Ihr habt euch einen falschen Begriff von Freiheit in den Kopf gesetzt. Eure Kinder von drei oder vier Jahren haben freilich den nämlichen Begriff davon; aber dies macht ihn nicht richtiger. Wir sind ein freies Volk, sagt ihr; und nun glaubt ihr, die Vernunft habe euch nichts einzureden.“ „Warum sollten wir nicht denken dürfen, wie es uns beliebt? lieben und hassen, wie es uns beliebt? bewundern oder verachten, was uns beliebt? Wer hat ein Recht, uns zur Rede zu stellen, oder unsern Geschmack und unsre Neigungen vor seinen Richterstuhl zu fordern!“ — „Nun dann, meine lieben Abderiten, so denkt und faselt, liebt und haßt, bewundert und verachtet, wie, wenn und was euch beliebt! Begeht Thorheiten so oft und so viel euch beliebt! Macht euch lächerlich, wie es euch beliebt! Wem liegt am Ende was daran? So lang es nur Kleinigkeiten, Puppen und Steckenpferde betrifft, wär' es unbillig, euch im Besitze des Rechtes, eure Puppe und euer Steckenpferd nach Belieben zu pußen und zu reiten, stören zu wollen. Gesezt auch, eure Puppe wäre häßlich, und das, was ihr euer Steckenpferd nennt, sähe von vorn und von hinten einem Dechselein oder Eselcin ähnlich: was thut das? Wenn eure Thorheiten euch glücklich und Niemand unglücklich machen, was geht es andre Leute an, daß es Thorheiten sind? Warum sollte nicht der hochweise Rath von Abdera, in feierlicher Prozession, einer hinter dem hochweise Rath von Abdera bis zum Tempel der Latona Buzelbäume machen dürfen, wenn es dem Rath und Volke von Abdera so gefällig wäre? Warum solltet

\*) Aelian. Var. Hist. III. 36.



ihr euer bestes Gebäude nicht in einen Winkel, und eure schöne kleine Venus nicht auf einen Obelisk setzen dürfen? Aber, meine lieben Landsleute, nicht alle eure Thorheiten sind so unschuldig, wie diese; und wenn ich sehe, daß ihr euch durch eure Grillen und Aufwallungen Schaden thut, so müßt' ich euer Freund nicht sein, wenn ich stille dazu schweigen könnte. Zum Exempel, euer Frosch- und Mäusekrieg mit den Lemniern, der unnöthigste und unbesonnenste, der jemals angefangen wurde, um der albernsten Ursache von der Welt, um einer Tänzerin, willen? — Es fiel in die Augen, daß ihr damals unter dem unmittelbaren Einfluß eures bösen Dämons waret, da ihr ihn beschloßet. Allein, alles half nichts, was man euch dagegen vorstellte. Die Lemnier sollten gezüchtigt werden; und wie ihr Leute von lebhafter Einbildung seid, so schien euch nichts leichters, als euch von der ganzen Insel Meister zu machen. Denn die Schwierigkeiten einer Sache pflegt ihr nie eher in Erwägung zu nehmen, als bis euch eure Nase daran erinnert. Doch dies alles möchte noch hingegangen sein, wenn ihr mir wenigstens die Ausführung eurer Entwürfe einem tüchtigen Mann aufgetragen hättet. Aber den jungen Aphron zum Feldherrn zu machen, ohne daß sich irgend ein möglicher Grund davon erdenken ließ, als weil eure Weiber fanden, daß er in seiner prächtigen neuen Rüstung so schön wie ein Paris sei; und — über dem Vergnügen, einen großen feuerfarbenen Federbusch auf seinem hirnlosen Kopfe nicken zu sehen — zu vergessen, daß es nicht um ein Lustgefecht zu thun war: dies, leugnet's mir nicht, dies war ein Abderitenstreich! Und nun, da ihr ihn mit dem Verlust eurer Ehre, eurer Galeeren und eurer besten Mannschaft bezahlt habt, was hilft es euch, daß die Athenerien<sup>\*)</sup>, die ihr euch in ihren Thorheiten zum Muster genommen habt, eben so sinnreiche Streiche, und zuweilen mit eben so glücklichem Ausgang zu spielen pflegen?

In diesem Tone sprach Demotritus mit den Abderiten, so oft sie ihm Gelegenheit dazu gaben; aber, wiewohl dies sehr oft geschah, so konnten sie sich doch unmöglich gewöhnen, diesen Ton angenehm zu finden. „So geht es,“ sagten sie, „wenn man naseweisen Klünglingen erlaubt, in der weiten Welt herum zu reisen, um sich ihres Vaterlandes schämen zu lernen, und nach zehn oder zwanzig Jahren mit einem Kopfe voll ausländischer Begriffe als Kosmopoliten zurückzukommen, die alles besser wissen, als ihre Großväter, und alles

<sup>\*)</sup> Die Athenerien hatten zu ihrem Kriege mit Megara keinen bessern Grund (wenn man dem Aristophanes glauben dürfte), als daß etliche junge Herren von Megara, um die Entführung einer megarischen Courtesane zu rächen, ein paar junge Diener von der nämlichen Profession aus Apasians Witzschule entsandt hatten. Apasias vermochte Alles über den Perikles, Perikles Alles in Athen, und so wurde den Megarern der Krieg angekündigt. Plutarch im Leben des Perikles.

anderswo besser gesehen haben, als zu Hause. Die alten Aegyptier, die Niemand reisen ließen, ehe er wenigstens fünfzig Jahre auf dem Rücken hatte, waren weise Leute.“

Und eilends gingen die Abderiten hin, und machten ein Gesetz: daß kein Abderitensohn hinaus weiter als bis an den korinthischen Isthmus, länger als ein Jahr, und anders als unter der Aufsicht eines bejahrten Hofmeisters von altabderitischer Abkunft, Denkart und Sitte, sollte reisen dürfen. „Junge Leute müssen zwar die Welt sehen,“ sagte das Dekret: „aber eben darum sollen sie sich an jedem Orte nicht länger aufhalten, als bis sie alles, was mit Augen da zu sehen ist, gesehen haben. Besonders soll der Hofmeister genau bemerken, was für Gasthöfe<sup>\*)</sup> sie angetroffen, wie sie gegessen und wie viel sie bezahlen müssen, damit ihre Wirtbürger sich in der Folge diese erspriesslichen Geheimnachrichten zu Nutzen machen können. Ferner soll, wie das Dekret weiter sagt, zu Ersparung der Unkosten eines allzu langen Aufenthaltes an einem Orte, der Hofmeister dahin sehen, daß der junge Abderite in keine unnöthige Bekanntschaften verwickelt werde. Der Wirth oder der Hausknecht, als an dem Orte einheimisch, kann ihm am besten sagen, was da Merkwürdiges zu sehen ist, wie die dasigen Gelehrten und Künstler heißen, wo sie wohnen, und um welche Zeit sie zu sprechen sind: dies bemerkt sich der Hofmeister in sein Tagebuch; und dann läßt sich in zwei oder drei Tagen, wenn man die Zeit wohl zu Rathe hält, vieles in Augenschein nehmen.“

Zum Unglück für dieses weise Dekret befanden sich zwei abderitische junge Herren von großer Wichtigkeit eben außer Landes, als es abgefaßt, und, nach alter Gewohnheit, dem Volk auf den Hauptplätzen der Stadt vorgesungen wurde. Der eine war der Sohn eines Krämers, der, durch Geiz und niederrüchtige Kunstgriffe in seinem Gewerbe, binnen vierzig Jahren ein beträchtliches Vermögen zusammengebracht, und in Kraft desselben seine Tochter (das häßlichste und dümmste Thierchen von ganz Abdera) kürzlich an einen Meffen des kleinen dicken Rathsherrn, dessen oben rühmliche Erwähnung gethan worden, verheiratet hatte. Der andere war der einzige Sohn des Nomophylax, und sollte, um seinem Vater je baldere Reise, und sich mit dem Musikwesen daselbst genauer bekannt machen; während daß der Erbe des Krämers, der ihn begleiten wollte, mit den Pukmacherinnen und Sträufermädchen allda genauere Bekanntschaft zu machen gesonnen war. Nun hatte das Dekret an den besondern Fall, worin sich diese jungen Herren befanden, nicht gedacht.

<sup>\*)</sup> Ob diese Stelle, der Gasthöfe wegen, für unecht und eingeschoben zu halten sei, überläßt man dem Urtheile Derjenigen, welche die Rem cauponariam Votorum gründlich untersucht haben.



Die Frage war also, was zu thun sei? Ob man auf eine Modification des Gesetzes antragen, oder beim Senat bloß um Dispensation für den vorliegenden Fall ansuchen sollte? — „Keines von beidem,“ sagte der Nomophylax, der eben mit der Composition eines neuen Tanzes auf das Fest der Latona fertig, und außerordentlich mit sich selbst zufrieden war. „Um etwas am Gesetze selbst zu ändern, müßte man das Volk deswegen zusammenberufen; und dies würde unsern Mißgünstigen nur Gelegenheit geben, die Mäuler aufzureißen. Was die Dispensation betrifft, so ist zwar an dem, daß man die Gesetze meistens um der Dispensationen willen macht; und ich zweifle nicht, daß der Senat uns ohne Schwierigkeit zugestehen würde, was Jeder, in ähnlichen Fällen, kraft des Gegenrechts fordern zu können wünscht. Indessen hat doch jede Befreiung das Ansehen einer erwiesenen Gnade; und wozu haben wir nöthig, uns Verbindlichkeiten aufzuhalsen? Das Gesetz ist ein schlafender Löwe, bei dem man, so lang er nicht aufgeweckt wird, so sicher als bei einem Lamm vorbeischießen kann. Und wer wird die Unverschämtheit oder die Verwegenheit haben, ihn gegen den Sohn des Nomophylax aufzuwecken?“

Dieser Beschürmer der Gesetze war, wie wir sehen, ein Mann, der von den Gesetzen und von seinem Amte sehr verfeinerte Begriffe hatte, und sich der Vortheile, die ihm das letztere gab, fertig zu bedienen wußte. Sein Name verdient aufbehalten zu werden. Er nannte sich Gryllus, des Cynistakus Sohn.

### Zehntes Kapitel.

Demokritus zieht sich auf's Land zurück und wird von den Abderiten fleißig besucht. Allerlei Raritäten und eine Unterredung vom Schlaffenlande der Sittenlehrer.

Demokritus hatte sich, da er in sein Vaterland zurückkam, mit dem Gedanken geschmeichelt, daß er demselben, mittelst alles dessen, um was sich sein Verstand und sein Herz indessen gebessert hatte, nützlich werden könnte. Er hatte sich nicht vorgestellt, daß es mit den abderitischen Köpfen so gar übel stünde, als er es nun wirklich befand. Aber da er sich einige Zeit unter ihnen aufgehalten, sah er augenscheinlich, daß es ein eitles Unternehmen gewesen wäre, sie verbessern zu wollen. Alles war bei ihnen so verschoben, daß man nicht wußte, wo man die Verbesserung anfangen sollte. Jeder ihrer Mißbräuche hing an zwanzig andern; es war unmöglich, einen davon abzuschaffen, ohne den ganzen Staat umzuschaffen. Eine gute Seuche (dachte er), welche das ganze Völkchen — bis auf etliche

Duzend Kinder, die gerade groß genug wären, um der Ammen entbehren zu können — von der Erde vertilgte, wäre das einzige Mittel, das der Stadt Abdera helfen könnte; den Abderiten ist nicht zu helfen!

Er beschloß also, sich mit guter Art von ihnen zurückzuziehen, und ging ein kleines Gut zu bewohnen, das er in der Gegend von Abdera besaß, und mit dessen Benutzung und Verschönerung er die Stunden beschäftigte, die ihm sein Lieblingsstudium, die Erforschung der Naturwirkungen, übrig ließ. Aber zum Unglück für ihn lag dies Landgut zu nah bei Abdera. Denn weil die Lage desselben ungemein schön, und der Weg dahin einer der angenehmsten Spaziergänge war: so sah er sich alle Tage Gottes von einem Schwarm von Abderiten und Abderitinnen, lauter Bettern und Basen, heimgesucht, welche das schöne Wetter und den angenehmen Spaziergang zum Vorwande nahmen, ihn in seiner glücklichen Einsamkeit zu stören.

Wiewohl Demokritus den Abderiten wenigstens eben so wenig gefiel, als sie ihm, so war doch die Wirkung davon sehr verschieden. Er floh sie, weil sie ihm Langeweile machten, und sie suchten ihn, weil sie sich die Zeit dadurch vertrieben. Er wußte die seinige anzuwenden; sie hingegen hatten nichts Bessers zu thun.

„Wir kommen, Ihnen in Ihrer Einsamkeit die Zeit kürzen zu helfen,“ sagten die Abderiten. — „Ich pflege in meiner eigenen Gesellschaft sehr kurze Zeit zu haben,“ sagte Demokritus.

„Aber wie ist es möglich, daß man immer so allein sein kann,“ rief die schöne Pithöka. „Ich würde vor Langeweile vergehen, wenn ich einen einzigen Tag leben sollte, ohne Leute zu sehen.“

„Sie versprochen sich; von Leuten gesehen zu werden, meinen Sie,“ sagte Demokritus.

„Aber woher nehmen Sie auch, daß Demokritus Langeweile hat; sein ganzes Haus ist mit Seltenheiten angefüllt. Mit Ihrer Erlaubniß, Demokritus — lassen Sie uns doch alle die schönen Sachen sehen, die Sie auf Ihrer Reise gesammelt haben.“

Num ging das Leiden des armen Einsiedlers erst recht an. Er hatte in der That eine schöne Sammlung von Naturalien aus allen Reichen der Natur; ausgestopfte Thiere, Vögel, Fische, Schmetterlinge, Muscheln, Versteinerungen, Erze u. s. w. Alles war den Abderiten neu; Alles erregte ihr Erstaunen. Der gute Naturforscher wurde in einer Minute mit so viel Fragen überhäuft, daß er, wie die Fama, aus lauter Ohren und Zungen hätte zusammengesetzt sein müssen, um auf alles antworten zu können.

„Erklären Sie uns doch, was dieses ist? wie es heißt? woher es ist? wie es zugeht? warum es so ist?“

Demokritus erklärte so gut er konnte und wußte; aber den Abderiten wurde nichts klarer dadurch; es war ihnen vielmehr, als be-



griffen sie immer weniger von der Sache, je mehr er sie erklärte.  
Seine Schuld war es nicht!

„Wunderbar! Unbegreiflich! Sehr wunderbar!“ war ihr ewiger Gegenklang.

„So natürlich als etwas in der Welt!“ erwiderte Demokritus ganz kaltsinnig.

„Sie sind gar zu bescheiden, Demokritus; oder vermuthlich wollen Sie nur, daß man Ihnen desto mehr Komplimente über Ihren guten Geschmack und über Ihre großen Reisen machen soll?“ —

„Sehen Sie sich deswegen in keine Unkosten, meine Herren; ich nehme Alles für empfangen an.“

„Aber es mag doch eine angenehme Sache sein, so tief in die Welt hinein zu reisen?“ — sagte ein Abderit.

„Und ich dünkte gerade das Gegentheil,“ sprach ein anderer. —

„Nehmen Sie alle die Gefahren und Beschwerlichkeiten, denen man täglich ausgesetzt ist; die schlimmen Straßen, die schlechten Gasthöfe, die Sandbänke, die Schiffbrüche, die wilden Thiere, Krokodile, Einhörner, Greifen und geflügelten Löwen, von denen in der Barbarei alles wimmelt.“

„Und dann, was hat man am Ende davon (fiel ein Matador von Abdera ein), wenn man gesehen hat, wie groß die Welt ist? Ich dünkte, das Stück, das ich selbst davon besäße, käme mir dann so klein vor, daß ich keine Freude mehr daran haben könnte.“

„Aber rechnen Sie für nichts, so viel Menschen zu sehen?“ — erwiderte der Erste.

„Und was sieht man denn da? Menschen! Die konnte man zu Hause sehen. Es ist allenthalben wie bei uns.“

„Gi, hier ist gar ein Vogel ohne Füße,“ rief ein junges Frauenzimmer.

„Ohne Füße? — Und der ganze Vogel nur eine einzige Feder! das ist erstaunlich!“ — sprach eine andere. „Begreifen Sie das?“

„Ich bitte Sie, Demokritus, erklären Sie uns, wie er gehen kann, da er keine Füße hat?“

„Und wie er mit einer einzigen Feder fliegt?“

„O, was ich am liebsten sehen möchte,“ sagte eine von den Damen, „das wäre ein lebendiger Sphinx! Sie müssen deren wohl viele in Aegypten gefunden haben?“

„Aber ist's möglich, ich bitte Sie, daß die Weiber und Töchter der Gymnosophisten in Indien — wie man sagt — Sie verstehen mich doch, was ich fragen will?“

„Nicht ich, Frau Salabanda.“

„O, Sie verstehen mich gewiß! Sie sind ja in Indien gewesen? Sie haben die Weiber der Gymnosophisten gesehen?“

„O ja, und Sie können mir glauben, daß die Weiber der Gymnosophisten weder mehr noch weniger sind, als die Weiber der Abderiten.“

„Sie erweisen uns viel Ehre. Aber dies ist nicht, was ich wissen wollte. Ich frage, ob es wahr ist, daß Sie — (hier hielt Frau Salabanda eine Hand vor ihren Busen, und die andere — kurz, sie setzte sich in die Attitüde \*) der medicischen Venus, um dem Philosophen begreiflich zu machen, was sie wissen wollte). Nun verstehen Sie mich doch?“ — sagte sie.

„Ja, Madam, die Natur ist nicht karger gegen Sie gewesen, als gegen andere. Welch eine Frage das ist!“

„Sie wollen mich nicht verstehen, Demokritus; ich dünkte doch, ich hätte Ihnen deutlich genug gesagt, daß ich wissen möchte, ob es wahr sei, daß sie — weil Sie doch wollen, daß ich's Ihnen unverblümt sage — so nackt gehen, als sie auf die Welt kommen?“

„Nackend!“ — riefen die Abderitinnen alle auf einmal. „Da wären sie ja noch unverschämter, als die Mädchen in Sparta! Wer wird auch so was glauben?“

„Sie haben Recht,“ sagte der Naturforscher; „die Weiber der Gymnosophisten sind weniger nackt, als die Weiber der Griechen in ihrem vollständigsten Anzuge: sie sind vom Kopf bis zu den Füßen in ihre Unschuld und in die öffentliche Ehrbarkeit eingehüllt \*\*).“

„Wie meinen Sie das?“

„Dann ich mich deutlicher erklären?“

„Ach, nun versteh' ich Sie! Es soll ein Stich sein? Aber Sie scherzen doch wohl nur mit ihrer Ehrbarkeit und Unschuld. Wenn die Weiber der Gymnosophisten nicht haltbarer gekleidet sind, so — müssen sie entweder sehr häßlich, oder ihre Männer sehr frostig sein.“

„Keines von beiden. Ihre Weiber sind wohlgebildet, und ihre Kinder gesund und voller Leben; ein unverwerliches Zeugniß zu Gunsten ihrer Väter, dünkt mich!“

„Sie sind ein Liebhaber von Paradoxen, Demokritus,“ sprach der Matador; „aber Sie werden mich in Ewigkeit nicht überreden,

\*) Ein fremdes Wort! Ich bitte es den Puristen ab. Aber weder Lage, noch Stellung, noch Weiber drückt das aus, was Attitüde; und so oft es uns an unentbehrlichen einheimischen Worten gebricht, werden wir wohl genöthigt bleiben, fremde zu borgen. Und von wem können wir solchen Falls schädlicher borgen als von derjenigen lebenden Sprache, welche die polirteste und allgemeinste ist? So machten es die alten Römer mit der griechischen; und warum sollten deutsche Schriftsteller, mit gleicher Bescheidenheit, nicht thun dürfen, was sogar Cicero, dem seine Muttersprache so viel zu danken hatte, für erlaubt hielt?

\*\*) Die öffentliche Ehrbarkeit diente ihnen statt eines Schleiers, sagt, ich weiß nicht welcher Alter, von den spartanischen Töchtern.



daß die Sitten eines Volkes desto reiner seien, je nachender die Weiber desselben sind."

"Wenn ich ein so großer Liebhaber von Paradoxen wäre, als man mich beschuldigt, so würd' es mir vielleicht nicht schwer fallen, Sie dessen durch Beispiele und Gründe zu überführen. Aber ich bin dem Gebrauch der Gymnosophistinnen nicht günstig genug, um mich zu seinem Vertheidiger aufzuwerfen. Auch war meine Meinung gar nicht, das zu sagen, was mich der scharfsinnige Kratylus sagen läßt. Die Weiber der Gymnosophisten scheinen mir nur zu beweisen, daß Gewohnheit und Umstände in Gebräuchen dieser Art alles entscheiden. Die spartanischen Töchter, weil sie kurze Röcke, und die am Indus, weil sie gar keine Röcke tragen, sind darum weder unehrbarer noch größerer Gefahr ausgesetzt, als diejenigen, die ihre Tugend in sieben Schleier einwickeln. Nicht die Gegenstände, sondern unsere Meinungen von denselben sind die Ursache unordentlicher Leidenschaften. Die Gymnosophisten, welche keinen Theil des menschlichen Körpers für unedler halten als den andern, sehen ihre Weiber, wiewohl sie blos in ihr angebornes Fell gekleidet sind, für eben so gekleidet an, als die Scythen die ihrigen, wenn sie ein Tigertafelfell um die Lenden hängen haben."

"Ich wünsche nicht, daß Demokritus mit seiner Philosophie so viel über unsere Weiber vermöchte, daß sie sich solche Dinge in den Kopf setzten," sagte ein ehrenfester steifer Abderit, der mit Pelzwaaren handelte. "Ich auch nicht," sagte ein Leinwandhändler. "Ich wahrlich auch nicht," sagte Demokritus, "wiewohl ich weder mit Pelzen noch Leinwand handle."

"Aber eins erlauben Sie mir noch zu fragen," lispelte die Base, die so gerne lebendige Sphinxre gesehen haben möchte. "Sie sind in der ganzen Welt herumgekommen; und es soll da viele wunderbare Länder geben, wo alles anders ist, als bei uns —"

"Ich glaube kein Wort davon," murmelte der Rathsherr, indem er, wie Homers Jupiter, das ambrosische Haar auf seinem weißheitsschwangern Kopfe schüttelte.)

"Sagen Sie mir doch, in welchem unter allen diesen Ländern es Ihnen am besten gefallen hat?"

"Wo könnt' es Einem besser gefallen, als — zu Abdera?"

"O wir wissen schon, daß dies ihr Ernst nicht ist. Ohne Komplimente! antworten Sie der jungen Dame, wie Sie denken," sagte der Rathsherr.

"Sie werden über mich lachen," erwiderte der Philosoph, "aber weil Sie es verlangen, schöne Klonarion, so will ich Ihnen die reine Wahrheit sagen. Haben Sie nie von einem Lande gehört, wo die Natur so gut ist, neben ihren eigenen Einrichtungen auch noch die Arbeit der Menschen auf sich zu nehmen? von einem Lande, wo

ewiger Friede herrscht; wo Niemand Knecht und Niemand Herr, Niemand arm und Jedermann reich ist? wo der Durst nach Golde zu keinem Verbrechen zwingt, weil man das Gold zu nichts gebrauchen kann; wo eine Sichel ein eben so unbekanntes Ding ist, als ein Schwert; wo der Fleißige nicht für den Müßiggänger arbeiten muß; wo es keine Aerzte gibt, weil Niemand krank wird; keine Richter, weil es keine Händel gibt; keine Händel, weil Jedermann zufrieden ist; und Jedermann zufrieden ist, weil Jedermann alles hat, was er nur wünschen kann; — mit einem Worte, von einem Lande, wo alle Menschen so fromm, wie die Lämmer, und so glücklich, wie die Götter sind? Haben Sie nie von einem solchen Lande gehört?"

"Nicht, daß ich mich erinnerte."

"Dies nenn' ich ein Land, Klonarion! Da ist es nie zu warm und nie zu kalt, nie zu naß und nie zu trocken; Frühling und Herbst regieren dort nicht wechselweise, sondern, wie in den Gärten des Alcinous, zugleich in ewiger Eintracht. Berge und Thäler, Wälder und Auen sind mit allem angefüllt, was des Menschen Herz gelüsten kann. Aber nicht etwa, daß die Leute sich die Mühe geben müßten, die Hasen zu jagen, die Vögel oder Fische zu fangen, und die Früchte zu pflücken, die sie essen wollen; oder daß sie die Gemächlichkeiten, deren sie genießen, erst mit vielem Ungemach erkaufen müßten. Nein! alles macht sich da von selbst. Die Rebhühner und Schnepfen fliegen einem gespickt und gebraten um den Mund, und bitten demüthig, daß man sie essen möchte; Fische von allen Arten schwimmen gelocht in Teichen von allen möglichen Brühen, deren Ufer immer voll Aulstern, Krebse, Pasteten, Schinken und Ochsenzungen liegen. Hasen und Rehböcke kommen freiwillig herbeigelaufen, streifen sich das Fell über die Ohren, stecken sich an den Bratspieß, und legen sich, wenn sie gahr sind, von selbst in die Schüssel. Allenthalben stehen Tische, die sich selbst decken; und weichgepolsterte Ruhebetten laden allenthalben zum Ausruhen vom — Nichtsthun und zu angenehmen Ermüdungen ein. Neben denselben rauschen kleine Bäche von Milch und Honig, von cyprischem Wein, Citronenwasser und andern angenehmen Getränken; und über sie her wölben sich, mit Rosen und Jasmin untermengt, Stauden voller Becher und Gläser, die sich, so oft sie ausgetrunken werden, gleich von selbst wieder anfüllen. Auch gibt es da Bäume, die statt der Früchte kleine Pastetchen, Bratwürste, Mandelkrapfen und Buttersemmeln tragen; andere, die an allen Ästen mit Geigen, Harfen, Cithern, Theorben, Flöten und Waldhörnern behangen sind, welche von sich selbst das angenehmste Konzert machen, das man hören kann. Die glücklichen Menschen, nachdem sie den wärmern Theil des Tages verschlafen, und den Abend



vertanzt, versungen und verscherzt haben, erfrischen sich dann in kühlen marmornen Bädern, wo sie von unsichtbaren Händen sanft gerieben, mit feinem Byssus, der sich selbst gesponnen und gewebt hat, abgetrocknet, und mit den kostbarsten Essenzen, die aus den Abendwolken wie feuchter Duft herunterthauen, eingebalsamt werden. Dann legen sie sich auf schwellenden Polstern um volle Tafeln her, und essen und trinken und lachen, singen und tändeln und küssen, die ganze Nacht durch, die ein ewiger Vollmond zum sanftern Tage macht; und — was noch das Angenehmste ist —

„O gehen Sie, Herr Demokritus, Sie haben mich zum besten! was Sie mir da erzählen, ist ja das Märchen vom Schlaraffenlande, das ich tausendmal von meiner Amme gehört habe, wie ich noch ein kleines Mädchen war.“

„Aber Sie finden doch auch, Klonarion, daß sich's gut in diesem Lande leben müßte?“

„Merken Sie denn nicht, daß unter allem diesem eine geheime Bedeutung verborgen liegt?“ sagte der weise Rathmann; „vermutlich eine Satyre auf gewisse Philosophen, welche das höchste Gut in der Wollust suchen.“

„Schlecht gerathen, Herr Rathsherr!“ dachte Demokritus.

„Ich erinnere mich, in den Amphiktyonen des Teleklides eine ähnliche Beschreibung des goldenen Alters gelesen zu haben,“ sagte Frau Salabanda \*).

„Das Land, das ich der schönen Klonarion beschrieb,“ sprach der Naturforscher, „ist keine Satyre; es ist das Land, in welches von jedem Duzend unter euch weisen Leuten zwölf sich im Herzen hineinwünschen und nach Möglichkeit hineinarbeiten, und in welches uns eure abderitischen Sittenlehrer hineindeklamiren wollen; wenn anders ihre Deklamationen irgend einen Sinn haben.“

„Ich möchte wohl wissen, wie Sie dies verstehen,“ sagte der Rathsherr, der sich (vermöge einer vieljährigen Gewohnheit, nur mit halben Ohren zu hören, und sein Votum im Rath schlummernd von sich zu geben) nicht gerne die Mühe nahm, einer Sache lange nachzudenken.

„Sie lieben eine starke Beleuchtung, wie ich sehe, Herr Rathsherr,“ erwiderte Demokritus. „Aber zu viel Licht ist zum

\*) Frau Salabanda hat Recht. Lange vor dem Sammel der Madame Dauron machte Lucian in seiner wahren Geschichte, und lange vor Lucian machten die griechischen Komödiendichter Metagenes, Pherekrates, Teleklides, Krates und Kratinus Beschreibungen vom Schlaraffenlande und vom Schlaraffenleben, worin sie sich in die Worte beieferten, der ausschweifendsten Einbildungskraft eines neuern Märchenmachers nichts übrig zu lassen. Die tübsten Züge im Gemälde, welches Demokritus davon macht, sind aus den Fragmenten genommen, die uns Athenäus im sechsten Buche seines Gastmahls der Sophisten davon aufbehalten hat.

Sehen eben so unbequem, als zu wenig. Hellbunkel ist, deucht mich, gerade so viel Licht, als man gebraucht, um weder zu viel noch zu wenig zu sehen. Ich sehe zum voraus, daß Sie überhaupt sehen können. Denn wenn dies nicht wäre, so begreifen Sie wohl, daß wir beim Licht von zehntausend Sonnen nicht besser sehen würden, als beim Schein eines Feuerwurms.“

„Sie sprechen von Feuerwürmern?“ — (sagte der Rathsherr, indem er bei dem Worte Feuerwurm aus einer Art von Seelenschlummer erwachte, in welchen er, über dem Gassen nach Salabanda's Busen, während daß Demokritus redete, gefallen war) — „Ich dachte, wir sprächen von den Moralisten.“

Von Moralisten oder Feuerwürmern, wie es Ihnen beliebt,“ versetzte Demokritus. „Was ich sagen wollte, um Ihnen die Sache, woron wir sprachen, deutlich zu machen, war dies: Ein Land, wo ewiger Friede herrscht, und wo alle Menschen in gleichem Grade frei und glücklich sind; wo das Gute nicht mit dem Bösen vermischt ist, Schmerz nicht an Wollust, und Tugend nicht an Untugend grenzt, wo lauter Schönheit, lauter Ordnung, lauter Harmonie ist, — mit einem Wort, ein Land, wie eure Moralisten den ganzen Erdboden haben wollen, ist entweder ein Land, wo die Leute keinen Magen und keinen Unterleib haben, oder es muß schlechterdings das Land sein, das uns Teleklides schildert, aus dessen Amphiktyonen ich (wie die schöne Salabanda sehr wohl bemerkt hat) meine Beschreibung genommen habe. Vollkommene Gleichheit, vollkommene Zufriedenheit mit dem Gegenwärtigen, immerwährende Eintracht — kurz, die saturnischen Zeiten, wo man keine Könige, keine Priester, keine Soldaten, keine Rathsherrn, keine Moralisten, keine Schneider, keine Köche, keine Aerzte und keine Scharfrichter braucht, sind nur in dem Lande möglich, wo einem die Rebhühner gebraten in den Mund fliegen, oder (welches ungefähr eben so viel sagen will) wo man keine Bedürfnisse hat. Dies ist, wie mich deucht, so klar, daß es demjenigen, dem es dunkel ist, durch alles Licht im Feuerhimmel nicht klarer gemacht werden könnte. Gleichwohl ärgern sich eure Moralisten darüber, daß die Welt so ist wie sie ist; und wenn der ehrliche Philosoph, der die Ursachen weiß, warum sie nicht anders sein kann, den Aerger dieser Herren lächerlich findet: so begegnen sie ihm, als ob er ein Feind der Götter und der Menschen wäre, welches zwar an sich selbst noch lächerlicher ist, aber zuweilen da, wo die milzklüglichen Herren den Meister spielen, einen ziemlich tragischen Ausgang nimmt.“

„Aber was wollen Sie denn, daß die Moralisten thun sollen?“ Die Natur erst ein wenig kennen lernen, eh sie sich einfallen lassen, es besser zu wissen als sie; verträglich und duldzaam gegen die Thorheiten und Unarten der Menschen sein, welche die ibrigen dul-



den müssen; durch Beispiele bessern, statt durch frostiges Gewäsche zu ermüden, oder durch Schmähreden zu erbittern; keine Wirkungen fordern, wovon die Ursachen noch nicht da sind, und nicht verlangen, daß wir die Spitze eines Berges erreicht haben sollen, ehe wir hinauf gestiegen sind.

„So unsinnig wird doch Niemand sein?“ — sagte der Abderiten einer.

„So unsinnig sind neun Zehnthelle der Gesetzgeber, Projektensmacher, Schulmeister und Weltverbesserer auf dem ganzen Erdenrund alle Tage!“ — sagte Demokritus.

Die zeitverkürzende Gesellschaft, welche die Laune des Naturforschers unerträglich zu finden anfing, begab sich nun wieder nach Hause; und dahlte unterwegs, beim Glanz des Abendsterns und einer schönen Dämmerung, von Sphinren, Einhörnern, Gynnosophisten und Schlaraffenländern; und so viel Mannichfaltigkeit auch unter allen den Abberheiten, welche gesagt wurden, herrschte, so stimmten doch alle darin überein: daß Demokritus ein wunderlicher, einbildischer, überkluger, tadelsüchtiger, wiewohl bei allem dem ganz kurzweiliger Sonderling sei. „Sein Wein ist das Beste, was man bei ihm findet,“ sagte der Rathsherr.

Gütiger Amibis! dachte Demokritus, da er wieder allein war: was man nicht mit diesen Abderiten reden muß, um sich — die Zeit von ihnen vertreiben zu lassen!

### Elftes Kapitel.

Etwas von den abderitischen Philosophen, und wie Demokritus das Unglück hat, sich mit ein paar wohlgemeinten Worten in sehr schlimmen Kredit zu setzen.

Daß man sich aber gleichwohl nicht einbilde, als ob alle Abderiten, ohne Ausnahme, durch ein Gelübde oder durch ihren Bürgereid verbunden gewesen seien, nicht mehr Verstand zu haben als ihre Großmütter, Ammen und Rathsherren! Abdera, die Nebenbuhlerin von Athen, hatte auch Philosophen, das heißt, sie hatte Philosophen — wie sie Maler und Dichter hatte. Der berühmte Sophist Protagoras war ein Abderit gewesen, und hatte eine Menge von Schülern hinterlassen, die ihrem Meister zwar nicht an Wiß und Beredsamkeit gleich kamen, aber ihm dafür auch an Eigendünkel und Abberheit desto überlegener waren.

Diese Herren hatten sich eine bequeme Art von Philosophie zubereitet, vermittlest welcher sie ohne Mühe auf jede Frage eine Antwort fanden, und von allem, was unter und über der Sonne ist,

so geläufig schwanken, daß — in so ferne sie nur immer Abderiten zu Zuhörern hatten — die guten Zuhörer sich festiglich einbildeten, ihre Philosophen wüßten sehr viel mehr davon als sie selbst; wiewohl im Grunde der Unterschied nicht so groß war, daß ein vernünftiger Mann eine Feige darum gegeben hätte. Denn am Ende lief es doch immer darauf hinaus, daß der abderitische Philosoph, etliche lange nichtsbedeutende Wörter abgerechnet, gerade so viel von der Sache wußte, als derjenige unter allen Abderiten, der — am wenigsten davon zu wissen glaubte.

Die Philosophen, vermuthlich weil sie es für zu klein hielten, in den Detail der Natur herabzusteigen, gaben sich mit lauter Aufgaben ab, die außerhalb der Grenzen des menschlichen Verstandes liegen. Bis in diese Region, dachten sie, folgt uns Niemand, als — wer unsers Gleichen ist; und was wir auch den Abderiten davon vorsagen, so sind wir wenigstens gewiß, daß uns Niemand Lügen strafen kann.

Zum Exempel, eine ihrer Lieblingsmaterien war die Frage: „Wie, warum, und woraus die Welt entstanden sei?“

„Sie ging aus einem Ei hervor,“ sagte Einer; „der Aether war das Weiße, das Chaos der Dotter, und die Nacht brütete es aus“<sup>\*)</sup>.

„Sie ist aus Feuer und Wasser entstanden,“ sagte ein Anderer.

„Sie ist gar nicht entstanden,“ sprach der Dritte. „Alles war immer so wie es ist, und wird immer so bleiben wie es war.“

Diese Meinung fand in Abdera wegen ihrer Bequemlichkeit vielen Beifall. Sie erklärt alles, sagten sie, ohne daß man nöthig hat, sich erst lange den Kopf zu zerbrechen. Es ist immer so gewesen, war die gewöhnliche Antwort eines Abderiten, wenn man ihn nach der Ursache oder dem Ursprung einer Sache fragte; und wer sich daran nicht ersättigen wollte, wurde für einen stumpfen Kopf angesehen.

„Was ihr Welt nennt,“ sagte der Vierte, „ist eigentlich eine ewige Reihe von Welten, die, wie die Häute einer Zwiebel, über einander liegen, und sich nach und nach ablösen.“

„Sehr deutlich gegeben,“ riefen die Abderiten, „sehr deutlich!“ Sie glaubten den Philosophen verstanden zu haben, weil sie sehr gut wußten, was eine Zwiebel war.

„Chimäre!“ sprach der Fünfte. „Es gibt freilich unzählige Welten; aber sie entstehen aus der ungefähren Bewegung untheilbarer

<sup>\*)</sup> Um denjenigen Lesern, welche weder den Diogenes Laertius, noch des Deslandes, oder Bruckers kritische Geschichte der Philosophie, noch die Compendien des Herrn Formey oder D. Büschings, gelesen haben, irrtige Vermuthungen zu ersparen, erinnert der Verfasser, daß alle hier vorkommenden Hypothesen sich eines sehr ehrwürdigen Alterthums und zum Theil einer Menge Verehrter und Anhänger rühmen können. Die Meinung unsers Demokritus ist die einzige, welche, vermuthlich bloß weil sie die vernünftigste ist, keine Sekte gemacht hat.



Sonnenstäubchen, und es ist viel Glück, wenn, nach zehntausendmal tausend übelgerathenen, endlich eine herauskömmt, die noch so leidlich vernünftig aussieht wie die unsrige."

"Atomen geb' ich zu," sprach der Sechste: „aber keine Bewegung von Ungefähr und ohne Richtung. Die Atomen sind nichts, oder sie haben bestimmte Kräfte und Eigenschaften, und, je nachdem sie einander ähnlich oder unähnlich sind, ziehen sie einander an, oder stoßen sich zurück. Daher machte der weise Empedokles (der Mann, der, um die wahre Beschaffenheit des Aetna zu erkundigen, sich weislich mitten in den Krater desselben hineingestürzt haben soll,) Haß und Liebe zu den ersten Ursachen aller Zusammensetzungen; und Empedokles hat Recht."

Um Vergebung, meine Herren, ihr habt alle Unrecht," sprach der Philosoph Sifamis. „In Ewigkeit wird weder aus eurem mystischen Ei, noch aus eurem Bündniß zwischen Feuer und Wasser, noch aus euren Atomen, noch aus euren Homöomerien, eine Welt herauskommen, wenn ihr keinen Geist zu Hülfe nehmt. Die Welt ist, wie jedes andere Thier, eine Zusammensetzung von Materie und Geist. Der Geist ist es, der dem Stoffe Form gibt; beide sind von Ewigkeit her vereinigt; und, sowie einzelne Körper aufgelöst werden, sobald der Geist, der ihre Theile zusammenhielt, sich zurückzieht, so würde, wenn der allgemeine Weltgeist aufhören könnte, das Ganze zu umfassen und zu beleben, Himmel und Erde im nämlichen Augenblick in einen einzigen, ungeheuren, gestaltlosen, finstern und todtten Klumpen zusammenfallen."

"Davor wolle Jupiter und Latona sein!" riefen die Abderiten, nicht ohne sich zu entfesen, wie sie den Mann eine so fürchterliche Drohung ausstoßen hörten. „Es hat keine Gefahr," sagte der Priester Strobilus; „so lange wir die Frösche der Latona in unsern Mauern haben, soll es der Weltgeist des Sifamis wohl bleiben lassen, solchen Unfug in der Welt anzurichten."

"Meine Freunde," sprach der Achte, „der Weltgeist des weisen Sifamis ist mit den Atomen, Homöomerien, Zwiebeln und Eiern meiner Kollegen von gleichem Schlage. Einen Demiurg müssen wir annehmen, wenn wir eine Welt haben wollen; denn ein Gebäude setzt einen Baumeister, oder wenigstens einen Zimmermeister voraus; und nichts macht sich von sich selbst, wie wir alle wissen."

„Aber man spricht doch alle Tage: Dies wird von sich selbst kommen, von sich selbst gehen," — sagten die Abderiten.

„Man spricht wohl so," antwortete der Philosoph: „allein, wo habt ihr jemals gesehen, daß es wirklich so erfolgt wäre? Ich habe freilich unsre Archonten wohl tausendmal sagen hören: es wird sich schon geben; es wird schon kommen! dies oder jenes wird sich schon

machen! Aber wir hatten gut warten! Es gab sich nicht, kam nicht, und machte sich nicht."

„Nur allzu wahr, was die Werke unsrer Archonten betrifft," sagte ein alter Schußflicker, der für einen Mann von Einsicht beim Volke galt, und große Hoffnung hatte, bei der nächsten Wahl Kunstmeister zu werden; „aber mit den Werken der Natur, wie die Welt ist, mag es doch wohl anders bewandt sein. Warum sollte die Welt nicht eben so gut aus dem Chaos hervorwachsen können, wie ein Pilz aus der Erde wächst?"

„Meister Psrieme," versetzte der Philosoph, „zum Kunstmeister soll er meine und aller meiner Vettern Stimme haben; aber keine Einwurfe gegen mein System, wenn ich bitten darf! Die Pilze wachsen freilich von selbst aus der Erde hervor, weil — weil sie Pilze sind; aber eine Welt wächst nicht von selbst, weil sie kein Pilz ist; versteht er mich nun, Meister Psrieme?"

Alle Anwesende lachten von Herzen, daß Meister Psrieme so abgeführt war. „Die Welt ist kein Pilz; dies ist klar wie Taglicht," riefen die Abderiten; da ist nichts einzuwenden, Meister Psrieme!" „Verzweifelt!" murmelte der künftige Kunstmeister; „aber so geht es, wenn man sich mit den Herren abgibt, welche beweisen können, daß der Schnee weiß ist."

„Schwarz ist, wollet ihr sagen, Nachbar."

„Ich weiß, was ich gesagt habe, und was ich sagen wollte," antwortete Meister Psrieme; und ich wünsche nur, daß die Republik —

„Vergeß er die vierzehn Stimmen nicht, die ich ihm verschaffe, Meister Psrieme!" rief der Philosoph.

„Wohl, wohl! alles wohl! Aber Demiurg — das klingt mir bald so wie Demagog; und ich will weder Demagogen noch Demiurgen haben; ich bin für die Freiheit, und wer ein guter Abderite ist, der schwinde seinen Hut und folge mir!"

Und hiemit ging Meister Psrieme davon, denn der Leser merkt von selbst, daß alles dies in einer Halle von Abdera gesprochen wurde; und einige müßige Tölpel, die ihn allerwegen zu begleiten pflegten, folgten ihm.

Aber der Philosoph, ohne zu thun, als ob er es gewahr werde, fuhr fort: „Ohne einen Baumeister, einen Demiurgen, oder wie ihr ihn nennen wollt, läßt sich vernünftiger Weise keine Welt bauen. Aber, merkt wohl, es kam auf den Demiurg an, ob er bauen wollte; und laßt sehen, wie er es anfang. Stellt euch die Materie als einen ungeheuren Klumpen von vollkommen dichten Krystall vor;\* und den Demiurg, wie er mit einem großen Hammer von Diamant

\*) Dieser Philosoph war also ein Cartesianer vor dem Cartesius.  
Bibliothek der deutschen Klassiker V. 1.



diesen Klumpen auf einen Schlag in so viele unendlich kleine Stücker zerhackt, daß sie durch den leeren Raum viele Millionen Kubikmeilen herumstieben. Natürlicher Weise brachen sich diese unendlich kleine Stücker Krystall auf verschiedene Art; und indem sie mit der ganzen Heftigkeit der Bewegung, die ihnen der Schlag mit dem diamantenen Hammer gab, auf tausendfache Art wider einander fuhren, und sich unter einander auf allen Seiten stießen, schlugen und rieben, so entstand daraus nothwendig eine unzählige Menge Körperchen von allerlei regelmässigen und unregelmässigen Figuren: dreieckige, viereckige, achteckige, vieleckige und runde. Aus den runden wurde Wasser und Luft, welche nichts anders als verdünntes Wasser ist; aus den dreieckigen Feuer; aus den übrigen die Erde, und aus diesen vier Elementen setzt die Natur, wie ihr wißt, alle Körper in der Welt zusammen."

"Das ist wunderbar, sehr wunderbar! aber es begreift sich doch," sagten die Abderiten. "Ein Klumpen Krystall, ein diamantener Hammer und ein Demiurg, der den Krystall so meisterhaft in Stücken schlägt, daß aus den Splintern, ohne seine weitere Bemühung, eine Welt entsteht! In der That die scharfsinnigste Hypothese, die man sehen kann, und gleichwohl so simpel, daß man dächte, man hätte sie alle Augenblicke selbst erfinden können!"

"Ich erkläre mittelst dieser so simplen Voraussetzung alle möglichen Wirkungen der Natur," sagte der Philosoph mit selbst zufriednem Lächeln.

"Nicht ein Wespenneß," rief ein Neunter, Dämonax genannt, der den Behauptungen seiner Mitbrüder bisher mit stillschweigender Verachtung zugehört hatte. "Es gehören andere Kräfte und Anstalten dazu, ein so großes, so schönes, so wundervolles Werk, als dieses Weltgebäude ist, zu Stande zu bringen. Nur ein höchst vollkommener Verstand konnte den Plan davon erfinden; wiewohl ich gerne gestehe, daß zur Ausführung geringere Werkmeister hinlänglich waren. Er überließ sie verschiedenen Klassen der subalternen Götter, wies einer jeden Klasse ihren besondern Kreis an, in welchem sie arbeitet, und begnügte sich, die allgemeine Aufsicht über das Ganze zu führen. Es ist lächerlich, den Ursprung der Weltkörper, des Erdbodens, der Pflanzen, der Thiere, und alles dessen, was in Luft und Wasser ist, aus Atomen oder Sympathien oder ungeführter Bewegung, oder einem einzigen Hammerschlag erklären zu wollen. Geister sind es, welche in den Elementen herrschen, die Sphären des Himmels drehen, die organischen Körper bilden, das Frühlingsgewand der Natur mit Blumen sticken, und die Früchte des Herbstes in ihren Schooß ausgießen. Kann etwas saphtlicher und angenehmer sein, als diese Theorie? Sie erklärt alles; sie leitet jede Wirkung aus einer ihr angemessenen Ursache ab; und durch sie

begreift man die in jedem andern System unerklärbare Kunst der Natur eben so leicht, als man begreift, wie Zeuriz oder Parchastus mit ein wenig gefärbter Erde eine bezaubernde Landschaft oder ein Bad der Diana erschaffen kann."

"Was für eine schöne Sache es um die Philosophie ist!" sagten die Abderiten. "Alles, was man daran aussehn möchte, ist, daß Einem unter so viel feinen Theorien die Wahl sauer wird."

"Indessen machte doch der Pythagoräer, der Alles durch Geister bewerkstelligte, das meiste Glück. Die Poeten, die Maler und alle übrigen Schutzverwandten der Mufen, mit den sämmtlichen Frauenzimmern von Abdera an ihrer Spitze, erklärten sich für — die Geister, doch unter der Bedingung, daß es ihnen erlaubt sein müsse, sie in so angenehme Gestalten, als Jedem gefällig sei, einzukleiden."

"Ich bin nie ein besonderer Freund der Philosophie gewesen," sagte der Priester Strobilus, "und aus Ursache: aber wenn die Abderiten ihr Gräbeln über das Wie und Warum der Dinge nun einmal nicht lassen können, so habe ich gegen die Physik des Dämonax noch immer am wenigsten einzurwenden; unter den gehörigen Einschränkungen verträgt sie sich noch so ziemlich." —

"O sie verträgt sich mit allem in der Welt," sagte Dämonax; dies ist eben die Schönheit davon!"

"Soll ich euch meine Meinung sagen?" sprach Demokritus. "Wenn es euch etwa wirklich darum zu thun sein sollte, die Beschaffenheit der Dinge, die euch umgeben, kennen zu lernen, so deucht mich, ihr nehmt einen ungeheuern Umweg. Die Welt ist sehr groß, und von dem Standort, woraus wir in sie hineingucken, nach ihren vornehmsten Provinzen und Hauptstädten, ist es so weit, — daß ich nicht wohl begreife, wie sich einer von uns einfallen lassen kann, die Karte eines Landes aufzunehmen, wovon ihm (sein angebornes Dörfchen ausgenommen) alles übrige, und sogar die Grenzen unbekannt sind. Ich dächte, ehe wir Kosmogonien und Kosmologien träumten, setzten wir uns hin und beobachteten, zum Exempel, den Ursprung einer Spinnewebe, und dies so lange, bis wir so viel davon herausgebracht hätten, als fünf Menscheninnern mit Verstand angestrengt, daran entdecken können. Ihr werdet zu thun finden, das könnt ihr mir auf mein Wort glauben. Aber dafür werdet ihr auch erfahren, daß euch diese einzige Spinnewebe mehr Aufschluß über das große System der Natur, und würdigere Begriffe von seinem Urheber geben wird, als alle die feinen Weltssysteme, die ihr zwischen Wachen und Schlaf aus eurem eignen Gehirn herausgesponnen habt."

Demokritus meinte dies im ganzen Ernst; aber die Philosophen von Abdera glaubten, daß er ihrer spotten wolle. "Er versteht nichts von der Pneumatik," sagte der eine. "Von der Physik



noch weniger," sagte der andere. "Er ist ein Zweifler — er glaubt keine Grundtriebe — keinen Weltgeist — keinen Demiurg — keinen Gott!" — sagte der dritte, vierte, fünfte, sechste und siebente. "Man sollte solche Leute gar nicht im gemeinen Wesen dulden," sagte der Priester Strobilus.

### Zwölftes Kapitel.

Demokritus zieht sich weiter von Abdera zurück. Wie er sich in seiner Einsamkeit beschäftigt. Er kommt bei den Abderiten in den Verdacht, daß er Zauberkünste treibe. Ein Experiment, das er bei dieser Gelegenheit mit den abderitischen Damen macht, und wie es abgelaufen.

Bei dem allen war Demokritus ein Menschenfreund in der ächtesten Bedeutung des Worts. Denn er meinte es gut mit der Menschheit, und freute sich über nichts so sehr, als wenn er irgend etwas Böses verhüten, oder etwas Gutes thun, veranlassen oder befördern konnte. Und wiewohl er glaubte, daß der Charakter eines Weltbürgers Verhältnisse in sich schließe, denen, im Kollisionsfall, alle andere weichen müßten: so hielt er sich doch darum nicht weniger verbunden, als ein Bürger von Abdera, an dem Zustande seines Vaterlandes Antheil zu nehmen, und, so viel er konnte, zu dessen Verbesserung beizutragen. Allein, da man nur in so fern Gutes thun kann, als das Subjekt dessen fähig ist: so fand er sein Vermögen durch die unzähligen Hindernisse, die ihm die Abderiten entgegensetzten, in so enge Grenzen eingeschlossen, daß er Ursache zu haben glaubte, sich als eine der entbehrlichsten Personen in dieser kleinen Republik anzusehen. Was sie am nöthigsten haben, dachte er, und das Beste, was ich an ihnen thun könnte, wäre, sie klug zu machen. Aber die Abderiten sind freie Leute. Wenn sie nun nicht klug sein wollen: wer kann sie nöthigen?

Da er also bei so bewandten Umständen wenig oder nichts für die Abderiten als Abderiten thun konnte, glaubte er hinlänglich gerechtfertigt zu sein, wenn er wenigstens seine eigene Person in Sicherheit zu bringen suchte, und einen so großen Theil als immer möglich von derjenigen Zeit rettete, die er der Erfüllung seiner weltbürgerlichen Pflichten schuldig zu sein vermeinte.

Weil nun seine bisherige Freistätte entweder nicht weit genug von Abdera entfernt war, oder wegen ihrer Lage und anderer Bequemlichkeiten so viel Reiz für die Abderiten hatte, daß er, ungeachtet seines Ansehens auf dem Lande, sich doch immer mitten unter ihnen befand: so zog er sich noch etliche Stunden weiter in

einen Wald, der zu seinem Gute gehörte, zurück, und baute sich in die wildeste Gegend desselben ein kleines Haus, wo er die meiste Zeit — in der einsamen Ruhe, die das eigene Element des Philosophen und des Dichters ist, — dem Erforschen der Natur und der Betrachtung oblag.

Einige neuere Gelehrte — ob Abderiten oder nicht, wollen wir hier unentschieden lassen — haben sich von den Beschäftigungen dieses griechischen Bacon's in seiner Einsamkeit wunderliche, wiewohl auf ihrer Seite sehr natürliche Begriffe gemacht. "Er arbeitete am Stein der Weisen," sagt Borrichius, "und er fand ihn, und machte Gold." Zum Beweis davon, beruft er sich darauf, daß Demokritus ein Buch von Steinen und Metallen geschrieben habe.

Die Abderiten, seine Zeitgenossen und Mitbürger, gingen noch weiter; und ihre Vermuthungen — die in abderitischen Köpfen gar bald zur Gewißheit wurden — gründeten sich auf eben so gute Schlüsse, als jener des Borrichius. Demokritus war von persischen Magis erzogen worden<sup>\*)</sup>, er war zwanzig Jahre in den Morgenländern herumgereist; hatte mit ägyptischen Priestern, Chaldäern, Brahmanen und Gymnosophisten Umgang gepflogen, und war in allen ihren Mystereien initiirt; hatte tausend Arcana von seinen Reisen mit sich gebracht, und wußte zehntausend Dinge, wovon niemals etwas in eines Abderiten Sinn gekommen war. — Machte dies alles zusammengenommen nicht den vollständigsten Beweis, daß er ein ausgelehnter Meister in der Magie und allen davon abhängenden Künsten sein mußte? — Der ehrwürdige Vater Delrio hätte Spanien, Portugal und Algarbien auf die Hälfte eines Beweises, wie dieser ist, verbrennen lassen.

Aber die guten Abderiten hatten noch nähere Beweissthümer in Händen, daß ihr gelehrter Landsmann — ein wenig heren könne. Er sagte Sonnen- und Mondfinsternungen, Mißwachs, Seuchen und andre zukünftige Dinge zu vor. Er hatte einem verblühten Mädchen aus der Hand geweissagt, daß sie — zu Falle kommen, und einem Rathsherrn von Abdera, dessen ganzes Leben zwischen Schlafen und Schmausen getheilt war, daß er — an einer Unverdaulichkeit sterben würde; und beides war genau eingetroffen. Ueberdem hatte man Bücher mit wunderlichen Zeichen in seinem Kabinette gesehen; man hatte ihn bei allerlei, vermurthlich magischen Operationen mit Blut von Vögeln und Thieren angetroffen;

<sup>\*)</sup> Xerxes, der bei seinem Kriegszuge gegen die Griechen einige Tage zu Abdera bei dem Vater des Demokritus sein Hauptquartier gehabt, hatte den damals noch sehr jungen Demokritus lieb gewonnen, und zu dessen Beförderung ein Paar von den Magis, die er bei sich hatte, zurückgelassen. Diogen. Laert.



man hatte ihn verdächtige Kräuter kochen gesehen; und einige junge Leute wollten ihn sogar in später Nacht bei sehr blassem Mondschein zwischen Gräbern sitzend überschlichen haben. „Um ihn zu schrecken, hatten wir uns in die schrecklichsten Larven verkleidet,“ sagten sie: „Hörner, Ziegenfüße, Drachenschwänze, nichts fehlte uns, um schreckhafte Feldteufel und Nachtgespenster vorzustellen; wir bliesen sogar Rauch aus Nasen und Ohren, und machten es so arg um ihn herum, daß ein Herkules vor Schrecken hätte zum Weibe werden mögen. Aber Demokritus achtete unser nicht; und, da wir es ihm endlich zu lange machten, sagte er bloß: Nun, wird das Kinderspiel noch lange währen?“\*) —

„Da sieht man augenscheinlich,“ sagten die Abderiten, „daß es nicht recht richtig mit ihm ist; Geister sind nichts Neues für ihn; er muß wohl wissen, wie er mit ihnen steht!“ — „Er ist ein Zauberer; nichts kann gewisser sein,“ sagte der Priester Strobilus; „wir müssen ein wenig besser Acht auf ihn geben!“

Man muß gestehen, daß Demokritus, entweder aus Unvorsichtigkeit, oder (welches glaublicher ist), weil er sich wenig aus der Meinung seiner Landsleute machte, zu diesen und andern bösen Gerüchten einige Gelegenheit gab. Man konnte in der That nicht lange unter den Abderiten leben, ohne in Versuchung zu gerathen, ihnen etwas aufzuheften. Ihr Vorwitz und ihre Leichtgläubigkeit auf der einen Seite, und die hohe Einbildung, die sie sich von ihrer eignen Scharfsinnigkeit machten, auf der andern, forderten einen gleichsam heraus; und überdies war auch sonst kein Mittel, sich für die Langeweile, die man bei ihnen hatte, zu entschädigen. Demokritus befand sich nicht selten in diesem Falle; und da die Abderiten albern genug waren, alles, was er ihnen ironischer Weise sagte, im buchstäblichen Sinne zu nehmen: so entstanden daher die vielen ungereimten Meinungen und Märchen, die auf seine Rechnung in der Welt herumliefen, und noch viele Jahrhunderte nach seinem Tode von andern Abderiten für baares Geld angenommen, oder wenigstens ihm selbst, unbilliger Weise, zur Last gelegt wurden.

Demokritus hatte sich, unter andern, auch mit der Physiognomie abgegeben, und theils aus seinen eignen Beobachtungen, theils aus dem, was ihm andere von den andern mitgetheilt, sich eine Theorie davon gemacht, von deren Gebrauch er (sehr vernünftig, wie uns deucht) urtheilte, daß es damit eben so, wie mit der Theorie der poetischen oder irgend einer andern Kunst beschaffen sei. Denn so wie noch keiner durch die bloße Wissenschaft der

\*) S. Lucian im Philopseudes.

Regeln ein guter Dichter oder Künstler geworden sei, und nur derjenige, welchen angeborenes Genie, eifriges Studium, hartnäckiger Fleiß und lange Uebung zum Dichter oder Künstler gemacht, geschickt sei, die Regeln seiner Kunst recht zu verstehen und anzuwenden: so sei auch die Theorie der Kunst, aus dem Aeußerlichen des Menschen auf das Innerliche zu schließen, nur für Leute von großer Fertigkeit im Beobachten und Unterscheiden brauchbar, für jeden andern hingegen eine höchst ungewisse und betrüglische Sache; und eben darum müsse sie als eine von den geheimen Wissenschaften oder großen Mysterien der Philosophie immer nur der kleinen Zahl der Epopten\*) vorbehalten bleiben.

Diese Art von der Sache zu denken bewies, daß Demokritus kein Scharlatan war: aber den Abderiten bewies sie bloß, daß er ein Geheimniß aus seiner Wissenschaft mache. Daher ließen sie nicht ab, ihn, so oft sich die Rede davon gab, zu necken und zu plagen, daß er ihnen etwas davon entdecken sollte. Besonders drückte dieser Vorwitz die Abderitinnen. Sie wollten von ihm wissen — an was für äußerlichen Merkmalen ein getreuer Liebhaber zu erkennen sei? ob Milton von Protina\*\*) eine sehr große Nase gehabt habe? ob eine blasser Farbe ein nothwendiges Zeichen eines Verliebten sei? — und hundert andre Fragen dieser Art, mit denen sie seine Geduld so sehr ermüdeten, daß er endlich, um ihrer los zu werden, auf den Einfall kam, sie ein wenig zu erschrecken.

„Aber das haben Sie sich wohl nicht vorgestellt,“ sagte Demokritus, „daß die Jungerschaft ein unbetrüglisches Merkzeichen in den Augen haben könnte?“

„In den Augen?“ riefen die Abderitinnen. „O! das ist nicht möglich! Warum just in den Augen?“

„Es ist nicht anders,“ versetzte Demokritus; „und was Sie mir gewiß glauben können, ist, daß mir dieses Merkmal schon öfters von den Geheimnissen junger und alter Schönen mehr entdeckt hat, als diese Lurt gehabt haben würden, mir von freien Stücken anzuvertrauen.“\*\*\*)

Der zuversichtliche Ton, womit er dies sagte, verursachte einige Entfärbungen, wiewohl die Abderitinnen (die in allen Fällen, wo es auf eine geheime Sicherheit ihres Geschlechtes ankam, einander

\*) Epopten hießen diejenigen, welche nach ausgestandener Prüfung zum Anschauen der großen Mysterien zu Eleusis zugelassen wurden.

\*\*) Ein Mann, von dessen wunderbarer Keuschheit und Gefäßigkeit die fabelhaften Graecoli erstaunliche Dinge zu erzählen wissen; s. G. daß er einen wohlgenährten Ochsen dreihundert Schritte weit auf den Schultern getragen, und, nachdem er ihn mit einem einzigen Hausschlag todt gemacht, in einem Tage aufgegessen habe.

\*\*\*) Eine der Hälfte des menschlichen Geschlechtes verhasste Sackgasse — nennt dies Joh. Chrysostomus Magnenus, in seinem Leben des Demokritus.



getreulich beizustehen pfliegen) mit großer Hitze darauf bestanden, daß sein vorüberliches Geheimniß eine Chimäre sei.

„Sie nöthigen mich durch Ihren Unglauben, daß ich Ihnen noch mehr sagen muß,“ fuhr der Philosoph fort. „Die Natur ist voll solcher Geheimnisse, meine schönen Damen; und wofür sollt' ich auch, wenn es sich der Mühe nicht verlohnte, bis nach Aethiopien und Indien gewandert sein? Die Gymnosophisten, deren Weiber — wie Sie wissen — nackt gehen, haben mir sehr artige Sachen entdeckt.“

„Zum Exempel?“ — sagten die Abderitinnen.

„Unter andern ein Geheimniß, welches ich, wenn ich ein Ehemann wäre, lieber nicht zu wissen wünschen würde.“

„Ach, nun haben wir die Ursache, warum sich Demokritus nicht verheirathen will,“ rief die schöne Thryallis.

„Als ob wir nicht schon lange wüßten,“ sagte Salabanda, „daß es seine äthiopische Venus ist, die ihn für unsre griechische so unempfindlich macht. — Aber Ihr Geheimniß, Demokritus, wenn man es keuschen Ohren anvertrauen darf.“

„Zum Beweise, daß man es darf, will ich es den Ohren aller gegenwärtigen Schönen anvertrauen,“ antwortete der Naturforscher.

„Ich weiß ein unfehlbares Mittel, wie man machen kann, daß ein Frauenzimmer, im Schlafe, mit vernehmlicher Stimme alles sagt, was sie auf dem Herzen hat.“

„O gehen Sie,“ riefen die Abderitinnen, „Sie wollen uns bange machen; aber — wir lassen uns nicht so leicht erschrecken.“

„Wer wird auch an Erschrecken denken,“ sagte Demokritus, „wenn von einem Mittel die Rede ist, wodurch einer jeden ehrlichen Frau Gelegenheit gegeben wird, zu zeigen, daß sie keine Geheimnisse hat, die ihr Mann nicht wissen dürfte?“

„Wirkt Ihr Mittel auch bei Unverheiratheten?“ fragte eine Abderitin, die weder jung noch reizend genug zu sein schien, um eine solche Frage zu thun.

„Es wirkt vom zehnten Jahre an bis zum achtzigsten,“ erwiderte Demokritus, „ohne Beziehung auf irgend einen andern Umstand, worin sich ein Frauenzimmer befinden kann.“

Die Sache fing an ernsthaft zu werden. — „Aber Sie scherzen nur, Demokritus?“ sprach die Gemahlin eines Thesmotheten, nicht ohne eine geheime Furcht, des Gegentheils versichert zu werden.

„Wollen Sie die Probe machen, Xystrata?“

„Die Probe? — Warum nicht? — Voraus bedungen, daß nichts Magisches dazu gebraucht wird. Denn mit Hülfe Ihrer Talismane und Geister könnten Sie eine arme Frau sagen machen, was Sie wollten.“

„Es haben weder Geister noch Talismane damit zu thun. Alles

geht natürlich zu. Das Mittel, das ich gebrauche, ist die simpelste Sache von der Welt.“

Die Damen fingen an, bei allen Grimassen von Herzhaftigkeit, wozu sie sich zu zwingen suchten, eine Unruhe zu verrathen, die den Philosophen sehr belustigte. „Wenn man nicht wüßte, daß Sie ein Spötter sind, der die ganze Welt zum Besten hat — Aber darf man fragen, worin Ihr Mittel besteht?“

„Wie ich Ihnen sagte, die natürlichste Sache von der Welt. Ein ganz kleines unschädliches Ding, einem schlafenden Frauenzimmer aufs Herzgrübchen gelegt, das ist das ganze Geheimniß: aber es thut Wunder, dies können Sie mir glauben. Es macht reden, so lange noch im innersten Winkel des Herzens was zu entdecken ist.“

Unter sieben Frauenzimmern, die sich in der Gesellschaft befanden, war nur eine, deren Miene und Geberde unverändert die nämliche blieb wie vorher. Man wird denken, sie sei alt, oder häßlich, oder gar tugendhaft gewesen; aber nichts von allem diesem! Sie war — taub.

„Wenn Sie wollen, daß wir Ihnen glauben sollen, Demokritus, so nennen Sie Ihr Mittel.“

„Ich will es dem Gemahl der schönen Thryallis in's Ohr sagen,“ sprach der boshafte Naturkündiger.

Der Gemahl der schönen Thryallis war, ohne blind zu sein, so glücklich, als Hagedorn einen Blinden schäht, dessen Gemahlin schön ist. Er hatte immer gute Gesellschaft, oder wenigstens was man zu Abdera so nannte, in seinem Hause. Der gute Mann glaubte, man finde so viel Vergnügen an seinem Umgang, und an den Versen, die er seinen Besuchern vorzulesen pflegte. In der That hatte er das Talent, die schlechten Verse, die er machte, nicht übel zu lesen; und weil er mit vieler Begeisterung las: so ward er nicht gewahr, daß seine Zuhörer, anstatt auf seine Verse Acht zu geben, mit der schönen Thryallis liebäugelten.

Kurz, der Rathsherr Smilar war ein Mann, der eine viel zu gute Meinung von sich selbst hatte, um von der Tugend seiner Gemahlin eine schlimme zu hegen.

Er bedachte sich also keinen Augenblick, dem Geheimniß des Demokritus sein Ohr darzubieten.

„Es ist weiter nichts,“ flüsterte ihm der Philosoph in's Ohr, „als die Zunge eines lebendigen Frosches, die man einer schlafenden Dame auf die linke Brust legen muß. Aber Sie müssen sich beim Ausreißen wohl in Acht nehmen, daß nichts von den daran hängenden Theilen mit geht, und der Frosch muß wieder in's Wasser gesetzt werden.“

„Das Mittel mag nicht übel sein,“ sagte Smilar leise; „nur schade, daß es ein wenig bedenklich ist? Was würde der Priester Strobilus dazu sagen?“



„Sorgen Sie nicht dafür,“ versetzte Demokritus, „ein Frosch ist doch keine Diana, der Priester Strobilus mag sagen, was er will. Und zudem geht es dem Frosche ja nicht an's Leben.“

„Ich darf es also weiter geben?“ fragte Smilar.

„Von Herzen gerne! alle Mannspersonen in der Gesellschaft dürfen es wissen; und ein jeder mag es ungescheut allen seinen Bekannten entdecken; nur mit der Bedingung, daß es keiner weder seiner Frau, noch seiner Geliebten wieder sage.“

Die guten Abderitinnen wußten nicht, was sie von der Sache glauben sollten. Unmöglich schien sie ihnen nicht; und was sollte auch Abderiten unmöglich scheinen? — Ihre gegenwärtigen Männer oder Liebhaber waren nicht viel ruhiger; jeder setzte sich heimlich vor, das Mittel ohne Aufschub zu probiren, und jeder (den glücklichen Smilar ausgenommen) besorgte, gelehrter dadurch zu werden, als er wünschte.

„Nicht wahr, Männchen,“ — sagte Thryallis zu ihrem Gemahl, indem sie ihm freundlich auf die Backen klopfte, „du kennst mich zu gut, um einer solchen Probe nöthig zu haben?“

„Der meinige sollte sich so etwas einfallen lassen,“ sagte Lagista. „Eine Probe setzt Zweifel voraus, und ein Mann, der an der Tugend seiner Frau zweifelt —“

„Ist ein Mann, der Gefahr läuft, seine Zweifel in Gewißheit verwandelt zu sehen,“ setzte Demokritus hinzu, da er sah, daß sie ihn einhielt. „Das wollten Sie doch sagen, schöne Lagista?“

„Sie sind ein Weiberfeind, Demokritus,“ riefen die Abderitinnen allzumal; „aber vergessen Sie nicht, daß wir in Thracien sind, und hüten Sie sich vor dem Schicksal des Orpheus.“

Wiewohl dies im Scherz gesagt wurde, so war doch Ernst dabei. Natürlicher Weise läßt man sich nicht gerne ohne Noth schlaflose Nächte machen; eine Absicht, von welcher wir den Philosophen um so weniger freisprechen können, da er die Folgen seines Einfalls nothwendig voraussehen mußte. Wirklich gab diese Sache den sieben Damen so viel zu denken, daß sie die ganze Nacht kein Auge zuthaten; und da das vorgebliche Geheimniß des Demokritus den folgenden Tag in ganz Abdera herumliefe, so verursachte er dadurch etliche Nächte hinter einander eine allgemeine Schlaflosigkeit.

Indessen brachten die Weiber bei Tage wieder ein, was ihnen bei Nacht abging; und weil verschiedene sich nicht einfallen ließen, daß man ihnen das Arcanum, wenn sie unter Tages schliefen, eben so gut appliciren könne, als bei Nacht, und daher ihr Schlafzimmer zu verriegeln vergaßen: so bekamen die Männer unverhofft Gelegenheit, von ihren Froschzungen Gebrauch zu machen. Lysistrata, Thryallis, und einige andere, die am meisten dabei zu wagen hatten, waren die ersten, an denen die Probe, mit demjenigen Erfolg,

den man leicht voraussetzen kann, gemacht wurde. Aber eben dies stellte in kurzem die Ruhe in Abdera wieder her. Die Männer dieser Damen, nachdem sie das Mittel zwei- oder dreimal ohne Erfolg gebraucht hatten, kamen in vollem Sprunge zu unserm Philosophen gelaufen, um sich zu erkundigen, was dies zu bedeuten hätte. „So?“ rief er ihnen entgegen; „hat die Froschzunge ihre Wirkung gethan? Haben ihre Weiber gebeichtet?“ — „Kein Wort, keine Sylbe,“ sagten die Abderiten. „Desto besser,“ rief Demokritus; „triumphiren Sie darüber! Wenn eine schlafende Frau mit einer Froschzunge auf dem Herzen nichts sagt, so ist es ein Zeichen, daß sie — nichts zu sagen hat. Ich wünsche Ihnen Glück, meine Herren! Jeder von Ihnen kann sich rühmen, daß er den Phönix der Weiber in seinem Hause besitze.“

Wer war glücklicher, als unsere Abderiten! Sie liefen so schnell, als sie gekommen waren, wieder zurück, fielen ihren erlaunten Weibern um den Hals, erstickten sie mit Küssen und Umarmungen, und bekannten nun freiwillig, was sie gethan hatten, um sich von der Tugend ihrer Hälften (wiewohl wir davon schon gewiß waren, sagten sie) noch gewisser zu machen.

Die guten Weiber wußten nicht, ob sie ihren Sinnen glauben sollten. Aber, wiewohl sie Abderitinnen waren, hatten sie doch Verstand genug, sich auf der Stelle zu fassen, und ihren Männern ein so unzüchtliches Mißtrauen, als dasjenige war, dessen sie sich selbst anlagten, nachdrücklich zu verweisen. Einige trieben die Sache bis zu Thränen; aber alle hatten Mühe, die Freude zu verbergen, die ihnen eine so unverhoffte Bestätigung ihrer Tugend verursachte; und wiewohl sie, der Anständigkeit wegen, auf den Demokritus schmäheln mußten, so war doch keine, die ihn nicht dafür hätte umarmen mögen, daß er ihnen einen so guten Dienst geleistet hatte. Freilich war dies nicht, was er gewollt hatte. Aber die Folgen dieses einzigen unschuldigen Scherzes mochten ihn lehren, daß man mit Abderiten nicht behutsam genug scherzen kann!

Indessen (wie alle Dinge dieser Welt mehr als eine Seite haben), so fand sich auch, daß aus dem Uebel, welches unser Philosoph den Abderiten wider seine Absicht zugefügt hatte, gleichwohl mehr Gutes entsprang, als man vernünftlich hätte erwarten können, wenn die Froschzungen gewirkt hätten. Die Männer machten die Weiber durch ihre unbegrenzte Sicherheit, und die Weiber die Männer durch ihre Gefälligkeit und gute Laune glücklich. Nirgends in der Welt sah man zufriedener Ehen als in Abdera. Und bei allem dem waren die Stirnen der Abderiten so glatt, und — die Ohren und Zungen der Abderitinnen so leus, als die von andern Leuten.



## Dreizehntes Kapitel.

Demokritus soll die Abderitinnen die Sprache der Vögel lehren. Im Vorbeigehen eine Probe, wie sie ihre Töchter bildeten.

Ein andermal geschah es, daß sich Demokritus an einem schönen Frühlingsabend mit einer Gesellschaft in einem von den Lustgärten befand, womit die Abderiten die Gegend um ihre Stadt verschönert hatten.

„Wirklich verschönert?“ — Dies nun eben nicht: denn woher hätten die Abderiten nehmen sollen, daß die Natur schöner ist, als die Kunst, und daß zwischen künsteln und verschönern ein Unterschied ist? — Doch davon soll nun die Rede nicht sein.

Die Gesellschaft lag auf weichen mit Blumen bestreuten Rasen, unter einer hohen Laube, im Kreise herum. In den Zweigen eines benachbarten Baums sang eine Nachtigall. Eine junge Abderitin von vierzehn Jahren schien etwas dabei zu empfinden, wovon die übrigen nichts empfanden. Demokritus ward es gewahr. Das Mädchen hatte eine sanfte Gesichtsbildung und Seele in den Augen. Schade für dich, daß du eine Abderitin bist! dacht' er. Was sollte dir in Abdera eine empfindsame Seele? Sie würde dich nur unglücklich machen. Doch es hat keine Gefahr! Was die Erziehung deiner Mutter und Großmutter an dir unverdorben gelassen hat, werden die Söhne unserer Archonten und Prytanen, und, was diese verschonen, wird das Beispiel deiner Freundinnen zu Grunde richten. In weniger als vier Jahren wirst du eine Abderitin sein, wie die andern; und wenn du erst erfährst, daß eine Froschzunge auf dem Herzgrübchen nichts zu bedeuten hat —

„Was denken Sie, schöne Nannion?“ sagte Demokritus zu dem Mädchen.

„Ich denke, daß ich mich dort unter die Bäume setzen möchte, um dieser Nachtigall recht ungestört zuhören zu können.“

„Das alberne Ding!“ sagte die Mutter des Mädchens. „Hast du noch keine Nachtigall gehört?“

„Nannion hat Recht,“ sagte die schöne Thryallis; „ich selbst höre für mein Leben gern den Nachtigallen zu. Sie singen mit einem solchen Feuer, und es ist etwas so wollüstiges in ihren Modulationen, daß ich schon oft gewünscht habe, zu verstehen, was sie damit sagen wollen. Ich bin gewiß, man würde die schönsten Dinge von der Welt hören. Aber Sie, Demokritus, der alles weiß, sollten Sie nicht auch die Sprache der Nachtigallen verstehen?“

„Warum nicht?“ antwortete der Philosoph mit seinem gewöhnlichen Phlegma; „und die Sprache aller übrigen Vögel dazu!“

„Im Ernste?“

„Sie wissen ja, daß ich immer im Ernste rede.“

„O das ist allerliebste! Geschwinde, übersetzen Sie uns was aus der Sprache der Nachtigallen! Wie hieß das, was diese dort sang, als Nannion so davon gerührt wurde?“

„Das läßt sich nicht so leicht in's Griechische übersetzen, als Sie denken, schöne Thryallis. Es gibt keine Redensarten in unserer Sprache, die dazu zärtlich und feurig genug wären.“

„Aber wie können Sie denn die Sprache der Vögel verstehen, wenn Sie nicht auf Griechisch wiederzagen können, was Sie gehört haben?“

„Die Vögel können auch kein Griechisch, und verstehen einander doch!“

„Aber Sie sind kein Vogel, wiewohl Sie ein loser Mann sind, der uns immer zum Besten hat.“

„Daß man in Abdera doch so gerne Arges von seinem Nächsten denkt! Indessen verdient ihre Antwort, daß ich mich näher erkläre. Die Vögel verstehen einander durch eine gewisse Sympathie, welche ordentlicher Weise nur unter gleichartigen Geschöpfen statt hat. Jeder Ton einer singenden Nachtigall ist der lebende Ausdruck einer Empfindung, und erregt in der zuhörenden unmittelbar den Unifono dieser Empfindung. Sie versteht also, vermittelt ihres eigenen inneren Gefühls, was ihr jene sagen wollte; und gerade auf die nämliche Weise versteh' ich sie auch.“

„Aber wie machen Sie denn das?“ — fragten etliche Abderitinnen.

Die Frage war, nachdem Demokritus sich bereits so deutlich erklärt hatte, gar zu abderitisch, als daß er sie ihnen so ungenossen hätte hingehen lassen können. Er besann sich einen Augenblick.

„Ich verstehe den Demokritus,“ sagte die kleine Nannion leise.

„Du verstehst ihn, du naseweises Ding?“ — schnarrte sie die Mutter an. — „Nun laß hören, Puppe, was verstehst du denn davon?“

„Ich kann es nicht zu Worte bringen; aber ich empfind' es, denkt mich,“ erwiderte Nannion.

„Sie ist, wie Sie hören, noch ein Kind,“ sagte die Mutter; „wiewohl sie so schnell aufgeschossen ist, daß viele Leute sie für meine jüngere Schwester angesehen haben. Aber halten wir uns nicht mit dem Geplapper eines läppischen Mädchens auf, das noch nicht weiß, was es sagt!“



"Mannion hat Empfindung," sagte Demokritus. "Sie findet den Schlüssel zur allgemeinen Sprache der Natur in ihrem Herzen, und vielleicht versteht sie mehr davon als —"

"O mein Herr, ich bitte Sie, machen Sie mir die kleine Mannin nicht noch einbildlicher; sie ist ohnedies naseweis und schnippisch genug —"

"Bravo," dachte Demokritus; "nur so fortgefahren! Auf diesem Wege möchte noch Hoffnung für den Kopf und das Herz der kleinen Mannion sein."

"Bleiben wir bei der Sache!" fuhr die Abderitin fort, "die, ohne jemals recht gewußt zu haben, wie und warum, die unerkannte Ehre hatte, Mannions Mutter zu sein. Sie wollten uns ja erklären, wie es zuginge, daß Sie die Sprache der Vögel verstehen?"

Wir sind den Abderitinnen die Gerechtigkeit schuldig, nicht zu bergen, daß sie alles, was Demokritus von seiner Kenntniß der Vögelsprache gesagt hatte, für bloße Prahlerei hielten. Aber dies hinderte nicht, daß die Fortsetzung dieses Gesprächs nicht etwas sehr Unterhaltendes für sie gehabt hätte: denn sie hörten von nichts Lieber reden, als von Dingen, die sie nicht glaubten und doch glaubten; als da ist, von Sphinxen, Meeremännern, Sibyllen, Kobolten, Pömpen, Gespenstern, und allem, was in diese Rubrik gehört; und die Sprache der Vögel gehörte auch dahin, dachten sie.

"Es ist ein Geheimniß," sagte Demokritus, "daß ich von dem Oberpriester zu Memphis lernte, da ich mich in den ägyptischen Mythen initiiren ließ. Er war ein langer, hagerer Mann, hatte einen sehr langen Namen, und einen noch längeren eisgrauen Bart, der ihm bis an den Gürtel reichte. Sie würden ihn für einen Mann aus der andern Welt gehalten haben, so feierlich und geheimnißvoll sah er in seiner spitzen Mütze und in seinem schleppenden Mantel aus."

Die Aufmerksamkeit der Abderiten nahm merklich zu. Mannion, die sich ein wenig weiter zurückgelehnt hatte, lauschte mit dem linken Ohr der Nachtigall entgegen; aber von Zeit zu Zeit schloß sie einen dankvollen Seitenblick auf den Philosophen, welchen dieser, so oft die Mutter auf ihren Busen sah oder ihren Hund küßte, mit aufmunterndem Lächeln beantwortete.

"Das ganze Geheimniß," fuhr er fort, "besteht darin: Man schneidet, unter einer gewissen Konstellation, sieben verschiedenen Vögeln, deren Namen ich nicht entdecken darf, die Hälse ab, läßt ihr Blut in eine kleine Grube, die zu dem Ende in die Erde gemacht wird, zusammenfließen, bedeckt die Grube mit Lorbeerzweigen, und — geht seines Weges. Nach Verfluß von ein und zwanzig Tagen kommt man wieder, deckt die Grube auf, und findet einen kleinen

Drachen von seltsamer Gestalt, der aus der Fäulniß des vermischten Blutes entstanden ist.\*)

"Einen Drachen!" — riefen die Abderitinnen mit allen Merkmalen des Erstaunens.

"Einen Drachen, wiewohl nicht viel größer als eine gewöhnliche Fledermaus. Diesen Drachen nehmen sie, schneiden ihn in kleine Stücke, und essen ihn mit etwas Essig, Del und Pfeffer, ohne das Mindeste davon übrig zu lassen; gehen darauf zu Bette, decken sich wohl zu, und schlafen ein und zwanzig Stunden in einem Stücke fort. Darauf erwachen sie wieder, kleiden sich an, gehen in ihren Garten, oder in ein Wäldchen, und erstaunen nicht wenig, indem sie sich augenblicklich auf allen Seiten von Vögeln umgeben und begrüßt finden, deren Sprache und Gesang sie so gut verstehen, als ob sie alle Tage ihres Lebens nichts als Elstern, Gänsechen und Trutzhühner\*) gewesen wären."

Demokritus erzählte den Abderitinnen alles dies mit einer so gelassenen Ernsthaftigkeit, daß sie sich um so weniger entbrechen konnten, ihm Glauben beizumessen, da er, ihrer Meinung nach, die Sache unmöglich mit so vielen Umständen hätte erzählen können, wenn sie nicht wahr gewesen wäre. Indessen wußten sie jetzt doch gerade nur so viel davon, als nöthig war, um desto ungeduldiger zu werden, alles zu wissen —

"Aber," fragten sie, "was für Vögel sind es denn, die man dazu braucht? Ist der Sperling, der Fink, die Nachtigall, die Elster, die Wachtel, der Rabe, der Kibitz, die Nachttaube u. s. f. auch darunter? Wie sieht der Drache aus? Hat er Flügel? Wie viel hat er deren? Ist er gelb, oder grün, oder blau, oder rosenfarb? Speit

\*) Plinius, der in seiner Natur- und Kunstgeschichte Wahres und Falsches ohne Unterschied zusammengetragen hat, erzählt im Kapitel 49 seines zehnten Buchs in ganzem Ernst: Demokritus habe in einer seiner Schriften gewisse Vögel benannt, aus deren vermischem Blut eine Schlange entstehe, welche die Eigenschaft habe, daß derjenige, der sie esse (ob mit Essig und Del) sagt er nicht, von Grund an alles verstehe, was die Vögel mit einander reden. Wegen dieser und anderer ähnlicher Albernheiten, wovon (wie er sagt) die Schriften des Demokritus wimmeln, ließ er ihm an einem andern Orte seines Werkes den Text sehr schulmeisterhaft. Aber Gellius (Noct. Atticæ. L. X. Cap. 12) verteidigt unsern Philosophen mit besserem Grund, als Plinius ihn verurtheilt. Was konnte Demokritus dafür, daß die Abderiten dumm genug waren, alles, was er im Ernst sagte, für Ironie, und alles, was er scherzweise sagte, für Ernst zu nehmen? Oder wie konnte er verhindern, daß nicht lange nach seinem Tode abderitische Köpfe tauend Albernheiten, an die er nie gedacht hatte, unter seinem Namen und Ansehen an andere Abderiten verkauften? Was für klägliches Zeug ließ ihn nicht erst im Jahre 1616 Magagnus in seinem Democritus rodrius sagen? Und was müssen nicht die Leute in der andern Welt von sich sagen lassen?

\*\*) Dies ist wohl ein Irrthum des Uebersetzers. Denn wer weiß nicht, daß die Trutzhühner dem Aristoteles selbst unbekannt waren und unbekannt sein mußten, weil sie erst aus Asien zu uns und in die übrigen Theile unserer Halbkugel gekommen sind? S. Buffon Histoire naturelle des Oiseaux, T. 3. p. 187 u. f.



er Feuer? Beißt oder sticht er nicht, wenn man ihn anrühren will? Ist er gut zu essen? Wie schmeckt er? Wie verdaut er sich? Was trinkt man dazu?" — Alle diese Fragen, womit der gute Naturforscher von allen Seiten bestürmt wurde, machten ihm so warm, daß er sich endlich am kürzesten aus dem Handel zu ziehen glaubte, wenn er ihnen gestände, er habe die ganze Historie nur zum Scherz erfunden.

"O, dies sollen Sie uns nicht weiß machen!" — riefen die Abderitinnen: "Sie wollen nur nicht, daß wir hinter Ihre Geheimnisse kommen. Aber wir werden Ihnen keine Ruhe lassen; verlassen Sie sich darauf! Wir wollen den Drachen sehen, betasten, beriechen, kosten, und mit Haut und Knochen aufessen, oder — Sie sollen uns sagen, warum nicht!"

Aus der

## „Geschichte der Abderiten“.

### Der Prozeß um des Esels Schatten.

#### Erstes Kapitel.

##### Veranlassung des Prozeßes und Facti Species.

Der Periodus fatalis der Stadt Abdera schien endlich gekommen zu sein. Kaum hatten sie sich von dem wunderbaren Theaterfieber, womit sie des ehrlichen, arglosen Euripides Götter- und Menschenherrscher Amor heimgesucht hatte, wieder ein wenig erholt; kaum sprachen die Bürger wieder in Prosa mit einander auf den Straßen; kaum verkauften die Drogisten wieder ihre Niesewurz, schmiedeten die Waffenschmiede wieder ihre Knappe und Transchirmesser, machten sich die Abderitinnen wieder keusch und emsig an ihr Purpurgewebe, und warfen die Abderiten ihr leidiges Haberrohr weg, um ihren verschiedenen Berufsarbeiten wieder mit ihrem gewöhnlichen guten Verstande obzuliegen: als die Schicksalsgöttinnen, ganz insgeheim, aus dem schaalsten, dünnsten, unhaltbarsten Stoff, der jemals von Göttern oder Menschen versponnen worden ist, ein so verworrenes Gespinnste von Abenteuern, Handeln, Verbitterungen, Verheuzungen, Rabalen, Parteien und anderm Unrath herauszogen, daß endlich ganz Abdera davon unwidert und umspinnen wurde, und, da das heillose Zeug durch die unbesonnene Hitze der Hefen und Helfershelfer in Flammen gerieth, diese berühmte Stadt darüber beinahe, und vielleicht gänzlich, zu Grunde gegangen wäre, wofür sie, nach des Schicksals Schluß, durch eine geringere Ursache als — Frösche und Ratten hätte vertilgt werden können.

Die Sache fing sich (wie alle große Weltbegebenheiten) mit einer sehr geringfügigen Veranlassung an. Ein gewisser Zahnarzt, Namens Struthion, von Geburt und Voreltern aus Megara gebürtig, hatte sich schon seit vielen Jahren in Abdera häuslich niedergelassen;



und weil er vielleicht im ganzen Lande der einzige von seiner Profession war, so erstreckte sich seine Kundschafft über einen ansehnlichen Theil des mittäglichen Thracien. Seine gewöhnliche Weise, denselben in Contribution zu sehen, war, daß er die Jahrmärkte aller kleinen Städte und Flecken auf mehr als dreißig Meilen in der Runde bereisete, wo er, neben seinem Zahnpulver und seinen Zahntincturen, gelegentlich auch verschiedene Arcana wider Milz- und Mutterbeschwerden, Engbrüstigkeit, böse Flüsse u. s. w. mit ziemlichem Vortheil absetzte. Er hatte zu diesem Ende eine eigene Eselin im Stalle, welche bei solchen Gelegenheiten zugleich mit seiner eigenen kurzdicke Person und mit einem großen Quersack voll Arzneien und Viskualien beladen wurde. Nun begab sich's einstmals, daß er den Jahrmarkt zu Gerania besuchen sollte, daß seine Eselin Abends zuvor ein Füllen geworfen hatte, folglich nicht im Stande war, die Reise mitzumachen. Struthion miethte sich also einen andern Esel, bis zum Ort, wo er sein erstes Nachtlager nehmen wollte; und der Eigenthümer begleitete ihn zu Fuß, um das lastbare Thier zu besorgen und wieder nach Hause zu reiten. Der Weg ging über eine große Haide. Es war mitten im Sommer, und die Hitze diesen Tag sehr groß. Der Zahnarzt, dem sie unerträglich zu werden anfing, sah sich lechzend nach einem Schattenplatz um, wo er einen Augenblick absteigen und etwas frische Luft schöpfen könnte. Aber da war weit und breit weder Baum noch Staude, noch irgend ein andrer schattengebender Gegenstand zu sehen. Endlich, als er seinem Leibe keinen Rath wußte, machte er Halt, stieg ab und setzte sich in den Schatten des Esels.

„Nu, Herr, was macht ihr da?“ sagte der Eseltreiber, „was soll das?“

„Ich sehe mich ein wenig in den Schatten,“ versetzte Struthion, „denn die Sonne prallt mir ganz unleidlich auf den Schädel.“

„Nä, mein guter Herr,“ erwiderte der Andere, „so haben wir nicht gehandelt! Ich vermiethte euch den Esel, aber des Schattens wurde mit keinem Wort dabei gedacht.“

„Ihr sprecht, guter Freund,“ sagte der Zahnarzt lachend, „der Schatten geht mit dem Esel, das versteht sich.“

„Ei, beim Jason, das versteht sich nicht,“ rief der Eselmann ganz trotzig; „ein anders ist der Esel, ein anders ist des Esels Schatten. Ihr habt mir den Esel um so und so viel abgemiethet. Hättet ihr den Schatten auch dazu mietthen wollen, so hättet ihr's sagen müssen. Mit einem Wort, Herr, steht auf und seht eure Reise fort, oder bezahlt mir für des Esels Schatten, was billig ist.“

„Was,“ schrie der Zahnarzt, „ich habe für den Esel bezahlt, und soll jetzt auch noch für seinen Schatten bezahlen? Nennt mich selbst einen dreidoppelten Esel, wenn ich das thue! Der Esel ist einmal

für diesen ganzen Tag mein, und ich will mich in seinen Schatten setzen, so oft mir's beliebt, und darin sitzen bleiben, so lange mir's beliebt, darauf könnt ihr euch verlassen!“

„Ist das im Ernste eure Meinung?“ fragte der Andere mit der ganzen Kaltblütigkeit eines thracischen Eseltreibers.

„In ganzem Ernste,“ versetzte Struthion.

„So komm' der Herr nur gleich stehenden Fußes wieder zurück nach Abdera vor die Obrigkeit,“ sagte jener, „da wollen wir sehen, wer von uns beiden Recht behalten wird. So wahr Priapus mir und meinem Esel gnädig sei, ich will sehen, wer mir den Schatten meines Esels wider meinen Willen abtrohen soll!“

Der Zahnarzt hatte große Lust, den Eseltreiber durch die Stärke seines Arms zur Gebühr zu weisen. Schon ballte er seine Faust zusammen, schon hob sich sein kurzer Arm: aber als er seinen Mann genauer betrachtete, fand er für besser, ihn — allmählig wieder sinken zu lassen, und es noch einmal mit gelindern Vorstellungen zu versuchen. Aber er verlor seinen Athem dabei. Der ungeschlachte Mensch bestand darauf, daß er für den Schatten seines Esels bezahlt sein wollte; und da Struthion eben so hartnäckig dabei blieb, nichts bezahlen zu wollen, so war zuletzt kein anderer Weg übrig, als nach Abdera zurückzukehren, um die Sache bei dem Stadtrichter anhängig zu machen.

## Zweites Kapitel.

Verhandlung vor dem Stadtrichter Philippides.

Der Stadtrichter Philippides, vor den alle Handel dieser Art in erster Instanz gebracht werden mußten, war ein Mann von vielen guten Eigenschaften; ein ehrbarer, nüchterner, seinem Amte fleißig vorstehender Mann, der Jedermann mit großer Geduld anhörte, den Leuten freundlichen Bescheid gab, und im allgemeinen Ruf stand, daß er unbestechlich sei. Ueberdies war er ein guter Musikus, sammelte Naturalien, hatte einige Schauspiele gemacht, die, nach Gewohnheit der Stadt, sehr wohl gefallen hatten, und war bei nahe gewiß, beim ersten Erledigungsfalle Romophylar zu werden.

Zu allen diesen Verdiensten hatte der gute Philippides nur einen einzigen kleinen Fehler, und das war: daß, so oft zwei Parteien vor ihn kamen, ihm allemal derjenige Recht zu haben schien, der zuletzt gesprochen hatte. Die Abderiten waren so dumm nicht, daß sie das nicht gemerkt hätten: aber sie glaubten, daß man einem Manne, der so viele gute Eigenschaften besitze, einen einzigen Fehler leicht zu gut halten könne. „Ja,“ sagten sie, „wenn Philippides diesen Fehler



nicht hätte, er wäre der beste Stadtrichter, den Abdera jemals gesehen hat.“ — Indessen hatte doch der Umstand, daß dem ehrlichen Manne immer beide Parteien Recht zu haben schienen, natürlicher Weise die gute Folge, daß ihm nichts angelegener war, als die Händel, die vor ihn gebracht wurden, in Güte auszumachen; und so würde die Blödigkeit des guten Philippides ein wahrer Segen für Abdera gewesen sein, wenn die Wachsamkeit der Sykophanten, denen mit seiner Friedfertigkeit übel gedient war, nicht Mittel gefunden hätte, ihre Wirkung fast in allen Fällen zu vereiteln.

Der Zahnarzt Struthion und der Eseltreiber Anthrax kamen also brennend vor diesen würdigen Stadtrichter gelaufen und brachten beide zugleich mit großem Geschrei ihre Klage vor. Er hörte sie mit seiner gewöhnlichen Langmuth an; und, da sie endlich fertig oder des Schreiens müde waren, zuckte er die Achseln, und der Handel deuchte ihm einer der verworrensten, die ihm jemals vorgekommen.

„Und wer von euch beiden ist denn eigentlich der Kläger?“ fragte er.

„Ich klage gegen den Eselmann,“ antwortete Struthion, „daß er unsern Kontrakt gebrochen hat.“

„Und ich,“ sagte dieser, „klage gegen den Zahnarzt, daß er sich unentgeltlich einer Sache angemacht hat, die ich ihm nicht vermietet hatte.“

„Da haben wir zwei Kläger,“ sagte der Stadtrichter, „und wo ist der Beklagte? Ein wunderlicher Handel! Erzählt mir die Sache noch einmal mit allen Umständen — aber einer nach dem andern — denn es ist unmöglich, klug daraus zu werden, wenn beide zugleich schreien.“

„Hochgeachteter Herr Stadtrichter,“ sagte der Zahnarzt, „ich habe ihm den Gebrauch des Esels auf einen Tag abgemietet. Es ist wahr, des Esels Schatten wurde dabei nicht erwähnt. Aber wer hat auch jemals erhört, daß bei einer solchen Miethe eine Klausel wegen des Schattens wäre eingeschaltet worden? Es ist ja, beim Herkules, nicht der erste Esel, der zu Abdera vermietet wird.“

„Da hat der Herr Recht,“ sagte der Richter.

„Der Esel und sein Schatten gehen mit einander,“ fuhr Struthion fort; „und warum sollte der, der den Esel selbst gemietet hat, nicht auch den Nießbrauch seines Schattens haben?“

„Der Schatten ist ein Accessorium, das ist klar,“ versetzte der Stadtrichter.

„Gestrenger Herr,“ schrie der Eseltreiber, „ich bin nur ein gemeiner Mann und verstehe nichts von euren Arien und Orien. Aber das geben mir meine vier Sinne, daß ich nicht schuldig bin, meinen Esel umsonst in der Sonne stehen zu lassen, damit sich ein anderer in seinen Schatten setze. Ich habe dem Herrn den Esel vermietet,

und er hat mir die Hälfte vorausbezahlt; das gesteh' ich. Aber ein anders ist der Esel, ein anders ist sein Schatten.“

„Auch wahr,“ murmelte der Stadtrichter.

„Will er diesen haben, so mag er halb so viel dafür bezahlen als für den Esel selbst; denn ich verlange nichts als was billig ist, und ich bitte, mir zu meinem Rechte zu verhelfen.“

„Das Beste, was ihr hierbei thun könnt,“ sagte Philippides, „ist, euch in Güte von einander abzufinden. Ihr, ehrlicher Mann, laßt immerhin des Esels Schatten, weil's doch nur ein Schatten ist, mit in die Miethe gehen; und ihr, Herr Struthion, gebt ihm eine halbe Drachme dafür; so können beide Theile zufrieden sein.“

„Ich gebe nicht den vierten Theil von einem Blassert,“ schrie der Zahnarzt, „ich verlange mein Recht!“

„Und ich,“ schrie sein Gegenpart, „besteh' auf dem meinigen. Wenn der Esel mein ist, so ist der Schatten auch mein, und ich kann damit als mit meinem Eigenthum schatten und walten; und weil der Mann da nichts von Recht und Billigkeit hören will, so verlange ich jetzt das Doppelte, und will sehen, ob noch Justiz in Abdera ist!“

Der Richter war in großer Verlegenheit. „Wo ist denn der Esel,“ fragte er endlich, da ihm in der Angst nichts anders einfallen wollte, um etwas Zeit zu gewinnen.

„Der steht unten auf der Gasse vor der Thüre.“

„Führt ihn in den Hof herein,“ sagte Philippides.

Der Eigenthümer des Esels gehorchte mit Freuden, denn er hielt es für ein gutes Zeichen, daß der Richter die Hauptperson im Spiele sehen wollte. Der Esel wurde herbeigeführt. Schade, daß er seine Meinung nicht auch zu der Sache sagen konnte! Aber er stand ganz gelassen da, schaute mit gerechten Ohren erst den beiden Herren, dann seinem Meister in's Gesicht, verzog das Maul, ließ die Ohren wieder sinken, und — sagte kein Wort.

„Da seht nun selbst, gnädiger Herr Stadtrichter,“ rief Anthrax, „ob der Schatten eines so schönen, stattlichen Esels nicht seine zwei Drachmen unter Brüdern werth ist, zumal an einem so heißen Tage wie der heutige?“

Der Stadtrichter versuchte die Güte noch einmal, und die Parteien fingen schon an, es allmählig näher zu geben: als, unglücklicher Weise, Pnygnatus und Polyphonus, zwei von den namhaftesten Sykophanten in Abdera, dazu kamen, und, nachdem sie gehört, wovon die Rede war, der Sache auf einmal eine andere Wendung gaben. „Herr Struthion hat das Recht völlig auf seiner Seite,“ sagte Pnygnatus, der den Zahnarzt für einen wohlhabenden und dabei sehr hitzigen und eigensinnigen Mann kannte. Der andere Sykophant, wiewohl ein wenig verdrießlich, daß ihm sein Hand-



werksgenosse so eifertig zugekommen war, warf einen Seitensblick auf den Esel, der ihm ein hübsches wohlgenährtes Thier zu sein schien, und erklärte sich sogleich mit dem größten Nachdruck für den Eseltreiber. Beide Parteien wollten nun kein Wort mehr vom Vergleichen hören, und der ehrliche Philippides sah sich genöthigt, einen Rechtstag anzusehen. Sie begaben sich nun jeder mit seinem Sykophanten nach Hause; der Esel aber, mit seinem Schatten, als dem Objekt des Rechtshandels, wurde bis zu Austrag der Sache in den Marstall gemeiner Stadt Abdera abgeführt.

### Drittes Kapitel.

Wie die Parteien sich höhern Orts um Unterstützung bewerben.

Nach dem Stadtrecht der Abderiten wurden alle über Wein und Dein unter den gemeinen Bürgern entstandene Händel vor einem Gerichte von zwanzig Ehrenmännern abgethan, welche sich wöchentlich dreimal in der Vorhalle des Tempels der Nemesis versammelten. Alles wurde, aus billiger Rücksicht auf die Nahrung der Sykophanten, schriftlich vor diesem Gerichte verhandelt; und weil der Gang der abderitischen Justiz eine Art von Schneckenlinie beschrieb und sich auch mit der Geschwindigkeit der Schnecke fortbewegte; zumal die Sykophanten nicht eher zum Beschließen verbunden waren, bis sie nichts mehr zu sagen hatten: so währte das Libelliren gemeiniglich so lange, als es die Mittel der Parteien wahrscheinlicher Weise aushalten konnten. Allein diesmal kamen so viele besondere Ursachen zusammen, der Sache einen schnelleren Schwung zu geben, daß man sich nicht darüber zu verwundern hat, wenn der Prozeß über des Esels Schatten binnen weniger als vier Monaten schon so weit gediehen war, daß nun am nächsten Gerichtstage das Endurtheil erfolgen sollte.

Ein Rechtshandel über eines Esels Schatten würde sonder Zweifel in jeder Stadt der Welt Aufsehen machen. Man denke also, was er in Abdera thun mußte? Kaum war das Gerücht davon erschollen, als von Stund an alle andere Gegenstände der gesellschaftlichen Unterhaltung fielen, und Jedermann mit eben so viel Theilnehmung von diesem Handel sprach, als ob er ein Großes dabei zu gewinnen oder zu verlieren hätte. Die einen erklärten sich für den Zahnarzt, die andern für den Eseltreiber. Ja, sogar der Esel selbst hatte seine Freunde, welche dafür hielten, daß derselbe ganz wohl berechtigt wäre, interveniendo einzukommen, da er durch die Zuzumuthung, den Zahnarzt in seinem Schatten sitzen zu lassen und unterdessen in der brennenden Sonnenhitze zu stehen, offenbar am

meisten prägravirt worden sei. Mit einem Worte, der besagte Esel hatte seinen Schatten auf ganz Abdera geworfen, und die Sache wurde mit einer Lebhaftigkeit, einem Eifer, einem Interesse getrieben, die kaum größer hätten sein können, wenn das Heil gemeiner Stadt und Republik auf dem Spiele gestanden hätte.

Wiewohl nun diese Verfahrungsweise überhaupt Niemanden, der die Abderiten aus der vorübergehenden wahrhaften Geschichtsdarstellung kennen gelernt hat, befremden wird, so glauben wir doch denen Lesern, welche eine Geschichte nur alsdann recht zu wissen glauben, wenn ihnen das Spiel der Räder und Triebfedern mit dem ganzen Zusammenhang der Ursachen und Folgen einer Begebenheit aufgeschlossen wird, — keinen unangenehmen Dienst zu erweisen, wenn wir ihnen etwas umständlicher erzählen, wie es zugegangen, daß dieser Handel, — der in seinem Ursprung nur zwischen Leuten von geringer Erheblichkeit, und über einen äußerst unerheblichen Gegenstand vorwaltete — wichtig genug werden konnte, um zuletzt die ganze Republik in seinen Strudel hineinzuziehen.

Die sämtliche Bürgerschaft in Abdera war (wie von jeher die meisten Städte in der Welt) in Zünfte abgetheilt, und vermöge einer alten Observanz gehörte der Zahnarzt Struthion in die Schusterzunft. Der Grund davon war, wie Gründe der Abderiten immer zu sein pflegten, mächtig spitzfindig. In den ersten Zeiten der Republik hatte nämlich diese Zunft bloß die Schuster und Schuhflicker in sich begriffen. Nachmals wurden alle Arten von Flickern mit dazu genommen; und so kam es, daß in der Folge die Wundärzte, als Menschenflicker, und somit (ob paritatem rationis) alle Arten von Aerzten zu dieser Zunft geschlagen wurden. Struthion hatte demnach (bloß die Aerzte ausgenommen, mit denen er immer stark über'n Fuß gespannt war) die ganze löbliche Schusterzunft, und besonders alle Schuhflicker, auf seiner Seite, die (wie man sich noch erinnern wird) einen sehr ansehnlichen Theil der Bürgerschaft von Abdera ausmachten. Natürlich Weise wandte sich also der Zahnarzt vor allen andern sogleich an seinen Vorgesetzten, den Zunftmeister Prieme; und dieser Mann, dessen patriotischer Eifer für die Freiheiten der Republik Niemandem unbekannt ist, erklärte sich sogleich mit seiner gewöhnlichen Hitze: „daß er sich eher mit seinem eigenen Schusterahrl erstechen, als geschehen lassen wollte, daß die Rechte und Freiheiten von Abdera in der Person eines seiner Zunftverwandten so gröblich verletzt würden.“

„Billigkeit,“ sagte er, „ist das höchste Recht. Was kann aber billiger sein, als daß derjenige, der einen Baum gepflanzt hat, wiewohl es dabei eigentlich auf die Früchte abgesehen war, nebenher auch den Schatten des Baums genieße? Und warum soll das, was von einem Baume gilt, nicht eben so wohl von einem Esel gelten?



Wo, zum Henker, soll es mit unserer Freiheit hinkommen, wenn einem zünftigen Bürger von Abdera nicht einmal frei stehen soll, sich in den Schatten eines Esels zu setzen? Gleich als ob ein Eselschatten vornehmer wäre, als der Schatten des Rathhauses oder des Jasiontempels, in den sich stellen, setzen und legen mag, wer da will. Schatten ist Schatten, er komme von einem Baum oder von einer Ehrensäule, von einem Esel oder von Sr. Gnaden dem Archon selbst! Kurz und gut," setzte Meister Prieme hinzu, „verlaßt euch auf mich, Herr Struthion; der Grobian soll euch nicht nur den Schatten, sondern zu eurer gebührenden Satisfaction den Esel noch obendrein lassen, oder es müßte weder Freiheit noch Eigenthum mehr in Abdera sein; und dahin soll's, beim Clement! nicht kommen, so lang ich der Zunftmeister Prieme heiße!"

Während daß der Zahnarzt sich der Gunst eines so wichtigen Mannes versichert hatte, ließ es der Eseltreiber Anthrax seines Orts auch nicht fehlen, sich um einen Beschützer zu bewerben, der jenem wenigstens das Gleichgewicht halten könnte. Anthrax war eigentlich kein Bürger von Abdera, sondern nur ein Freigelassener, der sich in dem Bezirk des Jasiontempels aufhielt; und er stand als ein Schutzverwandter desselben unter der unmittelbaren Gerichtsbarkeit des Erzpriesters dieses Heroen, der bekanntermaßen zu Abdera göttlich verehrt wurde. Natürlicher Weise war also sein erster Gedanke, wie er dazu gelangen könnte, daß der Erzpriester Agathyrus sich seiner mit Nachdruck annehmen möchte. Allein der Erzpriester Jasion war zu Abdera eine sehr große Person, und ein Eseltreiber konnte schwerlich hoffen, ohne einen besonderen Kanal den Zutritt zu einem Herrn von diesem Range zu erhalten.

Nach vielen Verathschlagungen mit seinen vertrautesten Freunden wurde endlich folgender Weg beliebt. Seine Frau, Krobyle, war mit einer Putzmacherin bekannt, deren Bruder der begünstigte Liebhaber des Aufwartmädchens einer gewissen millesischen Tänzerin war, welche, wie die Rede ging, bei dem Erzpriester in großen Gnaden stand. Nicht als ob er etwa — wie es zu gehen pflegt — sonderlich weil die Priester des Jasion unverheiratet sein mußten — kurz, wie die Welt argwöhnisch ist, man sprach freilich allerlei — aber das Wahre von der Sache ist: der Erzpriester Agathyrus war ein großer Liebhaber von pantomimischen Solotänzen; und weil er die Tänzerin, um kein Vergerniß zu geben, nicht bei Tage zu sich kommen lassen wollte: so blieb ihm nichts anders übrig, als sie mit der erforderlichen Vorsicht bei Nacht durch eine kleine Gartenthür in sein Kabinet führen zu lassen. Da nun einst gewisse Leute eine dicht verschleierte Person in der Morgendämmerung wieder herausgehen gesehen hatten: so war das Gemurmel entstanden, als ob es die Tänzerin gewesen sei, und als ob der Erzpriester eine

besondere Freundschaft auf diese junge Person geworfen habe, welche in der That fähig gewesen wäre, in jedem andern, als einem Erzpriester, noch etwas mehr zu erregen. — Wie nun dem auch sein mochte, genug, der Eseltreiber sprach mit seiner Frau, Frau Krobyle mit der Putzmacherin, die Putzmacherin mit ihrem Bruder, der Bruder mit dem Aufwartmädchen, und, weil das Aufwartmädchen alles über die Tänzerin vermochte, von welcher vorausgesetzt wurde, daß sie alles über den Erzpriester vermöge, der alles über die Magnaten von Abdera und — ihre Weiber vermochte: so zweifelte Anthrax keinen Augenblick, seine Sache in die besten Hände von der Welt gelegt zu haben.

Aber unglücklicher Weise zeigte sich's, daß die Favoritin der Tänzerin ein Gelübde gethan hatte, ihre Allvermögenheit eben so wenig unentgeltlich auszuleihen, als Anthrax den Schatten seines Esels. Sie hatte eine Art von Taxordnung, vermöge deren der geringste Dienst, den man von ihr verlangte, wenigstens eine Erkenntlichkeit von vier Drachmen voraussetzte; und in gegenwärtigem Falle war ihr um so weniger zuzumuthen, auch nur eine halbe Drachme nachzulassen, da sie ihrer Schamhaftigkeit eine so große Gewalt anthun sollte, eine Sache zu empfehlen, worin ein Esel die Hauptfigur war. Kurz, die Frix bestand auf vier Drachmen, welches just doppelt so viel war, als der arme Teufel im glücklichsten Falle mit seinem Prozeß zu gewinnen hatte. Er sah sich also wieder in der vorigen Verlegenheit. Denn wie konnte ein schlechter Eseltreiber hoffen, ohne eine haltbarere Stütze, als die Gerechtigkeit seiner Sache, gegen einen Gegner zu bestehen, der von einer ganzen Zunft unterstützt wurde, und sich überall rühmte, daß er den Sieg bereits in Händen habe?

Endlich besann sich der ehrliche Anthrax eines Mittels, wie er vielleicht den Erzpriester ohne Dazwischenkunft der Tänzerin und ihres Aufwartmädchens auf seine Seite bringen könnte. Das Beste davon dächte ihm, daß er es nicht weit zu suchen brauchte. Ohne Umschweife — er hatte eine Tochter, Gorgo genannt, die, in Hoffnung auf eine oder andere Weise beim Theater unterzukommen, ganz leicht Singen und Zitherspielen gelernt hatte. Das Mädchen war eben keine von den schönsten. Aber eine schlanke Figur, ein paar große schwarze Augen und die frische Blume der Jugend ersehten, seinen Gedanken nach, reichlich, was ihrem Gesichte abging; und wirklich, wenn sie sich tüchtig gewaschen hatte, sah sie in ihrem Festtagsstaat, mit ihren langen pechschwarzen Haarzöpfen und mit einem Blumenstrauß vor dem Busen, so ziemlich den wilden thracischen Mädchen Anakreons ähnlich. Da sich nun bei näherer Erkundigung fand, daß der Erzpriester Agathyrus auch ein Liebhaber vom Zitherspielen und von kleinen Liedern war, deren die junge



Gorgo eine große Menge nicht übel zu singen wußte: so machten sich Anthrax und Krobyle große Hoffnung, durch das Talent und die Figur ihrer Tochter am kürzesten zu ihrem Zweck zu kommen.

Anthrax wandte sich also an den Kammerdiener des Erzpriesters, und Krobyle unterrichtete inzwischen das Mädchen, wie sie sich zu betragen hätte, um, wo möglich, die Sängerin auszustechen und von der kleinen Gartenthür ausschließlich Meister zu bleiben. Die Sache ging nach Wunsch. Der Kammerdiener, der durch die Neigung seines Herrn zum Neuen und Mannichfaltigen nicht selten in's Gedränge kam, ergriff diese gute Gelegenheit mit beiden Händen, und die junge Gorgo spielte ihre Rolle für eine Anfängerin meisterlich. Agathyrus fand eine gewisse Mischung von Naivität und Muthwillen, und eine Art wilder Grazie bei ihr, die ihn reizte, weil sie ihm neu war. Kurz, sie hatte kaum zwei- oder dreimal in seinem Kabinette gesungen, so erfuhr Anthrax schon von sicherer Hand, daß Agathyrus seine gerechte Sache verschiedenen Richtern empfohlen, und sich mit einigem Nachdruck habe verlauten lassen: wie er nicht gefonnen sei, auch den allergeringsten Schutzverwandten des Japontempels ein Schlachtopfer der Schikanen des Sykophanten Physignatus und der Parteilichkeit des Kunstmeisters Prieme werden zu lassen.

#### Viertes Kapitel.

Gerichtliche Verhandlung. Relation des Assessors Miltias. Urtheil, und was daraus erfolgt.

Inzwischen war nun der Gerichtstag herbeigekommen, da dieser seltsame Handel durch Urtheil und Recht entschieden werden sollte. Die Sykophanten hatten in Sachen beschloffen, und die Akten waren einem Referenten, Namens Miltias, übergeben worden, gegen dessen Unparteilichkeit die Mißgönner des Zahnarztes verschiedenes einzuwenden hatten. Denn es war nicht zu leugnen, daß er mit dem Sykophanten Physignatus sehr vertraut umging; und überdies wurde ganz laut davon gesprochen, daß die Dame Struthion \*) (die für eine von den hübschen Weibern in ihrer Klasse passirte) ihm die gerechte Sache ihres Mannes zu verschiedenenmalen in eigener Person empfohlen habe. Allein da diese Einwendungen auf

\*) Wir wissen wohl, daß dies nicht à la grocquo gesprochen ist; aber die Dame Struthion ist wie Frau Damon in unsern Komödien: und was liegt dem Leser daran, wie die Zahnärztin mit ihrem eigenen Namen geheißen haben mag.

keinem rechtsbeständigen Grunde beruhten, und der Turnus nun einmal an diesem Miltias war, so blieb es bei der Ordnung.

Miltias trug die Geschichte des Streits so unbefangen, und beides, sowohl Zweifels- als Entscheidungsgründe, so ausführlich vor, daß die Zuhörer lange nicht merkten, wo er eigentlich hinaus wolle. Er leugnete nicht, daß beide Parteien vieles für und wider sich hätten. Auf der einen Seite schiene nichts klärer, sagte er, als daß derjenige, der den Esel, als das Prinzipale, gemiethet, auch das Accessorium, des Esels Schatten, stillschweigend mit einbedungen habe; oder (falls man auch einen solchen stillschweigenden Vertrag zugeben wollte) daß der Schatten seinem Körper von selbst folge, und also demjenigen, der die Nugnießung des Esels an sich gebracht, auch der beliebige Gebrauch seines Schattens ohne weitere Beschwerde zustehet; um so mehr, als dem Esel selbst dadurch an seinem Sein und Wesen nicht das Mindeste benommen werde. Hingegen scheine auf der andern Seite nicht weniger einleuchtend: daß, wiewohl der Schatten weder als ein wesentlicher noch außerwesentlicher Theil des Esels anzusehen sei, folglich von dem Abmiether des letztern keineswegs vermuthet werden könne, daß er jenen zugleich mit diesem stillschweigend habe miethen wollen, gleichwohl, da besagter Schatten schlechterdings nicht für sich selbst, oder ohne besagten Esel, bestehen könne, und ein Eselschatten im Grunde nichts anders als ein Schattenezel sei, der Eigenthümer des leibhaften Esels mit gutem Zug auch als Eigenthümer des von jenem ausgehenden Schattenezels betrachtet, folglich keineswegs angehalten werden könne, letztern ohnentgeltlich an den Abmiether des erstern zu überlassen. Ueberdies, und wenn man auch zugeben wollte, daß der Schatten ein Accessorium des mehr erörterten Esels sei, so könne doch dem Abmiether dadurch noch kein Recht an denselben zuwachsen: indem er durch den Miethkontrakt nicht jeden Gebrauch desselben, sondern nur denjenigen, ohne welchen die Absicht des Kontrakts, nämlich seine vorhabende Reise, ohnmöglich erzielt werden könne, an sich gebracht habe. Allein da sich unter den Gesetzen der Stadt Abdera keines finde, worin der vorliegende Fall klar und deutlich enthalten sei, und das Urtheil also lediglich aus der Natur der Sache gezogen werden müsse: so komme es hauptsächlich auf einen Punkt an, der von den beiderseitigen Sykophanten aus der Acht gelassen, oder wenigstens nur obenhin berührt worden, nämlich auf die Frage: ob dasjenige, was man Schatten nenne, unter die gemeinen Dinge, an welche Jedermann gleiches Recht hat, oder unter die eigenthümlichen, zu welchen einzelne Personen ein ausschließendes Recht haben, oder erwerben können, zu zählen sei? Da nun, in Ermangelung eines positiven Gesetzes, die Uebereinstimmung und allgemeine Gewohnheit des menschlichen Geschlechts, als



ein wahres Orakel der Natur selbst, billig die Kraft eines positiven Gesetzes habe; vermöge dieser allgemeinen Gewohnheit aber die Schatten der Dinge (auch derjenigen, die nicht nur einzelnen Personen, sondern ganzen Gemeinheiten, ja den unsterblichen Göttern selbst eigenthümlich zugehören) bisher aller Orten einem jeden, wer er auch sei, frei, ungehindert und ohnentsgeltlich zur Benutzung überlassen worden: so erhellet daraus, daß, ex Consensu et Consuetudine Generis Humani, besagte Schatten, eben so wie freie Luft, Wind und Wetter, fließendes Wasser, Tag und Nacht, Mondschein, Dämmerung, und dergleichen mehr, unter die gemeinen Dinge zu rechnen seien, deren Genuß jedem offen stehe, und auf welche — in so fern etwa besagter Genuß, unter gewissen Umständen, etwas Ausschließendes bei sich führe — der erste, der sich ihrer bemächtige, ein momentanes Besitzrecht erhalten habe. — Diesen Satz (zu dessen Bestätigung der scharfsinnige Miltias eine Menge Inductionen vorbrachte, die wir unsern Lesern erlassen wollen) — diesen Satz zum Grunde gelegt, könne er also nicht anders, als dahin stimmen: daß der Schatten aller Esel in Thracien, folglich auch derjenige, der zu vorliegendem Rechtshandel unmittelbaren Anlaß gegeben, eben so wenig einen Theil des Eigenthums einer einzelnen Person ausmachen könne, als der Schatten des Berges Athos oder des Stadthums von Abdera; folglich mehrbesagter Schatten weder geerbt, noch gekauft, noch inter vivos oder mortis causa geschenkt, noch vermietet, noch auf irgend eine andere Art zum Gegenstand eines bürgerlichen Kontrakts gemacht werden könne; und daß also aus diesen und andern angeführten Gründen, in Sachen des Eseltreibers Anthrax, Klägern, an einem entgegen und wider den Zahnarzt Struthio, Beklagten, am andern Theil, peto. des von Beklagten zu Klägers angeblicher Gefährde und Schaden angemachten Eselschatten (salvis tamen melioribus) zu Recht zu erkennen sei: daß Beklagter sich des besagten Schattens zu seinem Gebrauch und Nutzen zu bedienen, wohl befugt gewesen; Kläger aber, Einwendens ungeachtet, nicht nur mit seiner unbefugten Forderung abzuweisen, sondern auch in alle Kosten, wie nicht weniger zum Ersatz alles dem Beklagten verursachten Verlusts und Schadens, nach vorgängiger gerichtlicher Ermäßigung, zu verurtheilen sei. W. M. W.

Wir überlassen es dem geneigten und rechtsersfahrenen Leser, über dieses, zwar nur auszugsweise, mitgetheilte Gutachten des weisen Miltias, nach Belieben, seine Betrachtung anzustellen. Und da wir in dieser ganzen Sache uns keines Urtheils anzumachen, sondern bloß die Stelle eines unparteiischen Geschichtschreibers zu vertreten, entschlossen sind: so begnügen wir uns, zu berichten, daß es seit undenklichen Zeiten eine Observanz bei dem Stadtgerichte zu Abdera war, das gutachtliche Urtheil des Referenten jedesmal

entweder einhellig, oder doch mit einer großen Mehrheit der Stimmen zu bestätigen. Wenigstens hatte man seit mehr als hundert Jahren kein Beispiel vom Gegentheil gesehen. Es konnte auch, nach Gestalt der Sachen, nicht wohl anders sein. Denn während der Relation, welche gemeinlich sehr lange dauerte, pflegten die Herren Beisitzer eher alles andre zu thun, als auf die Rationes dubitandi et decidendi des Referenten Acht zu geben. Die meisten stunden auf, guckten zum Fenster hinaus, oder gingen weg, um in einem Nebenzimmer Kuchen oder kleine Bratwürste zu frühstücken, oder machten einen fliegenden Besuch bei einer guten Freundin; und die wenigen, welche sitzen blieben, und einigen Theil an der Sache zu nehmen schienen, hatten alle Augenblicke etwas mit ihrem Nachbar zu flüstern, oder schiefen wohl gar überm Zuhören ein. Kurz, es waltete eine Art von stillschweigendem Kompromiß auf den Referenten vor, und es geschah bloß um der Form willen, daß einige Minuten, eh er zur wirklichen Konklusion kam, sich jedermann wieder auf seinem Platz einfand, um mit gehöriger Feierlichkeit das abgefaßte Urtheil zu bekräftigen. So war es bisher immer, auch bei ziemlich wichtigen Händeln, gehalten worden. Allein dem Prozeß über des Esels Schatten widerfuhr die unerhörte Ehre, daß das ganze Gericht beisammen blieb, und (drei bis vier Beisitzer ausgenommen, welche dem Zahnarzt ihre Stimme schon versprochen hatten, und ihr Recht, in der Session zu schlafen, nicht vergeben wollten) jedermann mit aller Aufmerksamkeit zuhörte, die eines so wundervollen Prozesses würdig war; und als die Stimmen gesammelt wurden, fand sich, daß das Urtheil nur mit einem Mehr von 12 gegen 8 bekräftigt wurde.

Sogleich nach geschehener Publikation ermangelte Poliphonus, der klägerische Sykophant, nicht, seine Stimme zu erheben, und gegen das Urtheil, als ungerecht, parteiisch und mit unheilbaren Nullitäten behaftet, an den großen Rath von Abdera zu appelliren. Da der Prozeß über eine Sache geführt wurde, die der beschwert zu sein vermeinte Theil selbst nicht höher als zwei Drachmen geschätzt hatte, und dieses, auch selbst mit Einschluß aller billig möglichen Kosten und Schaden, noch lange nicht Summa appellabilis war: so erhob sich hierüber ein großer Lärm im Gerichte. Die Minorität erklärte sich, daß es hier gar nicht auf die Summe, sondern auf eine allgemeine Rechtsfrage ankomme, die das Eigenthum betreffe, und noch durch kein Gesetz in Abdera bestimmt sei, folglich, vermöge der Natur der Sache, vor den Gesetzgeber selbst gebracht werden müsse; als welchem allein es zukomme, in zweifelhaften Fällen dieser Art den Anspruch zu thun.

Wie es zugegangen, daß der Referent, bei aller seiner Affektion zur Sache des Beklagten, nicht daran gedacht, daß die Gönner des



Gegentheils sich dieses Vorwandes bedienen würden, die Sache vor den großen Rath zu spielen — davon wissen wir keinen andern Grund anzugeben, als daß er ein Abderit war, und, nach der allgemeinen althergebrachten Gewohnheit seiner Landsleute, jedes Ding nur von einer Seite, und auch da nur ziemlich obenhin, anzusehen pflegte. Doch kann vielleicht noch zu seiner Entschuldigung dienen, daß er einen Theil der letzten Nacht bei einem großen Gastmahl zugebracht, und, als er nach Hause gekommen, der Dame Struthion noch eine ziemlich lange Audienz hatte geben müssen, und also vermuthlich — nicht ausgeschlafen hatte. Genug, nach langem Streiten und Lärmen erklärte sich endlich der Stadtrichter Philippius: daß er, bewandten Umständen nach, nicht umhin könne, die Frage, ob die von Klägern eingewandte Appellation statt finde, vor den Senat zu bringen. Hiermit stand er auf; das Gericht ging ziemlich tumultuarisch auseinander; und beide Parteien eilten, sich mit ihren Freunden, Gönnern und Sykophanten zu berathen, was nun weiter in der Sache anzufangen sei.

### Fünftes Kapitel.

Gefinnungen des Senats. Tugend der schönen Gorgo und ihre Wirkungen. Der Priester Strobilus tritt auf, und die Sache wird ernsthafter.

Der Prozeß über des Esels Schatten, der Anfangs die Abderiten bloß durch seine Ungereimtheit belustigt hatte, fing nun an, eine Sache zu werden, in welche die Gerechtsamen, die vermeinte Ehre und allerlei Leidenschaften und Interessen verschiedener zum Theil ansehnlicher Glieder der Republik verwickelt wurden.

Der Kunstmeister Psrieme hatte seinen Kopf darauf gesetzt, daß sein Kunstangehöriger gewinnen müßte; und da er sich meistens alle Abende in den Versammlungsorten der gemeinen Bürger einfand, hatte er schon beinahe die Hälfte des Volks auf seine Seite gebracht, und sein Anhang nahm täglich zu.

Der Erzpriester hingegen hatte den Handel bisher nicht für wichtig genug gehalten, sein ganzes Ansehen zu Gunsten seines Beschiedenen anzuwenden. Allein da die Sachen zwischen ihm und der schönen Gorgo ernsthafter zu werden angingen, indem sie, anstatt einer gewissen Gelehrigkeit, die er bei ihr zu finden gebofft hatte, einen Widerstand that, dessen man sich zu ihrer Herkunft und Erziehung nicht hätte vermuthen sollen, ja sich sogar vernehmen ließ: „Wie sie Bedenken trage, ihre Tugend noch einmal den Gefahren eines Besuchs durch die kleine Gartenthüre auszusetzen“ — so war

es ganz natürlich, daß er nun nicht länger säumte, durch den Eifer, womit er die Sache des Vaters zu unterstützen anfing, sich ein näheres Recht an die Dankbarkeit der Tochter zu erwerben.

Der neue Lärm, den der Eselsprozeß durch die Provokation an den großen Rath in der Stadt machte, gab ihm Gelegenheit, mit einigen von den vornehmsten Rathsherrn aus der Sache zu sprechen. „So lächerlich dieser Handel an sich selbst sei,“ sagte er, „so könne doch nicht zugegeben werden, daß ein armer Mann, der unter dem Schutze Jasons stehe, durch eine offenbare Kabale unterdrückt werde. Es komme nicht auf die Veranlassung an, die oft zu den wichtigsten Begebenheiten sehr gering sei; sondern auf den Geist, womit man die Sache treibe, und auf die Absichten, die man im Schilde, oder wenigstens in Petto führe. Die Insolenz des Sykophanten Phisignatus, der eigentlich an diesem ganzen Skandal Schuld habe, müsse gezüchtigt, und dem herrschsüchtigen, unverständigen Demagogen (dem Kunstmeister Psrieme) noch in Zeiten ein Zügel angeworfen werden, eh' es ihm gelinge, die Aristokratie gänzlich über den Haufen zu werfen u. s. w.“

Wir müssen es zur Steuer der Wahrheit sagen, Anfangs gab es verschiedene Herren des Rathes, welche die Sache ungefähr so ansahen, wie sie anzusehen war, und es dem Stadtrichter Philippius sehr verdachten, daß er nicht Sinn genug gehabt, einen so ungereimten Zwist gleich in der Geburt zu ertöten. Allein unvermerkt änderten sich die Gefinnungen; und der Schwindelgeist, der bereits einen Theil der Bürgerschaft auf die Köpfe gestellt hatte, ergriff endlich auch den größern Theil der Rathsherrn. Einige fingen an die Sache für wichtiger anzusehen, weil ein Mann wie der Erzpriester Agathyrus sich derselben so ernstlich anzunehmen schien. Andere setzten die Gefahr, die der Aristokratie aus den Unternehmungen des Kunstmeisters Psrieme erwachsen könnte, in Unruhe. Verschiedene ergriffen die Partei des Eseltreibers bloß aus Widerspruchsgeist; andere aus einem wirklichen Gefühl, daß ihm Unrecht geschehe; und noch andere erklärten sich für den Zahnarzt, weil gewisse Personen, mit denen sie nie einer Meinung sein wollten, sich für seinen Gegner erklärt hatten.

Mit allem dem würde dennoch dieser geringfügige Handel, so sehr die Abderiten auch — Abderiten waren, niemals eine so heftige Gährung in ihrem gemeinen Wesen verursacht haben, wenn der böse Dämon dieser Republik nicht auch den Priester Strobilus angeführt hätte, sich, ohne einigen nähern Beruf, als seinen unruhigen Geist und seinen Haß gegen den Erzpriester Agathyrus, mit in's Spiel zu mischen.

Um dies dem geneigten Leser verständlicher zu machen, werden wir die Sache, wie jener alte Dichter seine Ilias, ab ovo anfangen



müssen; um so mehr, als auch gewisse Stellen in unserer Erzählung des Abenteuers mit dem Euripides, und gewisse Ausdrücke, die dem Priester Strobilus gegen den Demokrit entfielen, ihr gehöriges Licht dadurch erhalten werden.

### Sechstes Kapitel.

Verhältniß des Latonentempels zum Tempel des Jason. Kontrast in den Charakteren des Oberpriesters Strobilus und des Erzpriesters Agathyrus. Strobilus erklärt sich für die Gegenpartei des letztern, und wird von Salabanda unterstützt, welche eine wichtige Rolle in der Sache zu spielen anfängt.

Der Dienst der Latona war (wie Strobilus den Euripides versichert hatte) so alt zu Abdera, als die Verpflanzung der Iyrischen Kolonie; und die äußerste Einfalt der Bauart ihres kleinen Tempels konnte als eine hinlängliche Befräftigung dieser Tradition angesehen werden. So unscheinbar dieser Latonentempel war, so gering waren auch die gestifteten Einkünfte ihrer Priesterschaft. Wie aber die Noth erfindsam ist, so hatten die Herren schon von langem her Mittel gefunden, zu einiger Entschädigung für die Kargheit ihres ordentlichen Einkommens, den Aberglauben der Abderiten in Kontribution zu setzen; und da auch dieses nicht zureichen wollte, hatten sie es dahin gebracht, daß der Senat (weil er doch von keiner Besoldungszulage hören wollte) zu Unterhaltung des geheiligten Froschgrabens gewisse Einkünfte aussetzte, deren größten Theil die billigdankenden Frösche ihren Versorgern überließen.

Eine ganz andere Beschaffenheit hatte es mit dem Tempel des Jason, dieses berühmten Anführers der Argonauten, welchem in Abdera die Ehre der Erhebung in den Götterstand und eines öffentlichen Dienstes widerfahren war; ohne daß wir hiervon einen andern Grund anzugeben wissen, als daß verschiedene der ältesten und reichsten Familien in Abdera ihr Geschlechtsregister von diesem Heros ableiteten. Einer von dessen Enkeln hatte sich, wie die Tradition sagte, in dieser Stadt niedergelassen, und war der gemeinsame Stammvater verschiedener Geschlechter geworden, von welchen einige noch in den Tagen unserer gegenwärtigen Geschichte in voller Blüthe stunden. Dem Andenken des Helden, von dem sie abstammten, zu Ehren hatten sie Anfangs, nach uraltem Gebrauch, nur eine kleine Hauskapelle gestiftet. Mit der Länge der Zeit war eine Art von öffentlichem Tempel daraus geworden, den die Frömmigkeit der Abstammlinge Jasons nach und nach mit vielen Gütern

und Einkünften versehen hatte. Endlich, als Abdera durch Handelschaft und glückliche Zufälle eine der reichsten Städte in Thracien geworden war, entschlossen sich die Jasoniden, ihrem vergötterten Ahnherrn einen Tempel zu erbauen, dessen Schönheit der Republik und ihnen selbst bei der Nachwelt Ehre machen könnte. Der neue Jasonstempel wurde ein herrliches Werk, und machte mit den dazu gehörigen Gebäuden, Gärten, Wohnungen der Priester, Beamten, Schutzverwandten u. s. w. ein ganzes Quartier der Stadt aus. Der Erzpriester desselben mußte allezeit von der ältesten Linie der Jasoniden seyn; und da er, bei sehr beträchtlichen Einkünften auch die Gerichtsbarkeit über die zu dem Tempel gehörigen Personen und Güter ausübte: so ist leicht zu erachten, daß die Oberpriester der Latona alle diese Vorzüge nicht mit gleichgültigen Augen ansehen konnten, und daß zwischen diesen beiden Prälaten eine Eifersucht obwalten mußte, die auf die Nachfolger forterbte, und bei jeder Gelegenheit in ihrem Betragen sichtbar wurde.

Der Oberpriester der Latona wurde zwar als das Haupt der ganzen abderitischen Priesterschaft angesehen; allein der Erzpriester Jasons stand nicht unter ihm, sondern machte mit seinen Untergebenen ein besonderes Kollegium aus, welches, außer der Schutzherrlichkeit der Stadt Abdera, von aller andern Abhängigkeit frei war. Die Feste des Latonentempels waren die eigentlichen großen Festtage der Republik; allein da die Mäßigkeit seiner Einkünfte keinen sonderlichen Aufwand zuließ, so war das Fest des Jason, welches mit ungemeiner Pracht und großen Feierlichkeiten begangen wurde, in den Augen des Volks, wo nicht das vornehmste, wenigstens das, worauf es sich am meisten freute; und alle die Ehrerbietung, die man für das Alterthum des Latonendienstes hegte, und der große Glaube des Pöbels an den Priester desselben und seine heiligen Frösche, konnte doch nicht verhindern, daß die größere Figur, die der Erzpriester machte, ihm nicht auch einen höhern Grad von Ansehen gegeben haben sollte. Und wiewohl das gemeine Volk überhaupt mehr Zuneigung zu dem Latonapriester trug, so wurde doch dieser Vorzug dadurch wieder überwogen, daß der Jasonpriester mit den aristokratischen Häusern in einer Verbindung stand, die ihm so viel Einfluß gab, daß es einem ehrgeizigen Manne an diesem Platz ein Leichtes gewesen wäre, einen kleinen Tyrannen von Abdera vorzustellen.

Zu so vielen Ursachen der althergebrachten Eifersucht und Abneigung zwischen den beiden Fürsten der abderitischen Klerisei, kam bei Strobilus und Agathyrus noch ein persönlicher Widerwille, der eine natürliche Frucht des Kontrastes ihrer Sinnesarten war.

Agathyrus, mehr Weltmann als Priester, hatte in der That vom letztern wenig mehr als die Kleidung. Die Liebe zum Ver-



gnügen war seine herrschende Leidenschaft. Denn, wiewohl es ihm nicht an Stolz fehlte, so kann man doch von Niemand sagen, daß er ehrgeizig sei, so lange sein Ehrgeiz eine andere Leidenschaft neben sich herrschen läßt. Er liebte die Künste und den vertraulichen Umgang mit Virtuosen aller Arten, und stand in dem Ruf, einer von den Priestern zu sein, die wenig Glauben an ihre eigenen Götter haben. Wenigstens ist nicht zu leugnen, daß er öfters ziemlich frei über die Frösche der Latona scherzte; und es war Jemand, der es beschwören wollte, aus seinem eigenen Munde gehört zu haben: „Die Frösche dieser Göttin wären schon längst alle in elende Pöeten und abderitische Sängler verwandelt worden.“ — Daß er mit dem Demokritus in ziemlich gutem Vernehmen lebte, war auch nicht sehr geschickt, seine Orthodorie zu bestätigen. Kurz, Agathyrus war ein Mann von gutem Temperament, munterm Kopf und ziemlich freiem Leben; beliebt bei dem abderitischen Adel, noch beliebter bei dem schönen Geschlecht, und — wegen seiner Freigebigkeit und jasonmäßigen Figur — beliebt sogar bei den untersten Klassen des Volks.

Nun hätte die Natur, in ihrer launigsten Minute, keinen völligen Antipoden von allem, was Agathyrus war, machen können, als den Priester Strobilus. Dieser Mann hatte, wie viele seines Gleichen, ausfindig gemacht, daß eine in Falten gelegte Miene und ein steifes Wesen unfehlbare Mittel sind, bei dem großen Haufen für einen weisen und unsträflichen Mann zu gelten. Da er nun von Natur ziemlich fauertöpfisch ausah, so hatte es ihm wenig Mühe gekostet, sich diese Gravität anzugewöhnen, die bei den Meisten weiter nichts beweist, als die Schwere ihres Witzes und die Ungeschliffenheit ihrer Sitten. Ohne Sinn für das Große und Schöne, war er ein geborner Verächter aller Talente und Künste, die diesen Sinn voraussetzen; und sein Haß gegen die Philosophie war bloß eine Maske für den natürlichen Groll eines Dummkopfes gegen alle, die mehr Verstand und Wissenschaft haben als er. In seinen Urtheilen war er schief und einseitig, in seinen Meinungen eigensinnig, im Widerspruch hitzig und grob, und wo er entweder in seiner eigenen Person oder in den Fröschen der Latona beleidigt zu sein glaubte, äußerst rachgierig; aber nichts destoweniger bis zur Niederträchtigkeit geschmeidig, sobald er eine Sache, an der ihm gelegen war, nicht ohne Hülfe einer Person, die er hasste, durchsetzen konnte. Ueberdies stand er mit einigem Grund in dem Ruf, daß er mit einer gehörigen Dose von Dariken und Philippen zu allem in der Welt zu bringen sei, was mit dem Aeußerlichen seines Charakters nicht ganz unverträglich war.

Aus so entgegengesetzten Gemüthsarten, und so vielen Veranlassungen zu Neid und Eifersucht auf Seiten des Priesters Stro-

bilus, entsprang nothwendig bei beiden ein wechselseitiger Haß, der den Zwang, den ihnen ihr Stand und Platz auferlegte, mit Mühe ertrug, und nur darin verschieden war, daß Agathyrus den Oberpriester zu sehr verachtete, um ihn sehr zu hassen, und dieser jenen zu sehr beneidete, um ihn so herzlich verachten zu können, als er wohl gewünscht hätte.

Zu diesem allem kam noch, daß Agathyrus, kraft seiner Geburt und ganzen Lage, für die Aristokratie; Strobilus hingegen, ohngeachtet seiner Verhältnisse zu einigen Rathsherren, ein erklärter Freund der Demokratie, und nächst dem Zunftmeister Psrieme derjenige war, der durch seinen persönlichen Charakter, seine Würde, seine schwärmerische Hise, und eine gewisse populäre Art von Beredsamkeit den meisten Einfluß auf den Pöbel hatte.

Man sieht nun leicht voraus, daß die Sache mit dem Eselschatten oder Schatteneisel nothwendig ernsthafter werden mußte, so bald ein paar Männer wie die beiden Oberpriester von Abdera darein verwickelt wurden.

Strobilus hatte, so lange der Prozeß vor den Stadtrichtern geführt wurde, nicht anders Theil daran genommen, als daß er sich gelegentlich erklärte: er würde an des Zahnarztes Platz eben so gehandelt haben. Aber kaum erfuhr er durch die Dame Salabanda, seine Michte, daß Agathyrus die Sache seines in der ersten Instanz verurtheilten Schutzverwandten zu seiner eigenen machte: so fühlte er sich auf einmal berufen, sich mit an die Spitze der Partei des Beklagten zu stellen, und die Kabale des Zunftmeisters mit allem Ansehen, das er bei den Rathsherren sowohl als bei dem Volk hatte, zu unterstützen.

Salabanda war zu sehr gewohnt, ihre Hand in allen abderitischen Händeln zu haben, als daß sie unter den letzten gewesen sein sollte, die in dem gegenwärtigen Partei nahmen. Außer ihrem Verhältniß mit dem Priester Strobilus hatte sie noch eine besondere Ursache, es mit ihm zu halten; eine Ursache, die darum nicht weniger wog, weil sie solche in Petto behielt. Wir haben bei einer andern Gelegenheit erwähnt, daß diese Dame, es sei nun aus bloß politischen Absichten, oder daß sich vielleicht auch ein wenig Roquetterie — und wer weiß, ob nicht auch zuweilen das, was man in der neuern französischen Feinheitsprache das Herz einer Dame nennt, mit einmischen mochte: genug, ausgemacht war es, daß sie immer eine Anzahl demüthiger Sklaven an der Hand hatte, unter denen (wie man glaubte) doch immer wenigstens der eine oder andere wissen mußte, wofür er diene. Die geheime Chronik von Abdera sagte, daß der Erzpriester Agathyrus eine geraume Zeit die Ehre gehabt, einer von den letztern zu sein; und in der That kamen eine Menge Umstände zusammen, warum man dieses Gerücht für et-



was mehr als eine bloße Vermuthung halten konnte. Kurz, die vertrauteste Freundschaft hatte seit geraumer Zeit unter ihnen obgewaltet, als die Tänzerin nach Abdera kam, und dem flatterhaften Jasoniden in Kurzem so merkwürdig wurde, daß Salabanda endlich nicht länger umhin konnte, sich selbst für aufgeopfert zu halten.

Agathyrus besuchte zwar ihr Haus noch immer aus den Fuß eines alten Bekannten, und die Dame war zu politisch, um in ihrem äußern Betragen gegen ihn die geringste Veränderung durchscheinen zu lassen. Aber ihr Herz kochte Rache. Sie vergaß nichts, was den Erzpriester immer tiefer in die Sache verwickeln, und immer in Feuer setzen konnte; heimlich aber beleuchtete sie alle seine Schritte und Tritte, und alle großen und kleinen, Vorder- und Hintertüren, die zu seinem Kabinet führen konnten, so genau, daß sie seine Intrigue mit der jungen Gorgo gar bald entdeckte, und den Priester Strobilus in den Stand setzen konnte, den Eifer des Erzpriesters für die Sache des Geltreibers in ein eben so verhaßtes Licht zu stellen, als sie selbst unter der Hand bemüht war, ihm einen lächerlichen Anstrich zu geben.

Agathyrus, so wenig es ihm kostete, politische und ehrgeizige Vortheile dem Interesse seiner Vergnügungen aufzuopfern, hatte doch Augenblicke, wo der kleinste Widerstand in einer Sache, an der ihm im Grunde gar nichts gelegen war, seinen ganzen Stolz aufzurühren machte; und so oft dies geschah, pflegte ihn seine Lebhaftigkeit gemeinlich unendlich weiter zu führen, als er gegangen wäre, wenn er die Sache einiger kühnen Ueberlegung gewürdigt hätte. Die Ursache, warum er sich Anfangs mit diesem abgeschmackten Handel bemengt hatte, fand jetzt zwar nicht länger statt. Denn die schöne Gorgo hatte, ungeachtet des Unterrichts ihrer Mutter Krobyle, entweder nicht Geschicklichkeit oder nicht innern Halt genug gehabt, den anfänglich entworfenen Vertheidigungsplan gegen einen so gefährlichen und erfahrenen Belagerer gehörig zu befolgen. Allein er war nun einmal in die Sache verwickelt; seine Ehre war dabei betroffen; er erhielt täglich und stündlich Nachrichten, wie unziemlich der Zunftmeister und der Priester Strobilus mit ihrem Anhang wider ihn loszögen, wie sie drohten, wie übermüthig sie die Sache durchzusetzen hofften, und dergleichen — und dies war mehr, als es brauchte, um ihn dahin zu bringen, daß er seine ganze Macht anzuwenden beschloß, um Gegner, die er so sehr verachtete, zu Boden zu werfen, und für die Verwegenheit, sich gegen ihn aufzulehnen zu haben, zu züchtigen. Der Rabalen der Dame Salabanda ungeachtet, die nicht sein genug gesponnen waren, um ihm lange verborgen zu bleiben, war der größte Theil des Senats auf seiner Seite; und wiewohl seine Gegner nichts unterließen, was das Volk gegen ihn erbittern konnte: so hatte er doch, zumal

unter den Zünften der Gerber, Fleischer und Bäcker, einen Anhang von derben stämmigten Gesellen, die eben so hitzig vor der Stirne als nervigt von Armen, und auf jeden Wink bereit waren, für ihn und seine Partei, je nachdem es nöthig wäre, zu schreien, oder zuzuschlagen.

## Siebentes Kapitel.

Das ganze Abdera theilt sich in zwei Parteien. Die Sache kommt vor Rath.

In dieser Gährung befanden sich die Sachen, als auf einmal die Namen Schatten und Esel in Abdera gehört, und in kurzem durchgängig dazu gebraucht wurden, die beiden Parteien zu bezeichnen. Man hat über den wahren Ursprung dieser Uebennamen keine zuverlässige Nachricht. Vermuthlich, weil doch Parteien nicht lange ohne Namen bestehen können, hatten die Anhänger des Zahnarztes Struthion unter dem Böbel den Anfang gemacht, sich selbst, weil sie für sein Recht an des Esels Schatten stritten, die Schatten, und ihre Gegner, weil sie den Schatten gleichsam zum Esel selbst machen wollten, aus Spott und Verachtung, die Esel zu nennen. Da nun die Anhänger des Erzpriesters diese Benennung nicht verhindern konnten, so hatten sie, wie es zu gehen pflegt, sich unvermerkt daran gewöhnt, sie, wiewohl bloß anfänglich zum Scherz, zu gebrauchen; nur mit dem Unterschiede, daß sie den Spieß umdrehen, und das Verächtliche mit dem Schatten, und das Ehrenvolle mit dem Esel verknüpften. Wenn es ja eins von beiden sein soll, sagten sie, so wird jeder braver Kerl doch immer lieber ein wirklicher leibhafter Esel mit all seinem Zubehör, als der bloße Schatten von einem Esel sein wollen.

Wie es auch damit zugegangen sein mag, genug, in wenig Tagen war ganz Abdera in diese zwei Parteien getheilt; und wie sie nun einen Namen hatten, nahm auch der Eifer auf beiden Seiten so schnell und heftig zu, daß es gar nicht mehr erlaubt war, neutral zu bleiben. Bist du ein Schatten oder ein Esel, war immer die erste Frage, die die gemeinen Bürger an einander thaten, wenn sie sich auf der Straße oder in der Schenke antrafen; und wenn ein Schatten just das Unglück hatte, an einem solchen Ort der einzige seines Gleichen unter einer Anzahl Eseln zu sein, so blieb ihm, wofern er sich nicht gleich mit der Flucht rettete, nichts übrig, als entweder auf der Stelle zu apostasiren, oder sich mit tüchtigen Stößen zur Thüre hinaus werfen zu lassen.



Die Unordnungen, die hieraus entstehen mußten, kann man sich ohne unser Zuthun vorstellen. Die Verbitterung ging in Kurzem so weit, daß ein Schatten sich lieber vor Hunger zum wirklichen stygischen Schatten abgezehrt, als einem Bäcker von der Gegenpartei für einen Dreier Brod abgekauft hätte.

Auch die Weiber nahmen, wie leicht zu errathen, Partei, und gewiß nicht mit der wenigsten Hitze. Denn das erste Blut, das aus Gelegenheit dieses seltsamen Bürgerkriegs vergossen wurde, kam von den Nägeln zweier Hölzerweiber her, die einander auf öffentlichem Markte in die Physiognomie gerathen waren. Man bemerkte indessen, daß bei weitem der größte Theil der Abderiten sich für den Erzpriester erklärte; und wo in einem Hause der Mann ein Schatten war, da konnte man sich darauf verlassen, die Frau war eine Eselin, und gemeinlich eine so hitzige und unbändige Eselin, als man sich eine denken kann. Unter einer Menge theils heilloser, theils lächerlicher Folgen dieses Parteigeistes, der in die Abderitinnen fuhr, war keine der geringsten, daß mancher Liebeshandel dadurch auf einmal abgebrochen wurde, weil der eigensinnige Seladon lieber seine Ansprüche als seine Partei aufgeben wollte; so wie hingegen auch Mancher, der sich schon Jahre lang vergebens um die Gunst einer Schönen beworben, und ihre Antipathie gegen ihn durch nichts, was nur irgend jemals von einem unglücklichen Liebhaber versucht worden, hatte überwinden können, jetzt auf einmal keines andern Titels bedurfte, um glücklich zu werden, als seine Dame zu überzeugen, daß er — ein Esel sei.

Inzwischen wurde die Präjudicialfrage, ob die von Klägern eingewandte Abberufung an den großen Rath stattfinden oder nicht, vor den Senat gebracht. Wiewohl dies das erstemal war, daß es über die Eselsache bei diesem ehrwürdigen Collegio zur Sprache kam: so zeigte sich doch bald, daß Jedermann schon seine Partei genommen hatte. Der Archon Onolaus war der einzige, der in Verlegenheit zu sein schien, wie er der Sache einen leidlichen Anstrich geben könnte. Denn man bemerkte, daß er viel leiser als gewöhnlich sprach, und am Schluß seines Vortrags in die merkwürdigen und ominösen Worte ausbrach: er besorgte sehr, der Eselschatten, über welchen jetzt mit so vieler Hitze gestritten werde, möchte den Ruhm der Republik auf viele Jahrhunderte verfinstern. Seine Meinung war, man würde am besten thun, die eingelegte Appellation als unstatthaft abzuweisen, den Spruch des Stadtgerichts (bis auf den Punkt der Kosten, die gegen einander aufgehoben werden könnten) zu bestätigen, und beiden Parteien ein ewiges Stillschweigen aufzulegen. Indessen setzte er doch hinzu: „Wosern die Majora davor hielten, daß die Gesetze von Abdera nicht ausreichend wären, einen so geringfügigen Handel auszumachen, so müsse er sich

gefallen lassen, daß der große Rath den Ausspruch darüber thue; jedoch wollte er darauf angetragen haben, vorher im Archiv nachzusehen zu lassen, ob sich nicht etwa schon in ältern Zeiten dergleichen ungewöhnliche Fälle ereignet, und wie man sich dabei benommen habe.

Diese Mäßigung des Archon — die ihm von der unparteiisch richtenden Nachwelt einstimmig als ein Beweis von wahrer Regenteneigenschaft zum Verdienst angerechnet werden wird — wurde damals, da der Parteigeist alle Augen verblendet hatte, als Schwachheit und phlegmatische Gleichgültigkeit ausgelegt. Verschiedene Senatoren von der Partei des Erzpriesters ließen sich weitläufig und mit großem Eifer vernehmen: Man könne nichts geringfügig nennen, was die Rechte und Freiheiten der Abderiten betreffe; wo kein Gesetz sei, finde auch kein gerichtliches Verfahren statt; und das erste Beispiel, wo den Richtern gestattet würde, einen Handel nach einer willkürlichen Billigkeit zu entscheiden, würde das Ende der Freiheit von Abdera sein. Wenn der Streit auch noch was Geringeres betrafte, so komme es nicht auf die Frage an, wie viel oder wenig er werth sei, sondern welche von den Parteien Recht habe: und da kein Gesetz vorhanden sei, welches in vorliegendem Falle entscheide, ob des Esels Schatten stillschweigend in der Miete begriffen sei oder nicht: so könne sich weder das Untergericht noch der Senat selbst ohne die offenbarste Tyrannei anmaßen, dem Abmieter etwas zuzusprechen, woran der Vermietter wenigstens eben so viel Recht habe, oder vielmehr ein ungleich besseres, da aus der Natur ihres Kontrakts keineswegs nothwendig folge, daß die Meinung des letztern gewesen, jenem auch den Schatten seines Esels zu vermieten u. s. w. Einer von diesen Herren ging so weit, daß er in der Hitze heraussuhr: „er sei jederzeit ein eifriger Patriot gewesen, und eh' er zugeben würde, daß einer seiner Mitbürger sich anmaßen sollte, nur den Schatten einer tauben Muf dem andern willkürlich abzusprechen, eh' wollt' er ganz Abdera in Feuer und Flammen sehen.“

Jetzt verlor der Zunftmeister Prieme alle Geduld. „Das Feuer,“ sagte er, „womit man die ganze Stadt mit solcher Verwegenheit bedrohe, sollte mit demjenigen angezündet werden, der sich zu reden unterstehe. Ich bin kein studirter Mann,“ fuhr er fort, „aber, bei allen Göttern, ich lasse mir Mänsedreck nicht für Pfeffer verkaufen! Man muß den Verstand verloren haben, um einem gesunden Menschen weiß machen zu wollen, daß es ein eignes Gesetz brauche, wenn die Frage ist, ob sich einer auf eines Esels Schatten setzen dürfe, wenn er mit baarem Geld das Recht erkaufte hat, auf dem Esel selbst zu sitzen. Ueberhaupt ist es Schande und Spott, daß so viel ernsthaft gescheute Männer sich den Kopf über einen Handel zerbrechen, den jedes Kind auf der Stelle entschieden haben würde.“



Wenn ist denn jemals in der Welt erhört worden, daß Schatten unter die Dinge gehören, die man einander vermietet?"

"Herr Kunstmeister," fiel der Rathsherr Buphranor ein, "ihr schlagt euch selbst auf den Mund, wenn ihr das behauptet. Denn wenn des Esels Schatten nicht vermietet werden konnte, so ist klar, daß er nicht vermietet worden ist; denn *a non posse ad non esse valet consequentia*. Der Zahnarzt kann also, nach eurem eignen Grundsatz, kein Recht an den Schatten haben, und das Urtheil ist an sich null und nichtig."

Der Kunstmeister stunkte; und weil ihm nicht gleich einfiel, was sich auf dieses seine Argument antworten ließe, so fing er desto lauter an zu schreien, und rief Himmel und Erde zu Zeugen an, daß er eher seinen grauen Bart Haar vor Haar ausraufen, als sich noch in seinen alten Tagen zum Esel machen lassen wollte. Die Herren von seiner Partei unterstützten ihn aus allen Kräften: allein sie wurden überstimmt; und alles, was sie endlich mit Beihülfe des Archon und des Rathsherrn, der immer leise auftrat, erhalten konnten, war: daß die Sache einstweilen in statu quo bleiben sollte, bis man im Archiv nachgesehen hätte, ob sich kein Präjudicium fände, wodurch dieser Handel ohne größere Weitläufigkeiten entschieden werden könnte.

### Achtes Kapitel.

Gute Ordnung in der Kanzlei von Abdera. Präjudicialfälle, die nichts ausmachen. Das Volk will das Rathhaus stürmen, und wird von Agathyrus besänftigt. Der Senat beschließt, die Sache dem großen Rath zu überlassen.

Die Kanzlei der Stadt Abdera — weil es doch die Gelegenheit mit sich bringt, ihrer hier mit zwei Worten zu erwähnen — war überhaupt so gut eingerichtet und bedient, als man es von einer so weisen Republik erwarten wird. Indessen hatte sie doch mit vielen andern Kanzleien zwei Fehler gemein, über welche zu Abdera, schon seit Jahrhunderten, fast täglich Klage geführt wurde, ohne daß darum Jemand auf den Einfall gekommen wäre: ob es nicht etwa möglich sein könnte, dem Uebel auf eine oder andere Weise abzuhelfen?

Das eine dieser Gebrechen war: daß die Urkunden und Akten in einigen sehr dumpfen und feuchten Gewölben verwahrt lagen, wo sie aus Mangel der Luft verschimmelten, vermoderten, von Motten gefressen, und nach und nach ganz unbrauchbar wurden; das andre: daß man, alles Suchens ungeachtet, nichts darin finden konnte. So oft dies begegnete, pflegte irgend ein patriotischer Rathsherr, mei-

stens mit Beistimmung des ganzen Senats, die Anmerkung zu machen: „es komme blos daher, weil keine Ordnung in der Kanzlei gehalten werde.“ In der That ließ sich schwerlich eine Hypothese erdenken, vermittelt welcher diese Erscheinung auf eine leichtere und begreiflichere Weise zu erklären gewesen wäre. Daher kam es nun, daß fast allemal, wenn bei Rath beschlossen wurde, daß in der Kanzlei nachgesehen werden sollte, Jedermann schon voraus wußte, und meistens sicher darauf rechnete, daß sich nichts finden würde. Und eben daher kam es auch, daß die gewöhnliche Erklärung, die bei der nächsten Rathssitzung erfolgte: „es habe sich, alles Suchens ungeachtet, nichts in der Kanzlei gefunden,“ mit der kältsinnigsten Gelassenheit, als eine Sache, die man erwartet hatte, und die sich von selbst verstand, aufgenommen wurde.

Dies war nun auch dermalen der Fall gewesen, da die Kanzlei den Auftrag erhalten hatte, in den ältern Akten nachzusehen, ob sich nicht vielleicht ein Präjudicium finde, das der Weisheit des Senats bei Entscheidung des höchstbeschwerlichen Handels über den Eselschatten zur Fadel dienen könnte. Es hatte sich nichts gefunden, ungeachtet verschiedene Herren in der letzten Session ganz positiv versicherten: es müßten unzählige ähnliche Fälle vorhanden sein.

Indessen hatte gleichwohl der Eifer eines Rathsherrn von der Partei der Esel die Akten von zwei alten Rechtshändeln aufgetrieben, die einst vielen Lärm in Abdera gemacht, und mit dem gegenwärtigen eine Aehnlichkeit zu haben schienen.

Der eine betraf einen Streit zwischen den Besitzern zweier Grundstücke in der Stadtflur, über das Eigenthumsrecht an einen zwischen beiden gelegenen kleinen Hügel, der ungefähr fünf oder sechs Schritte im Umfang betrug, und mit Verlauf der Zeit aus etlichen zusammengefloßenen Maulwurfshäusen entstanden sein mochte. Tausend kleine Nebenumstände hatten nach und nach eine so heftige Verbitterung zwischen den beiden im Streite befangenen Familien angestiftet, daß jeder Theil entschlossen war, lieber Haus und Hof, als sein vermeintes Recht an diesen Maulwurfshügel zu verlieren. Die abderitische Justiz wurde dadurch in eine desto größere Verlegenheit gesetzt, da Beweis und Gegenbeweis von einer so ungeheuern Kombination unendlich kleiner, zweifelhafter und unaufklärbarer Umstände abhing, daß nach einem Prozeß von fünf und zwanzig Jahren die Sache nicht nur der Entscheidung nicht um einen Schritt näher gekommen, sondern im Gegentheil gerade fünf und zwanzigmal verworrenere geworden war als Anfangs. Wahrscheinlicher Weise würde sie auch nie zu Ende gebracht worden sein, wenn sich nicht beide Parteien endlich gezwungen gesehen hätten, die Grundstücke, zwischen welchen der strittige Maulwurfshügel lag, ihren Sykophanten für Prozeßkosten und Advokatengebühren *cum omni causa*



et actions abzutreten. Da nun hierunter auch das vermeintliche Recht an den besagten kleinen Hügel begriffen war, so hatten die Sykophanten sich noch selbigen Tages in Güte dahin verglichen, dieses Hügelchen der großen Themis zu heiligen, einen Feigenbaum darauf zu pflanzen, und unter denselben auf gemeinschaftliche Kosten die Bildsäule besagter Göttin aus gutem Föhrenholz, mit Steinfarbe angestrichen, setzen zu lassen. Auch wurde, unter Garantie des abderitischen Senats, festgesetzt, daß die Besitzer beider Grundstücke zu ewigen Zeiten schuldig sein sollten, besagte Bildsäule nebst dem Feigenbaum gemeinschaftlich zu unterhalten. Gestalten dann auch beide, und zwar der Feigenbaum in sehr ansehnlichen, die Bildsäule aber in sehr verfallenen und wurmfressigen Umständen, zum ewigen Gedächtniß dieses merkwürdigen Handels, noch zur Zeit des gegenwärtigen zu sehen waren.

Der andere Prozeß schien mit dem vorliegenden noch eine nähere Verwandtschaft zu haben. Ein Abderit, Namens Pamphus, besaß ein Landgut, dessen vornehmste Annehmlichkeit darin bestand, daß es auf der südwestlichen Seite eine ganz herrliche Aussicht über ein schönes Thal hatte, welches zwischen zwei waldfichten Bergen hinlief, in der Ferne immer schmaler wurde, und sich endlich in das ägeische Meer verlor. Pamphus pflegte oft zu sagen: daß ihm diese Aussicht nicht um hundert attische Talente feil wäre; und er hatte um so mehr Ursache, sie so hoch zu taxiren, da das Gut an sich selbst so unerheblich war, daß ihm Niemand, der bloß auf den Nutzen sah, fünf Talente darum gegeben haben würde. Unglücklicher Weise fand ein ziemlich begüterter abderitischer Bauer, der auf eben dieser südwestlichen Seite sein Nachbar war, sich veranlaßt, eine Scheune bauen zu lassen, die dem guten Pamphus einen so großen Theil seiner Aussicht entzog, daß sein Landgütchen, seiner Rechnung nach, wenigstens um 80 Talente dadurch schlechter wurde. Pamphus wandte alles Mögliche an, den Nachbar in Güte und Ernst von einem so fatalen Bau abzuhalten. Allein der Bauer bestand auf seinem Rechte, seinen erbeigenthümlichen Grund und Boden zu überbauen, wo und wie es ihm beliebte. Es kam also zum Prozeß. Pamphus konnte zwar nicht erweisen, daß die strittige Aussicht ein nothwendiges und wesentliches Pertinenzstück seines Gutes sei; oder, daß ihm Luft und Licht dadurch entzogen werde; oder, daß sein Großvater, der es käuflich an seine Familie gebracht, um besagter Aussicht willen nur eine Drachme mehr bezahlt habe, als das Gut nach damaligem Preise an sich selbst werth war; noch, daß ihm sein Nachbar, der Bauer, mit einiger Servitut verhaftet sei, kraft deren er ein Recht hätte, ihm den Bau niederzulegen. Allein sein Sykophant behauptete, daß die Entscheidungsgründe dieser Sache viel tiefer lägen, und aus der ersten ursprünglichen Quelle alles Eigenthums-

rechts unmittelbar geschöpft werden müßten. „Wäre die Luft nicht ein durchsichtiges Wesen,“ sagte der Sykophant: „so möchte Elysiun und der Olympus selbst dem Landgute meines Prinzipals gegenüber liegen, er würde so wenig jemals davon zu sehen bekommen haben, als ob unmittelbar vor seinen Fenstern eine Mauer stünde, die bis an den Himmel reichte. Die durchsichtige Natur und Eigenschaft der Luft ist also die erste und wahre Grundursache der schönen Aussicht, die das Gut meines Prinzipals beseligt. Nun ist aber die freie durchsichtige Luft, wie Jedermann weiß, eines von den gemeinen Dingen, an welche ursprünglich alle ein gleiches Recht haben; und eben darum ist jede noch von Niemand okkupirte Portion derselben als eine *Res Nullius*, als eine Sache, die noch Niemandem eigenthümlich angehört, anzusehen, und wird folglich ein Eigenthum des ersten, der sie okkupirt. Seit unsürdlichen Zeiten haben die Vorfahren meines Prinzipals an diesem Gute die dormalen in Streit verfangene Aussicht inne gehabt, besessen und genossen, von männlichen ungehindert und unangefochten. Sie haben also die dazu erforderliche Portion der Luft wirklich mit ihren Augen okkupirt, und sie ist durch diese Okkupation sowohl, als durch einen Besitz seit unsürdlichen Zeiten, ein eigenthümlicher Theil des mehrbesagten Gutes geworden, wovon solchem nicht das Geringste entzogen werden kann, ohne die Grundgesetze aller bürgerlichen Ordnung und Sicherheit umzustossen. — Der Senat von Abdera fand diese Gründe ganz bedenklich; es wurde lange für und wider mit großer Subtilität gestritten; und da Pamphus einige Zeit darauf in den Rath gewählt worden war, schien die Sache um so viel verwickelter, und seine Gründe von Zeit zu Zeit immer bedenklicher zu werden. Der Bauer starb endlich, ohne den Ausgang des Handels zu erleben; und seine Erben, welche zulezt merkten, daß arme Bauersleute wie sie, gegen einen so großen Herrn als ein Rathsherr von Abdera war, nichts gewinnen könnten, ließen sich endlich von ihrem Sykophanten zu einem Vergleich bereben: vermöge dessen sie die Prozeßkosten bezahlten, und von dem Bau der strittigen Scheune um so mehr abstanden, da sie — kein Geld mehr dazu hatten, und der Prozeß von ihrem Erbgut so viel weggefressen hatte, daß sie keiner neuen Scheune mehr bedurften, um die wenigen Früchte, die ihnen noch zu bauen übrig blieben, aufzubehalten.

Nun war es zwar ziemlich klar, daß diese beiden Rechtshändel zu Entscheidung des vorliegenden sehr wenig Licht geben konnten: zumal da in keinem von beiden definitive war gesprochen worden, sondern beide durch gütlichen Vergleich ihre Endschafft erreicht hatten: allein der Rathsherr, der sie produzirte, schien auch keinen andern Gebrauch davon machen zu wollen, als dem Senat zu zeigen: daß diese beiden Händel, die sowohl in Rücksicht auf die Wichtigkeit



des Gegenstandes als die Subtilität der Rechtsgründe sehr viele Aehnlichkeit mit dem Eselsprozeß zu haben schienen, so viele Jahre lang vor dem abderitischen kleinen Rath geführt und verhandelt worden, ohne daß sich Jemand habe begeben lassen, an den großen Rath zu provociren, oder nur zu zweifeln, ob der kleine auch wohl Zug und Macht habe, in Sachen dieser Art zu erkennen.

Die sämtlichen Esel unterstützten diese Meinung ihres Parteiverwandten mit desto größerem Eifer, da sie die Majora in Händen hatten, wosfern die Sache vor Rath abgethan worden wäre; allein eben darum beharrten die Schatten desto hartnäckiger bei ihrem Widerspruch.

Der ganze Morgen wurde mit Streiten und Schreien zugebracht; und die Herren wurden endlich (wie ihnen öfters zu be gegnen pflegte) um Mittagseßenszeit unverrichteter Dinge auseinander gegangen sein, wenn eine große Anzahl gemeiner Bürger von der Schattenpartei, die sich auf Veranstaltung des Zunftmeisters Prieme vor dem Rathhause versammelt hatte, und durch eine Menge herbei gelaufenen Böbels von der niedrigsten Gattung verstärkt worden war, der Sache nicht endlich den Ausschlag gegeben hätte. Die Partei des Erzpriesters legte in der Folge dem Zunftmeister zur Last, daß er geflüstert an's Fenster getreten sei, und das Volk durch gegebene Zeichen zum Aufruhr angereizt habe. Allein die Gegenpartei leugnete diese Beschuldigung schlechterdings, und behauptete: das unziemliche Geschrei, das einige Esel auf einmal erhoben hätten, habe die unten versammelten Bürger auf die Gedanken gebracht, als ob den Herren von ihrem Anhang Gewalt geschehe, und dieser Irrthum habe den ganzen Lärm veranlaßt.

Wie dem auch sein mochte, auf einmal schallte ein brüllendes Geschrei zu den Fenstern des Rathhauses hinauf: Freiheit, Freiheit! Es lebe der Zunftmeister Prieme! Weg mit den Eseln! Weg mit den Jazoniden! u. s. w.

Der Archon kam an's Fenster, und gebot den Aufrührern Ruhe. Aber ihr Geschrei nahm überhand; und einige der Frechsten drohten, das Rathhaus auf der Stelle anzuzünden, wenn die Herren nicht unverzüglich aus einander gehen, und die Sache dem großen Rath und dem Volk anheimstellen würden. Elliche lose Buben und Heringsweiber drangen wirklich mit Gewalt in die benachbarten Häuser, rissen Brände von den Feuerherden, und kamen damit zurück, um den gnädigen Herren zu zeigen, daß es mit ihrer Drohung im Ernste gemeint sei.

Indessen hatte der Auflauf, der hierdurch verursacht wurde, eine Anzahl von Eseln herbeigerufen, die den Herren von ihrer Partei mit Knütteln, Feuerzangen, Fleischmessern, Mistgabeln und dem ersten dem besten, was ihnen in die Hände gefallen war, zu

Hülfe kommen wollten; und wiewohl sie von den Schatten bei weitem übermehrt waren: so trieb sie doch ihre Herzhaftigkeit und die Verachtung, womit sie die ganze Partei der Schatten ansahen, die wörtlichen Beleidigungen mit so nachdrücklichen Hieben und Stößen zu erwidern, daß es blutige Köpfe absetzte, und das Handgemeng in wenig Augenblicken allgemein wurde.

Bei so gestalten Sachen war nun freilich in der Rathsstube nichts anders zu thun, als einhellig zu beschließen: daß man, lediglich aus Liebe zum Frieden und um des gemeinen Bestens willen, für diesesmal und extra praejudicium sich gleichwohl gefallen lassen wolle, daß der Handel wegen des Eselschattens vor den großen Rath gebracht, und der Entscheidung desselben überlassen werden könnte.

Inzwischen war den guten Rathsherrn so enge in ihrer Haut, daß sie, so bald man sich (wiewohl auf eine sehr tumultuarische Weise) zu diesem Schlusse vereinigt hatte, den Zunftmeister Prieme mit aufgehobenen Händen baten, sich herunter zu begeben, und das aufgebrauchte Volk zu beruhigen. Der Zunftmeister, dem es mächtig wohl that, die stolzen Patrizier so tief unter die Gewalt des Knieriemens gedemüthigt zu sehen, zögerte zwar nicht, ihnen diese Probe seines guten Willens und seines Ansehens bei dem Volke zu geben; aber der Tumult war schon so groß, daß seine Stimme, wiewohl eine der besten Vierstimmen von ganz Abdera, eben so wenig gehört wurde, als das Geschrei eines Schiffjüngens im Mastkorb unter dem donnernden Geheul des Sturmes und dem Brausen der zusammenprallenden Wellen. Er würde sogar in der ersten Wuth, in welche der Böbel (der ihn nicht sogleich erkannte) bei seinem Anblick aufbrannte, seines eignen Lebens nicht sicher gewesen sein, wenn nicht glücklicher Weise der Erzpriester Agathyrus — der diesen zufälligen Tumult für den geschicktesten Augenblick hielt, der Gegenpartei in die Flanke zu fallen — mit seinem vergoldeten Hammelsfell an einer Stange vor sich her, und mit seiner ganzen Priesterchaft hinterdrein, in eben diesem Momente herbeigekommen wäre, dem Aufruhr Einhalt zu thun; indem er dem Böbel die Versicherung gab, daß ihnen genug gethan werden sollte, und daß er selbst der erste sei, der darauf antrage, daß die Sache vor dem großen Rath abgethan werden müsse.

Diese öffentliche Versicherung des Erzpriesters, und seine Herablassung und Keufseligkeit, zugleich mit der Ehrfurcht, die das abderitische Volk für das vergoldete Hammelsfell zu tragen gewohnt war, that eine so gute Wirkung, daß in wenig Augenblicken alles wieder ruhig war, und der ganze Markt von einem lauten: Lebe der Erzpriester Agathyrus! erschallte. Die Verwundeten schlichen



sich ganz geruhsig nach Hause, um sich ihre Köpfe verbinden zu lassen. Der übrige Troß strömte hinter dem zurückkehrenden Erzpriester her. Der Kunstmeister aber hatte den Verdruß zu sehen, daß ein großer Theil seiner sonst so treuergebenen Schatten, von der Anstellung des übrigen Hauses hingerissen, den Triumph eines Gegners vergrößern half, und in diesem Augenblick des Täumels leicht dahin hätte gebracht werden können, allen den wilden Muthwillen, den sie kurz zuvor an ihren vermeintlichen Feinden, den Eseln, auszuüben bereit waren, nun an ihren eignen Freunden, den Schatten, auszulassen.

### Neuntes Kapitel.

Politik beider Parteien. Der Erzpriester verfolgt seinen erhaltenen Vortheil. Die Schatten ziehen sich zurück. Der entscheidende Tag wird festgesetzt.

Dieser unvermuthete Vortheil, den der Erzpriester über die Schatten gewann, kränkte diese um so viel empfindlicher, da er ihnen nicht nur die Freude und Ehre des Sieges, den sie im Senat erhalten hatten, verflummerte, sondern ihre Partei selbst merklich schwächte und ihnen überhaupt zu erkennen gab, wie wenig sie sich auf die Unterstützung eines leichtsinnigen Pöbels verlassen dürften, der von jedem Wind auf eine andere Seite geworfen wird, und selten recht weiß was er selbst will, geschweige was diejenigen mit ihm machen wollen, von denen er sich treiben läßt.

Agathyrus, der nun das erklärte Haupt der Esel war, hatte durch seine Emissarien erfahren, daß die Gegenpartei durch nichts mehr bei der gemeinen Bürgerschaft gewonnen habe, als durch den Widerstand, den die Beschützer des Eseltreibers anfänglich thaten, da die Sache vor den großen Rath gespielt werden sollte.

Da dieser Rath aus vierhundert Männern bestand, welche als die Repräsentanten der gesammten Bürgerschaft von Abdera angeordnet wurden, und wovon beinahe die Hälfte wirklich bloße Krämer und Handwerksleute waren: so glaubte sich jeder gemeine Mann durch die vermeinte Absicht, die Vorrechte desselben einzuschränken zu wollen, persönlich beleidigt; und die Vorspielung des Kunstmeisters Prieme, daß es auf einen gänzlichen Umsturz ihrer demokratischen Verfassung abgezielt sei, fand desto leichter Eingang.

In der That war es auch um das, was in der abderitischen Staatseinrichtung demokratisch schien, bloßes Schattenwerk und politisches Gaukelspiel. Denn der kleine Rath, dessen zwei Drittel aus alten Geschlechtern bestanden, machte im Grunde alles, was er

wollte; und die Fälle, wo die Vierhundert zusammenberufen werden mußten, waren in dem abderitischen Grundgesetz auf solche Schrauben gesetzt, daß es beinahe gänzlich von dem Urtheil des kleinen Rathes abhing, wenn und wie oft sie die Vierhundertmänner zusammenberufen wollten, um zu dem, was jener schon beschlossen hatte, ihre Bestimmung zu geben. Aber eben darum, weil dieses Vorrecht der abderitischen Gemeinen nicht sehr viel zu bedeuten hatte, waren sie desto eiferfüchtiger darauf; und um so nöthiger war es, dem Volk das Gängelband zu verbergen, an welchem man es führte, indem es allein zu gehen glaubte.

Es war also ein wahrer Meisterstreich von dem Erzpriester, daß er sich nun auf einmal und in einem Augenblick, wo die Wirkung davon plötzlich und entscheidend sein mußte, dem Volk in einer Sache zu Willen erklärte, auf die es einen so hohen Werth legte. Und da er, anstatt etwas dabei zu wagen, vielmehr dadurch einen starken Riß in den Plan der Gegenpartei machte: so hatte diese letztere alle Ursache, nun auf neue Mittel und Wege zu denken, wie sie den Erzpriester und seinen Anhang wieder aus dem Vortheil heben und den günstigen Eindruck auslöschen möchte, den er auf das gemeine Volk gemacht hatte.

Die Häupter der Schatten kamen noch an selbigem Abend in dem Hause der Dame Salabanda zusammen und beschloffen: daß man, anstatt die Ernennung eines neuen Tages zur Zusammenberufung der Vierhundert bei dem Archon zu betreiben, sich vielmehr (falls es nöthig sein sollte) verwenden wolle, solche zu verzögern, um dem Volke Zeit zu geben, sich wieder abzukühlen. Inzwischen wollte man die Bürgerschaft unter der Hand und mit aller Gelassenheit zu überzeugen suchen: wie thöricht sie wären, sich von dem Erzpriester und seinen Miteseeln als etwas Verdienstliches anrechnen zu lassen, was doch nichts weniger als guter Wille, sondern bloße gezwungene Folge ihrer Schwäche sei. Wenn die Esel es in ihrer Gewalt gehabt hätten, die Sache dem großen Rath aus den Händen zu reißen, so würden sie es gethan und sich wenig darum bekümmert haben, ob es dem Volke lieb oder leid sei. Dieser plötzliche Absprung von ihrem vorigen stadtkundigen Betragen sei ein allzu grober Kunstgriff, die Volkspartei zu trennen, als daß man sich dadurch betrügen lassen könne. Vielmehr habe man um desto mehr Ursache, auf seiner Hut zu sein, da es augenscheinlich darauf abgesehen sei, das Volk durch süße Worte einzuschläfern und unvermerkt dahin zu bringen, daß es unwissender Weise ein Werkzeug seiner eigenen Unterdrückung werde.

Der Oberpriester Strobilus, der bei dieser Berathschlagung zugegen war, billigte zwar alles, was man thun konnte, um das Ansehen seines Nebenbuhlers bei der Bürgerschaft zu vermindern



und seine Absichten verdächtig zu machen. „Allein ich zweifle sehr,“ setzte er hinzu, „daß wir die gehofften Früchte davon erleben werden. Ich bereite ihm aber eine andere und schärfere Lauge zu, die desto besser wirken wird, wenn sie ihm ganz unversehens über den Kopf kommt. Es ist noch nicht Zeit, mich deutlicher zu erklären. Laßt mich nur machen! Mag er sich doch eine Weile mit der Hoffnung schmeicheln, den Priester Strobilus im Triumph hinter sich herzuschleppen! Die Freude soll ihm übel versalzen werden, darauf verlaßt euch. Inzwischen wenn wir, wie ich hoffe, ehrlich an einander sind, und wenn es uns Ernst ist, den Sieg über unsere Feinde zu erhalten, so müssen wir reinen Mund über das halten, was ich euch von meinem geheimen Anschlag habe merken lassen und seiner Zeit davon entdecken werde. Agathyrus muß sicher gemacht werden. Er muß glauben, daß wir nur noch mit einem Flügel schlagen und daß alle unsere Hoffnung auf unserem Vertrauen, das Uebergewicht im großen Rathe zu machen, beruht.“ — Jedermann fand, daß der Oberpriester die Sache sehr richtig gefaßt habe, und die Gesellschaft trennte sich, sehr neugierig, was das wohl für ein Anschlag sein könne, den er gegen den Erzpriester in Betto behalte, aber auch sehr überzeugt, daß, wenn es auf den Sturz des Letzteren abgesehen sei, die Sache in keine bessere, als in des Priesters Strobilus Hände gestellt werden könne.

Agathyrus ermangelte inzwischen nicht, aus dem kleinen Siege, den er durch eine ihm eigene Gegenwart des Geistes zu so gelegener Zeit über seine Gegner erhalten hatte, allen möglichen Vortheil zu ziehen. Er hatte unter den Häufen gemeinen Volks, der ihn bis in den Vorhof des erzpriesterlichen Palastes begleitete, Brod und Wein austheilen lassen, bevor er sie mit einer ernstlichen Ermahnung, ruhig zu sein, wieder nach Hause gehen ließ; wo sie nun vom Lobe seiner Person, seiner Leutseligkeit und Freigebigkeit gegen ihre Nachbarn und Bekannten überflossen. Aber, wiewohl er den Geist der Republik zu gut kannte, um die Gunst des Pöbels für nichts zu achten, so wußte er doch wohl, daß er damit noch nicht viel gewonnen hatte. Das Nothwendigste war, sich der Zuneigung des größten Theils der Vierhundert gänzlich zu versichern, theils weil jetzt auf diese alles ankam, theils weil man, wenn sie einmal gewonnen waren, mehr Staat auf sie machen konnte, als auf das übrige Volk. Er hatte zwar bereits einen ansehnlichen Anhang unter ihnen; aber außer einer Anzahl erklärter und eifriger Schatten, mit denen er sich nicht einlassen mochte, befanden sich noch sehr viele — und sie bestanden meistens aus den Vermöglichsten und Angeesehensten von der Bürgerschaft — die sich entweder noch gar nicht erklärt hatten, oder nur darum gegen die Partei der Schatten hinneigten, weil ihnen die Häupter der Gegenpartei als herrschsüchtige, gewalt-

thätige Leute beschrieben worden waren, die diese ganze lächerliche Onostiamachie bloß darum angezettelt hätten, um die Stadt in Verwirrung zu setzen, und die Unruhen, wovon sie selbst die Urheber wären, zum Vorwand und zu Werkzeugen ihrer ehrgeizigen Absichten zu gebrauchen.

Diese Leute auf seine Seite zu bringen, schien ihm nun eben so leicht, als es für den Triumph seiner Partei entscheidend war. Er ließ sie alle noch an selbigem Abend zu Gasten bitten. Die meisten erschienen; und der Erzpriester, der eine besondere Gabe hatte, seiner Politik einen Firniß von Offenheit und aufrichtigem Wesen anzustreichen, machte ihnen kein Geheimniß daraus, daß er sie zu sich gebeten habe, um mit Hülfe so braver und verständiger Männer die Vorurtheile zu zerstreuen, die, wie er hörte, der Bürgerschaft wider ihn beigebracht worden. „Daß man,“ sagte er, „in dem Handel zwischen einem Gelftreiber und einem Zahnarzt, und in einem Handel, wo es bloß um den Schatten eines Gels zu thun sei, einen Mann seines Standes zum Haupt einer Partei machen wolle, komme ihm allzu lächerlich vor, als daß er sich jemals einfallen lassen werde, eine so alberne Beschuldigung von sich abzulehnen. Indessen sei der arme Anthrax ein Schutzverwandter des Jafontempels, und er habe ihm also nicht versagen können, sich seiner, so weit als es die Gerechtigkeit erfordere, anzunehmen. Ohne die bekannte auffahrende Hitze des Kunstmeisters Psrieme, der sich etwas unzeitig zum Sachwalter des Zahnarztes aufgeworfen — nicht weil dieser Recht habe, sondern bloß weil er bei den Schustern künftig sei, würde eine so unbedeutende Sache unmöglich zu solcher Weitläufigkeit gekommen sein. Sei aber einmal ein Feuer angezündet, so fänden sich immer Leute, denen damit gedient sei, es anzublasen und zu nähren. Er seines Orts habe sich immer zum Geiz gemacht, sich in nichts zu mischen, das ihn nichts angehe. Daß er sich aber dazu verwendet habe, den gefährlichen Tumult, der diesen Morgen von den Anhängern des Kunstmeisters vor dem Rathhause erregt worden, durch seine Dazwischenkunft und gütliche Zureden zu stillen, werde ihm hoffentlich von keinem Billigdenkenden als eine ungeziemende Annahme, sondern vielmehr als die That eines guten Bürgers und Patrioten ausgelegt werden; zumal, da es dem Charakter eines Priesters immer anständiger sei, Friede zu machen und Unordnungen zu verhüten, als Del in's Feuer zu gießen, wie von manchen bekannt sei, die er nicht zu nennen nöthig habe. Im Uebrigen leugne er nicht, daß er — da die Sache mit dem Gelfschatten nun einmal in erster Instanz verdorben worden und zu einem Handel erwachsen sei, an welchem ganz Abdera Antheil zu nehmen sich gleichsam genöthigt sehe — immer gewünscht habe, daß die Sache je baldiger je lieber vor den großen Rath gebracht würde,



nicht sowohl, damit der arme Anthrax die gebührende Genugthuung erhalte (wiewohl nicht zu zweifeln sei, daß ihm solche bei dieser hohen Gerichtsstelle keineswegs werde versagt werden), als damit der zügellose Muthwille der Sytophanten endlich einmal durch irgend ein angemessenes Gesetz eingeschränkt und dergleichen Händeln, die der Stadt Abdera zu schlechter Ehre gereichten, für's künftige nach Möglichkeit vorgebaut werden möchte."

Agathyrus brachte alles dies mit so vieler Gelassenheit und Mäßigung vor, daß seine Gäste sich nicht genug über die Ungerechtigkeit derjenigen verwundern konnten, welche einen so gut denkenden Herrn zum vornehmsten Anstifter dieser Unruhen hätten machen wollen. Sie hielten sich nun alle von dem Gegentheil vollkommen überzeugt, und es gelang ihm in wenigen Stunden, diese wackern Leute, ohne daß sie es selbst merkten, und indem sie noch immer ganz unparteiisch zu sein glaubten, zu so guten Eseln zu machen, als es vielleicht in Abdera gab; zumal, nachdem die vortrefflichen Weine, womit er sie bei der Abendmahlzeit beträufte, jeden Schatten des Mißtrauens vollends ausgelöscht und jede Seele zur Empfänglichkeit aller Eindrücke, die er ihnen geben wollte, geöffnet hatten.

Man kann sich leicht vorstellen, daß dieser Schritt des Agathyrus die Gegenpartei nicht wenig beunruhigen mußte. Da die Revolution, welche unter demjenigen Theil der Bürgerschaft, der bisher gleichgültig geblieben war, dadurch bewirkt worden, bald darauf sehr merklich zu werden anfang, und alle Batterien, die man mit verdoppeltem Eifer dagegen spielen ließ, nicht nur ohne Wirkung blieben, sondern gerade die gegentheilige Wirkung thaten, und die Uebelsinnigkeit der Schatten durch die Vergleichung mit der Mäßigung und den patriotischen Gesinnungen des Prälaten nur desto auffallender machten: so würden die besagten Schatten äußerst verlegen gewesen sein, was sie anfangen wollten, um ihrer beinahe ganz gesunkenen Partei wieder einen Schwung zu geben, wenn der Priester Strobilus sie nicht bei Muth erhalten und versichert hätte, daß er, sobald der Gerichtstag festgesetzt sein würde, dem kleinen Jason (wie er ihn zu nennen pflegte) ein Gewitter über den Hals schiden wolle, dessen er sich mit aller seiner Schlaueit gewiß nicht versehen und wodurch die Sache sogleich ein ganz anderes Aussehen gewinnen werde.

Die Schatten schienen sich nun so ruhig zu halten, daß Agathyrus und sein Anhang diese anscheinende Niedergeschlagenheit ihrer Geister sehr wahrscheinlich der wenigen Hoffnung zuschreiben konnten, welche ihnen nach dem über sie erhaltenen zweifachen Vortheil übrig blieb. Sie verdoppelten daher ihre Bemühungen bei dem Archon Dnolaus (dessen Sohn ein vertrauter Freund des Erz-

priesters und einer der hitzigsten Esel war), einen nahen Tag zur Versammlung des großen Raths anzuberaumen; und sie erhielten endlich durch ihr ungestümes Anhalten, daß diese Feierlichkeit auf den sechsten Tag nach der letzten Rathssitzung festgestellt wurde.

Diesenigen, welche die Weisheit eines Plans oder einer genommenen Maßregel nach dem Erfolg zu beurtheilen pflegen, werden vielleicht die Sicherheit des Erzpriesters bei der plötzlichen Unthätigkeit seiner Gegenpartei eines Mangels an Klugheit und Vorsicht beschuldigen, von welchem wir ihn allerdings nicht gänzlich freisprechen können. Wir leugnen es nicht, es würde behutsamer von ihm gewesen sein, diese Unthätigkeit vielmehr irgend einem wichtigen Streich, über welchem sie in der Stille brüteten, als einem zu Boden gesunkenen Muth zuzuschreiben. Allein es war einer von den Fehlern dieses Jasoniden, daß er aus allzu lebhaftem Gefühl seiner eigenen Stärke seine Gegner immer mehr verachtete, als die Klugheit erlaubte. Er handelte fast immer wie einer, der es nicht die Mühe werth hält zu berechnen, was ihm seine Feinde schaden können, weil er sich überhaupt bewußt ist, daß es ihm nie an Mitteln fehlen werde, das Aergste, was sie ihm thun können, von sich abzutreiben. Indessen ist doch in gegenwärtigem Falle zu vermuthen, daß tausend andere an seinem Plaz und bei so günstigen Anzeigen, eben so gedacht und, wie er, geglaubt hätten, sehr wohl daran zu thun, wenn sie sich den guten Willen ihrer neuen Freunde zu Nutze machten, bevor er wieder erkaltete, und ihren Feinden keine Zeit ließen, wieder zu sich selbst zu kommen.

Daß der Erfolg seiner Erwartung nicht gemäß war, kam von einem Streich des Priesters Strobilus her, den er mit aller seiner Klugheit nicht voraussehen konnte; und der, so sehr er auch in dem Charakter dieses Mannes gegründet sein mochte, doch so beschaffen war, daß man nur durch die unmittelbare Erfahrung dahin gebracht werden konnte, ihn dessen für fähig zu halten.

## Zehntes Kapitel.

Was für eine Mine der Priester Strobilus gegen seinen Kollegen springen läßt. Zusammenberufung der Zehnänner. Der Erzpriester wird vorgeladen, findet aber Mittel, sich sehr zu seinem Vortheil aus der Sache zu ziehen.

Tages vorher, ehe der Prozeß über den Eselschatten, der seit einigen Wochen die unglückliche Stadt Abdera in so weit ansehende Unruhen gestürzt hatte, vor dem großen Rath entschieden werden sollte, kam der Oberpriester Strobilus mit zwei anderen Priestern



der Latona und verschiedenen Personen aus dem Volke, in großer Gemüthsbevegung und Eilfertigkeit früh Morgens zu dem Archon Diolaus, um Seiner Gnaden ein Wunderzeichen zu berichten, welches (wie man die höchste Ursache habe zu fürchten) die Republik mit irgend einem großen Unglück bedrohe.

Es hätten nämlich schon in der ersten und zweiten Nacht vor dieser lektern einige zum Latonentempel gehörige Personen zu hören geglaubt, daß die Frösche des geheiligten Teiches, anstatt des gewöhnlichen Breckedel Roar Roar, welches sie sonst mit allen andern natürlichen Fröschen, und selbst mit denen in den stygischen Sümpfen (wie aus dem Aristophanes zu ersehen) gemein hätten, ganz ungewöhnliche und klägliche Töne von sich gegeben, wiewohl besagte Leute sich nicht getraut, so nahe hinzugehen, um solche genau untersuchen zu können. Auf die Anzeige, die ihm, dem Oberpriester, gestern Abends hievon gemacht worden, habe er die Sache wichtig genug gefunden, um mit seiner untergebenen Priesterschaft die ganze Nacht bei dem geheiligten Teiche zuzubringen. Bis gegen Mitternacht habe die tiefste Stille auf demselben geruht; allein um besagte Zeit habe sich plötzlich ein dumpfes, unglückseligendes Getöse aus dem Teiche erhoben; und da sie näher hinzutreten, hätten sie insgesamt die Töne: Weh! Weh! Pheu! Elelelele! ganz deutlich unterscheiden können. Dieses Wehklagen habe eine ganze Stunde lang gedauert, und sei, außer den Priestern, noch von allen denen gehört worden, die er als Zeugen eines so unerhörten und höchst bedenklichen Wunders mit sich gebracht habe. Da nun gar nicht zu bezweifeln sei, daß die Göttin ihr bisher geliebtes Abdera durch dieses drohende und wundervolle Anzeichen vor irgend einem bevorstehenden großen Unglück habe warnen, oder vielleicht zur Untersuchung und Bestrafung irgend eines noch unentdeckten Frevels aufordern wollen, der den Zorn der Götter auf die ganze Stadt ziehen könnte: so wolle er, kraft seines Amtes und im Namen der Latona, Seine Gnaden hiemit ersucht haben, das Kollegium der Zehnänner unverzüglich zusammen berufen zu lassen, damit die Sache ihrer Wichtigkeit gemäß erwogen und die weiteren Vorkehrungen, die ein solcher Vorfall erfordere, getroffen werden könnten.

Der Archon, der in dem Ruf war, sich in Absicht der geheiligten Frösche ziemlich stark auf die freien Meinungen des Demotritus zu neigen, schüttelte bei diesem Vortrag den Kopf und stand eine Weile, ohne den Priestern eine Antwort zu geben. Allein der Ernst, womit diese Herren die Sache vorbrachten, und der seltsame Eindruck, den solche bereits auf die gegenwärtigen Personen aus dem Volke gemacht zu haben schien, ließen ihn leicht voraussehen, daß in wenigen Stunden die ganze Stadt von diesem vorgeblichen Wunder voll sein und in schreckenvolle Ahnungen gejezt werden würde, bei welchen

ihm nicht erlaubt sein würde, gleichgültig zu bleiben. Es war ihm also nichts übrig, als sogleich in Gegenwart der Priester den Befehl zu geben, daß die Zehnänner sich wegen eines außerordentlichen Vorfalles binnen einer Stunde in dem Tempel der Latona versammeln sollten.

Inzwischen hatte, durch Veranstaltung des Oberpriesters, das Gerücht von einem furchtbaren Wunderzeichen, welches seit drei Nächten in dem Haine der Latona gehört werde, sich bereits durch ganz Abdera verbreitet. Die Freunde des Erzpriesters Agathyrus, die nicht so einfältig waren, sich durch solches Gaukelwerk täuschen zu lassen, wurden dadurch erbittert, weil sie nicht zweifelten, daß irgend ein böser Anschlag gegen ihre Partei darunter verborgen liege. Verschiedene junge Herren und Damen von der ersten Klasse affektirten über das vorgegebene Wunder zu spotten, und machten Parteen, in der nächsten Nacht der neu-modischen Trauermusik im Froschteich der Latona beizuwohnen. Aber auf das gemeine Volk und auf einen großen Theil der Vornehmern, die in Sachen dieser Art allenthalben gemeines Volk zu sein pflegen, machte die Erfindung des Oberpriesters ihre vollständige Wirkung. Das Pheu, Pheu, Eleleleleu der Latonenfrösche unterbrach auf einmal alle bürgerliche und häusliche Beschäftigungen. Alte und Junge, Weiber und Kinder liefen auf den Gassen zusammen und forschten mit erschrockenen Gesichtern nach den Umständen des Wunders. Und da beinahe ein jedes die Sache aus dem eigenen Munde der ersten Zeugen gehört haben wollte, und der Eindruck, den man dergleichen Erzählungen auf die Zuhörer machen sieht, eine natürliche Anreizung für den Erzähler zu sein pflegt, immer etwas, das die Sache interessanter macht, hinzuzuthun: so wurde das Wunder in weniger als einer Stunde in den verschiedenen Gegenden der Stadt mit so furchtbaren Umständen geschildert, daß den Leuten beim bloßen Hören die Haare zu Berge standen. Einige versicherten, die Frösche, als sie den fatalen Gesang angestimmt, hätten Menschenköpfe aus dem Teiche emporgerückt; andere, daß sie ganz feurige Augen von der Größe einer Wallnuß gehabt hätten; noch andere, daß man zu eben der Zeit allerlei fürchterliche Gespenster, ungeheure heulende Töne von sich gebend, im Hain umherfahren gesehen; wieder andere, daß es bei hellem Himmel ganz erschrecklich über den Teich geblitzt und gedonnert habe; und endlich behaupteten einige Ohrenzeugen, daß sie ganz deutlich die Worte: Weh dir Abdera! zu wiederholtenmalen hätten unterscheiden können. Kurz, das Wunder wurde, wie gewöhnlich, immer größer, je weiter es sich fortwälzte, und fand desto mehr Glauben, je ungereimter, widersprechender und unglaublicher die Berichte waren, die davon gegeben wurden. Und da man bald die Zehnänner zu einer ungewöhnlichen Zeit in großer Hast



und mit bedeutungsvollen Gesichtern dem Tempel der Latona zu eilen sah: so zweifelte nun Niemand mehr, daß Begebenheiten von der größten Wichtigkeit in dem Becher des abderitischen Schicksals gemischt würden, und die ganze Stadt schwebte in zitternder Erwartung der Dinge, die da kommen sollten.

Das Kollegium der Zehnänner war aus dem Archon, den vier ältesten Rathsherren, den zwei ältesten Zunftmeistern, dem Oberpriester der Latona und zwei Vorstehern des geheiligten Teiches zusammengesetzt, und stellte das ehrwürdigste unter allen abderitischen Tribunalen vor. Alle Sachen, bei denen die Religion von Abdera unmittelbar betroffen war, standen unter seiner Gerichtsbarkeit, und sein Ansehen war beinahe unumschränkt.

Es ist eine alte Bemerkung, daß verständige Leute durch's Alter gewöhnlich weiser, und Narren mit den Jahren immer albernere werden. Ein abderitischer Nestor hatte daher selten viel dadurch gewonnen, daß er zwei oder drei neue Generationen gesehen hatte; und so konnte man ohne Gefahr voraussetzen, daß die Zehnänner von Abdera, im Durchschnitt genommen, den Ausschluß der blödesten Köpfe in der ganzen Republik ausmachten. Die guten Leute waren so bereitwillig, die Erzählung des Oberpriesters für eine Thatsache, die gar keinem Einwurf ausgesetzt sein könne, anzunehmen, daß sie die Abhörnung der Zeugen für eine bloße Formalität anzusehen schienen, womit man so schnell als möglich fertig zu werden suchen mußte. Da nun Strobilus die Herren von der Wichtigkeit des Wunders schon zum voraus so wohl überzeugt fand, so glaubte er um so weniger zu wagen, wenn er ohne Zeitverlust zu demjenigen fortschritte, weswegen er sich die Mühe genommen, die ganze Fabel zu erfinden.

„Von dem ersten Augenblicke an,“ sagte er, „da meine eigenen Ohren Zeugen dieses Wunderzeichens gewesen sind, welches, wie ich wohl sagen kann, in den Jahrbüchern von Abdera niemals seines gleichen gehabt hat, stieg der Gedanke in mir auf, daß es eine Warnung der Göttin sein könnte vor den Folgen ihrer Rache, die wegen irgend eines geheimen unbestraften Verbrechens über unsern Häuptern schweben möchte; und dieses setzte mich in die Nothwendigkeit, des Archons Gnaden zu gegenwärtiger Versammlung des sehr ehrwürdigen Zehnännergerichts zu veranlassen. Was damals bloß Vermuthung war, hat sich seit einer einzigen Stunde zur Gewißheit aufgeklärt. Der Frevler ist bereits entdeckt und das Verbrechen durch Augenzeugen erweislich, gegen deren Wahrhaftigkeit um so weniger einiger Zweifel vorwaltet, da der Thäter ein Mann von zu großem Ansehen ist, als daß etwas geringeres als die Furcht der Götter Leute von gemeinem Stande dahin bringen könnte, als Zeugen wider ihn aufzutreten. Sollten Sie es jemals für möglich ge-

halten haben, Hochgeachtete Herren, daß Jemand mitten unter uns verwegen genug sein könne, unseren uralten, von den ersten Stiftern unserer Stadt auf uns angeerbten und durch so viele Jahrhunderte unbesiegt erhaltenen Gottesdienst und dessen Gebräuche und heilige Dinge zu verachten, und, ohne Ehrerbietung weder für die Gesetze noch den gemeinen Glauben und die Sitten unserer Stadt, muthwilliger Weise zu mißhandeln, was uns allen heilig und ehrwürdig ist? Mit einem Wort, können Sie glauben, daß ein Mann mitten in Abdera lebt, der, dem Buchstaben des Gesetzes zu Trotz, Störche in seinem Garten unterhält, die sich täglich mit Fröschen aus dem Teiche der Latona und andern geheiligten Teichen füttern?“

Erstaunen und Entsetzen drückte sich bei diesen Worten auf jedem Gesichte aus. Wenigstens mußte der Archon, um nicht der einzige zu sein, der die Ausnahme machte, sich eben so bestürzt anstellen, als es seine übrigen Kollegen wirklich waren. „Ist's möglich,“ schrieen drei oder vier von den Ältesten zugleich, „und wer kann der Bösewicht sein, der sich eines solchen Verbrechens schuldig gemacht hat?“

„Verzeihen Sie mir,“ erwiderte Strobilus, „wenn ich Sie bitte, diesen harten Ausdruck zu mildern. Ich meines Orts will lieber glauben, daß nicht Gottlosigkeit, sondern bloßer Leichtsin, und was man heut zu Tage, zumal seit Demokritus sein Unkraut unter uns ausgestreut hat, Philosophie zu nennen pflegt, die Quelle dieser anscheinenden Verachtung unserer heiligen Gebräuche und Ordnungen sei. Ich will und muß dies um so mehr glauben, da der Mann, der des besagten Frevels durch das einhellige Zeugniß von mehr als sieben glaubwürdigen Personen überwiesen werden kann, selbst ein Mann von geheiligtem Stande, selbst ein Priester, mit einem Wort, da es der Jazonide Agathyrus ist.“

„Agathyrus?“ riefen die erstaunten Zehnänner aus einem Munde. Drei oder vier von ihnen erblickten und schienen verlegen zu sein, einen Mann von solcher Bedeutung, und mit dessen Hause sie immer in gutem Vernehmen gestanden, in einen so schlimmen Handel verwickelt zu sehen.

Strobilus ließ ihnen keine Zeit, sich zu erholen. Er befahl, die Zeugen hereinzurufen. Sie wurden einer nach dem andern abgehört, und es ergab sich, daß Agathyrus allerdings seit einiger Zeit zwei Störche in seinen Gärten unterhielt, daß man sie öfters über dem geheiligten Teiche schweben, und wirklich einen seiner quakenden Bewohner, der sich eben am Ufer sonnen wollte, die Beute derselben werden gesehen habe.

Wiewohl nun hierdurch die Wahrheit der Beschuldigung außer allen Zweifel gesetzt schien, so glaubte der Archon Enolaus dennoch, daß es der Klugheit gemäß sein würde, zu Verhütung unangenehmer Folgen, mit einem Manne, wie der Erzpriester Jazon, sauber-



sich zu verfahren. Er trug also darauf an, daß man sich begnügen sollte, ihm von Seiten der Zehnänner freundlich bedeuten zu lassen: „Man sei geneigt, für diesmal zu glauben, daß die Sache, worüber man sich zu beklagen habe, ohne sein Vorwissen geschehen sei; man verspreche sich aber von seiner bekannten billigen Denkart, daß er keinen Augenblick Anstand nehmen werde, die verbrecherischen Störche an die Vorsteher des heiligen Reiches auszuliefern, und den Zehnännern sowohl, als der ganzen Stadt, hiedurch eine gefällige Probe seiner Achtung gegen die Gesetze und religiösen Gebräuche seiner Vaterstadt zu geben.“

Drei Stimmen von neun bekräftigten den Antrag des Archon: aber Strobilus und die übrigen setzten sich mit großem Eifer dagegen. Sie behaupteten: außerdem, daß es auf keine Weise zu billigen sei, eine so übermäßige Gelindigkeit gegen einen Bürger von Abdera zu gebrauchen, der eines Verbrechens von solcher Schwere überwiesen sei, so erfordere auch die Gerichtsordnung, daß man ihn nicht eher verurtheile, ehe er gehört und zur Verantwortung gelassen worden. Strobilus trug also darauf an: daß der Erzpriester vorgeladen werden sollte, unverzüglich vor den Zehnännern zu erscheinen und sich auf die wider ihn angebrachte Klage zu verantworten; und dieser Antrag ging, Einwendens ungeachtet, mit sechs Stimmen gegen vier durch. Der Erzpriester wurde also mit allen in solchen Fällen üblichen Höflichkeiten vorgeladen.

Agathyrus war nicht unvorbereitet, als die Abgeordneten der Zehnänner in seinem Hause erschienen. Nachdem er sie über eine Stunde hatte warten lassen, wurden sie endlich in einen Saal geführt, wo der Erzpriester, in seinem ganzen Ornate, auf einem erhöhten elfenbeinernen Lehnstuhl sitzend, das stotternde Anbringen ihres Worthalters mit großer Gelassenheit anhörte. Als sie damit fertig waren, winkte er mit der Hand einem Bedienten, der seitwärts hinter seinem Stuhle stand. „Führe die Herren,“ sagte er zu ihm, „in die Gärten, und zeige ihnen die Störche, von denen die Rede ist, damit sie ihren Prinzipalen sagen können, daß sie solche mit eigenen Augen gesehen haben; hernach bringe sie wieder hieher.“ Die Abgeordneten machten große Augen; aber die Ehrfurcht vor dem Erzpriester band ihre Zungen, und sie folgten dem Diener stillschweigend und als Leute, denen nicht ganz wohl bei der Sache war. Als sie wieder zurückgekommen, fragte sie Agathyrus: ob sie die Störche gesehen hätten? und da sie insgesammt mit Ja geantwortet hatten, fuhr er fort: „Nun so geht, macht dem sehr ehrwürdigen Gericht der Zehnänner mein Kompliment, und sagt denen, die euch geschickt haben, ich lasse ihnen wissen, daß diese Störche, wie alles Uebrige, was in dem Umfange des Jafontempels lebt, unter Jafons Schutze stehen, und daß ich die Annahmung, einen Erzpriester

dieses Tempels vorzuladen und nach den abderitischen Gesetzen richten zu wollen, sehr lächerlich finde.“ Und damit winkte er ihnen, sich wegzubegeben.

Diese Antwort — deren sich die Zehnänner um so mehr hätten versehen sollen, da ihnen nicht unbekannt sein konnte, daß der Jafontempel mit seiner Priesterschaft von der Gerichtsbarkeit der Stadt Abdera gänzlich befreit war — setzte sie in eine unbeschreibliche Verlegenheit; und der Oberpriester Strobilus gerieth darüber in einen so heftigen Zorn, daß er vor Wuth gar nicht mehr wußte, was er sagte, und endlich damit endigte, der ganzen Republik den Untergang zu drohen, wofern dieser unleidliche Stolz eines kleinen aufgeblasenen Pfaffen, der (wie er sagte) nicht einmal als ein öffentlicher Priester anzusehen sei, nicht gedemüthigt, und der beleidigten Latona die vollständigste Genußthuung gegeben werde.

Allein der Archon und seine drei Rathsherren erklärten sich: daß Latona (für deren Frösche sie übrigens alle schuldige Ehrerbietung hegten) nichts damit zu thun habe, wenn die Zehnänner die Grenzen ihrer Gerichtsbarkeit überschritten. „Ich hab' euch's vorhergesagt,“ sprach der Archon; „aber ihr wolltet nicht hören. Würde mein Vorschlag angenommen worden sein, so bin ich gewiß, der Erzpriester hätte uns eine höfliche und gefällige Antwort gegeben, denn ein gut Wort findet eine gute Statt. Aber der ehrwürdige Oberpriester glaubte eine Gelegenheit gefunden zu haben, seinen alten Groll an dem Erzpriester auszulassen; und nun zeigt es sich, daß er und diejenigen, die sich von seinem unzeitigen Eifer hinreißen ließen, dem Gerichte der Zehnänner einen Schandfleck zugezogen haben, den alles Wasser des Hebrus und Nestus in hundert Jahren nicht wieder abwaschen wird. Ich gestehe es (setzte er mit einer Hitze hinzu, die man in vielen Jahren nicht an ihm wahrgenommen hatte), ich bin es müde, der Vorsteher einer Republik zu sein, die sich von Gelschatten und Fröschen zu Grunde richten läßt, und ich bin sehr gesonnen, mein Amt, ehe es Morgen wird, niederzulegen; aber so lange ich es noch trage, Herr Oberpriester, sollt ihr mir für jede Unordnung haften, die von diesem Augenblick an auf den Straßen von Abdera entstehen wird.“ Und mit diesen Worten, die mit einem sehr ernstlichen Blick auf den betroffenen Strobilus begleitet waren, begab sich der Archon mit seinen drei Anhängern hinweg und ließ die übrigen in sprachloser Bestürzung zurück.

„Was ist nun anzufangen,“ sagte endlich der Oberpriester, den die Wendung, die das Werk seiner Erfindung wider alles Vermuthen genommen hatte, nicht wenig zu beunruhigen anfang; „was ist nun zu thun, meine Herren?“

„Das wissen wir nicht,“ sagten die beiden Zunftmeister und der



vierte Rathsherr, und gingen ebenfalls davon, so daß Strobilus mit den zwei Vorstehern des geheiligten Teiches allein blieben, und nachdem sie eine Zeit lang alle drei zugleich gesprochen hatten, ohne selbst recht zu wissen, was sie sagten, endlich des Schlusses eins wurden: förderst am besten bei dem einen der Vorsteher — die Mittagsmahlzeit einzunehmen, und sodann mit ihren Freunden und Anhängern zu Rathe zu gehen, wie sie es nun anzufangen hätten, um die Bewegung, worin das Volk diesen Morgen gesetzt worden war, auf einen Zweck zu lenken, der den Sieg ihrer Partei entscheiden könnte.

### Fünftes Kapitel.

Agathyrus beruft seine Anhänger zusammen. Substanz seiner Rede an sie. Er ladet sie zu einem großen Opferfeste ein. Der Archon Diolaus will sein Amt niederlegen. Unruhe der Partei des Erzpriesters über dieses Vorhaben. Durch was für eine List sie solches vereiteln.

Inzwischen ließ Agathyrus, sobald die Abgeordneten der Zehn männer sich wieder wegbegeben, unverzüglich die Vornehmsten von seinem Anhang im Rath und unter der Bürgerschaft, nebst allen Jasoniden, zu sich berufen. Er erzählte ihnen, was ihm so eben auf Anstiften des Priesters Strobilus mit den Zehn männern begegnet war, und stellte ihnen vor, wie nothwendig es nun für das Ansehen ihrer Partei sowohl, als für die Ehre und selbst für die Erhaltung der Stadt Abdera sei, die Anschläge dieses ränkevollen Mannes zu vereiteln, und dem Volke, welches er durch die lächerliche Fabel von der Beherrschung der Latonenfrösche in Unruhe gesetzt, wieder einen entgegengesetzten Stoß zu geben. Es falle einem Jeden von selbst in die Augen, daß Strobilus dieses armselige Märchen nur deswegen erfunden habe, um die eben so ungereimte, aber wegen der abergläubischen Vorurtheile des Volks desto gefährlichere Anklage, die er gegen ihn, den Erzpriester, bei den Zehn männern angebracht, vorzubereiten, und eine wichtige, die Wohlfahrt der ganzen Republik betreffende Sache daraus zu machen. Aber auch dies sei im Grunde doch nur ein Mittel, wozu er in der Verzweiflung gegriffen habe, um seiner darnieder gesunkenen Partei wieder auf die Füße zu helfen, und von den Bewegungen, welche in der Stadt dadurch erregt worden, bei der bevorstehenden Entscheidung des Gesellschaftenhandels Vortheil zu ziehen. Weil nun aus eben diesem Grunde leicht vor auszu sehen sei, daß der unruhige Priester aus dem, was diesen Morgen mit den Zehn männern vorgegangen, neuen Stoff hernehmen werde, ihn, den Erzpriester, bei dem Volke verhaßt zu machen, und

im Nothfalle wohl gar einen abermaligen noch gefährlicheren Aufstand zu erregen: so habe er für nöthig gehalten, seine und des gemeinen Wesens zuverlässigste Freunde in den Stand zu setzen, dem Volke und allen, die dessen bedürften, richtigere Begriffe von dem heutigen Vorgang und dessen allenfalligen Folgen geben zu können. Was also die Störche anbelange, so wären solche ohne sein Zutun von selbst gekommen, und hätten sich auf einen Baum seines Gartens ein Nest gebaut. Er habe sich nicht für berechtigt gehalten, sie darin zu stören, theils weil die Störche seit undenklichen Zeiten bei allen gesitteten Völkern im Besitze einer Art von geheiligtem Gastrechte stünden, theils weil die Freiheit des Jasantempels und der Schutz dieses Gottes alle lebende und leblose Dinge angehe, die sich in dem Umfang seiner Mauern befänden. Das Gesetz, wodurch die Zehn männer vor einigen Jahren die Störche aus dem Gebiet von Abdera verwiesen hätten, gehe ihn nichts an, indem die Gerichtsbarkeit dieses Tribunals sich nur über dasjenige erstreckte, was auf den Dienst der Latona und die Gebräuche desselben Bezug habe. Und überhaupt sei bekannt, daß der Jasantempel nur in so ferne mit der Republik in Verbindung stehe, als sich diese bei dessen Stiftung öffentlich verbindlich gemacht, ihn gegen alle gewaltsamen Unternehmungen einheimischer oder auswärtiger Feinde zu beschützen, übrigens von allem Gerichtszwang der abderitischen Tribunalien, und von aller Oberherrlichkeit der Republik selbst, vollkommen und auf ewig befreit sei. Er habe also, indem er die unbefugte Vorladung von sich abgewiesen, nichts gethan, als was seine Würde von ihm erfordert; die Zehn männer hingegen hätten durch diesen unbesonnenen Schritt, wozu die Mehrheit derselben von dem Priester Strobilus verleitet worden, ihn in den Fall gesetzt, von der Republik wegen einer so groben Verletzung seiner erzpriesterlichen Vorrechte, im Namen Jasons und aller Jasoniden die strengste und vollständigste Genugthuung zu fordern. Die Sache wäre von wichtigsten Folgen, als die Anhänger des Zunftmeister Prieme und Strobilus mit seinen Froschpflögern sich vielleicht vorstellten. Das goldne Bließ, welches die Jasoniden als ihr wichtigstes Erbgut in diesem Tempel aufbewahrten, wäre seit Jahrhunderten als das Palladium von Abdera betrachtet und verehrt worden. Die Abderiten hätten sich also wohl vorzusehen, keine Schritte zu thun noch zuzulassen, wodurch sie vielleicht durch eigne Schuld desjenigen beraubt werden könnten, an welches nach einem uralten und zur Religion gewordenen Glauben das Schicksal und die Erhaltung ihrer Republik gebunden sei.

Der Erzpriester empfing auf diesen Vortrag von allen Antworfenden die stärksten Versicherungen ihres Eifers sowohl für die gemeine Sache, als für die Rechte und Freiheiten des Jasantempels.







geheimen Werkzeuge der Gegenpartei vorbereitet, welche als ein großes Geheimniß herumgeflüstert hatten: man wußte ganz gewiß, daß die Efel sich alle mögliche Mühe gaben, den Archon unter der Hand in seinem Entschlus zu bestärken. Die Schatten hielten sich dadurch überzeugt, daß ihre Gegner einen aus ihrem Mittel zu der höchsten Würde in der Republik zu erheben dächten, und also der Mehrheit im großen Rath, bei welchem die Wahl stand, schon ganz gewiß sein mußten. Diese Betrachtung setzte sie in so großen Alarm, daß sie mit einer Menge Volks hinter ihnen her zur Wohnung des Onolaus eilten, und während der Pöbel ein Vivat nach dem andern erschallen ließ, hinaufgingen, um Seine Gnaden im Namen der ganzen Bürgerschaft flehentlich zu bitten, den unglücklichen Gedanken an Resignation aufzuheben, und sie niemals, am wenigsten zu einer Zeit zu verlassen, wo seine Weisheit zu Beruhigung der Stadt unentbehrlich sei.

Der Archon zeigte sich über diesen öffentlichen Beweis der Liebe und des Vertrauens seiner werthen Mitbürger sehr vergnügt. Er verhielt ihnen nicht, daß kaum vor einer Viertelstunde der größte Theil der Rathsherren, der Jasoniden, und aller übrigen alten Geschlechter von Abdera, bei ihm gewesen, und eben diese Bitte in eben so geneigten und dringenden Ausdrücken an ihn gethan hätten. So große Ursache er auch habe, der beschwerlichen Regierungslast müde zu sein, und zu wünschen, daß sie auf stärkere Schultern als die seinigen gelegt werden möchte: so habe er doch kein Herz, das diesem so lebhaft ausgedrückten Zutrauen beider Parteien widerstehen könne. Er sehe diese ihre Einnüthigkeit in Absicht auf seine Person und Würde als eine gute Vorbedeutung für die baldige Wiederherstellung der gemeinen Ruhe an, und werde seines Orts alles Mögliche mit Vergnügen dazu beitragen.

Als der Archon diese schöne Rede geendigt hatte, sahen die Schatten einander aus großen Augen an, und fanden sich, zu ihrem empfindlichsten Mißvergnügen, auf einmal um die Hälfte klüger als zuvor. Denn sie merkten nun, daß sie von dem Eseln betrogen, und zu einem falschen Schritt verleitet worden waren. Sie hatten, in der Meinung, daß sie diesen Schritt allein thäten, den Archon ganz dadurch auf ihre Seite zu ziehen gehofft; und nun befand sich's, daß er ihren Gegnern eben so viel Verbindlichkeit hatte als ihnen; welches fast so viel war, als ob er ihnen gar keine hätte. Aber das war noch nicht das Aergste. Das hinterlistige Betragen der Efel war ein offener Beweis, wie viel ihnen daran gelegen sei, daß die Stelle des Archons nicht ledig würde. Nun konnte ihnen aber an der Person des Onolaus selbst nicht viel gelegen sein: denn er hatte nie das Geringste für ihre Partei gethan. Wenn sie also so eifrig wünschten, daß er seinen Platz behalten möchte: so konnt' es

aus keiner andern Ursache geschehen, als weil sie sich versichert hielten, daß die Schatten Meister von der Wahl des neuen Archons bleiben würden. Diese Betrachtungen, die sich ihnen jetzt in einem Blick darstellten, waren von einer so verdrießlichen Art, daß die armen Schatten alle Mühe von der Welt hatten, ihren Unmuth zu verbergen, und sich, zu großem Vergnügen des Archons, ziemlich eifertig wegbegaben, ohne daß es diesem eingefallen wäre, sich darüber zu verwundern, oder die Veränderung in ihren Gesichtern wahrzunehmen.

Der heutige Tag war ein großer Tag für den weisen und ziemlich schwerbelebten Onolaus gewesen, und er war nun vollkommen wieder in Abdera zufrieden. Er befahl also, daß seine Thüre geschlossen werden sollte, zog sich in sein Gynäceum zurück, warf sich in seinen Lehnstuhl, schwatzte mit seiner Frau und seinen Töchtern, als zu Nacht, ging zeitig zu Bette, und schlief, wohlgetröstet und unbesorgt um das Schicksal von Abdera, bis an den hellen Morgen.

## Zwölftes Kapitel.

Der Entscheidungstag. Maßregeln beider Parteien. Die Vierhundert versammeln sich, und das Gericht nimmt seinen Anfang. Philanthropisch-patriotische Träume des Herausgebers dieser merkwürdigen Geschichte.

Die verschiedenen Maschinen, welche man diesen Tag über auf beiden Seiten hatte spielen lassen, brachten den abderitischen Staatskörper, bei dem Anschein der größten innerlichen Bewegung, durch die Stöße, die er nach entgegengesetzter Richtung erhielt, in eine Art von wagemüthigen Schwanke, vermöge dessen um die Zeit, da die Vierhundert zu Entscheidung des Eselschattenhandels zusammenkamen, sich alles ungefähr in eben dem Stande befand, worin es einige Tage zuvor gewesen war, d. i. daß die Efel den größten Theil des Raths, die Patrizier und die Ansehnlichsten und Vermöglichsten von der Bürgerschaft auf ihrer Seite hatten, die Schatten hingegen ihre meiste Stärke von der größern Anzahl zogen. Denn, seit dem großen feierlichen Umgang um den Froschsteich der Latona, welchen Strobilus den Abend zuvor veranstaltete, und dem die sämtlichen Schatten, mit dem Nomophylar Gryllus und dem Junftmeister Prieme an ihrer Spitze, sehr andächtig beigewohnt hatten, war der Pöbel wieder gänzlich für die letztere Partei erklärt.

Es würde bei Gelegenheit dieses Umgangs dem Priester Strobilus und den übrigen Häuptern derselben ein Leichtes gewesen sein, mittelst ihres Ansehens über einen fanatischen Haufen Volkes, wel-



der größtentheils bei gänzlicher Zerrüttung der Republik mehr zu gewinnen als zu verlieren hatte, noch an selbigem Abend viel Unheil in Abdera anzurichten. Allein — außerdem, daß der Oberpriester im Namen des Archons noch einmal nachdrücklichst angewiesen worden war, den Pöbel in gehöriger Ordnung zu erhalten, und dafür zu sorgen, daß der Tempel und alle Zugänge zu dem geheiligten Teiche noch vor Sonnenuntergang geschlossen wären — so waren sie auch selbst weit entfernt, die Sache, ohne höchste Noth, aufs äußerste treiben, oder die ganze Stadt in Blut und Flammen setzen zu wollen; und so klug waren sie doch, trotz ihrer übrigen Abderitheit, um einzusehen, daß, wenn ihnen der Pöbel einmal die Zügel aus den Händen gerissen hätte, es nicht mehr in ihrer Gewalt sein würde, der ungestümen Wuth eines so blinden reißenden Thiers wieder Einhalt zu thun. Der Runkmeister begnügte sich also, da der Umgang vorbei war, und die Thüren des Tempels geschlossen wurden, dem auseinandergehenden Volke zu sagen: er hoffe, daß sich alle redliche Abderiten morgen um neun Uhr auf dem Markte bei dem Urtheil über den Handel ihres Mitbürgers Struthion einfänden, und, so viel an ihnen wäre, dazu verhelfen würden, daß seine gerechte Sache den Sieg davon trage.

Die Einladung war zwar, ungeachtet der glimpflichen, und, seiner Meinung nach, sehr behutsamen Ausdrücke, worin er sie vorbrachte, nicht viel besser, als ein höchst illegales Verfahren eines aufrührerischen Runkmeisters, der im Nothfall die Richter durch die unmittelbare Gefahr eines Tumults nöthigen wollte, das Urtheil nach seinen Sinnen abzufassen. Allein dies war es auch, worauf es ankommen zu lassen die Schatten fest entschlossen waren; und da die andere Partei hievon völlig überzeugt war, so hatten sie ihrerseits alle mögliche Maßregeln genommen, sich auf das Aeußerste, was begegnen könnte, gefaßt zu machen.

Der Erzpriester ließ, sobald das Gericht den Anfang nahm, alle Zugänge zum Isontempel von einer Schaar handfester Gerber und Fleischer, die mit tüchtigen Knütteln und Messern versehen waren, besetzen; und in den Häusern der vornehmsten Efel hatte man sich in eine Verfassung gesetzt, als ob man eine Belagerung auszuhalten gedenke. Die Efel selbst erschienen mit Dolchen unter ihren langen Kleidern auf dem Gerichtsplatz; und einige von denen, die am lautesten sprachen, hatten die Vorsicht gebraucht, sogar einen Panzer unter ihrem Brustlapp zu tragen, um ihren patriotischen Busen mit desto größerer Sicherheit den Stößen der Feinde der guten Sache entgegenzusetzen zu können.

Die neunte Stunde kam nun heran. Ganz Abdera stand in zitternder Bewegung, erwartungsvoll des Ausgangs, den ein so unerhörter Handel nehmen würde: und Niemand hatte sein Fröh-

stück ordentlich zu sich genommen, wiewohl alles schon mit Tages Anbruch auf den Füßen war. Die Vierhundert versammelten sich auf der Terrasse der Tempel des Apollo und der Diana (dem gewöhnlichen Platz, wo der große Rath unter freiem Himmel gehalten wurde), dem großen Marktplatz gegenüber, von welchem man auf einer breiten Treppe von vierzehn Stufen zur Terrasse hinaufstieg. Auch die Parteien mit ihren nächsten Anverwandten und mit ihren beiden Sytophanten hatten sich bereits eingefunden, und ihren gehörigen Platz eingenommen; indessen sich der ganze Markt mit einer Menge Volks anfüllte, dessen Gefinnungen durch ein Lärmen des Wivat, so oft ein Rathsherr oder Runkmeister von der Schattenpartei einhergestiegen kam, sich deutlich genug verriethen.

Alles wartete nun auf den Nomophylar, der, nach den Gewohnheiten der Stadt Abdera, in allen Fällen, wo die Versammlung des großen Rathes nicht unmittelbare Angelegenheiten des gemeinen Wesens betraf, das Präsidium bei demselben führte. Die Efel hatten zwar alles angewandt, den Archon Onolous dahin zu bringen, daß er, weil es doch um ein neues Gesetz zu thun wäre, den eisenbeinernen Lehnstuhl (der, um drei Stufen über die Bänke der Rätthe erhöht, für den Präsidenten gesetzt war) mit seiner eigenen ehrwürdigen Person ausfüllen möchte. Aber er erklärte sich: daß er lieber das Leben lassen, als sich dazu verstehen wolle, über ein Efelgeschattengericht zu präsidiren. Man hatte sich also gezwungen gesehen, seiner Delikatesse nachzugeben.

Der Nomophylar — als ein großer Anhänger der Etikette, gewohnt, bei dergleichen Gelegenheiten auf sich warten zu lassen — hatte dafür gesorgt, daß die Versammlung indessen mit einer Musik von seiner Komposition unterhalten, und, wie er sagte, zu einer so feierlichen Handlung vorbereitet würde. Dieser Einfall, wiewohl er eine Neuerung war, wurde dennoch sehr wohl aufgenommen, und that (gegen die Absicht des Nomophylar, der seine Partei dadurch in verstärkte Bewegungen von Wuth und Eifer hatte setzen wollen) eine sehr gute Wirkung. Denn die Musik gab denen von der Partei des Erzpriesters zu einer Menge späterer Einfälle Anlaß, über welche sich von Zeit zu Zeit ein großes Gelächter erhob. Einer sagte: „Dieses Allegro klingt ja wie ein Schlachtgesang.“ — „zu einem Wachtelkampfe,“ fiel ein anderer ein. „Dafür tönt aber auch,“ sagte ein dritter, „das Adagio, als ob es dem Zahnbrecher Struthion und Meister Kneriemen, seinem Schutzpatron, zu Grabe singen sollte.“ „Die ganze Musik,“ meinte ein vierter, „verdient von Schatten gemacht und von Efel gehört zu werden.“ u. s. w. Wie frostig nun auch die Scherze waren, so brauchte es doch bei einem so jovialischen und so leicht anzustechenden Völkchen nichts mehr, um die ganze Versammlung unvermerkt in ihre natürliche komische Laune umzustim-



men; eine Laune, die der Parteiwuth, wovon sie noch besessen waren, unvermerkt ihren Gift benahm, und vielleicht mehr als irgend etwas anders zur Erhaltung der Stadt in diesem kritischen Augenblicke beitrug.

Endlich erschien der Nomophylar mit seiner Leibwache von armen alten Invalidenhandwerkern, welche, mit stumpfen Hellebarten und mit einer friedlichen Art von eingerosteten Degen bewaffnet, mehr das Ansehen von den lächerlichen Figuren hatten, womit man in Gärten die Vögel schreckt, als von Kriegsmännern, die dem Gerichte beim Pöbel Würde und Furchtbarkeit verschaffen sollten. Wohl indessen der Republik, die zur Beschirmung ihrer Thore und innerlichen Sicherheit keiner andern Helden nöthig hat als solcher!

Der Anblick dieser grotesken Mäzger, und die ungeschickte possierliche Art, wie sie sich in dem kriegerischen Aufzuge, worin man sie nicht ohne Mühe verkleidet hatte, geberdeten, erweckte bei dem zuschauenden Volke einen neuen Anstoß von Lustigkeit; so daß der Herold viele Mühe hatte, die Leute endlich zu einer leidlichen Stille und zu dem Respekt, den sie dem höchsten Gerichte schuldig waren, zu bringen.

Der Präsident eröffnete nunmehr die Session mit einer kurzen Rede; der Herold gebot ein abermaliges Stillschweigen; und die Sykophanten beider Theile wurden namentlich aufgefordert, sich mit ihrer Klage und Verantwortung mündlich vernehmen zu lassen.

Den Sykophanten, welche für große Meister in ihrer Art passirten, mußte die Gelegenheit, ihre Kunst an einem Gelschatten sehen zu lassen, an sich allein schon eine große Aufmunterung sein. Man kann also leicht denken, wie sie sich nun vollends zusammen genommen haben werden, da dieser Gelschatten ein Gegenstand geworden war, an dem die ganze Republik Antheil nahm, und um dessen willen sie sich in zwei Parteien getrennt hatte, deren jede die Sache ihres Klienten zu ihrer eignen machte. Seit ein Abdera in der Welt war, hatte man noch keinen Rechtsandel gesehen, der so lächerlich an sich selbst, und so ernsthaft durch die Art, wie er behandelt wurde, gewesen wäre. Ein Sykophant mußte nur ganz und gar kein Genie und keinen Sykophantensinn gehabt haben, der bei einer solchen Gelegenheit nicht sich selbst übertroffen hätte.

Um so mehr ist es zu beklagen, daß der übelberückte Zahn der Zeit, dem so viele andere große Werke des Genies und Witzes nicht entgehen konnten, noch künftig entgehen werden, leider! auch der Originale dieser beiden berühmten Reden nicht verschont hat! wenigstens so viel uns bekannt ist. Denn wer weiß, ob es nicht vielleicht einem künftigen Fourmont oder Sevin, der auf Entdeckung alter Handschriften ausgeht, dereinst gelingen mag, eine Abschrift derselben in irgend einem bestaubten Winkel einer alten griechischen

Klosterbibliothek aufzuspüren? oder, wenn dies nicht zu hoffen stünde, wer kann sagen, ob nicht in der Folge der Zeiten Thracien selbst wieder in die Hände christlicher Fürsten fallen wird, die sich (nach dem Beispiel einiger großen Könige unsers philosophisch-heroischen Alters) eine Ehre daraus machen werden, mächtige Beförderer der Wissenschaften zu sein, Akademien zu stiften, versunkene Städte ausgraben zu lassen u. s. w.; wer weiß, ob nicht alsdann diese gegenwärtige Abderitengeschichte selbst (so unvollkommen sie ist) in die Sprache dieses künftig bessern Thraciens übersezt, die Ehre haben wird, Gelegenheit zu geben, daß ein solcher neuthracischer Musagete auf den Einfall kommt, die Stadt Abdera aus ihrem Schutte hervorgreifen zu lassen? Da dann ohne Zweifel auch die Kanzlei und das Archiv dieser berühmten Republik, und in demselben die sämmtlichen Originalakten des Prozesses um des Gels Schatten, nebst den beiden Reden, deren Verlust wir beklagen, sich wieder finden werden? — Es ist wenigstens angenehm, sich solchergestalt auf den Flügeln patriotisch-menschenfreundlicher Träume in die Zukunft zu schwingen und sich an den Glückseligkeiten zu laben, die unsern Nachkommen noch bevorstehen; Glückseligkeiten, für welche die (bekanntermaßen) immer steigende Vervollkommenung der Wissenschaften und Künste, und der von ihnen sich über alles Fleisch ergießenden Erleuchtung, Verschönerung und Sublimierung der Denkart, des Geschmacks und der Sitten uns sichere Bürgschaft leistet!

Inzwischen gereicht es uns doch zu einem Troste, daß wir uns im Stande sehen, aus den Papieren, aus welchen gegenwärtige Fragmente der Abderitengeschichte genommen sind, wenigstens einen Auszug dieser Reden zu liefern, dessen Nothwendigkeit um so weniger verdächtig ist, da kein Leser, der eine Nase hat, den Dukt der Abderitheit verkennen wird, der daraus emporsteigt — ein innerliches Argument, das am Ende doch immer das Beste zu sein scheint, das für das Werk irgend eines Sterblichen, er sei nun ein Ossian, oder ein abderitischer Feigenredner, sich geben läßt.

### Dreizehntes Kapitel.

#### Rede des Sykophanten Physignatus.

Der Sykophant Physignatus, der als Sachwalter des Zahnarztes Struthion zuerst redete, war ein Mann von Mittelgröße, starken Muskeln und breiten Zungenflügeln. Er wußte sich viel damit, daß er ein Schüler des berühmten Gorgias gewesen war, und machte Ansprüche, einer der größten Redner seiner Zeit zu sein. Aber darin war er, wie in vielen andern Stücken, ein offenerer



Abderit. Seine größte Kunst bestand darin, daß er, um seinem wortreichen Vortrag durch die mannichfaltige Modulation seiner Stimme mehr Lebhaftigkeit und Ausdruck zu geben, in dem Umfang von anderthalb Oktaven von einem Intervall zum andern wie ein Eichhorn herumsprang, und so viel Grimassen und Gestikulationen dazu machte, als ob er seinen Zuhörern nur durch Geberden verständlich werden könnte.

Indessen wollen wir ihm doch hiemit das Verdienst nicht ableugnen, daß er mit allen den Handgriffen, womit man die Richter zu seinem Vortheil einnehmen, ihren Verstand verwirren, seinen Gegentheil verhasst, und überhaupt eine Sache besser, als sie ist, scheinen machen kann, ziemlich fertig umzuwenden, — auch, bei Gelegenheit, keine unfeine Gemälde zu machen wußte — wie der scharfsinnige Leser aus seiner Rede selbst, ohne unser Erinnern, am besten abnehmen wird.

Phygnatus trat mit der ganzen Unverschämtheit eines Eklophanten auf, der sich darauf verläßt, daß er Abderiten zu Zuhörern hat, und sing also an:

Edle, ehrenfeste und weise, großmögende Vier-  
hundertmänner!

„Wenn jemals ein Tag war, an welchem sich die Vortrefflichkeit der Verfassung unsrer Republik in ihrem größten Glanz enthüllt hat, und wenn jemals ich mit dem Gefühl, was es ist, ein Bürger von Abdera zu sein, unter euch aufgetreten bin: so ist es an diesem großen festlichen Tage; da vor diesem ehrwürdigen höchsten Gerichte, vor dieser erwartungsvollen und theilnehmenden Menge des Volks, vor diesem ansehnlichen Zusammenfluß von Fremden, die der Ruf eines so außerordentlichen Schauspiels schaarenweise herbeigezogen hat, ein Rechtshandel zur Entscheidung gebracht werden soll, der in einem minder freien, minder wohleingerichteten Staat, der selbst in einem Theben, Athen oder Sparta, nicht für wichtig genug gehalten worden wäre, die stolzen Verwalter des gemeinen Wesens nur einen Augenblick zu beschäftigen. Edles, preiswürdiges, dreimal glückliches Abdera! Du allein genießest unter dem Schutz einer Gesetzgebung, der auch die geringsten, auch die zweifelhaftesten und spitzfindigsten Rechte und Ansprüche der Bürger heilig sind, du allein genießest das Wesen einer Sicherheit und Freiheit, von denen andere Republiken (was auch sonst die Vorzüge sein mögen, womit sich ihre patriotische Eitelkeit brüstet) nur den Schatten zum Antheil haben.“

„Oder, jaget mir, in welcher andern Republik würde ein Rechtshandel zwischen einem gemeinen Bürger und einem der Geringsten aus dem Volke, ein Handel, der dem ersten Anblick nach kaum zwei oder drei Drachmen beträgt, ein Handel über einen Gegenstand, der

so unbedeutend scheint, daß die Gesetze ihn bei Benennung der Dinge, welche in's Eigenthum kommen können, gänzlich vergessen zu haben scheinen, ein Handel über etwas, dem ein subtiler Dialektiker sogar den Namen eines Dinges streitig machen könnte, mit einem Wort, ein Streit über den Schatten eines Esels — zum Gegenstand der allgemeinen Theilnehmung, zur Sache eines Jeden, und also, wenn ich so sagen darf, gleichsam zur Sache des ganzen Staats geworden sein? In welcher andern Republik sind die Gesetze des Eigenthums so bestimmt, die gegenseitigen Jura vel quasi der Bürger vor aller Willkür der obrigkeitlichen Personen so sicher gestellt, die geringfügigsten Ansprüche oder Forderungen selbst des Aermsten in den Augen der Obrigkeit so wichtig und hoch angesehen, daß das höchste Gericht der Republik selbst es nicht unter seiner Würde hält, sich feierlich zu versammeln, um über das zweifelhaft scheinende Recht an einen Eselschatten zu erkennen? Wehe dem Mann, der bei diesem Worte die Nase rümpfen, und aus albernen, kindischen Begriffen von dem, was groß oder klein ist, mit unverständigem Hohnlächeln ansehen kann, was die höchste Ehre unserer Justizverfassung, der Ruhm unsrer Obrigkeit, der Triumph des ganzen abderitischen Wesens und eines jeden guten Bürgers ist! Wehe dem Mann, ich wiederhol' es zum zweiten- und drittenmal, der keinen Sinn hat, dies zu fühlen! Und Heil der Republik, in welcher — sobald es auf die Gerechtigkeit der Bürger, auf einen Zweifel über Mein und Dein, die Grundfeste aller bürgerlichen Sicherheit, ankömmt — auch ein Eselschatten keine Kleinigkeit ist!“

„Aber, indem ich solchergestalt auf der einen Seite mit aller Wärme eines Patrioten, allem gerechten Stolz eines ächten Abderiten, fühle und erkenne, welch ein glorreiches Zeugniß von der vortrefflichen Verfassung unsrer Republik sowohl, als von der unparteiischen Festigkeit und nichts übersehenden Sorgfalt, womit unsre ruhmwürdigst regierende Obrigkeit die Wage der Gerechtigkeit handhabet, dieser vorliegende Handel bei der spätesten Nachkommenschaft abgelegt wird: wie sehr muß ich auf der andern Seite die Abnahme jener treuherzigen Einfalt unsrer Voreltern, das Verschwinden jener mitbürgerlichen und freundschaftlichen Sinnesart, jener gegenseitigen Dienstgeselligkeit, jener freiwilligen Gerechtigkeit, aus Liebe und Freundschaft, aus gutem Herzen, oder wenigstens um des Friedens willen, etwas von unserm vermeinten strengen Recht fahren zu lassen — wie sehr, mit einem Wort, muß ich den Verfall der guten alten abderitischen Sitten beklagen, der die wahre und einzige Quelle des unwürdigen, des schamvollen Rechtshandels ist, in welchem wir heute befangen sind! — Wie? werd' ich's ohne glühende Schamröthe herausagen können? — O du einst so berühmte Wiederherzigkeit unsrer guten Alten, ist es dahin mit dir gekommen,



daß abderitische Bürger — sie, die bei jeder Gelegenheit, aus vaterländischer Treue und nachbarlicher Freundschaft, bereit sein sollen, das Herz im Leibe mit einander zu theilen — so eigennützig, so karg, so unfreundlich, was sag' ich, so unmenschlich sind, einander sogar den Schatten eines Esels zu versagen?"

"Doch — verzeiht mir, werthe Mitbürger — ich irrte mich in dem Worte — verzeiht mir eine unborsätzliche Beleidigung. Derjenige, der einer so niedrigen, so rohen und barbarischen Denkart fähig war, ist keiner unsrer Mitbürger! Es ist ein bloßer geduldeter Einwohner unsrer Stadt, ein bloßer Schutzverwandter des Jasiontempels, ein Mensch aus den dicksten Hefen des Pöbels, ein Mensch, von dessen Geburt, Erziehung und Lebensart nichts bessers zu erwarten war, mit einem Wort, ein Eseltreiber — der, außer dem gleichen Boden und der gemeinamen Luft, die er athmet, nichts mit uns gemein hat, als was uns auch mit den wildesten Völkern der hyperboreischen Wüsten gemein ist. Seine Schande klebt an ihm allein; uns kann sie nicht beflecken. Ein abderitischer Bürger, ich unterstehe mich's zu sagen, hätte sich keiner solchen Unthat schuldig machen können."

"Aber — nenn' ich sie vielleicht mit einem zu strengen Namen, diese That? — Stellet euch, ich bitte, an den Platz eures guten Mitbürgers Struthion, und — fühlet!"

"Er reiset in seinen Geschäften, in Geschäften seiner edeln Kunst, die es bloß mit Verminderung der Leiden seiner Nebenmenschen zu thun hat, von Abdera nach Gerania. Der Tag ist einer der schwülsten Sommertage. Die strengste Sonnenhitze scheint den ganzen Horizont in den hohlen Bauch eines glühenden Backofens verwandelt zu haben. Kein Wölkchen, das ihre seigenden Strahlen dämpfe! Kein wehendes Lüftchen, den verletzten Wanderer anzufrischen. Die Sonne flammt über seinem Scheitel, saugt das Blut aus seinen Adern, das Mark aus seinen Knochen. Lechzend, die dürre Zung' am Gaumen, mit trüben, von Hitze und Glanz erblindenden Augen, stiebt er sich nach einem Schattenplatz, nach irgend einem einzelnen mitleidigen Baum um, unter dessen Schirm er sich erholen, er einen Mund voll frischer Luft einathmen, einen Augenblick vor den glühenden Pfeilen des unerbittlichen Apollo sicher sein könnte."

"Umsonst! Ihr kennet alle die Gegend von Abdera nach Gerania. Zwei Stunden lang, zur Schande des ganzen Thraciens sei es gesagt! kein Baum, keine Staude, die das Auge des Wanders in dieser abscheulichen Fläche von magerm Brach- und Kornfeldern erfrischen, oder ihm gegen die mittägliche Sonne Zuflucht gebekönnte!"

"Der arme Struthion sank endlich von seinem Thier herab. Die Natur vermocht' es nicht länger auszuhauern. Er ließ den Esel

halten, und setzte sich in seinen Schatten. — Schwaches, armseliges Erholungsmittel! Aber so wenig es war, war es doch etwas!"

"Und welch ein Ungeheuer mußte der Gefühllose, der Felsenherzige sein, der seinem leidenden Nebenmenschen in solchen Umständen den Schatten eines Esels versagen konnte? Wär' es glaublich, daß es einen solchen Menschen gebe, wenn wir ihn nicht mit eigenen Augen vor uns sähen? Aber hier steht er, und, was beinahe noch ärger, noch unglaublicher als die That selbst ist — er bekennt sich von freien Stücken dazu; scheint sich seiner Schandenoch zu rühmen; und, damit er Keinem seines Gleichen, der künftig geboren werden mag, eine Möglichkeit, ihm an schamloser Frechheit gleich zu kommen, übrig lasse, treibt er sie so weit, nachdem er schon von dem ehrwürdigen Stadtgericht in erster Instanz verurtheilt worden, sogar vor der Majestät dieses höchsten Gerichtshofes der Vierhundertmänner zu behaupten, daß er Recht daran gethan habe." "Ich versagte ihm den Eselschatten nicht," spricht er, "wiewohl ich nach dem strengen Recht nicht schuldig war, ihn darin sitzen zu lassen; ich verlangte nur eine billige Erkenntlichkeit dafür, daß ich ihm zu dem Esel, den ich ihm vermietet hatte, nun auch den Schatten des Esels überlassen sollte, den ich nicht vermietet hatte." "Elenbe, schändliche Ausflucht! Was würden wir von dem Manne denken, der einem halbverjähmachten Wanderer verwehren wollte, sich ohnentsgeltlich in den Schatten seines Baumes zu setzen? Oder, wie würden wir Denjenigen nennen, der einem vor Durst sterbenden Fremdling nicht gestatten wollte, sich aus dem Wasser zu laben, das auf seinem Grund und Boden flösse?"

"Erinnert euch, o ihr Männer von Abdera, daß dies allein, und kein anderes, das Verbrechen jener lycischen Bauern war, die der Vater der Götter und der Menschen zur Rache wegen einer gleichartigen Unmenschlichkeit, die diese Elenben an seiner geliebten Latona und ihren Kindern ausübten — zum schrecklichen Beispiel aller Folgezeiten, in Frösche verwandelte. Ein furchtbares Wunder, dessen Wahrheit und Andenken mitten unter uns in dem heiligen Hain und Leich der Latona, der ehrwürdigen Schutzgöttin unsrer Stadt, lebendig erhalten, verewigt und gleichsam täglich erneuert wird! Und du, Anthrax, du ein Einwohner der Stadt, in welcher dieses furchtbare Denkmal des Zorns der Götter über verweigernde Menschlichkeit ein Gegenstand des öffentlichen Glaubens und Gottesdienstes ist, du scheuest dich nicht, ihre Rache durch ein ähnliches Verbrechen auf dich zu ziehen?"

"Aber, du trodest auf dein Eigenthumsrecht." — "Wer sich seines Rechts bedient," spricht du, "der thut Niemand Unrecht. Ich bin einem Andern nicht mehr schuldig, als er um mich verdient. Wenn der Esel mein Eigenthum ist, so ist es auch sein Schatten."



"Sagst du das? Und glaubst du, oder glaubt der scharfsinnige und beredte Sachwalter, in dessen Hände du die schlimmste Sache, die jemals vor ein Götter- oder Menschengericht gekommen, gestellt hast, glaubt er, mit aller Zauberlust seiner Beredsamkeit, oder mit allem Spinnwebewebe sophistischer Trugschlüsse unsern Verstand dergestalt zu überwältigen und zu umspinnen, daß wir uns überreden lassen sollten, einen Schatten für etwas Wirkliches, geschweige für etwas, an welches Jemand ein direktes und ausschließendes Recht haben könne, zu halten?"

"Ich würde, großmögende Herren, eure Geduld mißbrauchen, und eure Weisheit beleidigen, wenn ich alle Gründe hier wiederholen wollte, womit ich bereits in der ersten Instanz, attentundigermaßen, die Nichtigkeit der gegnerischen Scheingründe dargethan habe. Ich begnüge mich, für jetzt, nach Erforderniß der Nothdurft, nur dies Wenige davon zu sagen. Ein Schatten kann, genau zu reden, nicht unter die wirklichen Dinge gerechnet werden. Denn das, was ihn zum Schatten macht, ist nichts Wirkliches und Positives, sondern gerade das Gegentheil; nämlich, die Entziehung desjenigen Lichtes, welches auf den übrigen, den Schatten umgebenden Dingen liegt. In vorliegendem Fall ist die schiefe Stellung der Sonne und die Undurchsichtigkeit des Esels (eine Eigenschaft, die ihm nicht, in sofern er ein Esel, sondern in sofern er ein opaker Körper ist, anhebt) die einzig wahre Ursache des Schattens, den der Esel zu werfen scheint, und den jeder andere Körper an seinem Plaze werfen würde; denn die Figur des Schattens thut hier nichts zur Sache. Mein Klient hat sich also, genau zu reden, nicht in den Schatten eines Esels, sondern in den Schatten eines Körpers gesetzt; und der Umstand, daß dieser Körper ein Esel, und der Esel ein Hausgenosse eines gewissen Anthrax aus dem Jasiontempel zu Abdera war, ging ihn eben so wenig an, als er zur Sache gehörte. Denn, wie gesagt, nicht die Asinität oder Eselheit (wenn ich so sagen darf), sondern die Körperlichkeit und Undurchsichtigkeit des mehrbesagten Esels ist der Grund des Schattens, den er zu werfen scheint."

"Allein, wenn wir auch zum Uebersuß zugeben, daß der Schatten unter die Dinge gehöre: so ist aus unzähligen Beispielen klar und weltbekannt, daß er zu den gemeinen Dingen zu rechnen ist, an welche ein jeder so viel Recht hat, als der andere, und an die sich derjenige das nächste Recht erwirbt, der sie zuerst in Besitz nimmt."

"Doch ich will noch mehr thun; ich will sogar zugeben, daß des Esels Schatten ein Zubehör des Esels sei, so gut als es seine Ohren sind: was gewinnt der Gegentheil dadurch? Struthion hatte den Esel gemiethet, folglich auch seinen Schatten. Denn es versteht sich bei jedem Miethecontrakt, daß der Vermiether dem Abmiether die

Sache, wovon die Rede ist, mit allem ihrem Zubehör und mit allen ihren Nießbarkeiten zum Gebrauch überläßt. Mit welchem Schatten eines Rechts konnte Anthrax also begehren, daß ihm Struthion für den Schatten des Esels noch besonders bezahle? Das Dilemma ist außer aller Widerrede: Entweder ist der Schatten des Esels ein Theil und Zubehör des Esels, oder nicht. Ist er es nicht: so hat Struthion und jeder andere eben so viel Recht daran, als Anthrax. Ist er's aber: so hatte Anthrax, indem er den Esel vermietete, auch den Schatten vermietet; und seine Forderung ist eben so ungereimt, als wenn mir einer seine Leier verkauft hätte, und verlangte dann, wenn ich darauf spielen wollte, daß ich ihm auch noch für ihren Klang bezahlen müßte."

"Doch, wozu so viele Gründe in einer Sache, die dem allgemeinen Menscheninn so klar ist, daß man sie nur zu hören braucht, um zu sehen, auf welcher Seite das Recht ist? Was ist ein Eselschatten? Welche Unverschämtheit von diesem Anthrax, wofern er kein Recht an ihn hat, sich dessen anzumäßen, um Wucher damit zu treiben? Und wofern der Schatten wirklich sein war: welche Verträchtigkeit, ein so wenig, das Wenigste, was sich nennen oder denken läßt, etwas in tausend andern Fällen gänzlich Unbrauchbares, einem Menschen, einem Nachbar und Freunde, in dem einzigen Falle zu versagen, wo es ihm unentbehrlich ist?"

"Lasset, edle und großmögende Vierhundertmänner, lasset nicht von Abdera gesagt werden, daß ein solcher Muthwille, ein solcher Frevel, von einem Gericht, vor welchem (wie vor jenem berühmten zu Athen) Götter selbst nicht erröthen würden, ihre Streitigkeiten entscheiden zu lassen, Schutz gefunden habe! Die Abweisung des Klägers mit seiner unstatthafter, ungerechten und lächerlichen Klage und Appellation, die Verurtheilung desselben in alle Kosten und Schäden, die er dem unschuldigen Beklagten durch sein unbefugtes Betragen in dieser Sache verursacht hat, ist jetzt das Wenigste, was ich im Namen meines Klienten fordern kann. Auch Genugthuung, und wahrlich eine ungeheure Genugthuung, wenn sie mit der Größe seines Frevels in Ebenmaße stehen soll, ist der unbefugte Kläger schuldig! Genugthuung dem Beklagten, dessen häusliche Ruhe, Geschäfte, Ehre und Leumund von ihm und seinen Beschützern während dem Lauf dieses Handels auf unzählige Art gestört und angegriffen worden! Genugthuung dem ehrwürdigen Stadtgerichte, von dessen gerechtem Spruch er, ohne Grund, an dieses hohe Tribunal appellirt hat! Genugthuung diesem höchsten Gerichte selbst, welches er mit einem nichtswürdigen Handel muthwilliger Weise zu behelligen sich unterstanden! Genugthuung endlich der ganzen Stadt und Republik Abdera, die er bei dieser Gelegenheit in Unruhe, Zwiespalt und Gefahr gesetzt hat!"



„Fordere ich zu viel, großmögende Herren? Fordere ich etwas Unbilliges? Sehet hier das ganze Abdera, das sich unzählbar an den Stufen dieser hohen Gerichtsstätte drängt, und im Namen eines verdienstvollen, schwergekränkten Mitbürgers, ja im Namen der Republik selbst, Genugthuung erwartet, Genugthuung fordert. Bindet die Ehrfurcht ihre Zungen: so funkelt sie doch aus jedem Auge, diese gerechte, diese nicht zu verweigernde Forderung! Das Vertrauen der Bürger, die Sicherheit ihrer Gerechtsame, die Wiederherstellung unsrer innerlichen und öffentlichen Ruhe, die Begründung derselben auf die Zukunft, mit einem Worte, die Wohlfahrt unsers ganzen Staats, hängt von dem Ausspruch ab, den ihr thun werdet, hängt von Erfüllung einer gerechten und allgemeinen Erwartung ab. Und wenn in den ersten Zeiten der Welt ein Esel das Verdienst hatte, die schlummernden Götter bei dem nächtlichen Ueberfall der Titanen mit seinem Geschrei zu wecken, und dadurch den Olympus selbst vor Verwüstung und Untergang zu retten: so möge jezt der Schatten eines Esels die Gelegenheit, und der heutige Tag die glückliche Epoche sein, in welcher diese uralte Stadt und Republik nach so vielen und gefährvollen Erschütterungen wieder beruhigt, das Band zwischen Obrigkeit und Bürgern wieder fest zusammengezogen, alle vergangene Mißbelligkeiten in den Abgrund der Vergessenheit versenkt, durch gerechte Verurtheilung eines einzigen frevelhaften Eseltreibers der ganze Staat gerettet, und dessen blühender Wohlstand auf ewige Zeiten sicher gestellt werde!“

### Vierzehntes Kapitel.

Antwort des Sykophanten Polyphonus.

Sobald Phrygnatus zu reden aufgehört hatte, gab das Volk, oder vielmehr der Pöbel, der den Markt erfüllte, seine Beistimmung mit einem lauten Geschrei, welches so heftig und anhaltend war, daß die Richter endlich zu besorgen anfangen, die ganze Handlung möchte dadurch unterbrochen werden. Die Partei des Erzpriesters gerieth in Verlegenheit. Die Schatten hingegen, wiewohl sie im großen Rath die kleinere Zahl ausmachten, faßten neuen Muth, und versprachen sich von dem Eindruck, den dieses Vorspiel auf die Esel machen mußte, einen günstigen Erfolg. Indessen ermangelten die Kunstmeister nicht, das Volk durch Zeichen zur Ruhe zu ermahnen; und nachdem der Herold endlich durch einen dreimaligen Ruf die allgemeine Stille wieder hergestellt hatte, trat Polyphonus, der Sykophant des Eseltreibers, ein untersehter stämmiger Mann, mit kurzem krausen Haar und dicken pechschwarzen

Augenbraunen, auf, erhob eine Bassstimme, die auf dem ganzen Markt wiederhallte, und ließ sich folgendermaßen vernehmen:

„Großmögende Vierhundertmänner!“

Wahrheit und Licht haben das vor allen andern Dingen in der Welt voraus, daß sie keiner fremden Hilfe bedürfen, um gesehen zu werden. Ich überlasse meinem Gegenpart willig alle Vortheile, die er von seinen Rednerkünsten zu ziehen vermeint hat. Dem, der Unrecht hat, kommt es zu, durch Figuren und Wendungen und Fächerstreiche, und das ganze Gaukelspiel der Schlichretorik Kindern und Narren einen Dunst vor die Augen zu machen. Geheute Leute lassen sich nicht dadurch blenden. Ich will nicht untersuchen, wieviel Ehre und Nachruhm die Republik Abdera bei diesem Handel über einen Eselschatten gewinnen wird. Ich will die Richter weder durch grobe Schmeicheleien zu bestechen, noch durch versteckte Drohungen zu schrecken suchen. Noch viel weniger will ich dem Volk durch aufwiegelnde Reden das Signal zu Lärmen und Aufruhr geben. Ich weiß, warum ich da bin, und zu wem ich rede. Kurz, ich werde mich begnügen zu beweisen, daß der Eseltreiber Anthrax Recht hat. Der Richter wird alsdann schon wissen, was seines Amtes ist, ohne daß ich ihn daran zu erinnern brauche.“

Hier fingen einige wenige vom Pöbel, die zunächst an den Stufen der Terrasse standen, an, den Redner mit Geschrei, Schimpfreden und Drohungen zu unterbrechen. Da aber der Nomophylar von seinem elfenbeinernen Thron aufstand, der Herold abermals Stille gebot, und die Bürgerwache, die an den Stufen stand, ihre langen Spieße knipfte: so ward plötzlich alles wieder stille, und der Redner, der sich nicht so leicht aus der Fassung bringen ließ, fuhr also fort:

„Großmögende Herren, ich stehe hier nicht als Sachwalter des Eseltreibers Anthrax, sondern als Bevollmächtigter des Jasantempels, und von wegen des erlauchten und sehr ehrwürdigen Agathyrus, zeitigen Erzpriesters und Obervorstehers desselben, Hüters des wahren goldenen Vlieses, obersten Gerichtsherrn über alle dessen Stiftungen, Güter, Gerichte und Gebiete, Oberhaupt des hochedeln Geschlechts der Jasoniden etc., um im Namen Jasons und seines Tempels von euch zu begehren, daß dem Eseltreiber Anthrax Genugthuung geschehe, weil er im Grunde doch am meisten Recht hat; und daß er's habe, hoffe ich, trotz allen den Kniffen, die mein Gegner von seinem Meister Gorgias gelernt zu haben rühmt, so klar und laut zu beweisen, daß es die Blinden sehen, und die Tauben hören sollen. Also, ohne weitere Vorrede, zur Sache!“

„Anthrax vermiethete dem Zahnarzt Struthion seinen Esel auf einen Tag; nicht zu selbstbeliebigen Gebrauch, sondern um ihn, den Zahnarzt, mit seinem Mantelsack, halbenwegs nach Gerania zu



tragen, welches, wie Jedermann weiß, acht starke Meilen von hier entfernt liegt.“

„Bei der Vermietung des Esels dachte natürlicher Weise Keiner von Beiden an seinen Schatten. Aber als der Zahnarzt mitten auf dem Felde abstieg, den Esel, der wahrlich von der Hitze noch mehr gelitten hatte, als er, in der Sonne halten ließ, und sich in dessen Schatten setzte, war es ganz natürlich, daß der Herr und Eigenthümer des Esels dabei nicht gleichgültig blieb.“

„Ich begehre nicht zu leugnen, daß Anthrax eine alberne und eselhafte Wendung nahm, da er von dem Zahnbrecher verlangte, daß er ihm für des Esels Schatten deswegen bezahlen sollte, weil er ihm den Schatten nicht mit vermietet habe. Aber dafür ist er auch nur ein Eseltreiber von Borektern her, d. i. ein Mann, der eben darum, weil er unter lauter Eseln angekommen ist, und mehr mit Eseln als ehrlichen Leuten lebt, eine Art von Recht hergebracht und erworben hat, selbst nicht viel besser als ein Esel zu sein. Im Grunde war's also bloß — der Spaß eines Eseltreibers.“

„Aber in welche Klasse von Thieren sollen wir den setzen, der aus einem solchen Spaß Ernst machte? Hätte der Herr Struthion wie ein verständiger Mann gehandelt, so brauchte er dem Grobian nur zu sagen: „Guter Freund, wir wollen uns nicht um eines Eselschatten willen entzweien. Weil ich dir den Esel nicht abgemietet habe, um mich in seinen Schatten zu setzen, sondern um darauf nach Gerania zu reiten: so ist es billig, daß ich dir die etlichen Minuten Zeitverlust vergüte, die dir mein Absteigen verursacht, zumal da der Esel um so viel länger in der Hitze stehen muß und dadurch nicht besser wird. Da, Bruder, hast du eine halbe Drachme; laß mich einen Augenblick hier verschmausen, und dann wollen wir uns, in aller Frische Namen, wieder auf den Weg machen.“ —

„Hätte der Zahnarzt aus diesem Tone gesprochen, so hätte er gesprochen wie ein ehrliebender und billiger Mann. Der Eseltreiber hätte ihm für die halbe Drachme noch Vergelt's Gott! gesagt, und die Stadt Abdera wäre des ungewissen Nachruhms, den ihr mein Gegentheile von diesem Eselprozeß verspricht — und aller der Unruhen, die daraus entstehen mußten, sobald sich so viele große und angesehenen Herren und Damen in die Sache mischten — überhoben gewesen. Statt dessen setzt sich der Mann auf seinen eigenen Esel, besteht auf seinem bodenlosen Recht, sich vermöge seines Miethkontrakts in des Esels Schatten zu setzen, so oft und so lange er wolle, und bringt dadurch den Eseltreiber in die Hitze, daß er vor den Stadtrichter läuft und eine Klage anbringt, die ebenso abgeschmackt und unförmig ist, als die Verantwortung des Beklagten.“

„Ob es nun nicht, zu Statuirung eines lehrreichen Beispiels,

wohl gethan wäre, wenn dem Sykophanten Pphignatus, meinem werthesten Kollegen — als dessen Aufhebung es ganz allein zuzuschreiben ist, daß der Zahnbrecher den von dem ehrwürdigen Stadtrichter Philippides vorgeschlagenen billigen Vergleich nicht eingegangen — für den Dienst, den er dem abderitischen gemeinen Wesen dadurch geleistet, die Ohren gestutzt und allenfalls, zum ewigen Andenken, ein paar Eselsohren dafür angeheft würden; in gleichen, was für einen öffentlichen Dank der ehrwürdige Kunstmeister Prieme und die übrigen Herren, die durch ihren patriotischen Eifer Del in's Feuer gegossen, für ihre Mühe verdient haben möchten, überläßt der erlauchte Erzpriester, mein Prinzipal, dem eigenen einsichtsvollen Ermessen des höchsten Gerichts der Vierhundert. Er, seines Orts, wird, als angeborener Oberherr und Richter des Eseltreibers Anthrax, nicht ermangeln, ihm, zu wohlverdienter Belohnung seines in diesem Handel bewiesenen Unverstands, unmittelbar nach beendigtem Prozeß, fünfundzwanzig Prügel geben zu lassen. Da aber darum das Recht des mehrbeteiligten Eseltreibers, wegen der von dem Zahnarzt Struthion erlittenen Angehör, wegen des Mißbrauchs, den dieser von seinem Esel gemacht, und wegen der Weigerung einer billigen Vergütung des dadurch verursachten Zeitverlusts und Deterioration seines laßbaren Thieres, Genugthuung zu fordern, nichts desto weniger in seiner ganzen Kraft besteht: so begehret und erwartet der erlauchte Erzpriester von der Gerechtigkeit dieses hohen Gerichts, daß seinem Unterthanen, ohne längern Aufschub, die gebührende vollständige Entschädigung und Genugthuung verschafft werde.“

„Guch aber (setzte er hinzu, indem er sich umdrehte und gegen das Volk kehrte) soll ich im Namen Jasons ankündigen, daß alle diejenigen, die auf eine ungebührliche und aufrührerische Art an der bösen Sache des Zahnbrechers Antheil genommen, so lange, bis sie dafür gebührenden Abtrag gethan haben werden, von den Wohlthaten, die der Tempel Jasons alle Monate den armen Bürgern zufließen läßt, ausgeschlossen sein und bleiben sollen. Dixi.“

### Fünfundzwantes Kapitel.

Bewegungen, welche die Rede des Polypionus verursachte. Nachtrag des Sykophanten Pphignatus. Verlegenheit der Richter.

Diese kurze und unerwartete Rede brachte auf einige Augenblicke ein tiefes Stillstehen hervor. Der Sykophant Pphignatus schien zwar große Lust zu haben, sich über die Stelle, die ihn persönlich betroffen hatte, mit Hitze vernehmen zu lassen. Allein, da



er die Niedergeschlagenheit bemerkte, die der Inhalt der letzten Periode seines Gegners unter dem gemeinen Volke hervorgebracht zu haben schien: so begnügte er sich, gegen die ehrenrührige Stelle vom Ohrenabschneiden und andre Anzüglichkeiten sich *quavis competentia* vorzubehalten, zuckte die Achseln, und schwieg.

Das Licht, in welches der Sykophant Polyphonus den wahren Statum controversiae gestellt hatte, that einen so guten Effekt, daß unter den sämtlichen Vierhundertmännern kaum ihrer zwanzig überblieben, die, nach abderitischer Gewohnheit, nicht versicherten, daß sie die Sache gleich vom Anfang an eben so angesehen; und es wurde in ziemlich lebhaften Ausdrücken gegen diejenigen gesprochen, welche Schuld daran hätten, daß eine so simple Sache zu solchen Weitläufigkeiten getrieben worden sei. Die Meisten schienen darauf anzutragen: daß dem Erzpriester nicht nur die für seinen Angehörigen verlangte Entschädigung und Genugthuung zugesprochen, sondern auch eine Kommission aus dem großen Rath niedergelegt werden sollte, um nach der Schärfe zu untersuchen: wer die ersten Anstifter und Verheßer dieses Handels eigentlich gewesen seien.

Dieser Antrag brachte den Kunstmeister und diejenigen, die ihre Partei mit ihm gegen allen Erfolg zum voraus genommen hatten, auf einmal wieder in Harnisch. Der Sykophant Physignatus, der dadurch wieder Muth bekam, verlangte von dem Komophylar noch einmal zum Gehör gelassen zu werden, weil er auf die Rede seines Gegentheils etwas Neues vorzubringen habe; und da ihm dieses, den Rechten nach, nicht versagt werden konnte, so ließ er sich folgendermaßen vernehmen:

„Wenn das gerechte Vertrauen zu einem so ehrwürdigen Gericht, wie das gegenwärtige, den verhassten Namen einer bestechenden Schmeichelei, womit mein Gegentheil solches zu belegen sich nicht gescheut hat, verdient — so muß ich mich darein ergeben, einen Vorwurf auf mir sitzen zu lassen, den ich nicht vermeiden kann; und ich glaube allenfalls durch eine allzu hohe Meinung von euch, großmögende Herren, weniger zu sündigen, als mein Gegner durch die Einbildung, eure Gerechtigkeit und Einsicht in einer so groben Schlinge zu fangen, als diejenige ist, die er euch gelegt hat. Der Schein von gesunder Vernunft, womit er seine plumpe Vorstellungart der Sache überstrichen, und ein Ton, den er seinem Klienten abgeborgt zu haben scheint, können höchstens eine augenblickliche Ueberraschung wirken: aber daß sie die Weisheit des obersten Rathes von Abdera ganz unzuwerfen vermögend wären, wäre an mir Lästerung zu fürchten, und war Unsinn an ihm, zu hoffen.“

„Wie? Polyphonus, anstatt die gerechte Sache seines Klienten zu behaupten, wie er vor dem ehrwürdigen Stadtgerichte und bis her immer hartnäckig gethan hat, gesteht nun auf einmal selbst ein:

daß der Eselstreiber unrecht und unsinnig daran gethan habe, seine gegen den Zahnarzt Struthion erhobene Klage auf sein vermeintes Eigenthumsrecht an den Eselschatten zu gründen; er bekennet öffentlich, daß der Kläger eine unbefugte, ungegründete, frivole Klage erhoben habe: und er untersteht sich von Recht an Schadloshaltung zu schwören, und in dem trohigen Tone eines Eseltreibers Genugthuung zu fordern? Was für eine neue unerhörte Art von Rechtsgelehrsamkeit, wenn der unrechthabende Theil damit durchkäme, daß er am Ende, wenn er sich nicht mehr anders zu helfen wüßte, selbst gestünde, er habe Unrecht, und mit fünf und zwanzig Prügel, die er sich dafür geben ließe (und die ein Kerl, wie Anthrax, schon auf seinen Buckel nehmen kann), sich noch ein Recht an Entschädigung und Satisfaktion erwerben könnte? Gesezt auch, des Eseltreibers Fehler bestünde bloß darin, daß er nicht die rechte Aktion instituirt: was geht das den unschuldigen Gegentheil oder den Richter an? Jener muß sich mit seiner Verantwortung nach der Klage richten; und dieser urtheilt über die Sache, nicht wie sie vielleicht in einem andern Licht und unter einem andern Gesichtspunkt erscheinen könnte, sondern wie sie ihm vorgetragen worden. Ich verspreche mir also im Namen meines Klienten, daß, der gegentheiligen Luststreichs ungeachtet, die vorliegende Sache nicht nach dem neuen und allen bisherigen Verhandlungen zuwiderlaufenden Schwur, den ihr Polyphonus zu geben gesucht, sondern nach Beschaffenheit der Klage und des Beweises abgeurtheilt werde. Die Rede ist in gegenwärtigem Rechtsstreit nicht von Zeitverlust und Deterioration des Esels, sondern von des Esels Schatten. Kläger behauptete, daß sein Eigenthumsrecht an den Esel sich auch auf dessen Schatten erstreckte, und hat es nicht bewiesen. Beklagter behauptete, daß er so viel Recht an des Esels Schatten habe, als der Eigentümer, oder was allenfalls daran abgehen könnte, hab' er durch den Miethkontrakt erworben; und was er behauptete, hat er bewiesen.“

„Ich stehe also hier, großmögende Herren, und verlange einen richterlichen Spruch über das, was bisher den Gegenstand des Streits ausgemacht hat. Um dessentwillen allein ist gegenwärtiges höchstes Gericht niedergesetzt worden! Dies allein macht jetzt eine Sache aus, worüber es zu erkennen hat! Und ich unterstehe mich's, vor diesem ganzen mich hörenden Volke zu sagen: entweder ist kein Recht in Abdera mehr, oder meine Forderung ist gesetzmäßig, und die Rechte eines jeden Bürgers sind darunter befangen, daß meinem Klienten das heutige zugesprochen werde!“

Der Sykophant schwieg, die Richter stuhnten, das Volk fing von neuem an zu murmeln und unruhig zu werden, und die Schatten reckten ihre Köpfe wieder empor.



„Nun,“ sagte der Komophylar, indem er sich an Polyphonus wandte, „was hat der klägerische Anwalt hierauf beizubringen?“

„Hochgeachteter Herr Oberrichter,“ erwiderte Polyphonus, „Nichts — als Alles von Wort zu Wort, was ich schon gesagt habe. Der Prozeß über des Esels Schatten ist ein so böser Handel, daß er nicht bald genug ausgemacht werden kann. Der Kläger hat dabei gefehlt, der Beklagte hat gefehlt, die Anwälte haben gefehlt, der Richter der ersten Instanz hat gefehlt, ganz Abdera hat gefehlt! Man sollte denken, ein böser Wind habe uns alle angeblasen, und es sei nicht so ganz richtig mit uns gewesen, als wohl zu wünschen wäre. Kam' eslechterdings darauf an, uns noch länger zu prostituiren: so sollte mir's wohl auch nicht an Athem fehlen, für das Recht meines Klienten an seines Esels Schatten eine Rede zu halten, die von Sonnenaufgang bis zu Sonnenuntergang dauern sollte. Aber, wie gesagt, wenn die Komödie, die wir gespielt haben, so lange sie bloß Komödie blieb, noch zu entschuldigen ist: so wär' es doch, dünkt mich, auf keine Weise recht, sie vor einem so ehrwürdigen Gerichte, wie der hohe Rath von Abdera, länger fortzuspielen. Wenigstens habe ich keine Instruktion dazu, und überlasse euch also, großmüthige Herren, unter nochmaliger Wiederholung alles dessen, was ich im Namen des erlauchten und sehr ehrwürdigen Erzpriesters zu Recht gefordert habe, den Handel nun abzumirtheln und auszumachen — wie es euch die Götter eingeben werden.“

Die Richter befanden sich in großer Verlegenheit; und es ist schwer zu sagen, was für ein Mittel sie endlich ergriffen haben würden, um mit Ehren aus der Sache zu kommen, wenn der Zufall, der zu allen Zeiten der große Schutzherr aller Abderiten gewesen ist, sich ihrer nicht angenommen, und diesem seinen bürgerlichen Drama eine Entwicklung gegeben hätte, deren sich einen Augenblick vorher kein Mensch versah, noch versehen konnte.

### Sechzehntes Kapitel.

Unvermuthete Entwicklung der ganzen Komödie und Wiederherstellung der Ruhe in Abdera.

Der Esel, dessen Schatten seither (nach dem Ausdruck des Archon Onolaus) eine so seltsame Verfinsterung in den Hirnschädeln der Abderiten angerichtet hatte, war bis zu Austrag der Sache in den öffentlichen Stall der Republik abgeführt und bisher daselbst nothdürftig gepflegt worden.

Das Beste, was man davon sagen kann, ist, daß er nicht fetter davon geworden war.

Diesen Morgen nun war es den Stallbedienten der Republik, welche wußten, daß der Handel zu Ende gehen sollte, auf einmal eingefallen: der Esel, der gleichwohl eine Hauptperson bei der Sache vorstellte, sollte doch billig auch von der Partie sein. Sie hatten ihn also gestriegelt; mit Blumentränzen und Bändern herausgeputzt, und brachten ihn nun, unter der Begleitung und dem Nachjauchzen unzähliger Gassenjungen, in großem Pomp herbei.

Der Zufall wollte, daß sie in der nächsten Gasse, die zum Markt führte, anlangten, als Polyphonus eben seinen Nachtrag geendigt hatte, und die armen Richter sich gar nicht mehr zu helfen wußten, das Volk hingegen zwischen der Furcht vor dem Erzpriester und dem neuen Stoß, den ihm die zweite Rede des Sykophanten Phrygnatus gegeben, in einer ungewissen und unmuthigen Art von Bewegung schwankte.

Der Lärm, den die besagten Gassenjungen um den Esel her machten, drehte Jedermanns Augen nach der Seite, woher er kam. Man stunkte und drängte sich hinzu.

„Ha!“ rief endlich Einer aus dem Volke, „da kommt der Esel selbst!“ — „Er wird den Richtern wohl zu einem Ausspruch helfen wollen,“ sagte ein Anderer. — „Der verdamnte Esel,“ rief ein Dritter, „er hat uns Alle zu Grunde gerichtet! Ich wollte, daß ihn die Wölfe gefressen hätten, eh' er uns diesen gottlosen Handel auf den Hals zog!“ — „Heida!“ schrie ein Keßelslicker, der immer einer der eifrigsten Schatten gewesen war, „was ein braver Abderit ist, über den Esel her! Er soll uns die Zechen bezahlen! Laßt nicht ein Haar aus seinem schäbigen Schwanz von ihm übrig bleiben!“

In einem Augenblick stürzte sich die ganze Menge auf das Thier, und, ehe man eine Hand umkehren konnte, war es in tausend Stücke zerrissen. Jedermann wollte auch einen Bissen davon haben. Man riß, schlug, zertr, kratzte, balgte und raufte sich darum mit einer Hitze, die gar nicht ihres Gleichen hatte. Bei Einigen ging die Wuth so weit, daß sie ihren Antheil auf der Stelle roh und blutig auftrugen; die Meisten aber liefen mit dem, was sie davon gebracht, nach Hause; und da ein Jeder eine Menge hinter sich her hatte, die ihm seinen Raub mit großem Geschrei abzusagen suchten: so wurde der ganze Markt in wenig Minuten so leer als um Mitternacht.

Die Vierhundertmänner waren im ersten Augenblick dieses Aufbruchs, wovon sie die Ursache nicht sogleich sehen konnten, in so große Bestürzung gerathen, daß sie alle, ohne selbst zu wissen, was sie thaten, die Dolche hervorzogen, die sie heimlich unter ihren Mänteln bei sich führten; und die Herren sahen einander mit keinem kleinen Erstaunen an, da auf einmal, vom Komophylar bis zum untersten



Beißer, in jeder Hand ein bloßer Dold funkelte. Als sie aber endlich sahen und hörten, was es war, steckten sie geschwinde ihre Messer wieder in den Busen, und brachen allesammt, gleich den Göttern im ersten Buch der Ilias, in ein unaussprechliches Gelächter aus.

„Dank sei dem Himmel,“ rief endlich, nachdem die sehr ehrwürdigen Herren wieder zu sich selbst gekommen waren, der Komophylar lachend aus: „Mit aller unserer Weisheit hätten wir der Sache keinen schicklichen Ausgang geben können. Wozu wollten wir uns nun noch länger die Köpfe zerbrechen? Der Esel, der unschuldige Anlaß dieses leidigen Handels, ist (wie es zu gehen pflegt) das Opfer davon geworden; das Volk hat sein Mütchen an ihm abgekühlt; und es kommt jetzt nur noch auf eine gute Entschliessung von unsrer Seite an: so kann dieser Tag, der noch kaum so ausfiel, als ob er ein trübes Ende nehmen würde, ein Tag der Freude und der Wiederherstellung der allgemeinen Ruhe werden. Da der Esel selbst nicht mehr ist, was hilft es, noch lange über seinen Schatten zu rechten? Ich trage also darauf an: daß diese ganze Eselsache hiemit öffentlich für geendigt und abgethan genommen, beiden Theilen unter Vergütung aller ihrer Kosten und Schäden aus dem Stadttarario, ein ewiges Stillschweigen auferlegt, dem armen Esel aber auf gemeiner Stadt Kosten ein Denkmal aufgerichtet werde, das zugleich uns und unsern Nachkommen zur ewigen Erinnerung diene, wie leicht eine große und blühende Republik sogar um eines Esels Schatten willen hätte zu Grunde gehen können.“

Jedermann klatschte dem Antrag des Komophylar seinen Beifall zu, als dem klügsten und billigsten Auswege, den man, nach Gestalt der Sachen, treffen könne. Beide Parteien konnten damit zufrieden sein, und die Republik erkaufte ihre Beruhigung und Verhütung größeren Schnupfs und Unheils noch immer wohlfeil genug. Der Schluß wurde also von den Vierhundertmännern einhellig diesem Vortrag gemäß abgefaßt, wiewohl es einige Mühe kostete, den Kunstmeister Prieme dahin zu bringen, daß er nicht den Ungeraden machte; und der große Rath, mit seiner martialischen Bürgerwache im Vor- und Hintertreffen, begleiteten den Komophylar bis vor seine Wohnung zurück, wo er die Herren Kollegen sammt und sonders auf den Abend zu einem großen Concert einlud, welches er ihnen, zur Befestigung der wiederhergestellten Eintracht, zum Besten geben wollte.

Der Erzpriester Agathyrus erließ dem Eseltreiber nicht nur die versprochenen fünf und zwanzig Prügel, sondern schenkte ihm noch obendrein drei schöne Maulesel aus seinem eignen Stalle, mit dem ausdrücklichen Verbot, keine Schadloshaltung aus dem abderitischen Aerario anzunehmen. Des folgenden Tages gab er den sämtlichen Schatten aus dem kleinen und großen Rath ein prächtiges

Gastmahl; und am Abend ließ er unter die gemeinen Bürger von allen Künsten eine halbe Drachme auf den Mann austheilen, um dafür auf seine und aller guten Abderiten Gesundheit zu trinken. Diese Freigebigkeit gewann ihm auf einmal wieder aller Herzen; und da die Abderiten ohnehin (wie wir wissen) Leute waren, denen es nichts kostete, von einer Extremität zur andern überzugehen: so ist sich, bei einem so edlen Betragen des bisherigen Oberhaupts der stärkern Partei, nicht zu verwundern, daß die Namen von Eseln und Schatten in kurzem gar nicht mehr gehört wurden. Die Abderiten lachten jetzt selbst über ihre Thorheit als einen Anstoß von fiebrischer Naserei, der nun, Gottlob! vorüber sei. Einer ihrer Balladenmänner (deren sie sehr viele und sehr schlechte hatten) eilte was er konnte, die ganze Geschichte in ein Gassenlied zu bringen, das sogleich auf allen Straßen gesungen wurde; und der Dramenmacher Thlaps ermangelte nicht, binnen wenigen Wochen sogar eine Komödie daraus zu verfertigen, wozu der Komophylar eigenhändig die Musik komponirte.

Dieses schöne Stück wurde öffentlich mit großem Beifall aufgeführt, und beide ehemalige Parteien lachten so herzlich darin, als ob die Sache sie gar nichts anginge.

Demokritus, der sich von dem Erzpriester hatte bereden lassen, mit in dies Schauspiel zu gehen, sagte beim Herausgehen: Diese Aehnlichkeit mit den Athenern muß man den Abderiten wenigstens eingestehen, daß sie recht treuherzig über ihre eigne Narrenstreiche lachen können. Sie werden zwar nicht weiser darum: aber es ist immer schon viel gewonnen, wenn ein Volk leiden kann, daß ehrliche Leute sich über seine Thorheiten lustig machen, und mitlacht, anstatt, wie die Affen, tückisch darüber zu werden.

Es war die letzte abderitische Komödie, in welche Demokritus in seinem Leben ging: denn bald darauf zog er mit Sack und Pack aus der Gegend von Abdera weg, ohne einem Menschen zu sagen, wo er hinginge; und von dieser Zeit an hat man keine weitere Nachrichten von ihm.



## M u s a r i o n .

(Nach der ersten Originalausgabe, Leipzig 1768.)

### Erstes Buch.

In einem Hain, der einer Wildniß glich,  
Und nah am Meer ein kleines Landgut grenzte,  
Ging Phaniās mit seinem Gram und sich  
Allein umher; der Abendwind durchstrich  
Sein fliegend Haar, das keine Rose umfränzte;  
Verdrossenheit und Trübsinn malte sich  
In Blick und Gang und Stellung sichtbarlich,  
Und was ihm noch zum Timon fehlte, ergänzte  
Ein Ueberroth, so färbt, so entfärbt  
Und abgenüßt, daß es Verdacht erweckte,  
Er habe den, der einst den Crates deckte  
(Ihr wißt ja, wo), vom Diogen geerbt.  
Gedankenvoll, mit halbgeschlossnen Blicken,  
Den Kopf gesenkt, die Hände auf dem Rücken,  
Ging er daher. Verwandelt, wie er war,  
Mit langem Bart und ungeschmücktem Haar,  
Mit finst'rer Stirn, in chynischem Gewand,  
Wer hätte in ihm den Phaniās erkannt,  
Der kürzlich noch von Grazien und Scherzen  
Umflattert war, den Sieger aller Herzen,  
Der an Geschmack und Aufwand keinem wich,  
Und zu Athen, wo selbst die Platons zechten,  
Beim muntern Fest, in durchgescherzten Nächten,  
Dem Comus bald, und bald dem Amor glich?

Ermüdet wirft er sich auf einen Rasen nieder,  
Sieht ungerührt die reizende Natur,  
So schön in ihrer Einfalt — hört die Lieder  
Der Nachtigall, doch mit den Ohren nur;

Ihr zärtlicher Gesang sagt seinem Herzen nichts,  
Denn ihn beraubt des Grams umschattendes Gefieder  
Des innern Ohrs, des geistigen Gesichts.  
Empfindungslos, wie einer, der Medusen  
Erblickt und starrt, erwägt er zweifelsvoll  
Nicht, wie vordem, wofür er seufzen soll,  
Für Ophoens Fuß, für Phryniens Busen?  
Nein, Phaniās spricht jetzt der Thorheit Hohn,  
Und ruft, seitdem aus seinem hohlen Beutel  
Die letzte Drachme flog, wie König Salomon:  
Was unterm Monde liegt, ist eitel!  
Ja, eitel ist, und flüchtiger als Wind  
Der Schönen Gunst, die Brudertreu der Becher,  
Sobald nicht mehr der goldne Regen rinnt,  
Ist keine Danae — sobald im trocknen Becher  
Der Wein versiegt, ist kein Patroklus mehr.  
Was Fliegen lockt, das lockt auch Freunde her,  
Gold zieht magnetischer, als Schönheit, Wit und Jugend;  
Ist eure Hand, ist eure Tafel leer,  
So flieht der Käscherschwarm, und Laiz spricht von Tugend.

Der großen Wahrheit voll, daß alles eitel sei,  
Womit der Mensch in seinen Frühlingstagen,  
Berauscht von süßer Raserei,  
Leichtsinzig, lüstern, rasch und unerfahren,  
In seinem Paradies von Rosen und Schasmin,  
Ein kleiner Gott sich dünkt — setzt Phaniās, der Weise,  
Wie Herkules sich auf den Scheidweg hin,  
(Zum Unglück nur zu spät) und sinnt der schweren Reise  
Des Lebens nach. — Was soll, was kann er thun?  
Es ist so süß auf Pflaum- und Rosenblättern,  
Im Arm der Wollust sich vergöttern,  
Und nur vom Uebermaß der Freuden auszuruhn!  
Es ist so unbequem, den Dornenpfad zu klettern!  
Was thätet ihr? — Hier ist, wie vielen deucht,  
Das Wählen schwer; dem Phaniās war's leicht.  
Er sieht die schöne Ungetreue,  
Die Wollust — schön, er fühlt's — doch nicht mehr schön für ihn,  
Zu jüngern Günstlingen aus seinen Armen fliehn;  
Die Scherz' und Liebesgötter fliehn  
Der Göttin nach, verlassen lachend ihn,  
Und schicken ihm zum Zeitvertreib die Neue.  
Dagegen winken ihm aus ihrem Heiligthum  
Die Tugend, und ihr Sohn, der Ruhm,



Und zeigen ihm den edeln Weg der Ehren.  
Der neue Hercules sieht sich noch einmal um,  
Ob seine Flüchtlinge vielleicht noch wiederkehren?  
Sie kehren — ach! nicht wieder um:  
Er steht's, und faßt den Schluß, der Helden Zahl zu mehren.

Der Helden Zahl? — Hier steht er an;  
Der kühne Vorsatz bleibt in neuen Zweifeln schweben.  
Zwar ist es schön, auf lorbeervoller Bahn  
Zum Rang der Göttlichen, die in der Nachwelt leben,  
Zu einem Platz im Sternenplan  
Und im Plutarch sich zu erheben;  
Schön, sich der trägen Ruh' entziehen,  
Gefahren suchen, niemals fliehen,  
Auf edle Abenteuer ziehn  
Und die geruchne Welt mit Riesenblute färben;  
Schön, süß sogar (zum mindesten singet so  
Ein Dichter, welcher selbst beim ersten Anlaß floh),  
Süß ist's, und ehrenvoll, für's Vaterland zu sterben.  
Doch, auch die Weisheit kann Unsterblichkeit erwerben.  
Wie prächtig klingt's, den fesselfreien Geist  
Im reinen Quell des Lichts von seinen Flecken waschen,  
Die Wahrheit, die sich sonst nie ohne Schleier weist  
(Nie, oder Göttern nur), entkleidet überraschen;  
Der Schöpfung Grundriß übersehn,  
Der Sphären mystischen verworrenen Tanz verstehen,  
Vermuthungen auf stolze Schlüsse thürmen,  
Und Titans Söhnen gleich die Geisterwelt erstürmen —  
Wie glorreich! welche Lust! — Reimt immer den beglückt  
Und frei und groß, den Mann, der nie gezittert,  
Den der Trompete Ruf zur wilden Schlacht entzückt,  
Der lächelnd sieht, was Menschen sonst erschüttert,  
Und selbst den Tod, der ihn mit Lorbeern schmückt,  
Wie eine Brant an seinen Busen drückt;  
Noch größer, glücklicher ist der mit Recht zu nennen,  
Den, von Minervens Schild bedeckt,  
Kein nächtliches Phantom, kein Aberglaube schreckt;  
Den Flammen, die auf Leinwand brennen,  
Und Styr und Acheron nicht blässer machen können;  
Der ohne Furcht Kometen brennen sieht,  
Der höhre Geister nicht mit Taschenspiel bemüht,  
Und, weil kein Wahn die Augen ihm verbindet,  
Stets die Natur sich gleich, stets regelmäßig findet.  
War Philipps Sohn ein Held, der sich der Lust entzog,

In welcher unberühmt die Ninyas zerrannen,  
Und auf zertrümmerten Tyrannen  
Von Sieg zu Sieg bis an den Indus flog;  
Sein wälzender Triumph zermalnte tausend Städte,  
Vertrat die halbe Welt — warum? Laßt's ihn gestehn!  
Damit der Pöbel von Athen  
Beim nassen Schmaus von ihm zu reden hätte:  
Um wie viel mehr als Helden, Weltbezwinger,  
Ist der ein Held, ein Halbgott, kaum geringer  
Als Jupiter, der tugendhaft zu sein  
Sich kühn entschließt; dem Lust kein Gut, und Pein  
Kein Uebel ist; zu groß, sich zu beklagen,  
Zu weise, sich zu freun; der jede Leidenschaft  
Gefesselt an der Tugend Wagen  
Befestigt hat und im Triumphe führt;  
Den alles Gold der Inden nicht verführt,  
Den nur sein eigener, kein fremder Beifall rührt,  
Kurz, der in Phalaris durchglühtem Stier verdärbe,  
Oh' er ein Diadem in Phryniens Arm erwärbe.

In solche schimmernde Betrachtungen vertieft,  
Lag Phantias schon mehr als halb entschlossen;  
Als Amor unverhofft die neue Denkart prüft,  
Die Gram, Philosophie und Noth ihm eingegossen.  
Er sieht und hätte gern den Augen nicht getraut,  
Die einen Gegenstand, vor dem ihm billig graut,  
Zu sehn sich nicht erwehren können.  
Die Götter werden ihm den Ruhm doch nicht mißgönnen,  
Ein Kenokrat zu sein? Was hilft Entschlossenheit?  
Im Augenblick, da man sein Herz Minerven weist,  
Kommt Venus selbst zur ungelegnen Zeit.  
Zwar Venus war es nicht; doch hätte  
Die Schöne, welche kam, vielleicht sich vor der Wette,  
So Pallas einst verlor, nicht sehr gescheut;  
Schön, wenn der Schleier nur ihr schwarzes Aug' entdeckte,  
Noch schöner, wenn er nichts bedeckte;  
Gefallend, wenn sie schwieg, bezaubernd, wenn sie sprach;  
Dann hätt' ihr Wis auch Wangen ohne Rosen  
Beliebt gemacht; ein Wis, dem's nie an Reiz gebrach,  
Zu stechen oder liebzuosen  
Gleich aufgelegt, doch lächelnd, wenn er stach  
Und ohne Gift. Nie sah man die Musen  
Und Grazien in einem schönern Bund,



Nie scherzte die Vernunft aus einem schönern Mund,  
Und Amor nie um einen schönern Busen.  
So war, die ihm erschien, so war Musarion.  
Sagt, Freunde, wenn mit einer solchen Miene  
Im wildsten Hain ein Mädchen euch erschiene —  
Die Hand auf's Herz! — sagt, liefert ihr davon?  
So? Lief denn Phantias? — Das konntet ihr errathen;  
Er that, was Bruder Luz, und ihr und ich nie thaten,  
Allein, was Jeder soll, der sicher gehen will.  
Er sprang vom Boden auf, und hielt ein wenig still,  
Um recht gewiß zu sehn, was ihm sein Auge sagte;  
Und da er sah, es sei Musarion —  
Wo nicht ihr Geist — so lief er euch davon,  
Als ob ein Arimasps ihn jagte.

„Du fliehst, Phantias?“ ruft sie ihm lachend nach;  
„Du kennest mich und fliehst? — Gut, fliehe nur, du Spröder!  
Dein Kaltsinn macht Musarion nicht blöder;  
Sei stolz darauf, und siehe mich so schwach,  
Dir nachzuziehen“ — Im Ernst? Lief sie ihm nach?  
Sie that's. Er wand durch ungebahnte Pfade  
Umsonst wie eine Schlange sich;  
So schlüpft die keusche Orade  
Dem Satyr aus der Hand, der sie im Bad erschlich.  
Die Schöne folgt mit leichten Zephyrfüßen,  
Doch ohne Haß; denn (dachte sie) am Strand  
(Wohin er floh) wird er wohl halten müssen.  
Ihr Glück war, daß sich kein Klacken fand;  
Denn der Versuchung zu entgehen  
Hätt' er sich bis in's Nohrenland  
In einem Rahn gewagt. Nun war's um ihn geschehen.  
Was konnt' er thun? — Man muß gestehn, sie trieb  
Die Sache weit. Doch half er sich und blieb  
Am Ufer ganz gelassen stehen,  
Sah vor sich hin, schwang seinen Stab, beschrieb  
Figuren in den Sand, als ob er überdachte,  
Wie viele Körner wohl der Erdball fassen möchte;  
Kurz, that als sah er nichts, und wandte sich nicht um.  
„Vortrefflich!“ rief sie aus; „das nenn' ich Heldenthum  
Und etwas mehr! Die alte Ordnung wollte,  
Daß Daphne jungferlich mit kurzen Schritten fliehn,  
Apollo keuschend folgen sollte;  
Du kehrt es um — Fliehst du, mich nachzuziehen?  
Den kleinen Stolz will ich dir gerne gönnen.“

„Du irrst dich,“ antwortet unser Held,  
Mit Mienen, welche nicht, wie sehr sie ihm mißfällt,  
Verbergen wollen oder können;  
„Ein kleiner Erdsstoß, der durch einen hübschen Spalt  
Den Boden zwischen uns jetzt plötzlich gähnen machte,  
Ist alles, glaube mir, wornach ich schmachte.  
Seitdem ich dich erblickt.“ — „Der Gruß ist ziemlich kalt,“  
Erwidert sie, „du denkst, wie ich sehe,  
Die Reihe sei nunmehr an dir,  
Und weichst zurück, so weit ich vorwärts gehe.  
Doch spiele nicht den Grausamen mit mir!  
Was willst du mehr, als daß ich dir gestehe,  
Du zürst mit Recht? Ja, ich mißkannte dich;  
Doch, war ich damals mein? Jetzt bin ich, was du mich  
Zu sein so oft zu meinen Füßen hatest.“ —

„Wie (unterbrach er sie) du, die mit kaltem Blut  
Mein zärtlich Herz mit Füßen tratest,  
Mich lächelnd leiden sahst — du hast den Uebermuth  
Und suchst mich auf, mich noch durch Spott zu quälen?  
Zwei Jahre liebt' ich dich, Undankbare, so schön,  
Wie Venus selbst vielleicht sich nie geliebt gesehen.  
Dein Blick, dein Athem schien allein mich zu befeelen.  
Thor, der ich war! Von einem Blick entzückt,  
Der sich an mir für Nebenbuhler übte;  
Durch falsche Hoffnungen berückt,  
Womit mein krankes Herz getäuscht zu werden liebte!  
Du reichtest selbst das süße Gift mir dar,  
Und machtest dann mit einem andern wahr,  
Was dein Sirenenmund mir zugelächelt hatte.  
Und, o! mit wem? Dies brachte mich zur Wuth —  
Nur der Gedank' empört noch jetzt mein Blut —  
Ein Knabe war's — erröthe nicht — gestatte,  
Daß ich ihn malen darf — gelblich, zephyrlich,  
Ein bunter Schmetterling, so glatt wie eine Schlange,  
Mit Flaum um's Kinn, mit rothgeschminkter Wange,  
Ein Ding, das einer Puppe glich,  
Wie kleine Töchterchen mit sich zu Bette nehmen;  
Dem gabst du, ohne dich zu schämen,  
Den Busen Preis, um den der Hirt von Ilion  
Helenen untreu worden wäre;  
Dieß Lesschen machte den Adon  
Der Nebenbuhlerin der Göttin von Cythere —  
Und Phantias — indeß so ein Insekt



Auf deinen Rosen kriecht, liegt Nächte durch gestreckt  
Mit Thränen, die den Mai von seinen Wangen äßen,  
Die Schwelle deiner Thür, Undankbare, zu nehen.  
Nein! der verhöhnt sich nie, der so beleidigt ward.  
Hinweg! die Luft, in der du Athem ziehest,  
Ist Pest für mich — Verlaß mich! Du bemühst  
Dich fruchtlos! Unfre Denkart  
Stimmt jetzt noch weniger als ehmal's unfre Herzen."

"Mich deucht (erwiedert sie) du rädest dich zu hart  
Für selbst gemachte Liebesschmerzen.  
Sei wahr, und sprich, ist's stets in unserer Gewalt  
Zu lieben, wie und wen wir sollen?  
Oft fragt der Liebesgott uns nur nicht, ob wir wollen?  
Wir finden ohne Grund uns zärtlich oder kalt,  
Jetzt dem Apollo spröde, jetzt schwach für einen Faunen.  
Was weiß ich's selbst? Wer zählt Amors Launen?  
Ihr, die ihr über uns so bitter euch beschwert,  
Laßt euer eignes Herz für unsers Antwort geben!  
Ihr bleibt oft an der Stange kleben,  
Und was euch angelockt, war kaum der Rede werth.  
Ein Halstuch öffnet sich, ein Aermell fällt zurücke,  
Gleich zappelt euch das Herz: Oft braucht es nicht so viel;  
Ein Lächeln fängt euch schon; ihr fallt von einem Blicke.  
Ein flüchtiger Geschmack, ein Nichts, ein eitles Spiel  
Der Phantasie regiert uns oft im Wählen;  
Das Schöne selbst verliert auf kurze Zeit  
Den Reiz für uns; wir wissen, daß wir fehlen,  
Und finden Grazien selbst in der Häßlichkeit.  
Hat die Erfahrung, wie ich glaube,  
Von dieser Wahrheit dich belehrt;  
So ist mein Irthum auch vielleicht verzeihenswerth.  
Wer sucht unter einer Haube  
So viel Vernunft, als Zenons Bart verheißt?  
Und wie, mein Freund, wenn ich sogar zu sagen  
Mich untersteh', daß wirklich mein Betragen  
Für meine Klugheit mehr als wider sie beweist?  
Ich schäzt' an dir, wofür dich jeder preist,  
Ein edel Herz, und einen schönen Geist.  
Was ich für dich empfand, war auf Verdienst gegründet;  
Du warst mein Freund, und fordertest nicht mehr;  
Vergnügt mit einem Band, das nur die Seelen bindet,  
Sahst du mich Tage lang, und fandest gar nicht schwer,  
Sobald der Abendstern dir winkte, mich zu lassen,

Um an Glycerens Thür die halbe Nacht zu passen.  
So ging es gut, bis dich ein Ungefahr  
An einem Sommertag in eine Laube führte,  
Worin die Freundin schlief, die wachend dich bisher  
So ruhig ließ. Ich weiß nicht, was dich rührte;  
Der Schlaf nach einem Bad, wenn man allein sich meint,  
Muß was Verschönerndes in euren Augen haben;  
Genug, du fandst bei ihr noch unbekannte Gaben,  
Und sie verlor den angenehmsten Freund.  
Unwissend wachst' ich auf; da lag zu meinen Füßen  
Ein Mittel ding von Faun und Liebesgott;  
In dithyrambische Begeisterung hingegriffen.  
Was sagtest du mir nicht? Was hättest du wagen müssen,  
Hätt' ich, der Schwärmerei die Lippen zu verschließen,  
Das Mittel nicht gekannt. Ein Strom von kaltem Spott  
Nahm deinem Brand die Luft; mit triefendem Gefieder  
Flog Amor zürnend fort; ich freute mich zu früh:  
Denn eh ich mir's versah, so kam er seufzend wieder.  
Durch Seufzer, ich gesteh's, erobert man mich nie;  
Der feierliche Schwung erhitzter Phantasie  
Schlägt mir die Lebensgeister nieder.  
Ich machte den Versuch, durch Fröhlichkeit und Scherz  
Den Dämon, welcher dich besessen, zu verjagen;  
Doch diese Geisterart kann keinen Scherz ertragen.  
Das Uebel wuchs. Ich wollte dich nicht plagen,  
Und änderte die Kur. Allein mein eignes Herz  
Kam in Gefahr dabei; es wurde mir verdächtig;  
Denn Schwärmerei steckt wie der Schnuppen an.  
Man fühlt, ich weiß nicht was, und eh man wehren kann,  
Ist unser Kopf des Herzens nicht mehr mächtig.  
Auf meine Sicherheit bedacht,  
Fand ich gar bald, ich müsse mich zerstreuen.  
Mir schien ein Ged' dazu ganz eigentlich gemacht.  
Für Schönen, die den Zwang der ernsten Liebe scheuen,  
Taugt eine Puppe nur, die trillert, hüpfet und lacht;  
Ein bunter Thor, der tändelnd um euch flattert,  
Die Zähne weist, nie denkt und ewig schnattert;  
Der, schwülstiger je weniger er fühlt,  
Von Flammen schwagt, die euer Fächer kühlt,  
Und, unterdeß er sich im Spiegel selbst belächelt,  
Studirte Seufzerchen mit fader Anmuth röchelt.  
Wahrhaftig, sollt' es nicht zu unsrer Kurzweil sein,  
Wozu, ich bitte dich, siel's wohl den Göttern ein,  
Die schönen Gecken zu erschaffen?



Das Auge wird zum wenigsten ergötzt,  
Und wenn ihr's unparteiisch schätzt,  
So find sie allemal doch artiger als Affen."

"Das alles, was du sagst (fiel unser Timon ein)  
Soll, wie es scheint, ein kleines Beispiel sein,  
Kein Handel sei so schlimm, den nicht der Wit vertheidigt.  
Nur Schade, daß die Ausflucht mehr beleidigt,  
Als was dadurch verbessert werden soll.  
Doch, laß es sein! Mein Thorheitsmaß ist voll;  
Wir wollen uns mit Zanken nicht ermüden.  
Ich liebte dich; vergib; ich war ein wenig toll;  
Und dir gefiel ein Gek; und ich — ich bin zufrieden;  
Erfreut sogar — denn stünd' es jetzt bei mir,  
Durch einen Wunsch an seinen Platz zu fliegen,  
Bathyll zu sein, um dir im Arm zu liegen,  
Bei dieser Augen Nacht! ich bliebe hier.  
Du hörst, ich schmeichle nicht. Genießt ihr das Vergnügen,  
Durch falsche Zärtlichkeit einander zu betrügen!  
Mich fängt kein Lächeln mehr! — Ich seh' ein Blumenfeld  
Mit mehr Empfindung an, als eure schöne Welt.  
Und wenn ein Weib von mir das Recht jemals erhält,  
Durch einen strengen Blick, durch ein gefällig Lachen  
Mich bald zum Gott und bald zum Wurm zu machen,  
Wenn ich, so klein zu sein, noch einmal fähig bin —  
Dann, holde Venus, dann verwirre meinen Sinn,  
Verdamme mich zur lächerlichsten Flamme,  
Und mache mich verliebt — in meine Amme!"

"Wie lange denkst du so," versetzt Musarion;  
Der Gegensatz ist stark, den dieser neue Ton  
Mit deinem Anfang macht. Doch, lieber Freund, erlaube,  
Ich fordre mehr Beweis, eh ich ein Wunder glaube.  
Du, welcher ohne Lieb und Scherz  
Vor kurzem noch kein glücklich Leben kannte,  
Du, dessen leichtgerührtes Herz  
Von jedem schönen Blick entbrannte,  
Und der (erröthe nicht, der Irrthum war nicht groß),  
Wenn ihm Musarion die spröde Thür verschloß,  
Zur Linderung seiner Pein nach Tänzerinnen sandte —  
Du, sprichst von kaltem Blut? du, bietest Amorn Trug?  
Vermuthlich hast du dich, noch glücklicher zu leben,  
In einer andern Gottheit Schutz

Und in die Bruderschaft der Fröhlichen begeben,  
Die sich von Leidenschaft und Phantasie befreien,  
Um desto ruhiger der Freude sich zu weihn:  
Du fliehst den schweren Zwang von ernstern Liebeshändeln,  
Und findest sicherer, mit Amorn nur zu tändeln;  
Vermählst die Mäßigung der Lust,  
Geschmack mit Unbestand, den Kuß mit Nektarzügen,  
Studirst die Kunst, dich immer zu vergnügen,  
Genießest, weil du kannst, und leidest, wenn du mußt?  
Mich wenigstens deucht, so zu denken, besser,  
Als der erhabne Schwulst verstellter Freudenhässer.  
Und denkst du so, so lächle sorgenlos,  
Zum Tadel von Athen, der deiner Aendrung spottet.  
Nicht, wo die schöne Welt, aus langer Weile bloß,  
Zu Freuden sich zusammenrottet,  
An denen nur der Name fröhlich tönt,  
Die stets gehofft, doch niemals kommen wollen,  
Wobei man künstlich lacht, und ungezwungen gähnt,  
Und mitten im Genuß sich schon nach andern sehnt,  
Die da und dort uns gähnen machen sollen;  
Nicht im Gehimmel, nein, im Schooße der Natur,  
Am Silberbach, in unbelauchten Schatten,  
Besuchet uns die holde Freude nur,  
Und überrascht uns oft auf einer Spur,  
Wo wir sie nicht vermuthet hatten.  
Doch, Phantias, ist's diese Denkungsart,  
Die dich der Stadt entzog — Wozu die Außenseite  
Bon einem Diogen? Wozu ein wilder Bart?  
Mich deucht, ein weiser Mann trägt sich wie andre Leute."

"Mein Ansehn, schöne Spötterin,  
Ist, wie es sich zu meinem Glück schicket.  
Wie? Ist dir unbekannt, in welchem Stand ich bin?  
Daß jenes Dach, von saulem Moos gedrückt,  
Und so viel Land, als jener Zaun umschließt,  
Der ganze Rest von meinem Erbgut ist?  
Was jeder weiß, kann dir allein unmöglich  
Verborgn sein; dein Scherz ist unerträglich,  
Musarion, wie deine Gegenwart.  
Mit wem sprichst du von einer Denkungsart,  
Die von den Günstlingen des lachenden Geschicks  
Das Vorrecht ist?" — "Freund, du vergiffest dich;  
Ein Slave trägt die Farbe seines Glückes,  
Kein edles Herz; im Schauspiel stimmen sich



Die Flöten nach dem Ton des Stückes;  
 Allein ein weiser Mann denkt niemals weinerlich.  
 Wie? Phantias? Die Farbe deiner Seelen  
 Ist nur der Widerschein der Dinge um dich her?  
 Und dir die Fröhlichkeit, des Lebens Reiz, zu stehlen,  
 Braucht's nur ein widrig Ungefähr?  
 Ich weiß, mein Freund, wohin uns mißverständne Güte,  
 Ein Herz, das Freude liebt, sie gern um sich ergießt,  
 Und Niemand, als sich selbst, zu schaden fähig ist,  
 Ich weiß, wohin sie bringen können:  
 Doch, alles recht geschäht, gewinnst du mehr dabei,  
 Als du verlierst. Was Thoren uns mißgönnen,  
 Beweist nicht stets, wie sehr man glücklich sei.  
 Das wahre Glück, das Eigenthum des Weisen,  
 Steht fest, indem Fortunens Kugel rollt.  
 Dem Reichen muß die Pracht, die ihm der Indus zollt,  
 Erst, daß er glücklich sei, beweisen;  
 Der Weise fühlt, er ist's. Ihm schmecken schlechte Speisen,  
 Aus weißem Thon so gut, als aus getriebenem Gold.  
 Wenn um ihn her die muntern Kämmer springen,  
 Indem er sorgenfrei in eignem Schatten sitzt,  
 Und Zephyrn, untermischt mit bunten Schmetterlingen,  
 Gemähter Wiesen Duft ihm frisch entgegen bringen,  
 Die Vögel um ihn her aus tausend Zweigen singen,  
 Und alles, was er sieht, zugleich ergötzt und nützt:  
 Wie leicht vergiftet er da, er, der so viel besitzt,  
 Daß sich sein Landhaus nicht auf Marmorsäulen stützt,  
 Nicht Sklaven ohne Zahl in seinem Vorhof lärmern,  
 Und daß um seinen Tisch, statt Gnathons, Wespen schwärmen.  
 Kein Schmeichlerheer belagert seine Thür,  
 Kein Hof umschimmert ihn — Er freue sich! dafür  
 Besitzt er was, das jedem Midas fehlt,  
 Was der Monarch mit Gold zu kaufen fälschlich meint,  
 Was, wer es kennt, vor einer Krone wählet,  
 Das höchste Gut des Lebens — einen Freund.“

„Du schwärmst, Musarion — er, dem das Glück den Rücken  
 Gewiesen, einen Freund?“ — „Ein Beispiel siehst du hier,“  
 Erwiedert sie; „mich, die von freien Stücken  
 Athen verließ, dich suchte, und da du mir  
 Entflohest, dir, der mütterlichen Lehren  
 Uneingedenk, so eifrig nachgejagt,  
 Wie andre meiner Art vor dir geflohen wären.“

Ich dachte, dies beweist — wenn einem Mann zu Ehren  
 Ein Mädchen — sich — und seinen Kopfsputz wagt!“ —

„Ich weiß die Zeit — ich trug noch deine Kette —  
 (Hier seufzte Phantias) da, mich entzückt zu sehn,  
 Dich weniger gekostet hätte.  
 Du durstest, statt mir nachzugehn,  
 Dich damals nur nach Art der Nymphen sträuben,  
 Fliehn, doch an einem Busch im Fliehen hangen bleiben,  
 Und lächelnd dich von meinen Küssen drehn.  
 Allein, wer kann dafür, daß ungeneigte Winde  
 Von unsern Wünschen stets den besten Theil verwehn?  
 Dies ist vorbei! Jetzt, wenn es bei mir stünde,  
 Wünschst' ich mir nichts als ein gelafnes Blut.  
 Man nennt mich zu Athen unglücklich — doch, ich finde,  
 Zu etwas, wie man sagt, ist stets das Unglück gut.  
 Durch ein bezaubertes Gewinde  
 Von Irrungen hat doch zuletzt  
 Die Thorheit selbst mich auf den Weg gesetzt,  
 Zu werden, was ich schien, als man mich glücklich nannte.  
 Gesehnet seist du mir, Geburtstag meines Glücks!  
 Tag, der mich aus Athen in diese Wildniß sandte!  
 Nicht Phantias, der Günstling des Geschicks,  
 Nein, Phantias, der Nakte, der Verbannte,  
 Ist neidenswerth! — Da war er wirklich arm,  
 Unglücklicher als Iros, gleich dem Kranken,  
 Der sich zu Tode tanzt — als Schmeichler, Schwarm an Schwarm,  
 Sein Herzensblut aus goldnen Bechern tranken.  
 Beim nächtlichen Gelag, an feiler Phrynen Brust,  
 Da war er elend, da! — ein Slave! — fest gebunden  
 Von jeder Leidenschaft! Ein Opferrhies der Lust!  
 Wie? der, der siebenfach von einer Schlang' umwunden  
 Auf Blumen schläft, und träumt, er sitz' auf einem Thron,  
 Der sollte glücklich sein? Und wenn Endymion  
 (Dem Luna, daß sie ihn bequemer küssen möge,  
 So schöne Träume gab) durch eine Willion  
 Von Sonnenaltern stets in süßen Träumen läge;  
 Ihm träumt, er schmaus' am Göttertisch  
 Mit Jupitern und buhle mit Göttinnen,  
 Ein süßbetäubendes Gemisch  
 Von allem, was ergötzt, ertränke seine Sinnen,  
 Mit Einem Wort, er schwimme, wie ein Fisch,  
 In einem Ocean von Wonue —  
 Sprich, wer gestünd' uns unerröthend ein,



Er wüßte sich Endymion zu sein?  
 Wie? Diogen, der Hund, in seiner Tonne,  
 War glücklicher! — In unsrer eignen Brust,  
 Da, oder nirgends, fließt die Quelle wahrer Lust,  
 Der Freuden, welche nie versiegen,  
 Des Zustands daurender Vergnügen,  
 Den nichts von außen stört! — Wie elend hätte mich  
 Ein Wechsel, der mir alles raubte;  
 Wodurch ich mich vor diesem glücklich glaubte,  
 Fortunens ganzen Kram — wie elend hätt' er mich  
 Gemacht, wenn mir aus ihrer lichten Sphäre  
 Die Weisheit nicht zu Hülfe gekommen wäre,  
 Die aus den Wolken mir die Arme reicht, zu sich.  
 Hinauf mich zieht, und mich dahin versetzet,  
 Wo ihre Lieblinge, frei von Begier und Wahn,  
 Von keiner Lust gereizt, von keinem Schmerz verletz't,  
 Sich den Olympiern und ihrer Wonne nahn."

Hier ward der hohe Schwung, den Phantias zu nehmen  
 Begriffen war, gehemmt — schon schwanden Raum und Zeit  
 Vor seinem Blick, schon fühlte er sich entleid't  
 Vom niederziehenden Gewand der Sterblichkeit,  
 Schon war er halb ein Gott — als eine Kleinigkeit,  
 Die wir uns fast zu sagen schämen,  
 Ihn plötzlich in die Unterwelt  
 Zurück zog. — Ihr mächtigen Besieger  
 Der Menschlichkeit! die ihr dem Sternensfeld  
 Euch nahe glaubt — das Herz ist ein Betrüger!  
 Erkennt euer Bild im Phantias, und bebt!  
 Der Weise, der so kühn sich zum Olymp erhebt,  
 Der schon so hoch empor gestiegen,  
 Daß er, wie Sancho dort auf Magellons Pferd,  
 Die purpurnen und himmelblauen Ziegen  
 Des Himmels grasen sieht, die Sphären singen hört,  
 Und aus der Glut, die sein Gehirn verzehrt,  
 Des Feuerhimmels Nähe schließet —  
 Ihn, der nichts Sterblich's mehr mit seinem Blick beehrt,  
 Den stolzen Gast des Aethers — schließet  
 Musarion mit einem Blick herab.  
 Allein, das war ein Blick! Nur jenem zu vergleichen,  
 Den Coppel seinem Amor gab;  
 Der, euer Herz gewisser zu beschleichen,  
 Euch schalkhaft warnt, als sprach' er: Seht ihr mich?  
 Ihr denkt, ich sei ein Kind voll süßer Unschuld, ich?

Verlaßt euch drauf! Seht ihr an meiner Seite  
 Den Köcher hier? Wenn euch zu rathen ist,  
 So flieht — und doch, was hilft die kleine Frist?  
 Es sei nun morgen oder heute,  
 Ihr habt ein Herz, und das ist meine Beute.

So, oder was in diesem Ton  
 Sprach dieser Blick, womit Musarion  
 Den weisen Phantias aus seiner Fassung brachte.  
 Er sah — er stockt' — er schwieg — Ich gäbe was  
 Um eine Schilderung der Miene, die er machte!  
 Die Schöne stellte sich, sie merkte nichts, und lachte  
 Nur innerlich. Drauf sprach sie: „Phantias,  
 Es dämmert schon: ich habe mich zu lange  
 Bei dir verweilt: Athen ist weit von hier,  
 In dieser Gegend kenn' ich Niemand außer dir,  
 Und hier im Hain, gesteh' ich, wäre mir  
 Die Nacht hindurch — vor Ziegenfüßlern bange.  
 Was ist zu thun? — ich denk', ich folge dir?“ —

„Mir?“ stottert Phantias; „gewiß sehr viele Ehre!  
 Allein, mein Haus ist klein.“ — „Und wenn es kleiner wäre,  
 Für eine Freundin hat die kleinste Hütte Raum.“ —  
 „Du wirst an allem Mangel haben,  
 Ein wenig Milch, ein Ei, und dieses kaum.“ —  
 „Mich hungert nicht.“ — „Nur einen Hirtenknaben,  
 Dich zu bedienen.“ — „Nur? Es ist an dem zu viel;  
 Wir wollen gehn, mein Freund; die Lust wird kühl.“ —  
 „Vergiß, Musarion; ich muß dir alles sagen;  
 Mein Häuschen ist besetzt; ich habe seit acht Tagen  
 Zween Freunde, die bei mir.“ — „Zween Freunde?“ — „Ja, und zwar  
 Die, deucht mich, nicht zu deinem Umgang taugen.“  
 „Was sagst du? Philosophen gar?  
 Sie haben doch noch ihre Augen?  
 Gut, Phantias, ich will sie kennen, ich.“ —  
 „Du scherzest.“ — „Nein, mein Herr; ich hatte, wie ihr mich  
 Hier seht, von ihrer Art wohl eher  
 An meinem Nachttisch knien.“ — „Vergiß, ich zweifle sehr;  
 Der stoische Cleanth“ — „O Ceres! und wer mehr?“ —  
 „Theophron, der Pythagoräer,  
 Sind ganz gewiß von allzustarkem Geist.“ —  
 „O Phantias, es ist nicht alles Gold, was gleißt;  
 Und wie? gesetzt, sie wären lauter Geist,  
 Was hindert dies? Nur desto mehr Vergnügen!“



„Kurz, wir sind drei, Madam, und auf den Mann  
Ein kleines Ruhebett.“ — „Man hilft sich, wie man kann.  
Sei unbesorgt, ich will mein Plätzchen kriegen.  
Wir gehn, mein Lieber — deinen Arm!  
Nun, Phantias? Nicht deucht, es wird dir warm?  
Du thust, als wäre hier wer weiß wie viel zu wagen.  
Drei Weise werden mir doch wohl gewachsen sein;  
Ich fürchte nichts bei euch, und bin allein.“

Was soll er thun? Wo Widerstreben  
Nichts besser macht, da wird ein weiser Steuermann  
Mit guter Art sich in den Wind ergeben.  
Herr Phantias, der nur aus blöder Ehen  
Vor seinen Mentoren sich so lange widersetzte,  
Schwur, daß er seine Einsiedlei  
Dem Musentempel ähnlich schätze,  
Weil ihr das Glück beschieden sei,  
Die lebenswürdigste der Musen zu beschatten.  
Allmählig zeigte sich, daß ihre Reize noch  
Nicht alle Macht auf ihn verloren hatten.  
Der ausgetriebne Amor kroch  
So leise, wie ein West auf Blumenspitzen,  
Aus ihren Augen in sein Herz.  
Des Gottes Ankunft künd't ein fliegendes Erhitzen  
Der blassen Wang', ein wollustvoller Schmerz  
Und Thränen an, die wider seinen Willen  
In runden Tropfen ihm die Augenwinkel füllten.  
Er meint, er athme nur, und seufzt; starrt unverwandt,  
Indeß sie schwätzt und scherzt, sie an, als ob er höre,  
Und hört doch nichts, drückt ihr die runde Hand,  
Und denkt, indem durch's steigende Gewand  
Die volle Brust sich bläht, ob diese Sphäre  
Der Pythagorischen nicht vorzuziehen wäre?

Die Schöne wurde die Gefahr,  
Worin der Ruhm der Stoa schwebte,  
Den Kampf in seiner Brust, und ihren Sieg gewahr,  
Und wie vergebens er der Macht entgegen strebte,  
Wovon (so klopft ihr der Liebesgott in's Ohr)  
Die Philosophen selbst, sie wollten  
Nun oder wollten nicht, bald Zeugen werden sollten.  
Sie sah, wie nach und nach sein Trübsinn sich verlor,  
Und wie beredt, wie stark sein Auge sagte,  
Was er sich selbst kaum zu gestehen wagte:

Allein, sie fand für gut (und that sehr Ang daran)  
Ihm, was sie sah, und ihrer beider Seelen  
Geheime Sympathie zur Zeit noch zu verhehlen.  
Nur sah sie ihn mit solchen Blicken an,  
Die er berechtigt war, so günstig auszulegen,  
Als ihm gefiel. Allein, macht die Begier verwegen,  
So macht die Liebe blödt. Er sah in ihrem Blick  
Sonst jeden Reiz, nur nicht sein nahes Glück. —  
So langten sie, da schon die letzten Strahlen schwanden,  
Bei seinem Landgut an, wo sie das weisse Paar,  
Von Linden, die im Vorhof standen,  
Umduftet, unverhofft in einer Stellung fanden,  
Die der Philosophie nicht allzu rühmlich war.

### Zweites Buch.

Was, beim Anubis! konnte das  
Für eine Stellung sein, in welcher Phantias  
Die beiden Weisen angetroffen?  
Sie lagen doch — das wollen wir nicht hoffen! —  
Voll süßen Weines nicht im Gras?  
Das nicht. — So ritten sie vielleicht auf Steckenpferden?  
Dies könnte noch entschuldigt werden,  
Plutarch rühmt es sogar am Held Agésilas.  
Doch von so fei'rlichen Gesichtern, als sie waren,  
Vermuthet sich nichts weniger als das.  
Ihr Zeitvertreib war in der That kein Spaß;  
Denn kurz, sie hatten sich einander bei den Haaren.

Der nervichte Cleanth war im Begriff, ein Knie  
Dem Gegner auf die Brust zu setzen,  
Der, unter ihn gekrümmt, für die Philosophie,  
Die keine Bohnen ißt\*), die Haare ließ — als sie  
In ihrem scythischen Ergötzen  
Des Hausherrn Ankunft stört. Beschämt, als hätte ihn  
Sein Feind bei einer That, die keine fremde Leute  
Zu Zeugen nimmt, ertappt, zum Stehn wie zum Entfliehn  
Unschlüssig, wünscht er nur, dem Gast an seiner Seite  
Ein Schauspiel zu entziehen, das sie weit mehr erfreute,

\*) Die Pythagoräische, deren Anhängern verboten war, Bohnen zu essen.



Als von Menandern selbst, dem attischen Goldon,  
Das beste Stück. Allein sie waren schon  
Zu nah, sie sah zu gut, der Schauplatz war zu offen,  
Er konnte nicht, sie zu bereben, hoffen,  
Sie habe nichts gesehen. Die Kämpfer raffen sich  
Indessen auf, ziehn sittsamlich  
Die Mäntel um sich her, und stehen da und sinnern,  
(Weil Phantias, damit sie Zeit gewinnen,  
Die Nympf' am Arm nur schleichend näher kam)  
Der Schmach sich selbst bewußter Scham  
Durch dialektische Mäander zu entrimmen.  
Vergebens, wenn Musarion  
Großmüthig ihnen nicht zuvor gekommen wäre.  
„Die Herren üben sich (spricht mit gelächtem Ton  
Die Spötterin) vermuthlich nach der Lehre  
Von Sophroniscus weisem Sohn?  
Sie machen der Gymnastik Ehre!  
Ein männlich Spiel fürwahr! wovon zu wünschen wäre,  
Daß unsrer Sitten Weichlichkeit  
Nicht allgemach es aus der Mode brächte.“ —  
Man sieht, die Dame gab dem Stiergesichte  
Ein Kolorit von Wohlstandigkeit;  
Nicht ohne Absicht zwar. — Wer war so freudig  
Als Phantias! — Allein, der stoische Cleanth,  
Zu hitzig oder ungeschmeidig,  
Zu fühlen, daß es blos in seiner Willkür stand,  
Das Kompliment in vollem Ernst zu nehmen,  
Zwang seinen Schüler, sich noch mehr für ihn zu schämen.  
Der Augenblick, worin Musarion  
Ihn überfiel, ihr Blick, der schallhaft sanfte Ton  
Der Ironie, und (was noch zehnmal schlimmer  
Als alles andre war) ihr ungewohnter Schimmer,  
Die sanfte Majestät der Liebestönigin,  
Das Wollustathmende, das eine Atmosphäre  
Von Reiz und Lust um sie zu machen schien,  
Bestürmt' auf einmal, für die Ehre  
Der Apathie\*) zu stark, den überraschten Sinn.  
Er stottert ihr Entschuldigungen,  
Zupfst sich am Bart, zieht stets den Mantel enger an,  
Und unterdeß entwischt dem weisen Mann,  
Was Niemand wissen will — daß er im Ernst gerungen.

\*) D. i. die Gleichgültigkeit der Stoiker gegen alle sinnlichen Eindrücke von Schmerz und Lust.

Der Streit, versichert er, traf eine Wahrheit an,  
Die er so sonnenklar, so scharf beweisen kann —  
Nur ein arkadisch Thier, ein Strauß, ein welscher Hahn —  
Hier röthet sich sein Kamm, es schwellen Brust und Lungen,  
Er schreit — mich jammert nur der arme Phantias!  
Bald lauter Blut, bald leichenmäßig blaß  
Steht er beiseits und wünscht vom Boden sich verschlungen,  
Worauf er steht. — Die Schöne sieht's und eilt,  
Ihn von der Marter zu erretten.  
Mit einem Blick voll junger Amoretten  
Und Grazien, der stracks an unsichtbare Ketten  
Cleanthens Tollheit legt, Theophrons Rippen heilt,  
Spricht sie: „Wenn's euch beliebt, so machen wir die Fragen,  
Wovon die Rede war, zu unserm Tischkonfekt;  
Ich zög' ein solch Gespräch, sogar bei leerem Magen,  
Der Tafel vor, die Ganymedes deckt.  
Wie freu' ich mich, daß ich den Weg verloren,  
Da mir das Glück so viel Vergnügen zugehört!  
Glücksel'ger Phantias! der Freunde sich erkoren,  
Von denen schon der Anblick weiser macht!  
Jetzt wundert mich nicht mehr, wenn er zum Spott der Thoren  
Mitleidig lächelt, und so glücklich als er ist,  
Uns und Athen und alle Welt vergift!“

So sprach sie; und mit Ohren und mit Augen  
Verschlingt das weise Paar, was unsre Muse spricht:  
Begier'ger kann die welcke Rose nicht  
Den Abendthau aus Zephyrs Lippen saugen.  
Zusehends schwellen sie von selbstbewußtem Werth;  
Nicht, daß ein fremdes Lob sie dessen erst belehrt;  
Nur hört man stets mit Wohlgefallen  
Aus andrer Mund das Urtheil wiederhallen,  
Womit uns innerlich die Eitelkeit beehrt.  
Ein Philosoph bleibt doch uns andern allen  
Im Grunde gleich: wär' er so stoisch als ein Stein,  
Und hätte nichts die Ehr' ihm zu gefallen,  
Er selbst gefällt sich doch! Schmaucht ihn mit Weihrauch ein,  
Und seid gewiß, er wird erkenntlich sein.  
Es stieg demnach von Grad zu Grade  
Der Dame Gunst bei unserm Weisenpaar;  
Ihr lachend Auge fand selbst vor der Stoa Gnade,  
Und man vergab es ihr, daß sie zu reizend war.

Ein kleiner Saal, der von des Hauswirths Schätzen  
Rein allzugünstig Zeugniß gab,



Nahm die Gesellschaft auf. Ein ungekämmerter Knab  
Erschien, die Tafel aufzusetzen,  
Lief leuchtend hin und her, und hatte viel zu thun,  
Bis er ein Mahl zu Stande brachte,  
Wobon ein wohlbetagtes Huhn  
(Doch nicht, der Regel nach, die Catins erdachte,  
In Cypernwein erstickt) die beste Schlüssel machte.

Ob die Philosophie des guten Phantias  
Der schönen Nymphe gegenüber  
Bei einem solchen Schmaus so gar gemächlich saß,  
Läßt man dem Leser selbst zu untersuchen über.  
Ein wenig falsche Scham, von der er noch nicht ganz  
Sich losgemacht, schien ihn vor einem Zeugen  
Von seines vor'gen Wohlstands Glanz  
Ein wenig mehr, als nöthig war, zu beugen.  
Allein der Dame Wit, die freie Munterkeit,  
Die, was sie spricht und thut, mit Grazie bestreut,  
Und dann und wann ein Blick voll Bärtlichkeit,  
Den sie, als ob sie sich vergäß', erst auf ihn heftet,  
Dann seitwärts glitschen läßt — entkräftet  
Den Unmuth bald, der seine Stirne kräuselt.  
Stets schwächer widersteht sein Herz dem süßen Triebe,  
Und, eh er sich's versieht, beweist  
Sein ganzes Wesen schon den stillen Sieg der Liebe.

Indessen wird, so sichtbar als es war,  
Den beiden Weisen doch davon nichts offenbar.  
Die Herren dieser Art blend't oft zu vieles Licht;  
Sie sehn den Wald vor lauter Bäumen nicht.  
Doch sind die unsrigen entschuldigt; denn indessen  
Daß Phantias ein liebliches Vergessen  
Von allem, was sein steifer Pädagog  
Ihm jemals vorgeprahlt, aus schönen Augen sog,  
War auf Musarions Verlangen  
Das akademische Gesecht schon angegangen,  
Womit sie etwas sich zu gut zu thun beschloß.  
Ceanth bewies bereits, der Weise nur sei groß,  
Und glücklich wie ein Gott; stets frei, nie unterthänig,  
Ein Krösus, ein Adon, und zehnmahl mehr ein König  
Auf faulem Stroh, als Don Esplandian  
Auf diamantnem Thron. — Das ging noch endlich an;  
Allein der Mann fuhr fort: Die Tugend ganz alleine  
Sei wahres Gut, und nichts von allem dem,

Was unsern Sinnen reizend scheine,  
Sei wünschenswürdig. — Kurz, die Wuth für sein System  
Ging weit genug, daß er ganz trohig, ohne Röthe,  
Behauptete: wenn gleich in Cypriens Figur  
Die Wollust selbst leibhaftig vor ihn träte,  
Schön, wie die Göttin sich dem Sohn der Myrrha [Adonis] nur  
Beim Mondschein sehen ließ — und diese Venus böte  
Auf seinem Stroh ihm ihre schöne Brust  
Zum Völlben an — das viel gesagt ist — so verschmähte  
Der Weise sie. — Und hier war's, wo die Lust  
Des Widerspruchs Theophron sich nicht länger  
Versagen kann; ein Mann von krausem schwarzen Bart  
Und kleinem Aug' voll Glut; kein schlimmer Sänger  
Und Citharist, dabei ein Grillenfänger  
So gut als jener, nur von einer andern Art.  
„Das geht zu weit,“ fiel er Ceanth in die Rede,  
„Zum mind'sten führt es leicht in Mißverstand.  
Nicht, daß ich hier das Wort der Wollust rede  
Im größern Sinn! Die ist unleugbar eitel Tand  
Und Schaum und Dunst, ein Kinderspiel für blöde  
Unreife Seelen nur, die mit den Flügeln noch  
Zu tief im Schlamm des Stoffs stecken.  
Doch, sollt' uns nicht die Nektartraube schmecken,  
Weil ein Insekt auf ihrem Purpur trock?  
Der Mißbrauch soll nicht unser Urtheil leiten,  
Alt ist der Spruch, doch selten sein Gebrauch!  
Saugt nicht auf gleichem Rosenstrauch  
Die Raupe Gift, die Biene Süßigkeiten?“

Begeistert, wie ein Corybant,  
Und von Musarion die Augen unverwandt  
Kling Herr Theophron jetzt in dichterischen Tönen  
Vom ersten wesentlichen Schönen  
Zu schwärmen an: „Wie alles, was wir sehn,  
Und durch der Sinne Dienst mit unsrer Seele gatten,  
Von dem, was idealisch-schön  
Und göttlich ist, nur weienlose Schatten,  
Nur Bilder sind; wie, wenn in stiller Flut,  
Von Büschen eingefast, sich Sommerwolken malen“,  
Von da erhob er sich, bei immer wärmerm Blut,  
Zu den geheimnißvollen Zahlen,  
Zur sphärischen Musik, zum unsichtbaren Licht,  
Zulezt zum Quell des Lichts. — Ekstatischer hat nicht,  
Wie aus der alten Nacht die schöne Welt entsprungen,



Und vom Deukalion, und von der goldenen Zeit,  
 Virgil's Sitten den Knaben vorgesungen,  
 Die ihn im Schlaf erhascht und zum Gesang gezwungen.  
 Dann fuhr er fort, und sprach vom Tod der Sinnlichkeit,  
 Und wie durch magische geheime Reinigungen  
 Die Seele nach und nach vom Stoffe sich befreit,  
 Und wie sie durch Enthaltbarkeit  
 Von Erbschlechtern und — von Döhnen  
 Zum Umgang tüchtig wird mit Göttern und Dämonen,  
 Bis sie (dem Wurm gleich, der in die Sommerluft  
 Auf neuen Flügeln sich erhebet)  
 Dem Stoff sich ganz entzieht und ihres Körpers Gruft,  
 Zur Göttin wird und unter Göttern lebet.

Belustigt an dem hohen Schwung,  
 Den unser Doktor nahm, stellt sich die schlaue Schöne,  
 Als ob vor Hörenlust und vor Verwunderung  
 Ihr Busen sich in seinen Fesseln dehne.  
 Zum Unglück für den Mann, der lauter Wunder spricht,  
 Entsteht dadurch (und sie bemerkt es nicht)  
 Ich weiß nicht, welche kleine Lücke,  
 Die seinen Flug auf einmal unterbricht;  
 Und wie zuletzt die Richtung seiner Blicke  
 Ihr sichtbar macht, was ihn zerstreut,  
 Und sie beschäftigt scheint, den Zufall zu verbessern,  
 Hat sie die Ungeschicklichkeit,  
 (Wosfern's nicht Bosheit war) das Uebel zu vergrößern.

Der Umstand ist an sich nur eine Kleinigkeit,  
 Doch wird vielleicht die Folge zeigen,  
 Daß er entscheidend war. Es folgt ein tiefes Schweigen,  
 Wobei sogar Cleanth das volle Glas,  
 Und, was kaum glaublich ist, die Lust zum Zank vergaß,  
 Indes, vertieft in Sinus und Tangenten,  
 Der Jünger vom Pythagoras  
 Den wallenden Contur gewisser Sphären maß,  
 Woran die Lambert selbst sich übermessen könnten,  
 Vor Amorn unbeforgt, der hier zu lauern pflegt,  
 Und schon den schärfsten Pfeil auf seinen Bogen legt.

Mit lächelnder Verachtung sieht die Dame  
 Das weise Paar mit seinem Flitterkrame  
 Von falschen Tugenden und großen Wörtern an;  
 Und eh die Herren sich's versahn,

Weiß sie mit guter Art den unbescheidnen Blicken,  
 Was ihres gleichen zu entzücken,  
 Die Charitinnen nicht mit eigner Hand  
 So schön gedreht, auf einmal zu entzücken;  
 Und alles sank in seinen alten Stand.

Drauf sprach sie: „In der That, man kann nichts Schöneres hören,  
 Als was Theophron uns von unsichtbarem Licht,  
 Von Eins und Zwei, von musikal'schen Sphären,  
 Vom Tod der Sinnlichkeit und von Vergötterung spricht.  
 Wie schade, wär' es nur ein schönes Lustgeflücht,  
 Wornach er uns die Lippen wässern machte!  
 Mein, mich dünkt, der Weg zu diesem stolzen Glück  
 Ist das, woran er nicht gedachte.“

Theophron, noch ganz warm von dem, was seinem Blick  
 Entzogen war, und voll von wollustreichen Bildern,  
 Beginnt den Weg, den Prodicus so schmal  
 Und rauh und dornicht malt, so angenehm zu schildern,  
 So lachend wie ein Rosenthal  
 Zu Amathunt, dem Aufenthalt der Freuden;  
 Ein Sybarit, der einen Weg aus beiden  
 Zu wählen hätt', erwählte sonder Mühe  
 Den blumichten, den die Philosophie  
 Theophrons ging — durch zauberische Schatten,  
 Wo Geist und Körper sich bei ungewissem Licht  
 In schöne Ungeheuer gatten,  
 Und Amor — aber nicht der kleine Bösewicht,  
 Den Coppel malt, ein andrer, von Ideen  
 (Wie der zu Onid von Grazien) umschwebt,  
 Ein Amor, der vom Haupt bis zu den Zehen  
 Voll Augen ist, und nur vom Anschauen lebt —  
 Der Seele Führer wird, sie in die Wolken hebt,  
 Und wenn er sie zuvor in einem kleinen Bade  
 Von Flammen wohl gereinigt und geseggt,  
 Sie fufenweis durch die gestirnten Pfade  
 Bis in den Schooß des höchsten Schönen trägt.

Doch eh zu so erhabner Liebe  
 Die Seele leicht genug sich fühlte,  
 Befreit Theophron sie vorher von jedem Triebe,  
 Der thierisch im Morast des Stoffes wühlte.  
 „Und hier ist's,“ fährt er fort, „wo unsre Asterweisen  
 Ein falsches Licht verführt. Die guten Leute preisen



Uns ihre Apathie als ein Geheimniß an,  
 Das uns beinahe zu mehr als Göttern machen kann.  
 Nach ihnen soll der Weise alles meiden,  
 Was Aug' und Ohr ergötzt; so kleine Freuden  
 Sind ihm zu tadelhaft; stets in sich selbst gelehrt  
 Beweist er sich durch das, was er entbehrt,  
 Die Größe seines Glücks; fühlt nichts, um nichts zu leiden,  
 Und — irret sehr. Das Schöne kann allein  
 Der Gegenstand von unsrer Liebe sein,  
 Die große Kunst ist nur, vom Stoff es abzuscheiden.  
 Der Weise fühlt; dies bleibt ihm stets gemein  
 Mit allen andern Erdenjöhnen.  
 Doch diese stürzen sich, vom körperlichen Schönen  
 Geblendet, in den Schlamm der Sinnlichkeit hinein,  
 Indes wir uns daran, als einem Widerschein,  
 Des Urbilds Anschau selbst zu tragen angewöhnen.  
 Dies ist's, was ein Adept in allem Schönen sieht,  
 Was in der Sonn' ihm strahlt und in der Rose blüht;  
 Der Sinnen Sklave klebt, wie Vögel an der Stange,  
 An einem Lilienhals, an einer Rosenwange;  
 Der Weise sieht und liebt im Schönen der Natur  
 Vom Unvergänglichen die abgedrückte Spur.  
 Der Seele Fittich wächst in diesen geist'gen Strahlen,  
 Die, aus dem Ursprungsquell des Lichts  
 Ergossen, die Natur bis an den Rand des Nichts  
 Mit fern nachahmenden, nicht eignen Farben, malen.  
 Sie wächst, entfaltet sich, wagt immer höhern Flug,  
 Und trinkt aus reinern Wollustbächen;  
 Ihr thut nichts Sterbliches genug,  
 Ja Götterlust kann einen Durst nicht schwächen,  
 Den nur die Quelle stillt. So, meine Freunde, wird  
 Was andre Sterblichen, aus Mangel  
 Der hohen Scheidkunst, gleich der bunten Flieg' am Angel,  
 Zu süßem Untergange firt,  
 So wird es für den ächten Weisen  
 Ein Flügelpferd zu überird'chen Reisen.  
 Auch die Musil, so roh und mangelhaft  
 Sie unterm Monde bleibt (denn ihrer Zauberkrast  
 Sich recht vollkommen zu belehren,  
 Muß man, wie Scipio, die Sphären,  
 Zum wenigsten im Traume, singen hören),  
 Auch die Musil bezähmt die wilde Leidenschaft,  
 Verfeinert das Gefühl, und schwellt die Seelenflügel;  
 Sie stillt den Kummer, heilt die Witzjucht aus dem Grund,

Und wirkt (zumal aus einem schönen Mund)  
 Mehr Wunderding' als Salomonis Siegel.  
 Theophron sprach als ein Adept hievon,  
 Dem nichts verborgen war, was unser Mattheson  
 Und Frider, und der Abt von Murrhard phantasiren,  
 Nichts, meint er, sei so gut, die Seele zu purgiren,  
 Als Diapent' und Diatessaron.

Cleanth, der länger sich gezwungen  
 Als ihm gewöhnlich war, kann nun nicht länger ruhn;  
 Er muß der Schwärmerei des Mannes Einhalt thun;  
 Denn alles, was Theophron uns gesungen,  
 War, seinem Urtheil nach, vollkommener Aberwitz.  
 Schon richtet er sich auf von seinem Polstersitz,  
 Den rechten Arm entblößt, die Stirn in stolzen Falten,  
 Und hat, noch eh er spricht,  
 Bereits den Sieg erhalten —  
 Als ihn ein Auftritt unterbricht,  
 Auf den das weise Paar sich nicht gefast gehalten.

Der Saal eröffnet sich, und eine Nymphe tritt  
 Herein, das Haupt mit einem Korb beladen,  
 Den Busen kaum verhüllt, nach Art der Dreaden,  
 Und leicht genug geschürzt, daß jeder Schritt  
 Was Reizendes verräth; Pomonen oder Floren  
 Malt Rubens, der so schöne Nymphen malt,  
 Nicht schöner; kurz, sie war so außerkoren,  
 Daß unser Theosoph, beim ersten Blick verloren,  
 Im Widerschein, der ihm entgegenstrahlt,  
 Die Dülte nicht empfind't, die aus dem Korbe steigen,  
 Und die Cleanth mit Mund und Nase in sich schlürft.  
 Musarion, die sich den Ausgang schon entwirft,  
 Winkt ihrem Freund ein pythagorisch Schweigen;  
 Indes den Korb die schöne Sklavin leert,  
 Und mit sechs großen Nektarkrügen  
 (Genug von einem Faun den Weindurst zu besiegen!)  
 Mit Früchten und Konfekt den runden Tisch beschwert.  
 „Die Herren (spricht hierauf die Schöne) haben beide  
 Mich wechselsweis, wie jeder sprach, belehrt.  
 So sehr ich auch das Glück der Apathie beneide,  
 So deucht mich doch die geist'ge Augenweide,  
 Die uns Theophron zeigt, nicht minder wünschenswerth.  
 Erlaubet, daß ich mich ein andermal entscheide,  
 Es sei der Rest der Nacht, die mich so viel gelehrt,



Den Musen heilig und der Freude.  
Nimm, Phamias, die Schal' und geuß sie aus  
Der himmlischlächelnden Cytheren,  
Und du, Theophron, gib uns einen Ohrenschmaus,  
Und laß zum Saitenspiel uns deine Stimme hören."

Das leichte philosophische Mahl  
Verwandelt nun, Dank sei der Dreae,  
Die Lebens Dienste thut, durch unbemerkte Grade,  
Sich in ein kleines Bacchanal.  
Zwar läßt zum Lob des unsichtbaren Schönen  
Der bärige Apoll sein Okechorden tönen;  
Allein sein Blick, der nie von Chloens Busen weicht,  
Beweist, wie wenig, was er fühlet,  
Dem, was er singt, und einer Rolle gleicht,  
Die auch der künstlichste Komödiant so leicht  
Und ungezwungen nie wie seine eigne spielt.  
Die lose Sklavin hilft des Weisen Lüfternheit  
Durch listige Geschäftigkeit  
Mit jedem Augenblick lebhafter anzufachen;  
Stets ist sie um ihn her, und macht sich tausend Sachen  
Mit ihm zu thun, in immer hellerem Glanz  
Die Reizungen ihm vorzuspiegeln,  
Die nur zu sehr die Seel' in ihm besflügeln,  
Die unterm Zwerchfell thront \*). Ein großer Blumentranz,  
Womit sie seine Stirne schmückt,  
Vollendet, was ihm fehlt, damit, wer ihn erblicket,  
Wie er den Zärtlichen, den Angenehmen macht,  
Fast überlaut ihm an die Nase lacht.  
Wie traurig, Phamias, siehst du die schönste Nacht,  
Dir ungenüht, bei diesem Spiel verstreichen!  
Er gähnt die Freundin kläglich an,  
Er winkt, er seufzt — umsonst, sie folgt ihrem Plan,  
Und denkt vielleicht nicht weniger daran,  
Ihn mit dem seinen zu vergleichen.  
Zu ihrer Freude bringt der schlauen Chloe Kunst  
Den schlüpfrigen Pythagoräer  
Dem abgeregten Ziel zusehends immer näher.  
Er buhlt durch Blicke schon um ihre Gegengunst  
So feierlich, antwortet ihren Blicken  
Mit so fanatischem, so komischem Entzücken,  
Daß Hogarths Laune selbst kaum weiter gehen kann.

\*) Ein Ausdruck Platos für die sinnlichen Triebe.

Wozu, Verführerin, beutst du den Nektarbecher  
Dem Lechzenden so zaubrischlächelnd an?  
Sein Brand bedarf kein Del; nimm lieber deinen Fächer,  
Und kühle seinen Mund und seiner Wangen Glut!  
Wohnt so viel Grausamkeit in sanften Mädchenseelen?  
Glaubt ihr, ein weiser Mann sei nicht von Fleisch und Blut?  
Doch, Chloe weiß vermuthlich, was sie thut;  
Sie hat die Miene nicht, ihn unbelohnt zu quälen.

Nicht wenig stolz auf sein gefrorenes Blut,  
Beweist indeß mit hoch emporgeworfner Nase  
Cleanth, der Stoiker, bei oft gefülltem Glase,  
Daß Schmerz kein Uebel sei, und Sinnenlust kein Gut.  
Ihm hängt, wie dort Horaz, dem trägen  
Lastbaren Thiere gleich, sein Lehrling, weil er muß,  
Verzweiflungsvoll ein schläfrig Ohr entgegen,  
Und widerspricht zuletzt aus Langweil und Verdruß.  
Natürlich reizet dies noch mehr des Weisen Galle,  
Im Eifer schenkt er sich nun desto öfter ein,  
Glaubt, daß er Wasser trinkt, nicht Wein,  
Und demonstrirt den Aristipp und alle,  
Die seiner Gattung sind, in Circens Stall hinein.  
Sein Eifer für den Lieblingsfah der Halle (d. i. Stoa),  
Durch jeden Widerspruch und jedes Glas vermehrt,  
Hat von sechs Flaschen schon die dritte ausgeleert,  
Als der Planetentanz, womit der Geisterseher  
Die Damen zum Beschluß ergötzt,  
Ihn vollends ganz in Flammen setzt;  
Nun wird nichts mehr verschont; Aegypten und Chaldäer  
Erfahren seine Wuth, wie er des Weingotts Macht;  
Und eh der Tänzer noch uns von den Antipoden  
Den Gott des Lichts zurückgebracht,  
Fällt taumelnd sein Rival, und liegt besiegt zu Boden.

Der dritte Akt des Lustspiels schließt sich nun,  
Und alles sehneth sich, den Rest der Nacht zu ruhn.  
Cleanth, der, wie er lag, Virgils Silenen  
Nicht übel glich, nur daß er nicht erwacht,  
So sehr ihn Chloe zwitt, so laut man um ihn lacht,  
Wird standsgemäß, umtanzet von beiden Schönen,  
Mit bacchischem Triumph in — einen Stall gebracht,  
Und lachend wünschet man einander gute Nacht.



## Drittes Buch.

Die Dame lag auf ihrem Ruhebetto,  
 Und hatte, weit entfernt vom niedrigen Verdacht,  
 Daß sie bei Phantas sich vorzusehen hätte,  
 Ihr Mädchen fortgeschickt; es war nach Mitternacht;  
 Ein leicht Gewölke brach des Mondes Silberschimmer,  
 Und alles schlief — als plötzlich, wie ihr deucht,  
 Den Gang herauf zu ihrem kleinen Zimmer  
 Mit leisem Tritt, ich weiß nicht was, sich schleicht.  
 Sie stutzt — was kann es sein? — Ein Geist, nach seinen Tritten —  
 Besuch von einem Geist? den wollt' ich sehr verbitten,  
 Denkt sie — indem eröffnet sich die Thür,  
 Und eh sie's ausgedacht, steht — Phantas vor ihr.  
 „Vergib, Musarion, vergib“ — so fing der Blöde  
 Zu stottern an; „die Zeit ist unbequem —“  
 „Alein — wozu,“ fiel ihm die Freundin in die Rede,  
 „Wozu ein Vorbericht? Wenn war ich eine Spröde?“  
 „Ein Freund ist auch zur Unzeit angenehm —“  
 „Er hat uns immer was, das uns gefällt, zu sagen.“  
 „Dein Ton (erwiedert er) beweist,  
 Wie wenig dieser Schein von Güte meinen Klagen  
 Mitleidiges Gefühl verheißt.  
 Du siehst mein Innerstes — und kannst mich lächelnd plagen?  
 Siehst, daß ein Augenblick mir hundert Jahre scheint,  
 Und find'st, ich weiß nicht, welch barbarisches Behagen  
 An meiner Qual — du treibst mich zum Verzagen,  
 Kaltsinnige, und nennst mich deinen Freund?  
 Wie grausam rächst du dich!“ — „Mich rächen?  
 Träumt Phantas? — Ihr liebtet mich vordem;  
 Ihr hörtet wieder auf — war dieses ein Verbrechen?  
 War's jenes? Mir, mein Herr, war beides angenehm.  
 Wir Mädchen sehn doch immer mit Vergnügen  
 Die Weisheit eines Manns zu unsern Füßen liegen;  
 Allein als Freundin sah ich dich  
 Noch lieber kalt für mich — als lächerlich.“

„Wie du mich martern kannst, Musarion! viel lieber  
 Stoß' einen Dolch in dieses Herz, das du  
 Nicht glücklich machen willst!“ — „Nichts Tragisches, mein Lieber!  
 Komm, setze dich gelassen vor mir über,

Und sag' mir im Vertrauen, wie viel gehört dazu,  
 Damit ich dich so glücklich mache  
 Als du verlangst?“ — „Mich lieben, wie ich dich —“  
 „So liebt mich Phantas, der diesen Abend mich  
 Mit Abscheu von sich warf?“ — „Ist (ruft er) dies nicht Rache?  
 Du weißt zu wohl, ich war nicht ich  
 In jener unglücksel'gen Stunde —  
 Gram und Verzweiflung sprach aus meinem Munde,  
 Ich lästerte die Lieb' und fühlte nie  
 Mein Herz so voll von ihr — Ich war zu sehr betroffen,  
 Zu wissen, was ich sprach — Ich hielt für Ironie,  
 Was du mir sagtest — Konnt' ich hoffen,  
 Daß was Athen von mir, mich von Athen verbannt,  
 Dein Herz allein mir plötzlich zugewandt?  
 Erwäge dies, und kannst du nicht vergeben,  
 Was ich mir selbst zwar nicht vergeben kann,  
 So blicke mich noch einmal an,  
 Und nimm mit diesem Blick mir ein verhaßtes Leben.  
 Ob ich dich liebe? Ach!“ — „Nun, bei Dianen! Freund,  
 Die Liebe macht bei dir so klägliche Geberden,  
 Und spricht so weinerlich, daß mir's unmöglich scheint,  
 Auf diesen Ton jemals gestimmt zu werden.  
 Die hohe Schwärmeret taugt meiner Seele nicht,  
 So wenig als Theophrons Augenweide.  
 Mein Element ist heitre sanfte Freude,  
 Und Alles zeigt sich mir in rosenfarbnem Licht.  
 Ich liebe dich — mit diesem sanften Triebe,  
 Der, Zephyrn gleich, das Herz in leichte Wellen setzt,  
 Nie Stürm' erregt, nie peinigt, stets ergötzt,  
 Wie ich die Grazien, wie ich die Musen liebe,  
 So lieb' ich dich. Wenn dies dich glücklich machen kann,  
 So fängt dein Glück mit diesem Morgen an,  
 Und wird sich nur mit meinem Leben enden.“

Indem sie dieses sagt, bemästert unser Mann  
 Ekstatisch einer sich von ihren schönen Händen,  
 Und ist sie fast mit Küssen auf.  
 Sie läßt dem dankbaren Entzückten  
 Für eine Weile freien Lauf,  
 Genießt der Lust, ihn zu beglücken,  
 Die für ein zärtlich Herz so viele Reize hat,  
 Und widersteht, auch da er sich vergift, so matt,  
 Daß er es wagt, den Mund an ihre Brust zu drücken.



Die Nacht, die Einsamkeit, der Mondschein, die Magie  
Verliebter Schwärmerei — wie Vieles kommt zusammen,  
Das sanfte Herz der Schönen zu entflammen!  
Und wenn sie nun auch glitschte — würde sie,  
Wer selbst ein fühlend Herz im Busen trägt, verdammen?  
Allein Musarion war ihrer selbst gewiß;  
Und als er sich durch das, was sie erlaubte,  
Nach Art der Liebenden zu mehr berechtigt glaubte,  
Wie stutzt' er, da sie sich aus seinen Armen riß!

Daß eine Phyllis sich erkläre,  
Sie wolle nicht, daß sie mit — leiser Stimme schreit,  
Und wenn nichts helfen will, euch — lächelnd dräut,  
Und sich, so lang sie kann, mit stumpfen Nägeln wehret,  
Ist nichts Befremdliches. Ein Satyr kaum verzeiht  
Den Nymphen, die er hascht, zu viele Willigkeit;  
Sie sträuben sich; gut, das ist in der Regel;  
Und so verstand es auch der schlaue Phaniass.  
Allein er irrte sich, es war nicht das!  
Die Dame scherzte nicht, und wies ihm keine Nägel.

Nach mehr als einem fehlgeschlagenen Versuch  
Fängt unser Held sehr kläglich an zu trahen.  
Und, in der That, wer hätte sich's versehen?  
Man treibt die Tugend kaum in einem Ritterbuch  
So weit. — Die Tugend? Nein! das will er nicht gestehen,  
Daß dies Betragen Tugend sei;  
Er nennt es Eigensinn und Grillenfängerei.  
Er schilt sie spröde, unzärtlich, unempfindlich.  
Die Schöne, die gesteht, daß sie uns günstig sei,  
Macht, seiner Meinung nach, sich zum Beweis verbindlich.  
„Und ich, mein Herr (versezt sie) die so viel  
Beweisen soll, ich bin nach eurer Sittenlehre  
Nicht gleichbefugt, daß ich Beweis begehre?  
Und wie, wenn eure Glut ein bloßes Sinnespiel,  
Ein flüchtiger Geschmack, ein kleines Fieber wäre?  
Wenn Phaniass mich liebt, so räumt er, hoff' ich, ein,  
Daß ich, eh ich mich selbst verschenke,  
Auf meine Sicherheit vorher ein wenig denke.  
Bei Leuten von so warmem Blut  
Ist diese Vorsicht wohl nicht allzu weit getrieben.  
Verzeihe, wenn sie dir ein wenig Unrecht thut;  
Allein, du willst doch selbst, daß wir im Ernst uns lieben?  
Sonst tändelt' ich mit Amors Pfeilen nur;

Ein schöner Ged' gab immer was zu lachen.  
Netzt ist's darum zu thun, daß wir uns glücklich machen,  
Und diesen schönen Bund knüpft Tugend und Natur.“

Unwiderstehlich, sagt man, sei  
Der Tugend Reiz aus einem schönen Munde.  
Wir geben's zu, sofern euch nicht dabei  
Aus einem Nachtgewand mit nelkenfarbnem Grunde  
Ein Busen reizt, der, jugendlich gebläht,  
Die Augen blend't und niemals stille steht;  
Kurz, so ein Busen, den Cythere,  
Wenn eine Göttin nicht zum Reiz zu vornehm wäre,  
Beneiden könnt'. — In diesem Fall befand  
Sich, leider! unser Held, von zwei verschiedenen Kräften  
Gezogen — mußte er auch so starr und unverwandt  
Den unvorsicht'gen Blick auf diesen Busen heften!  
Natürlich muß der stärkere Sinn  
Des schwächern Eindruck bald verdrängen,  
Und was die Dame spricht, ihn zu sich selbst zu bringen,  
Schwebt ungefühlt an seinen Ohren hin.  
Was Amor nur vermag, um Spröde zu bezwingen,  
Was, wie man sagt, schon Drachen zahm gemacht,  
Die Künste, die Ovid in ein System gebracht,  
Die feinsten Wendungen, die unsichtbarsten Schlingen,  
Versucht er gegen sie, und keine will gelingen.  
„Ergib dich,“ spricht zuletzt die schöne Siegerin,  
„Mit guter Art! Du siehst, wie nachsichtvoll ich bin,  
So vielen Uebermuth zu tragen.  
Mehr Eigensinn, erlaube mir's zu sagen,  
Beleidigte die Zärtlichkeit,  
Und dient zu nichts, als deine Prüfungszeit  
Mehr, als ich selbst vielleicht es wünsche, zu verlängern.  
Genug von diesem! Schwärzen wir  
Von was Kurzweiligem — von unsern Grillenfängern.  
Ich weiß nicht, wie der Einfall mir  
Zu Kopfe steigt — allein, ich wollte schwören,  
Daß diesen Augenblick — was meinst du, was?  
Mein Mädchen — rathe doch — und dein Pythagoras“ —  
„Und was denn?“ — „Nun! — die Sphären singen hören.“  
„Was sagst du?“ ruft mit Lachen Phaniass,  
„Das hieße mir ein Abenteuer!  
Und doch, wer weiß? — Ich merkte selbst so was;  
Es wallte, dachte mich, ein ziemlich irdisch Feuer  
In meinem Aug', als Chloens lose Hand



Den Blumenkranz um seine Stirne wand.  
 Wie viel, Musarion, hab' ich dir nicht zu danken!  
 Was für ein Thor ich war, Gesellen dieser Art,  
 An denen nichts als Mantel, Stab und Bart  
 Sokratisch ist, wie haß' ich den Gedanken!  
 Ein Paar, das nur in einem Possenspiel  
 Bei nackten Satyrn und Bacchanten  
 Zu glänzen würdig ist — für Weise, für Verwandten  
 Der Götter anzusehn! — „Du thust dir selbst zu viel  
 (Fällt ihm die Freundin ein) und, wie mich deucht, auch ihnen;  
 Kein Uebermaß, mein Freund! ich bitte sehr;  
 Du schätztest sie vordem vernuthlich mehr,  
 Jetzt weniger, als sie vielleicht verdienen.“  
 „Was hör' ich,“ ruft er aus, „du — sprichst für sie?  
 Du scherzest! Hätt'st du auch (was du gewißlich nie  
 Gethan hast) dies Gezücht so hoch, als ich, gehalten,  
 So müßte dir, nach dem, was wir gesehen,  
 Die Phantasie so gut als mir vergehn.  
 Wie? dieser Stoiker, der nur die Tugend schön  
 Und gut erkennt — entlarvt in einen alten  
 Bezechten Faun — Theophron, der vom Glück  
 Der Geister singt, indeß sein unbeseidner Blick  
 In Chloens Busen wühlt. — Was braucht es mehr Beweise?“  
 „Daß sie — sehr menschlich sind (fällt ihm die Freundin ein)  
 Und in der That bei weitem nicht so weise  
 Als ihr System — das zeigt der Augenschein —  
 Und dennoch ist vielleicht nichts mächtiger, die Seelen  
 Zu starken Tugenden zu bilden, unsern Muth  
 Zu dieser Festigkeit zu stählen,  
 Die großen Uebeln trost und große Thaten thut,  
 Als eben dieser Satz, für den Cleanth  
 Zum Märtyrer sich trant — die Herakliden,  
 Die Männer, die ihr Vaterland  
 Mehr als sich selbst geliebt, die Aristiden,  
 Die Phocion und die Leonidas —“  
 „Ruhmvolle Namen! gut“ (ruft unser Mann) und waren  
 Sie etwa Stoiker?“ — „Sie waren, Phanas,  
 Noch etwas mehr! Sie haben das erfahren  
 Was Zeno spekulirt; sie haben es gethan!  
 Warum hat Herkules Altäre?  
 Den Weg, den Prodicus nicht gehn, nur malen kann,  
 Den ging der Held.“ — „Und wem gebührt davon die Ehre,  
 Als der Natur, die ihn, und wer ihm gleicht, gebär  
 Und aufzog, eh eine Stoa war?“

Ein Held wird nicht geformt, er wird geboren. —  
 „So hat, weil der Natur der erste Preis gebührt,  
 Ein Plato alles Recht an Phocion verloren?  
 Die Kunst vollendet das, was die Natur stizirt;  
 Die Blume, die im Feld sich unbemerkt verliert,  
 Wird durch des Gärtners Fleiß zum schönsten Kind der Floren.“  
 „Geseht,“ spricht Phanas, „daß dieses richtig sei,  
 So ist doch, was von Zahlen und Ideen  
 Und Dingen, die kein Aug' gehört, kein Ohr gesehen,  
 Theophron schwacht, handgreiflich Träumerei.“ —  
 „Und mit den nämlichen Ideen  
 War doch Archytas einst ein wirklich großer Mann!  
 Auch Seelen dieser Art zeugt dann und wann,  
 Zwar sparsam, die Natur; man wird zum Geisterseher  
 Geboren wie zum Held, wie zum Anacreon,  
 Wie Zeuxis zum Palet, und Philipps Sohn zum Thron.  
 Und in der That, was hebt die Seele höher,  
 Was nährt die Tugend mehr? Erweitert und verfeint  
 Des Herzens Triebe so, als glänzende Gedanken  
 Von unsers Daseins Zweck? — Der Weltbau ohne Schranken —  
 Unendlich Raum und Zeit — die Sonne, die uns scheint,  
 Ein Funke nur von einer höhern Sonne —  
 Unsterblich unser Geist, Unsterblichen befreund't,  
 Und, ahmt er Göttern nach, bestimmt zu Götterwonne!“ —

„Bei allen Grazien!“ ruft Phanas, „Madam  
 Wird mit der Zeit wohl auch die Sphären singen hören?  
 Vor wenig Stunden gab Theophrons Wörterkram  
 Den Stoff zum Spott.“ — „Der Mann, nicht seine Lehren;  
 Das Wahre nicht, obgleich, nach aller Schwärmer Art,  
 Mit Unsinn und Chimären wohl gepaart,  
 Nur diese trifft der Spott. — Doch, wir versteigen  
 Uns allzu hoch — ich wollte dir nur zeigen,  
 Daß dich dein Vorurtheil für dieses weise Paar  
 Nicht schamroth machen soll. Nichts war  
 Natürlicher in deiner schlimmen Lage.  
 Der Knospe gleich am kalten Märzentage  
 Schrumpft, wenn des Glückes Sonnenschein  
 Sich ihr entzieht, die Seel' in sich hinein.  
 Entfiedert, nackt, von allem ausgeleeret,  
 Was sie für wesentlich zu ihrem Wohlsein hielt,  
 Was Wunder, wenn sich ihr ein Lehrbegriff empfiehlt,  
 Der sie die Kunst, es zu entbehren, lehret?  
 Der ihr beweist, was nicht zu ihr gehöret,



Was sie verlieren kann, sei keinen Seufzer werth,  
 Ja, ihren Unmuth zu betrügen,  
 Aus der Entbehrung selbst ein künstliches Vergnügen  
 Ihr statt des wahren schafft? — Was ist so angenehm  
 Für den gekränkten Stolz, als ein System,  
 Das uns gewöhnt für Puppenwerth zu achten,  
 Was aufgehört, für uns ein Gut zu sein?  
 Was, meinst du, bildete der Mann im Faß sich ein,  
 Der, groß genug, Monarchen zu verachten,  
 Von Philipps Sohn nichts bat, als freien Sonnenschein?  
 Noch mehr willkommen muß im Falle, den wir setzen,  
 Die Schwärmerie des Platonisten sein,  
 Der das Geheimniß hat, die Freuden zu er setzen,  
 Die Zeno nur entbehren lehrt;  
 Der, statt des thierischen verächtlichen Ergötzen  
 Der Sinnen, uns mit Götterspeise nährt.  
 Wir sehn mit ihm aus leicht erstiegenen Höhen  
 Auf diesen Erdenball als einen Punkt herab;  
 Ein Schlag mit seinem Zauberstab  
 Heißt Welten um uns her, bei tausenden, entstehen;  
 Sind's gleich nur Welten aus Ideen,  
 So baut man sie so herrlich als man will;  
 Und steht einmal das Rad der äußern Sinne still,  
 Wer sagt uns, daß wir nicht im Traume wirklich sehen?  
 Ein Traum, der uns zum Gast der Götter macht,  
 Hat seinen Werth —

„In einer Winternacht,“  
 (Fällt ihr der Jüngling ein), „doch der erwachte Weise  
 (Denn selbst Endymion ist endlich auch erwacht)  
 Sehnt bei Ambrosia und Nektar sich ganz leise  
 Nach einer mehr soliden Speise —“

Ein tiefer Seufzer sagt, wie lebhaft Phantias  
 Die Stärke dieser Wahrheit fühlte;  
 Und wenn die Schöne nicht in seinen Augen las,  
 Wohin der tiefe Seufzer zielte,  
 So war's nicht seine Schuld. Sie reicht zum Unterpfand  
 Der Zärtlichkeit ihm ihre schöne Hand.  
 Er drückt die schöne Hand mit schüchternem Entzücken  
 An sein geschwelltes Herz, und sucht in ihren Blicken,  
 Ob sie sein Klopfen fühlt. — Ein sanftes Wiederdrücken  
 Beweist es ihm — die stumme Redekunst  
 Der Sympathie, ein schmachteud Aug' voll Thränen,  
 Ein klopfend Herz beschämt die Kunst der Demosthenen;

Es schmilzt das sanfte Herz der Schönen,  
 Und Amor leitet sie, von einer kleinen Günst  
 Zur andern, unvermerkt — wohin sich beide sehnen.

Der schönste Tag folgt dieser schönen Nacht.  
 Mit jedem folgenden find't jedes sich beglückter,  
 Indem es Sich im Andern glücklich macht.  
 Durch überstandne Noth geschickter  
 Zum weiseren Gebrauch, zum reizendern Genuß  
 Des Glücks, das sich mit ihm so unverhofft versöhnte,  
 Gleichfern von Dürftigkeit und stolzem Ueberfluß,  
 Glückselig, weil er's war, nicht weil die Welt es wählte,  
 Bringt Phantias in neidenswerther Ruh  
 Ein unbeneidet Leben zu;  
 In Freuden, die der unverfälschte Stempel  
 Der Unschuld und Natur zu achten Freuden prägt.  
 Der bürgerliche Sturm, der stets Athen bewegt,  
 Trifft seine Hütte nicht — den Tempel  
 Der Grazien, seitdem Musarion sie ziert.  
 Bescheidne Kunst, durch ihren Wis geleitet,  
 Gibt der Natur, so weit sein Landgut sich verbreitet,  
 Den stillen Reiz, der ohne Schimmer rührt.  
 Ein Garten, den mit Zephyrn und mit Floren  
 Pomona sich zum Aufenthalt erkoren;  
 Ein Hain, worin sich Amor gern verliert,  
 Wo ernstes Denken oft mit leichtem Scherz sich gattet;  
 Ein kleiner Bach, von Ulmen überschattet,  
 An dem der Mittagsschlaf uns ungejocht beschleicht; —  
 Im Garten eine Sommerlaube,  
 Wo, zu der Freundin Ruß, der Saft der Purpurtraube,  
 Den Thasos schickt, ihm wahrer Nektar deucht;  
 Ein Nachbar, der Horazens Nachbarn gleicht,  
 Gesundes Blut, ein unbewölkt Gehirn,  
 Ein ruhig Herz und eine heitre Stirne —  
 Wie vieles macht ihn reich! — Denkt noch Musarion  
 Hinzü, und sagt, was kann zum frohen Leben  
 Der Götter Günst ihm mehr und bessers geben?  
 Die Weisheit nur, den ganzen Werth davon  
 Zu fühlen, immer ihn zu fühlen,  
 Und, seines Glückes froh, kein andres zu erzielen!  
 Auch diese gab sie ihm. Sein Mentor war  
 Kein Cyniker mit ungekämmtm Haar,  
 Kein runzlichter Cleanth, der, wenn die Flasche blinkt,  
 Wie Zeno spricht und wie Silenus trinkt;



Die Liebe war's. — Wer lehrt so gut wie sie?  
 Auch lern' er gern, und schnell, und sonder Müß,  
 Die reizende Philosophie,  
 Die, was Natur und Schicksal uns gewährt,  
 Vergnügt genießt, und gern den Rest entbehrt;  
 Die Dinge dieser Welt gern von der schönen Seite  
 Betrachtet; dem Geschick sich unterwürfig macht;  
 Nicht wissen will, was alles das bedeute,  
 Was Zeus aus Huld in räthselhafte Nacht  
 Vor uns verbarg, und auf die guten Leute  
 Der Unterwelt, so sehr sie Thoren sind,  
 Nie böse wird, nur lächerlich sie find't,  
 Und sich dazu — sie drum nicht minder liebet;  
 Den Irrenden bedau'rt, und nur den Gleisner fliehet;  
 Nicht stets von Tugend spricht, noch, von ihr sprechend, glüht,  
 Doch ohne Sold und aus Geschmack sie übet;  
 Und, glücklich oder nicht, die Welt  
 Für kein Elysium, für keine Hölle hält,  
 Nie so verderbt, als sie der Sittenrichter  
 Von seinem Thron — im sechsten Stockwerk steht,  
 So lustig nie als jugendliche Dichter  
 Sie malen, wenn ihr Hirn von Wein und Phyllis glüht.

So war, so dacht' und lebte Phanas,  
 Und weil er war, wornach wir andern streben,  
 So that er wohl, zu sein, zu denken und zu leben,  
 So wie er that. — „Das mag er denn! Und was  
 Ward aus dem Manne, der so gerne — Sphären mag?“ —  
 „Gut, daß ihr fragt! den hätten wir vergessen.  
 Er ward in einer einz'gen Nacht  
 Zum *πρωτο γεροντι* \*) in Chloens Arm gebracht;  
 Er fand, er sei nicht klug, und lernte Bohnen essen.  
 „Und Herr Cleanth?“ Der kroch, sobald die Mittagssonne  
 Ihn aufgeweckt, ganz leis' und auf den Zehn  
 Aus seinem Stall — vielleicht in eine Tonne;  
 Kurz, er verschwand, und ward nicht mehr gesehen.

\*) D. i. Erkenne dich selbst.

## Geron der Adelige.

Der große Artus hielt, vor seiner Burg  
 Zu Kramalot, von dreißig edlen Rittern  
 Umgeben, unter einem offenen Zelt  
 Von goldgewirktem Sammet seinen Hof;  
 Und zwischen ihm und igrem Lanzelot  
 Saß Genievra, seine Königin;  
 Zwölf Jungfrau, die der Minne süßen Sold  
 Dem, der's um sie verdiente, wohl zu geben  
 Vermochten, standen züchtiglich zur Seiten  
 Der königlichen Frau; und um's Gezelt,  
 An hohen Eichen, hingen Schild' und Speere  
 Im Sonnenglanz; und dreißig Knaben hielten  
 Im Schatten, jeder an der rechten Hand  
 Ein aufgeschmücktes Roß: — und siehe da,  
 Ein schwarzer Ritter kam vom Walde her,  
 Er ganz allein, und ritt dem Zelte zu;  
 Und wie er schier heran gekommen, stieg er ab,  
 Ließ vor der Königin auf's rechte Knie  
 Sich nieder, richtete sich wieder auf,  
 Und eines Hauptes länger als die Ritter alle  
 Stand er vor König Artus, neigte sich und sprach:  
 „Herr König, wollet einer Gabe mir gewähren,  
 Um die ich bitte, wie ein Rittersmann  
 Von einem Ritter sie begehren mag.“

Der König sah den Fremden wundernd an,  
 Und alle, die zugegen waren, sahn ihn an,  
 Voll Wunders über seine stattliche  
 Gestalt und seine Red', und warteten  
 Der Gabe schweigend, die er bitten würde.

Und Artus sprach: „Herr Ritter, heißet frei,  
 Ich sag' es zu.“



Der Ritter neigte sich  
Zum zweiten Mal und sprach: „Durchlauchter Herr,  
So mög' es euch, und diesen wackern Rittern  
An eurer Seite, nicht entgegen sein,  
Zu Ehren aller minniglichen Frauen  
Und holden Jungfrauen, hier und überall,  
Und zu Bewährung, wenn in Ritterschaft  
Der Preis gebühre, ob den alten, oder  
Den jungen Rittern, einer nach dem andern  
Im Grünen einen Ritt mit mir zu thun.“

Der König Artus, und die dreißig Ritter,  
Die um ihn standen, allesamt Genossen  
Der Tafelrunde, waren nicht die Männer,  
Die sich um so was zweimal bitten ließen;  
Und statt der Antwort liefen alle stracks  
Den Bäumen zu, wo ihre Lanzen hingen, und  
Die Knappen bei den hohen Rossen standen.<sup>2</sup>

Und Artus und die Ritter alle schwenkten  
Auf ihre Rösse sich, den Schild am Arm,  
Den Speer gefällt, und ritten nach dem Plan,  
Wo seinen Stand der fremde Ritter schon  
Genommen hatte. König Artus ritt  
Der erste. Beide legten ihre Lanzen ein,  
Bedeckten mit dem Schilde sich, und rennten  
Die Rösse spornend aufeinander los,  
So mächtig, daß die Erde unter ihrem Stampfen  
Erzitterte; und, wie sie nun im Sturm  
Zusammen treffen sollten — hielt  
Der Fremde seinen Speer hoch in die Luft,  
Und fing den herben Stoß des Königs auf  
Mit seinem festen Schilde, daß die Lanze  
Bom Gegenschlag in tausend Splitter brach,  
Und König Artus taum mit Arbeit sich  
Im Bügel fest hielt. Aber unerschüttert sah  
Der schwarze Ritter, und, so bald sein Roß  
Sich ausgelassen, schwenkt' er, ritt zum König  
Hinan, und sprach gar ehrbar: „Edler Herr,  
Das wolle Gott nicht, daß ich meinen Speer  
Gebrauche gegen euch! Gebietet mir  
Als einem, der zu euerem Dienst aus Pflicht  
Und gutem Willen sich gewidmet hat.“

Der hohe Artus sieht ihn staunend an  
Und wendet nach dem Zelt. Und Galherich,  
Sein Neffe, König Loths von Orkan zweiter Sohn,

Tritt rasch hervor; kampflustig und gewiß  
Des leichtsten Sieges, faßt mit starker Faust  
Er seinen Speer, wirft vor die breite Brust den Schild,  
Auf dem ein goldner Adler Blize wirft,  
Und sprengt im Sturm auf seinen Gegner an.  
Fest war sein Stoß und kraftvoll; aber mit  
Behender Biegung wich ihm jener aus;  
Der Speer fuhr unterm linken Arme durch,  
Unschädlich, und im gleichen Augenblick  
Nührt ihn des Schwarzen Schaft mit solcher Macht,  
Daß ihm die Sinne schwinden und die Kniee brechen —  
Er stürzt, und deckt so lang er ist den Boden.

Des Bruders Fall zu rächen drängte sich  
Herr Galban, Loths von Orkan Erstgeborner, vor,  
Man nannte Galbans Namen allezeit,  
Wenn von den Unbezwinglichen die Rede war;  
Doch dieses Mal vergaß er seiner Dame  
Sich zu empfehlen, oder treulos ward  
Das Glück an ihm; der schwarze Ritter that  
Ihm, wie er Galherich zuvor gethan.

Das gleiche Loos fiel auf die andern Nessen  
Des Königs, Egerwin und Galheret,  
Und auf Blomberis und Lionel,  
Des Königs Voort von Gannes edle Söhne,  
Und auf Herrn Dinadel von Estrangor  
Den Unverzagten, Immerlustigen.  
Sie hatten manchen braven Mann wohl eher  
In's Gras gestreck't; jetzt kam die Reih' an sie.

„Ha!“ rief Herr Gries, des Königs Seneschall,  
Der Höflingsart mit Rittersitten paarte,  
„Das soll, bei Gott! von Artus Rittern nicht  
Gesungen werden noch gesagt im fremden Lande,  
Daß einer nach dem andern, Regeln gleich,  
Bom ersten, den der Wind herbei geweht,  
Sich so zu Boden habe werfen lassen!  
Der fremde Ritter ist doch wohl so sehr  
Nicht Teufel als er schwarz ist! Laß ihn kommen!“

Mit diesen Worten, halb im Schimpf und halb  
Im Ernst gesprochen, spornete seinen Klepper  
Herr Gries, der Seneschall. Er hatte wohlbesonnen  
Aus einem großen Haufen Speere, der  
Beim Zelte lag, den schwersten ausgewogen.  
Allein, nichts mocht' ihm seine Vorsicht frommen, nichts  
Sein frecher Muth und seiner spitzen Zunge



Behendigkeit: der schwarze Ritter hob  
Ihn hoch empor, und ließ ihn unsanft fallen.  
Ihm half sein Knappe wieder auf die Beine,  
Und brummend hint' er nach dem Zelte hin.

Die andern folgten nun der Reihe nach;  
Muthvolle Kämpfer, die den besten nicht  
Zu weichen pflegten, und kein Abenteuer noch,  
Wie schlimm es aussah, von der Hand gewiesen.  
Ein Spiel war ihnen Lanzenbrechen nur;  
Sie hätten Wälder arm an Holz gemacht.  
Doch unter ihnen allen keiner hielt  
Den strengen Stoß des Unbekannten aus:  
Sie räumten alle nach der Reih' den Sattel.

So zuzusehn der Tafelrunde Schmach  
Verdroß den edeln Lancelot vom See,  
Den einzigen, der von den dreißig noch  
Zu überwinden war. Der eigne Ritter  
Der schönen Königin war Lancelot;  
Viel Thaten hatt' er ihr zu Lieb' gethan,  
Und manchen süßen Kuß und manche glühende  
Umhalsung in geheim zum Sold empfangen.  
Kein anderer Genosß der Tafelrunde  
That's ihm zuvor an Mannheit und an Schöne.  
In seiner holden Dame Gegenwart  
Deucht's ihm ein Leichtes, alle Lanzenbrecher  
Und Brähler auf dem weiten Erdenrund  
Herab zu stechen. Gleichwohl wundert ihn  
Des schwarzen Ritters. Denn was jetzt geschah,  
War, seit die Tafelrunde stand, noch nie geschehn.  
Ist's schwarze Kunst, was diesen Heiden schützt,  
(So spricht Herr Lancelot mit leiser Stimme  
Zur Königin) so bitt' ich, schönste Frau,  
Verlasset euern treuen Ritter nicht;  
Die ganze Hölle steh' dem Schwarzen bei,  
Lacht euer Auge mir, so ist auf meiner Seite  
Der ganze Himmel!"

Als er dies gesagt,

Läßt ihn die Königin in ihren Augen  
(Den schönen Mund versiegelte die Bucht  
Vor so viel Zeugen) eine Antwort lesen,  
Die ihm das Herz im Busen schwellen macht.  
Und mit verhängtem Zügel, hoch den Schild,  
Die Lanz' an seine Seite fest gedrückt,  
Rennt er dahin; und beide Ritter stoßen

So kräftig auf einander, Ross und Mann.  
Daß sie die Stange vor der Faust zersprengen,  
Und Helm und Schilde laut zusammen schlagen.  
Doch wenig halfen jetzt die Augen seiner Dame  
Dem edeln Lancelot: ihn überwiegt  
Des schwarzen Ritters stürzendes Gewicht;  
Er schwankt, verliert den Zügel, taumelt, sinkt  
Und liegt wo seine Spießgesellen lagen.

Der Unbekannte steigt gelassen ab  
Von seinem Rosse, streichelt freundlich ihm  
Den feuchten Rücken und die heiße Brust,  
Nimmt ihm den Sattel ab und das beschäumte  
Gebiß, und läßt mit einem sanften Schlag  
Es gehn in's Grüne, wo es ihm beliebt:  
Rehrt dann, als wär's von einem Austritt, wohlgenuth  
Und unbefangen, seinen ältlichen  
Gewohnten Schritt zum goldnen Zelt zurück.

Mit schelen düstern Blicken weichen ihm  
Die Ritter aus; sie sehn einander an,  
Als fragten sie sich mit den Augen, kannst  
Du's leiden? — Aber König Artus tritt  
Aus dem Gezelt, und reicht dem Kommenden  
Die Hand mit Anstand, sprechend: „Edler Ritter,  
Wir haben, deucht mich, theu'r genug das Recht  
Erkauft, des Mannes Angesicht zu sehen, und  
Zu wissen, wer er ist, der so behend  
An Einem Abend dreißig Schildgenossen  
Der Tafelrunde aus dem Sattel hob.“

Und alsbald, wie der König dieses Wort  
Gesprochen, löst der Fremde seinen Helm:  
Und siehe! wie er ab ihn nimmt, so kraust  
Schneeweißes Haar sich rings um seine Scheitel,  
Und offenbar in aller Herrlichkeit  
Des ungeschwächten hohen Alters steht  
Der Edle da, ein schöner, alter Mann,  
Wiewohl die graue Zeit der Furchen viel  
Auf seine breite Stirn gegraben, stark  
Und ungekrümmt, wiewohl auf seinem Nacken  
Die Last von hundert arbeitsvollen Jahren lag.  
Dem König Artus und den Rittern wird's  
Bei seinem Anblick wieder warm um's Herz;  
Sie drängen wundernd sich hinzu, sie fassen  
Ihn bei der Hand, und schaun ihn an, und ruhn



Auf seinem Antlitz, liebevoll, wie Söhne  
Die unverhofft den Vater wieder sehen.

„Mein Nam' ist Branor,“ sprach der alte Ritter:

„Branor, der Braun'. Dein Vater, König Artus,  
Der edle Ritter Uther Pandragon,  
War noch ein Knabe, der sein Stedenpferd  
Im Hofe tummelte, da Branor schon  
Durch Berg und Thal nach Abenteuern ritt.  
Die alten moosbedeckten Eichen dort  
Ich sah sie alle einer Lanze hoch!

Dein Vater, König Artus, war mein guter Herr  
Und Freund, wir haben manchen Ritt zusammen  
Gethan, und manchen Speer in Schimpf und Ernst  
Gebrochen. Segen sei mit seinem edlen Sohne,  
Und wohl mir Alten, daß ich junge Männer sehe,  
Die noch nicht völlig aus der Väter Art geschlagen!“

Indem sie also sich besprachen, ging  
Die Sonne unter. König Artus und die Königin,  
Und ihre Jungfrau und die dreißig Ritter,  
Den alten Branor in der Mitten, fährten nach  
Der Burg zu Kramalot zurück. Da stand  
Ein köstlich Mahl bereitet in der Halle.

Ein reicher Baldachin bezeichnete  
Den Sitz des Königs und der Königin;  
Und zwischen ihnen ward dem guten Branor  
Ein Stuhl von Elfenbein gesetzt; und als  
Sie Platz genommen, setzten sich die Andern  
In ihrer Ordnung um die Tafel her.  
In Schüsseln aus getriebenem Golde ward  
Das Mahl von zwanzig Knappen aufgetragen;  
Zur Seite glänzte hoch empor gethürmt  
Der reiche Schenkisch; zwanzig andre pflegten  
Des Diensts dabei, und zwanzig dienten bei der Tafel:  
Und Pauken schallten und Trompeten klangen  
So oft der große funkelnde Pokal  
Herum ging. Als sie nun die Essenslust  
Gestillt, ward ritterlichen höflichen  
Gesprächs viel gepflogen bis um Mitternacht.  
Und aller Augen waren auf den Alten  
Geheftet, wenn er seinen Mund zum Reden aufthat.  
So stille ward es dann, man hätt' im Saal  
Das Weben einer Spinne hören mögen.

Und König Artus nahm des Alten Hand und sprach:  
„Herr Branor, einen Mann von eurem Schrot und Korn

Gesehen hab' ich nie vor diesem Tage.

So helf' mir Gott, als ich die Väter möchte  
Gesehen ha'n, die solche Söhne zeugten!“

Ihm gab der alte Ritter diese Antwort:

„Herr König, hundert Jahre schon und drüber  
Hab' ich erlebt, hab' manchen guten Mann  
Auf seiner Amme Schooß gesehen, manchen bessern  
Begraben helfen. Noch gebricht es nicht  
An wackern Rittern und an schönen Frauen,  
Die ihres Dienstes werth sind. Aber Männer wie  
Zu meinen Zeiten werd' ich nimmer sehn!  
Von solcher Mannheit, solchem festen Sinn,  
So über Ehr' und Recht und Wahrheit haltend,  
So bieder, und dem Freund so treu und hold,  
So offenen Angesichts und offenen Herzens,  
So ohne Falsch, wie König Meliad und Hector  
Der Braun', und Danayn der Roth', und Geron  
Der Adelige! — Nein, bei meinem Gott!  
Nie werd' ich solche Männer wieder sehn!“

Hier brach dem edeln Greis die Stimm'; er senkte  
Sein weißes Haupt und schwieg. Und alles schwieg,  
Und Niemand wagt' es eine gute Weile  
Die heil'ge Stille zu entweihn. Zulezt  
Winkt Genievra heimlich ihrem Ritter zu,  
Und Lancelot verstand den Wink, und sprach  
Zu Branorn: „Alter Herr, wir alle sind  
Zu jung, der Ritter, die ihr nanntet, einen  
Gesehn zu haben: nur in euch noch leben sie,  
Der sie gekannt, dem einz'gen ihres gleichen,  
Der unsre Zeit erreichte. Wolltet ihr  
Von ihren Thaten uns erzählen was ihr wißt,  
Wir alle würden euch die Gabe danken.“

Der König Artus und die Königin  
Und alle Ritter stimmten laut zur Bitte  
Des schönen Lancelot. Die Jungfrau schwiegen;  
Doch bat ihr züchtiglich gesenktes Auge  
Und ihrer Wangen Röthe, die Verrätherin  
Des jungferlichen schüchternen Verlangens.

Und Branor sah sie freundlich nickend an  
Und sagte: Was ihr bittet, ist Gefälligkeit;  
Das Alter ist geschwäbig, wie ihr wißt,  
Es liebt zu reden von den guten Zeiten,  
Die nicht mehr sind, in denen es, als wie  
In einem sel'gen Traum, allein noch lebt.



Ich will von Geron, von dem edelsten  
Der Männer, die ich sah, euch was erzählen.  
Wohl siebzig Jahre mögen's sein und mehr,  
Seit ihn und mich ein wunderbarer Zufall  
Zusammen bracht! Ich zog im Land umher  
Auf Abenteuer. Eines Tages überfällt  
Ein Sturm mich tief im Holz. Ich suche Schirm  
In einer Felsenhöhle. Ein enger Gang,  
Der in den Berg hinein sich windet, lockt mich an,  
Zu sehn, wohin er führe. Immer abwärts,  
Immer dunkler, tiefer geht's hinab.  
Auf einmal wendet sich der Gang, und nun  
Steht offen eine Höhle vor mir da,  
Von Menschenhand gehauen und gewölbt,  
Gleich einer Todtengruft — und in der Gruft,  
Beim schwachen Glimmer einer Lampe vom Gewölb'  
Herunter, seh' ich, wie zwei heil'ge Leiber,  
Einander gegenüber, still und hehr  
Zwei alte Ritter sitzen. Jezund noch,  
Nach siebzig Jahren, da ich euch davon  
Erzähle, fährt mir's kalt durch's Rückenmark hinauf.  
Es war, als weckte mein Anblick sie  
Aus einem sanften Schlummer. Unbefremdet, mild  
Und freundlich sahen sie mich an, und wohl  
Zu thun schien's ihnen, wieder einen Menschen  
Zu sehn. Sie hießen mich mit dumpfer Stimme  
Willkommen, sagten mir, sie wären beide,  
Nachdem sie auf dem Lebensmeere lang  
Herum getrieben, alt und ruhesehnd  
In diese stille Gruft herabgestiegen, da  
In ihrem Grab des Todes zu erwarten.  
Sie würden in der Welt, wo man sie suchte  
Und nirgends fand, schon längst für todt gehalten:  
Erdeister pflegten ihrer, brächten ihnen auch  
Zuweilen Kundschaft, was die Lebenden  
Auf Erden machten. Brehus war der Name  
Des einen, Geron hieß der andre,  
Geron, der ältere. Vor Zeiten hatte der  
In Gallien geherrscht, drauf seinem ältsten Sohne  
Das Reich gelassen, um der Ritterschaft  
Sich ganz zu widmen. Bald ergriff den Sohn  
Der gleiche Trieb. Er übergab sein Reich  
Dem jüngern Bruder, zog auf Abenteuer  
Biel Jahre lang, kam endlich auch in diese Gruft,

Sein mühevoll Leben hier mit seinem alten Vater  
In strenger Buße zu beschließen. — „Hier“,  
So sprach der Alte, der mir dies erzählte,  
„Hier ist sein Grab! Wo meines zweiten keines ist,  
Weiß Gott. Ihm raubte Faramund, der Franke, Thron  
Und Leben. Noch ein einziger ist übrig  
Von meinem Blut und Stamm, mein Enkel, Geron  
Der Adelige. Was von Zeit zu Zeit  
Die Geister von ihm melden, ist die Nahrung, glaub' ich,  
Die mich nicht sterben läßt. Er ist ein Mann!  
Und Gott vergelt's ihm, daß er meinem Blut  
Und Namen Ehre macht!“ — Hier schwieg der Greis.

In diesem Augenblick entschloß ich mich  
Den Ritter Geron aufzusuchen, und ich zog  
An Uthens Hof. Da hört' ich Ruhmens viel  
Von Geron's Tugenden; er selbst war nicht  
Zugegen. Und ich zog ihm nach,  
Fand ihn, und wunderte mich seiner Schöne,  
Der Stärke seines Arms, und seines Muths, doch mehr  
Der Treue seines Herzens; und er ward mir hold.  
Und ich begleitete ihn auf mancher Fahrt,  
Und war der Zeuge seiner letzten Thaten.

Noch Knabe war er, als sein Vater Kron  
Und Leben gegen Faramund verlor.  
Ein alter Freund von Geron seinem Ahnherrn,  
Hektor der Braune, rettete den Knaben,  
Floh nach Britannien mit ihm, und ward  
Der Führer seiner Jugend, und sein Meister in  
Der Ritterschaft; und Geron war ihm wie  
Sein eigner Sohn. Und als in einer großen Schlacht  
Der Alte schwer verwundet fiel, empfing ihn Geron  
In seine Arme, schlug mit Löwenwuth  
Zu Boden Jeden, der an seinen Freund  
Hand legen wollt', und trug ihn auf dem Rücken  
In sein Gezelt; allein das Leben ihm zu fristen  
Vermocht' er nicht. Und sterbend reichete Hektor  
Sein gutes Schwert ihm hin: „Da, sprach er, nimm!  
Ich kenne keinen andern, der's nach mir  
Zu führen werth ist!“ — Groß und selten war  
Des Schwertes Tugend, reich der goldne Griff,  
Und reicher viel die fest gestählte Klinge;  
Und auf der Klinge stand in goldner Schrift:  
„Vermeß sich keiner, untugendlich  
Dies Schwertes anzumuthen sich!“



Treu geht über alles,  
Untreu schändet alles;  
Hohn dem Mann, der seinen Schall  
Verbergen will in Löwenbald!

Der edle Jüngling nahm das heil'ge Schwert  
Mit nassem Aug' aus seines sterbenden  
Pflegetaters Hand, und hielt sich reicher drum  
Als wär' ein Königreich ihm angefallen.  
Wie er's verwaltete, deß will ich euch  
Ein Beispiel geben — wenn ihr zuzuhören  
Nicht müde seid. —

Und Lancelot vom See und seine Dame,  
Die schöne Königin, betheuerten  
Im Namen aller Gegenwärtigen,  
Sie würden ihm den ganzen Rest der Nacht  
So zuzuhören nimmer müde werden.  
Der Alte, unter seinen grauen Augenwimpern  
Hervor, schießt einen scharf gesprühten Blick  
Auf Lancelot und auf die Königin,  
Und beider Augen sinken vor dem Blick  
Des Edeln. Eine kurze Stille folgt,  
Und fort fuhr Branor: In denselben Tagen lebte  
Im Brittenland ein edler Ritter, Danayn  
Der Rothe, Herr der Burg zu Maloant.  
Geron der Adelige ward sein Spießgesell  
Und Freund, sie schworen sich den Todesbund,  
Und ihrer beider Liebe ward im Land umher  
Zum Sprichwort. Und die Frau zu Maloant,  
Des Danayns Vermählte, war das schönste Weib  
Im ganzen Brittenland, das schöner Weiber  
Vor allen Landen sich berühmen mag.  
Sie ohne Liebesregung anzuschauen war  
Unmöglich. Geron, wie er sie zum ersten Mal  
Erblickte, dacht' in seinem Herzen: „Ah!  
Der thäte wahrlich keinen theuern Kauf,  
Der eine Nacht in dieses Weibes Arm  
Mit seinem Leben kaufte!“ — Und von diesem Au  
Vermied er streng, in's Auge ihr zu sehn,  
Sprach selten bei ihr an, und nie allein,  
Noch anders als in seines Freundes Gegenwart,  
In dessen treues Herz und Biederange  
Kein Argwohn kam. Sie zogen Wunden lang  
Und länger oft zusammen aus, auf Abenteuer  
In fremden Landen, oder an die Höfe

Der Fürsten, wo in Ritterspielen Ruhm  
Zu holen war: und wenn nach Maloant  
Sie wieder kamen, blieb Herr Geron fest  
Bei seiner Weise, haltend ob dem Bund,  
Den er gemacht mit seinen Augen; so,  
Daß wer ihn sah, geschworen hätt', ihm sei  
Die schöne Frau von Maloant nicht mehr  
Noch weniger als jedes andre Weib.

Zum Unglück war das Herz der schönen Frau  
So nicht verwahrt wie seines. Ihr erschien  
Beim ersten Anblick Geron als der Mann  
Aus allen Männern, dem ein edles Weib  
Den Sold der Minne nicht versagen könnte;  
Und ungewahrjam läßt sie auf und ab  
Die Augen schweifen auf der stattlichen  
Gestalt, und schaut ihn an und wieder an  
Wie schön er ist, berauscht ihr Aug' und Herz  
An ihm, nichts Böses ahnend; nennt es Freundschaft  
Und Höflichkeit, und täuschet sich mit Namen  
So lange bis sie sich nicht länger täuschen kann,  
Und nun zu heiß die Wunde brennt, sie dem  
Zu bergen, der allein sie heilen mag.

Des Weibes Liebe hat ein Falkenauge.  
Wie sehr sich Geron ihr verbergen will,  
So bald sein Auge mit dem ihrigen  
Zusammen trifft, so sieht sie, oder glaubt zu sehn,  
Es glimm' in seinem trüben Feuer — Liebe.  
In dieser Hoffnung lau'rt sie auf Gelegenheit  
Allein mit ihm zu sein, und wie es ihr  
Gelingt, bekennt sie ihm ihr Liebesweh.  
In schönerer Gestalt versuchte nie  
Die Sünde ein Geschöpf von Fleisch und Blut.  
Von ihren Lippen floß der ersten Schlange  
Veredamtheit, Verführung athmete  
Aus ihrem Busen, lockt' in ihrem Arm.  
Nie kämpfte Geron einen schwerern Kampf:  
Doch Freundschaft, Treue, Hektor, Danayn,  
Stehn zwischen ihm und seines Freundes Weib,  
Wie Engel Gottes mit dem Flammenschwert.  
„Das wolle Gott nicht, daß ich fähig sei  
Den Augenblick von Schwäche zu mißbrauchen,  
Der meines Freundes Weib in meine Hände gibt!“  
Rief er und wand aus ihrem Arm sich los.



Verwirrt und sprachlos stand, von ihrer Hoffnung  
 So arg getäuscht, indem er ihr entfloß,  
 Die Schuld'ge da, und wäre gleich vor Scham  
 Und Schmerz gestorben, wär' ihr's zweifelhaft  
 Nur einen Augenblick gewesen, ob der Mann  
 Sie aus Verachtung also abgewiesen.  
 Doch ihre Augen hatten ihr zu wohl gebient.  
 „Er liebt mich,“ denkt sie: „sah ich nicht den Kampf  
 In seiner Seele? O gewiß, sein Herz  
 Hat keine Schuld!“ — Und nun erscheint ihr Geron  
 Der Adelige seiner Treue wegen  
 Nur herrlicher, gerechter ihre Liebe  
 Zu solchem Manne! Ja sie rühmt sogar  
 Sich ihrer schönen Schwachheit in sich selbst,  
 Und zeigt sie immer unverhohlnen ihm  
 In ihren Augen. Geron wurde dies ein Wink,  
 Sich der gefährlichen Versucherin  
 Nicht länger auszusetzen. Und er zog hinweg  
 Von Maloant, und kam nach Brauenthal  
 Zu einem Ritter, dessen Burg daselbst  
 Gelegen war. Da gingen viele Tage  
 Mit Jagen, Lanzenbrechen, Sang und Tanz  
 Vorüber. Aber Geron wurde deß  
 Bald überdrüssig. — „Wäre Danayn  
 Doch auch da!“ dacht er: „ohne meinen Freund  
 Zu leben unter diesem fremden kalten Volke,  
 Das duldt' ich länger nicht!“ — Wie viel die Frau  
 Von Maloant an seinem Ueberdruß  
 Theil haben könnte, mocht' er so genau  
 Sich selbst nicht fragen: kurz, er ließ sich waffnen,  
 Bestieg sein Roß und zog zurück nach Maloant.

Groß war die Freude seiner Wiederkunft  
 Bei Danayn dem Rothen, seinem Freund,  
 Der so ihn liebte, daß sich Zwillingsbrüder  
 Nicht besser lieben könnten. Und wiewohl sie schon  
 So lange Spießgesellen waren und so selten  
 Sich trennten, dennoch lebte weder Ritter  
 Noch Jungfrau in der Burg, die Geron's Namen  
 Zu nennen wußten, außer Danayn  
 Und seiner Dame; alles nannt' ihn bloß  
 Den guten Ritter; andern Namen wußten  
 Die Leute in der Burg ihm nicht zu geben.

Begab sich nun, daß, während Geron sich  
 Zu Maloant enthielt, ein Schildknapp kam,

Und ging zu Danayn, ihm meldend, daß  
 In sieben Tagen vor der beiden Schwestern Burg  
 Ein groß Turnier gehalten werden sollte.  
 „So helf' mir Gott,“ spricht Danayn, „als ich  
 Dabei bin, wenn ich anders kommen kann!“

Und stracks ging Danayn der Nothe seinen Freund  
 Zu suchen; und sie wurden eins, zusammen hin  
 Hinauf zu reiten nach der Schwestern Burg,  
 Doch unbekannt und nur in schlechten Waffen.  
 Und das Gerücht davon ging in der Burg,  
 Und kam bald vor die Frau von Maloant.  
 Und wie die Dame das vernahm, gefiel  
 Ihr's sehr. Denn weil der Schwestern Burg  
 Nur eines halben Tages Weg von Maloant  
 Entfernt lag, hoffte sie, Herr Danayn  
 Der Nothe würde (wie es Sitte war  
 In solchem Falle) zum Turnier sie führen.  
 Denn in denselben Tagen war an Schönheit wohl  
 Kein Weib in allen Landen gleich der Frau  
 Von Maloant. — „Und Geron,“ dachte sie,  
 „Wird mit uns ziehn, und mir zur Freude werden,  
 Zu sehen, wie er unter allen Königen  
 Und Rittern aus der ganzen Welt der wackerste  
 Und schönste ist.“ — Denn immer hing ihr Herz  
 An Geron noch, wiewohl er ihre Liebe so  
 Zurück gewiesen. Geron war und blieb  
 Der einz'ge Mann in ihren Augen. Ihn  
 Allein nur kann sie lieben, mag bei Tag und Nacht  
 An nichts als seine Schönheit und sein adelig  
 Gemüth und seine Tapferkeit und treuen Sinn  
 Gedenken; wollte lieber seine Dame sein  
 Als Frau der ganzen Welt; gelobt sich heilig, nie  
 Ihr Herz von ihm zu wenden. Sollte sie  
 Mit ihrem Leben ihre Liebe büßen,  
 Mit tausend Freuden wollte sie es ihm  
 Zu Liebe thun, sich's noch zur Ehre schätzen.“

So war der Frau von Maloant zu Muth,  
 Als nach der Burg zu gehen sie beschloß.  
 Denselben Abend noch sprach sie davon  
 Mit ihrem Manne; und Herr Danayn  
 Gab ihr gefällig lächelnd zum Bescheid:  
 „Frau, weil ihr's wollt, so bin ich's wohl zufrieden;  
 Ich will zur Schwesternburg mit solchem Staat  
 Euch führen lassen, wie für eine Frau



Von eurem Stand und Wesen ziemlich ist;  
 Will Jungfrau viel euch zur Gesellschaft geben,  
 Und Ritter, die euch sicher hin und her  
 Geleiten sollen: nur ich selber kann es nicht  
 Für diesmal; weil wir beide, ich und Geron, nur  
 In schlechten Waffen zum Turnier zu kommen  
 Und unerkannt zu bleiben Willens sind."

Als nun die Zeit heran kam, machten sich  
 Die beiden Ritter, nur mit Einem Knappen,  
 Der Schild' und Schwerter nachtrug, auf die Fahrt  
 Und kamen, durch viel Nebenwege, unerkannt  
 Zur Schwesternburg: indeß die Frau von Maloant  
 In großem Staat, von sechs und zwanzig Rittern  
 Geleitet, den geraden Heerweg zog.

Und nahe bei der Burg begegnete  
 Den beiden Freunden auf dem Plan Herr Flaunz,  
 Ein junger Schalk und Prahler, der in Ritterschaft  
 Kein kleiner Wicht zu sein sich dünken ließ,  
 Und der zur Zeit und Unzeit gar zu gern  
 Hochmuthete und neckte männiglich,  
 Der ihm in Wurf kam und es leiden mochte.  
 Wie der die beiden Ritter so daher  
 Gelassen traben sieht, in schwarzen Waffen, schwarz  
 Die Schild' und Speer', im ganzen Anzug schlecht  
 Und scheinlos: sprengt er auf sie zu, und fordert sie  
 Heraus, gleich auf der Stelle einen Speer  
 Mit ihm zu brechen. Dessen wehrten sie  
 Gar höflich sich, als solche, die auf morgen  
 Sich sparen wollten; aber all' umsonst:  
 Je ehrlicher sie sprachen, desto gröber ward  
 Herr Flaunz, der Schalk; und da sie, ohne sein  
 Zu achten, ihres Weges zogen, spottet' er  
 Zu einem Ritter von der Tafelrunde, der  
 Zur Seite stand, der beiden schwarzen Knechte,  
 Und sprach so laut, daß sie es hören mochten.  
 Darob entbrannte Danayn in Zorn  
 Und sprach zu Geron: „Bruder, hörst du da  
 Die Ritter, die vermeinen ungestraft  
 Uns hochzumuthen? Was bedünkt dich?“ — „Nach's wie ich,  
 Versetzt Herr Geron, „laß sie kaffen! Ihr Geschwäg  
 Wird uns nicht schlechter und nicht besser machen;  
 Und höhnen sie uns heute, leicht mag's sein,  
 Es reut sie morgen, halten dann sich selbst  
 Für Oeden drum, und wollten gern ihr Maul

Gehalten haben. Ihrer laufen viel  
 Herum im Lande, die sich groß damit  
 Bedünken, strenge Späßlinge zu sein,  
 Und alles kurz und klein heraus zu geisern,  
 Was ihnen in die Zähne schießt. Ich meines Orts  
 Nehm' keine Kundschaft dessen, was sie sagen,  
 Und wenn sie reden, ist mir's ebenso,  
 Als schwiegen sie.“ — „Bei Gott, Herr Bruder, du hast Recht,“  
 Erwidert Danayn: „von Stund' an mögen sie,  
 Was ihnen lüftet, gackeln, bis sie's müde sind;  
 Sei eine Memme, der sich dessen kümmert!“

Herr Irwin, einer von den adeligsten Rittern  
 Der Tafelrunde, hörte mit Verdrieß die Reden  
 Des jungen Knechts, der also ohne Fache  
 Die unbekannten Ritter gedachte; und  
 Er straft' ihn deß mit harten Worten. Aber Flaunz,  
 Zu zeigen, daß er keinen fürchte, fing  
 Von neuem an. Deß hatt' er wenig Frucht:  
 Denn beide Ritter zogen ihre Straße, sein  
 Nicht achtend, dachten: „Morgen wird sich's weisen.“

Und wie das Herz es ihnen vorgelagt,  
 Erging's am Tag des Turneys. Danayn  
 Und Geron warfen alle Ritter aus dem Sattel,  
 Und keiner war, der ihnen wehren mochte,  
 Den Dank davon zu tragen. — Und es war  
 Des Fragens viel von Mund zu Munde, wer  
 Die Ritter wären: aber Niemand kannte sie  
 Als nur allein die Frau von Maloant,  
 Die ihres Herzens Lust an Geron sah  
 Und seinen Thaten. Denn wiewohl er nur  
 In schlechten Waffen aufzog, dennoch war  
 Der andern keiner ihm an Anstand gleich;  
 Und sah sie ihn, den schwarzen Schild am Halse,  
 Das blanke Schwert gezückt in seiner Faust,  
 Im Trupp der Ritter, die in hellen Farben  
 Und goldgestickten Wappenröden ströhten,  
 Bei ihr vorüber ziehn, dann dünkte ihr,  
 Sie sehe Niemand auf dem Plan als ihn.

Der schönen Frau und Jungfrau waren viel,  
 Die zu der Schwestern Burg auf diesen Tag  
 Gefommen waren, um zu sehen und  
 Gesehn zu werden. Aber alle standen um  
 Die Frau von Maloant wie Wiesenblumen  
 Um einen voll aufblüh'nden Rosenbusch.



Und allen Rittern, die so schön sie sahn,  
Schlug hoch das Herz; doch höher keinem schlug's  
Als Lat, dem Freund des Königs Meliad,  
Der, wie durch einen Zauberspruch gebunden,  
Sein Angesicht nicht von ihr wenden konnte.  
„Der ist gefangen,“ sprach der König zu sich selbst.  
Und zu erforschen, wie ihm wäre, hub er an  
Von ihrem Staat und ihrem fürstlichen  
Geschmeid' und von den sechs und zwanzig Rittern,  
Die zum Geleit' ihr dienten. Und Herr Lat  
Erwidert ihm: „Die sechs und zwanzig Ritter,  
Wie mannhaft sie sich dünkten, wären nur  
Ein schwacher Schirm für so ein schönes Weib.  
So helf' mir Gott, Herr König Meliad,  
Wo diese Frau in einem Walde mir  
Begegnete, und hätte zum Geleit'  
Nur diese sechs und zwanzig, als ich mir  
Getraute, sie von ihnen zu gewinnen!“

Herr Danayn, den Spielen zuzusehn erpicht,  
Bernahm von dieser Rede nichts. Allein  
Von ungefähr stand Geron nah genug,  
Um Wort für Wort zu hören, was Herr Lat  
Zum König sprach. Und ob sein Herz ihm schon  
Entbrannte, daß ein Mann von seines Freundes Weibe  
So sprechen sollte, dennoch deucht' es ihm,  
Der Ritter, dessen Seele solcher That  
Sich werthen dürfte, müßte wohl von Noth  
Der besten einer sein. Und Geron trat  
Zu ihm, und redet' ihn mit höflichen  
Geberden an, ihm zu erkennen gebend,  
Er habe wohl verstanden, was Herr Lat  
Zum Könige gesprochen. „Ich bekenne mich  
Dazu,“ versetzte Lat, „und dessen mich  
Zu unterstehen sollte mich nicht hindern, wenn  
Ihr selbst der sechs und zwanzig einer wär't.“  
„Wenn dies ist,“ sagte Geron, „und ihr traut euch zu,  
Blos einer Frau zu Lieb' mit sechs und zwanzig Rittern  
Es aufzunehmen; sollt euch wohl, den Dank  
Des Turneys zu gewinnen über uns  
Ein Leichtes seyn?“

„Das ist ein Wort,“ sprach Lat,  
„Ich bin dabei.“ Und König Meliad  
Und Danayn, der auch dazu kam, nahmen Theil  
An ihrer Wette, und sie wurden eins,

Dreimal zu rennen, Geron gegen Lat,  
Und König Meliad an Danayn.  
Zum ersten Male rennten Danayn  
Und Geron jeder seinen Gegner nieder;  
Beim zweiten Rennen drehte sich das Glück,  
Die beiden Freunde wurden aus dem Sattel  
Gehoben; doch im dritten trugen sie  
Mit hohem Lob des Turneys Dank davon.

Und als die Nacht herein brach, kam in Hast  
Zu Danayn ein Schildknapp, meldend: daß  
Die Mörder seines Neffen, die er überall  
Aussuchen ließ, sich wenig Stunden weit  
Von dannen sehen lassen. Als bald machte sich  
Der Ritter auf, sie zu verfolgen. Und er sprach  
Zu Geron: „Bruder, ein Geschäfte ruft mich ab,  
Das keinen Aufschub leidet; ziehe du  
Nach Maloant, und harre mein daselbst.“  
Das ließ er auch der Frau von Maloant  
Entbieten; und so kehrte sie mit ihrem Zug  
Des Morgens drauf nach ihrer Burg zurück.

Herr Geron hatte nicht des Worts vergessen,  
Das Lat gesprochen; und so bald die Frau  
Von Maloant die Burg der Schwestern wieder  
Verlassen, folgt er ihr von ferne nach.  
Allein Herr Lat, der schönen Beute nicht  
Zu fehlen, hatte früh sich aufgemacht,  
Und tief in einem holzbewachsenen Thale,  
Wodurch sie ziehen mußte, sich in Hinterhalt  
Gelegt; und als der Zug heran kam, fiel  
Er, wie ein Blitz aus hellem Himmel, über  
Die sechs und zwanzig, trieb sie in die Flucht,  
Und nahm die Frau und ritt mit ihr davon.

Herr Geron hatte durch ein Abenteuer  
Von ungefähr den Weg verloren, den  
Die Dame zog. Und wie er, ihre Spur  
Zu suchen, wieder seitwärts lenkte, ließ  
Sein gutes Glück ihn auf den Räuber stoßen,  
Der wohlgemuth mit seiner schönen Beute  
Einker getrabet kam. Das Kleinod war  
Wohl eines Kampfs um Tod und Leben werth.  
Und ängstlich ringend ihre schönen Arme, that  
Die Frau zu allen Heiligen im Himmelreich  
Gelübde, mehr für ihren Freund als sich.  
Doch bald entriß der Tapfre sie der Furcht



Des Ausgangs; denn mit Löwengrimm  
Umschlang er seinen rauhen Gegner, warf  
Zu Boden ihn, und zwang ihn, von der Milde  
Der Frau von Maloant sein Leben anzunehmen.

Wie groß die Freude war der schönen Frau,  
Als sie befreit sich sah, und durch die Hand  
Des Mannes, den sie über alles liebt!  
Geringer kaum des Ritters, seine Dame  
Ersiegt zu haben, und bestraft den Troß  
Des frechen Nebenbuhlers! — Beide sehn sich an,  
Und bleiben sprachlos; ihre ganze Seele ist  
In ihren Augen. Alles um sie her  
Ist Wald, und still und einsam; sie und er  
Die Einz'gen in der Welt. Welch Augenblick  
Des Freundes zu vergessen! — Aber Geron kam  
Bald wieder zu sich selber, trat zurück und sprach  
Zur Frauen: „Dame, ledig seid ihr nun  
Des Ritters, möget nun nach Maloant  
In Frieden ziehn nach euerm eignen Willen.“

Ihm gibt die Frau zur Antwort: „Edler Herr,  
Daß ich befreit bin, deß sei Gott gedankt  
Und euerm Arme! Denn gehöht auf ewig  
Und aller Ehren bar wär' ich geblieben,  
Hätt' euer Muth die Schmach mir nicht vergaunt.  
Allein, was nun beginnen? Meine Reisigen  
Und Knappen sind entflohn, desselben gleichen  
Auch meine Jungfrau alle haben mich  
Allein gelassen.“ Spricht zu ihr der Ritter: „Frau,  
Seid unbekümmert; eure Leute können nicht  
So ferne sein; sie werden wieder sich  
Zu euch versammeln. Reiten wir indes  
In diesem Pfade fort, der ohne Fehl  
Uns wieder in den Heerweg bringen wird.“  
Und mit dem Worte ritten sie von dannen.

Als nun die schöne Frau von Maloant,  
Sich ihres Schreckens quitt, und mit dem Manne,  
Der über alles lieb ihr war, so ganz allein  
Sich sah, und dachte bei sich selbst, wie im Turnier  
Er allen es zuvor gethan, und wie  
So adelig und hold und schön er war  
In allen Dingen, über alle Männer, die  
Ihr jemals vorgekommen: da bewegte sich  
Ihr Herz so stark in ihr, sie wußte nicht  
Wie ihr geschah, und was sie sagen oder wie

Sie schweigen sollte. — Noth ist ihr zu reden:

Alein die Furcht, noch einmal abgewiesen  
Zu werden, schreckt sie. Liebe setzt ihr zu,  
Ihm frei zu offenbaren, was ihr Herz  
Gellüstet: aber Scham hält ihren Mund  
So bald sie reden will. Auf einer Seite  
Spricht Liebe: „Dame, redet ohne Scheu,  
Er weiset euch gewiß nicht wieder ab.  
Ihr seid so wohlgethan von Leib und Angesicht,  
Der wäre nicht des Ritternamens werth,  
Der eine Frau wie ihr zum dritten Mal  
Abweisen könnte; waget's nur getrost!“  
Doch Scham spricht auf der andern: „Dame, hütet euch  
Zu reden! Geron liebt Danayn  
So stät und treu, er würd' um alles in der Welt  
In ihm nicht fehlen. Rechnet sicher drauf,  
Ihr werdet abgewiesen.“ — So verstummte denn  
Die Dame zwischen beiden, und sie ritten  
Noch eine gute Weile schweigend fort.

Indessen hatt' auf seiner Seite Geron  
In seinem Herzen keinen leichtern Kampf  
Zu kämpfen. Denn so oft er auf die Frau  
Die Augen warf, war ihm so weh nach ihr,  
Und dachte: sollt' er nur ein einziges volles Mal  
Sein Herz an ihres drücken, seine Seele gäb'  
Er drum! — Zu kämpfen länger deucht ihn weder möglich  
Noch ehrlich gegen ein so schönes Weib,  
Das ihm so hold ist. Alles schicket sich  
Zu ihrer beider Wünschen. Zeit und Ort,  
So still, so einsam, werden nimmermehr  
So wieder kommen! — „Aber, deines Freundes Weib,  
Des Waffenbruders, der dich höher liebt,  
Als seiner Augen eines! Das verbüte Gott,  
Daß so ein mactrer Ritter durch den Mann  
Geschändet werde, gegen dessen Tren' er sich  
Den kleinsten Zweifel nie verzeihen würde!  
Wie wolltest du in deinem Leben wieder  
Ihm in die Augen schauen? welchem andern, der  
Auf Ehre hält? und wie dich selbst ertragen,  
Nach solcher That? —“

In diesen wechselnden  
Gedanken ritt er schweigend hinter ihr,  
Doch konnt' er sich nicht wehren, dann und wann  
Sie anzusehen, und je öfter er



Sie ansah, desto schöner deucht sie ihm.  
Zwei- oder dreimal war ihm's auf der Zunge  
Es ihr zu sagen, wenn die Scham ihm nicht  
Den Mund verschlossen hätte.

Endlich hob die Frau  
(Der Noth war ihrem Herzen Lust zu schaffen)  
Bon selber an, und sprach zu Geron: „Lieber Herr,  
So gebe Gott euch gute Abenteuer!  
Sagt mir, was ist in aller Welt das Ding,  
Das einen Ritter Kühnheit zu beweisen  
Und hohen Muth am stärksten treiben kann?“  
Erwiedert Geron: „Dame, zweifelt nicht,  
Es ist die Minne. Rechte Minne hat  
So hohe wunderbare Kraft, sie könnte wohl  
Aus einem feigen Menschen einen waghichen  
Beherzten Ritter machen.“

„Gott behüte!“  
Versezt die Dame, „wenn dem also ist,  
Welch ein gewaltig Wesen müßte dann von Noth  
Die Minne sein!“

Erwiedert ihr Herr Geron:  
„Ja, wahrlich, dem ist also, wie ihr sagt!  
Und wisset, Dame, nie und nimmermehr  
In meinem Leben wär' ich das gewesen  
Was diesen Tag Herr Laß erfahren, hätte mich  
Die Minne nicht gestärkt: noch hätte Laß,  
Obschon der besten Ritter einer, je  
Die sechs und zwanzig Reifigen von Maloant  
Zur Flucht gebracht, wie er gethan, wo nicht  
Die Minne ihm die Kraft zu solcher That  
Gegeben hätte.“

„Wie?“, versezt die Frau,  
„Aus euern Reden scheint's, ihr selber liebt  
Mit rechter Minne?“

„Dame, ganz gewiß  
Sagt ihr die Wahrheit,“ war des Ritters Antwort;  
„Auch acht' ich dessen mich für hoch beglückt,  
Weil ich mich kühnlich rühmen mag, daß an  
Die schönste Frau, die in der Welt ist, ich  
Mein Herz gesetzt; und drum allein vermag  
Ich Dinge, die ich andrer Weise nie  
Bestehen könnte. Denn das glaubt mir, Dame,  
Wär's nicht in dieser übergroßen Minnekraft,  
Ich hätt' in diesem Turney nicht gethan

Was ihr gesehen habt; und hab' ich Lob  
Damit verdient, so bin ich's lediglich  
Der Lieb' und meiner Dame schuldig; ihnen ganz  
Allein gebührt der Dank.“

Die edle Frau  
Bon Maloant, indem sie ihren Ritter  
So reden hört, erfreut sich ohne Maß.  
Denn wohl sagt ihr das Herz: wenn Geron liebt,  
So liebt er dich und keine andre in der Welt.  
Und wie er aufgehört zu reden, nahm sie wieder  
Das Wort und sprach: „Mein Herr, so gebe Gott  
Euch gute Abenteuer! sagt mir ohne Scherz,  
Wer ist die Dame, die so lieb euch ist  
Und über alle andre Frauen in der Welt  
Euch schön zu sein bedünkt?“

„So helf' mir Gott,“  
Versezt er, „als die schönste aller Frauen in  
Der ganzen Welt, kein' andre ist als ihr;  
Und wohl versichert müßt ihr dessen selbst  
In euerm Herzen sein. Ja, liebe Frau,  
Ihr seid es, die ich minne, so wie daß  
Kein Ritter seine Dame minnen mag.“

„Herr,“ spricht zu ihm die Frau, „was soll ich denken  
Bon euern Reden? Sicher ist's nicht euer Ernst;  
Ich seh', ihr harret meiner Antwort nur,  
Um meiner dann zu spotten. Denn es ist  
So lange nicht, und ich erinnre mich's  
Sehr wohl, wie ich das alles, was ihr mir  
Da sagtet, euch gesagt, und wie ihr härtiglich  
Mich abgewiesen. Jezo wollt ihr mich bereden,  
Ihr liebtet mich so mächtig. Guter Herr,  
Was wollt ihr, daß ich glaube?“

„Liebste Frau,“  
Erwiedert Geron, „pflegt, um Gottes willen,  
Nicht solcher Reden mehr. Daß damals ich bethört  
Und blind war, laßt mich dessen jezund nicht  
Entgelten; nehmet mich zu euerm Ritter an,  
Und seid versichert, Herzenskönigin,  
Daß keine Minne in der Welt aufrichtiger  
Als meine ist.“

Die Frau von Maloant  
Hat solche Freude, ihren Ritter also reden  
Zu hören, daß ihr ist, sie hör' ihn immer noch,  
Auch da er wieder schweigt. Sie zweifelt nun



Nicht mehr an seiner Liebe, weidet sich  
Daran so innig, daß ihr ist, sie athme, schwimme  
In lauter Liebe; ist so voll von ihm  
Und ihrem Glück, und kann doch nichts  
Zu Worten bringen, horchet nur und schweigt,  
Als ob sie fürchte, sie verliere was davon  
Durch Reden.

Wie sie eine Weile nun  
So fortgeritten, zeigte sich ein kleiner Pfad,  
Der mitten durch den Wald geraden Wegs  
Zu einem Brunnen führte. Geron lenkt dahin,  
Und spricht zu seiner Lieben: „Dame, Müdigkeit  
Vom Turney und der Arbeit dieses Morgens  
Befällt mich; hieltet ihr's genehm, so möcht' ich wohl  
Ein wenig Ruhens pflegen an dem Brunnen dort,  
Der vor uns liegt.“ „Mein Herr,“ versteht die Frau  
Errothend, „thut nach euerm Willen.“ Und er nahm  
Den Weg zum Brunnen, und die Dame ritt  
Ihm schweigend nach.

Und als sie nun dahin  
Gefommen waren, stieg Herr Geron ab,  
Und band sein Roß an einen Baum, ging dann  
Der Frau von Maloant herab zu helfen.  
Ein frischer Rasen, lustig überschattet  
Von Bäumen, war daselbst, umschlossen rund  
Mit Büschen, still und lieb und heimlich, als sie sich  
Zum Ruhen einen Platz nur wünschen mochten.  
Hier setzt er seine Dame, wie er sie  
Vom Pferd herab in seinen Arm empfangen,  
Im Schatten hin; beginnt dann Stück vor Stück  
Sich zu entwaffnen, nimmt die Haube ab,  
Und schnallt den Harnisch von den Schultern und  
Den schwarzen Schild, und legt es alles auf  
Den Brunnen hin; und oben drauf sein gutes Schwert,  
Das einst der unbescholtne Ritter Hektor Braum  
Geführt und sterbend ihm zum Erbe ließ,  
Und das, um seines ersten Herren willen, ihm  
So lieb war, daß er nicht das beste Schloß  
Des Königs Uther drum genommen hätte.  
Allein in diesem Augenblick der Trunkenheit  
Jetzt dacht' er wenig an sein Schwert, und an  
Die Ritterspflicht, wozu es den verband,  
Der nach dem wackern Hektor es zu führen sich  
Vermaß. Verlassen hatten ihn zum ersten Mal

In seinem Leben Ehr' und Viedertreu',  
Und heißer Hunger nach der süßen Frucht  
Der Minne jedes edlere Gefühl in seiner Brust  
Verdrungen. Geron ist nicht Geron mehr,  
Hat seines Danavns vergessen, seiner selbst  
Vergessen, eilt mit rascher Ungeduld  
Sich vollends zu entwaffnen, während daß  
Die schöne Frau, in süßer Scham, die Augen  
Gesenkt auf ihren Schooß, verstummt, und kaum  
Zu athmen sich getraut.

Und siehe da,  
Als Geron eben ihr sich nähern wollte,  
Begab sich's, daß vom Rand des Brunnens, wo  
Er seine Waffen auf einander hingelegt,  
Sein gutes Schwert herab in's Wasser fiel,  
Und wie er's platschen hört, verläßt er stracks  
Die schöne Frau, und läuft, sein liebes Schwert  
Zu retten, zieht's heraus, und trocknet's ab,  
Wischt's fleißig wieder blank; und als er's um  
Und um betrachtet, ob es unbeschädigt ist,  
Fällt ihm die goldne Aufschrift in's Gesicht,  
Die Hektor in die Klinge graben lassen.  
Er bebt und liest, und liest es wieder und  
Zum dritten Mal, als ob er nie zuvor die Worte  
Gesehen; und auf einmal ist's, es fall'  
Ein Zauber von ihm ab. Er steht, das gute Schwert  
In seiner Hand, und sinkt tief in sich selbst.  
„Wo bin ich? — Gott im Himmel! welche That  
Zu thun kam ich hierher?“ Die Kniee erschlaffen ihm  
Von dem Gedanken. Und, sein Schwert noch in der Hand,  
Setzt auf den Brunnen er sich hin, der Frau  
Den Rücken kehrend, kummervoll, und sinkt  
Aus einem traurigen Gedanken in den andern,  
Und wie die Dame, die noch kaum zuvor  
Ihn froh und wacker sah, so plötzlich ihn  
In solche wunderbare Schwermuth fallen sieht,  
Erschrickt sie deß, und weiß nicht, was davon  
Sie denken soll. Und um zu sehen, was ihm ist,  
Geht sie mit leisen Schritten furchtsam hin  
Und spricht zu ihm: „Mein Herr, was sinnet ihr?“  
Und Geron, ohne ihr zu achten, blickt  
Mit starren Augen auf sein Schwert, und gibt  
Ihr keine Antwort. Lange harret deren  
Die holde Frau, und da er keine gibt,



Tritt sie noch näher hin und wiederholt  
Mit sanfter Stimme: „Lieber Herr, was sinnet ihr?“

Und tief erseufend: „Was ich sinne?“ spricht  
Der Ritter: „So erbarme Gott im Himmel  
Sich meiner Seele, Frau, als ich nach dem,  
Was ich an meinem Bruder Danayn  
Begangen, länger nicht zu leben würdig bin!“

Und als er dies gesagt,  
Begann sein Schwert er wieder anzuschauen,  
Und sprach mit tiefem Schmerz: „Du gutes Schwert,  
In wessen Hand bist du gefallen! Wie so gar  
Ein andrer Mann war der, der ehemals dich  
Geführt! Verrath noch Untreu kam sein Leben lang  
Nicht in sein Herz — Vergib mir! — Führen darf  
Ich dich nicht länger, aber rächen will ich dich  
Und ihn — der Bessers von mir hoffte, da er dich  
Mir anvertraut!“

Und mit dem Worte zückt  
Er seinen Arm, und eh' die Frau, vor Schrecken starr,  
Es hindern mochte, stieß er mit dem Schwert  
Sich durch und durch, zog's mit Gewalt dann wieder  
Heraus und hätte sich noch einen Stoß  
Gegeben, wäre nicht die Frau von Maloant  
Mit aller Stärke der Verzweiflung und der Liebe  
Ihm in den Arm gefallen. „Guter Ritter,  
Um Gottes willen, schonet euer selbst!“  
Rief sie ihm weinend zu, „ermordet nicht,  
So grausamlich euch selbst und mich in euch —  
Um nichts!“ —

„D,“ rief er, „Dame, laßt  
Mir meinen Willen. Ich verdiene nicht  
Zu leben, und so will ich sterben, lieber als:  
In Schande leben!“ Aber lauter weinend hielt  
Die Frau mit aller ihrer Stärke ihm den Arm.

In diesem Augenblick kam Danayn  
Zurück von seiner Fahrt. Gefunden und bestraft  
Hatt' er die Mörder seines Neffen; beide waren sie  
Gefallen unter seinem Schwert. Nun eilet er  
Zurück nach Maloant zu seinem Freund;  
Und wie, nicht fern vom Brunnen, er im Wald  
Daher zieht, trifft ein Klage-ton sein Ohr  
Vom Brunnen her; und alsbald lenket er  
Dahin, und siehe! Geron liegt in seinem Blut,  
Und blutig überall, in stummer Angst,

Die Frau von Maloant bei ihm, allein,  
Die Hände ringend. — Danayn, anstatt  
Zu fragen, springt vom Roß und eilt dem Freund  
Zu Hülfe. Aber Geron weigert sich  
Sie anzunehmen, will nicht leben, klagt  
Sich selber an vor seinem Freund, verbirgt  
Ihm nichts als seines Weibes Schwachheit, nimmt  
Auf sich allein die ganze Schuld. Und wie  
Er alles ihm bekannt hat, reicht er ihm  
Die Hand und spricht: „Vergib mir, Bruder, wenn  
Du kannst, und laß mich sterben: aber hasse nicht  
Mein Angedenken — denn die Neue kam  
Der That zuvor. In meinem Herzen war  
Die Untreu nur: so laß mein Herzensblut  
Sie löschen!“

Aber Danayn, der Edle, fühlt'  
In diesem Augenblick die Herrlichkeit  
Der Tugend seines Freundes mehr als er  
Sie je zuvor gefühlt; so offenbar  
Liegt Geron's Herz und Wesen, wie sein eignes,  
Vor seinen Augen da. Er fleht  
Ihm dringendlich, sich selber zu vergeihn,  
Beschwört bei ihrer heil'gen Freundschaft ihn  
Zu leben, schwört ihm, daß er mehr als je  
Ihn ehr' und liebe!

Ueberwältigt  
Von solcher Liebe, willigt Geron endlich ein,  
Für seinen Freund zu leben, überläßt  
Sich seiner Pfleg', und wird auf einer Bahre nach  
Dem nächsten Schloß getragen, wo  
Ein guter alter Ritter sich enthielt,  
Ein Freund von Danayn. Der lebte da  
Mit einer Tochter, die an Schönheit kaum  
Der Frau von Maloant den Vorzug ließ,  
Und viel verborgner Mittel kundig war,  
Die schwersten Wunden bald und wohl zu heilen.  
Die edle Jungfrau liebte heimlich Geron,  
Den Adligen, und durch ihre Kunst  
Und Pflege ward er heil in wenig Wochen  
Von seiner Wunde. Aber tödtlich war  
Die Wunde, die das Abenteuer am Brunnen  
Der Frau zu Maloant geschlagen. Solchen Wechsel,  
So plötzlich, so gewaltsam, zu ertragen, war  
Ihr weiches Herz zu schwach. In schwerer Angst



Lag sie die ganze Nacht als wie in Feuer;  
Und gleich am andern Morgen brach die Wuth  
Des Fiebers aus, und wuchs mit solcher Macht,  
Daß keine Rettung war; sie starb am dritten Tage,  
Und Geron's Name war ihr letzter Laut.

Hier schwieg der alte Ritter. Und mit ernstem Blick  
Sah er die Frauen und die Ritter alle,  
Die um die Tafel saßen, schweigend an;  
Und allen Jungfrau schlichen stille Thränen  
Die glüh'nde Wang' herab, und alle Ritter schlugen  
Die Augen nieder. Und Frau Genievra,  
Die Königin, die, während er erzählte,  
Bald todtblaß worden war, bald feuerroth,  
Rief, ihre Unruh zu verbergen, seufzend aus:  
„'S ist eine traurige Geschichte!“ — „Und wie ging's  
Nun euerm Geron weiter?“ — fragte Lanzelot.  
„Nach der Geschichte,“ spricht der alte Branor, „hab'  
Ich nichts mehr zu erzählen.“ —

Und der König Artus  
Stand von der Tafel auf, und alle standen auf,  
Und Artus sprach zu Branorn: „Ritter, ein Gemach  
Ist euch bereitet in der Burg, für diese Nacht  
Und alle Tage, die ihr bei uns bleiben wollt.“  
„Herr König,“ gab der alte Mann zur Antwort,  
„So gebe Gott euch Ruhm und guten Muth,  
Als ich gelobet hab', an keinem Hof  
Zu meinem Leben über Nacht zu bleiben.“

Die Ritter sahn einander schweigend an;  
Und Branor neigte vor dem König sich  
Und vor der Königin, nahm seine Waffen,  
Bestieg sein Roß, und ritt bei Sternenlicht  
Zurück in seinen Wald.

## A b e r o n .

(Nach der letzten Ausgabe, Berlin 1858.)

### Erster Gesang.

Noch einmal sattelt mir den Hippogryphen, ihr Mäusen,  
Zum Ritt in's alte romantische Land!  
Wie lieblich um meinen entfesselten Busen  
Der holde Wahnsinn spielt! Wer schlang das magische Band  
Um meine Stirne? Wer treibt von meinen Augen den Nebel,  
Der auf der Vorwelt Wundern liegt?  
Ich seh', in buntem Gewühl, bald siegend, bald besiegt,  
Des Ritters gutes Schwert, der Heiden blinkende Säbel.

Vergebens knirscht des alten Sultans Zorn,  
Vergebens dräut ein Wald von starren Lanzen:  
Es tönt in lieblichem Ton das elfenbeinerne Horn,  
Und, wie ein Wirbel, ergreift sie alle die Wuth zu tanzen;  
Sie drehen im Kreise sich um, bis Sinn und Athem entgeht.  
Triumph, Herr Ritter, Triumph! Gewonnen ist die Schöne.  
Was säumt ihr? Fort! der Wimpel weht;  
Nach Rom, daß euern Bund der heil'ge Vater kröne!

Nur daß der süßen verbotenen Frucht  
Euch ja nicht vor der Zeit gelüste!  
Geduld! der freundlichste Wind begünstigt eure Flucht,  
Zwei Tage noch, so winkt Hesperiens goldne Rüste.  
O rette, rette sie, getreuer Scheramin,  
Wenn's möglich ist! — Umsonst! die trunknen Seelen hören  
Sogar den Donner nicht. Unglückliche, wohin  
Bringt euch ein Augenblick! Kann Liebe so bethören?



In welches Meer von Jammer stürzt sie euch!  
 Wer wird den Zorn des kleinen Halbgotts schmelzen?  
 Ach! wie sie Arm in Arm sich auf den Wogen wälzen!  
 Noch glücklich durch den Trost, zum wenigsten zugleich  
 Eins an des andern Brust zu sinken in's Verderben.  
 Ach! hofft es nicht! Zu sehr auf euch erbost,  
 Versagt euch Oberon den letzten Trost,  
 Den armen letzten Trost des Leidenden, zu sterben!

Zu strengern Qualen aufgespart,  
 Seh' ich sie hilflos, nackt, am öden Ufer irren;  
 Ihr Lager eine Kluft, mit einer Hand voll dürrern  
 Halb jaulem Schilf bestreut! und Beeren wilder Art,  
 Die kärglich hier und dort an kahlen Hecken schmoren,  
 All' ihre Kost! In dieser dringenden Noth  
 Kein Hüttenrauch von fern, kein hülfewinkend Boot,  
 Glück, Zufall und Natur zu ihrem Fall verschworen!

Und noch ist nicht des Rächers Zorn erweicht,  
 Noch hat ihr Elend nicht die höchste Stuf' erreicht;  
 Es nährt nur ihre strafbar'n Flammen,  
 Sie leiden zwar, doch leiden sie beisammen.  
 Getrennt zu sein, so wie in Donner und Blitz  
 Der wilde Sturm zwei Bruderschiffe trennet,  
 Und ausgelöscht, wenn im geheimsten Sitz  
 Der Hoffnung noch ein schwaches Flämmchen brennet:

Dies fehlte noch! — O du, ihr Genius einst, ihr Freund!  
 Verdient, was Liebe gefehlt, die Rache sonder Grenzen?  
 Beh' euch! Noch seh' ich Thränen in seinen Augen glänzen;  
 Erwartet das Aergste, wenn Oberon weint! —  
 Doch, Muse, wohin reißt dich die Adlerschwinge  
 Der hohen trunknen Schwärmerei?  
 Dein Hörer steht bestürzt, er fragt sich, was dir sei,  
 Und deine Gesichte sind ihm geheimnißvolle Dinge.

Komm, laß dich nieder zu uns auf diesen Kanapee,  
 Und — statt zu rufen, ich seh', ich seh',  
 Was Niemand sieht als du — erzähl' uns fein gelassen,  
 Wie alles sich begab. Sieh, wie mit lauschendem Mund  
 Und weit geöffnetem Auge die Hörer alle passen,  
 Geneigt zum gegenseitigen Bund,  
 Wenn du sie täuschen kannst, sich willig täuschen zu lassen.  
 Wohl! so höret denn die Sache aus dem Grund!

Der Paladin, mit dessen Abenteuern  
 Wir euch zu ergeben (sofern ihr noch ergebbar seid)  
 Entschlossen sind, war seit geraumer Zeit  
 Gebunden durch sein Wort, nach Babylon zu steuern.  
 Was er zu Babylon verrichten sollte, war  
 Halsbrechend Werk, sogar in Karls des Großen Tagen:  
 In unsern würd' es, auf gleiche Gefahr,  
 Um allen Ruhm der Welt kein junger Ritter wagen.

„Sohn,“ sprach sein Oheim zu ihm, der heil'ge Vater in Rom,  
 Zu dessen Füßen, mit einem reichlichen Strom  
 Bußfert'ger Zähren angefeuchtet,  
 Er, als ein frommer Christ, erst seine Schuld gebeichtet;  
 „Sohn,“ sprach er, als er ihm den Ablass segnend gab,  
 „Zieh hin in Frieden! Es wird dir wohl gelingen,  
 Was du beginnst. Allein vor allen Dingen,  
 Wenn du nach Joppen kommst, besuch' das heil'ge Grab.“

Der Ritter küßet ihm in Demuth den Pantoffel,  
 Gelobt Gehorsam an, und zieht getrost dahin.  
 Schwer war das Werk, wozu der Kaiser ihn  
 Verurtheilt hatte; doch, mit Gott und Sanct Kristoffel  
 Hoffte er zu seinem Ruhm sich schon heraus zu ziehn.  
 Er steigt zu Joppen aus, tritt mit dem Pilgerstabe  
 Die Wallfahrt an zum werthen heil'gen Grabe,  
 Und süßelt sich nun an Muth und Glauben zwiefach süß.

Drauf geht es mit verhängtem Zügel  
 Auf Bagdad los. Stets denkt er, kommt es bald?  
 Allein da lag noch mancher steile Hügel  
 Und manche Wüstenei und mancher dicke Wald  
 Dazwischen. Schlimm genug, daß in den Heidenlanden  
 Die schöne Sprache von Or was Unerhörtes war:  
 Ist dies der nächste Weg nach Bagdad? fragt er zwar  
 An jedem Thore, doch von keiner Seele verstanden.

Einst traf der Weg, der eben vor ihm lag,  
 Auf einen Wald. Er ritt bei Sturm und Regen  
 Bald links, bald rechts den ganzen langen Tag,  
 Und mußt' oft erst mit seinem breiten Degen  
 Durch's wilde Gebüsch sich einen Ausgang haun.  
 Er ritt Berg an, um freier umzuschau.  
 Beh' ihm! Der Wald scheint sich von allen Seiten,  
 Je mehr er schaut, je weiter auszubreiten.



Was ganz natürlich war, denkt ihm ein Zauberspiel.  
Wie wird ihm erst, da in so wilden Gründen,  
Woraus kaum möglich war bei Tage sich zu finden,  
Zuletzt die Nacht ihn überfiel!  
Sein Ungemach erreichte nun den Gipfel.  
Kein Sternchen glimmt durch die verwach'nen Wipfel;  
Er führt sein Pferd, so gut er kann, am Baum,  
Und stößt bei jedem Tritt die Stirn an einen Baum.

Die dichte rabenschwarze Hülle,  
Die um den Himmel liegt, ein unbekannter Wald,  
Und, was zum ersten Mal in seine Ohren schallt,  
Der Löwen donnerndes Gebrülle  
Tief aus den Bergen her, das, durch die Todesstille  
Der Nacht noch schrecklicher, von Felsen wiederhallt:  
Den Mann, der nie gebebt in seinem ganzen Leben,  
Den machte alles dies zum ersten Mal erbeben!

Auch unser Held, wiewohl kein Weibesohn  
Ihn jemals zittern sah, fühlt doch bei diesem Ton  
An Arm und Knie die Sehnen sich entzittern,  
Und wider Willen läßt's ihm eiskalt über'n Rücken.  
Allein den Muth, der ihn nach Babylon  
Zu gehen treibt, kann keine Furcht ersticken;  
Und mit gezogenem Schwert, sein Ross stets an der Hand,  
Ersteigt er ein:n Pfad, der sich durch Felsen wand.

Er war nicht lange fortgegangen,  
So glaubt er in der Fern' den Schein von Feuer zu sehn.  
Der Anblick pumpt gleich mehr Blut in seine Wangen,  
Und, zwischen Zweifel und Verlangen,  
Ein menschlich Wesen vielleicht in diesen öden Höhn  
Zu finden, fährt er fort, dem Schimmer nachzugehen,  
Der bald erstirbt und bald sich wieder zeigt,  
So wie der Pfad sich senket oder steigt.

Auf einmal gähnt im tiefsten Fessengrund  
Ihn eine Höhle an, vor deren finstern Schlund  
Ein prasselnd Feuer flammt. In wunderbaren Gestalten  
Nagt aus der dunklen Nacht das angestahlte Gestein,  
Mit wildem Gebüsch verlegt, das aus den schwarzen Spalten  
Herab nickt, und im Widerschein  
Als grünes Feuer brennt. Mit lustvermengtem Grauen  
Bleibt unser Ritter stehn, den Zauber anzuschauen.

Indem schallt aus dem Bauch der Gruft ein donnernd Halt!  
Und plötzlich stand vor ihm ein Mann von rauher Gestalt,  
Mit einem Mantel bedeckt von wilden Rageniellen,  
Der, grob zusammengestickt, die rauhen Schenkel schlug;  
Ein graulich schwarzer Bart hing ihm in krausen Wellen  
Bis auf den Wagen herab, und auf der Schulter trug  
Er einen Ledernast, als Keule, schwer genug,  
Den größten Stier auf einen Schlag zu fällen.

Der Ritter, ohne vor dem Mann  
Und seiner Leder und seinem Bart zu erschrecken,  
Beginnt in der Sprache von Ost, der einz'gen, die er kann,  
Ihm seinen Nothstand zu entdecken.  
„Was hör' ich?“ ruft entzückt der alte Waldmann aus;  
„O süße Musik vom Ufer der Garonne!  
Schon sechzehnmahl durchläuft den Sternkreis die Sonne,  
Und alle die Zeit entbeh'r ich diesen Ohrenschmaus.“

Willkommen, edler Herr, auf Libanon, willkommen!  
Wiewohl sich leicht erachten läßt,  
Daß ihr den Weg in dieses Drachennest  
Um meinetwillen nicht genommen.  
Kommt, ruhet aus, und nehmt ein leichtes Mahl für gut,  
Wobei die Freundlichkeit des Wirths das Beste thut.  
Mein Wein (er springt aus diesem Felsenkeller)  
Verdünnt das Blut, und macht die Augen heller.“

Der Held, dem dieser Gruß gar große Freude gab,  
Folgt ungesäumt dem Landsmann in die Grotte,  
Legt traulich Helm und Panzer ab,  
Und steht entwaffnet da, gleich einem jungen Gotte.  
Dem Waldmann wird, als rühr' ihn Alquifs Stab,  
Da jener jetzt den blanken Helm entschallet,  
Und ihm den schlanken Rücken hinab  
Sein langes gelbes Haar in großen Ringen walfet.

„Wie ähnlich“, ruft er, „o wie ähnlich, Stück für Stück!  
Stirn, Auge, Mund und Haar!“ „Wem ähnlich?“ fragt der Ritter.  
„Vergehung, junger Mann! Es war ein Augenblick,  
Ein Traum aus besser Zeit! so süß, und auch so bitter!  
Es kann nicht sein! — Und doch, wie euch dies schöne Haar  
Den Rücken herunter fiel, war mir's, ich seh' ihn selber  
Von Kopf zu Fuß. Bei Gott! sein Abdruck ganz und gar;  
Nur er von breiter Brust, und eure Locken gelber.“



Ihr seid, der Sprache nach, aus meinem Lande; vielleicht  
Ist's nicht umsonst, daß ihr dem guten Herrn so gleicht,  
Um den ich hier in diesem wilden Haine,  
So fern von meinem Volk, schon sechszehn Jahre weine.  
Ach! ihn zu überleben, war  
Mein Schicksal! Diese Hand hat ihm die Augen geschlossen,  
Dies Auge sein frühes Grab mit treuen Zähren begossen,  
Und setzt, ihn wieder in euch zu sehn, wie wunderbar!"

"Der Zufall spielt zuweilen solche Spiele,"  
Versetzt der Jüngling. — "Sei es dann,"  
Fährt jener fort: „genug, mein wackerer junger Mann,  
Die Liebe, womit ich mich zu euch gezogen fühle,  
Ist traun! kein Wahn; und gömnet ihr den Lohn,  
Daß Scherasmin bei eurem Namen euch nenne?"  
„Mein Nam' ist Hüon, Erb' und Sohn  
Des braven Siegewin, einst Herzogs von Guyenne."

"O!" ruft der Alte, der ihm zu Hilfen fällt,  
So log mein Herz mir nicht! O tausendmal willkommen  
In diesem einsamen unwirthbar'n Theil der Welt,  
Willkommen, Sohn des ritterlichen, frommen,  
Preiswerthen Herrn, mit dem in meiner bessern Zeit  
Ich manches Abenteu'r in Schimpf und Ernst bestanden!  
Ihr hüpfet noch im ersten Flügelfleid,  
Als wir zum heil'gen Grab zu fahren uns verbanden.

Wer hätte dazumal gedacht,  
Wir würden uns in diesen Felsenschlünden  
Auf Libanon nach achtzehn Jahren finden?  
Verzweifle keiner je, dem in der trübsten Nacht  
Der Hoffnung letzte Sterne schwinden!  
Doch, Herr, verzeiht, daß mich die Freude plaudern macht.  
Laßt mich vielmehr vor allen Dingen fragen,  
Was für ein Sturmwind euch in dieses Land verschlagen?"

Herr Hüon läßt am Feuerherd  
Auf einer Bank von Moos sich mit dem Alten nieder,  
Und als er drauf die reisemüden Glieder  
Mit einem Trunk, so frisch die Quelle ihn besichert,  
Und etwas Honigseim gestärket,  
Beginnt er seine Geschichte dem Wirth erzählen, der sich  
Nicht satt an ihm sehen kann, und stets noch was bemerkt,  
Worin sein vor'ger Herr dem jungen Ritter gleich.

Der junge Mann erzählt, nach Art der lieben Jugend,  
Ein wenig breit: wie seine Mutter ihn  
Bei Hofe (dem wahren Ort, um Prinzen zu erziehen)  
Gar fleißig zu guter Lehr' und ritterlicher Tugend,  
Erzogen: wie schnell der Kindheit lieblicher Traum  
Vorüber geflogen; und wie, sobald ihm etwas Traum  
Durch's Kinn gestochen, man ihn zu Bordeaux, von den Stufen  
Des Schlosses, mit großem Pomp zum Herzog ausgerufen;

Und wie sie drauf in eitel Lust und Pracht,  
Mit Jagen, Turnieren, Banketten, Saus und Brause  
Zwei volle Jahre wie einzelne Tage verbracht,  
Bis Amory, der Feind von seinem Hause,  
Beim Kaiser (dessen Huld sein Vater schon verscherzt)  
Ihn hinterrücks gar bösslich angeschwärzt;  
Und wie ihn Karl, zum Schein in allen Gnaden,  
Nach Hofe, zum Empfang der Lehen, vorgeladen;

Wie sein besagter Feind, der listige Baron  
Von Hohenblat, mit Scharlot, zweitem Sohn  
Des großen Karls, dem schlimmsten Fürstenknaben  
Im Christenthum (als der schon lange Luft gehegt  
Zu Hüons Land), es heimlich angelegt,  
Auf seinem Zuge nach Hof ihm eine Grube zu graben;  
Und wie sie, eines Morgens früh,  
Ihm aufgepaßt im Wald bei Montlery.

Mein Bruder, fuhr er fort, der junge Gerard, machte,  
Mit seinem Falken auf der Hand,  
Die Reise mit. Aus frohem Unverstand  
Entfernt der Knabe sich, da Niemand Arges dachte,  
Von unserm Trupp, läßt seinen Falken los,  
Und rennt ihm nach: wir ändern alle zogen  
Indessen unsern Weg, und achteten's nicht groß,  
Als Falk' und Knab' aus unserm Blick entflohen.

Auf einmal dringt ein klägliches Geschrei  
In unser Ohr. Wir eilen schnell herbei,  
Und siehe da! mein Bruder liegt, vom Pferde  
Gestürzt, beschmutzt und blutend auf der Erde.  
Ein Edelknecht (von keinem unsrer Schaar  
Erkannt, wiewohl es Scharlot selber war)  
Stand im Begriff, ihn weidlich abzuwalzen,  
Und seitwärts hielt ein Zwerg mit seinem Falken.



Von Zorn entbrannt rief ich: du Grobian,  
Was hat der Knabe dir gethan,  
Der wehrlos ist, ihm also mitzuspielen?  
Zurück, und rühr' ihn noch mit einem Finger an,  
Wofern dich's juckt, mein Schwert in deinem Wanst zu fühlen.  
Ha! schrie mir jener zu — bist du's? Dich sucht' ich lust,  
Schon lange dürst' ich nach der Lust,  
Mein rachegehlühend Herz in deinem Blut zu kühlen.

Kennst du mich nicht, so wiss', ich bin der Sohn  
Des Herzogs Dietrich von Ardenmen:  
Dein Vater Siegewin (mögg' er im Abgrund breuen!)  
Trug über meinen einst bei einem offnen Rennen  
Mit Hinterlist den Dank davon,  
Und durch die Flucht allein entging er seinem Lohn.  
Doch Rache hab' ich ihm geschworen,  
Du sollst mir zahlen für ihn! Da, sieh zu deinen Ohren!

Und mit dem Worte rennt er gegen mich,  
Der, unbereit zu solchem Tanze,  
Sich dessen nicht versah, mit eingelegter Lanze.  
Zum Glück parirt' ich seinen Stich  
Mit meinem linken Arm, um den ich in der Eile  
Den Mantel schlug, und auf der Stell' empfing  
Mit meinem Degenknoß der Unhold eine Beule  
Am rechten Schlaf, wovon der Athem ihm entging.

Er fiel, mit Einem Wort, um nimmer aufzustehen.  
Da ließen plötzlich sich im Walde Reiter sehen  
In großer Zahl; doch des Erschlagnen Tod  
Zu rächen, war dem feigen Troß nicht Noth.  
Sie hielten, während wir des Knaben Wunde banden,  
Sich still und fern, bis wir aus ihren Augen schwanden!  
Drauf legten sie den Leichnam auf ein Noß,  
Und zogen eilends fort zum kaiserlichen Schloß.

Unwissend, wie bei Karl mein Handel sich verschlimmert,  
Verfolg' ich meinen Weg, des Vorgangs unbekümmert.  
Wir langen an. Mein alter Oheim, Abt  
Zu Saint Denis, ein Mann mit Weisheit hochbegabt,  
Führt beim Gehör das Wort. Wir werden wohl empfangen  
Und alles wär' erwünscht für uns ergangen:  
Doch, wie man eben sich zur Tafel setzen will,  
Hält Hohenblat am Schloß mit Scharlots Leiche still.

Zwölf Knappen tragen sie, in schwarzen Flor verhummet,  
Die hohen Stufen hinauf, und wer sie sieht, verstummet  
Und steht erstarrt. Sie nehmen ihren Lauf  
Dem Saale zu. Die Thüren springen auf:  
Da tragen zwölf Gespenster eine Bahre,  
Mit blut'gen Kinnen bedeckt, bis mitten in den Saal.  
Der Kaiser selbst erbلاßt, uns andern stehn die Haare  
Zu Berg, und mich trifft's wie ein Wetterstrahl.

Indem tritt Amory hervor, hebt von der Leiche  
Das blut'ge Tuch, und — „Sieh (ruft er dem Kaiser zu)  
Dies ist dein Sohn! und hier der Frevler, der dem Reiche  
Und dir die Wunde schlug, der Mörder unsrer Ruh!  
Weh mir! ich kam zu spät dazu!  
Sich nichts versehend, fiel dein Scharlot im Gesträuche,  
Durch Menehilmord, nicht wie in offnem Feld  
Von Rittershand ein ritterlicher Held.“

Wie viel Verdriß dem alten Herrn auch täglich  
Sein böser Sohn gebracht, so blieb er doch sein Sohn,  
Sein Fleisch und Blut. Erst stand er unbeweglich;  
Dann schrie er laut vor Schmerz: „mein Sohn! mein Sohn!“  
Und warf sich in Verzweiflung neben  
Den Leichnam hin. Mir war der bange Vater-ton  
Ein Dold in's Herz; ich hätt' um Scharlots Leben  
In diesem Augenblick mein bestes Blut gegeben.

„Herr,“ rief ich, „höre mich! Mein Will' ist ohne Schuld;  
Er gab sich für den Sohn des Herzogs von Ardenmen,  
Und was er that, bei Gott! es hätte die Geduld  
Von einem Heil'gen morden können!  
Er schlug den Knaben dort, der ihm kein Leid gethan,  
Sprach lästerlich von meines Vaters Ehre,  
Fiel unverwartet mich selber mörderisch an —  
Den möcht' ich sehn, der kalt geblieben wäre!“

„Ha! Bösewicht!“ schreit Karl, mich hörend, springt entbrannt  
Vom Leichnam auf, mit Löwengrimm im Blicke,  
Reißt einem Knecht das Eisen aus der Hand,  
Und, hielten ihn mit Macht die Fürsten nicht zurücke,  
Er hätt' in seiner Wuth mich durch und durch geraunt.  
Auf einmal rüttelt sich der ganze Ritterstand;  
Ein wetterleuchtender Glanz von hundert bloßen Wehren  
Scheint stracks in jeder Brust die Mordluft aufzustören.



Die Hall' ertönnert von Geschrei,  
Das Aestrich bebt, die alten Fenster klirren.  
Aus jedem Mund schallt Mord! Verrätherei!  
Die Sprachen scheinen sich aufs neue zu verwirren.  
Man schnaubt, man rennt sich an, man zückt die drohende Hand.  
Der Abt, den noch allein Sanct Benedikts Gewand  
Vor Frevel schützt, hält endlich unsern Degen  
Mit aufgehobnem Arm sein Skapulier entgegen.

„Ehrt,“ ruft er laut, „den heil'gen Vater in mir,  
Desß Sohn ich bin! Im Namen des Gottes, dem ich diene,  
Gebiet' ich Fried'!“ — Er rief's mit einer Miene  
Und einem Ton, der Heiden zu Gebüh'r  
Genöthigt hätt'. Und stracks auf einmal legen  
Des Aufruhrs Wogen sich, erhell't sich jeder Blick,  
Und jeder Dolch und jeder nackte Degen  
Schleicht in die Scheide still zurück.

Nun trug der Abt den ganzen Verlauf der Sache  
Dem Kaiser vor. Die Ueberredung saß  
Auf seinen Lippen. Allein, was half mir das?  
Die Leiche des Sohns liegt da und schreit um Rache.  
„Hier,“ ruft der Vater, „sieh, und sprich  
Dem Mörder meines Sohns das Urtheil! Sprich's für mich!  
Ja, rachedürstender Geist, dein Gaumen soll sich laben  
An seinem Blut! Er sterb' und mäste die Raben!“

Jetzt schwoß mein Herz empor. „Ich bin kein Mörder,“ schrie  
Ich überlaut. „Der Richter richtet nicht billig  
In eigner Sache. Der Kläger Amory  
Ist ein Verräther, Herr! Hier steh' ich, frei und willig,  
Will in sein falsches Herz, mit meines Lebens Jahr,  
Beweisen, daß er ein Schall und Lügner ist und war  
Und bleiben wird, so lange sein Hauch die Luft vergiftet.  
Sein Werk ist alles dies, er hat es angestiftet!“

Ich bin, wie er, von fürstlichem Geschlecht,  
Ein Pair des Reichs, und fordre hier mein Recht;  
Der Kaiser kann mir's nicht versagen!  
Da liegt mein Handschuh, laßt ihn's wagen,  
Ihn aufzunehmen, und Gott in seinem Gericht  
Entscheide, welchen von uns die Stimme seines Blutes  
Zur Hölle donnern soll! Die Quelle meines Muthes  
Ist meine Unschuld, Herr! Mich schreckt sein Donner nicht.

Die Fürsten des Kaiserreichs, so viel von ihnen zugegen,  
Ein jeder sieht sich selbst in meiner Verdammung gekränkt.  
Sie murmeln, dem Meere gleich, wenn sich von fern zu regen  
Der Sturm beginnt: sie bitten, dringen, legen  
Das Recht ihm vor. Umsonst! den starren Blick gesenkt  
Auf Charlots blutiges Haupt, kann nichts den Vater bewegen:  
Wiewohl auch Hohenblat, der's für ein Leichtes hält,  
Mir obzusiegen, selbst sich unter die Bittenden stellt.

„Herr,“ spricht er, „laßt mich gehn, den Frevler abzustrafen,  
Ich wage nichts, wo Pflicht und Recht mich schützt.“  
„Ha!“ rief ich laut, von Scham und Grimm erhit,et,  
Du spottest noch? Erzittre! immer schlafen  
Des Rächers Blitze nicht.“ — „Mein Schwert,“ ruft Hohenblat,  
„Soll, Mörder, sie auf deine Scheitel häufen!“  
Doch Karl, den meine Glut nur mehr erbittert hat,  
Befiehlt der Wache, mich zu greifen.

Dies rasche Wort empört den ganzen Saal  
Von neuem; alle Schwerter blitzen,  
Das Ritterrecht, das Karl in mir verlegt, zu schützen.  
„Ergreift ihn,“ ruft der Kaiser abermal;  
„Allein, er sieht, mit vorgehaltenen Klingen,  
In dichte Kreis die Ritter mich umringen.  
Vergebens droht, schier im Gedräng ersticht,  
Der geistliche Herr mit Bann und Interdict.“

Des Reiches Schicksal schien an einem Haar zu schweben.  
Die grauen Rätbe flehn den Kaiser auf den Knien,  
Dem Recht der Ritter nachzugeben:  
Je mehr sie flehn, je minder rührt es ihn:  
Bis endlich Herzog Rayms (der oft in seinem Leben,  
Wenn Karl den Kopf verlor, den seinen ihm geliebt),  
Den Mund zum Ohr ihm hält, dann gegen uns sich lehret,  
Und zum begehrten Kampf des Kaisers Urlaub schwöret.

Herr Hüon fuhr dann zu erzählen fort:  
Wie stracks auf dieses ein'ge Wort  
Der Aufruhr sich gelegt, die Ritter alle zurücke  
Gewichen, und Karl, wiewohl im Herzen ergrimmt,  
Mit stiller Wuth im halb entwölften Blicke,  
Den achten Tag zum Urtheilskampf bestimmt;  
Wie beide Theile sich mit großer Pracht gerüstet,  
Und, des Triumphs gewiß, sich Amory gebrüstet.



Der stolze Mann, wiewohl in seiner Brust  
Ein Kläger pocht, der seinen Muth erschüttert,  
War eines Arms von Eisen sich bewußt,  
Der manchen Wald von Lanzen schon zersplittert.  
Er hatte nie vor einem Feind gezittert,  
Und Kampf auf Tod und Leben war ihm Lust.  
Doch all sein Trost und seine Riesenstärke  
Betrogen ihn bei diesem blut'gen Werke. —

Gekommen war nunmehr der richterliche Tag,  
Versammelt alles Volk. Mit meinem silberblanken  
Turnierschild vor der Brust, und, wie ich sagen mag,  
Von allen mit Liebe begrüßt, erschien ich in den Schranken.  
Schon stand der Kläger da. In einem Erker lag  
Der alte Karl, umringt von seinen Fürsten,  
Und schien, in offenem Vertrag  
Mit Amory, nach meinem Blut zu dürsten.

Die Sonne wird getheilt. Die Richter setzen sich.  
Mein Gegner scheint vor Ungeduld zu brennen,  
Bis die Trompete ruft. Nun ruft sie, und wir rennen,  
Und treffen so gewaltiglich  
Zusammen, daß auf's Knie die Rosse stürzen, und ich  
Und Hohenblat uns kaum im Sattel halten können.  
Eilfertig machen wir uns aus den Bügeln los,  
Und nun, in einem Blitz, sind beide Schwerter bloß.

Daß ich von unserm Kampf dir ein Gemälde mache,  
Verlange nicht. An Grimm und Stärke war,  
Wie an Erfahrung, mein Gegner offenbar  
Mir überlegen; doch, die Unschuld meiner Sache  
Beschwigte mich, und machte meine Kraft  
Dem Willen gleich. Der Sieg blieb lange zweifelhaft;  
Schon stieß aus manchem Duell des Klägers Blut herunter,  
Und Hilon war noch unverletzt und munter.

Der wilde Amory, wie er sein dampfend Blut  
Den Panzer färben sieht, entbrennt von neuer Wuth,  
Und stürmt auf Hilon ein, gleich einem Ungewitter,  
Das alles vor sich her zertrümmert und verheert,  
Bleibt Schlag auf Schlag, so daß mein junger Ritter  
Der überlegnen Macht mit Mühe sich erwehrt.  
Ein Arm, an Kraft mit Rolands zu vergleichen,  
Bringt endlich ihn, nach langem Kampf, zum Weichen.

Des Sieges schon gewiß faßt Amory sogleich  
Mit beiden angestrengten Händen  
Sein mächtig Schwert, den Kampf auf Einen Schlag zu enden.  
Doch Hilons gutes Glück entglitt dem Todesstreich,  
Und bringt, eh' jener sich in's Gleichgewicht zu schwingen  
Vermag, da, wo der Helm sich an den Kragen schnürt,  
So einen Hieb ihm bei, daß ihm die Ohren klingen,  
Und die entnervte Hand den Degengriff verliert.

Der Stolze sinkt zu seines Gegners Füßen,  
Und Hilon, mit gezücktem Schwert,  
Dringt auf ihn ein. „Entlade dein Gewissen.“  
Ruft er, „wenn noch das Leben einen Werth  
In deinen Augen hat. Gesteh' es auf der Stelle —  
Vandit,“ schreit Amory, indem er alle Kraft  
Zum letzten Stoß mit Grimm zusammenrafft,  
„Nimm dies, und folge mir zur Hölle!“

Zum Glück streift der Stoß, mit ungewisser Hand  
Vom Boden auf geführt, durch eine schnelle Wendung,  
Die Hilon macht, unschädlich nur den Rand  
Des linken Arms; allein, mein Ritter, in der Blendung  
Des ersten Zorns, vergißt, daß Hohenblat,  
Um öffentlich vor Karl die Wahrheit kund zu machen,  
Noch etwas Athem nöthig hat,  
Und stößt sein breites Schwert ihm wüthend in den Rücken.

Der Frevler speit in Wellen rother Blut  
Die schwarze Seele aus. Der Sieger steht, entzündigt  
Und rein gewaschen in seines Klägers Blut,  
Vor allen Augen da. Des Herolds Ruf verkündigt  
Es laut dem Volk. Ein helles Jubelgeschrei  
Schallt an die Wolken. Die Ritter eilen herbei,  
Das Blut zu stillen, das an des Panzers Seiten  
Herab ihm quillt, und ihn zum Kaiser zu begleiten.

Doch Karl (so fährt der junge Ritter fort  
Dem Mann vom Felsen zu erzählen)  
Karl hielt noch seinen Groll. „Kann dieser neue Mord  
Mir“, rief er, „meinen Sohn beseelen?  
Ist Hilons Unschuld anerkannt?  
Ließ Hohenblat ein Wort von Widerruf entfallen?  
Auf ewig sei er denn aus unserm Reich verbannt,  
Und all sein Land und Gut der Krone heimgefallen!“



Streng war dies Urtheil, streng der Mund,  
Aus dem es ging; allein, was konnten wir dagegen?  
Das einzige Mittel war, auf's Bitten uns zu legen.  
Die Pairs, die Ritterschaft, wir alle knieten, rund  
Um seinen Thron, uns schier die Kniee wund  
Und gaben's endlich auf, ihn jemals zu bewegen;  
Als Karl zuletzt sein langes Schweigen brach:  
„Wohlan, ihr Fürsten und Ritter, ihr wollt's, wir geben nach.“

Doch höret den Beding, den nichts zu widerrufen  
Vermögend ist!“ — Hier neigt' er gegen mich  
Herunter zu des Thrones Stufen  
Den Zepter — „Ich begnadige dich:  
Allein, aus allen meinen Reichen  
Soll dein verbannter Fuß zur Stunde stracks entweichen,  
Und, bis du Stück für Stück mein kaiserlich Gebot  
Vollbracht, ist Wiederkunft unmittelbarer Tod.“

Zeuch hin nach Babylon, und in der festlichen Stunde,  
Wenn der Kalif, im Staat, an seiner Tafelrunde,  
Mit seinen Emirn sich beim hohen Mahl vergnügt,  
Tritt hin, und schlage dem, der ihm zur Linken liegt,  
Den Kopf ab, daß sein Blut die Tafel überspritze.  
Ist dies gethan, so nahe züchtig dich  
Der Erbin seines Thrones, zunächst an seinem Sitze,  
Und küß' als deine Braut sie dreimal öffentlich.

Und wenn dann der Kalif, der einer solchen Scene  
In seiner eignen Gegenwart  
Sich nicht versah, vor deiner Kühnheit starrt,  
So wirf dich, an der goldnen Lehne  
Von seinem Stuhle, hin, nach Morgenländer-Art,  
Und, zum Geschenk für mich, das unsre Freundschaft kröne,  
Erbitte dir von ihm vier seiner Backenzähne,  
Und eine Handvoll Haar aus seinem grauen Bart.

Geh' hin, und, wie gesagt, eh' du auf's Haar vollzogen,  
Was ich dir hier von Wort zu Wort gebot,  
Ist deine Wiederkunft unmittelbarer Tod!  
Wir bleiben übrigens in Gnaden dir gewogen.“  
Der Kaiser sprach's und schwieg. Allein wie uns dabei  
Zu Muth war, ist nothlos zu beschreiben.  
Ein jeder sah, daß so gewogen bleiben  
Nicht besser als ein Todesurtheil sei.

Ein dumpfes Murren begann im Saal zu wittern.  
„Bei Sanct Georg! (sprach einer von den Rittern,  
Der auf der Lancelot und Tristan rauher Bahn  
Manch Abenteuer mit Ehren abgethan)  
Sonst pfleg' ich auch nicht leicht vor einem Ding zu zittern;  
Seh' einer seinen Kopf, ich seh' ihm meinen dran:  
Doch was der Kaiser da dem Hilon ausgesonnen,  
Hätt' auch, so brav er war, Herr Gawin nicht begonnen!“

Was red' ich viel? Es war zu offenbar,  
Daß Karl durch dies Gebot mir nach dem Leben trachte.  
Doch, wie es kam, ob es Verzweiflung war,  
Ob Ahnung, oder Trost, was mich so tollkühn machte,  
Genug, ich trat vor ihn und sprach mit Zuversicht:  
Was du befohlen, Herr, kann meinen Muth nicht beugen.  
Ich bin ein Frank! Unmöglich oder nicht,  
Ich unternehm's, und seid ihr alle Zeugen!

Und nun, kraft dieses Worts, mein guter Scherazmin,  
Siehst du mich hier, nach Babylon zu reisen  
Entschlossen. Willst du mir dahin  
Den nächsten Weg aus diesen Bergen weisen,  
So habe Dank; wo nicht, so mach' ich's, wie ich kann.“  
„Mein bester Herr,“ versetzt der Felsenmann,  
Indem die Zähren ihm am Bart herunter beben,  
„Ihr ruft, wie aus dem Grab, mich in ein neues Leben!“

Hier schwör' ich euch, und da, zum heil'gen Pfand  
Ist diese alte zwar, doch nicht entnervte Hand,  
Mit euch, dem theuern Sohn und Erben  
Von meinem guten Herrn, zu leben und zu sterben.  
Das Werk, wozu der Kaiser euch gesandt,  
Ist schwer, doch ist damit auch Ehre zu erwerben!  
Genug, ich führ' euch hin, und steh' euch festen Muths  
Bis auf den letzten Tropfen Bluts.“

Der junge Fürst, geführt von solcher Treue,  
Fällt dankbarlich dem Alten um den Hals.  
Drauf legen sich die beiden auf die Streue  
Und Hilon schläft, als wär' es Flaum. Und als  
Der Tag erwacht, erwacht mit muntern Blicken  
Der Ritter auch, schnallt seine Rüstung an,  
Der Alte nimmt den Quersack auf den Rücken,  
Den Knittel in die Hand, und wandert frisch voran.



## Zweiter Gesang.

So zieht das edle Paar, stets fröhlich, wach und munter,  
Bei Sonnenschein und Sternenlicht  
Drei Tage schon den Libanon hinunter;  
Und wenn die Mittagsglut sie auf die Scheitel sticht,  
Dient hohes Gras im Schatten alter Cedern  
Zum Ruheplatz; indeß in bunten Federn  
Das leichte Volk der Luft die Silberkehlen stimmt,  
Und traulich Theil an ihrer Mahlzeit nimmt.

Am vierten Morgen läßt ein kleiner Haufen Reiter  
Sich ziemlich nah auf einer Höhe sehn.  
„Es sind Araber“, spricht zu Hilon sein Begleiter,  
„Und aus dem Wege dem rohen Volke zu gehn,  
Wo möglich, wäre wohl das beste:  
Ich kenne sie als unverkündete Gäste.“  
„Ei, ei, wo denkst du hin?“ erwidert Siegwins Sohn,  
„Wo hörtest du, daß Franken je geflohn?“

Die Söhne der Wüste, magnetisch angezogen  
Von Hilons Helm, der ihnen im Sonnenglanz  
Entgegen blüht, als wär' er ganz  
Karpunkel und Rubin, sie kommen mit Pfeil und Bogen,  
Den Säbel gezückt, in Sturm heran geflogen.  
Ein Mann zu Fuß, ein Mann zu Pferd  
Scheint ihnen kaum des Angriffs werth;  
Allein sie fanden sich betrogen.

Der junge Held, bedeckt mit seinem Schild,  
Sprengt unter sie, und wirft mit seinem Speere  
Den, der ihr Führer schien, so kräftig von der Mähre,  
Daß ihm ein blutiger Strom aus Mund und Nase quillt.  
Nun stürzen alle zumal, des Hauptmanns Fall zu rächen,  
Auf seinen Sieger zu, mit Hauen und mit Stechen;  
Allein von Scherazmin, der ihm den Rücken deckt,  
Wird auf den ersten Schlag ein Vocher hingestreckt;

Und auf den andern Troß arbeitet unser Ritter  
So unverdrossen los, daß bald ein Zweiter und Dritter  
Den Sattel räumt. Auf jeden frischen Zug  
Fliegt hier ein Kopf, und dort ein Arm, den Säbel  
Noch in der Faust. Nicht minder kräftig schlug  
Der Alte zu mit seinem schweren Hebel.  
Zu ihrem Mahom schrein die Heiden fluchend auf,  
Und wer noch fliehen kann, der flieht in vollem Lauf.

Das Feld liegt grauenhaft mit Leichen und mit Stümmeln  
Von Roß und Mann bedeckt, die durch einander wimmeln.  
Der Held, sobald sein neuer Spießgefell  
Das beste Roß, das seinen Herrn verloren,  
Nebst einem guten Schwert sich aus der Vent' erkoren,  
Spornt seinen schnaubenden Hengst und eilet vogelschnell  
Den Thälern zu, die sich in unabsehbaren Weiten  
An des Gebirges Fuß vor ihrem Blick verbreiten.

Es schien ein wohl gebautes Land,  
Mit Bächen überall durchschnitten,  
Die Acker mit Schafen bedeckt, die Auen im Blumengewand,  
Und zwischen Palmen die friedlichen Hütten  
Der braunen Bewohner verstreut, die froh ihr Tagewerk thun,  
In ihrer Armuth reich sich dünken,  
Und, wenn sie hungrig und müd' im kühlen Schatten ruhn,  
Zum rohen bäurischen Mahl dem Pilger freundlich winken.

Hier läßt der Ritter, da ihn die Sonne zu drücken begann,  
Sich Brod in frische Milch von einer Hirtin brocken.  
Das gute Volk begafft zur Seite, halb erschrocken,  
Wie er im Grase liegt, den fremden eisernen Mann;  
Allein da Blick und Ton ihm schnell ihr Herz gewann,  
So wagen bald Kinder sich hin und spielen mit seinen Locken.  
Den tapfern Mann ergeht ihr traulich frohes Gewühl,  
Er wird mit ihnen Kind, und theilt ihr süßes Spiel.

Wie selig, denkt er, wär's in diesen Hütten wohnen!  
Vergeblicher Wunsch! Ihn ruft sein Schicksal anderwärts.  
Der Abend winkt. Beim Scheiden wallt sein Herz,  
Und, um dem guten Volk das freundliche Mahl zu lohnen,  
Wirft Hilon eine Hand voll Gold  
Der Wirthin in den Schooß. Allein die Glücklichen wußten  
Nicht, was es war, und übten Gastrecht ohne Gold,  
So daß die Herren ihr Gold nur wieder nehmen mußten.



Nun ritten sie zu, bis endlich, da der Tag  
Zu dämmern begann, ein Wald vor ihnen lag.  
„Freund“, spricht der Paladin zum Alten,  
„Mich brennt's wie Feuer, bis ich dem Kaiser Wort gehalten.  
Den nächsten Weg nach Bagdad wolltest du  
Mich führen? Mir ist's, ich sei vier Jahre schon geritten.“  
„Der nächste Weg“, versetzt sein Spiegegeßell, „geht mitten  
Durch diesen Wald; allein, ich rath' euch nicht dazu.“

Man spricht nicht gut von ihm, zum wenigsten noch keiner,  
Der sich hinein gewagt, kam jemals wieder raus.  
Ihr lachelt? Glaubt mir's, Herr, ein übellauniger kleiner  
Boshafter Kobold hält in diesem Walde Haus.  
Es wimmelt drin von Füchsen, Hirschen, Rehen,  
Die Menschen waren so gut als wir.  
Der Himmel weiß in welches wilde Thier  
Wir, eh' es morgen wird, uns umgekleidet sehen!“

„Geht nur“, erwidert Siegwins Sohn,  
„Durch diesen Wald der Weg nach Babylon,  
So fürcht' ich nichts.“ — „Herr, laßt auf meinen Knien  
Euch bitten! Es ist, bei Gott! mir mehr um euch als mich:  
Denn gegen diesen Geist, das glaubt mir sicherlich,  
Hilft weder Gegenwehr noch Fliehen.  
Mit fünf, sechs Tagen später ist's gethan;  
Und ach! ihr kommt noch stets zu früh in Bagdad an!“

„Wenn du dich fürchtest“, spricht der Ritter,  
„So bleibe du! Ich geh', mein Schluß ist fest.“  
„Das nicht“, ruft Scheramin: „der Tod schmeckt immer bitter,  
Allein, ein Schelm, der seinen Herrn verläßt!  
Wenn ihr entschlossen seid, so folg' ich ohne Zaudern,  
Und helf' uns Gott und unsre Frau zu Aegs!“  
„Wohlan“, spricht Hilon, „komm!“ und reitet, bleich wie Wachs,  
Den Wald hinein. Der Alte folgt mit Schaudern.

Raum war er in der Dämmerung  
Zweihundert Schritte fortgetrottet,  
Als links und rechts in vollem Sprung  
Ein Heer von Hirschen und Rehen sich ihm entgegen rötet.  
Sie schienen, mit Thränen im warnenden Blick  
(Wie Scheramin, wiewohl bei wenig Lichte  
Bemerken will), aus Mitleid sie zurück  
Zu scheuchen, als sprächen sie: O flieht, ihr armen Wichtel!

„Nun! merkt ihr (flüstert er zum Ritter), wie es steht?  
Und werdet ihr ein andermal mir glauben?  
Triffst's nicht ganz wörtlich ein? Die Thiere, die ihr seht,  
Die aus Erbarmen uns so stark entgegen schnauben,  
Sind Menschen, sag' ich euch; und wenn ihr weiter geht,  
Glaubt mir, so haben wir den Kobold auf der Hauben.  
Seid nicht so hart und rennt aus Eigensinn,  
Trotz eines Freundes Rath, in euer Unglück hin!“

„Wie, Alter?“ spricht der Held, „ich geh' mit diesen Schritten  
Nach Bagdad, den Kalif um eine Hand voll Haar  
Aus seinem Bart und vier von seinen Zähnen zu bitten,  
Und du verlangst, ich soll von ungewisser Fahr  
Mich schrecken lassen? Wo ist dein Sinn geblieben?  
Wer weiß, der Kobold ist vielleicht mein guter Freund.  
Mit diesen wenigstens ist's nicht so schlimm gemeint;  
Sieh, wie sie all' in einem Hui zerstreuen!“

Indem er's sagt, so sprengt er auf sie zu,  
Und alles weicht wie Luft und ist im Hui versflogen.  
Herr Hilon und sein Führer zogen  
Nun eine Weile fort in ungestörter Ruh',  
Stillschweigend beide. Der Tag war nun gesunken,  
Und ihren Mohnsaft goß die braune Nacht herab;  
Rings um sie lag schon alles schlummertrunken,  
Und durch den ganzen Wald war's stille wie im Grab.

Zulezt kann länger sich der Alte nicht entbrechen.  
„Herr“, spricht er, „hör' ich euch in einem Grillenplan,  
So haltet mir's zu gut; 's ist eine meiner Schwächen,  
Ich leugn' es nicht; allein, im Dunkeln muß ich sprechen,  
Das war so meine Art von meiner Kindheit an.  
Es ist so stille hier, als sei der große Pan  
Gestorben. Tönte nicht der Hufschlag unsrer Pferde,  
Ich glaube, daß man gar den Maulwurf scharren hörte.“

Ihr denkt, ich fürchte mich; doch, ohne Prahlerei  
(Denn, was ein Mensch auch hat, so sind's am Ende Gaben,  
Auch leben manche noch, die es gesehen haben),  
Wo Schwerter klingen, im Feld und im Turnei,  
Mann gegen Mann, auf Stechen oder Hauen,  
Wär's auch im Nothfall zwei und drei  
An fünf bis sechs, ich bin dabei!  
Da kann man doch auf seine Knochen trauen.



Kurz, hat ein Feind nur Fleisch und Blut,  
Ich bin kein Mann! Allein, das muß ich frei gestehen,  
Um Mitternacht an einen Kirchhof gehen,  
Das lüpfst ein wenig mir den Hut.  
Geseht, so einem Geist, der querseld mir begegnet,  
Steht meine Physiognomie  
Nicht an: was hilft mir Arm und Degen, ventregris!  
Wenn's unsichtbare Schläg' auf meinen Rücken regnet?

Geseht, wie man Exempel hat,  
Ich han' ihm auch den Schädel glatt vom Rumpfe;  
Noch weil er vollt, stehn schon an dessen Statt  
Zwei neue Köpfe auf dem Stumpfe.  
Oft rennt sogar der Dumpf in vollem Lauf  
Dem Kopfe nach, und setzt ihn wieder auf,  
Als wär' es nur ein Hut, den ihm der Wind genommen:  
Nun, bitt' ich euch, wie ist so einem beizukommen?

Zwar, wie ihr wißt, sobald der Hahn gekräht,  
So ist's mit all dem Spuk, der zwischen elf und zwölfen  
Im Dunkeln schleicht, Gespenstern oder Elfen,  
Als hätte sie der Wind davon geweht.  
Allein, der Geist, der hier sein Wesen treibet,  
Ist euch von ganz besonderm Schlag,  
Hält offenen Hof, ißt, trinkt, und lebt und leibet  
Wie unsereins, und geht bei hellem Tag."

"Um meine Neugier aufzuschrauben,  
Hast du dein Bestes gethan", erwiedert Siegwins Sohn:  
"Man spricht von Geistern so viel, und lügt so viel davon,  
Daß Laien unsrer Art nicht wissen, was sie glauben.  
Einst kam an unsern Hof ein tiefstudirter Mann,  
Der schwor uns hoch, es wäre gar nichts dran,  
Und schimpfte weidlich los auf alle Geisterseher;  
Auch hieß ihn der Kaplan nur einen Manichäer."

Sie disputirten oft bei einer Flasche Wein;  
Doch, wenn das letzte Glas zu Kopf zu gehn begonnte,  
So mischten sie so viel Latein darein,  
Daß unsereiner kaum ein Wort verstehen konnte.  
Da dacht' ich oft: schwagt noch so hoch gelehrt,  
Man weiß doch nichts, als was man selbst erfährt!  
Ich wollt', ein Geist erwiese mir die Ehre  
Und sagte mir, was an der Sache wäre."

Indem sah unser wandernd Paar  
Sich unvermerkt in einem Park befangen,  
Durch den sich hin und her so viele Wege schlangen,  
Daß irre drin zu gehn fast unvermeidlich war.  
Der Mond war eben jetzt vollwangig aufgegangen,  
Um durch ein trüglisch Dunkelklar  
Die Augen, die nach einem Ausweg irren,  
Mit falschen Lichtern zu verwirren.

"Herr", sagte Scherasmin, "hier ist's drauf angesehen,  
Uns in ein Labyrinth zu winden.  
Der einz'ge Weg, sich noch heraus zu finden,  
Ist — auf gut Glück der Nase nachzugehn."  
Der Rath (der weiser ist, als mancher Klügling meinet)  
Führt unsre frommen Wanderer bald  
Zum Mittelpunkt, wo sich der ganze Wald  
In einen großen Stern vereinet.

Und in der Fern' erblicken sie in Büschen  
Ein Schloß, das, wie aus Abendroth gewebt,  
Sich schimmernd in die Luft erhebt.  
Mit Augen, worin sich Lust und Grauen mischen,  
Und zwischen Traum und Wachen zweifelhaft  
Schwebt Hüon sprachlos da und gafft:  
Als plötzlich auf die goldnen Thüren flogen,  
Und rollt' ein Wagen daher, den Leoparden zogen.

Ein Knäbchen, schön, wie auf Cytherens Schooß  
Der Liebesgott, saß in dem Silberwagen,  
Die Zügel in der Hand. — "Da kommt er auf uns los,  
Mein bester Herr", ruft Scherasmin mit Zagen,  
Indem er Hüons Pferd beim Zaume nach sich zieht:  
"Wir sind verloren! flieht, o flieht!  
Da kommt der Zwerg." — "Wie schön er ist!" spricht jener —  
"Nur desto schlimmer! Fort! und wär' er zehnmal schöner."

"Flieht, sag' ich euch, sonst ist's um uns gethan!"  
Der Ritter sträubt sich zwar, allein da hilft kein Sträuben;  
Der Alte jagt im schnellsten Flug voran  
Und zieht ihn nach, und hört nicht auf zu treiben,  
Zu jagen über Stock und Stein,  
Durch Wald und Busch, und über Zaun und Graben  
Zu setzen, bis sie aus dem Hain  
In's Freie sich gerettet haben.



Mit Regen, Sturm und Blitz verfolgt ein Ungewitter  
Die Fliehenden; die fürchterlichste Nacht  
Verschlingt den Mond; es donnert, saust und kracht  
Rings um sie her, als schling's den ganzen Wald in Splitter;  
Kurz, alle Element' im Streit  
Zerkämpfen sich mit zügellosem Grimme:  
Doch mitten aus dem Sturm ertönt von Zeit zu Zeit  
Mit liebevollem Ton des Geistes sanfte Stimme:

„Was fliehst du mich? Du fliehst vor deinem Glück;  
Vertrau dich mir, komm, Hüon, komm zurück!“  
„Herr, wenn ihr's thut, seid ihr verloren.“  
Schreit Scheramin: „fort, fort, die Finger in die Ohren,  
Und sprecht kein Wort! Er hat nichts Guts im Sinn!“  
Nun geht's auf's neue los durch Dick und Dünn,  
Vom Sturm umsaust, vom Regen überschwenmet,  
Bis eine Klostermau'r die raschen Reiter hemmet.

Ein neues Abenteu'r! Der Tag, da dies geschah,  
War just das Namensfest der heil'gen Agatha,  
Der Schützerin von diesem Jungfernzwinger.  
Nun lag kaum einen Büchschenschuß  
Davon ein Stift voll wohlgenährter Jünger  
Des heil'gen Abts Antonius;  
Und beide hatten sich in diesen Abendstunden  
Zu einer Betefahrt freundschaftlich verbunden.

Sie kamen just zurück, als, nah am Klosterbühl,  
Indem sie Paar und Paar in schönster Ordnung wallten,  
Der Rest des Sturms sie überfiel.  
Kreuz, Fahnen, Stapulier sind toller Winde Spiel,  
Und strömend dringt die Flut bis in des Schleiers Falten.  
Umsonst ist alle Müh, den Anstand zu erhalten;  
Die Andacht reißt; mit komischem Gewühl  
Rennt alles hin und her in seltsamen Gestalten.

Hier wartet bis an's Knie geschürzt  
Ein Mönchen im Morast, dort glitscht ein Mönch im Laufen,  
Und wie er sich auf einen Haufen  
Von Schwesterchen, die vor ihm rennen, stürzt,  
Ergreift er in der Angst die Domina beim Beine.  
Doch endlich, als der Sturm sein Aeußerstes gethan,  
Langt athemlos die ganze Chorgemeine,  
Durchnäht und wohl bespritzt, im Klostervorhof an.

Hier war noch alles voll Getümmel,  
Als durch das Thor, das weit geöffnet stand,  
Mein Scheramin sich mitten in's Gewimmel  
Der Klosterleute stürzt; denn auf geweihtem Grund  
Ist's, wie er glaubt, so sicher als im Himmel.  
Bald kommt auch Hüon nach; und, wie er gleich den Mund  
Eröffnen will, die Freiheit abzubitten,  
So steht mit einem Blitz — der Zwerg in ihrer Mitten.

Auf einmal ist der Himmel wolkenleer,  
Und alles hell und mild und trocken wie vorher.  
Schön, wie im Morgenroth ein neugeborner Engel,  
Steht er, gestützt auf einen Lilienstengel,  
Und um die Schultern hängt ein elfenbeinern Horn.  
So schön er ist, kommt doch ein unbekanntes Grauen  
Sie alle an; denn Ernst und stiller Jörn  
Wölft sich um seine Augenbrauen.

Er setzt das Horn an seine Lippen an  
Und bläst den lieblichsten Ton. Stracks übermannt den Alten  
Ein Schwindelgeist; er kann sich Tanzens nicht enthalten,  
Pactt eine Nonne ohne Zahn,  
Die vor Begierde stirbt, ein Tänzchen mitzumachen,  
Und hüpfst und springt als wie ein junger Bock  
So rasch mit ihr herum, daß Schleiertuch und Rock  
Weit in die Lüfte wehn, zu allgemeinem Lachen.

Bald faßt die gleiche Wuth den ganzen Klosterstand;  
Ein jeder Büsser nimmt sein Mönchen bei der Hand,  
Und ein Ballet beginnt, wie man so bald nicht wieder  
Eins sehen wird. Die Schwestern und die Brüder  
Sind keiner Zucht noch Regel sich bewußt;  
Leichtfert'ger kann kein Faunentanz sich drehen.  
Der einz'ge Hüon bleibt auf seinen Füßen stehen,  
Sieht ihren Sprüngen zu, und lacht aus voller Brust.

Da naht sich ihm der schöne Zwerg, und spricht  
In seiner Sprach' ihn an, mit ernstem Angesicht:  
„Warum entflieh'n vor mir, o Hüon von Guhenne? —  
Wie? du verstummst? Beim Gott des Himmels, den ich kenne,  
Antworte mir!“ — Nun kehrt die Zuversicht  
In Hüons Brust zurück. „Was willst du mein?“ erwidert  
Der Jüngling. — „Fürchte nichts“, spricht jener; „wer das Licht  
Nicht scheuen darf, der ist mit mir verbrüdet.“



Ich liebte dich von deiner Kindheit an,  
Und was ich Gutes dir bestimme,  
An keinem Adamskinde hab' ich es je gethan!  
Dein Herz ist rein, dein Wandel ohne Krümme,  
Wo Pflicht und Ehre ruft, fragst du nicht Fleisch und Blut,  
Hast Glauben an dich selbst, hast in der Prüfung Muth:  
So kann mein Schutz dir niemals fehlen,  
Denn meine Strafgewalt trifft nur besleckte Seelen.

Wär' nicht dies Klostersvoll ein heuchlerisch Gezücht,  
Belög' ihr keuscher Blick, ihr leiser Buxton nicht  
Ein heimlich strafbares Gewissen,  
Sie ständen, trotz dem Horn, wie du, auf ihren Füßen.  
Auch Scheramin, für den sein redlich Auge spricht,  
Muß seiner Zunge Frevel büßen.  
Sie alle tanzen nicht, weil sie der Kugel nicht,  
Die Armen tanzen, weil sie müssen."

Judem beginnt ein neuer Wirbelwind  
Den Faunentanz noch schneller umzuwälzen;  
Sie springen so hoch, und drehn sich so geschwind,  
Daß sie in eigner Glut wie Schnee im Chamwind schmelzen,  
Und jedes zappelnde Herz bis an die Kehle schlägt.  
Des Ritters Menschlichkeit erträgt  
Den Anblick länger nicht; er denkt, es wäre Schade  
Um all das junge Blut, und fleht für sie um Gnade.

Der schöne Zwerg schwingt seinen Lilienstab,  
Und stracks zerrinnt der dicke Zauberschwindel!  
Versteinert stehn Sanct Antons fette Mäudel,  
Und jedes Nönnchen, bleich als stieg es aus dem Grab,  
Eilt, Schleier, Rock, und was sich sonst im Springen  
Verschoben hat, in Richtigkeit zu bringen.  
Nur Scheramin, zu alt für solchen Scherz,  
Sinkt kraftlos um, und glaubt, ihm verste gleich das Herz.

"Ach!" keuchter, "gnäd'ger Herr, was sagt' ich euch?" "Nicht weiter,  
Freund Scheramin!" fällt ihm der Zwerg in's Wort:  
"Ich kenne dich als einen wackern Streiter,  
Nur läßt zuweilen dein Kopf mit deinem Herzen fort.  
Warum, auf andrer Wort, so rasch, mich zu verlästern?  
Hi! graulich schon von Bart, an Urtheil noch so jung!  
Nimm in Geduld die kleine Züchtigung!  
Ihr andern, geht, und büßt für euch und eure Schwestern!"

Das Klostersvoll schleicht sich beschämt davon.  
Drauf spricht der schöne Zwerg mit Freundlichkeit zum Alten:  
"Wie? Alter, immer noch des Argwohn's düstre Falten?  
Doch, weil du bieder bist, verzeiht dir Oberon.  
Komm näher, guter alter Zecher,  
Komm, faß' ein Herz zu mir und fürchte keinen Trug!  
Du bist erschöpft; nimm diesen Becher  
Und leer' ihn aus auf einen Zug."

Mit diesem Wort reicht ihm der Elfenkönig  
Ein Trinkgeschirr von seinem Gold gedreht.  
Der Alte, der mit Noth auf seinen Beinen steht,  
Stutzt, wie er leer es sieht, nicht wenig.  
"Ei," ruft der Geist, "noch keine Zuversicht?  
Frisk an den Mund, und trink, und zweifle nicht!"  
Der gute Mann gehorcht, zwar nur mit halbem Willen,  
Und sieht das Gold sich flugs mit Wein von Langon füllen.

Und als er ihn auf einen Zug geleert,  
Ist's ihm, als ob mit wollustvoller Hitze  
Ein neuer Lebensgeist durch alle Adern blühe.  
Er fühlet sich so stark und unversehrt,  
Als wie er war, da er, in seinen besten Jahren,  
Mit seinem ersten Herrn zum heil'gen Grab gefahren.  
Voll Ehrfurcht und Vertrauen fällt er dem schönen Zwerg  
Zu Fuß und ruft: "Nun steht mein Glaube wie ein Berg!"

Drauf spricht der Geist mit ernstem Blick zum Ritter:  
"Mir ist der Auftrag wohl bekannt,  
Womit dich Karl nach Babylon gesandt.  
Du siehst, was für ein Ungewitter  
Er dir bereitet hat; sein Groll verlangt dein Blut:  
Allein, was du mit Glauben und mit Muth  
Begonnen hast, das helf' ich dir vollenden;  
Da, wackerer Hülfe, nimm dies Horn aus meinen Händen!"

Er tönt mit lieblichem Ton von einem sanften Hauch  
Sein schneckenleich gewundner Bauch,  
Und dräut dir mit Schwert und Lanzen  
Zehn tausend Mann, sie fangen an zu tanzen,  
Und tanzen ohne Rast im Wirbel, wie du hier  
Ein Beispiel sahst, bis sie zu Boden fallen:  
Doch, lässest du's mit Macht erschallen,  
So ist's ein Ruf, und ich erscheine dir.



Dann siehst du mich, und wär' ich tausend Meilen  
 Von dir entfernt, zu deinem Beistand eilen.  
 Nur spare solchen Ruf bis höchste Noth dich dringt.  
 Auch diesen Becher nimm, der sich mit Weine füllet,  
 Sobald ein Biedermann ihn an die Lippen bringt;  
 Der Quell versieget nie, woraus sein Nektar quillet:  
 Doch bringt ein Schalk ihn an des Mundes Rand,  
 So wird der Becher leer, und glüht ihm in der Hand."

Herr Hilon nimmt mit Dank die wundervollen Pfänder  
 Von seines neuen Schützers Huld;  
 Und da er sich des Ostens Burpuränder  
 Vergülten sieht, forschet er mit Ungeduld  
 Nach Babylon den kürzesten der Wege.  
 „Zeuch hin," spricht Oberon, nachdem er ihn belehrt;  
 „Und daß ich nie die Stunde sehen möge,  
 Da Hilon's Herz durch Schwäche sich entehrt!"

Nicht daß ich deinem Muth und Herzen  
 Mißtraue! aber, ach! du bist ein Adamskind,  
 Aus weichem Thon geformt, und für die Zukunft blind!  
 Zu oft ist kurze Lust die Quelle langer Schmerzen!  
 Vergiß der Warnung nie, die Oberon dir gab!  
 Drauf rühret er ihn mit seinem Liliensstab,  
 Und Hilon steht aus seinem liebevollen  
 Azurnen Augenpaar zwei helle Perlen rollen.

Und wie er Treu' und Pflicht ihm heilig schwören will,  
 Entschwunden war der Waldgeist seinem Blicke,  
 Und nur ein Lilienduft blieb, wo er stand, zurücke.  
 Betroffen, sprachlos, steht der junge Ritter still,  
 Reibt Aug' und Stirn, wie einer, im Erwachen  
 Aus einem schönen Traum, sich sucht gewiß zu machen,  
 Ob das, was ihn mit solcher Lust erfüllt,  
 Was wirklichs ist, ob nur ein nächtlich Bild?

Doch, wenn er auch gezweifelt hätte,  
 Der Becher und das Horn, das ihm an goldner Kette  
 Um seine Schultern hing, ließ keinem Zweifel Platz.  
 Der Becher sonderlich dünkt dem verjüngten Alten  
 Das schönste Stück im ganzen Feenschatz.  
 „Herr," spricht er (im Begriff, den Bügel ihm zu halten),  
 „Noch einen Zug, dem guten Zwerg zum Dank!  
 Sein Wein, bei meiner Treu'! ist ächter Göttertrank!"

Und nun, nachdem sie sich gestärkt zur neuen Reise,  
 Ging's über Berg und Thal, nach alter Ritter Weise,  
 Den ganzen Tag; und nur ein Theil der kurzen Nacht  
 Wird unter Bäumen zugebracht.  
 So zogen sie, ohn' alles Abenteuer,  
 Vier Tage lang — der Ritter schon im Geist  
 Zu Babylon, und glücklich sein Getreuer,  
 Daß Siegwins Sohn es ist, dem er zur Seite reist.

### Dritter Gesang.

Am fünften, da ihr Weg sich durch Gebirge stahl,  
 Auf einmal sehen sie in einem engen Thal  
 Viel reiche Zelte aufgeschlagen,  
 Und Ritter, mehr als zwanzig an der Zahl,  
 Die gruppenweis' umher in Palmenschatten lagen.  
 Sie ruhten, wie es schien, nach ihrem Mittagsmahl;  
 Indessen Helm' und Speer' an niedern Nesten hingen,  
 Und ihre Pferde frei im Graze weiden gingen.

Raum wird die ritterliche Schaar  
 Der beiden Reisigen noch auf der Höh' gewahr,  
 So raffen alle von der Erde  
 Sich eilends auf aus ihrer Mittagsruh,  
 Als ob zum Kampf geblasen werde.  
 Das ganze Thal wird reg' in einem Nu,  
 Man zittert hin und her, man läuft den Waffen zu,  
 Die Ritter rüsten sich, die Knappen ihre Pferde.

„Laß sehen," spricht mein Held zu Scherazmin,  
 „Was diese Ritterschaft, die dem Verdammungswerte  
 So friedlich obzuliegen schien,  
 In solche Unruh' setzt." — „Wir selber, wie ich merke,"  
 Erwidert jener: „seid auf eurer Hut.  
 Sie kommen uns in halbem Mond entgegen."  
 Herr Hilon zieht mit kaltem Blut den Degen,  
 „Freund," spricht er, „der ist mir für allen Schaden gut."



Indem tritt aus dem Kreis, in seinem Wehrgeschmeide,  
Ein seiner Mann hervor, grüßt höflich unsre beide,  
Und bittet um Gehör. „Mit Günst, Herr Paladin!  
Ein jeder,“ spricht er, „ist hier angehalten worden,  
Wer noch von unserm Stand und Orden  
Seit einem halben Jahr in diesem Thal erschien.  
Nun steht's in eurer Wahl, ein Speerchen hier zu brechen,  
Wo nicht, sogleich zu thun, warum wir euch besprechen.

„Und was?“ fragt Hüon züchtiglich.  
„Nicht weit von hier,“ spricht jener, „mästet sich  
In einer festen Burg der Riese Angulaffer;  
Ein arger Christenfeind, ein wahrer Wütherich,  
Auf schöne Fraun erpicht als ein Rasser,  
Und, was das Schlimmste ist, fest gegen Hieb und Stich,  
Kraft eines Rings, den er dem Zwerg genommen,  
Aus dessen Park die Herren hergekommen.

Mein Herr, ich bin ein Prinz vom Berge Libanon,  
Ich hatte mich dem Dienst der schönsten aller Schönen  
Drei Jahre sonder Minnelohn  
Verdingt, bevor sie sich, so viele Treu' zu krönen,  
Erbitten ließ: und wie ich nun als Bräutigam  
Ihr eben jetzt den Gürtel lösen wollte,  
Da kam der Wehrwolf, nahm sie unter'n Arm und trollte  
Vor meinen Augen weg mit meinem holden Lamm.

Fast sieben Monden sind verflossen,  
Seit ich zu ihrem Heil mein Aeußerstes versucht:  
Allein der Eifenthurm, worein er sie verschlossen,  
Wehrt mir den Zugang, ihr die Flucht.  
Das Einz'ge, was von Amors süßer Frucht  
Ich in der langen Zeit genossen,  
War, Tage lang von fern auf einem Baum zu lauern,  
Und hinzusehn nach den verhaßten Mauern.

Zuweilen dachte mich sogar,  
Ich sähe sie, in losgebundnem Haar,  
Am Fenster stehn, mit aufgehobnen Armen,  
Als flehte sie zum Himmel um Erbarmen.  
Mir fuhr ein Dolch in's Herz. Und die Verzweiflung nun  
Trieb mich, seit jenem Tag, aus bloßer Noth zu thun,  
Was ihr erfahren habt, wie alle diese Streiter:  
Kurz, ungefochten, Herr, kommt hier kein Ritter weiter.

Gelingt es euch, was keinem noch gelang,  
Aus meinem Sattel mich zu heben,  
So seid ihr frei und reiset ohne Zwang,  
Wohin ihr wollt: wo nicht, so müßt ihr euch ergeben,  
Wie diese Herren hier, mir zu Gebot zu stehn,  
Und keinen Schritt von hier zu gehn,  
Bis wir das Abenteu'r bestanden  
Und meine Braut erlöst aus Angulaffers Banden.

Doch, wenn ihr etwa lieber schwört,  
In seinen Eifenthurm geraden Wegs zu bringen,  
Und meine Angela allein zurück zu bringen,  
So habt ihr freie Wahl, und seid noch Dankes werth.“  
„Prinz,“ sprach der Paladin, „was brauchst's hier erst zu kiesen?  
Genug, daß ihr die Ehre mir erwiesen!  
Kommt, einen Ritt mit euch und eurer ganzen Zahl.  
Vom Uebrigen ein andermal!“

Der schöne Ritter stutzt, doch läßt er sich's gefallen:  
Sie reiten, die Trompeten schallen,  
Und, kurz, Herr Hüon legt mit einem derben Stoß  
Den Prinzen Libanons gar unsanft auf den Schooß  
Der guten alten Mutter Erde.  
Drauf kommen nach der Reih' die edeln Knechte dran;  
Und als er ihnen so wie ihrem Herrn gethan,  
Hebt er sie wieder auf mit höflicher Geberde.

„Bei Gott, Herr Ritter (spricht, indem er zu ihm hinkt,  
Der Cedernprinz), ihr seid ein scharfer Stecher!  
Doch Basta! Eure Hand! Kommt, weil der Abend winkt,  
Zum brüderlichen Mahl und zum Versöhnungsbecher.“  
Herr Hüon nimmt den Antrag dankbar an:  
Drei Stunden flogen weg mit Trinken und mit Scherzen;  
Und, wie die Ritter ihn so schön und höflich sahn,  
Verziehn sie ihm ihr Rippenweh von Herzen.

„Jetzt,“ spricht er, „liebe Herrn und Freunde, da ich euch,  
Was mein war, ehrlich abgewonnen,  
Jetzt, sollt ihr wissen, geht's geraden Wegs gleich  
Dem Riesen zu. Ich war's vorhin gesonnen,  
Und thu' es nun mit desto größerer Lust,  
Weil einem Biedermann ein Dienst damit geschieht.  
Drauf dankt er, daß sie sich so viel mit ihm bemühet,  
Und drückt der Reihe nach sie all' an seine Brust.



Und als sie ihm zur Burg des ungeschlachten Riesen  
Durch einen Föhrenwald den nächsten Weg gewiesen,  
Entläßt er sie, mit der Versicherung,  
Sie sollten bald von ihrer Dame hören.  
„Lebt wohl, ihr Herrn!“ „Viel Glücks!“ — Und nun im vollen Sprung  
Zum Wald hinaus. Kaum röthete die Föhren  
Die Morgenröthe, als ihm im klaren Feld  
Ein ungeheurer Thurm sich vor die Augen stellt.

Aus Eisen schien das ganze Werk gegossen,  
Und ringsum war's so fest verschlossen,  
Daß nur ein Pförtchen, kaum zwei Fuß breit, offen stand;  
Und vor dem Pförtchen stehn, mit Flegeln in der Hand,  
Zwei hochgewaltige metallene Kolossen,  
Durch Zauberei belebt, und dreschen unverdrossen  
So hageldicht, daß zwischen Schlag und Schlag  
Sich unzerknickt kein Lichtstrahl drängen mag.

Der Paladin bleibt eine Weile stehen;  
Und, wie er überlegt, was anzufangen sei,  
Läßt eine Jungfrau sich an einem Fenster sehen,  
Und winkt gar züchtiglich ihn mit der Hand herbei.  
„Ei ja!“ ruft Scheramin, „die Jungfer hat gut winken;  
Ihr werdet doch kein solcher Waghals sein?  
Seht ihr die Schweizer nicht zur Rechten und zur Linken?  
Da kommt von euch kein Knochen ganz hinein!“

Doch Hilon hielt getreu an seiner Ordensregel,  
Dem Satan selber nicht den Rücken zuzudrehn.  
Hier, denkt er, ist kein Rath, als mitten durch die Flegel  
Geradezu auf's Pförtchen loszugehn.  
Den Degen hoch, die Augen zugeschlossen,  
Stürzt er hinein; und, wohl ihm! ihn verführt  
Sein Glaube nicht; die ehernen Kolossen  
Stehn regungslos, sobald er sie berührt.

Kaum ist der Held hineingegangen,  
Indessen Scheramin im Hof die Pferde hält,  
So eilt die schöne Magd, den Ritter zu empfangen;  
Mit schwarzen Haaren, die ihr am Rücken niederhangen,  
In weißem Atlasrock, der bis zur Erde fällt,  
Und den am leicht bedeckten Busen  
Ein goldnes Band zusammenhält,  
Das zierlichste Modell zu Grazien oder Musen!

„Was für ein Engel,“ spricht, indem sie seine Hand  
Nur kaum berührt, das Mädchen süß erröthend,  
„Was für ein Engel, Herr, hat euch mir zugesandt?  
Ich stand am Fenster just, zur heil'gen Jungfrau betend,  
Als ihr erscheint. Gewiß hat sie's gethan,  
Und als von ihr geschickt nimmt Angela euch an.  
Von ihr, die schon so oft sich meiner angenommen,  
Zu Hülfe mir gesandt, seid tausendmal willkommen!“

Nur laßt uns nicht verziehn; denn jeder Augenblick  
Ist mir verhaßt, den wir in diesem Kerker weilen.“  
„Ich komme nicht,“ spricht Hilon, „so zu eilen:  
Wo ist der Rief?“ — „O der,“ versetzt sie, „liegt, zum Glück,  
In tiefem Schlaf, und wohl, daß ihr ihn so getroffen;  
Denn, ist er wieder auferweckt,  
Vergebens würdet ihr ihm obzusiegen hoffen,  
So lang der Zauberring an seinem Finger steckt.“

Doch diesen Ring ihm sicher abzunehmen,  
Ist's noch gerade Zeit.“ „Wie so?“ — „Der tiefe Schlaf,  
Der täglich drei- bis viermal ihn zu lähmen  
Und zu betäuben pflegt, ist kein gemeiner Schlaf.  
Ich will euch, weil noch wohl zwei ganze Stunden fehlen,  
Bis er erwacht, die Sache kurz erzählen.  
Mein Vater, Balazin von Phrygien genannt,  
Ist Herr von Jericho im Palästinerland.“

Beinah vier Jahre sind's, seit mich Alexia liebte,  
Der schönste Prinz vom Berge Libanon;  
Und wenn ich ihn durch Sprödeheit betrübte,  
So wußte, glaubet mir, mein Herz kein Wort davon:  
Es fiel mir schwer genug! Doch, in den ersten Wochen  
Hat ich's der heiligen Alexia versprochen,  
Nur, wenn der Prinz drei Jahre keusch und rein  
Mir diene, anders nicht, die Seinige zu sein.

Ganz heimlich ward er mir mit jedem Tage lieber;  
Die Prüfungszeit war lang, allein sie ging vorüber!  
Ich ward ihm angetraut, — und kurz, schon sahen wir  
In's Brautgemach zusammen uns verschlossen,  
Auf einmal flog im Sturm die Kammerthür  
Erdommend auf, der Riese kam geschossen,  
Ergriß mich, floh, und sieben Monden schier  
Sind, seit mich dieser Thurm gefangen hält, verschlossen.



Zu wissen, ob der Rief' es mir so leicht gemacht,  
Ihm Stürme ohne Zahl beständig abzuschlagen,  
Müht ihr ihn selber sehn. Mein Herr, was soll ich sagen?  
Stets angefochten, stets den Sieg davon zu tragen,  
Ist schwer. Einst, da er mich in einer Mondscheinsnacht  
(Noch schaudert's mich!) auf's Aeußerste gebracht,  
Fiel ich auf meine Knie, rief mit gerungenen Händen  
Die Mutter Gottes an, mir Hilfe zuzusenden.

Die holde Himmelskönigin  
Erhörte mich, die Jungfrau voller Gnaden.  
Betroffen wie vom Blitz sank der Versuchter hin,  
Und lag, ohnmächtig, mir zu schaden,  
Sechs ganzer Stunden lang. So oft, seit dieser Zeit,  
Er den verhassten Kampf erneut,  
Erneut das Wunder sich: stracks muß sein Trost sich legen,  
Und nichts vermag sein Zauberring dagegen.

Dies war erst heute noch der Fall; und nach Verlauf  
Der sechsten Stunde (vier sind schon davon verlossen)  
Steht er zu neuem Leben auf,  
So frisch und stark, als hätt' ihn nichts betroffen.  
Des Ringes Werk ist dies. So lang ihn der beschützt,  
Kann ihm am Leben nichts geschehen.  
Ihr glaubt nicht, was der Ring für Tugenden besitz!  
Allein, was hält euch, selbst das alles anzusehen?"

Nun ging's dem Ritter just wie euch.  
Er hatte sich, nach Angulaffers Namen,  
Ein Unthier vorgestellt aus Titans rohem Samen,  
Den wilden Erdensohnen gleich,  
Die einst, den Göttersitz zu stürmen,  
Den hohen Belion zusamt den Wurzeln aus  
Der Erde rissen, um ihn dem Ossa aufzuhürmen:  
Nun ward ein Mann von sieben Fuß daraus.

Habt ihr das Götterwerk von Olykon je gesehen,  
Den großen Sohn der langen Wundernacht,  
Im Urbild, oder nur in Gypse nachgemacht,  
So denkt, ihr seht den Mann leibhaftig vor euch stehen,  
Der in der schönen Mondscheinsnacht  
Die arme Angela auf's äußerste gebracht.  
Ihn hätte, wie er lag, von unsern neuern Alten  
Der Schlauste für ein Bild von Herkules gehalten.

Für einen Herkules in Ruh,  
Als er dem Augias den Marmorstall gemistet;  
So breit geschultert, hoch gebrüstet,  
Lag Angulaffer da; auch traf die Kleidung zu.  
Der Ritter stukt: denn in den Alterthümern  
Lag seine Stärke nicht; und so, vor'm keuschen Blick  
Des Tages, im Kostüm der Helldenzeit zu schimmern,  
Deucht ihm ein wahres Heidenstück.

"Nun," flüstert ihm die Jungfrau, "edler Ritter,  
Was zögert ihr? Er schläft. Den Ring, und einen Hieb,  
So ist's gethan!" — "Dazu ist mir mein Ruhm zu lieb.  
Ein Feind, der schlafend liegt, und nackter als ein Splitter,  
Schläft sicher neben mir: erst wecken will ich ihn."  
"So macht euch wenigstens zuvor des Ringes Meister,"  
Spricht sie. Der Ritter naht, den Rief ihm abzuziehen,  
Und macht, unwissend, sich zum Oberherrn der Geister.

Der Ring hat, außer mancher Kraft,  
Die Hüon noch nicht kennt, auch diese Eigenschaft,  
An jeden Finger stracks sich biegsam anzufügen;  
Klein oder groß, er wird sich dehnen oder schmiegen,  
Wie's nöthig ist. Der Paladin begafft  
Den wundervollen Rief mit schau'rlichem Vergnügen,  
Faßt drauf des Riesen Arm, und schüttelt ihn mit Macht  
So lang' und stark, bis er zuletzt erwacht.

Raum fängt der Riese sich zu regen an, so fliehet  
Die Tochter Balazins mit einem lauten Schrei.  
Herr Hüon, seinem Muth und Ritterstande treu,  
Bleibt ruhig stehn. Wie ihn der Heide siehet,  
Schreit er ihn grimmig an: „Wer bist du, kleiner Wicht,  
Der meinen Morgenschlaf so tollkühn unterbricht?  
Dein Köpfchen muß, weil du's von freien Stücken  
Mir vor die Füße legst, dich unerträglich jücken?"

"Steh' auf und waffne dich," versetzt der Paladin,  
"Dann, Brähler, soll mein Schwert dir Antwort geben!  
Der Himmel sendet mich, zur Strafe dich zu ziehn;  
Das Ende naht von deinem Sündenleben."  
Der Riese, da er ihn so reden hört, erschrickt,  
Indem er seinen Ring an Hüons Hand erblickt.  
"Geh," spricht er, "eh mein Blut beginnt zu siedern,  
Gib mir den Ring zurück und ziehe hin in Frieden."



„Ich nahm dir nur, was du gestohlen, ah,  
Und dem er angehört, werd' ich ihn wiedergeben.“  
Spricht Hilon; „ich verschmäh' ein so geschenktes Leben;  
Steh' auf und rüste dich, und komm mit mir herab!“  
„Du hättest mich im Schlaf ermorden können.“  
Versetzt der Red' in immer sanfterm Muth;  
„Du bist ein Biedermann; mich dau'rt dein junges Blut,  
Gib mir den Ring, den Kopf will ich dir gönnen.“

„Feigherziger,“ ruft Hilon, „schäme dich,  
Vergebens bettelst du! Stirb, oder, wenn du Leben  
Verdienst, verdien' es ritterlich!“  
Jetzt springt der Unhold auf, daß selbst die Mauern beben;  
Sein Auge flammet wie der offne Höllenschlund,  
Die Nase schnaubt, Dampf fährt aus seinem Mund;  
Er eilt hinweg, den Panzer anzulegen,  
Der undurchdringlich ist selbst einem Zauberdegen.

Der Ritter steigt herab, und ungesäumt erscheint  
Ganz in verlupptem Stahl sein trohig sicher Feind,  
Der in der Wuth vergaß, daß vor des Ringes Blitzen  
Ihn keine Zauberwaffen schützen.  
Allein der erste Stoß, den Hilons gutes Schwert  
Auf seinen Harnisch führt, gibt ihm die Todeswunde;  
Das Blut schießt wie ein Strom den Hals empor, und sperrt  
Des Athems Weg in seinem weiten Schlunde.

Er fällt, wie auf der Stirn des Taurus eine Fichte  
Am Donner stürzt: der Thurm, das Feld umher  
Erbebt von seinem Fall; er fühlt sich selbst nicht mehr,  
Sein starrend Auge schließt auf ewig sich dem Lichte,  
Und den verruchten Geist, von Frevelthaten schwer,  
Schon schleppen Teufel ihn zum schrecklichen Gerichte.  
Der Sieger wischt vom blutbesleckten Stahl  
Das schwarze Gift, und eilt zur Jungfrau in den Saal.

„Heil euch, mein edler Herr! Ihr habt mich wohl gerochen,“  
Ruft Angela, indem sie sich entzückt  
Zu seinen Füßen wirft, sobald sie ihn erblickt;  
„Und dir, die ihn zum Retter mir geschickt,  
O Himmelskönigin, sei es hiermit versprochen,  
Der erste Sohn, mit dem ich in die Wochen  
Einst komme, werd', in klarem dachtem Gold,  
So schwer er ist, zum Opfer dir gezollt!“

Herr Hilon, als er sie gar ehrbar aufgehoben,  
Erwidert ihren Dank mit aller Höflichkeit  
Der guten alten Ritterszeit,  
Die zwar so fein, wie unsre, nicht gewoben,  
Doch desto derber war, und besser Farbe hielt.  
Des Ritters große Pflicht war Jungfrau zu beschützen,  
Und, wenn sein Herz sich gleich unangemuthet fühlt,  
Auf jeden Ruf sein Blut für jede zu verspritzen.

Die Dame hatte noch nicht Zeit und Muß genug  
Gehabt, den jungen Mann genauer zu erwägen;  
Jetzt, da sie ihn erbat, die Waffen abzulegen,  
Jetzt hätte sie sich gleich mehr Augen wünschen mögen,  
Als Junons Pfau in seinem Schweife trug,  
So sehr deucht ihr der Ritter, Zug für Zug,  
Von Kopf zu Fuß, an Bildung und Geberden,  
An Großheit und an Reiz, der erste Mann auf Erden.

Nicht, daß sie just mit Jemand ihn verglich,  
Der zwischen ihm und ihrem Herzen stünde:  
Ganz arglos überließ sie ihren Augen sich,  
Und bloßes Sehn ist freilich keine Sünde.  
Kein Strupel störte sie in dieser Augenlust,  
So sanft spielt noch um ihre junge Brust  
Der süße Trug; denn was sie sicher machte,  
War, daß ihr Herz nicht an Alex's dachte.

Ein Glück für dich, unschuld'ge Angela,  
Daß keiner deiner Blick' in Hilons Busen Zunder  
Zum Fangen fand. Und freilich war's kein Wunder:  
Denn, kam ihr auch, wie dann und wann geschah,  
Der seinige auf halbem Weg entgegen,  
So war's der Blick von einem Haubentopf;  
Er hält' auf einen Blumentopf,  
Auf ein Tapetenbild, nicht kälter fallen mögen.

Ein unbekanntes Was, das ihn wie ein Magnet  
Nach Bagdad zieht, scheint allen seinen Blicken  
Die scharfe Spitze abzutreiben,  
Und macht, daß jeder Reiz an ihm verloren geht.  
Vergebens ist ihr Wuchs wie eine schöne Vase  
Von Amors eigner Hand gedreht;  
Vergebens schließt die sanft erhobne Nase  
Sich an die glatte Stirn in stolzer Majestät;



Umsonst hebt ihre Brust, gleich einem Doppelhügel  
 Von frischem Schnee, um den ein Nebel graut,  
 Den dünnen weißen Flor; umsonst ist ihre Haut  
 So rein und glatt als wie ein Wasserspigel,  
 Worin im Rosenschmuck Aurora sich beschaut:  
 Vergebens hat ihr königliches Siegel  
 Die Schönheit jedem Theil so sichtbar aufgedrückt,  
 Daß ihr Gewand sie weder deckt noch schmückt.

Kurz, Angela mit allen ihren Reizen  
 Ist ihm vergebens schön und jung;  
 Und, ferne nach Verlängerung  
 Der holden Gegenwart zu geizen,  
 Wünscht er mit jedem Augenblick  
 In ihres Bräut'gams Arm recht herzlich sie zurück,  
 Und kann zuletzt sich nicht entbrechen,  
 Da sie nichts sagt, ihr selbst davon zu sprechen.

Raum daß er ihr dazu Geleit und Schutz versprach,  
 Und ihre Lippen sich in Dank dafür ergossen:  
 Als ein Getös von Reisigen und Rossen  
 Im Hof der Burg sie plötzlich unterbrach.  
 Schon trampelt's laut die langen Wendelstiegen  
 Heraus. Die junge Frau erschrickt — „Wer kann es sein?“  
 Doch bald zerschmilzt ihr Schrecken in Vergnügen,  
 Denn, siehe da! Alex's tritt herein.

Ihm war, zwar etwas spät, zu Sinne  
 Gestiegen, daß es ihm nicht allzu rühmlich sei,  
 Wenn Hüon seine Braut dem Recken abgewinne,  
 Indessen, weit vom Schuß, mit seiner Reiterei  
 Er, ihr Gemahl, im Schatten, frank und frei,  
 Sein zärtlich Blut mit Palmentwein verdünne:  
 Auch konnte ja (wer wird dafür ihm stehn?)  
 Der Ritter gar davon mit seinem Engel gehn.

Demnach, so hatt' er, stracks als ihm sein Ohr gesungen,  
 Mit seiner Ritterschaft zu Pferde sich geschwungen,  
 Und kam in vollem Trab, falls etwa die Gefahr  
 Durch Hüons Tapferkeit bereits vorüber war,  
 Die Schöne in Empfang zu nehmen,  
 Dem fremden Ritter Gottes Lohn  
 Zu wünschen, und — ein wenig sich zu schämen,  
 (Denkt ihr) allein, er war ein Prinz von Libanon.

Herr Hüon, unverhofft des Umwegs überhoben,  
 Mit Angela zurück in's Palmenthal zu ziehn,  
 Läßt von den schönen Herrn sich in die Wette loben,  
 Und fühlt sich just dabei so gut, als ob man ihn  
 Gescholten hätt'. Und nun, die Wohlthat zu vollenden,  
 Wird, durch des Ringes Kraft, von unsichtbaren Händen  
 Mit allem, was den Gaumen ergeht,  
 Ein großer runder Tisch in Ueberfluß besetzt.

„Ah,“ ruft die schöne Braut, „schier hätt' ich es vergessen:  
 Herr Ritter, ehe wir zum Essen  
 Uns setzen, geht und schließt mit eigner Hand geschwind  
 Des Riesen Harem auf; denn fünfzig Jungfern sind  
 Noch außer mir in diesem Thurm verwahret;  
 Der schönste Mädchenflor, ein wahres Tulpenbeet!  
 Er hatte sie für seinen Mahomed  
 Zu Opfern, dent' ich, aufgespart.“

Der Harem thut sich auf, und zeigt, in vollem Bus  
 Und buntem lieblichem Gewimmel,  
 Ein wahres Bild von Mahoms lust'gem Himmel.  
 Herr Hüon läßt die Damen all' im Schutz  
 Der schönen Herrn, und ist schon weit davon geritten,  
 Da hinter ihm noch alles lärmt und schnarrt,  
 Die Ehre seiner Gegenwart  
 Sich wenigstens zur Tafel auszubitten.

Schon schlich, indeß in Grau das Abendroth zerfloß,  
 Der stille Mond herauf am Horizonte,  
 Als Hüon, weil sein Gaul nicht länger laufen konnte,  
 An einem schönen Plaz zu ruhen sich entschloß.  
 Er sieht sich auf der grünen Erde  
 Nach einem Lager um, indeß für die Pferde  
 Sein Alter sorgt. Auf einmal steht, ganz nah,  
 Ein prächtiges Gezelt vor seinen Augen da.

Ein reicher Teppich liegt, so weit es sich verbreitet,  
 Auf seinem Boden ausgebreitet,  
 Mit Polstern rings umher belegt,  
 Die, wie beseelt von innerlichem Leben,  
 Bei jedem Druck sanft blähend sich erheben.  
 Ein Tisch von Jaspis, den ein goldner Dreifuß trägt,  
 Steht mitten drin, und, was dem essenslust'gen Magen  
 Zum Göttertisch ihn macht, das Mahl ist aufgetragen.



Der Ritter bleibt wie angefroren stehn,  
Winkt Scherasmin herbei, und fragt ihn, was er sehe?  
„O, das ist leicht,“ erwiedert der, „zu sehn:  
Freund Oberon ist sichtlich in der Nähe.  
Wir hätten ohne ihn die Nacht,  
Anstatt uns nun in Schwanenflaum zu senken,  
Auf unsrer Mutter Schooß so sanft nicht zugebracht.  
Das nenn' ich doch an seine Freunde denken!

Kommt, lieber Herr, nach dieser langen Fahrt  
Schmeckt Ruhe süß; laßt hurtig euch entgürten!  
Ihr seht, der schöne Zwerg hat keinen Fleiß gespart,  
Wiewohl im Flug, uns herrlich zu bewirthen.“  
Herr Hilon folgt dem Rath. Sie lagern beide sich  
Halb sitzend um den Tisch, und schmausen ritterlich;  
Auch wird, beim Sang Gaskonscher froher Lieder,  
Der Becher fleißig leer und füllt sich immer wieder.

Bald löset unvermerkt des Schlafes weiche Hand  
Der Nerven sanft erschlafftes Band.  
Indem erfüllt, wie aus der höchsten Sphäre,  
Die lieblichste Musik der Lüfte stillen Raum.  
Es tönt, als ob ringsum auf jedem Baum  
Ein jedes Blatt zur Kehle worden wäre,  
Und Mara's Engelston, der Zauber aller Seelen,  
Erschallte tausendfach aus allen diesen Kehlen.

Allmählig sank die süße Harmonie,  
Gleich voll, doch schwächer stets, herunter bis zum Säuseln  
Der sanft'sten Sommerluft, wenn kaum sie je und je  
Ein Blatt bewegt und um der Nymphe Knie  
Im stillen Bache sich die Silberwellen kräuseln.  
Der Ritter, zwischen Schlaf und Wachen, höret sie  
Stets leiser wehn, bis unter ihrem Wiegen  
Die Sinne unvermerkt dem Schlummer unterliegen.

Er schlief in Einem fort, bis, da der frühe Hahn  
Aurorens Rosenpferde wittert,  
Ein wunderbarer Traum sein Innerstes erschütterte.  
Ihm deucht', er geh' auf unbekannter Bahn,  
Am Ufer eines Stroms, durch schattige Gefilde;  
Auf einmal steht vor ihm ein göttergleiches Weib,  
Im großen Auge des Himmels reinste Milde,  
Der Liebe Reiz um ihren ganzen Leib.

Was er empfand, ist nicht mit Worten auszudrücken,  
Er, der zum erstenmal fest Amors Macht empfand,  
Und athemlos, entgeistert vor Entzücken,  
Sein Leben ganz in seinen Blicken,  
Im Boden eingewurzelt stand,  
Sie noch zu sehen glaubt, nachdem sie schon verschwand,  
Und, da der süße Wahn zuletzt vor ihm zerfließet,  
Nichts mehr zu sehn, die Augen sterbend schließet.

Betäubt, in fühlbar'm Tod, lag er am Ufer da  
In seinem Traum: als ihn bedünkt, er spüre,  
Daß eine warme Hand sein starres Herz berühre.  
Und, wie vom Tod erweckt, erhob er sich und sah  
Die Schöne abermal zu seiner Seite stehen,  
Die keiner Sterblichen in seinen Augen gleicht,  
Und dreimal schöner, wie ihm deucht,  
Und holdrer, als er sie zum erstenmal gesehen.

Stillschweigend schauten sie einander beide an,  
Mit Blicken, die sich das unendlich stärker sagten,  
Was ihre Lippen noch nicht auszusprechen wagten.  
Ihm ward in ihrem Aug' ein Himmel aufgethan,  
Wo sich in eine See von Liebe  
Die Seele taucht. Bald wird das Uebermaß der Lust  
Zum Schmerz: er sinkt im Drang der unaufhaltbar'n Triebe  
In ihren Arm, und drückt sein Herz an ihre Brust.

Er fühlt der Nymphe Herz an seinem Busen schlagen,  
Der Glückliche! wie schnell, wie stark, wie warm!  
Und — plötzlich hört es auf zu tagen,  
Auf schwarzen Wolken rollt des Donners Feuerwagen,  
Laut heulend hebt der Stürme wilder Schwarm;  
Von unsichtbarer Macht wird schnell aus seinem Arm  
Im Wirbelwind die Nymphe fortgerissen  
Und in die Flut des nahen Stroms geschmissen.

Er hört ihr ängstlich Schrein, will nach — o Höllepein!  
Und kann nicht! steht, entseelt vor Schrecken,  
Starr wie ein Bild auf einem Leichenstein.  
Vergebens strebt er, leucht, und sicht mit Arm und Bein;  
Er glaubt in Eis bis an den Hals zu stecken,  
Sieht aus den Wellen sie die Arme bittend strecken,  
Und kann nicht schrein, nicht, wie der Liebe Wuth  
Ihn spornt, ihr nach sich stürzen in die Flut.



„Herr!“ ruft ihm Scherasmin, da er sein banges Schnauben  
Bernimmt, „erwacht, erwacht! ein böser Traum  
Schnürt euch die Kehle zu.“ — „Hört, Geister, macht mir Raum,  
Schreit Hüon, „wollt ihr mir auch ihren Schatten rauben?“  
Und wüthend fährt er auf aus seinem Traumgesicht;  
Noch klopft, von Todesangst umfassen,  
Sein stockend Herz, er starrt in's Tageslicht  
Hinaus, und kalter Schweiß liegt auf den bleichen Wangen.

„Das war ein schwerer Traum,“ ruft ihm der Alte zu:  
„Ihr lagt vermuthlich wohl zu lange auf dem Rücken?“  
„Ein Traum?“ seufzt Siegwins Sohn mit minder wilden Blicken,  
„Das war's! allein ein Traum, der meines Herzens Ruh  
Auf ewig raubt!“ — „Das wolle Gott verwehren,  
Mein bester Herr!“ — „Sag' mir im Ernste,“ spricht  
Der Ritter ernstvoll, „glaubst du nicht,  
Daß Träume dann und wann der Zukunft uns belehren?“

„Man hat Exempel, Herr, — und wahrlich, seit ich euch  
Begleite, leugn' ich nichts,“ erwiedert ihm der Alte.  
„Doch, wenn ich euch die reine Wahrheit gleich  
Gestehen soll, so sag' ich frei, ich halte  
Nicht viel von Träumen. Fleisch und Blut  
Hat, wenigstens bei mir, sein Spiel, so oft ich träume:  
Dies wußten unsre Alten gut,  
Und lehrten's uns im wohlbetannten Reime.

Inzwischen, wenn ihr mir den Inhalt eures Traums  
Vertrautet, könnt' ich euch vielleicht was Bessers reimen.“  
„Das will ich auch,“ spricht Hüon, „ohne Säumen.  
Raum röthet noch den Gipfel jenes Baums  
Der Morgenstrahl. Wir haben Zeit zum Werke,  
Nur reiche mir zuvor den Becher her,  
Damit ich meine Geister stärke:  
Es liegt mir auf der Brust noch immer centnerschwer.“

Indeß der wundervolle Becher  
Den Ritter labt, sieht ihn der Alte, still,  
Als einer an, dem's nicht gefallen will,  
Den wackern Sohn des braven Siegwins schwächer,  
Als einem Manne ziemt, zu sehn.  
Ei (denkt er bei sich selbst, kopfschüttelnd) im Erwachen  
Noch so viel Werks aus einem Traum zu machen!  
Doch, weil's nun so ist, mag's zum Frühstück immer gehn!

## Vierter Gesang.

Der Paladin beginnt nun seine Traumgeschichte  
Wie folget: „Was du auch, mein guter Scherasmin,  
Von dem, was ich dir jetzt berichte,  
Im Herzen denken magst, so ist's doch kein Gedichte,  
Daß ich, Gott sei es Dank! noch stets an Leib und Sinn,  
So wie du hier mich siehst, ein reiner Jüngling bin.  
Nie hat vor diesem Tag in meinem ganzen Leben  
Mein unbefangenes Herz der Liebe Raum gegeben.

Es waren zwar der schönen Jungfrau viel  
An meiner Mutter Hof, und an Gelegenheiten,  
Die einen Knaben leicht zur Tändelei verleiten,  
Gebracht es nicht, zumal beim Pfänderspiel:  
Da gab's wohl manchmal auch ein Strumpfsband aufzulösen;  
Allein der schönste Fuß ließ meine Phantasei  
In stolzer Ruh; und wär's Genevrens Fuß gewesen,  
Es war ein Fuß, mehr dacht' ich nicht dabei.

Daß ich von Kindheit an so viele offne Busen  
Und bloße Schultern sah, mocht' auch mit Ursach' sein.  
Gewohnheit gleicht in diesem Stück Medusen,  
Und für das Schönste selbst verkehrt sie uns in Stein.  
Allein, was half mir's, frei geliebt  
Zu sein bis in mein zweimal zehntes Jahr?  
Auch meine Stunde kam! Ach, Freund! mein Schicksal war,  
Im Traum zum erstenmal zu lieben.

Ja, Scherasmin, nun hab' ich sie gesehn,  
Sie, von den Sternen mir zur Siegerin erkoren;  
Gesehn hab' ich sie, und, ohne Widerstehn,  
Beim ersten Blick mein Herz an sie verloren.  
Du sprichst, es war ein Traum? Nein, Mann! ein Hirngespinnst  
Kann nicht so tiefe Spuren graben!  
Und wenn du tausendmal mich einen Thoren nennst,  
Sie lebt, ich hatte sie, und muß sie wieder haben.



O hättest du den holden Engel doch  
Gesehn wie ich! — Zwar, wenn ich malen könnte,  
Ich stellte sie dir hin, so glühend wie sie noch  
Vor meiner Stirne schwebt, und bin gewiß, sie brennte  
Dein altes Herz zu einer Kohle aus.  
O daß nur etwas mir geblieben wär', das Leben  
Von ihr empfing! ach! nur der Blumenstrauß  
An ihrer Brust! was wollt' ich nicht drum geben!

Denk' dir ein Weib im reinsten Jugendlicht,  
Nach einem Urbild von dort oben  
Aus Rosenglut und Lilien Schnee gewoben;  
Gib ihrem Bau das feinste Gleichgewicht;  
Ein stilles Lächeln schweb' auf ihrem Angesicht,  
Und jeder Reiz, von Majestät erhoben,  
Erweck' und schrecke zugleich die lüsterne Begier:  
Denk' alles, und du hast den Schatten kaum von ihr!

Und nun, sanft angelockt von ihren süßen Blicken,  
Dies holde Weib, das nur die Luftgestalt  
Von einem Engel schien, an meine Brust zu drücken,  
Zu fühlen, wie ihr Herz in meines überwallt,  
Ist's möglich, daß ich vor Entzücken  
Nicht gar verging? — Nun komm, und sprich mir kalt,  
Es war ein Traum! Wie schal, wie leer und todt ist neben  
So einem Traum mein vor'ges ganzes Leben!

Noch einmal, Scheramin, es war kein Schattenspiel  
Im Sitz der Phantasie aus Weindunst ausgegohren!  
Ein unbetrüglisches Gefühl  
Sagt mir, sie lebt, sie ist für mich geboren.  
Vielleicht war's Oberon, der sie erscheinen ließ.  
Ist's Wahn: o laß ihn mir! die Täuschung ist so süß!  
Doch, nichts von Wahn! Kann solch ein Traum betrügen,  
O so ist alles Wahn! so kann die Wahrheit lügen!"

Der Alte wiegt sein zweifelreiches Haupt,  
Wie wenn man euch ein Wunderding erzählt,  
Wovon ihr nichts im Herzen glaubt,  
Wiewohl euch Grund, es wegzuleugnen, fehlt.  
"Was denkst du?" fragt der Ritter. — "Das ist's jaust,  
Was mich verlegen macht," versetzt der Unverliebte:  
"Ich hätte freilich wohl zu manchem Einwurf Lust;  
Alein was hält's am End', als daß ich euch betrübte?"

Nur, vor der Hand, weil euer fürstlich Wort  
Euch einmal gegen Karl verbindet,  
So, dächt' ich, setzten wir den Zug nach Bagdad fort.  
Vielleicht daß unterwegs der Zauber wieder schwindet;  
Vielleicht daß Oberon dabei sein Bestes thut  
Und unversehens sich die Traumprinzessin findet.  
Inzwischen, lieber Herr, thut euch die Hoffnung gut,  
So hofft! Man macht dabei zum mind'sten rothes Blut."

Weil dies der Knappe spricht, steht mit gesenkter Stirne  
Der Ritter da; denn plötzlich hatte sich  
In seinem liebestranken Hirne  
Die Scene umgekehrt. "Ach," spricht er, "täusche mich  
Nicht auch mit falschem Trost! Feindselige Gestirne  
Sind über mir. Was kann ich hoffen? sprich!  
Der Sturm, der sie von meiner Brust gerissen,  
Läßt, leider, mich zu viel von meinem Schicksal wissen."

Entrissen ward sie mir! Noch streckt sie aus der Flut  
Die Arme gegen mich — noch stoßt vor Angst mein Blut —  
Und ach! wie an den Grund mit Ketten  
Geschnüdet, stand ich da, ohnmächtig, sie zu retten!"  
"Das war im Traum!" spricht Scheramin: "wofür  
Euch ohne Noth mit schwarzer Ahnung grämen?  
Ein Traum läßt nie von Art. Das Beste, glaubet mir,  
Ist's, sich daraus nur, was uns freut, zu nehmen."

Daß euch im Traum ein wohl gewogner Geist  
Die künft'ge Königin von euerm Herzen weist,  
Das hat er gut gemacht! So etwas läßt sich glauben,  
Und kurz, wir nehmen's nun für baare Wahrheit an.  
Allein den Strom, den Wirbelwind, die Schrauben  
An Hand und Fuß, die hat der Traum hinzu gethan.  
Mir selbst ist oft in meinen jüngern Jahren,  
Wenn mich der Alp gedrückt, dergleichen widerfahren."

Da, zum Exempel, läuft ein schwarzer Bottelbär,  
Indem ich wandeln geh', der Himmel weiß woher,  
Mir in den Weg; ich greif' im Schrecken nach dem Degen  
Und zieh', und zieh' — umsonst! Ein plötzlich Unvermögen  
Strickt jede Sehne mir in allen Gliedern los;  
Zusehens wird der Bär noch siebenmal so groß,  
Esperrt einen Rachen auf so gräßlich wie die Hölle;  
Ich flieh' und ängst'ge mich, und kann nicht von der Stelle."



Ein andermal, wenn ihr von einem Abendschmaus  
Nach Haus zu gehen träumt, bei einem alten Baden  
Vorbei; auf einmal knarrt ein kleiner Fensterladen,  
Und eine Nase guckt heraus  
So lang als euer Arm. Ihr sucht, halb starr vor Schrecken,  
Ihr zu entfliehn, und vorn und hinten stehn  
Gespenster da, die in's Gesicht euch sehn,  
Und feur'ge Zungen weit aus langen Hälsen recken.

Ihr drückt in Todesangst euch seitwärts an die Wand,  
Die gegenüber steht — und eine dürre Hand  
Fährt durch ein rundes Loch euch eiskalt über'n Rücken,  
Und sucht an euch herum, euch da und dort zu zwicken.  
Ein jedes Haar auf euerm Kopfe kehrt  
Die Spitz' empor, zur Flucht ist jeder Weg verwehrt,  
Die Gasse wird zusehens immer enger,  
Stets frostiger die Hand, die Nase immer länger.

Dergleichen, wie gesagt, begegnet oft und viel;  
Allein, am End' ist's doch ein bloßes Possenspiel,  
Das Nachtgespenster sich in unserm Schädel machen;  
Die Nase sammt der Angst verschwindet im Erwachen.  
Ich dächt' an euerm Platz dem Ding nicht weiter nach,  
Und hielte mich an das, was mir der Zwerg versprach.  
Freisch auf! Mir ahnet was! Es müßte übel eyden,  
Wenn wir die Dame nicht in Bagdad wiederfänden."

Bei diesem Worte springt der Ritter, angeweht  
Von frischem Muth, empor, als hätt' ihm nichts geträumet.  
Der Morgenluft entgegen wiehernd, steht  
Sein Renner schon gesattelt und gezäumt.  
Er schwingt sich auf, und wie er auf dem Feld  
Zurück schaut, verschwunden ist das Zelt;  
In einem Wink erhob sich's aus dem Nasen,  
In einem Wink war alles weggeblasen.

Sie zogen nun dem Lauf des hohen Euphrats nach,  
Von Palmen und Gebüsch vor'm Sonnenstrahl geborgen,  
Durch's schönste Land der Welt, stillschweigend, keiner sprach  
Ein Wort, wiewohl's an Stoff zum Neben nicht gebrach;  
Denn jeder war vertieft in andre Sorgen.  
Die reine Luft, der angenehme Morgen,  
Der Vögel Lustgesang, des Stromes stiller Lauf,  
Weckt beider Phantasie aus leisem Schlummer auf.

Der Ritter sieht in ihrem Zauberspiegel  
Nichts sehenswerth, als das geliebte Bild.  
Er malt die Göttin sich auf seinen blanken Schild,  
Erklimmt auf ihrer Spur des Taurus schroffsten Hügel,  
Steigt, sie erfragend, bis in Merlins furchtbar's Grab,  
Bekämpft die Riesen und die Drachen,  
Die um das Schloß, worin sie schmachtet, wachen,  
Und kämpfte sie der ganzen Hölle ab.

Indessen er, in eingebildeter Bönne,  
Die schwer errungne Braut an seinen Busen drückt,  
Sieht unvermerkt an's Ufer der Garonne,  
Wo er als Kind den ersten Strauß gepflückt,  
Von Euphrats Ufern weg der Alte sich verzückt.  
Nein, denkt er, nirgends scheint doch unsers Hergotts Sonne  
So mild als da, wo sie zuerst mir schien,  
So lachend keine Flur, so frisch kein andres Grün!

Du kleiner Ort, wo ich das erste Licht gezogen,  
Den ersten Schmerz, die erste Lust empfand,  
Sei immerhin unscheinbar, unbekannt,  
Mein Herz bleibt ewig doch vor allen dir gewogen,  
Fühlt überall nach dir sich heimlich hingezogen,  
Fühlt selbst im Paradies sich doch aus dir verbannt;  
O möchte wenigstens mich nicht die Ahnung trügen,  
Bei meinen Vätern einst in deinem Schooß zu liegen!

In solcher Träumerei schwind't unvermerkt der Raum,  
Der sie von Bagdad trennt, bis jetzt die Mittagshitze  
In einen Wald sie treibt, der vor der Glut sie schützt.  
Noch ruhten sie um einen alten Baum,  
Wo dichtes Moos sich schwellt zum weichen Sitze,  
Und Oberons Potal erfrischt den trocknen Saum;  
Als, eben da er sich zum dritten Male füllet,  
Ein gräßliches Geschrei in ihre Ohren brüllet.

Sie springen auf. Der Ritter faßt sein Schwert  
Und flucht dahin, woher die Zetertöne schallen!  
Und sieh! ein Sarazen' zu Pferd,  
Von einem Löwen angefallen,  
Kämpft aus Verzweiflung noch, erschöpft an Kraft und Muth,  
Mit matter Faust. — Schon taumelt halb zerrissen  
Sein Roß, und wälzt mit ihm in einem Strom von Blut  
Sich um, und hat vor Angst die Stange durchgebissen.



Grimmschnaubend stürzt der Löw' auf seinen Gegner los,  
Aus jedem Blick schießt eine Feuerflamme.  
Indem fährt Hüons Stahl ihm seitwärts in die Wamme.  
Der Thiere Fürst, den solch' ein Gruß verdroß,  
Erwidert ihn mit einer langen Schramme,  
Nach der des Ritters Blut aus tausend Quellschen floß:  
Hätt' Angulassers Ring nicht über ihm gewaltet,  
Ihn hätt' auf einen Zug der Löw' entzwei gespalten.

Herr Hüon rafft, was er an Kraft vermag,  
Zusammen (denn sein Tod blüht aus des Löwen Blicke)  
Und stößt sein kurzes Schwert mit Macht ihm in's Genick.  
Vergebens schwingt sich noch der Schweif zu einem Schlag,  
Von dem, wosfern der Ritter nicht zurücke  
Gesprungen wär', er halb zerschmettert lag;  
Vergebens dräuet noch die fürchterliche Lake;  
Ein Streich von Scherasmin erlegt ihn auf dem Plaze.

Der Sarazen' (den reichen Steinen nach,  
Die hoch auf seinem Turban blitzen,  
Ein Mann von Wichtigkeit) schien noch vor Angst zu schwinen.  
Die Ritter führen ihn am Arme ganz gemach  
Den Bäumen zu, in deren Schirm sie lagen:  
Man reicht zur Stärkung ihm den goldnen Becher dar,  
Und auf Arabisch spricht der Alte: „Herr, fürwahr,  
Ihr habt dem Gott der Christen Dank zu sagen!“

Mit schelem Auge nimmt der Heid' aus Hüons Hand  
Den Becher voll, und wie er an der Lippen Rand  
Ihn bringt, versiegt der Wein, und glühend wird der Becher  
In seiner Faust, der innern Schalkheit Rächer!  
Er schleudert ihn laut brüllend weit von sich,  
Und stampft, und tobt, und lästert fürchterlich.  
Herr Hüon, dem es graut, ihm länger zuzuhören,  
Zieht sein geweihtes Schwert, den Heiden zu — befehren.

Alein, der Schall, der übermannt sich hält,  
Hat keine Lust, zur Gegenwehr zu stehen;  
Wie ein gejagter Strauß läuft er in's nahe Feld,  
Wo beide Pferd' im Grase weiden gehen.  
Nisch schwingt er sich auf Hüons Klepper, faßt  
Ihn bei der Mäh'n', und mit verhängten Zügeln  
Kennt er davon, in solcher Angst und Hast,  
Als säß' er zwischen Sturmwindflügeln.

Das Abenteuer war freilich ärgerlich;  
Alein was half's, dem Lecker nachzulaufen?  
Zum Glücke war ein Ding, das einem Maulthier glich,  
Im nächsten Dorf um wenig Geld zu kaufen.  
Das arme Thier, durchsichtiger als Glas,  
Schien kaum belebt genug, bis Bagdad auszureichen;  
Doch deucht's dem Alten noch auf dessen Rückgrat baß,  
Als seinem Herrn zu Fuße nachzukeuchen.

So setzten beide nun nach dem gewünschten Port  
Den ritterlichen Zug, so gut sie konnten, fort.  
Der Sonnenwagen schwebt schon an des Himmels Grenzen,  
Auf einmal sehen sie, von fern im weiten Thal,  
Gekrönt mit Thürmen ohne Zahl,  
Der Städte Königin im Abendsschimmer glänzen,  
Und, durch ein Paradies von ewig frischem Grün,  
Den breiten Strom des schnellen Tigers fliehn.

Ein wundersam Gemisch von Schrecken und Entzücken,  
Geheime Ahnungen, und fremde Schauer drücken  
Des Ritters Herz, da ihm der Schauplatz auf sich thut,  
Wo mehr sein Wort und angestammter Muth,  
Als Karls Gebot, ihn treibt, ein Bagstüch zu bestehen,  
Wovon kaum möglich ist ein besser Ziel zu sehen  
Als jähen Tod. Gewiß war immer die Gefahr,  
Doch schien sie nie so groß, als da sie nahe war.

Er sieht mit ihren goldnen Zinnen,  
Gleich einer Götterburg, in furchtbar stolzer Pracht  
Der Emirn Burg, den Thron, der Asien zittern macht,  
Und spricht zu sich: „Und du, was gehst du zu beginnen?“  
Er stutzt. Doch bald stärkt wieder seine Sinnen  
Des Glaubens Muth, der ihn so weit gebracht,  
Und eine Stimme scheint ihm leise zuzuwachen,  
Er werde, die er liebt, in jenen Mauern sehen.

„Auf!“ ruft er, „Scherasmin, spann' alle Segel auf!  
Du siehst das Ziel von meinem langen Lauf;  
Wir müssen Bagdad noch vor dunkler Nacht erreichen.“  
Nun geht's im scharfsten Trott, daß Roß und Reiter keuchen.  
Der Knapp' gießt seinem Thier mitleidig etwas Wein  
Aus Oberons Becher auf die Zunge:  
„Da,“ spricht er, „trink, du guter, treuer Junge,  
Der Becher trocknet nicht für deines gleichen ein.“



Er hatte Recht. Kaum saugt des Maulthiers Zunge  
So lechzend als ein ausgebrannter Stein,  
Den süßen Thau des Zaubergoldes ein,  
So schießt mit allbelebendem Schwunge  
Ein Feuerstrom durch Adern und Gebein;  
Von neuer Kraft gespannt, erfrischt an Herz und Lunge,  
Läuft's, einem Windspiel gleich, mit ihm davon,  
Und eh' der Tag erlischt, sind sie in Babylon.

Noch irrten sie in seinen ersten Gassen  
Unkundig in der Dämmerung hin und her,  
Als Fremde, die sich bloß vom Zufall leiten lassen:  
Da kam des Wegs von ungefähr  
An ihrem Stab ein Mütterchen gegangen,  
Mit grauem Haar und längst verwelkten Wangen.  
„He, Mutter, seid so gut,“ schreit Scherazmin sie an,  
„Und weist uns den Weg zu einem Han.“

Die Alte bleibt gestützt auf ihre Krücke stehen,  
Und hebt ihr wankend Haupt, die Fremden anzusehen.  
„Herr Fremdling,“ spricht sie drauf, „von hier ist's ziemlich weit  
Zum nächsten Han; doch, wenn ihr müde seid  
Und wenig euch genügt, so kommt in meine Hütte;  
Da steht euch Milch und Brod, und eine gute Schütte  
Von frischem Stroh zu Dienst, und Gras für euer Vieh;  
Ihr ruhet aus, und zieht dann weiter morgen früh.“

Mit großem Dank für ihr gastfreundliches Erbieten  
Folgt Hilon nach. Ihm deucht kein Lager schlecht,  
Wo Freundlichkeit und Treu der offenen Thüre hüten.  
Die neue Baucis macht in Eil' die Streu zurecht,  
Wirft Quendel und Orangenblüthen  
Aus ihrem Gärtchen drauf, trägt fette Milch voll Schaum  
Und saft'ge Pfirschen auf, und Feigen frisch vom Baum,  
Beklagend, daß ihr jüngst die Mandeln nicht gerietzen.

Dem Fürsten dünkt, er hab' in seiner Lebenszeit  
Nie so vergnüglich Mahl gehalten.  
Was der Bewirthung fehlt, ersetzt der guten Alten  
Vertrauliche Gesprächigkeit.  
„Die Herren,“ spricht sie, „kommen eben  
Zu einem großen Fest.“ — „Wie so?“ — „Ihr wißt es nicht?  
Es ist das einz'ge doch, was man in Bagdad spricht;  
Die Tochter unsers Herrn wird morgen ausgegeben.“

„Des Sultans Tochter? Und an wen?“  
„Der Bräutigam ist einer von den Ressen  
Des Sultans, Fürst der Drußen, reich und schön,  
Und auf dem Schachbrett soll ihn keiner übertreffen;  
Mit einem Wort, ein Prinz, den alle Welt  
Der schönen Rezia vollkommen würdig hält.  
Und doch — gesagt im engsten Vertrauen —  
Sie ließe lieber sich mit einem Lindwurm trauen.“

„Das nenn' ich wunderbar,“ versetzt der Paladin,  
„Ihr werdet's uns so leicht nicht glauben machen.“  
„Ich sag' es noch einmal, eh' die Prinzessin ihn  
So nahe kommen läßt, umarmt sie einen Drachen.  
Da bleibt's dabei! — Mir ist von langer Hand  
Das Wie und Wann der Sache wohl bekannt,  
Zwar hab' ich reinen Mund gar hoch versprechen müssen;  
Doch, gebt mir eure Hand, so sollt ihr alles wissen.“

Es wundert euch vielleicht, wie eine Frau, wie ich,  
Zu solchen Dingen kommt, die selbst dem Fürstenstamme  
Verborgen sind und sonst den männiglich?  
So wisset denn, ich bin die Mutter von der Amme  
Der schönen Rezia, bei der sie alles gilt,  
Wiewohl schon sechszehn volle Jahre  
Verflossen sind, seit Fatme sie gestillt;  
Nun merkt ihr wohl, woher ich manchmal was erfahre.

Man weiß, daß schon seit Jahren der Kalif,  
Auf seine Tochter stolz, nicht selten  
An Festen, die er gab, sie mit zur Tafel rief,  
Wo schöner Männer viel sich ihr vor Augen stellten.  
Allein auch das weiß Stadt und Land,  
Daß keiner je vor ihr besonders Gnade fand;  
Sie schien sie weniger mit mädchenhaftem Grauen,  
Als mit Verachtung anzuschauen.

Indessen ward geglaubt, sie könne Babekan  
(So heißt der Prinz, den sich zum Tochtermann  
Der Sultan auserwählt) vor allen andern leiden.  
Nicht, daß beim Kommen oder Scheiden  
Das Herz ihr höher schlug; ihn nicht mit Fleiß zu meiden,  
War wohl das Höchste, was er über sie gewann:  
Allein, sie war doch sonst für Niemand eingenommen;  
Die Liebe, dachte man, wird nach der Hochzeit kommen.



Jedoch, seit einem Zwischenraum  
 Von wenig Wochen hat sich alles umgekehret.  
 Seitdem kann Nezia den armen Prinzen kaum  
 Vor Augen sehn. Ihr ganzes Herz empöret  
 Sich, wenn sie nur von Hochzeit reden höret;  
 Und, was unglaublich ist, so hat ein bloßer Traum  
 Die Schuld daran. — „Ein Traum?“ ruft Hüon ganz in Feuer.  
 „Ein Traum?“ ruft Scherasmin, „welch seltsam Abenteuer!“

„Ihr träumte,“ fährt die Alte fort,  
 „Sie werd’ in Rehgestalt an einem wilden Ort  
 Von Babelan gesagt. Sie lief, von zwanzig Hunden  
 Verfolgt, in Todesangst herab von einem Berg;  
 Ihm zu entfliehen war die Hoffnung schon verschwunden!  
 Da kam ein wunderschöner Zwerg  
 In einem Phaeton, den junge Löwen zogen,  
 In vollem Sprung entgegen ihr geflogen.“

Der Zwerg in seiner kleinen Hand  
 Hielt einen blüh’nden Lilienstengel,  
 Und ihm zur Seite saß ein fremder junger Fant,  
 In Ritterschmuck, schön wie einbarer Engel;  
 Sein blaues Aug’ und langes gelbes Haar  
 Verrieth, daß Asien nicht sein Geburtsland war;  
 Doch, wo er immer hergekommen,  
 Genug, ihr Herzchen war beim ersten Blick genommen.

Der Wagen hielt. Der Zwerg mit seinem Lilienstab  
 Verührte sie: stracks fiel die Rehhaut ab:  
 Die schöne Nezia, auf ihres Retters Bitten,  
 Stieg in den Wagen ein, und seht’ erröthend mitten  
 Sich zwischen ihn und den, dem sich ihr Herz ergab,  
 Wiewohl noch Lieb’ und Scham in ihrem Busen stritten.  
 Der Wagen fuhr nun scharf den Berg hinan,  
 Und stieß vor einen Stein, und sie erwachte dran.

Beg war ihr Traum, doch nicht aus ihrem Herzen  
 Der Jüngling mit dem langen gelben Haar.  
 Stets schwebt sein Bild, die Quelle süßer Schmerzen,  
 Bei Tag und Nacht ihr vor, und seit der Stunde war  
 Der Drusenfürst ihr unerträglich.  
 Sie konnt’ ihn ohne Zorn nicht hören und nicht sehn.  
 Man gab sich alle Müh’, die Ursach’ auszuspuhn;  
 Umsonst, sie blieb geheim und stumm und unbeweglich.

Nur ihre Amm’ allein, von der ich, wie gesagt,  
 Die Mutter bin, wußt’ endlich Wege zu finden,  
 Das seltsame Geheimniß, das sie nagt,  
 Aus ihrer Brust herauszuwinden.  
 Allein ihr wißt, ob mit vernünft’gen Gründen  
 Ein Schaden heilbar ist, der heimlich uns behagt?  
 Die arme Dame war sich selber gram, und wollte,  
 Daß Fatme dennoch stets dem Uebel schmeicheln sollte.

Indessen kam der Tag, vor dem so sehr ihr graut,  
 Stets näher. Babelan, um bei der spröden Braut  
 In befre Achtung sich zu schwingen,  
 Ließ wenig unverjucht; nur wollte nichts gelingen.  
 Sie war bekanntlich stets den Tapfern sehr geneigt,  
 Er hatte sich noch nie in diesem Licht gezeigt;  
 Laß, sprach er zu sich selbst, uns eine That vollbringen,  
 Der Unempfindlichen Bewundrung abzugewinnen!

Nun setzte seit geraumer Zeit  
 Ein ungeheures Thier das ganze Land in Schrecken:  
 Es fiel bei hellem Tag in Dörfer und in Flecken,  
 Und würgte Vieh und Menschen ungeschont.  
 Man sagt, es habe Drachenflügel,  
 Und Klauen wie ein Greif und Stacheln wie ein Igel,  
 Sei größer als ein Elephant,  
 Und wenn es schnaubt, fahr’ ein Sturm durch’s ganze Land.

Seit Menschengedenken war kein solches Thier erschienen.  
 Auch stand ein großer Preis auf dessen Kopf gesetzt;  
 Allein weil Jedermann den seinen höher schätzte,  
 Hat Niemand Lust, das Schußgeld zu verdienen.  
 Nur Babelan hielt’s des Versuches werth,  
 Durch eine kühne That der Schönen Stolz zu dämpfen.  
 Er geht im Pomp zum Sultan und begehrt  
 Vergünstigung, den Löwen zu bekämpfen.

Und als ihm’s der, wiewohl nicht gern, gewährt,  
 Bestieg er heute früh vor Tag sein bestes Pferd,  
 Und ritt hinaus. Was weiter vorgegangen,  
 Ist unbekannt. Genug, er kam, zum guten Glück,  
 Auf einem fremden Gaul, ganz leise, sonder Prangen,  
 Und ohne eine Klau’ vom Ungeheu’r zurück.  
 Man sagt, er habe stracks, sobald er heim gekommen,  
 Sich hingelegt und Bezoar genommen.



Bei allem dem sind nun mit unerhörter Pracht  
Die Zubereitungen zum Hochzeitsfest gemacht;  
Unfehlbar wird es morgen vor sich gehen,  
Und Rezia sich in der nächsten Nacht  
In Babelans verhaßten Armen sehen.“ —  
„Eh' dies geschieht,“ fuhr Hüon rasch heraus,  
„Eh' soll das große Rad der Schöpfung stille stehen!  
Der Ritter und der Zwerg sind, glaubt mir, auch vom Schmaus.“

Die Alte wundert sich des Wortes, und betrachtet  
Genauer, was sie erst nicht sonderlich geachtet,  
Des Fremden blaues Aug' und langes gelbes Haar,  
Und seinen Ritterschmuck, und daß er nur gebrochen  
Arabisch sprach, und daß er schöner war,  
Als je ein Mann, der in die Augen ihr gestochen:  
Das rasche Wort, das er gesprochen,  
Und diese Aehnlichkeit! es deucht ihr sonderbar.

Wo kam er her? warum? wer ist er? zwanzig Fragen  
Zu diesem Zweck, die schon auf ihrer Zunge lagen,  
Erstigte Hüons Ernst. Er that, als wäre Ruh'  
Ihm Noth, und legte sich auf seiner Stren zurechte.  
Die Alte wünscht, daß ihm was Süßes träumen möchte,  
Und trippelt weg, und schließt die Thüre nach sich zu.  
Allein wurmstichig war die Thür und hatte Spalten,  
Und Vorwitz juckt das Ohr der guten Alten.

Sie schleicht zurück, und drückt, so fest sie kann,  
Ihr lauschend Ohr an eine Ritze,  
Und horcht mit offenem Mund und hält den Athem an.  
Die Fremden sprachen laut, und, wie es schien, mit Hitze;  
Sie hörte jedes Wort; nur, leider! war kein Sinn  
Für eine alte Frau von Babylon darin;  
Doch kann sie dann und wann, zum Trost in diesem Leiden,  
Den Namen Rezia ganz deutlich unterscheiden.

„Wie wundervoll mein Schicksal sich entspinnt!“  
Rief Hüon aus, „wie wahr hat Oberon gesprochen,  
Schwach ist das Erdenvölk und für die Zukunft blind!  
Karl denkt, er habe mir gewiß den Hals gebrochen;  
Auf mein Verderben zielt sein Auftrag sichtlich ab,  
Und blindlings thut er blos den Willen des Geschickes:  
Der schöne Zwerg reckt seinen Lilienstab,  
Und leitet mich im Traum zur Quelle meines Glückes.“

„Und daß,“ spricht Scherasmin, „die Jungfrau, die im Traum  
Das Herz euch nahm, gerade die Infante  
Des Sultans ist, die Karl zu eurer Braut ernaunte;  
Daß alles so sich schickt, und daß auch sie im Traum,  
Wie ihr in sie, in euch entbrannte,  
So etwas glaubte man ja seinen Augen kaum!“  
„Und doch,“ spricht Hüon, „hat's die Alte nicht erfunden;  
Den Knoten hat das Schicksal selbst gewunden.“

Nur wie er aufzulösen sei,  
Da liegt die Schwierigkeit!“ — „Mich sollte das nicht plagen,“  
Erwidert Scherasmin: „Herr, darf ich ungeheut  
Euch meine schlechte Meinung sagen?  
Ich mach' es kurz und schnitt' ihn frisch entzwei.  
Dem Junker linker Hand lieg' ich den Lustpaß frei,  
Und dem Kalifen seine Zähne,  
Und hielte mich an meine Dulcimene.“

Bedenkt's nur selbst, in ihrer Gegenwart  
Die Ceremonie mit Kopfsab anzufangen,  
Hiernach vier Backenzähne und eine Hand voll Bart  
Dem alten Herren abverlangen,  
Und vor der Nas' ihm gar sein einzig Kind umfassen,  
Bei Gott! das hat doch wahrlich keine Art!  
Das Schicksal kann unmöglich wollen,  
Daß wir das Ziel uns selbst so grob verrücken sollen.

Zum Glück, daß Oberon das Beste schon versah.  
Das Hauptwerk ist doch wohl, dem Hasen  
Von Bräutigam das Fräulein wegzublasen;  
Und dazu hilft die schöne Rezia  
Gewiß uns selbst, sobald sie von der Alten  
Berichtet ist, das gelbe Haar sei da.  
Mir liegt indessen ob, zwei frische Klepper, nah'  
Beim Garten des Serails, zur Flucht bereit zu halten.“

„Herr Scherasmin,“ versetzt der Ritter, „wie es scheint,  
Entfiel euch, daß ich Karl mein Ehrenwort gegeben,  
Dem, was er mir gebot, buchstäblich nachzuleben?  
Da geht kein Jot davon, mein Freund!  
Was draus entstehen kann, das mag daraus entstehen!  
Mir ziemt es nicht, so was voraus zu sehen.“  
„Im Fall der Noth,“ erwidert Scherasmin,  
„Muß doch zuletzt der Zwerg uns aus dem Wasser ziehen.“



Allmählig schlummerte der Alte unter diesen  
Gesprächen ein. Von Hüons Augen bleibt  
Der süße Schlaf die Nacht hindurch verwiesen.  
Gleich einem Rahn auf hohen Bogen, treibt  
Sein ahnend Herz mit ungeduld'gem Schwanken  
Auf ungestüm sich wälzenden Gedanken:  
So nah dem Port; so nah und doch so weit!  
Es ist ein Augenblick, und deucht ihm Ewigkeit.

### Fünfter Gesang.

Auch dich, o Rezia, floh, auf deinen weichen Schwanen,  
Der süße Schlaf. Du sahst in Klippen dich  
Verfangen, woraus dir einen Pfad zu bahnen  
Unmöglich schien. Verhaßt und fürchterlich  
Ist dir das festliche Roth am morgendämmernden Himmel,  
Verhaßt der Tag, der dich an Hymens Altar winkt.  
Lang' wälzt sie seufzend sich um, bis endlich, vom innern Getümmel  
Der Seele betäubt, ihr Haupt herab zum Busen sinkt.

Sie schlummert ein, und, ihren Muth zu stützen,  
Weht Oberon ein neues Traumgesicht  
Vor ihre Stirn. Sie glaubt, bei Mondeslicht,  
In einer Laube der Gärten des Harems zu sitzen,  
In Phantasien der Liebe versenkt.  
Ein süßes Weh, ein lieblich banges Sehnen  
Hebt ihre Brust, ihr Auge schwimmt in Thränen,  
Indem sie hoffnungslos an ihren Jüngling denkt.

Die Wirth' treibt sie auf. Sie läuft, mit hastigen Schritten  
Und suchendem Blick, durch Busch und Blumengebüsch,  
Eilt athemlos zu allen grünen Hütten,  
Zu allen Grotten hin; ihr Auge, zärtlich wild  
Und thränenvoll, scheint das geliebte Bild  
Von allen Wesen zu erbitten:  
Oft steht sie ängstlich still, und lauscht,  
Wenn nur ein Schatten wankt, nur eine Pappel rauscht.

Zulezt, indem sie sich nach einer Stelle wendet,  
Wo durch der Büsche Nacht ein heller Mondschein bricht,  
Glaubt sie — o Wonnel! wenn kein falsches Schattenlicht  
Ihr gern betrogenes Auge blendet —  
Zu sehen, was sie sucht. Sie sieht und wird gesehen;  
Sein Feuerblick begegnet ihren Blicken.  
Sie eilt ihm zu, und bleibt, in schauerndem Entzücken,  
Wie zwischen Scham und Liebe, zweiselnnd stehn.

Mit offenen Armen fliegt er ihr entgegen.  
Sie will entfliehn, und kann die Kniee nicht bewegen.  
Mit Müß' verbirgt sie noch sich hinter einen Baum,  
Und in der süßen Angst zerplatzt der schöne Traum.  
Wie gerne hätte sie zurück ihn rufen mögen!  
Sie zürnt sich selbst und dem verhaßten Baum;  
Vergebens suchet sie sich wieder einzuwiegen,  
Ihm nachzusinnen bleibt ihr einziges Vergnügen.

Die Sonne hatte bald den dritten Theil vollbracht  
Von ihrem Lauf, und immer war's noch Nacht  
Bei Rezia; so groß war ihr Ergehen,  
Den angenehmen Traum noch wachend fortzusetzen.  
Doch da sie gar zu lang kein Lebenszeichen gibt,  
Nacht endlich Fatme sich dem goldnen Bette, schiebt  
Den Vorhang weg, und findet mit Erstaunen  
Die Dame wach, und in der besten aller Launen.

„Ich hab' ihn wieder gesehn, o Fatme, wünsche mir Glück,“  
Ruft Rezia, „ich hab' ihn wieder gesehn!“ —  
„Das wäre!“ spricht die Amme, und sucht mit schlauem Blick  
Herum, als dächte sie den Vogel auszuspähen.  
Das Fräulein lacht: „Ei, ei, wie ist dein Wiß so dick!  
Man dächte doch, das sollte sich verstehen!  
Ich sah ihn freilich nur im Traum; allein  
Er muß gewiß hier in der Nähe sein.“

Wir ahnt's, er ist nicht fern, und sprich mir nichts dagegen,  
Wenn du mich liebst!“ — „So schweig' ich!“ — „Und warum?  
Was wäre denn am Ende so verwegen  
An meiner Hoffnung? Sprich! wie sollt' ich sie nicht hegen?“  
Die Amme seufzt' und bleibt noch immer stumm.  
„Was übersteigt der Liebe Allvermögen?  
Der Löwenbändiger, der mich beschützt, ist sie;  
Und retten wird sie mich, begreif' ich gleich nicht, wie.“



Du schweigst? du seufzest? Ach! zu wohl nur, gute Amme,  
Versteß ich, was dein Schweigen mir verheißt!  
Du hoffest nichts für meine Flamme!  
Ich selbst, ich hoffe nur, weil beßrer Trost mir fehlt.  
Die Stunde naht; schon klirren meine Ketten,  
Und mein Verderben ist gewiß;  
Ein Wunder nur, o Fatme, kann mich retten,  
Ein Wunder nur, wo nicht — so kann es dies!"

Bei diesem Worte zieht mit feur'gem Blicke  
Sie aus dem Busen einen Dolch hervor.  
„Siehst du? Dies macht mir Muth! dies hebt mich so empor!  
Mit diesem hoff' ich alles vom Gesche!"  
Die Amme schwanzt an ihren Stuhl zurücke,  
Wird leichenbläß, und zittert wie ein Rohr.  
Ach! ist dies alles, so erbarme  
Sich Gott!" — ruft sie, und weint und ringt die Arme.

Das Fräulein drückt die Hand ihr auf den Mund:  
„Still!" spricht sie, „fasse dich“, und steckt in ihren Busen  
Den Dolch zurück. „Du weist, im weiten Erdenrund  
Ist nichts mir so verhaßt, als dieser Fürst der Drußen.  
Eh' der mich haben soll, eh' soll ein gift'ger Mord  
In meine Brust die scharfen Zähne schlagen!  
Kommt mein Geliebter nicht, den Raub ihm abzujaßen,  
Was bleibt mir übrig, als mein Dolch?"

Raum hatte sie die Worte ausgesprochen,  
So hört man am Tapetenthürchen pochen,  
Daß aus dem Schlafgemach in Fatmens Kammer führt.  
Sie geht, und kommt nach einer kleinen Weile  
So schnell zurück, daß sie vor lauter Eile  
Und Freudentrunkenheit den Athem fast verliert.  
„Nun sind wir aller Noth entbunden!  
Triumph! Prinzessin, Triumph! der Ritter ist gefunden!"

Im Nachtgewand, das wie ein Nebel kaum  
Den schönen Leib umwallt, fährt jene aus den Läden  
Und fällt entzückt der Amme um den Nacken.  
„Gefunden? Wo? wo ist er? O mein Traum,  
So logst du nicht?" — Die Amme, selbst vor Freuden  
Ganz außer sich, hat kaum noch so viel Sinn,  
Die wonnetaumelnde, halb nackte Träumerin  
In großer Eil' ein wenig anzukleiden.

Herein gerufen wird sodann  
Die Alte, selbst ihr Märchen zu erzählen.  
Die gute Mutter fängt beim Ei die Sache an  
Und läßt es nicht am kleinsten Umstand fehlen;  
Kein Zug, kein Wort, das ihrem Gast entraun,  
Wird im Gemälde weggelassen.  
„Er ist's, er ist's! wir haben unsern Mann“,  
Ruft Fatme aus; „es kann nicht besser passen!"

Die Alte wird von neuem ausgefragt,  
Muß drei- und viermal wiederholen,  
Was er gethan, gesagt und nicht gesagt;  
Muß immer wieder ihn vom Haupt bis zu den Sohlen  
Ab schildern, Zug für Zug — wie gelb und lang sein Haar,  
Wie groß und blau sein schönes Augenpaar;  
Und immer ist noch etwas nachzuholen,  
Daß in der Eil' ihr ausgefallen war.

Indeß sich so um zwanzig Jahre jünger  
Die Alte schwagt, entpinnt der hohe Lockenbau  
Der schönen Braut sich unter Fatmens Finger.  
Mit Perlen, glänzender als Thau,  
Wird schneckenleich ihr schwarzes Haar durchflochten,  
Ohr, Hals und Gürtel schmückt so schimmerndes Gestein,  
Daß ihren Glanz im Sonnenschein  
Die Augen kaum ertragen mochten.

Vollendet stellt nunmehr, von ihrer Nympfenschaar  
Zum Fest geschmückt und bräutlich angekleidet,  
Gleich einer Sonne sich die Königstochter dar,  
Und lieblich wie ein Reth, das unter Rosen weidet.  
Kein Auge sah sie ungeblendet an,  
Biewohl sie jetzt nur Mädchenaugen sahn:  
Nur sie allein schien nichts davon zu wissen,  
Wie neben ihr die Sterne schwinden müssen.

Das Feuer, das aus ihren Augen strahlt,  
Die Ungebuld, das lauschende Verlangen,  
Das ihre Lippen schwellt und ihre zarten Wangen  
Mit ungewohntem Purpur malt,  
Sieht ihre Jungfrau in Erstaunen.  
Ist dies die widerspenst'ge Braut  
(Beginnen sie einander zuzuräumen),  
Der gestern noch so sehr vor diesem Tag gegraut?



Indessen sammeln sich die Emirn und Wessire,  
Geschmückt zum Fest, im stolzen Hochzeitsaal.  
Gerüstet steht das königliche Mahl,  
Und, bei Trompetenklang, tritt aus der goldnen Thüre  
Des heiligen Palasts, von Sklaven aller Art  
Umflossen, der Kalif mit seinem grauen Bart.  
Der Drukenfürst, noch etwas blaß von Wangen,  
Kommt stattlich hinter ihm als Bräutigam gegangen.

Und gegenüber thut die Thür von Elfenbein  
Sich aus dem Harem auf, und, schöner als die Frauen  
In Mahoms Paradies, tritt auch die Braut herein.  
Ein Schleier zwar, gleich einem silbergrauen  
Gewölke, wehrt dem Engelsangesicht,  
Den vollen Glanz allblendend zu enthüllen;  
Und dennoch scheint ein überirdisch Licht  
Bei ihrem Eintritt stracks den ganzen Saal zu füllen.

Dem Druken schwillt und sinket wechselsweis  
Sein Herz, indem sein Aug' an ihren Reizen hanget:  
Er sucht im ihrigen, was er zu sehn verlanget;  
Allein, ein Blick, so kalt wie Alpeneis,  
Ist alles, was er sieht. Doch, dem Bethörten schmeichelt  
Die Eitelkeit, die Selbstbetrügerin,  
Daß Regia den spröden Blick nur heuchelt:  
O (denkt er) all der Schnee schmilzt über Nacht dahin!

Ob er zu viel gehofft, soll kein Geheimniß bleiben.  
Doch, ohne jetzt unnöthig zu beschreiben,  
Wie drauf, nachdem der Imam das Gebet  
Gesprochen, man beim Schall der Pauken und der Zinken  
Zur Tafel sich gesetzt, erst Seine Majestät,  
Dann rechter Hand die Braut, der Bräutigam zur Linken,  
Und hundert Dinge, die von selber sich verstehen,  
Ist's Zeit, auch wieder uns nach Hilon umzusehn.

Der hatte, wie ihr euch erinnert, seine Nacht,  
Von Ungeduld erhitzt, von Ahnungen umgaukelt,  
Auf seiner Streue nicht viel sanfter zugebracht,  
Als einer, den der Sturm in einem Wastkorb schaukelt.  
Raum aber hat dem Tag in seine goldne Bahn  
Aurorens Rosenhand die Pforten aufgethan,  
So senkt sich nebelgleich ein Dunst von Rohn- und Flieder-  
Und Lilienluft auf seine Augen nieder.

Er schlummert ein, und schläft in einem Zug  
Noch immer fort, da schon des Sonnenwagens Flug  
Den Himmel halb getheilt. Sein Alter ging indessen,  
Am von der Burg die Lage auszuspähn,  
Und zum Entführungswerk das Nöth'ge vorzusehn;  
Derweil, am kleinen Herd, zu ihrem Mittagessen  
Die gute Wirthin Anstalt macht,  
Halb mürrisch, daß ihr Gast so lange nicht erwacht.

Sie schleicht zuletzt, um wieder durch die Spalten  
Zu gucken, an die Thür, und trifft (zu gutem Glück  
Für ihren Vorwitz) just den ersten Augenblick,  
Da Hilons Augen sich dem goldnen Tag entfalten.  
Frisch, wie der junge Mai sich an den Reiben stellt,  
Wenn mit den Grazien die Nymphen Tänze halten,  
Hebt sich mit halbem Leib empor der schöne Held,  
Und rathet, was zuerst ihm in die Augen fällt?

Ein Kastan, wie ihn nur die höchsten Emirn tragen,  
Wenn sich der Hof zu einem Feste schmückt,  
Auf goldbeblütem Grund mit Perlen reich gesüßt,  
Liegt schimmernd vor ihm da, um einen Stuhl geschlagen;  
Ein Turban drauf, als wie aus Schnee gewebt,  
Und, um ihn her, den Emir zu vollenden,  
Ein diamantner Gurt, an dem ein Säbel schwebt,  
So reich, daß Scheid' und Griff ihm fast die Augen blenden.

Zum ganzen Fuß, von Fuß zu Haupt,  
Den Stiefelchen aus übergüld'tem Leder  
Bis zu dem Demantknopf der hohen Straußenfeder  
Am Turban, mangelt nichts. Der gute Ritter glaubt,  
Ihm träume noch. Woher kann solcher Staat ihm kommen?  
Die Alte steht erstaunt. „Das geht durch Zauberei,“  
Ruft sie; „ich hätte doch sonst was davon vernommen!“  
„Der Zwerg“, spricht Scherazmin, „ist ganz gewiß dabei!“

Der Ritter glaubt es auch, und denkt: Durch all die Heiden  
Im Vorhof macht mir dies zum Hochzeitsaale Bahn.  
Und flugs ist Kastan, Gurt, und alles umgethan;  
Die Wirthin spudet sich, ihn recht heraus zu kleiden.  
„Allein was fangen wir mit diesem Turban an?  
Das schöne gelbe Haar sein'twegen abzuschneiden?  
Nicht um die Welt! — Doch still, es geht ja wohl hinein;  
Er scheint ja recht mit Fleiß dazu gewöhnt zu sein!“



Herr Hilon stand nunmehr, bis auf die küssenglatte  
Bartlose Wange, wie ein wahrer Sultan da,  
Indem das Mütterchen ihn um und um besah,  
Und immer noch an ihm zu putzen hatte.  
Drauf, als der treue Scherazmin  
Ihm was in's Ohr geraunt, beginnt er fortzugehen,  
Reicht einen Beutel Gold der Wirthin freundlich hin,  
Und nun, lebt wohl, auf Wiedersehn!

Nichts halb zu thun, ist edler Geister Art.  
Ein reich gezäumtes Roß steht vor der Thür der Alten,  
Und neben ihm zwei Knaben, schön und zart,  
In Silberstück, die ihm die goldnen Zügel halten.  
Herr Hilon schwingt sich auf; die Knaben frisch voran,  
Und führen ihn auf einem Seitenwege,  
Am Ströme hin, durch blühende Gehäge,  
Bis sie der hohen Burg sich gegenüber sahn.

Schon ist er durch den ersten Hof gezogen,  
Im zweiten steigt er ab und geht zum dritten ein.  
Er scheint ein Hochzeitgast vom ersten Rang zu sein,  
Und überall, von diesem Schein betrogen,  
Macht ihm die Wache Platz. Er schreitet frei und stolz  
Daher, und nähert sich dem Thor von Ebenholz.  
Zwölf Mohren, Riesen gleich, stehn mit gezücktem Eisen,  
Die Unberechtigten vom Eingang abzuweisen.

Allein des Ritters Staat und königlicher Blick  
Drückt, wie er sich der hohen Pforte zeigt,  
Die Säbelspigen schnell zurück,  
Die fernher sich entgegen ihm geneiget.  
Die Flügel rauschen auf. Hoch schlägt sein Heldenherz,  
Indem sie hinter ihm sich wieder wehend schließen.  
Drauf führt ein Säulengang, an welchen Gärten stießen,  
Ihn noch zu einer Thür von übergüld'tem Erz.

Ein großer Vorfaal war's, mit Sklaven aller Farben  
Kombabischen Geschlechts erfüllt,  
Die ewig hier am Quell der Freude darben,  
Und, da ein Mann, von Emirsglanz umhüllt,  
In ihre hohlen Augen schwillt,  
Mit Blicken, die in Knechtsgefühl erstarben,  
Die Arme auf die Brust in's Kreuz gefaltet, stehn,  
Und kaum so muthig sind, ihm hinternach zu sehn.

Schon tönen Cymbeln, Trommeln, Pfeifen,  
Gesang und Saitenspiel vom Hochzeitssaale her;  
Schon nickt des Sultans Haupt von Weindunst doppelt schwer,  
Und freier schon beginnt die Freude auszufließen;  
Der Braut allein theilt sich die Lust nicht mit,  
Die in des Bräut'gams Augen glühet:  
Als, eben da sie starr auf ihren Teller siehet,  
Herr Hilon in den Saal mit edler Freiheit tritt.

Er naht der Tafel sich, und alle Augenbrauen  
Zieh'n sich erstaunt empor, den Fremden anzuschauen.  
Die schöne Mezia, die ihre Träume denkt,  
Hält auf den Teller noch den ernststen Blick gesenkt;  
Auch der Kalif, den Becher just zu leeren  
Beschäftigt, läßt sich nicht in seinem Opfer stören;  
Nur Babekan, den seines nahen Falls  
Kein guter Geist verwahrt, dreht seinen langen Hals.

Sogleich erkennt der Held den losen Mann von gestern,  
Der sich vermaß, der Christen Gott zu lästern:  
Er ist's, der links am goldnen Stuhle sitzt,  
Und seinen Nacken selbst der Straß' entgegen bieget.  
Nasch, wie des Himmels Flamme, klist  
Der reiche Säbel auf, der Kopf des Heiden fliehet,  
Und hoch aufbrausend überspricht  
Sein Blut den Tisch, und den, der ihm zur Seite lieget.

Wie der Gorgone furchtbar's Haupt  
In Perseus Faust den wild empörten Schaaren  
Das Leben stracks durch seinen Anblick raubt;  
Noch dampft die Königsburg, noch schwillt der Aufruhr, schnaubt  
Die Mordlust ungezähmt im Busen der Barbaren;  
Doch Perseus schüttelt kaum den Kopf mit Schlangenhaaren,  
So starrt der Dold in jeder blut'gen Hand,  
Und jeder Mörder steht zum Felsen hingebaunt:

So stockt auch hier, beim Anblick solcher Thaten  
Verrätherischen That, des frohen Blutes Lauf  
In jedem Gast. Sie fahren allzuhauf,  
Als sähn sie ein Gespenst, von ihren Söhnen auf  
Und greifen nach dem Schwert. Allein, gelähmt vom Schrecken,  
Erschlafft im Zieh'n der Arm, und jedes Schwert blieb stecken;  
Ohnmächtig Grimm im starren Blick,  
Sank sprachlos der Kalif in seinen Stuhl zurück.



Der Aufruhr, der den ganzen Saal empöret,  
Schreckt Rezia aus ihrer Träumerei:  
Sie schaut bestürzt sich um, was dessen Ursach' sei;  
Und, wie sie sich nach Hüons Seite kehret,  
Wie wird ihm, da er sie erblickt!  
„Sie ist's, sie ist's!“ ruft er, und läßt entzückt  
Den blut'gen Stahl und seinen Turban fallen,  
Und wird von ihr erkannt, wie seine Locken wallen.

„Er ist's!“ beginnt auch sie zu rufen, doch die Scham  
Erstickt den Ton in ihrem Rosenmunde.  
Wie schlug das Herz ihr erst, da er geflogen kam,  
Im Angesicht der Tafelrunde  
Sie liebeskühn in seine Arme nahm,  
Und, da sie glühend bald, bald blaß wie eine Wüste,  
Sich zwischen Lieb' und jungferlichem Gram  
In seinen Armen wand, sie auf die Lippen küßte!

Schon hatt' er sie zum zweitenmal geküßt!  
Wo aber nun den Trauring herbekommen?  
Zum Glück, daß der Ring an seinem Finger ist,  
Den er im Eisenthurm dem Riesen abgenommen.  
Zwar, wenig noch mit dessen Werth vertraut,  
Schien ihm, dem Ansehn nach, der schlechteste kaum geringer;  
Doch steckt er ihn aus Noth jetzt an des Fräuleins Finger,  
Und spricht: „So eign' ich dich zu meiner lieben Braut!“

Er küßt mit diesem Wort die sanft bezwungne Schöne  
Zum drittenmal auf ihren holden Mund.  
„Ha!“ schreit der Sultan auf, und knirscht, und stampft den Grund  
Vor Ungeduld, „ihr leidet, daß der Hund  
Von einem Franken so mich höhne?  
Ergreift ihn! Zaudern ist Verrath!  
Und, tropfenweis erpreßt, versöhne  
Sein schwarzes Blut die ungeheure That!“

Auf einmal blißen hundert Klängen  
In Hüons Aug', und kaum erhascht er noch,  
Ob' sie im Sturm auf ihn von allen Seiten dringen,  
Sein hingeworfnes Schwert. Er schwingt es dräuend. Doch  
Die schöne Rezia, von Lieb' und Angst entgeistert,  
Schlingt einen Arm um ihn, macht ihre Brust zum Schild  
Der seinigen — der andre Arm bemeistert  
Sich seines Schwerts. „Zurück, Verwegne!“ schreit sie wild.

„Zurück! es ist kein Weg zu diesem Busen,  
Als mitten durch den meinen!“ ruft sie laut;  
Und ihr, noch kaum so sanft wie Amors holde Braut,  
Gibt die Verzweiflung jetzt die Augen von Medusen.  
„Vermehne, haltet ein,“ ruft sie den Emirn zu,  
„Zurück! — O schöne sein, mein Vater! und, o du,  
Den zum Gemahl das Schicksal mir gegeben,  
O spart mein Blut in euer beider Leben.“

Umsonst! des Sultans Wuth und Dräu'n  
Nimmt überhand, die Heiden dringen ein.  
Der Ritter läßt sein Schwert vergebens blißen,  
Noch hält ihm Rezia den Arm. Ihr ängstlich Schrei'n  
Durchbohrt sein Herz. Was bleibt ihm, sie zu schützen  
Noch übrig, als sein Horn von Elfenbein?  
Er setzt es an den Mund, und zwingt mit sanftem Hauche  
Den schönsten Ton aus seinem krummen Bauche.

Auf einmal fällt der hochgezückte Stahl  
Aus jeder Faust; in raschem Taumel schlingen  
Der Emirn Hände sich zu tänzerischen Ringen;  
Ein lautes Hufschall bacchantisch durch den Saal,  
Und Jung und Alt, was Füße hat, muß springen;  
Des Hornes Kraft läßt ihnen keine Wahl:  
Nur Rezia, bestürzt, dies Wunderwerk zu sehen,  
Bestürzt und froh zugleich, bleibt neben Hüon stehen.

Der ganze Divan dreht im Kreis  
Sich schwindelnd um, die alten Vassen schmalzen  
Den Takt dazu; und, wie auf glattem Eis  
Sieht man den Imam selbst mit einem Hämmling walzen.  
Noch Stand, noch Alter wird gespart;  
Sogar der Sultan kann der Lust sich nicht erwehren,  
Faßt seinen Großwessir beim Bart,  
Und will den alten Mann noch einen Bodensprung lehren.

Die nie erhörte Schwärmerei  
Lockt bald aus jedem Vorgemache  
Der Kämmerlinge Schaar herbei,  
Sodann das Frauenvolk, und endlich gar die Wache.  
Sie all' ergreift die lust'ge Naserei:  
Der Zaubertaumel setzt den ganzen Harem frei;  
Die Gärtner selbst in ihren bunten Schürzen  
Sieht man sich in den Reihen mit jungen Nymphen stürzen.



Als eine, die kaum ihren Augen glaubt,  
 Steht Rezia, des Athems fast beraubt.  
 „Welch Wunder!“ ruft sie aus: „und just in dem Momente,  
 Wo nichts als dies uns beide retten könnte!“  
 „Ein guter Genius ist mit uns, Königin,  
 Versetzt der Held. Indem kommt durch die Haufen  
 Der Tanzenden sein treuer Scherazmin  
 Mit Fatmen gegen sie gelaufen.

„Kommt,“ leucht er, „lieber Herr! Wir haben keine Zeit,  
 Dem Tanzen zuzusehn; die Pferde stehn bereit,  
 Die ganze Burg ist toll, die Thüren alle offen  
 Und unbewacht; was säumen wir?  
 Auch hab' ich unterwegs Frau Fatmen angetroffen,  
 Zur Flucht gepackt als wie ein lastbar Thier.  
 „Sei ruhig,“ spricht der Held, „noch ist's nicht Zeit zu gehen,  
 Erst muß das Schwerste noch geschehen.“

Die schöne Rezia erblickt bei diesem Wort,  
 Ihr ängstlich Auge scheint zu fragen und zu bitten:  
 „Warum verziehn? warum am steilen Bord  
 Des Untergangs verziehn? O laß mit Flügelschritten  
 Uns eilen, eh' der Taumelgeist zerrinnt,  
 Der unsrer Feinde Sinnen bind't!“  
 Doch Hilon, unbewegt, begnügt sich, mit Blicken  
 Voll Liebe ihre Hand fest an sein Herz zu drücken.

Allmählig ließ nunmehr die Kraft des Hornes nach;  
 Die Köpfe schwindelten, die Beine wurden schwach,  
 Kein Faden war an allen Tänzern trocken,  
 Und, in der athemlosen Brust  
 Geschwellt, begann das dicke Blut zu stocken.  
 Zur Warte ward die unfreiwill'ge Lust.  
 Durchnäht, als stieg' er gleich aus einer Badewanne,  
 Schwankt der Kalif auf seine Ottomane.

Mit jedem Augenblick fällt, starr und ohne Sinn,  
 Da, wo rings um die Wand sich Polster schwellend heben,  
 Ein Tänzer nach dem andern hin.  
 Emirn und Sklaven stürzen zappelnd neben  
 Götinnen des Serails, so wie's dem Zufall deucht,  
 Als ob ein Wirbelwind sie hingeschüttelt hätte,  
 So daß zugleich auf einem Ruhebette  
 Der Stallknecht und die Favoritin leucht.

Herr Hilon macht die Stille sich zu Nuze,  
 Die auf dem ganzen Saale ruht;  
 Läßt seine Königin, nah' bei der Thür, im Schutze  
 Des treuen Scherazmin, dem er auf seiner Hut  
 Zu sein gebet; gibt ihm auf alle Fälle  
 Das Horn von Elfenbein, und naht sodann der Stelle,  
 Wo der Kalif, vom Ball noch schwach und matt,  
 Auf einen Polsterthron sich hingeworfen hat.

In dumpfer Stille liegt mit ausgespannten Flügeln  
 Leis' athmend die Erwartung rings umher.  
 Die Tänzer all', von Schlaf und Taumel schwer,  
 Bestreben sich, die Augen aufzuriegeln,  
 Den Fremden anzusehn, der sich, nach solcher That  
 Mit unbewehrter Hand und bittenden Geberden  
 Dem stuhenden Kalifen langsam naht.  
 Was, denkt man, wird aus diesem allen werden?

Er läßt sich auf ein Knie vor dem Monarchen hin,  
 Und mit dem sanften Ton und kalten Blick des Helden  
 Beginnt er: „Kaiser Karl, von dem ich Dienstmann bin,  
 Läßt seinen Gruß dem Herrn der Morgenländer melden,  
 Und bittet dich — verzeih! mir fällt's zu sagen hart!  
 Doch, meinem Herrn den Mund, so wie den Arm, zu leihen,  
 Ist meine Pflicht — um vier von deinen Backenzähnen  
 Und eine Hand voll Haar aus deinem Silberbart.“

Er spricht's und schweigt, und steht gelassen,  
 Des Sultans Antwort abzuwarten.  
 Allein wo nehm' ich Athem her, den Grimm  
 Des alten Herrn mit Worten euch zu schildern?  
 Wie seine Züge sich verwildern,  
 Wie seine Nase schnaubt? mit welchem Ungestüm  
 Er auf vom Throne springt? wie seine Augen klopfen,  
 Und wie vor Ungebuld ihm alle Adern strofen?

Er starrt umher, will fluchen, und die Wuth  
 Bricht schäumend jedes Wort an seinen blauen Lippen.  
 „Auf, Sklaven! reißt das Herz ihm aus den Rippen!  
 Zerhackt ihm Glied für Glied! Zapft sein verruchtes Blut  
 Mit Pfriemen ab! Weg mit ihm in die Flammen!  
 Die Asche streut in alle Winde aus,  
 Und seinen Kaiser Karl, den möge Gott verdammen!  
 Was? Solchen Antrag? Mir? In meinem eignen Haus?



Wer ist der Karl, der gegen mich sich brüstet?  
Und warum kommt er nicht, wenn's ihn  
So sehr nach meinem Bart und meinen Zähnen lüstet,  
Und waagt's, sie selber auszuziehen?"  
"Der Mensch muß unter seiner Mütze  
Nicht richtig sein," versetzt ein alter Kan:  
"So etwas allenfalls begehrt man an der Spitze  
Von dreimal hundert tausend Mann."

"Kalif von Bagdad," spricht der Ritter  
Mit edlem Stolz, "laß Alles schweigen hier,  
Und höre mich! Es liegt schon lange schwer auf mir  
Karls Auftrag und mein Wort. Des Schicksals Zwang ist bitter:  
Doch seiner Oberherrlichkeit  
Sich zu entziehen, wo ist die Macht auf Erden?  
Was es zu thun, zu leiden uns gebeut,  
Das muß gethan, das muß gelitten werden."

Hier steh' ich, Herr, ein Sterblicher wie du,  
Und steh' allein, mein Wort, trotz allen deinen Wachen,  
Mit meinem Leben gut zu machen:  
Doch läßt die Ehre mir noch einen Antrag zu.  
Entschließe dich, von Mahomed zu weichen,  
Erhöb' das heil'ge Kreuz, das edle Christenzeichen,  
In Babylon, und nimm den wahren Glauben an,  
So hast du mehr, als Karl von dir begehrt, gethan.

Dann nehm' ich's auf mich selbst, dich völlig los zu sprechen  
Von jeder andern Forderung,  
Und der soll mir zuvor den Nacken brechen,  
Der mehr verlangt! So einzeln und so jung  
Du hier mich siehst, was du bereits erfahren,  
Verkündigt laut genug, daß einer mit mir ist,  
Der mehr vermag als alle deine Schaaren.  
Wähl' jetzt das beste Theil, wofern du weise bist!"

Indeß, an Kraft und Schönheit einem Boten  
Des Himmels gleich, der jugendliche Held,  
Uneingedenk der Lanzen, die ihm drohten,  
So mannhaft spricht, so muthig dar sich stellt:  
Beugt Kezia von fern, mit glühend rothen  
Entzückten Wangen, liebevoll  
Den schönen Hals nach ihm, doch schauernd, wie der Knoten  
Von all' den Wundern sich zuletzt entwickeln soll.

Herr Hüon hatte kaum das letzte Wort gesprochen,  
So fängt der alte Schach wie ein Besessener an  
Zu schreien, zu stampfen und zu pochen,  
Und sein Verstand tritt gänzlich aus der Bahn.  
Die Heiden all in tollem Eifer springen  
Von ihren Sitzen auf mit Schnauben und mit Dräun,  
Und Lanzen, Säbel, Dolche dringen  
Auf Mahoms Feind von allen Seiten ein.

Doch Hüon, eh' sie ihn erreichen, reißt in Eile  
Der Männer einem rasch die Stange aus der Hand,  
Schlägt um sich her damit als wie mit einer Keule,  
Und zieht, stets fechtend, sich allmählig an die Wand.  
Ein großer goldner Knapf, vom Schenktisch weggenommen,  
Dient ihm zugleich als Schild und als Gewehr;  
Schon zappeln Viel' am Boden um ihn her,  
Die seinem Grimm zu nah' gekommen.

Der gute Scherasmin, der an der Thüre fern  
Zum Schutz der Schönen steht, glaubt seinen ersten Herrn  
Im Schlachtgedräng zu sehn, und überläßt voll Freude  
Sich einen Augenblick der süßen Augenweide:  
Doch bald zerstreut den angenehmen Wahn  
Des Fräuleins Angstgeschrei; er sieht der Heiden Rasen,  
Sieht seines Herrn Gefahr, seht flugs das Hüftorn an  
Und bläst, als läg' ihm ob, die Todten aufzublasen.

Die ganze Burg erschallt davon und kracht:  
Und stracks verschlingt den Tag die fürchterlichste Nacht,  
Gespenster lassen sich wie schnelle Blitze sehen,  
Und unter stetem Donner schwankt  
Des Schlosses Felsengrund. Der Heiden Herz erkrankt;  
Sie taumeln Trummen gleich, Gehör, Gesicht vergehen,  
Der schlaffen Hand entglitschen Schwert und Speer,  
Und gruppenweis liegt alles starr umher.

Der Sultan, überhäuft von so viel Wunderdingen,  
Scheint mit dem Tod den letzten Kampf zu ringen;  
Sein Arm ist nervenlos, sein Athem schwer,  
Sein Puls schlägt matt, und endlich gar nicht mehr.  
Auf einmal schweigt der Sturm; ein lieblich säuselnd Wehen  
Erfüllt den Saal mit frischem Lilienduft,  
Und, wie ein Engelsbild ob einer Todtengruft,  
Lägt Oberon sich jetzt auf einem Wölkchen sehen.



Ein lauter Schrei des Schreckens und der Lust  
Entfährt der Berjerin; ein unfreiwillig Grauen  
Bekämpft in ihr das schüchterne Vertrauen.  
Die Arme über ihre Brust  
Gefaltet, steht sie glühend neben  
Dem Jüngling da, dem sie ihr Herz gegeben,  
Und wagt, der süßen Schuld jungfräulich sich bewußt,  
Zu ihrem Retter kaum die Augen zu erheben.

„Gut, Hilon,“ spricht der Geist, „du hast dein Ehrenwort  
Gelöst, ich bin mit dir zufrieden.  
Zum Ritterdank ist dir dies schöne Weib beschieden!  
Doch, eh' ihr euch entfernt von diesem Ort,  
Bedenke Rezia, wozu sie sich entschließet,  
Eh' sie vielleicht mit unfruchtbarer Keu  
Die rasche Wahl verführter Augen büßet!  
Zu bleiben oder gehn, läßt ihr das Schicksal frei.“

So vieler Herrlichkeit entsagen,  
Verlassen Hof und Thron, dem sie geboren ward,  
Um sich, auf ungewisse Fahrt,  
Zu's weite Meer der Welt mit einem Mann zu wagen;  
Zu leben ihm allein, mit ihm den Unbestand  
Des Erdenglücks, mit ihm des Schicksals Schläge tragen,  
(Und ach! oft kommt der Schlag von einer lieben Hand!)  
Da lohnt sich's wohl, vorher sein Herz genau zu fragen.

Noch, Rezia, wenn dich die Wage schreckt,  
Noch steht's bei dir, den Wunsch der Liebe zu betrügen:  
Sie schlummern nur, die hier als wie im Grabe liegen;  
Sie leben wieder auf, sobald mein Stab sie weckt.  
Der Sultan wird dir gerne, was geschehen,  
Verzeihn, trotz dem, was er dabei verlor,  
Und Rezia wird wieder wie zuvor  
Von aller Welt sich angebetet sehen.“

Hier schwieg der schöne Zwerg. Und, bleicher als der Tod  
Steht Hilon da, das Urtheil zu empfangen,  
Womit ihn Oberon, der Grausame! bedroht.  
In Asche sinkt das Feuer seiner Wangen.  
Zu edel oder stolz, vielleicht ein zweifelnd Herz  
Mit Liebesworten zu bestechen,  
Starrt er zur Erde hin mit tief verhaltne'm Schmerz,  
Und läßt nicht einen Blick zu seinem Vortheil sprechen.

Doch Rezia, durchglüht von seinem ersten Kuß,  
Braucht keines Zunders mehr, die Flamme zu erhitzen.  
Wie wenig deucht ihr noch, was sie verlassen muß,  
Um alles, was sie liebt, in Hilon zu besitzen!  
Von Scham und Liebe roth bis in die Fingerspitzen,  
Verbirgt sie ihr Gesicht und einen Thränenguß  
In seinem Arm, indem, hoch schlagend von Entzücken,  
Ihr Herz empor sich drängt, an seines sich zu drücken.

Und Oberon bewegt den Lilienstab  
Sanft gegen sie, als wollt' er seinen Segen  
Auf ihrer Herzen Bündniß legen,  
Und eine Thräne fällt aus seinem Aug' herab  
Auf beider Stirn. „So eil' auf Liebeschwüngen,“  
Spricht er, „du holdes Paar! Mein Wagen steht bereit,  
Bevor das nächste Licht der Schatten Heer zerstreut,  
Euch sicher an den Strand von Ascalon zu bringen.“

Er sprach's, und eh' des letzten Wortes Laut  
Verklungen war, entschwand er ihren Augen.  
Wie einem Traum erwacht, steht Hilons schöne Braut,  
Den süßen Duft begierig aufzuhaugen,  
Der noch die Luft erfüllt. Drauf sinkt ein scheuer Blick  
Auf ihren Vater hin, der wie in Todeschlummer  
Zu starren scheint. Sie seufzt, und wehmuthsvoller Kummer  
Mischt Bitterkeit in ihres Herzens Glück.

Sie hüllt sich ein. Herr Hilon, dem die Liebe  
Die Sinne schärft, sieht nicht so bald  
Ihr Herz beklemmt, ihr schönes Auge trübe,  
So drückt er sie mit zärtlicher Gewalt,  
Den rechten Arm um ihren Leib gewunden,  
Zum Saal hinaus. — „Komm,“ spricht er, „eh' die Nacht  
Uns überrascht, und jeder Arm erwacht,  
Den, uns zu Lieb', der Geist mit Zauberschlaf gebunden.“

Komm, laß uns fliehn, eh' uns den Weg zur Flucht  
Ein neuer Feind vielleicht zu sperren sucht;  
Und sei gewiß, sind wir nur erst geborgen,  
Wird unser Schützer auch für diese Schläfer sorgen.“  
Dies sprechend, trägt er sie mit jugendlicher Kraft  
Die Marmortrepp' hinunter bis zum Wagen,  
Den Oberon zu ihrer Flucht verschafft,  
Und eine süße Last hat nie ein Mann getragen.



Die ganze Burg ist furchtbar still und leer  
Wie eine Gruft, und Leichen ähnlich liegen  
In tiefem Schlaf die Hüter hin und her;  
Nichts hemmt der Liebe Flucht; der Wagen wird bestiegen:  
Doch traut das Fräulein sich dem Ritter nicht allein;  
Mit Scheramin steigt auch die Amme hastig ein.  
Sie, die zum erstenmal so viele Wunder siehet,  
Die arme Frau weiß nicht wie ihr geschieht.

Wie wird ihr, da sie rückwärts schaut  
Und sieht, an Pferde Statt, vier Schwanen vor dem Wagen,  
Regiert von einem Kind! — Wie schaudert ihr die Haut,  
Da sie empor gelupft und durch die Luft getragen  
Sich fühlt, und kaum zu athmen sich getraut,  
Und nicht begreifen kann, wie, ohne umzuschlagen,  
So schwer bepackt der Wagen sich erhebt,  
Und, steter als ein Kahn, auf leichten Wolken schwebt!

Als endlich gar die Nacht sie überfiel,  
Was Wunder, daß die Furcht zuletzt die Scham besiegte,  
Und Fatme so gedräng an Scheramin sich schmiegte,  
Als wie zum Schlaf an ihren lieben Pfühl!  
Vermuthlich, daß der Mann dazu sich willig fügte;  
In solchen Fällen mischt das Herz sich gern in's Spiel:  
Jedoch gereicht zum Ruhm des wackern Alten,  
Daß er wie reines Gold dies Feuer ausgehalten.

Ganz anders war das junge Paar gestimmt,  
Das Amor jetzt mit seiner Mutter Schwanen  
Davon zu führen schien. Ob auf gewohnten Bahnen  
Den Lauf ihr Zauberfuhrwerk nimmt,  
Ob durch die Luft, ob's rollet oder schwimmt,  
Ob langsam oder schnell, mit Pferden oder Schwanen,  
Sanft oder hart, mit oder ohne Fahr,  
Sie werden nichts von allem dem gewahr.

Ein neuer Wonnetraum, ein seliges Entzücken  
In's Paradies, dünkt sie ihr gegenwärt'ger Stand;  
Sie können nichts, als stumm, mit nimmer satt'nen Blicken,  
Sich anschauen, eins des andern warme Hand  
An's volle Herz in süßer Inbrunst drücken,  
Und, während Himmel und Erd' aus ihren Augen schwand,  
Und sie allein noch übrig waren, fragen:  
„Ist's, oder träumt uns noch? Sind wir in einem Wagen?“

„So war's kein Traum, als ich im Traum dich sah?“  
(Nief jedes aus). „So war es Rezia?  
War's Hilon? und ein Gott hat dich mich finden lassen?  
Du mein? — ich dein? — Wer durst' es hoffen, wer?  
So wundervoll vereint, uns nimmer nimmermehr  
Zu trennen! Kann das Herz so viele Wonne fassen?“  
Und dann von neuem stets einander angeblickt,  
Von neuem Hand um Hand an Mund und Herz gedrückt!

Vergebens hüllt die Nacht mit dunstbeladenen Flügeln  
Den Luftkreis ein; dies hemmt der Liebe Sehkraft nicht:  
Aus ihren Augen strahlt ein überirdisch Licht,  
Worin die Seelen selbst sich in einander spiegeln.  
Nacht ist nicht Nacht für sie; Elysium  
Und Himmelreich ist alles um und um;  
Ihr Sonnenschein ergießet sich von innen,  
Und jeder Augenblick entfaltet neue Sinnen.

Allmählig wiegt die Wonnetrunkenheit  
Das volle Herz in zauberischen Schlummer;  
Die Augen sinken zu, die Sinne werden stummer,  
Die Seele dünkt vom Leibe sich befreit,  
In ein Gefühl beschränkt, so fest von ihm umschlungen!  
So inniglich von ihm durchathmet und durchdrungen!  
Beschränkt in Eins, in diesem Einen blos  
Sich fühlend — Aber, o dies Eins, wie grenzenlos!

### Sechster Gesang.

Raum fing Aurora an die Schatten zu verjagen,  
Und schloß dem Tag mit ihrer Rosenhand  
Die Pforten auf, so hielt der Schwanenwagen,  
Nicht weit vom seebespülten Strand  
Von Ascalon, im Schirm von hohen Palmenbäumen,  
Auf einmal still. Ein sanfter Stoß  
Weckt unser doppelt Paar, dies aus des Schlummers Schooß,  
Und jenes aus der Liebe wachen Träumen.



In süßem Schrecken bebt die Sultanstochter auf,  
 Indem, zum erstenmal, vom Morgen angestrahlet,  
 Das Weltmeer grenzenlos sich in ihr Auge malet.  
 Voll Wunders schweift in ungehemmtem Lauf  
 Der ausgedehnte Blick auf diesen Wasserhöhen;  
 Die Unermeßlichkeit scheint vor ihr aufgethan:  
 Doch, mitten in der Lust kommt sie ein Schauern an,  
 Im Unermeßlichen sich selbst so klein zu sehen.

Ein grauer Flor umnebelt ihren Blick.  
 „Wo bin ich?“ ruft sie. Doch, Herr Hilon, der am Wagen  
 Mit offenen Armen steht, in's Grüne sie zu tragen,  
 Bringt den verschwebten Geist schnell zu sich selbst zurück.  
 „Sei,“ spricht er, „ohne Furcht, mein Leben  
 (Indem er seinen Mund von Lieb' und Sehnsucht warm  
 Auf ihren Busen drückt, den stille Seufzer heben),  
 Sei ohne Furcht, du bist in meinem Arm.“

Mit Wonne fühlt sie sich jetzt wieder ganz umgeben  
 Von ihrer Liebe, ganz in seinen Arm versenkt,  
 Und junger Ephen kann am Stamm nicht brünst'ger kleben,  
 Als sie um seinen Leib die runden Arme schränkt.  
 So eilt er mit der süßen Beute  
 Den Palmen zu; setzt dann auf weiches Moos  
 Sie in den Schatten hin, sich selbst an ihre Seite,  
 Und tauscht' seinen Platz um keines Sultans Loos.

Bald findet auch mit Fatme sich bei ihnen  
 Sein Alter ein, entschlossen, er und sie,  
 Bis auf den letzten Hauch dem lieben Paar zu dienen.  
 Raum hatte Scherasmin im Grünen  
 Bei seinem Herrn, und Fatme nah am Knie  
 Der jungen Dame Platz genommen,  
 Schnell, wie ein Blitz der Phantasie,  
 Kam durch die Luft der schöne Zwerg geschwommen.

Aus seinen Augen brach durch sanft bewölkten Gram  
 Der Freundschaft mildes Licht, und als er näher kam,  
 Sah sie ein Kästchen, dicht besetzt mit Edelsteinen,  
 In seinem linken Arm wie eine Sonne scheinen.  
 „Freund Hilon,“ sprach der Geist, „nimm dies aus meiner Hand,  
 (Wiewohl dich Karl dazu ausdrücklich nicht verpflichtet:  
 Wenn du ihn wieder siehst, so dien' es ihm zum Pfand,  
 Daß du, was er begehrt, buchstäblich ausgerichtet!“

Ihr merkt (wiewohl in Rezia's Gegenwart  
 Nicht schicklich war, es laut zu offenbaren),  
 Daß des Kalifen Zähn' und Bart,  
 In Baumwoll' eingepackt, in diesem Kästchen waren.  
 Es hatte, während daß der Sultan noch erstarrt  
 In seinem Lehnstuhl lag, von Oberons unsichtbaren  
 Trabanten einer sich behend an's Werk gemacht,  
 Und alles, ohne Scher' und Pelikan, vollbracht.

„Eilt nun,“ so fuhr er fort, „bevor euch nachzujagen  
 Der Sultan Zeit gewinnt! Dort auf der Rhebe liegt  
 Ein Schiff, das ohne Harm in sechs bis sieben Tagen  
 Mit euch bis nach Lepanto fliegt;  
 Dort findet ihr, sobald ihr angekommen,  
 Ein andres schon bereit, das nach Salern euch bringt;  
 Und dann, so schnell als Lieb' und Sehnsucht euch beschwingt,  
 Geraden Wegs den Lauf nach Rom genommen!“

Und tief, o Hilon, sei's in deinen Sinn geprägt!  
 So lange bis der fromme Papst Sylvester  
 Auf eurer Herzen Bund des Himmels Weihung legt,  
 Betrachtet euch als Bruder und als Schwester.  
 Daß der verbotnen süßen Frucht  
 Euch ja nicht vor der Zeit gelüste!  
 Denn wisset, daß im Nu, da ihr davon versucht,  
 Sich Oberon von euch auf ewig trennen müßte.“

Er sagt's und seufzt, und stiller Kummer schwillt  
 In seinem Aug'; er heißet sie ihm nahen,  
 Und küßt sie auf die Stirn; und als sie aufwärts sahen,  
 Zerschoß er wie ein Wolkenbild  
 Aus ihrem Blick. Der goldne Tag verhüllt  
 Sein Antlitz, traurig rauscht's, wie Seufzer durch die Palmen,  
 Und Land und Meer scheint, dumpf und tief erfüllt,  
 In trübem Duft gestaltlos zu verqualmen.

Ein seltsam Weh, ein stilles Bangen drückt  
 Das holde Paar; sie sehn mit blassen Wangen  
 Einander an; im offenen Mund erstickt,  
 Was jedes sprechen will; sie wollen sich umfassen,  
 Und ein geheimes Gram hält ihren Arm. Allein  
 In einem Pulsschlag stürzt der dumpfe Nebel nieder,  
 Nacht alles wie zuvor in goldnem Sonnenschein,  
 Und Muth und Freude kehrt in ihre Herzen wieder.



Sie eilen nach dem Schiff, und finden's, hoch erfreut,  
Zur Reise schon versehen und zierlich eingerichtet  
Durch ihres Schützers Gültigkeit.  
Ein frischer Landwind weht, der Anker wird gelichtet,  
Das Seeboll jauchzt. Die Barke, vogelschnell,  
Durchschneidet schon mit ausgespannten Flügeln  
Die blaue Flut; die Luft ist rein und hell,  
Und glatt das Meer, um sich darin zu spiegeln.

Sanft wiegend schwimmt, gleich einem stolzen Schwan,  
Das Schiff dahin, zum Wunder aller Söhne  
Des Oceans, auf kaum gefurchter Bahn.  
So eine Fahrt hat noch kein Mensch gethan,  
Rief jeder aus. Der Ritter und die Schöne  
Stehn, Arm in Arm geschlungen, Stunden lang  
Auf dem Verdeck, und schaun; und jede neue Scene  
Ist Opium für ihren Liebesdrang.

Und wenn sie in die unabsehbar'n Flächen  
Hinaus sehn, wo in Luft der Wellen Blau zerrinnt,  
Hängt Hüon an von seinem Land zu sprechen,  
Wie schön es ist, wie froh darin die Leute sind,  
Und wie von Ost zum West die Sonne  
Doch auf nichts Holders scheinen kann  
Als auf die Ufer der Garonne;  
Und alles dies beschwört sein alter Lebensmann.

Dem hüpfet das Herz, so oft er seinem lieben  
Gascoigne Hymnen singen kann!  
Die schöne Rezia, wiewohl ihr dann und wann  
Biel Worte unverständlich blieben,  
Hörcht unverwandt; denn das, wovon ihr nichts entgeht,  
Was mit unsäglichem Behagen,  
So neu ihr's ist, ihr Herz unendlich leicht versteht,  
Ist — was ihr Hüons Augen sagen.

Ein sanfter Druck der warmen Hand,  
Ein Seufzer, der das volle Herz entladet,  
Ein leiser Kuß, der Rosenwang' entwandt,  
Und, o ein Blick, in Amors Thau gebadet,  
Was überzeugt, gewinnt und rührt wie dies?  
Was geht so schnell, trotz dem beend'nen Pfeile,  
Von Herz zu Herz, trifft so gewiß  
Den Zweck, und macht so wenig lange Weile?

In Seelgesprächen dieser Art  
Verlor das Wortgespräch sich stets bei unsern beiden.  
Oft schlichen sie, um Zeugen zu vermeiden,  
In ihr Gemach, und standen da gepaart  
Am offenen Fenster, oder saßen  
Auf ihrem Sopha. Doch, auch dann nicht ganz allein;  
Die Amme wenigstens muß stets zugegen sein!  
Denn Hüon selber bat, ihn nie allein zu lassen.

Noch immer wiederhallt der schreckenvolle Ton  
Des strengen „laßt euch nicht gelüsten“  
In seinem Ohr; denn wißt, sprach Oberon,  
Daß wir uns sonst auf ewig trennen müßten.  
Wie meinte das der Geist? Es war ein tiefer Sinn  
In seinem Blick, der immer ernster, immer  
Bewölkt ward; ach! Thränen schwammen drin,  
Und sein Gesicht verlor den sonst gewohnten Schimmer.

Dies schwellt mit Ahnungen des guten Ritters Herz.  
Er traut sich selbst nicht mehr; der Liebe leichtster Scherz  
Erweckt die Furcht, ob Oberon ihn verdamme.  
Indessen frist die eingeschlossene Flamme  
Sich immer tiefer ein. Die Lust, worin er lebt,  
Ist Zauberlust, weil Rezia sie theilet;  
Ihr Athem weht darin, ihr holder Schatten schwebt  
Um jeden Gegenstand, auf dem sein Auge weilet.

Und, o sie selbst glänzt ihn im Morgenlicht,  
Im Abendroth, im sanften Schattentage  
Des Mondes an. In welcher schönen Lage,  
In welcher Stellung reizt ihr Nymphenwuchs ihn nicht?  
Der Schleier, der vor allen fremden Augen  
Sie dicht umhüllt, fällt im Gemach zurück,  
Erlaubt sogar dem furchtsam kühnen Blick  
Sich, Bienen gleich, in Hals und Busen einzusaugen.

Er fühlt die süße Gefahr. „O, soll es möglich sein,  
Du Schönste,“ ruft er oft, „bis Rom es auszuhalten,  
So wickle dich in sieben Schleier ein!  
Verstecke jeden Reiz in tausend kleine Falten;  
Laß über dieses Arms lebend'ges Elfenbein  
Die weiten Ärmel bis zur Fingerspitze fallen,  
Und ach! Freund Oberon, vor allen  
Verwandle bis dahin mein Herz in kalten Stein!“



Es war, wie wohl ihm oft die Kräfte schier versagen,  
Des Ritters ganzer Ernst, den Sieg davon zu tragen.  
In diesem Kampf. Es deucht' ihm groß und schön,  
Das schwerste Abenteu'r der Tugend anzugehn,  
Schon groß und schön, es nur zu wagen,  
Und zehnfach schön und groß, es rühmlich zu bestehn.  
Allein, die Möglichkeit, so einen Feind zu dämpfen,  
Der immer stärker wird, je mehr wir mit ihm kämpfen?

Nichts ist, was diesem Feind so bald gewonnen gibt,  
Als bei der Schönen, die man liebt,  
Sich dem Gefühl stillschweigend überlassen.  
Zum Glück erinnert sich Herr Hilon seiner Pflicht,  
Nach ritterlichem Brauch, sich mit dem Unterricht  
Der Sultanstochter zu befassen.  
Denn ach! das arme Kind lag noch im Heidenthum,  
Und glaubt' an Mahomed, unwissend zwar warum.

Der Ritter, sie von dieser Pest zu heilen,  
Gilt, was er kann (die Liebe hieß ihn eilen),  
Sein Bischen Christenthum der Holden mitzutheilen.  
An Eifer gab er keinem Märt'rer nach;  
Er war an Glauben stark, wie wohl an Kenntniß schwach,  
Und die Theologie war keineswegs sein Fach;  
Sein Pater und sein Credo, ohne Glossen,  
In diesen Kreis war all' sein Wissen eingeschlossen.

Noch was vielleicht an Picht und Gründlichkeit  
Der Lehre fehlt, ersetzt des Lehrers Feuer:  
Herr Hilon, standsgemäß ein Feind von Wörterstreit,  
Handhabt das Werk gleich einem Abenteurer.  
Und was er glaubt, beschwört er hoch und theuer,  
Erbötig, dessen Richtigkeit  
Dem ganzen Heidenthum mit seinem blanken Eisen  
Zu Wasser und zu Land handgreiflich zu erweisen.

Groß ist in des Geliebten Mund  
Der Wahrheit Kraft; das Herz, voraus mit ihm in Bund,  
Hört ihm mit Lust und lehrbegier'gem Schweigen.  
Was ist so leicht zu überzeugen  
Als Liebe? Ein Blick, ein Kuß ist ihr ein Glaubensgrund.  
Die Schöne, ohne sich in Fragen zu verfeigen,  
Glaubt ihrem Hilon nach, und macht in kurzer Zeit  
Ihr Kreuz an Stirn und Brust mit vieler Fertigkeit.

Das heil'ge Bad der Christen zu empfangen,  
Stand nun (wie unser Held in seiner Einfalt meint)  
Ihr weiter nichts im Weg. Ihr ist's, um vor Verlangen  
Zu brennen, schon genug, daß er darnach zu bängen  
Und jedes Augenblicks Verzug zu hassen scheint.  
Ein Jünger Sanct Basils, ein großer Heidenfeind,  
Der sich im Schiffe fand, wird leicht gewonnen, ihnen  
Für die Gebühr hierin mit seinem Amt zu dienen.

Die schöne Rezia, die nun Amanda hieß,  
Seitdem sie in den Christenorden  
Getreten war, gewann nicht nur das Paradies,  
Sie schien dadurch sogar noch eins so schön geworden.  
Allein von Hilon wich zur Stunde sichtbarlich  
Sein guter Geist. Es war, im Taumel des Entzüdens,  
Des Herzens und des Händedrückens  
Kein End'. Umsonst zerwinnt der treue Alte sich;

Vergebens stellt sich Fatme gegenüber:  
Der gute Paladin in seinem Seelenfieber  
Vergißt des Zwergs, der Warnung, der Gefahr.  
Der Alte hätte sich zu Tode winken können,  
Die Wonn', in die er ganz versunken war,  
Sie, deren Kuß nun Engel selbst ihm gönnen,  
Zu drücken an sein Herz, Amanda sie zu nennen,  
Unnebelt seinen Blick, berauscht ihn ganz und gar.

Auch Rezia, seitdem sie von Amanden  
Den Namen eingetauscht, glaubt freier von den Banden  
Des Zwangs zu sein, ist nicht mehr Rezia, vergift  
Nun desto leichter Königswürde,  
Hof, Vaterland, und kurz, was nicht Amanda ist.  
Die Rückerinnerung, die sonst wie eine Bürde,  
Zuweilen noch an ihrem Nacken hing,  
Fiel mit dem Namen ab, den sie im Tausch empfing.

Sie ist nun ganz für Hilon neu geboren,  
Gab alles, was sie war, für ihn,  
Gab einen Thron um Liebe hin,  
Und fühlt' in seinem Arm, sie habe nichts verloren.  
Sie gab sich weg, und ist Amanda, nun  
Für Liebe nur, durch Liebe nur zu leben,  
Hat in der Welt nichts andres mehr zu thun,  
Nichts andres zu empfangen, noch zu geben.



Der wackre Scheramin, der das verliebte Paar  
In solcher Stimmung sieht, erschrickt vor ihren Blicken.  
Er wird darin, ich weiß nicht was, gewahr,  
Das lüftern ist, verbotne Frucht zu pflücken.  
Ein Zeuge drückte sie, das sah er offenbar.  
Sie küßten sich, sobald er nur den Rücken  
Ein wenig kehrt, so rasch, so durstiglich,  
Und wurden roth, sobald sein Auge sie bestrich.

Im Spiegel seiner eignen Jugend  
Sieht er nur allzu gut, was beide nicht mehr sahn;  
Sieht, einer Motte gleich, die unerfahrene Jugend  
Sich ahnungslos der schönen Flamme nahn.  
Wie lieblich zieht der Glanz, die sanfte Wärme an!  
Durch ihre Unschuld selbst betrogen,  
Umtaumelt sie das Licht in immer kleinern Bogen,  
Und plötzlich ach! verbrennt sie ihre Flügel dran.

In dieser Noth läßt der getreue Alte  
(Mit Fatmen insgeheim zu diesem Zweck vereint)  
Nichts unversucht, was ihm ein Mittel scheint,  
Daß wenigstens bis Rom des Ritters Weisheit halte;  
Ihm fällt bald dies, bald jenes ein,  
Sie zu beschäftigen, zu stören, zu zerstreuen;  
Zulezt schlägt er, da alle Mittel fehlen,  
Zur Abendkürzung vor, ein Märchen zu erzählen.

Ein Märchen nennt er es, wiewohl es freilich mehr  
Als Märchen war. Ihm hatt' es ein Kalender  
Zu Basra einst erzählt, als er die Morgenländer  
Nach seines Herren Tod durchirrte, lang vorher,  
Eh' in die Kluft des Libanus aus den Bogen  
Der stürmewollen Welt er sich zurückgezogen:  
Und da es jetzt in ihm gar lebhaft sich erneut,  
Glaubt er, es sei vielleicht ein Wort zu rechter Zeit.

Und so beginnt er denn: „Vor etwa hundert Jahren  
Lebt' an den Ufern des Tefsin  
Ein Edelmann, an Weisheit ziemlich grün,  
Wiewohl sehr grau an Bart und Haaren;  
Von Podagra und Gicht, der späten bittern Frucht  
Zu viel genossener Lust, fast täglich heimgesucht;  
Ein Hofmann übrigens, galant und wohl erfahren,  
Und in der Kriegeskunst der Minne wohl versucht.

Dem war, nachdem er lang' sein sündliches Vergnügen  
Daran gehabt, im Hagestolzenstand  
Auf Amors freier Büsch' Berg auf, Berg ab im Land  
Herum zu ziehn, und, wo er Eingang fand,  
Bei seines Nächsten Weib zu liegen;  
Ihm, sag' ich, war zuletzt der Einsall aufgestiegen,  
Den steifen Hals, noch an des Lebens Rand  
In's sanfte Joch der heil'gen Eh' zu schmiegen.

Mit viel Geschmack und wohl verköhltem Blut  
Sucht er ein Kind sich aus, wie er's zu Tisch und Bette,  
Zu Scherz und Ernst, gerade nöthig hätte,  
Zumal zur Sicherheit; ein Mädchen, fromm und gut,  
Unschuldig, sitzjam, unerfahren,  
Keusch wie der Mond und frei von aller eiteln Lust,  
Jung überdies, pechschwarz von Aug' und Haaren,  
Von Farbe rosenhaft, und rund von Arm und Brust.

Von allen drei und dreißig Stücken,  
Womit ein schönes Weib, sagt man, versehen ist,  
Hätt' er kein einzig's gern an seiner Braut vermist,  
Am wenigsten das Aug', in dessen Feuerblicken  
Ein feuchtes Wölkchen schwimmt, die kleine weiche Hand,  
Die Lippen, die dem Kuß entgegen schwellen,  
Das runde Knie, der Hüften schöne Wellen,  
Und unter sanftem Druck den süßen Widerstand.

Der gute alte Herr, beim Kauf so schöner Waare,  
Vergaß nur Eins — die fünf und sechzig Jahre,  
Die seinen Kopf bereits mit Schnee bestreum.  
Zwar macht' er, aus geheimer Vorempfindung,  
Ausdrücklich zum Beding der ehlichen Verbindung,  
Sie sollte reizvoll, warm, und alles das, allein  
Für ihn; und kalt wie Eis für jeden andern bleiben:  
Allein, wer wird für sie die Klausel unterschreiben?

Rosette that's. Rosette war ein Kind,  
War auf dem Land, dem Beilchen gleich, im Schatten  
Verborgen aufgeblüht, war froh und leicht gesinnt,  
Und sah in ihrem künft'gen Herrn und Gatten  
Nichts als den Mann, der sie zur großen Dame macht,  
Ihr reiche Kleider gab und tausend schöne Sachen,  
Die Kindern, wie sie war, bei Tage Kurzweil machen;  
An Andres hatte noch ihr Herzchen nie gedacht.



Die Hochzeit ward demnach mit großer Pracht vollzogen.  
Der edle Bräut'gam, zwar ein wenig steif und schwer,  
Stapft an Rosettens Hand gar ehrenfest einher,  
Und wähnt, sein Taufschein hab' um zwanzig ihn belogen.  
Was Augen hat, läuft schaarenweis' herbei,  
Den prächt'gen Kirchgang anzustauen;  
„Ein stattlich Paar!“ hört man zu beiden Seiten raunen;  
„Sie gleichen sich — wie Januar und Mai.“

Rosettens Unschuld war (wie in dergleichen Fällen  
Gewöhnlich ist) des alten Gangolfs Stolz:  
Er schien am zweiten Tag vor hohem Muth zu schwellen,  
Und schritt einher gerader als ein Bolz.  
Es war der letzte Trieb von einem dürrn Holz!  
Die Uebel, die sich gern zu grauer Liebe gesellen,  
Begannen bald bei ihm sich reichlich einzustellen;  
Je wärmer Röschen ward, je mehr ihr Alter schmolz.

Indeß verdoppelt er auf andre Art die Proben  
Von seiner Zärtlichkeit, beschenkt sie täglich schier  
Mit neuem Modekram, mit Spitzen, schönen Roben,  
Juwelen, kurz, mit allem, was er ihr  
An Augen ansehn kann. Es koste was es wolle,  
Was ihr Vergnügen macht, das ist für ihn Genuß;  
Er fordert nichts dafür als höchstens einen Kuß;  
Mit einem Wort, er spielt die — Alten-Mannes-Rolle.

Rosette, jugendlich vergnügt mit ihrem Loos,  
Spart auch dagegen nichts, den Alten zu vergnügen  
Nach seiner Art; setzt sich auf seinen Schooß,  
So viel er will, und läßt auf seinem Knie sich wiegen,  
Läßt aus Gefälligkeit ihn tändeln, wie er kann,  
Pfleget seiner, liebevoll, in seinem Unvermögen;  
Und, wandelt ihn (wie oft) die Schlassucht an,  
Darf er sein schweres Haupt auf ihren Busen legen.

So lebten sie in Eintracht manches Jahr  
Zusammen, keusch und treu wie fromme Turteltauben,  
So treu ergeben sie, und er so voller Glauben,  
Daß Jedermann dadurch erbauet war.  
Der gute Mann vergaß bei ihren Scherzen  
Sein Podagra und seine Rückenmerzen,  
Und seinetwegen bloß beklagt' in ihrem Herzen  
Die junge Frau sein zehntes Stufenjahr.

Allein, es kam; und ach! zu ihrem großen Leide,  
Ein Uebel kam mit ihm auf Gangolfs graues Haupt,  
Das seiner liebsten Augenweide  
Den armen Greis auf lebenslang beraubt.  
Nie wird er wieder sich an ihren Blicken sonnen,  
Nie wieder sehn dies reizende Oval,  
Bovon zu Engeln und Madonnen  
So mancher Maler gern die sanften Züge stahl!

Wer sollt' ihm nun die lange Zeit vertreiben,  
Dem armen blinden Mann, hätt' er Rosetten nicht?  
Was würd' aus ihm, wär's ihr nicht süße Pflicht,  
Untrennbar Tag und Nacht an ihn geklebt zu bleiben,  
Ihm immer Arm und Augenlicht  
Zu leihn, für ihn zu lesen und zu schreiben,  
Zu fragen, was ihm fehlt, und, quälet ihn die Gicht,  
Mit leichter warmer Hand ihm Knie und Fuß zu reiben?

Rosette, immer sanft, gefällig, mittheilsvoll,  
Entrichtet ohne Zwang und Murren  
Der Ehstandspflicht auch diesen schweren Zoll;  
Aufmerksam stets (wiewohl bei seinem Knurren  
Ihr heimlich oft die Gall' ein wenig schwoll),  
Daß ja ihr Alter nichts zu klagen haben soll.  
Zum Unglück fing er jetzt, trotz ihrem guten Willen,  
In seinem Gestuhl die schlimmste aller Grillen.

Der ärgste Feind, der je sich aus der Hölle schlich,  
Die Sterblichen zu necken und zu quälen,  
Fuhr in den armen Mann, und plagt' ihn jämmerlich.  
Alt, schwach und blind, wie konnt' er sich verhehlen,  
Rosette sei, so sehr sie einem Engel glich,  
Doch nur ein Weib? Konnt's an Versuchern fehlen?  
Die Welt ist rings umher von offnen Augen voll,  
Und ach! das Auge blind, das sie beleuchten soll!

So jung, so schön, so ganz aus lauter Liebeszunder  
Gewebt, wer kann sie sehn und nicht vor Sehnsucht glühn?  
Wo sah man je so frische Wangen blühn?  
Je Augen funkelnder und Lilienarme runder?  
Zwar ist sie tugendhaft; sie wird ja freilich flieh'n:  
Doch, wenn sie auf der Flucht nun glitschte? wär' es Wunder?  
Der Grund, worauf sie flieht, ist hell geschliffner Stahl,  
Und ach! die einmal fällt, die fällt für allemal.



Selbst ihre Tugenden, ihr sanft gefällig Wesen,  
Ihr leichter Sinn, stets froh und guter Ding',  
Was sonst an ihr das liebste ihm gewesen,  
Die holde Scham sogar, womit sie ihn umfing,  
Und was ihm sonst von ihren tausend Reizen,  
Entschleierte und verschönt, sein Seelen Spiegel weist,  
Das alles hilft jetzt nur dem Argwohn, der ihn beißt,  
Sich in sein wundes Herz noch tiefer einzubeißen.

Der Sklaverei, worin das gute junge Weib  
Seit dieser Zeit verlehzt, ist keine zu vergleichen.  
Stets angeschmalkt an seinen flecken Leib,  
Darf sie ihm Tag und Nacht nicht von der Seite weichen.  
Mißtrauisch aufgeschreckt von jedem leisen Wort,  
Trägt er die Augen nun an seinen Finger-Enden,  
Und Nachts liegt eine stets von seinen knot'gen Händen  
Bald da, bald dort auf ihr, aus Furcht, sie schleich' ihm fort.

So sanft Rosette war, so fiel doch solch Betragen  
Ihr schwer auf's Herz. Er nennt es Liebe zwar:  
Allein sie sah zu wohl nur, was es war,  
Und fing, anstatt sich fruchtlos zu beklagen,  
Zu überlegen an. So neben einem Mann  
Von siebzig, mit Gicht und Stein beladen,  
Durch's Leben, wie durch einen Sumpf, zu waten,  
Und noch gequält dazu, deucht ihr ein harter Bann.

Gar vieles, was sie sonst geduldig übersehen,  
Scheint in dem Licht, worin sie jetzt es sehen muß,  
Höchst widerlich und gar nicht auszustehen.  
Sein Zärtlichkeit ist jetzt ihr berglichster Verdruß,  
Sein Scherz unheimlich plump, und ekelhaft sein Kuß;  
Wagt er noch mehr, so möchte man vergehen!  
Und sie, o grausam! sie ist jung und schön für ihn,  
Und was ihm unnütz ist, muß sie sich selbst entziehen!

Und was entschädigt sie? Der Stadt gefellige Freuden,  
Tanz, Schauspiel, alles das ist ihr verbotne Frucht!  
Von Niemand wird ihr altes Schloß besucht;  
Als gingen Geister drin, scheint jeder es zu meiden.  
Ein großer Garten, hoch mit einer Man'r umfaßt,  
Ist alles, was sie hat — im Kreis sich zu bewegen;  
Zum Träumen kann sie da an einen Baum sich legen,  
Und dann sogar ist ihr der blinde Mann zur Last.

Ein junger Edelknecht, in Gangolfs Schloß erzogen  
Und über seinen Stall gesetzt,  
Wird jetzt zum erstenmal betrachtenswerth geschätzt.  
Er hatte zwar schon lange sich vermogen,  
Mit schmachtender Begier die Dame anzusehn,  
Und oft gesucht, ihr's mündlich zu gestehn,  
Doch, da sie stets dem Anlaß ausgebogen,  
Auch wieder ehrfurchtsvoll zurücke sich gezogen.

Jetzt aber, da Verdruß und Gram  
Und lange Weil' bei Tag, und noch langweil'gers Wachen  
Bei Nacht, Zerstreuungen ihr zum Bedürfnis machen,  
Kein Wunder, daß sie jetzt die Sache anders nahm.  
Es deucht ihr hart, in ihren schönsten Tagen  
So gänzlich allem Trost des Lebens zu entsagen:  
Und Walter, dessen Blick nun wieder Muth bekam,  
War unermüdet, sich zum Tröster anzutragen.

Sein Eifer wächst je mehr er Raum gewinnt.  
Er fleht; sie weigert sich: doch unvermerkt entspinnt  
Sich ein Verständniß zwischen ihnen,  
Wovon die Augen bloß die Unterhändler sind;  
Denn Gangolf war nicht an den Ohren blind,  
Und öfters kann ein Ohr für hundert Augen dienen.  
Der Alte spißt die seinen gleich und lauscht,  
Wenn von Rosettens Kleid nur eine Falte rauscht.

Ein solcher Zwang verkürzt die Komplimente  
Des Widerstands, und in sehr kurzer Zeit  
Sind Walter und die Dame schon so weit,  
Daß nur die Frage ist, wie man sich nähern könnte?  
Von ihrem Drachen, den sein Husten Tag und Nacht  
Nicht ruhen läßt, gebannet und bewacht,  
Was wird die junge Frau ersinnen,  
Um etwas Raum und Zeit für Walter zu gewinnen?

Noth scharft den Wit. Indem sie hin und her  
Auf Wege denkt, erwählt, verwirft, im besten  
Biel Schwierigkeiten sieht, fällt ihr von ungefähr  
Ein Birnbaum ein mit stufengleichen Aesten,  
Der, an der Rasenbank im Garten, wo sich, rund  
Um einen Marmorbrunnen, Hecken  
Von Myrten ziehn, hoch überhangend stund,  
Den Schattenitz vor Sonnenglut zu decken.



Zu diesem anmuthsvollen Ort,  
Den laue Lüftchen stets umfliegen,  
Pfllegt oft, zur Sommerszeit, wenn alles lechzt und dorrt,  
Mit seinem Weibchen sich der Alte zu verfügen,  
Um an des Brunnens kühlem Bord  
Ein Stündchen oder zwei auf ihrem Schooß zu liegen —  
Zum Garten hat jedoch den Schlüssel er allein,  
Und außer ihm und ihr kam keine Seel' hinein.

Was nun zu thun, den Schlüssel zu bekommen,  
Den stets im Unterleib der Alte bei sich führt?  
Der wird beim Schlafengehn ganz sachte weggenommen,  
Und, während daß der Mann sein Ave psalmodirt,  
In Wachs gedrückt, sodann am nächsten Morgen  
Der Abdruck unvermerkt in Walters Hand gespielt,  
Und ein Postskript dazu, das ihm den Baum empfiehlt;  
Das Uebrige wird Walter schon besorgen.

Nun, was geschah? Es war ein schöner warmer Tag  
Zu End' Augusts, als unsern blinden Alten  
Die Sonne lockt, wie er zuweilen pflagt,  
Die Mittagsruh' im Myrtenrund zu halten.  
„Komm, meine Taube,“ spricht zu seinem andern Ich  
Der graue Tauber, „komm, mein Röschen, führe mich  
Zu jenem stillen Grund, wo, seit er uns verbunden,  
Der Gott der Eh' so oft uns Arm in Arm gefunden.“

Rosette winkt, und Walter schleicht voran;  
Die Gartenthür wird leise aufgethan  
Und wieder zugemacht; dann geht es an ein Fliegen  
Dem Brunnen zu; der Birnbaum wird erstiegen,  
Und, wo der breit'ste Ast sich sanft gebogen krümmt,  
Des Weibchens Thron im dichtsten Laub bestimmt.  
Der Alte kommt indeß, mit ungewissen Tritten,  
An seines Röschens Arm allmählig angeschritten.

Weil nun der Mund beinahe das ein'ge blieb,  
Das noch, in viel und mancherlei Gebrechen,  
Ihm Dienste that, so war, von jeher Lieb'  
Und von dem Paradies des Ehtands ihr zu sprechen,  
Gewöhnlich das, womit er ihr die Zeit vertrieb.  
Er mischte dann, vielleicht sie zu bestechen,  
Von ihren Reizungen viel Poesie hinein,  
Und meistens kam ein Stück von Predigt hinterdrein.

Aus diesem Ton war's unterwegs gegangen,  
Und da sie glücklich nun beim Brunnen angelangt  
(Wo, wie ihr wißt, der schöne Birnbaum prangt),  
Da hatte Gangolf auch, nachdem er ihr die Wangen  
Gestreichelt, und (wiewohl vom Husten stark geplagt)  
Viel Zärtliches und Süßes vorgesagt,  
Die Predigt eben angefangen,  
Die ihr im Angesicht des Birnbaums schlecht behagt.

„Ist,“ sprach er — da er so, die Stirn an ihrer Brust,  
Im Schatten bei ihr saß und an dem runden, weichen,  
Atlagnen Arm sanft auf und ab zu streichen  
Nicht müde ward — „ist wohl der Unschuld unsrer Lust,  
Der Ruh', dem süßen Trost, dem alle Freuden weichen,  
Dem Glück, geliebt zu sein, geliebt und sich bewußt,  
Man sei es würdig — kurz, dem, was du fühlen mußt,  
Wenn du mich liebst, ein Glück auf Erden zu vergleichen?“

O sprich, mein Röschen,“ — hier begann  
Der alte Herr noch zärtlicher zu streicheln —  
„Doch rede frei und ohne alles Heucheln,  
(Denn Einer höret uns, den Niemand täuschen kann)  
Darf sich auch wohl dein armer blinder Mann,  
Der dich so zärtlich liebt, darf sich dein Gangolf schmeicheln,  
Daß du ihn wieder liebst? daß er dein Alles ist,  
Dein ganzes Herz erfüllt, wie du sein Alles bist?“

Zwar freilich, wollten wir die alten Sagen schätzen,  
Wär' einem Mann nichts minder zu verzeihn,  
Als an ein Weib sein ganzes Herz zu setzen,  
Zu haun auf ihre Treu, zu trauen ihrem Schein.  
Längst lehrten uns, aus Tonnen und von Thronen,  
Der Narr Diogenes, die weisen Salomonen,  
Es sei des Weibes Herz kein zuverlässig Gut,  
Und ihrer List nichts gleich als ihre Wankelmuth.

Nichts von den weltlichen Geschichten  
Zu sagen, sehn wir nicht sogar das heil'ge Buch  
Den Ruhm der Weibertreu von Anbeginn vernichten?  
Kam auf die Menschheit nicht durch's erste Weib der Fluch?  
Von seinen Töchtern ward der fromme Loth betrogen;  
Die Kinder Gottes selbst, schon vor der großen Flut,  
Verbrannten sich, von Weibern angezogen,  
Die Fittiche an ihrer strafbar'n Glut.



Die Delila'n, die Jaeln, Jesabeln  
Und Bathseba'n, und wie ihr Name heißt,  
Ist unnöthig dir im Reihen aufzustellen,  
Wiewohl die Schrift sie nicht der Treue halben preist:  
Doch diese Judith, die den tapfern, frommen, alten  
Feldmarschall Holofern erst in die Arme schlingt,  
Erst liebetrunken macht und dann um's Leben bringt,  
Wer kann dabei der Thränen sich enthalten?

Wär' aber auch der Weiber größte Zahl  
An Lastern noch so reich, an Tugend noch so kahl,  
Dir, meine Einz'ge, Auserwählte,  
Dir, meines Alters Trost und meiner Augen Licht,  
Dir trau' ich's zu, du bleibst getreu an deiner Pflicht,  
Und fehltest nicht, wenn auch die Beste fehlte.  
Dein Gangolf, der so rein, so treu dich liebt,  
Wird, o gewiß! von dir so grausam nie betrübt!"

"Wozu," versetzt mit schuldbehafteten Wangen  
Die junge Frau, und zieht den Schwanenarm,  
Womit sie um den Gürtel ihn umfassen,  
Müthig weg — "wozu," versetzt sie rasch und warm,  
"All diese Litanei? Womit in meinem Leben  
Hab' ich dazu Gelegenheit gegeben?  
Wie? soll ich glauben, daß dein Herz an meiner Treu  
Nur einen Augenblick zu zweifeln fähig sei?"

Unglückliche! ist dies für alle meine Liebe  
Zulest der Lohn? Wem gab ich ganz mich hin?  
Der Unschuld ersten Kuß, der Jugend erste Triebe,  
Wer hatte sie? — Und ach! daß ich zu zärtlich bin,  
Ist mein Verbrechen nun! Ein Herz ist ihm verdächtig,  
Das keinen andern kennt, für ihn nur stärker schlägt!  
Hoffärt'ger, hast du nicht an diesem Sieg genug?  
Auch quälen mußt du mich? O grausam! niederträchtig!"

Hier hielt sie ein, als ob der übermäßige Schmerz  
Die Stimm' in ihrer Brust ersticke;  
Und schluchzend fiel der Greis ihr um den Hals und drückte  
Das treue Weib reumüthig an sein Herz.  
"O weine nicht, mein Liebchen, o verzeihe,  
Was Liebe nur gefehlt! Ich wollte nicht Verdruß  
Dir machen; o verzeih' und gib mir einen Kuß!  
Bei Gott! ich zweifle nicht an meines Köschens Treue!"

"So seid ihr!" sprach Rosett', indem sie seinem Kuß  
Sanft sträubend sich entzog, "so seid ihr Männer alle!  
Erst lockt ihr uns so schmeichelnd in die Falle,  
Und habt ihr uns, macht ruhiger Genuß  
Statt frischen Bluts bei euch nur böse Galle:  
Weh dann der armen Frau, die euch befried'gen muß!  
Das Flämmchen selbst, das ihr so eifrig angeblasen,  
Gibt euch zum Argwohn Stoff, und macht euch heimlich Rassen."

Der gute Mann, den sehr zur ungelegnen Zeit  
Sein Hüftweh überfällt, weiß seinem armen Leibe  
Sonst keinen Rath, als dem getreuen Weibe  
Betheuerungen zu thun von seiner Zärtlichkeit,  
Und daß der Schatten nur von Argwohn himmelweit  
Von seinem Herzen sei und bleibe.  
Somit bestätigt denn der neue Friedensschluß  
Von beiden Theilen sich mit einem süßen Kuß.

Das wackre Ehepaar sank, aus Leerheit oder Fülle  
Des Herzens, wie ihr wollt, in eine tiefe Stille.  
Rosette seufzt. Der Alte fragt, warum?  
"Nichts," sagt sie wieder seufzend, und bleibt stumm.  
Er dringt in sie. "Sei unbesorgt, mein Lieber,  
Es ist ein Lüstern nur und geht vielleicht vorüber." —  
"Ein Lüstern? — Ich versteh'! — Wie glücklich machtest du  
Mein Alter noch!" — Sie schweigt und seufzt noch eins dazu.

"Da hätten wir die Frucht von deinem kalten Baden,"  
Fuhr Gangolf fröhlich fort. "Sag' an! es könnte dir,  
Wenn du's verbiest, und dem Verborgnen schaden!"  
"O!" spricht sie, "sähest du den schönen Birnbaum hier,  
So reich von Laub, so frohend voll beladen  
Mit reifer goldner Frucht! die Aeste brechen schier!  
Ich sagte nichts, o Furcht, du möchtest zürnen,  
Allein — ich gab' ein Aug' um eine dieser Birnen!"

"Ich kenn' ihn wohl, den Baum; er trägt im ganzen Land  
Die beste Frucht," versetzt der gute Blinde:  
"Doch, sprich, wie machen wir's? Kein Mensch ist bei der Hand,  
Es ist ein Erntetag, das ganze Hofgesinde  
Im Feld zerstreut — der Baum ist hoch, und ich  
Bin schwach und blind — o wäre nur der Bengel,  
Der Walter hier!" — "Mir fällt was ein, mein Engel,  
Wir brauchen Niemand sonst," spricht sie, "als dich und mich."



Wärst du so gut, und wolltest mit dem Rücken  
Nur einen Augenblick fest an den Stamm dich drücken,  
So wär's ein Leichtes mir, hier von des Rasens Saum  
Dir auf die Schulter mich zu schwingen;  
Von da ist's vollends auf den Baum  
Zum ersten Akt zwei kleine Spannen kaum;  
Ich bin im Klettern und im Springen  
Von Kindheit an geübt — gewiß, es wird gelingen."

"Von Herzen gern," versetzt der blinde Mann;  
"Und doch, mein Kind, wenn du zu Schaden kämest?  
Es bräch' ein Akt? was könnt' ich Armer dann  
Zu deinem Beistand thun? — Wie, wenn du dich bequemest  
Zu warten?" — „Sagt' ich nicht, daß ich nicht warten kann?  
Ich sehe wohl, daß du des kleinen Diensts dich schämest;  
Um alles wollt' ich dir nicht gern beschwerlich sein!  
Und doch, wer sieht uns hier? Wir sind ja ganz allein!"

Was war zu thun? Es konnte leicht das Leben  
Von einem Erben gar bei dieser Kisternheit  
Gefährdet sein; kurz, halb mit Härlichkeit,  
Halb mit Gewalt, muß Gangolf sich ergeben.  
Er stämmt sich an, hilft selbst dem Weibchen auf,  
Und vom geduld'gen Kopf des guten alten Narren  
Schwingt sich Rosette frisch zum lüft'gen Sitz hinauf,  
Wo ihrer unter'm Laub verstohlene Freuden harren.

Nun saß von ohngefähr, da alles dies geschah,  
Auf einer Blumenbank, dem guten blinden Alten  
Vorüber, Oberon, um mit Titania,  
Der Feenkönigin, hier Mittagsruh' zu halten:  
Indeß die zephyrgleiche Schaar  
Der Elfen, ihr Gefolg, zerstreut im ganzen Garten  
Und meist versteckt in Blumenbüschen war,  
Um schlummernd dort den Mondschein zu erwarten.

Unsichtbar saßen sie, und hörten alles an,  
Was zwischen Mann und Frau sich eben zugetragen.  
Zum Unglück, daß sie auch die Birnbaumszene sahn!  
Dem Elfenkönig gab dies großes Mißbehagen.  
Da, sprach er zu Titania, „sieht man nun,  
Wie wahr es ist, was alle Kenner sagen!  
Was ist so arg, das nicht, um sich genug zu thun,  
Ein Weib die Stirne hat, zu wagen?"

"Ja wohl, Freund Salomon, bekennst dein weiser Mund:  
Ein einzler Biedermann wird immer noch gesehen;  
Doch wandre einer mir um's weite Erdenrund  
Nach einem frommen Weib, er wird vergebens gehen!"  
"Siehst du, Titania, im Birnbaum dort versteckt,  
Das ungetreue Weib des blinden Mannes spotten?  
Sie glaubt sich in der Nacht, die seine Augen deckt,  
So sicher als in Plutons tiefsten Grotten.

Allein, bei meinem Thron, bei diesem Lilienstab,  
Und bei der furchtbar'n Macht, die mir das Reich der Elfen  
Mit diesem Zepter übergab,  
Nichts soll ihr ihre List, nichts seine Blindheit helfen!  
Nein, ungestraft in Oberons Angesicht  
Sich ihres Hochverraths erfreuen soll sie nicht!  
Ich will den Staar von Gangolfs Augen schleifen,  
Und auf der frischen That soll sie sein Blick ergreifen!"

"So? willst du das?" versetzt mit raschem Sinn  
Und Wangen voller Glut die Feenkönigin;  
"So soll mein Schwur dem deinen sich vermählen!  
So schwör' auch ich, so wahr ich Königin  
Des Elfenreichs und deine Gattin bin,  
Es soll ihr nicht an einer Ausflucht fehlen!  
Ist Gangolf etwa ohne Schuld?  
Ist Freiheit euer Loos, und unsers nur Geduld?"

Doch, ohne sich an ihren Zorn zu kehren,  
Macht Oberon, was er geschworen, wahr.  
Berührt von seinem Lilienstabe, klären  
Sich Gangolfs Augen auf, verschwunden ist der Staar.  
Erstaunt, entzückt beginnt er aufzuschauen,  
Sieht hin, und schüttelt sich, als führ' ein Wespenschwarm  
Ihm in die Augen, sieht, o Himmel! soll er trauen?  
Sein treues Köschchen, ach! in eines Mannes Arm!

Es kann nicht sein! er hat nicht recht gesehen;  
Ihn blendete das lang' entwohnte Licht;  
Unmöglich kann sich so das beste Weib vergehen!  
Er schaut noch einmal hin — das nämliche Gesicht  
Durchbohrt sein Herz. „Ha,“ schreit er, wie besessen,  
Verrätherin, Sirene, Höll'angezücht,  
Du scheuest dich vor meinen Augen nicht,  
Der Ehr und Treu so schändlich zu vergessen?"



Rosette, wie vom Donner aufgeschreckt,  
Fährt ängstlich auf, indem mit einem Zauberschleier  
Ein unsichtbarer Arm den blassen Buhler deckt.  
Was für ein seltsam Abenteuer  
Stellt, denkt sie, just in diesem Nu, so sehr  
Zur Unzeit, das Gesicht des alten Unhold's her?  
Doch, nach dem Wort der Königin der Elfen,  
Fehlt ihr's an Wize nicht, sich aus der Noth zu helfen.

„Was hast du, lieber Mann?“ ruft sie herab vom Baum,  
„Was tobst du so?“ — „Du fragst noch, Unverschämte?“  
„Ich Arme! wie? Du gibst dem Argwohn Raum?  
So lohnst du mir, daß mich dein Nothstand grämte,  
Daß ich, da nichts mehr half, durch schwarzer Kunst Gewalt  
Mit einem Geist in Mannesgestalt  
Um dein Gesicht zu ringen mich bequeme,  
Und, dir zu Lieb', im Kampf den rechten Arm mir lähmte?“

Was Dank verdient, machst du sogar zu Schuld,  
Und schämst dich nicht, mir solch ein Lied zu singen?“  
„Ha,“ schrie er, „hier verlör' Sankt Hiob die Geduld!  
Was ich gesehen, nennst du ringen?  
So möge mir dies neu geschenkte Licht  
Des Himmels Wunderhand bewahren,  
Und du, treuloses Weib, mögst du zur Hölle fahren,  
Wie mir ein ehrlich Wort zu deiner That gebührt!“

„Wie?“ ruft sie aus, „so kann mein Gangolf sprechen?  
Weh mir! ach! zu gewiß muß etwas, was es sei,  
An meinem Zauberverk gebrochen;  
Dein Aug' ist offenbar noch nicht von Wolken frei!  
Wie könnt'st du sonst mit solchen harten Reden  
Dein treues Weib zu morden dich entblößen?  
Dein Sehen kann kein wahres Sehen sein,  
Es ist das Flimmern nur von ungewissem Schein.“

„O daß es möglich wär', mich selbst zu hintergehen,“  
Spricht Gangolf; „wohl dem Mann, den nur ein Argwohn plagt!  
Ich Unglücksel'ger hab's gesehen!  
Gesehen, was ich sah.“ — „Dem Himmel sei's geklagt!  
Ward je ein Weib unglücklicher geboren?  
(Schreit die Verrätherin mit einem Thränenguß)  
O daß ich diesen Schmerz noch überleben muß!  
Mein armer Mann hat den Verstand verloren!“

Und welcher Mann von zärtlichem Gemüth  
Verlör' ihn nicht, trotz allen seinen Sinnen,  
Der Thränengüsse aus so schönen Augen rinnen  
Und eine solche Brust von Seufzern schwellen sieht?  
Der Alte kann nicht länger widerstehen:  
„Gib dich zufrieden, Kind, ich war zu rasch, zu warm;  
Verzeih' und komm herab in deines Gangolfs Arm,  
Es ist nun sonnenklar, ich hatte falsch gesehen!“

„Da hörst du's nun!“ spricht zu Titania  
Der Elfenfürst: „was er mit Augen sah,  
Schwemmt eine Thräne weg! Dein Werk ist's, triumphire!  
Doch hör' auch nun den heiligsten der Schwüre!  
Ich glaubte mich geliebt, und fand mein Glück darin.  
Es war ein Traum — Dank dir, daß ich entzaubert bin!  
Heff' nicht, ein Thränchen werd' auch mich umnebeln können,  
Von nun an müssen wir uns trennen!“

Nie werden wir, in Wasser noch in Luft,  
Noch wo im Blüthenhain die Zweige Balsam regnen,  
Noch wo der hagre Greis in ewig finst'rer Gruft  
Bei Zauberschätzen wacht, einander mehr begegnen.  
Mich drückt die Luft, in der du atmest! Fleuch!  
Und wehe dem verrätherischen Geschlechte,  
Von dem du bist, und weh' dem seigen Liebesknechte,  
Der eure Ketten schleppt! ich hass' euch alle gleich!

Und wo ein Mann in eines Weibes Stricken,  
Als wie ein taumelnder lustrunkner Auerhahn,  
Sich fangen läßt, und liegt und girt sie an,  
Und saugt das falsche Gift aus ihren üpp'gen Blicken;  
Wähnt, Liebe sei's, was ihr im Schlangenbusen flammt,  
Und hercht bethört der lächelnden Sirene,  
Traut ihren Schwüren, glaubt der hinterlist'gen Thräne,  
Der sei zu jeder Noth, zu jeder Qual verdammt!

Und bei dem furchtbar'n Namen sei's geschworen,  
Der Geistern selbst unnenbar bleiben muß,  
Nichts wende diesen Fluch und meinen festen Schluß:  
Bis ein getreues Paar, vom Schicksal selbst erkoren,  
Durch keusche Lieb' in Eins zusammen fließt,  
Und, probeiest in Leiden wie in Freuden,  
Die Herzen ungetrennt, auch wenn die Leiber scheiden,  
Der Ungetreuen Schuld durch seine Unschuld büßt.



Und wenn dies edle Paar schuldbloser reiner Seelen  
Um Liebe alles gab, und unter jedem Hieb  
Des strengsten Geschicks, auch wenn bis an die Kehlen  
Das Wasser steigt, getreu der ersten Liebe blieb;  
Entschlossen, eh' den Tod in Flammen zu erwählen,  
Als ungetreu zu sein, selbst einem Thron zu Lieb':  
Titania, ist dies, ist alles dies geschehen,  
Dann werden wir uns wiedersehen!"

So sprach der Geist und schwand aus ihrem Blick;  
Vergebens lockte sie mit liebevoller Stimme,  
Nachsiegend, ihn in ihren Arm zurück!  
Nichts kann des raschen Worts, das er in seinem Grimme  
Gesprochen, hält' er gleich es selber nun beweint,  
Nichts kann ihn seines Schwurs entbinden,  
Bevor, nach dem Beding, der ganz unmöglich scheint,  
Zwei Liebende, wie er's verlangt, sich finden.

Seit dieser Zeit hat bis zu unsern Tagen  
Sich Oberon in eigener Gestalt  
Nie mehr gezeigt, und (wie die Leute sagen)  
Bald einen Berg, bald einen dicken Wald,  
Bald ein verlaßnes Thal zu seinem Aufenthalt  
Gewählt, wo Liebende zu stören und zu plagen  
Al' sein Vergnügen ist: und daß er nur für euch  
Das Gegentheil gethan, ist einem Wunder gleich."

Hier endigte der Alte mit Erzählen;  
Und Hilon nimmt Amanden bei der Hand:  
„Wenn," spricht er, „nur ein Paar getreu verliebter Seelen  
Zu Oberons und Titaniens Ruhe fehlen,  
So schwebt des Schicksals Wert an der Vollendung Rand.  
War er's nicht selbst, der uns so wunderbar verband?  
Er, sonst der Liebe Feind, hat uns in Schutz genommen!  
Die Proben — O die laßt je eh'r je lieber kommen!"

Amande legt an Antwort's Statt  
Des Jünglings Hand an's Herz mit seelenvollen Blicken.  
Ihr, die so viel für ihn gethan, gegeben hat,  
Was blieb ihr noch mit Worten auszudrücken?  
Und eine Scene von Entzücken  
Erfolgt daraus, wobei der gute Scherazmin  
Des schönen Märchens Frucht, trotz allem seinem Nicken,  
Auf einmal zu verlieren schien.

Zwar noch verbarg der Unschuld keuscher Schleier  
Den Liebenden die wachsende Gefahr,  
Und ihre Zärtlichkeit ergoß sich desto freier,  
Je reiner ihre Quelle war.  
Nie war ein junges Paar in Liebesfachen neuer;  
Doch eben darum hing ihr Loos an einem Haar.  
Ihr ganzes Glück auf ewig zu zerstören,  
Braucht's einen Augenblick, worin sie sich verlören!

### Siebenter Gesang.

Inzwischen ward, nach sieben heitern Tagen,  
Das liebenswürdig'ge Heldenpaar,  
Dem jedes Element durch Oberon günstig war,  
An's Ufer von Lepanto hingetragen.  
Hier lagen, wie Herr Hilon gleich vernimmt,  
Zwei leicht geflügelte Pinassen segelfertig,  
Die eine nach Marsiliens Port bestimmt,  
Die andre Reisender nach Napoli gewärtig.

Der junge Herr, des Alten Wachsamkeit  
Und Mentorblick ein wenig überdrüssig,  
Ist über diesen Dienst des Zufalls sehr erfreut  
Und ungesäumt ihn zu benutzen schlüssig.  
„Freund," spricht er, „Zahr und Tag geht noch vielleicht dahin,  
Eh' mir's gel'gen ist, mich in Paris zu zeigen:  
Du weißt, daß ich vorerst nach Rom versprochen bin.  
Und dieser Pflicht muß jede andre schweigen."

Indessen liegt mir ob, den Kaiser sehn zu lassen,  
Daß ich mein Wort erfüllt. Du bist mein Lebensmann,  
Vollbringe du für mich, was ich nicht selber kann;  
Besteige flugs die eine der Pinassen,  
Die nach Marseille steh'rt; dann eile sonder Raß  
Nach Hof, und übergib, den Kaiser zu versöhnen,  
Dies Kästchen mit des Sultans Bart und Zähnen,  
Und sag' ihm an, was du gesehen hast:



Und daß, sobald ich erst des heil'gen Vaters Segen  
Zu Rom geholt, mich nichts verbinden soll,  
Die Sultanstochter auch zu Füßen ihm zu legen.  
Fahr' wohl, mein alter Freund! der Wind bläst stark und voll,  
Die Anker werden schon gelichtet,  
Glück auf die Reis', und, hast du mein Geschäft verrichtet,  
So komm und suche mich zu Rom im Lateran;  
Wer weiß, wir langen dort vielleicht zusammen an."

Der treue Alte sieht dem Prinzen in die Augen,  
Wiegt seinen grauen Kopf, und nähme gar zu gern  
Die Freiheit, seinen jungen Herrn  
Mit etwas scharfem Salz für diese List zu laugen.  
Doch hält er sich. Das Kästchen, meint er zwar,  
Hätt' ohne Uebelstand noch immer warten mögen,  
Bis Hüon selbst im Stande war,  
Dem Kaiser in Person die Rechnung abzulegen.

Indessen da sein Fürst und Freund darauf beharrt,  
Was kann er thun, als sich zum Abschied anzuschicken?  
Er küßt Amandens Hand, umarmt mit nassen Blicken  
Den werthen Fürstensohn, den seine Gegenwart  
Noch kaum erfreute, nun begann zu drücken,  
Und Thränen tröpfeln ihm in seinen grauen Bart.  
„Herr," ruft er, „bester Herr, Gott laß euch's wohl ergehen,  
Und mögen wir uns bald und fröhlich wiedersehen!"

Dem Ritter schlug sein Herz, da zwischen seinem Freund  
Und ihm die offne See stets weiter sich verbreitet.  
Was hat ich! ach! wozu hat Raschheit mich verleitet!  
Wo hat mit seinem Herrn ein Mann es je gemeint  
Wie dieser Mann? Wie hielt er in Gefahren  
So treulich bei mir aus! O daß ich es zu spät  
Bedacht! Wer hilft mir nun, wenn mir der Rath entgeht?  
Und wer in Zukunft wird mich vor mir selbst bewahren?"

So ruft er heimlich aus, und schwört sich selber nun  
Und schwört es Oberon (von dem er, ungeschen,  
Um seine Stirn das leise geist'ge Wehen  
Zu fühlen glaubt), sein Neuestes zu thun,  
Im Kampf der Lieb' und Pflicht mit Ehre zu bestehen.  
Sorgfältig hält er nun sich von Amanden fern,  
Und bringt die Nächte zu, starr nach dem Angelftern,  
Die Tage, schwermuthsvoll in's Meer hinaus zu sehen.

Die Schöne, die den Mann, dem sie ihr Herz geschenkt,  
So ganz verwandelt sieht, ist desto mehr verlegen,  
Da sie davon sich keine Ursach' denkt.  
Doch mehr, aus Zärtlichkeit, von ihrem Unvermögen,  
Ihn anzuküßern, als an ihrem Stolz gekränkt,  
Setzt sie ihm Sanftmuth bloß und viel Geduld entgegen.  
Das Uebel nimmt indeß mit jeder Stunde zu,  
Und raubt ihm und ihr bei Tag und Nacht die Ruß'.

Einst um die Zeit, da schon am sternevollen Himmel  
In Thetis Schooß der funkelnde Artur  
Sich senkt! — es schwieg am Bord das lärmende Getümmel,  
Und kaum bewegte sich, wie eine Weizenflur,  
Auf der sich Zephyr wiegt, der Ocean; die Leute  
Im Schiffe, allzumal des tiefsten Schlummers Beute,  
Verdünsteten den Wein, der in den Adern rann,  
Und selbst am Ruder nicht der sichere Steuermann;

Auch Fatme war zu ihres Fräuleins Füßen  
Entschlummert: nur von deinem Augenlid,  
O Hüon, nur von deinem Busen flieht,  
O Nezia, der Schlaf! — Die armen Seelen küßen  
Der Liebe süßes Gift. Wie wühlt sein heißer Brand  
In ihrem Blut! und ach! nur eine dünne Wand  
Trennt sie; sie glauben fast einander zu berühren,  
Und nicht ein Seufzer kann sich ungehört verlieren.

Der Ritter, dem der lang' verhaltne Drang  
Zur Marter wird, dem jede bittre Zähre,  
Die seine Grausamkeit Amandens Aug' entzwang,  
Auf seinem Herzen brennt, er seufzt so laut, so bang,  
Als ob's sein letzter Athem wäre.  
Sie, die mit Lieb' und Scham schon eine Stunde rang,  
Kann endlich länger nicht die Lindrung sich versagen,  
Zu forschen, was ihn quält, und Trost ihm anzutragen.

Im weißen Schlafgewand, dem schönsten Engel gleich,  
Tritt sie in sein Gemach, mit zärtlichem Erbarmen  
Im keuschen Blick, mit furchtsam offnen Armen.  
Ihm ist's, als öffne sich vor ihm das Himmelreich.  
Sein Antlitz, kurz zuvor so welt, so todtensleich,  
Wird feuerroth; sein Puls, der kaum so träge  
Und muthlos schlich, verdoppelt seine Schläge,  
Und hüpfet wie ein Fisch im spiegelhellen Teich.



Allein gleich wieder wirft ihn Oberons Wort danieder;  
 Und da er schon, durch ihre Güte dreist,  
 An seine Brust sie ziehen will, entreißt  
 Er schnell sich ihrem Kuß, sich ihrem Busen wieder;  
 Will fliehn, bleibt wieder stehn, kommt rasch auf sie zurück,  
 In ihre Arme sich zu stürzen,  
 Und plötzlich starrt er weg, mit wildem rollendem Blick,  
 Als wünscht' er seine Qual auf einmal abzukürzen.

Sie sinkt auf's Lager hin, hoch schlägt ihr volles Herz  
 Durch's weichende Gewand, und stromweis' stürzt der Schmerz  
 Aus ihren schmachenden vor Liebe schweren Augen.  
 Er sieht's, und länger hält die Menschheit es nicht aus:  
 Halb sinnlos nimmt er sie (werd' auch das Aergste draus!)  
 In seinen Arm, die glüh'nden Lippen saugen  
 Mit heißem Durst den Thau der Liebe auf,  
 Und ganz entseelt strömt das Herz in vollem Lauf.

Auch Rezia, von Lieb' und Wonne hingerissen,  
 Vergißt zu widerstehn, und überläßt, entzückt,  
 Und wechselsweis' an's Herz ihn drückend und gedrückt,  
 Sich ahnungslos den lang' entbehrten Küßen.  
 Mit vollen Zügen schlürft sein nimmer satter Mund  
 Ein herzberauschendes wollüstiges Vergessen  
 Aus ihren Lippen ein; die Sehnsucht wird vermessen,  
 Und ach! an Hymens Statt krönt Amor ihren Bund.

Stracks schwärzt der Himmel sich, es löschen alle Sterne:  
 Die Glücklichen! sie werden's nicht gewahr.  
 Mit sturmbeladnem Flügel braust von ferne  
 Der fessellosen Winde rohe Schaar;  
 Sie hören's nicht. Umhüllt von finstern Grimme,  
 Rauscht Oberon vorbei an ihrem Angesicht;  
 Sie hören's nicht. Schon rollt des Donners droh'nde Stimme  
 Zum dritten Mal, und ach! sie hören's nicht!

Inzwischen bricht mit fürchterlichem Sausen  
 Ein unerhörter Sturm von allen Seiten los;  
 Des Erdballs Aere tracht, der Wolken schwarzer Schooß  
 Gießt Feuerströme aus, das Meer beginnt zu brausen,  
 Die Wogen thürmen sich wie Berge schäumend auf,  
 Die Pinke schwankt und treibt in ungewissem Lauf,  
 Der Bootsmann schreit umsonst in sturmbetäubte Ohren,  
 Laut heult's durch's ganze Schiff: weh uns! wir sind verloren!

Der ungezähmten Winde Wuth,  
 Der ganze Horizont in einen Höllenrachen  
 Verwandelt, lauter Glut, des Schiffes stetes Krachen,  
 Das wechselsweis' bald von der tiefsten Flut  
 Verschlungen scheint, bald, himmelan getrieben,  
 Auf Bogenspiken schwebt, die unter ihm zerrieben:  
 Dies alles, stark genug, die Todten aufzuschrecken,  
 Mußt' endlich unser Paar aus seinem Taumel wecken.

Amanda fährt entseelt aus des Geliebten Armen;  
 „Gott!“ ruft sie aus, „was haben wir gethan!“  
 Der Schuldberückte fleht den Schutzgeist um Erbarmen,  
 Um Hülfe, wenigstens nur für Amanda, an;  
 Vergebens! Oberon ist nun der Unschuld Rächer,  
 Ist unerbittlich nun in seinem Strafgericht;  
 Verschwunden sind das Hifthorn und der Becher,  
 Die Pfänder seiner Huld; er hört, und rettet nicht.

Der Hauptmann ruft indeß das ganze Volk zusammen,  
 Und spricht: „Ihr seht die allgemeine Noth;  
 Mit jedem Pulsschlag wird von Wasser, Wind und Flammen  
 Dem guten Schiff der Untergang gedroht.  
 Nie sah ich solchen Sturm! Der Himmel scheint zum Tod,  
 Vielleicht um Eines Schuld, uns alle zu verdammen;  
 Um eines Frevlers Schuld, zum Untergang verflucht,  
 Den unter uns der Blick des Rächers sucht.“

So laßt uns denn durch's Loos den Himmel fragen,  
 Was für ein Opfer er verlangt!  
 Ist einer unter euch, dem vor der Wage bangt?  
 Wo jeder sterben muß, hat keiner was zu wagen!“  
 Er sprach's, und jedermann stimmt in den Vorschlag ein.  
 Der Priester bringt den Kelch; man wirft die Loose drein;  
 Rings um ihn her liegt alles auf den Knien;  
 Er murmelt ein Gebet, und heißt nun jeden ziehen.

Geheimer Ahnung voll, doch mit entschloßnem Muth,  
 Naht Hion sich, den zärtlichsten der Blicke  
 Auf Rezia gesenkt, die, bang und ohne Blut,  
 Gleich einem Gypsbild steht. Er zieht, und — o Gescheide!  
 O Oberon! er zieht mit frost'ger bebender Hand  
 Das Todesloos. Verstummend schaut die Menge  
 Auf ihn; er ließt, erbläht, und ohne Widerstand  
 Ergibt er sich in seines Schicksals Strenge.



„Dein Wort ist dies“, ruft er zu Oberon empor;  
 „Ich fühl', obwohl ich dich nicht sehe,  
 Erzürnter Geist, ich fühle deine Nähe!  
 Weh mir! du warntest mich, du sagtest mir's zuvor,  
 Gerecht ist dein Gericht! Ich bitte nicht um Gnade,  
 Als für Amanden nur! Ach! Sie ist ohne Schuld!  
 Vergib ihr! Mich allein belade  
 Mit deinem ganzen Zorn, ich trag' ihn mit Geduld!

Ihr, die mein Tod erhält, schenkt eine fromme Bähre  
 Dem Jüngling, den der Sterne Mißgunst trifft!  
 Nicht schuldlos sterb' ich zwar, doch lebt' ich stets mit Ehre;  
 Ein Augenblick, wo ich, berauscht von süßem Gift,  
 Des Worts vergaß, das ich zu rasch geschworen,  
 Der Warnung, die zu spät in meinen bangen Ohren  
 Jetzt wiederhallt — das allgemeine Loos  
 Der Menschheit, schwach zu sein — ist mein Verbrechen blos!

Schwer büß' ich's nun, doch klaglos! denn, gereuen  
 Des lebenswürdigen Verbrechens soll mich's nicht!  
 Ist Lieben Schuld, so mag der Himmel mir verzeihen!  
 Mein sterbend Herz erkennt nun keine andre Pflicht.  
 Was kann ich sonst als Liebe dir erstatten,  
 O du, die mir aus Liebe alles gab?  
 Rein! diese heil'ge Blut erstickt kein Wellengrab!  
 Unsterblich lebt sie fort in deines Hlions Schatten.“

Hier wird das Herz ihm groß; er hält die blasse Hand  
 Vor's Aug' und schweigt. Und wer im Kreise stand,  
 Verstummt; kein Herz so roh, das nicht bei seinem Falle  
 Auf einen Augenblick von Mitleid überwalte.  
 Es war ein Blick, der im Entstehn verschwand.  
 Sein Tod ist Sicherheit, ist Leben für sie alle;  
 Und da der Himmel selbst zum Opfer ihn ersehn,  
 Wer dürfte, sagen sie, dem Himmel widerstehn?

Der Sturm, der, seit dem ersten Augenblicke,  
 Da Hlion sich das Todesurtheil sprach,  
 Besänftigt schien, kam jetzt mit neuem Grimm zurücke.  
 Zersplittert ward der Mast, das Steuer brach.  
 „Laßt“, schreit das ganze Schiff, „laßt den Verbrecher sterben!“  
 Der Hauptmann nähert sich dem Ritter: „Junger Mann,“  
 Spricht er, „du siehst, daß dich Verzug nicht retten kann,  
 Stirb, weil es sein muß, frei, und rett' uns vom Verderben!“

Und mit entschloßnem Schritt naht sich der Paladin  
 Dem Bord des Schiffs. Auf einmal stürzt die Schöne,  
 Die eine Weile her lebloser Marmor schien,  
 Gleich einer Rasenden durch alles Volk auf ihn:  
 Es weht im Sturm ihr Haar wie eines Löwen Mähne;  
 Mit hoch geschwellter Brust und Augen ohne Thräne  
 Schlingt sie den starken Arm in liebevoller Wuth  
 Um Hlion her, und reißt ihn mit sich in die Flut.

Verzweifelt will, ihr nach, die treue Fatme springen.  
 Man hält sie mit Gewalt. Sie sieht die holden Zwei,  
 So fest umarmt, wie Neben sich umschlingen,  
 Schnell fortgewälzt nur schwach noch mit den Wogen ringen;  
 Und da sie nichts mehr sieht, erfüllt ihr Angstgeschrei  
 Das ganze Schiff. Wer kann ihr wiederbringen,  
 Was sie verliert? Mit ihrer Königin  
 Ist alles, was sie liebt und hofft, auf ewig hin.

Indessen hatte kaum die aufgebrachten Wogen  
 Des Ritters Haupt berührt, so legt, o Wunder! sich  
 Des Ungewitters Grimm; der Donner schweigt; entflohen  
 Ist der Orkane Schaar; das Meer, so fürchterlich  
 Kaum aufgebirgt, sinkt wieder bis zur Glätte  
 Des hellsten Teichs, wallt wie ein Lilienbette;  
 Das Schiff setzt seinen Weg mit Rudern munter fort,  
 Und, nur zwei Tage noch, so ruht's im sichern Port.

Wie aber wird es dir, du holdes Paar, ergehen,  
 Das, ohne Hoffnung, nun im offenen Meere treibt?  
 Erschöpft ist ihre Kraft; Besinnen, Hören, Sehen  
 Verschwunden — das Gefühl von ihrer Liebe bleibt.  
 So fest umarmt, als wären sie zusammen  
 Gewachsen, keines mehr sich seiner selbst bewußt,  
 Doch immer noch im andern athmend, schwammen  
 Sie, Mund auf Mund, dahin, und Brust an Brust.

Und kannst du, Oberon, sie unbefragt erblicken,  
 Du, einst ihr Freund, ihr Schutz, kannst sie verderben sehn?  
 Du siehst sie, weinst um sie, — und läßt dich nicht erweichen?  
 Er wendet sich und flieht — es ist um sie geschehn!  
 Doch, forget nicht! Der Ring läßt sie nicht untergehn,  
 Sie werden unverletzt den nahen Strand erreichen;  
 Sie schützt der magische geheimnißvolle Ring,  
 Den Regia aus Hlions Hand empfing.



Wer diesen Ring besitzt, das allgewaltige Siegel  
Des großen Salomon, dem löst kein Element  
Das Lebenslicht; er geht durch Flammen unbrennt;  
Schließt ihn ein Kerker ein, so springen Schloß und Riegel,  
Sobald er sie berührt; und will er von Trident  
Im Ru zu Memphis sein, so leitet der Wind ihm Flügel:  
Nichts ist, was der, der diesen Talisman  
Am Finger hat, durch ihn nicht wirken kann.

Er kann den Mond von seiner Stelle rücken;  
Auf offnem Markt, im hellsten Sonnenschein,  
Hüllt ihn, sobald er will, auch selbst vor Geisterblicken,  
Ein unsichtbarer Nebel ein.  
Soll Jemand vor ihm stehn, er darf den Ring nur drücken,  
Es sei, den er erscheinen heißt,  
Ein Mensch, ein Thier, ein Schatten oder Geist,  
So steht er da, und muß sich seinem Wink beugen.

In Erd' und Luft, im Wasser und im Feuer  
Sind ihm die Götter unterthan;  
Sein Anblick schreckt und zähmt die wildsten Ungeheuer,  
Und selbst der Antichrist muß zitternd ihm sich nahen.  
Auch kann durch keine Macht im Himmel noch auf Erden  
Dem, der ihn nicht geraubt, der Ring entzissen werden:  
Die Allgewalt, die in ihm ist, beschützt  
Sich selbst und jede Hand, die ihn mit Recht besitzt.

Dies ist der Ring, der dich, Amanda, rettet,  
Dich, und den Mann, der, durch der Liebe Band  
Und deiner Arme Kraft an deine Brust gekettet,  
Unwissend wie, an eines Eilands Strand  
Dich und sich selbst, o Wunder! wiederfand.  
Zwar hat euch hier der Zufall hart gebettet;  
Die ganze Insel scheint vulkanischer Ruin,  
Und nirgends ruht das Aug' auf Laub und frischem Grün.

Doch, dies ist's nicht, was in den taumelnden Minuten  
Der ersten Trunkenheit die Wonnevollen rührt.  
So unverhofft, so wunderbar den Fluten  
Entronnen, unverfehrt an trocknes Land geführt,  
Gerettet, frei, allein, sich Arm in Arm zu finden,  
Dies übermäßig große Glück  
Macht alles um sie her aus ihren Augen schwinden:  
Doch ruft ihr Zustand bald sie zum Gefühl zurück.

Durchnäht bis auf die Haut, wie konnten sie vermeiden  
Sich ungefümt am Strande zu entkleiden?  
Hoch stand die Sonn' und einsam war der Strand.  
Allein, indeß ihr triefendes Gewand  
An Felsen hängt, wohin dem Sonnenstrahl entfliehen,  
Der deine Lilienhaut, Amanda, dörrt und sticht?  
Der Sand brennt ihren Fuß, die schroffen Steine glühen,  
Und ach! kein Baum, kein Busch, der ihr ein Obdach flieht!

Zulezt entdeckt des Jünglings bangen Augen  
Sich eine Felsenkluft. Er faßt Amanda auf  
Und fliegt mit ihr dahin, trägt eilends Schilf zu Haus  
Und altes Moos (der Roth muß alles taugen)  
Zur Lagerstatt, und wirft dann neben ihr sich hin.  
Sie sehn sich seufzend an, und saugen  
Eins aus des andern Augen Trost, für jede Roth,  
Die gegenwärtig drückt und in der Zukunft droht.

O Liebe, süßes Labjal aller Leiden  
Der Sterblichen, du wonnevoller Rausch  
Bermählter Seelen! welche Freuden  
Sind deinen gleich? — Wie schrecklich war der Tausch,  
Wie rasch der Uebergang im Schicksal dieser beiden!  
Einst Glücklinge des Glücks, von einem Fürstenthron  
Geschleudert, bringen sie das Leben kaum davon,  
Das nackte Leben kaum, und sind noch zu beneiden!

Der schimmerreichste Saal, mit Königspracht geschmückt,  
Hat nicht den Reiz von dieser wilden Grotte  
Für Rezia — und er, an ihre Brust gedrückt,  
Fühlt sich unsterblich, wird zum Gotte  
In ihrem Arm. Das halb verfaulte Moos,  
Worauf sie ruhn, deucht sie das reichste Bette,  
Und duftet lieblicher, als wenn Jasmin und Ros'  
Und Lilienluft es eingebalsamt hätte.

O daß er enden muß, so gern das Herz ihn nährt,  
Der süße Wahn! Zwar unbemerkt sind ihnen  
Zwei Stunden schon entschlüpft: doch, die Natur begehrt  
Nun andre Kost. Wer wird sie hier bedienen?  
Unwirthbar, unbewohnt ist dieser dürre Strand,  
Nichts, das den Hunger täuscht, wird um und um gefunden;  
Und ach! ergrimmt zog Oberon die Hand  
Von ihnen ab — der Becher ist verschwunden!



Mit unermüdetem Fuß besteigt der junge Mann  
Die Klippen rings umher, und schaut, so weit er kann:  
Ein schreckliches Gemisch von Felsen und von Klüften  
Begegnet seinem Blick, wohin er thranend blinkt.  
Da lockt kein saftig Grün aus blumenvollen Triften,  
Da ist kein Baum, der ihm mit goldnen Früchten winkt!  
Raum daß noch Heidekraut und dünne Brombeerhecken  
Und Disteln hier und da den kahlen Grund verstecken.

„So soll ich,“ ruft er aus, und beißt vor wilder Pein  
Sich in die Lippen, „ach! so soll ich denn mit leeren  
Trostlosen Händen wiederkehren,  
Zu ihr, für die mein Leben noch allein  
Erhaltenswürdig war? Ach, ihre einzige Stütze,  
Ich, der mit jedem Herzensschlag  
Ihr angehört, bin, nur um einen einzigen Tag  
Ihr Leben noch zu fristen, ihr nicht nütze!“

Verschnachten soll ich dich vor meinen Augen sehn,  
Du Wunder der Natur, so liebevoll, so schön!  
Verschnachten! Dich, die bloß um meinetwillen  
So elend ist! für mich so viel verließ!  
Dir, der dein Stern das schönste Loos verhieß,  
Gib dich des Himmels Zorn in meine Arme stieß,  
Dir bleibt“ (hier fing er an vor Wuth und Angst zu brüllen),  
„Bleibt nicht so viel — den Hunger nur zu stillen!“

Laut schrie er auf in unmennbarem Schmerz;  
Dann sank er hin, und lag in fürchterlicher Stille.  
Doch endlich fällt ein Strahl von Glauben in sein Herz:  
Er rafft sich aus des Trübfinns schwarzer Hülle,  
Spricht Muth sich ein, und fängt mit neuem Eifer an  
Zu suchen. Lang' umsonst! Schon schmilzt im Ocean  
Der Sonnenrand zu Gold — auf einmal, o Entzücken!  
Entdeckt die schönste Frucht sich seinen gier'gen Blicken.

Halb unter Laub versteckt, halb glühend angestrahlt,  
Sah er an breit belaubten Ranken,  
Melonen gleich, sie auf die Erde wanken,  
Einladend von Geruch, und wunderschön bemalt.  
Wie hält er reichlich sich für alle Müß' bezahlt!  
Er eilt hinzu, und bricht sie; glänzend danken  
Zum Himmel seine Augen auf,  
Und Freudetrunkenheit beflügelt seinen Lauf.

Amanden, die drei tödtlich lange Stunden  
An diesem öden Strand, wo alles Furcht erweckt,  
Wo jeder Laut bedroht und selbst die Stille schreckt,  
Sich ohne den, der nun ihr Alles ist, befunden,  
Ihr war ein Theil der langen Zeit verschwunden,  
Zum Lager, wie es hier die Noth der Liebe deckt,  
Mit ungewohntem Arm vom Ufer ganze Lagen  
Von Meergras, Schilf und Moos der Höhle zuzutragen.

Matt wie sie war, erschöpfte diese Müß'  
Noch ihre letzte Kraft; es brachen ihr die Knie;  
Sie sinkt am Ufer hin, und lechzt mit dürrem Gaumen:  
Vom Hunger angenagt, von heißem Durst gequält,  
An diesem wilden Ort, wo ihr's an allem fehlt,  
Wie angstvoll ist ihr Loos! Wo mag ihr Hüon säumen?  
Wenn ihn ein Unfall traf? vielleicht ein reizend Thier?  
Es nur zu denken, raubt den Rest vom Leben ihr.

Die schrecklichsten der Möglichkeiten  
Malt ihr die Phantasie mit warmen Farben vor.  
Umsonst bemüht sie sich, mit ihrer Furcht zu streiten,  
Ein Wellenschlag erschreckt ihr unglückabwendend Ohr.  
Zulezt, so schwach sie ist, keucht sie mit Müß' empor  
Auf eines Felsen Stirn, und schaut nach allen Seiten,  
Und mit dem letzten Sonnenblick  
Entdeckt sie ihn — Er ist's! er kommt zurück!

Auch er sieht sie die Arme nach ihm breiten,  
Und zeigt ihr schon von fern die schöne goldne Frucht.  
Von keiner schönern ward, in jenen Kindheitszeiten  
Der Welt, das erste Weib im Paradies versucht.  
Er hält, wie im Triumph, sie in den letzten Strahlen  
Der Sonn' empor, die ihre glatte Haut  
Mit flammengleichem Roth bemalen,  
Indeß Amanda kaum den frohen Augen traut.

„So läßt sich unsrer Noth der Himmel doch erbarmen!“  
Ruft sie, und eine große Thräne blinkt  
In ihrem Aug'; und eh' die Thräne sinkt,  
Ist Hüon schon in ihren offenen Armen.  
Ihr schwacher Ton, und daß sie halb entseelt  
An seinem Busen schwankt, heißt ihren Retter eilen.  
Sie lagern sich; und, weil ein ander Werkzeug fehlt,  
Braucht er sein Schwert, die schöne Frucht zu theilen.



Hier zittert mir der Griffel aus der Hand!  
 Kannst du, zu strenger Geist, in solchem Jammerstand  
 Noch spotten ihrer Noth, noch ihre Hoffnung trügen?  
 Faul, durch und durch, und gallenbitter war  
 Die schöne Frucht! — Und bleich, wie in den letzten Zügen  
 Ein Sterbender erbleicht, sieht das getäuschte Paar  
 Sich trostlos an, die starren Augen offen,  
 Als hätt' aus heitrer Luft ein Donner sie getroffen.

Ein Strom von bitterm Thränen stürzt mit Wuth  
 Aus Hions Aug': von jenen furchtbar'n Thränen,  
 Die aus dem halb gestockten Blut  
 Verzweiflung preßt, mit Augen voller Glut,  
 Und gichtrisch zuckendem Mund und grimmvoll klappernden Zähnen.  
 Amanda, sanft und still, doch mit gebrochnem Muth,  
 Die Augen ausgelöscht, die Wangen weiß, zu Scherben  
 Die Lippen ausgedörrt — „laß,“ spricht sie, „laß mich sterben!

Auch Sterben ist an deinem Herzen süß;  
 Und Dank dem Rächer, der in seinem Grinme,  
 So streng er ist, doch diesen Trost mir ließ!“  
 Sie sagt's mit schwacher, halb erstickter Stimme  
 Und sinkt an seine Brust. So sinkt im Sturm zernüchert  
 Der Lilie welkend Haupt. Von Lieb' und Angst verrückt,  
 Springt Hion auf, und schließt die theure Seele  
 In seinen Arm, und trägt sie nach der Höhle.

„Ach! Einen Tropfen Wassers nur,  
 Gerechter Gott!“ schreit er, halb ungeduldig,  
 Halb flehend, auf — „Ich, ich allein bin schuldig!  
 Mich treff' allein dein Zorn! mir werde die Natur  
 Ringsum zum Grab, zum offenen Höllenrachen!  
 Nur schöne Sie! O leit' auf einer Quelle Spur  
 Den dunkeln Fuß! Ein wenig Wassers nur,  
 Ihr Leben wieder anzufachen!“

Er geht auf's neu zu suchen aus, und schwört,  
 Sich eher selbst, von Durst und Hunger aufgezehrt,  
 In diesen Felsen zu begraben,  
 Eh' er mit leerer Hand zur Höhle wiederkehrt.  
 „Er,“ ruft er weinend, „der die jungen Raben,  
 Die zu ihm schrein, erbarmend hört,  
 Er kann sein schönstes Werk nicht lassen,  
 Er wird gewiß, gewiß, dich nicht verschmachten lassen!“

Raum sprach er's aus, so kommt's ihm vor,  
 Als hör' er wie das Rieseln einer Quelle  
 Nicht fern von ihm. Er lauscht mit scharfem Ohr;  
 Es rieselt fort — entzückt dankt er empor,  
 Und sucht umher; und, bei der schwachen Helle  
 Der Dämmerung, entdeckt er bald die Stelle.  
 In eine Muschel faßt er auf den süßen Thau,  
 Und eilt zurück, und labt die fast verlezte Frau.

Gemächlicher des Labfals zu genießen,  
 Trägt er sie selbst zur nahen Quelle hin.  
 Es war nur Wasser — doch, dem halb erstorbnen Sinn  
 Scheint Lebensgeist den Gaum hinab zu fließen,  
 Deucht jeder Zug herzstärkender als Wein  
 Und süß wie Milch und sanft wie Del zu sein;  
 Es hat die Kraft zu speisen und zu tränken,  
 Und alles Leiden in Vergessenheit zu senken.

Erquickt, gestärkt, und neuen Glaubens voll,  
 Erstattet sie dem, der zum zweitemale  
 Sie nun dem Tod entriß, des Dankes frohen Zoll;  
 Umarmen sich, und nach der letzten Schale  
 Strickt unvermerkt, am Quell auf kühlem Moos,  
 Der süße Tröster alles Kummers  
 Das Band der müden Glieder los,  
 Und lieblich ruhn sie aus im weichen Arm des Schlummers.

Raum spielt die Morgendämmerung  
 Um Hions Stirn, so steht er auf, und eilet  
 Auf neues Forschen aus; wagt manchen kühnen Sprung,  
 Wo den zerrissnen Fels ein jäher Absturz theilet;  
 Spürt jeden Winkel durch, stets sorgsam, daß er ja  
 Den Rückweg zu Amanden nicht verliere,  
 Und kummervoll, da er für Menschen und für Thiere  
 Das Eiland überall ganz unbewohnbar sah.

Ich führt zuletzt südostwärts von der Höhle  
 Ein trummer Pfad in eine kleine Bucht;  
 Und im Gebüsch, das eine Felsenkehle  
 Umkränzt, entdeckt sich ihm, beschwert mit reifer Frucht,  
 Ein Dattelbaum. So leicht, wie, auf der Flucht  
 Zum Himmel, eine arme Seele,  
 Die aus des Fegfeuers Pein und strenger Glut entran,  
 Klimmt er den Baum hinauf, als stieg er himmelan;



Und bricht der süßen Frucht, so viel in seine Taschen  
Sich fassen ließ, springt dann herab und fliegt,  
Als gälts, ein Reh in vollem Lauf zu haschen,  
Das holde Weib, das stets in seinem Sinne liegt,  
So wie sie munter wird, damit zu überraschen.  
Noch lag sie, als er kam, schön in sich selbst geschmiegt,  
In sanftem Schlaf; ihr glühn wie Rosen ihre Wangen,  
Und kaum hält ihr Gewand den Busen halb gefangen.

Entzückt in süßes Schaum, den reinsten Liebsgenuß,  
Steht Hüon da, als wie der Genius  
Der schönen Schläferin; betrachtet,  
Auf sie herab geblickt, mit liebevollem Geiz  
Das engelgleiche Bild, den immer neuen Reiz;  
Dies ist, die, ihm zu Lieb', ein Glück für nichts geachtet,  
Dem, wer's erreichen mag, sonst alles, unbedingt,  
Was theu'r und heilig ist, zum frohen Opfer bringt!

„Um einen Thron hat Liebe dich betrogen!  
Und ach! wofür? — Du, auf dem weichen Schooß  
Der asiat'schen Pracht wollüstig anferzogen,  
Liegst nun auf hartem Fels, der weite Himmelsbogen  
Dein Baldachin, dein Bett ein wenig Moos;  
Vor Witterung unbeschützt und jedem Zufall bloß,  
Noch glücklich, hier, wo Disteln kaum bekneifen,  
Mit etwas wilder Frucht den Hunger zu betäuben!“

Und ich — der, in des Schicksals strenger Nacht,  
Mit meinem Unglück, was mir nähert, anzustechen,  
Verurtheilt bin — anstatt vor Unfall dich zu decken,  
Ich habe dich in diese Noth gebracht!  
So lohn' ich dir, was du für mich gegeben,  
Für mich gewagt? Ich Unglücksel'ger, nun  
Dein Alles in der Welt, was kann ich für dich thun,  
Dem selbst nichts übrig blieb, als dieses nackte Leben?“

Dies quälende Gefühl wird unfreiwillig laut,  
Und weckt aus ihrem Schlaf die anmuthsvolle Braut.  
Das erste, was sie sieht, ist Hüon, der mit Blicken,  
In denen Freud' und Liebestrunkenheit  
Den tiefern Gram nur halb erdrücken,  
In ihren Schooß des Palmbaums Früchte streut.  
Die magre Kost und eine Muschelschale  
Voll Wassers macht die Noth zu einem Göttermahle.

Zum Göttermahl! Denn ruhet nicht ihr Haupt  
An Hüons Brust? Hat er sie nicht gebrochen,  
Die süße Frucht? nicht er des Schlummers sich beraubt,  
Und ihr zu Lieb' so manche Kluft durchkrochen?  
So rechnet ihm die Liebe alles an,  
Und schätzt nur das gering, was sie für ihn gethan.  
Die Wolken zu zerstreuen, die seine Stirn umdunkeln,  
Läßt sie ihr schönes Aug' ihm lauter Freude funkeln.

Er fühlt den Ueberschwang von Lieb' und Edelmut  
In ihrem zärtlichen Betragen;  
Und mit bethränktem Aug' und Wangen ganz in Glut  
Sinkt er an ihren Arm. „D sollt' ich nicht verzagen,“  
Ruft er, „mich selbst nicht hassen, nicht  
Verwünschen jeden Stern, der auf die Nacht geschimmert,  
Die mir das Leben gab, verwünschen jenes Licht,  
Als ich im Mutterarm zum Erstenmal gewimmert?“

Dich, bestes Weib, durch mich, durch mein Vergehn,  
Von jedem Glück herab gestürzt zu sehn,  
Von jedem Glück, das dir zu Bagdad lachte,  
Von jedem Glück, das ich dich hoffen machte  
In meinem väterlichen Land!  
Erniedrigt — dich! — zu diesem dürftigen Stand!  
Und noch zu sehn, wie du dies alles ohne Klagen  
Erträgst — es ist zu viel! Ich kann es nicht ertragen!“

Ihn sieht mit einem Blick, worin der Himmel sich  
Ihm öffnet, voll von dem, was kaum ihr Busen fasset,  
Amanda an: „Laß,“ spricht sie, „Hüon, mich  
Aus dem geliebten Mund, was meine Seele fasset,  
Nie wieder hören! Klage dich  
Nicht selber an, nicht den, der, was uns drückt,  
Uns nur zur Prüfung, nicht zur Strafe zugeschiedet;  
Er prüft nur, die er liebt, und liebet väterlich.“

Was uns seit jenem Traum, der Wiege unsrer Liebe,  
Begegnet ist, ist's nicht Beweis hiervon?  
Nenn', wie du willst, den Stifter unsrer Triebe,  
Vorsehung, Schicksal, Oberger,  
Genug, ein Wunder hat dich mir, mich dir gegeben!  
Ein Wunder unser Bund, ein Wunder unser Leben!  
Wer führt' aus Bagdad unverfehrt  
Uns aus? Wer hat der Flut, die uns verschlang, gewehrt?



Und als wir, sterbend schon, so unverhofft den Bogen  
Entrammen, sprich, wer anders als die Nacht,  
Die uns beschützt, hat uns bisher bedacht?  
Aus ihrer Brust hab' ich's gesogen,  
Das Wasser, das in dieser bangen Nacht  
Mein kaum noch glimmend Licht von neuem angefaßt!  
Gewiß auch dieses Wahl, das unser Leben fristet,  
Hat eine heimliche wohlthät'ge Hand gerüstet!

Wofür, wenn unser Untergehn  
Beschlissen ist, wofür wär' alles dies geschehn?  
Mir sagt's mein Herz, ich glaub's, und fühle, was ich glaube.  
Die Hand, die uns durch dieses Dunkel führt,  
Läßt uns dem Elend nicht zum Raube.  
Und wenn die Hoffnung auch den Untergrund verliert,  
So laß uns fest an diesem Glauben halten,  
Ein einz'ger Augenblick kann alles umgestalten!

Doch laß das Aergste sein! Sie ziehe ganz sich ab,  
Die Wunderhand, die uns bisher umgab;  
Laß sein, daß Jahr um Jahr sich ohne Hülfe erneue,  
Und deine liebende, getreue  
Amande finde hier auf diesem Strand ihr Grab;  
Fern sei es, daß mich je, was ich gethan, gereue!  
Und läge noch die freie Wahl vor mir,  
Mit frohem Muth in's Elend folgt' ich dir!

Mir kostet's nichts, von allem mich zu scheiden,  
Was ich besaß; mein Herz und deine Lieb' ersetzt  
Mir alles; und, so tief das Glück herab mich setzt,  
Bleibst du mir nur, so werd' ich keine neiden,  
Die sich durch Gold und Purpur glücklich schätzt.  
Nur, daß du leidest, ist Amandens wahres Leiden!  
Ein trüber Blick, ein Ach! das dir entfährt,  
Ist, was mir tausendfach die eigne Noth ersichert.

Sprich nicht von dem, was ich für dich gegeben,  
Für dich gethan! Ich that, was mir mein Herz gebot,  
That's für mich selbst, da zehnfacher Tod  
Nicht bitterer ist, als ohne dich zu leben.  
Was unser Schicksal ist, hilft deine Liebe mir,  
Hilft meine Liebe dir ertragen;  
So schwer es sei, so unerträglich — hier  
Ist meine Hand! — ich will's mit Freuden tragen.

Mit jedem Auf- und Niedergehn  
Der Sonne soll mein Fleiß sich mit dem deinen gatten;  
Mein Arm ist stark; er soll, dir beizustehn  
In jeder Arbeit, nie ermatten!  
Die Liebe, die ihn regt, wird seine Kraft erhöh'n,  
Wird den geringsten Dienst mit Munterkeit erstatten.  
So lang' ich dir zum Trost, zum Glück genugsam bin,  
Tauscht' ich mein schönes Loos mit keiner Königin."

So sprach das beste Weib, und drückt mit keuschen Lippen  
Das Siegel ihres Worts auf den geliebten Mund;  
Und mit dem Kuß verwandeln sich die Lippen  
Um Hübn her; der rauhe Felsengrund  
Steht wieder zum Elysium umgebildet.  
Verweht ist jede Spur der nackten Dürftigkeit;  
Das Ufer scheint mit Perlen überstreut,  
Ein Marmorsaal die Gruft, der Felsen übergüllet.

Von neuem Muth fühlt er sein Herz geschwellt.  
Ein Weib wie dies ist mehr als eine Welt.  
Mit hoher himmelathmender Wonne  
Drückt er dies volle Herz an ihre offne Brust,  
Ruht Erd' und Meer, und dich, allsehende Sonne,  
Zu Zeugen seines Schwurs: „Ich schwör's auf diese Brust,  
Den heiligen Altar der Unschuld und der Treue,  
Vertilgt mich,“ ruft er aus, „wenn ich mein Herz entweiße!“

Wenn je dies Herz, worin dein Name brennt,  
Der Tugend untreu wird, und deinen Werth verkennt,  
Dich je, so lang' dies Prüfungsfeuer währet,  
Durch Kleinmuth quält, durch Zagheit sich entehret,  
Je lässig wird, geliebtes Weib, für dich  
Das Aeußerste zu leiden und zu wagen:  
Dann, Sonne, waffne dich mit Blitzen gegen mich,  
Und möge Meer und Land die Zuflucht mir versagen!“

Er sprach's und ihn belohnt mit einem neuen Kuß  
Das engelgleiche Weib. Sie freun sich ihrer Liebe,  
Und stärken wechselseitig einander im Entschluß,  
So hart des Schicksals Herr auch ihre Tugend übe,  
Mit festem Muth und eiserne Geduld  
Auf bessere Tage sich zu sparen,  
Und blindlings zu vertraun der allgewaltigen Huld,  
Von der sie schon so oft den stillen Schutz erfahren.



Von beiden wurde noch desselben Tags die Bucht,  
Die ihren Palmbaum trug, mit großem Fleiß durchsucht,  
Und fünf bis sechs von gleicher Art gefunden,  
Die hier und da voll goldner Trauben stunden.  
Das frohe Paar, hierin den Kindern gleich,  
Dünkt mit dem kleinen Schatz sich unermesslich reich;  
Bei süßem Scherz und fröhlichem Durchwandern  
Des Palmenthals verfliegt ein Abend nach dem andern.

Allein der Vorrath schwand; ein Jahr, ein Jahr mit Blei  
An Füßen, braucht's, ihn wieder zu ersehn,  
Und, ach mit jedem Tag wird ihr Bedürfnis neu.  
Arm kann die Liebe sich bei Wenig glücklich schätzen,  
Bedarf nichts außer sich, als was Natur bedarf,  
Den Lebensfaden fortzuspinnen;  
Doch, fehlt auch dies, dann nagt der Mangel doppelt scharf,  
Und die allmächtigste Bezaubrung muß zerrinnen.

Mit Wurzeln, die allein der Hunger essbar macht,  
Sind sie oft manchen Tag genöthigt, sich zu nähren.  
Oft, wenn, vom Suchen matt, der junge Mann bei Nacht  
Zur Höhle wiederkehrt, ist eine Hand voll Beeren,  
Ein Meinen-Gi, geraubt im steilen Nest,  
Ein halb verzehrter Fisch, vom gier'gen Wasserraben  
Erbeutet, alles, was das Glück ihn finden läßt,  
Sie, die sein Elend theilt, im Drang der Noth zu laben.

Doch dieser Mangel ist's nicht einzig, der sie kränkt.  
Es fehlt bei Tag und Nacht an tausend kleinen Dingen,  
An deren Werth man im Besitz nicht denkt,  
Wiewohl wir, ohne sie, mit tausend Nothen ringen.  
Und dann, so leicht bekleidet, wie sie sind,  
Wo sollen sie vor Regen, Sturm und Wind,  
Vor jedem Ungemach des Wetters sicher bleiben,  
Und wie des Winters Frost fünf Monden von sich treiben?

Schon ist der Bäume Schmuck der spätern Jahreszeit Raub,  
Schon klappert zwischen dürrm Laub  
Der rauhe Wind, und graue Nebel hüllen  
Der Sonne kraftberaubtes Licht,  
Vermischen Luft und Meer, und ungestümer brüllen  
Die Wellen am Gestad, das kaum ihr Wüthen bricht;  
Oft, wenn sie grimmbeschäumt den harten Fesseln zürnen,  
Spritzt der zerstäubte Strom bis an der Felsen Stirnen.

Die Noth treibt unser Paar aus ihrer stillen Bucht  
Nun höher in's Gebirg. Doch, wo sie hin sich wenden,  
Umringet sie von allen Enden  
Des dürrn Hungers Bild, und sperret ihre Flucht.  
Ein Umstand kommt dazu, der sie mit süßen Schmerzen  
Und banger Lust in diesem Jammerstand  
Bald ängstigt, bald entzückt — Amanda trägt das Pfand  
Von Hüons Liebe schon drei Monden unter'm Herzen.

Oft, wenn sie vor ihm steht, drückt sie des Gatten Hand  
Stillschweigend an die Brust, und lächelnd hält sie Thränen  
Zurück im ersten Aug'. Ein neues zartres Band  
Webt zwischen ihnen sich. Sie fühlt ein stilles Sehnen  
Voll neuer Ahnungen den Mutterbusen dehnen;  
Was Jmigers, als was sie je empfand,  
Ein dunkles Vorgefühl der mütterlichen Triebe,  
Durchglüht, durchschaudert sie, und heiligt ihre Liebe.

Dies süße Liebespfand ist ihr ein Pfand zugleich,  
Sie werde nicht von Dem verlassen werden,  
Der, was er schafft in seinem großen Reich,  
Als Vater liebt. Gern trägt sie die Beschwerden  
Des ungewohnten Stands, verbirgt behutsam sie  
Vor Hüons Blick, und zeigt ihm ihren Kummer nie,  
Läßt lauter Hoffnung ihn im heitern Auge schauen,  
Und nährt in seiner Brust das schmachthende Vertrauen.

Zwar er vergaß des hohen Schwures nicht,  
Den er dem Himmel und Amanden zugeschworen:  
Doch desto tiefer liegt das drückende Gewicht;  
Denn Sorgen ist nun doppelt seine Pflicht.  
Bedarf es mehr, sein Herz mit Dolchen zu durchbohren,  
Als dieses rührende Gesicht?  
Zeigt die gehoffte Hülfs in kurzer Zeit sich nicht,  
So ist sein Weib, sein Kind, zugleich mit ihm verloren.

Schon viele Wochen lang verstrich  
Kein Tag, an dem er nicht wohl zwanzigmal den Rücken  
Der Felsengruft bestieg, in's Meer hinaus zu blicken,  
Sein letzter Trost! Allein, vergebens stumpft' er sich  
Die Augen ab, im Schooß der grenzenlosen Höhen  
Mit angestrengtem Blick ein Fahrzeug zu erspähen;  
Die Sonne kam, die Sonne wich,  
Leer war das Meer, kein Fahrzeug ließ sich sehen.



Jetzt blieb ein Einzigs noch. Es schien unmöglich zwar,  
Doch, was ist dem, der um sein Alles kämpfet,  
Unmöglich? Würde jedes Haar  
Auf seinem Kopf ein Tod, sein Muth blieb ungedämpft.  
Von diesem Fels, worauf ihn Oberon verbannt,  
War eine Seite noch ihm gänzlich unbekannt;  
Ein fürchterlich Gemisch von Klippen und Ruinen  
Beschützte sie, die unersteiglich schienen.

Jetzt, da die Noth ihm an die Seele dringt,  
Jetzt scheinen sie ihm leicht erstiegne Hügel;  
Und wären's Alpen auch, so hat die Liebe Flügel;  
Vielleicht, daß ihm das Wagemuth gelingt,  
Daß sein hartnäck'ger Muth durch alle diese wilde  
Verschanzung der Natur sich einen Weg erzwingt,  
Der ihn in fruchtbare Gefilde,  
Vielleicht zu freundlichen, mitleid'gen Wesen bringt.

Amanden eine Last von Sorgen zu ersparen,  
Verbirgt er ihr das Aergste der Gefahren,  
In die er sich, zu ihrer beider Heil,  
Begeben will. Sie selbst trägt ihren Theil  
Von Leiden still. Sie sprachen nichts beim Scheiden,  
Als, lebe wohl! so voll gepreßt war beiden  
Das Herz; doch zeigt sein Aug' ihr eine Zuversicht,  
Die wie ein Sonnenstrahl durch ihren Kummer bricht.

Da steht er nun am Fuß der aufgebirgten Faden!  
Sie liegen vor ihm da wie Trümmer einer Welt;  
Ein Chaos ausgebrannter Schlacken,  
In die ein Feuerberg zuletzt zusammen fällt,  
Mit Felsen untermischt, die, tausendfach gebrochen,  
In wilder ungeheurer Pracht,  
Bald tief bis in's Gebiet der alten finstern Nacht  
Herunter dräun, bald in die Wolken pochen.

Hier bahnet nur Verzweiflung einen Weg!  
Oft muß er felsenan sich mit den Händen winden,  
Oft, zwischen schwindlig tiefen Schlünden,  
Macht er, den Gemsen gleich, die Klippen sich zum Steg:  
Bald auf dem schmalsten Pfad verrammeln Felsenstücke  
Ihm Weg und Licht, er muß, so müd' er ist, zurücke,  
Bald wehrt allein ein Strauch, den mit zerrigener Hand  
Er fallend noch ergreift, den Sturz von einer Wand.

Wenn seine Kraft ihn schier verlassen will,  
Ruft die entflohen Lebensgeister  
Amandens Bild zurück. Schwer athmend steht er still,  
Und denkt an sie, und fühlt sich neuer Kräfte Meister.  
Es bleibt nicht unbelohnt, dies ächte Heldenherz!  
Allmählig ebnet sich der Pfad vor seinen Tritten,  
Und gegen das, was er bereits erstritten,  
Ist, was zu kämpfen ihm noch übrig ist, nur Scherz.

### Achter Gesang.

Erstiegen war nunmehr der erste von den Gipfeln,  
Und vor ihm liegt, gleich einem Felsenfaal,  
Hoch überröhrt von alten Tannennwipfeln,  
In stiller Dämmerung ein kleines schmales Thal.  
Ein Schauer überfällt den matten  
Erschöpften Wanderer, indem sein wankender Schritt  
Dies düstre Heiligthum der Einsamkeit betritt;  
Ihm ist, er tret' in's stille Reich der Schatten.

Bald leitet ihn ein sanft gekrümmter Pfad,  
Der sich allmählig senkt zu einer schmalen Brücke.  
Tief unter ihr rollt über Felsenstücke  
Ein weiß beschäumter Strom, gleich einem Wasserrad.  
Herr Hüon schreitet unverdrossen  
Den Berg hinan, auf den die Brücke führt,  
Und sieht sich unvermerkt in Höhen eingeschlossen,  
Wo bald die Möglichkeit des Auswegs sich verliert.

Der Pfad, auf dem er hergekommen,  
Wird, wie durch Zauberei, aus seinem Aug' entriekt.  
Lang' irrt er suchend um, von stummer Angst beklommen,  
Bis durch's Gesträuch, das aus den Spalten nickt,  
Sich eine Oeffnung zeigt, die (wie er bald befindet)  
Der Anfang ist von einem schmalen Gang,  
Der durch den Felsen sich um eine Spindel windet,  
Fast senkrecht, mehr als hundert Stufen lang.



Raum hat er athemlos den letzten Tritt erstiegen,  
So stellt ein Paradies sich seinen Augen dar;  
Und vor ihm steht ein Mann von edeln ernsten Zügen,  
Mit langem weißem Bart und silberweißem Haar.  
Ein brauner Gürtel schließt des braunen Rockes Falten,  
Und an dem Gürtel hängt ein langer Rosenkranz.  
Bei diesem Ansehn war's, an solchem Orte, ganz  
Natürlich, ihn sogleich für, was er war, zu halten.

Doch Hilon — schwach vor Hunger, und erstarrt  
Vor Müdigkeit, und nun, in diesen wilden Höhen,  
Wo er so lang' umsonst auf Menschenanblick harret,  
Und von der Felsen Stirn, die ringsum vor ihm stehen,  
Uralte Tannen nur auf ihn herunter wehen,  
Auf einmal überrascht von einem weißen Bart,  
Glaubt wirklich ein Gesicht zu sehen,  
Und sinkt zur Erde hin vor seiner Gegenwart.

Der Eremit, kaum weniger betroffen  
Als Hilon selbst, bebt einen Schritt zurück;  
Doch spricht er, schnell gefaßt: „Hast du, wie mich dein Blick  
Und Ansehn glauben heißt, Erlösung noch zu hoffen  
Aus deiner Pein, so sprich, was kann ich für dich thun,  
Gequälter Geist? wie kann ich für dich büßen,  
Um jenen Pfort dir aufzuschließen,  
Wo, unberührt von Qual, die Frommen ewig ruhn?“

So bleich und abgezehrt, mit Noth und Gram umfungen  
Als Hilon schien, war der Verstoß, in den  
Der alte Vater fiel, nur all zu leicht begangen.  
Allein, wie beide sich recht in die Augen sehn,  
Und als der Greis aus Hilon's Mund vernommen,  
Was ihn hierher gebracht, wiewohl sein Anblick schon  
Ihm alles sagt, umarmt er ihn wie einen Sohn,  
Und heißt recht herzlich ihn in seiner Klaus' willkommen;

Und führt ihn ungesäumt zu einem frischen Quell,  
Der, rein wie Lust und wie Krystallen hell,  
Ganz nah an seinem Dach aus einem Felsen quillet;  
Und während Hilon ruht und seinen Durst hier stillet,  
Gibt er und pflückt in seinem kleinen Garten  
In einen reinlichen Korb die schönsten Früchte ab,  
Die, für den Fleiß, sie selbst zu bauen und zu warten,  
Nicht tårglich ihm ein milder Himmel gab;

Und hört nicht auf, ihm sein Erstaunen zu bezeigen  
Wie einem, der sich nicht zwei Flügel angeschraubt,  
Es möglich war, die Felsen zu ersteigen,  
Wo, dreißig Jahre schon, er sich so einsam glaubt  
Als wie in seinem Grab. „Es ist ein wahres Zeichen,  
Daß euch ein guter Engel schüßt;  
Allein“, setzt er hinzu, „das Nöthigste ist ißt,  
Dem jungen Weib die Hand des Trosts zu reichen.

Ein sicherer Pfad, wiewohl so gut versteckt,  
Daß ohne mich ihn Niemand leicht entdeckt,  
Soll in der Hälfte Zeit, die du herauf zu dringen  
Gebrauchtest, dich zu ihr, zurück euch beide bringen.  
Was meine Hütte, was mein kleines Paradies  
Zu eurer Nothdurft hat, ist herzlich euch erboten.  
Glaubt, auch auf Heidekraut schmeckt Ruß der Unschuld süß,  
Und reiner fließt das Blut bei Kohl und mageren Schoten.“

Herr Hilon dankt dem gütigen alten Mann,  
Der seinen Stab ergreift, ihm selbst den Weg zu zeigen;  
Und, daß der Rückweg ihn nicht irre machen kann,  
Bezeichnet er den Pfad mit frischen Tannenzweigen.  
Noch eh' in's Abendmeer die goldne Sonne sinkt,  
Hat den ersten Berg Amanda schon erstiegen,  
Wo sie mit durstigen weit ausgeholten Zügen  
Den milden Strom des reinsten Himmels trinkt.

In eine andre Welt, in's Zauberland der Feen,  
Glaubt sie versetzt zu sein; ihr ist, als habe sie  
Den Himmel nie so blau, so grün die Erde nie,  
Die Bäume nie so frisch belaubt gesehen:  
Denn hier, in hoher Felsen Schuß,  
Die sich im Kreis um diesen Lustort ziehen,  
Beut noch der Herbst dem Wind von Norden Trutz,  
Und Feigen reifen noch, und Pomeranzen blühen.

Mit ehrfurchtbebender Brust, wie vor dem Genius  
Des heil'gen Orts, fällt vor dem eizgrau'n Alten  
Amanda hin, und ehrt die dürre Hand voll Falten,  
Die er ihr freundlich reicht, mit einem frommen Kuß.  
In unfreiwilligem Erguß  
Muß ihn ihr Herz für einer Vater halten:  
Die Furcht ist schon beim z. zeiten Blick verbannt;  
Ihr ist, sie hatten sich ihr Leben lang gekannt.



In seinem Ansehn war die angeborne Würde,  
Die, unverhüllbar, auch durch eine Kutte scheint;  
Sein offner Blick war aller Wesen Freund,  
Und schien gewohnt, wie wohl der Jahre Würde  
Den Nacken sanft gekrümmt, stets himmelwärts zu schau;  
Der innre Friede ruht auf seinen Augenbraun,  
Und wie ein Fels, zu dem sich Wolken nie erheben,  
Scheint über'm Erdentand die reine Stirn zu schweben.

Den Rost der Welt, der Leidenschaften Spur,  
Hat längst der Fluß der Zeit von ihr hinweg gewaschen.  
Hiel' eine Kron' ihm zu, und es bedürfte nur,  
Sie mit der Hand im Fallen aufzufassen,  
Er streckte nicht die Hand. Verschlossen der Begier,  
Von keiner Furcht, von keinem Schmerz betroffen,  
Ist nur dem Wahren noch die heitre Seele offen,  
Nur offen der Natur, und rein gestimmt zu ihr.

Alphonso nannt' er sich, bevor er aus den Wogen  
Der Welt geborgen ward, und Leon war das Land,  
Das ihn gebär. Zum Fürstendienst erzogen,  
Lief er mit Tausenden, vom Schein wie sie betrogen,  
Dem Blendwerk nach, das immer vor der Hand  
Ihm schwebte, immer im Ergreifen ihm entwand,  
Dem schimmernden Gespenst, das ewig Opfer heischet,  
Und, gleich dem Stein der Narrn, die Hoffnung ewig täuschet.

Und als er dergestalt des Lebens beste Zeit  
Im Rausch des Selbstbetrugs an Könige verpfändet,  
Und Gut und Blut, mit feur'ger Willigkeit  
Und unerkannter Treu', in ihrem Dienst verschwendet,  
Sah er ganz unverhofft, im schönsten Morgenroth  
Der Gunst, durch schnellen Fall sich frei von seinen Ketten;  
Noch glücklich, aus der Schiffbruchsnoth  
Das Leben wenigstens auf einem Bret zu retten.

In diesem Sturm, der alles ihm geraubt,  
Blieb ihm ein Schatz, wodurch (ganz gegen Hofes-Sitte)  
Alphonso sich vollkommen schadlos glaubt:  
Ein liebend Weib, ein Freund, und eine Hütte.  
Laß, Himmel, diese mir! war nun die einz'ge Bitte,  
Die sein befriedigt Herz zu wagen sich erlaubt.  
Zehn Jahre lang ward ihm, was er sich bat, gegeben;  
Allein, sein Schicksal war, auch dies zu überleben.

Drei Söhn', im vollen Trieb der ersten Jugendkraft,  
Der eignen Jugend Bild, die Hoffnung grauer Jahre,  
Sie wurden durch die Pest ihm plötzlich weggerafft.  
Bald legt auch Schmerz und Gram die Mutter auf die Bahre.  
Er lebt, und Niemand ist, der mit dem Armen weint,  
Denn ach! verlassen hat ihn auch sein letzter Freund!  
Er steht allein. Die Welt, die ihn umgibt,  
Ist Grab — von allem Grab, was er, was ihn geliebet.

Er steht, ein einsamer vom Sturm entlaubter Baum,  
Die Quellen sind versiegt, wo seine Freuden quollen.  
Wie hätt' ihm jetzt die Hütte, wo er kaum  
Noch glücklich war, nicht schrecklich werden sollen?  
Was ist ihm nun die Welt? Ein weiter leerer Raum,  
Fortunens Spielraum, frei, ihr Rad herum zu rollen!  
Was soll er länger da? Ihm brach sein letzter Stab,  
Er hat nichts mehr zu suchen — als ein Grab.

Alphonso floh in dieses unwirthbare  
Verlagns Eiland, floh mit fast zerstörtem Sinn  
In dies Gebirg, und fand mehr, als er suchte, drin,  
Erst Ruh', und, mit dem stillen Fluß der Jahre,  
Zulezt Zufriedenheit. Ein alter Diener, der  
Ihn nicht verlassen wollt', die einz'ge treue Seele,  
Die ihm sein Unglück ließ, begleitet ihn hierher,  
Und ihre Wohnung war nun eine Felsenhöhle.

Allmählig hob sein Herz sich aus der trüben Flut  
Des Grams empor; die Mächternheit, die Stille,  
Die reine freie Luft, durchläuterten sein Blut,  
Entwölften seinen Sinn, belebten seinen Muth.  
Er spürte nun, daß aus der ew'gen Fülle  
Des Lebens, Balsam, auch für seine Wunden, quille.  
Oft brachte die Magie von einem Sonnenblick  
Auf einmal aus der Gruft der Schwermuth ihn zurück.

Und als er endlich dies Elysium gefunden,  
Das, rings umher mit Wald und Felsen eingeshanzt,  
Ein milder Genius, recht wie für ihn, gepflanzt,  
Fühlt' er auf einmal sich von allem Gram entbunden,  
Aus einer ängstlichen traumvollen Fiebernacht  
Als wie zur Dämmerung des ew'gen Tags erwacht.  
„Hier,“ rief er seinem Freund, vom unverhofften Schauen  
Des schönen Orts entzückt, „hier laß uns Hütten bauen!“



Die Hütte ward erbaut, und, mit Verlauf der Zeit,  
Zur Nothdurft erst verfehnt, dann zur Gemächlichkeit,  
Wie sie dem Alter eines Weisen  
Geziemt, der minder stets begehret, als bedarf.  
Denn, daß Alphons, als er den ersten Plan entwarf  
Von seiner Flucht, sich mit Geräth und Eisen,  
Und allem, was zur Hütte nöthig war,  
Versehen habe, stellt von selbst sich jedem dar.

Und so verlebt' er nun in Arbeit und Genuß  
Des Lebens späten Herbst, beschäftigt, seinen Garten,  
Den Quell von seinem Ueberfluß,  
Mit einer Müß', die ihm zu Wollust wird, zu warten.  
Vergessen von der Welt, — und nur, als an ein Spiel  
Der Kindheit, sich erinnernd aller Plage,  
Die ihm ihr Dienst gebracht, — beseligt seine Tage  
Gesundheit, Unschuld, Ruh' und reines Selbstgefühl.

Nach achtzehn Jahren starb sein redlicher Gefährte.  
Er blieb allein. Doch desto fester kehrte  
Sein stiller Geist nun ganz nach jener Welt sich hin,  
Der, was er einst geliebt, jetzt alles angehörte.  
Der auch er selbst schon mehr als dieser angehörte,  
Oft in der stillen Nacht, wenn vor dem äußern Sinn  
Wie in ihr erstes Nichts die Körper sich verlieren,  
Fühlt' er an seiner Wang' ein geistiges Berühren.

Dann hört' auch wohl sein halb entschlummert Ohr,  
Mit schauerlicher Lust, tief aus dem Hain hervor,  
Wie Engelstimmen sanft zu ihm herüber hallen.  
Ihm wird, als fühl' er dann die dünne Scheidwand fallen,  
Die ihn noch kaum von seinen Lieben trennt;  
Sein Innres schließt sich auf, die heil'ge Flamme brennt  
Aus seiner Brust empor; sein Geist, im reinen Lichte  
Der unsichtbaren Welt, sieht himmlische Gesichte.

Sie dauern fort, auch wenn die Augen sanft betäubt  
Entschlummert sind. Wenn dann die Morgensonne  
Den Schauplatz der Natur ihm wieder aufschließt, bleibt  
Die vor'ge Stimmung noch. Ein Glanz von Himmelswonnen  
Verkläret Fels und Hain, durchschimmert und erfüllt  
Sie durch und durch; und überall, in allen  
Geschöpfen, sieht er dann des Unerforschnen Bild,  
Als wie in Tropfen Thau's das Bild der Sonne, wallen.

So fliehet zuletzt unmerklich Erd' und Himmel  
In seinem Geist in Eins. Sein Innerstes erwacht.  
In dieser tiefen Ferne vom Getümmel  
Der Leidenschaft, in dieser heil'gen Nacht,  
Die ihn umschließt, erwacht der reinsten aller Sinne —  
Doch — wer versiegelt mir mit unsichtbarer Hand  
Den kühnen Mund, daß nichts Unnenubar's ihm entrinne?  
Verstummt bleib' ich stehn an dieses Abgrunds Rand.

So war der fromme Greis, vor dem mit Kindestrieben  
Amanda niederfiel. Auch er, so lang' entwöhnt,  
Zu sehn, wornach das Herz sich doch im Stillen sehnt,  
Ein menschlich Angesicht — erlabt nun an dem lieben,  
Herzrührenden, nicht mehr gehofften Anblick sich  
Und drückt die sanfte Hand der Tochter väterlich,  
Umarmt den neuen Sohn zum zweitenmal, und blicket  
Sprachlosen Dank zu dem, der sie ihm zugesendet;

Und führt sie ungesäumt nach seiner Ruhestatt,  
Zu seinem Quell, in seine Gartenlauben,  
Bedeckt mit goldnem Obst und großen Purpurtrauben,  
Und setzt sie in Besitz von allem, was er hat.  
„Natur,“ spricht er, „bedarf weit minder, als wir glauben;  
Wem nicht an wenig gnügt, den macht kein Reichthum satt:  
Ihr werdet hier, so lang' die Prüfungstage währen,  
Nichts Wünschenswürdiges entbehren.“

Er sagte dies, weil ihm der erste Blick gezeigt,  
Was er nicht fragen will und Hülfe ihm verschweigt.  
Denn beide, hatte gleich das Glend ihre Blüthe  
Halb abgestreift, verriethen durch Gestalt  
Und Sinnesart, wo nicht ein königlich Geblüte,  
Doch sicher einen Werth, dem selbst die Allgewalt  
Des Glücks nicht rauben kann vom reinen Vollgehalt  
Der innern angeborenen Güte.

Schon dreimal wechselte der Tag sein herbstlich Licht,  
Seit diese Freistatt sie in ihrem Schooße heget,  
Und beide können noch sich des Gedankens nicht  
Entschlagen, daß der Greis, der sie so freundlich pfeget,  
Kein wahrer Greis, daß er ein Schutzgeist ist,  
Vielleicht ihr Oberon selbst, der ihres Fehls vergißt,  
Und, da sie schwer genug (denkt sie) dafür gebüßet,  
Bald wieder glücklich sie zu machen sich entschließet.



Nun schwindet zwar allmählig dieser Wahn,  
Und ach! mit ihm stirbt auch, nicht ohne Schmerzen,  
Die Hoffnung, die er nährt; doch schmiegen ihre Herzen  
Sich an ein Menschenherz nur desto stärker an.  
Es war so sanft das Herz des guten Alten,  
So zart sein Mitgefühl, sein innerer Sinn so rein,  
Unmöglich konnten sie sechs Tage um ihn sein  
Und länger sich vor ihm verborgen halten.

Der junge Mann, im Drang der Dankbarkeit  
Und des Vertrauens (zumal da ihn zu fragen  
Sein Wirth noch immer säumt), eröffnet ungeschont  
Ihm seinen Namen, Stand, und was, seit jener Zeit,  
Da er zu Montlery des Kaisers Sohn erschlagen,  
Bis diesen Tag mit ihm sich zugetragen;  
Durch welchen Auftrag Karl den Tod ihm zugebracht,  
Und wie er glücklich ihn mit Oberons Schutz vollbracht;

Und wie in einem Traum die Liebe sich entsponnen,  
Die ihn beim ersten Blick mit Rezia vereint;  
Wie er mit ihr aus Babylon entronnen,  
Und das Verbot, das sein erhabner Freund  
Ihm auferlegt, und wie, sobald er dessen  
In einem Augenblick von Liebesdrang vergessen,  
Die ganze Natur sich gegen sie empört,  
Und ihres Schützers Huld in Rache sich verkehrt.

„Wohl,“ spricht der edle Greis, „wohl dem, den sein Geschick  
So liebreich, und zugleich so streng, als dich, erziehet,  
Den kleinsten Fehltritt ihm nicht straflos übersiehet,  
Wohl ihm! denn ganz gewiß, das reinste Erdenglück  
Erwartet ihn. Auf Herzen wie die euern  
Zürnt Oberon nicht ewig. Glaube mir,  
Mein Sohn, sein Auge schwebt unsichtbar über dir;  
Verdiene seine Huld, so wird sie sich erneuern!“

„Und wie verdien’ ich sie? mit welchem Opfer still’  
Ich seinen Zorn?“ fragt Hüon rasch den Alten;  
„Ich bin bereit, es sei so schwer es will!  
Was kann ich thun?“ „Freiwillig dich enthalten“,  
Antwortet ihm Alphons; „was du gesündigt hast,  
Wird dadurch nur gebüßt.“ — Der junge Mann erblaßt.  
„Ich fühl’ es,“ spricht der Greis mit sanft erröthender Wange;  
„Allein, ich weiß, von wem ich es verlange!“

Ein edles Selbstgefühl ergreift den jungen Mann:  
„Hier hast du meine Hand!“ Mehr ward kein Wort gesprochen.  
Und wohl ihm, der, nach mehr als hundert Wochen,  
Sich selbst das Zeugniß geben kann,  
Er habe sein Gelübde nicht gebrochen!  
Es war der schönste Sieg, den Hüon je gewann.  
Doch hat er oft die Furcht, vor’m Alten zu erröthen,  
Oft Rezia’s standhaften Ernst vonnöthen.

„Nichts unterhält so gut (versichert ihn der Greis)  
Die Sinne mit der Pflicht im Frieden,  
Als fleißig sie durch Arbeit zu ermüden;  
Nichts bringt sie leichter aus dem Gleis  
Als müß’ge Träumerei.“ Um der zuvor zu kommen,  
Wird ungesäumt, sobald der Tag erwacht,  
Die scharfe Art zur Hand genommen,  
Und Holz im Hain gefällt bis in die dunkle Nacht.

Noch eine Hütte für Amanden aufzurichten,  
Und Dach und Wände wohl mit Leim und Moos zu dichten,  
Dann zum Ramin, der immer lodern muß,  
Und für den Herd, den nöthigen Ueberfluß  
Von fettem Rien und klein gespaltnen Fischen  
Hoch an den Wänden aufzuschichten,  
Dies und viel Andres gibt dem Prinzen viel zu thun:  
Allein es hilft ihm Nachts auch desto besser ruhn.

Zwar Anfangs will es ihm nicht gleich nach Wunsch gelingen,  
Die Holzart statt des Ritterschwerts zu schwingen;  
Die ungewohnte Hand greift alles schwerer an,  
Und in der halben Zeit hätt’ es ein Knecht gethan.  
Doch täglich nimmt er zu, denn Uebung macht den Meister;  
Und fühlt er dann und wann sich dem Erliegen nah,  
So wehet der Gedank’, es ist für Rezia,  
Sein Feuer wieder an, und stärkt die matten Geister.

Indessen Hüon sich im Wald ermüdet, pflegt  
Der edle Greis, der mit noch festem Tritte  
Die schwere Last von achtzig Jahren trägt,  
Der Ruhe nicht; nur daß er von der Hütte  
Sich selten weit entfernt. Kein heitrer Tag entflieht,  
Der nicht in seinem lieben Garten  
Ihn dies und das zu thun beschäftigt sieht.  
Amandens Sorge ist, des kleinen Herds zu warten.



Da sahe man (wiewohl, wenn Engel nicht  
Mit stillem Blick ihr Ebenbild umweben,  
Wer sieht sie hier?) mit beiterm Angesicht,  
Auf dem die Sorgen nur wie leichte Wölkchen schweben,  
Die Königs-tochter gern sich jeder niedern Pflicht  
Der kleinen Wirthschaft untergeben:  
Auch was sie nie gekannt, viel minder je gethan,  
Wie schnell ergreift sie es, wie sieht ihr alles an!

Oft schürzt sie, ohne mindsten Harn,  
Daß ihre zarte Haut den schönen Schmelz verliere,  
Beim Wassertrog, vor ihrer Hüttenthüre,  
Den schlanken schwanenweißen Arm.  
Die Freund' (ihr süßer Lohn), den väterlichen Alten  
Und den geliebten Mann in einem Stand zu halten,  
Der von dem Drückendsten der Armuth sie befreit,  
Verebelt, würdigt ihr des Tagwerks Niedrigkeit.

Und sieht sie dann (auch er ist jener Engel einer)  
Der heil'ge Greis, der von der Arbeit kehrt,  
Und segnet sie: o dann ist ihre Freude reiner  
Und inniger, als würd' ihr dreimal mehr verehrt  
Als sie zu Bagdad ließ. Wenn dann beim Sternensichte  
Die Nacht sie alle drei am Feuerherd vereint  
Und auf Amandens lieblichem Gesichte,  
Das halb im Schatten steht, die Flamme widerscheint:

Dann ruht, mit stillem liebevollen  
Entzückten Blick, der junge Mann auf ihr,  
Und seine Seele schwillt, und süße Thränen rollen  
Die dunkle Wang' herab. Tief schweiget die Begier!  
Sie ist ein überirdisch Wesen,  
Das ihm zum Trost erscheint — er ist beglückt genug,  
Daß er sie lieben darf, und o! in jedem Zug,  
In jedem keuschen Blick, daß er geliebt ist, lesen!

Oft sitzen sie, der fromme freundliche Greis  
In ihrer Mitt', Amanda seine rechte  
In ihrer linken Hand, und hören halbe Nächte  
Ihm zu, von seiner langen Lebensreis  
Ein Stück, das ihm lebendig wird, erzählen.  
Vom Antheil, den die warmen jungen Seelen  
An allem nehmen, wird's ihm selber warm dabei,  
Dann werden unvermerkt aus zwei Geschichten drei.

Zuweilen, um den Geist des Trübfinns zu beschwören,  
Der, wenn die Flur in dumpfer Stille trau'rt,  
Im Schneegewölk mit Eulenschlägen lau'rt,  
Läßt Hüon seine Kunst auf einer Harfe hören,  
Die er von ungefähr in einem Winkel fand,  
Lang' ungebraucht, verstimmt, und kaum noch halb bespannt:  
Doch scheint das schnarrende Holz von Orpheus Geist beseelt,  
Sobald sich Rezia's Gesang mit ihm vermählet.

Oft lockte sie ein heller Wintertag,  
Wenn fern die See von strenger Kälte rauchte,  
Der blendend weiße Schnee dicht auf den Bergen lag,  
Und jetzt die Abendsonn' ihn wie in Purpur tauchte,  
Dann lockte sie der wunderschöne Glanz,  
Im reinen Strom der kalten Luft zu baden.  
Wie mächtig fühlten sie sich dann gestärkt! wie ganz  
Durchheitert, neu belebt, und alles Grams entladen!

Unmerklich schlüpfte so die Winterzeit vorbei.  
Und nun erwacht aus ihrem langen Schlummer  
Die Erde, kleidet sich auf's neu  
In helles Grün; der Wald, nicht mehr ein stummer  
Verödeter Ruin, wo nur die Pfeiler stehn  
Der prächt'gen Laubgewölb' und hohen Schattengänge  
Des Tempels der Natur, steht wieder voll und schön,  
Und Laub drückt sich an Laub in lieblichem Gedränge.

Mit Blumen decket sich der Busen der Natur,  
Aufblühend lacht der Garten und die Flur;  
Man hört die Lust von Vogelsang erschallen;  
Die Felsen stehn bekränzt; die fließenden Krystallen  
Der Quellen rieseln wieder rein  
Am frischen Moos herab; den immer dichtern Hain  
Durchschmettert schon, im lauen Mondenschein,  
Die stille Nacht hindurch, das Lied der Nachtigallen.

Amanda, deren Ziel nun immer näher rückt,  
Sucht gern die Einsamkeit, sucht stille dunkle Steige  
Im Hain sich aus, und dacht gewölbte Zweige.  
Da lehnt sie oft, von Ahnungen gedrückt,  
An einem blüh'nden Baum, und freuet sich des Webens  
Und Sumsens und Gedrängs und allgemeinen Lebens  
In seinem Schooß — und drückt mit vorempfundner Lust  
Ein lieblich Kind im Geist an ihre Brust;



Ein lieblich Kind, das ihre Mutterliebe  
Mit jedem süßen Reiz verschwenderisch begabt,  
Sich schon voraus an jedem zarten Triebe,  
Der ihm entkeimt, sich schon am ersten Lächeln labt,  
Womit es ihr die Leiden alle danket,  
Die sie so gern um feinetwillen trug,  
Sich labt an jedem schönen Zug,  
Worin des Vaters Bild sanft zwischen ihrem schwanke.

Allmählig wird der wonnigliche Traum  
Von schüchternen Beängstigungen  
Und stillem Gram, den sie vor Hülen kaum  
Verbergen kann und doch verbirgt, verdrungen.  
„Ach, Fatme,“ denkt sie oft, und Thränen stehen ihr  
Im Auge, „wärest du in dieser Noth bei mir!“  
Getrost, o Rezia! Das Schicksal, das dich leitet,  
Hat dir zu helfen längst die Wege vorbereitet!

Titania, die Elfenkönigin,  
Sie hatte seit dem Tag, da Troß und Widersinn  
So unvermuthet sie um Oberons Herz betrogen,  
Sich in dies nämliche Gebirg zurückgezogen.  
Mit dem Gemahl, der ihr durch einen Schwur entsagt,  
Den unterm unbegrenzten Bogen  
Des himmlischen Azurs kein Geist zu brechen wagt,  
Mit seiner Lieb' und ihm war all' ihr Glück entflogen.

Zu spät beweint sie nun die eitle, rasche That  
Des Augenblicks; fühlt mit beschämten Wangen  
Die Größe ihrer Schuld, den schweren Hochverrath,  
Den sie an ihm und an sich selbst begangen.  
Vergebens kämpft ihr Stolz der stärkern Zärtlichkeit  
Entgegen! — Ach! sie stöße himmelweit,  
Und würde gern, um ihr Vergehn zu küßen,  
In Thränen sich zu des Erzürrten Füßen.

Was hält' es ihr? Er schwor, in Wasser noch in Luft,  
Noch wo im Blüthenhain die Zweige Balsam regnen,  
Noch wo der hagre Greif in ewig finst'rer Gruft  
Bei Zauberschäßen wacht, ihr jemals zu begegnen!  
Vergebens kühn' ihn selbst die späte Reue an;  
Auf ewig fesselt ihn der Schwur, den er gethan.  
Ihn auszuföhnen, bleibt ihr keine Pforte offen!  
Denn von der einz'gen, ach! was ist von der zu hoffen?

Sie ist auf ewig zu. Denn nur ein liebend Paar,  
Wie keines ist, wie niemals eines war,  
Noch sein wird, wie niemals eines war,  
Zu hoffen eine Tren', die keines Sturmwind's Stoß  
Erschüttert, eine Tren', die keine Probe mindern,  
Kein Reiz betäuben kann? Unmöglich! — Hoffnungslos  
Sinkt in der fernsten Zukunft dunkeln Schooß  
Ihr thränenschwerer Blick; nichts kann ihr Elend lindern!

Verhaßt ist ihr nunmehr der Elfen Scherz, der Tanz  
Im Mondenlicht, verhaßt in seinem Rosenkleide  
Der schöne Mai. Ihr schmückt kein Myrtenkranz  
Die Stirne mehr. Der Anblick jeder Freude  
Reißt ihre Wunden auf. Sie flattert durch das Leer  
Der weiten Luft im Sturmwind hin und her,  
Find't nirgends Ruh, und sucht mit trübem Blicke  
Nach einem Ort, der sich zu ihrer Schwermuth schicke.

Zulezt entdeckt sich ihr im großen Ocean  
Dies Eiland. Aufgethürmt aus schwarzen ungeheuern  
Ruinen, lockt es sie durch seine Schwärze an,  
Den irren Flug dahin zu steuern.  
Es stimmt zu ihrem Sinn. Sie taumelt aus der Luft  
Herab, und stürzt sich in eine finst're Gruft,  
Um ungestört ihr Dasein wegzuweinen,  
Und unter Felsen selbst, wo möglich, zu versteinen.

Schon siebenmal, seitdem Titania  
Dies traurige Leben führt, verjüngte sich die Erde  
Ihr unbemerkt. Als wie auf einem Opferherde  
Liegt sie auf einem Stein, den Tod erwartend, da;  
Der Tag geht auf und sinkt, die holde Schattensonne  
Beleuchtet zauberisch die Felsen um sie her;  
Vergebens! strömten auch die Quellen aller Bonne  
Auf einmal über sie, ihr Herz blieb monneleer.

Das einz'ge, was ihr noch, mit einem Traum des Schattens  
Von Trost, ihr ewig Leid versüßt,  
Ist, daß vielleicht der Zustand ihres Gattens  
Dem ihren gleicht, und er vielleicht noch härter büßt.  
Gewiß, noch liebt er sie! und o! wofern er liebet,  
Er, durch sich selbst verdammt zum Schöpfer ihrer Pein  
Und seiner eignen Qual, wie elend muß er sein!  
So elend, daß sie gern ihm ihren Theil vergibet!



Doch, da für jede Seelenwunde,  
Wie tief sie brennt, die Zeit, die große Trösterin,  
Den wahren Balsam hat: so kam zuletzt die Stunde  
Auch bei Titania, da ihr verdumpfter Sinn  
Sich allgemach entwölkt, ihr Herz geduld'ger leidet,  
Und ihre Phantasie in Grün sich wieder kleidet;  
Sie gibt den Schmeichelei'n der Hoffnung wieder Raum,  
Und was unmöglich schien, wird jetzt ihr Morgentraum.

Auf einmal grauet ihr vor diesen düstern Schlünden,  
Worin sie einst sich gern gefangen sah;  
Schnell muß aus ihrem Aug' ein Theil der Klippen schwinden,  
Und ein Elysium steht blühend vor ihr da.  
Auf ihren leisen Ruf erschienen  
Drei liebliche Sylphiden, die ihr dienen;  
Ein schweesterliches Drei, das ihren Gram zerstreut,  
Und der Verlassnen, mehr aus Lieb als Pflicht, sich weicht.

Das Paradies, das sich die Elfenkönigin  
In diese Felsen schuf, war eben das, worin  
Alphonso schon seit dreißig Jahren wohnte;  
Und, ihm unwissend, war's die Grotte, wo sie thronte,  
Woraus ihm, durch's Gebüsch vom Nachtwind zugeführt,  
Der liebliche Gesang, gleich Engelsstimmen, hallte;  
Sie war's, die ungehehn bei ihm vorüber wallte,  
Wenn er an seiner Wang' ein geistig Wehn verspürt.

Auch unsre Liebenden, vom Tag an, da die Wogen  
An dieses Eiland sie getragen, hatte sie  
Bemerkt, und täglich spät und früh  
Erkundigung von ihnen eingezogen.  
Oft stand sie selbst, wenn jene sich allein  
Vermeinten, ungesehn, sich näher zu belehren;  
Und was sie hört' und sah, gab ihr den Zweifel ein,  
Ob sie vielleicht das Paar, das sie erwartet, wären.

Je länger sie auf ihr Betragen merkt,  
Je mehr sie sich in ihrer Hoffnung stützt.  
Sind Hüon und Amanda die getreuen  
Probefesten Seelen nicht, die Oberon begehrt,  
So mag sie ihrer nur auf ewig sich verzeihen!  
Von nun an sind sie ihr wie ihre Augen werth,  
Und sie beschließt, mit ihren kleinen Feen  
Dem edlen jungen Weib unsichtbar beizustehen.

Die Stunde kam. Von dumpfer Bangigkeit  
Umher getrieben, irrte Amanda im Gebüsch,  
Das um die Hütten her ein liebliches Gemische  
Von Wohlgeruch zum Morgenopfer streut.  
Sie irret fort, so wie der schmale Pfad sich windet,  
Bis sie sich unvermerkt vor einer Grotte findet,  
Die ein Geweb' von Epheu leicht umkränzt,  
Auf dessen dunkeln Schmelz die Morgensonne glänzt.

Alphonso hatte oft vordem hinein zu gehen  
Versucht, und allemal vergebens; eben dies  
War seinem alten Freund, war Hüon selbst geschehen,  
So oft er, um des Wunders sich gewiß  
Zu machen, es versucht. Sie hatten nichts gesehen;  
Sie fühlten nur ein seltsam Widerstehen,  
Als schöbe sich ein unsichtbares Thor,  
Indem sie mit Gewalt eindringen wollten, vor.

Schnell überfiel sie dann ein wunderbares Grauen;  
Sie schlichen leise sich davon,  
Und keiner wollte sich der Probe mehr getrauen.  
Man weiß nicht, ob Amanda selbst es schon  
Zuvor versucht; genug, sie konnte dem Gedanken,  
Die erste, der's geglückt, zu sein,  
Nicht widerstehn: sie schob die Epheuranke  
Mit leichter Hand hinweg, und — ging hinein.

Raum sah sie sich darin, so kam ein heimlich Zittern  
Sie an; sie sank auf einen weichen Sitz  
Von Rosen und von Moos. Jetzt fühlt sie, Blitz auf Blitz,  
Ein schneidend Weh Gebein und Mark erschüttern.  
Es ging vorbei. Ein angenehmes Ermatten  
Erfolgte drauf. Es ward wie Mondeschein  
Vor ihrem Blick, der stets in tiefer Schatten  
Sich taucht, und, sanft sich selbst verlierend, schlief sie ein.

Jetzt dämmern liebliche verworrene Gestalten  
In ihrem Innern auf, die bald vorüber fliehn,  
Bald wunderbar sich in einander falten.  
Ihr deucht, sie seh' drei Engel vor ihr knien,  
Und ihr verborgene Mysterien verwalten,  
Und eine Frau, gehüllt in rosenfarbnes Licht,  
Steh' neben ihr, so oft der Athem ihr gebricht,  
Ein Büschel Rosen ihr zum Munde hin zu halten.



Zum letztenmal beklemmt ihr höher schlagend Herz  
 Ein kurzer sanft gedämpfter Schmerz;  
 Die Bilder schwinden weg, und sie verliert sich wieder.  
 Doch halb, erweckt vom Nachklang süßer Lieder,  
 Der halb verweht aus ihrem Ohr entflieht,  
 Schlägt sie in ihrem Traum die Augen auf, und sieht  
 Die Drei nicht mehr, sieht nur die Königin der Feen  
 In Rosenglanz sanft lächelnd vor ihr stehen.

Auf ihren Armen liegt ein neugeboren Kind.  
 Sie reicht's Amanden und verschwebet  
 Vor ihren Augen, wie im Morgenwind  
 Ein Wölkchen schmilzt, aus Blumenduft gewebet.  
 Im gleichen Nu erwacht Amanda ihrem Traum,  
 Und streckt die Arme aus, als wollte sie den Saum  
 Des rosigten Gewandes noch erfassen;  
 Umsonst! sie greift nach Luft, sie ist allein gelassen.

Doch, einen Pulsschlag noch, und wie unnenmbar groß  
 Ist ihr Erstaunen, ihr Entzücken!  
 Kaum glaubt sie dem Gefühl, kaum traut sie ihren Blicken!  
 Sie fühlt sich ihrer Bürde los,  
 Und zappelnd liegt auf ihrem sanften Schooß  
 Der schönste Knabe, frisch wie eine Morgenroß  
 Und wie die Liebe schön! Mit wonnevollem Beben  
 Fühlt sie ihr Herz sich ihm entgegen heben.

Sie fühlt's, es ist ihr Sohn! — Mit Thränen inniger Lust  
 Gebadet, drückt sie ihn an Wange, Mund und Brust,  
 Und kann nicht satt sich an dem Knaben sehen.  
 Auch scheint der Knabe schon die Mutter zu verstehen.  
 Laßt ihr zum mind'sten den Genuß  
 Des süßen Wahns! Er schaut aus seinen hellen Augen  
 Sie ja so sprechend an — und scheint nicht jeden Kuß  
 Sein kleiner Mund dem ihren zu entsaugen?

Sie hört den stillen Ruf — wie leise hört.  
 Ein Mutterherz! — und folgt ihm unbelehrt.  
 Mit einer Lust, die, wenn sie neiden könnten,  
 Die Engel, die auf sie herunter sahn,  
 Die Engel selbst beneidenswürdig nannten,  
 Legt sie an ihre Brust den holden Säugling an.  
 Sie leitet der Instinkt, und läßt nun an den Freuden  
 Des zartsten Mitgefühls ihr Herz vollauf sich weiden.

Indessen hat im ganzen Hain umher  
 Ihr Hüon sie gesucht, zwei ängstlich lange Stunden,  
 Und, da er nirgends sie gefunden,  
 Führt ihn zuletzt sein irrer Fuß hierher.  
 Er nähert sich der unzugangbar'n Grotte;  
 Nichts hält ihn auf, er kommt — o welch ein Augenblick!  
 Und sieht das holde Weib, mit einem Liebesgott  
 An ihrer Brust, vertieft, verschlungen in ihr Glück.

Ihr, denen die Natur, beim Eingang in dies Leben,  
 Den überschwenglichen Erbsatz  
 Für alles andre Glück, den unverlierbar'n Schatz,  
 Den alles Gold der Aareng-Zeben  
 Nicht kaufen kann, das Beste in der Welt,  
 Was sie zu geben hat, und was in's bessere Leben  
 Euch folgt, ein fühlend Herz und reinen Sinn gegeben,  
 Blickt hin und schaut — der heil'ge Vorhang fällt!

### Neunter Gesang.

Es ist nun Zeit, uns auch nach Fatmen umzuschauen,  
 Die wir, seit Rezia mit Hüon sich in's Meer  
 Gestürzt, im Schiff, allein und alles Trostes leer  
 Gelassen, Tag und Nacht das Schicksal ihrer Frauen  
 Bemeinend, und ihr eignes freilich auch.  
 Denn ach! sie weint, sie schreit, sie raupf ihr Haar vergebens;  
 Er ist verweht, mit einem einzigen Hauch  
 Verweht, der ganze Bau der Ruhe ihres Lebens.

Was soll nun aus ihr werden, so allein  
 In einem Schiff, von zügellosen Söhnen  
 Des rauhen Meers umringt, die ihren Jammer höhnen,  
 Mit frechen Augen schon, berauscht in feurigem Wein,  
 Verschlingen ihren Raub — was wird ihr Schicksal sein?  
 Zum Glück erbarmet sich der schutzberaubten Schönen  
 Ein unverhoffter Sturm, der in der zweiten Nacht  
 Die See zum Tummelplatz empörter Wogen macht.



Die Pinke treibt, indeß ein allgemeines Jagen  
Das Volk entnervt, auf ungewissem Meer  
Herum gejagt, bald west, bald südwärts hin und her;  
Bis, da der Winde Wuth in sieben schrecklichen Tagen  
Erschöpft ist, an den Strand von Tunis sich verschlagen  
Der Hauptmann steht. Den Zufall, der ihn sehr  
Zur Unzeit überrascht, in Vorthail zu verwandeln,  
Beschießt er, Fatmen hier als Sklavin zu verhandeln.

Denn Fatme, die kaum vier und dreißigmal  
Den Mai sein Blumenkleid entfalten  
Gesehn, war eine aus der Zahl  
Der lange blühenden Gestalten,  
Die nicht so leicht verwittern, noch veralten,  
Und die mit Reizen von Gewicht,  
Viel Feu'r im Blick, viel Grübchen im Gesicht,  
Euch für den Rosenkranz der Jugend schadlos halten.

Des Königs Gärtner kam durch Zufall auf den Platz,  
Wo alles das um hundert Sultaminen  
Zu kaufen war. Es schien Bemerkung zu verdienen.  
Er trat hinzu, besah's und fand, es sei ein Schatz.  
Sein grauer Kopf ward nicht zu Rath gezogen.  
Es fehlte, dünkt ihn, nichts in seinem Gulistan  
Als eben dies. Das Gold wird hurtig vorgewogen,  
Und Fatme duldet still, was sie nicht ändern kann.

Indeß verfolgt mit stets gewognem Winde  
Der treue Scherasmin den anbefohlenen Lauf.  
Kaum nahm Massiliens Port ihn wohlbehalten auf,  
So setzt er sich zu Pferd, und eilt so schnell, als stünde  
Sein Leben drauf, zum Kaiser nach Paris.  
Er hatte schon den Wart'erberg erstiegen  
Und sah im Morgenroth die Stadt noch schlummernd liegen,  
Als plötzlich sich sein Kopf an einen Zweifel stieß.

„Halt,“ sprach sein Geist zu ihm, „und eh' wir weiter traben,  
Bedenke wohl, was du beginnst, mein Sohn!  
Zwar sollte das dein weiser Schadel schon  
Zu Askalon erwogen haben,  
Dggleich der Wind, der dort in Hüons Segel blies,  
Dir wenig Zeit zum Ueberlegen ließ.  
Doch wenn wir ehrlich mit einander sprechen wollen,  
Du hättest damals dich ganz anders sträuben sollen.“

Denn, unter uns gesagt, es ist doch offenbar  
Kein Menschenfium in dieser Ambassade.  
Den Kaiser, der vorhin uns nie gewogen war,  
Erbittert sie gewiß im höchsten Grade.  
Am Ende wär' es nur um's reiche Kästchen Schade!  
Denn, wahrlich, mit der Hand voll Ziegenhaar,  
Und mit den Zähnen da, Gott weiß aus welchem Rachen,  
Wird deine Excellenz sehr wenig Eindruck machen.

Ja, wenn Herr Hüon selbst, mit stattlichem Geleite,  
Von Reifigen, Trabanten, und so fort,  
Und mit der Tochter des Kalifen an der Seite  
Herein geschritten wär', und hätte selbst das Wort  
Geführt, und mit gehörigen Grimassen,  
Wie einem Ritter, Duc und Pair  
Geziemt, auf rothem Sammt, von goldnen Quasten schwer,  
Die Sachen überreicht — da wollt' ich's gelten lassen!

Da kommt des Aufzugs Pracht, die Fei'rllichkeit, der Glanz  
Der Sultanstochter, an der Hand des stolzen Gatten,  
Kurz, jeder Umstand kommt dem andern da zu Statten,  
Und trägt das Seine bei, die Sache rund und ganz  
Zu machen. Karlen bleibt nichts weiter einzuwenden,  
Er hat den Glauben in den Augen und in Händen:  
Der Ritter hat sein Wort gehalten als ein Mann,  
Und fordert frei, was ihm kein Recht versagen kann.

Das alles geht auf einmal in die Brüche,  
Freund Scherasmin, wenn du nicht klüger bist  
Als der dich abgeschickt. Wohlan, was Rath's? was ist  
Zu thun? — Das Beste wär', auf allen Fall, er schliche  
Mit seinem Kästchen sich ganz sachte wieder ab,  
Eh' Jemand ihn bemerkt, und ritt' im großen Trab  
Geraden Wegs nach Rom, dem Freiport aller Frommen,  
Wo hoffentlich sein Herr inzwischen angekommen.“

So sprach zu Scherasmin sein beßrer Genius,  
Und da er ihm nach langem Ueberlegen  
Nichts Klügers, wie ihn dünkt, entgegen  
Zu setzen hatte, war sein endlicher Entschluß,  
Der guten Stadt Paris das Schulterblatt zu weisen,  
Und sporenstreichs nach Rom zu seinem Herrn zu reisen.  
Er übersteigt die Alpen, langet an,  
Und gleich sein erster Gang ist — nach dem Lateran.  
26\*



Allein, umsonst ermüdet er mit Fragen  
Nach seinem Herrn den Schweizer, der die Wacht  
Am Thore hat, umsonst das ganze Vorgemach,  
Kein Mensch kann ihm ein Wort vom Ritter Hüon sagen.  
Vergebens rennet er die Stadt von Haus zu Haus  
Und alle Kirchen und Spitäler fragend aus,  
Und schildert ihn vom Herse bis zur Scheitel  
Den Leuten vor, — all' seine Müh' ist eitel.

Vier ewige Wochen lang, und dann noch zwei dazu,  
Verweilt er sich in stets betrogenem Hoffen,  
Läßt keinen Tag sich selbst, noch Andern Ruh  
Mit Forschen, ob sein Prinz denn noch nicht eingetroffen;  
Und, da kein Warten hilft, beginnt er überlaut  
Den großen Schwur des Vaskenvolks zu fluchen,  
Und schwört, so weit der Himmel blaut,  
In einem Pilgerkleid den Ritter aufzusuchen.

Was konnt' er anders thun? Sein Geld war aufgezehrt,  
Und eine Perle nur vom Kästchen anzugreifen  
(Das billig hundertfachen Werth  
In Hüons Augen hat, weil's Oberon ihm verehrt),  
Eh' ließ er sich den Balg vom Leibe streifen!  
Von einem Pilgersmann wird weder Gold begehrt,  
Noch Silbergeld; er kann mit Muschelschalen  
Und Litanei'n die halbe Welt bezahlen.

So bettelt nun zwei Jahre lang und mehr  
Der treue unverdroßne Alte  
Sich durch die Welt, die Länge und die Quer,  
Und macht an jedem Port, auf jeder Insel Halte,  
Fragt überall vergebens seinem Herrn  
Und seiner Dame nach — bis ihn zuletzt sein Stern,  
Und ein geheimer Trieb, der seine Hoffnung schüret,  
Nach Tunis vor die Thür des alten Gärtners führt.

Er setzt sich dort auf eine Bank von Stein,  
Am, müd' und schwach von langem Fasten,  
Im Schatten da ein wenig auszuasten,  
Und eine Sklavin bringt ihm etwas Brod und Wein.  
Sie sieht dem Mann im braunen Pilgerkleide  
Erstaunt in's Aug', und er der Sklavin ebenfalls,  
Und, sich mit einem Schrei des Schreckens und der Freude  
Erkennend, fallen sie einander um den Hals.

„Bist du es, Fatme,“ ruft an ihrer nassen Wange  
Der Pilger freudig aus; „ist's möglich? — Ach, schon lange  
Ließ Scherasmin die Hoffnung sich vergehn!  
Ist's möglich, daß wir uns zu Tunis wieder sehn?  
Was für ein Wind hat euch in diese Heidenlande  
Verweht? Und wo ist Hüon und Amande?“  
„Ach, Scherasmin,“ schreit Fatme laut, und bricht  
In Thränen aus — „sie sind — ich Arme! — frage nicht!“

„Was sagst du?“ ruft der Alte — „Gott verhüte!  
Was sind sie? Sprich!“ — „Ach, Scherasmin, sie sind —“  
Mehr bringt sie nicht heraus. Das stockende Geblüthe  
Erstickt die Red' in ihrer Brust. — „Sie sind? —  
O Gott!“ schluchzt Scherasmin, und weinet wie ein Kind  
An Fatmens Hals — „in ihrer vollen Blüthe!  
Das ist zu hart! Allein mir schwante lang' vorher  
Nichts Gutes! Fatme — ach, die Probe war zu schwer!“

Sobald die gute Frau zum täglichen Berichte  
Nur wieder Athem hat, erzählt sie Stück für Stück,  
Von seiner Abreis' an bis auf den Augenblick  
Der Schreckensnacht — da, beim aufstachelnden Lichte  
Der Blitze, Mezia durch alles Volk, das dichte  
Auf Hüon drängt, sich stürzt, den Arm in Liebeswuth  
Um den Geliebten schlingt und in die wilde Flut  
Ihn mit sich reißt, — die traurige Geschichte.

Drauf sitzen sie wohl eine Stunde lang  
Beisammen, sich recht satt zu klagen und zu weinen,  
Und beide sich, aus treuem Liebesdrang,  
Zum Preis des schönsten Paares zu vereinen,  
Das je die Welt geziert. „Nein,“ ruft sie vielmals, „nie,  
Nie werd' ich eine Frau, wie diese, wieder sehn!“  
„Noch ich,“ ruft Scherasmin, in gleicher Melodie,  
„Je einem Fürstensohn wie er zur Seite stehen!“

Zulezt, nachdem er sich wohl dreimal sagen lassen,  
Wie alles sich begab, geht ihm ein schwacher Schein  
Von Glauben auf, und läßt ihn Hoffnung fassen,  
Sie könnten beide doch vielleicht gerettet sein.  
Je mehr er es bedenkt, je minder geht ihm ein,  
Daß Oberon auf ewig sie verlassen.  
In allem dem, was er für sie gethan,  
War Absicht, wie ihn deucht, und ein geheimer Plan.



Bei diesem schwachen Hoffnungsschimmer,  
Der wie ein fernes Licht in tiefer Nacht ihm scheint,  
Entschließt er sich, von Fatmen nun sich nimmer  
Zu trennen, und, mit ihr durch gleichen Schmerz vereint,  
Des Schicksals Aufschlug hier in Tunis abzuwarten.  
Durch ihren Vorschub tauscht er Pilgerstab und Kleid  
Mit einem Sklavenwams und einem Grabesheit,  
Und dient um Tagelohn im königlichen Garten.

Indessen Fatme und der wackre Scherasmin  
Die Blumenfelder, die sie bauen,  
Wie ihrer Lieben Grab, mit Thränen oft bethauen,  
Sieht Hilon, seit sein prüfend Schicksal ihn  
In jene Einsiedlei, voll Anmuth und voll Grauen,  
Verbannt, nicht ohne Gram den dritten Frühling blühen.  
Unmöglich kann er noch sein Heldenherz entwöhnen,  
In's Weltgetümmel sich mit Macht zurück zu sehnen.

Der kleine Hilonet, das schönste Mittelkind  
Von mütterlichem Reiz und väterlicher Stärke,  
Das je am Hals von einer Göttin hing,  
Und wahrlich doch zu anderm Tagewerke  
Bestimmt, als mit der Art auf seiner Schulter einst  
In's Holz zu gehn, vermehrt nur seinen Kummer.  
Auch dich, o Mezia, in Nächten ohne Schlummer,  
Belauscht dein Engel oft, wenn du im Stillen weinst.

Tief fühlt ihr beid' in dieser Jugendblüthe,  
Daß Abgeschiedenheit euch unnatürlich ist,  
Fühlt Kraft zu edlern Thun in eurer Brust, vermißt  
Des Heldenjuns, der unbegrenzten Güte  
Gleich unbegrenzten Kreis! — Umsonst bemühen sie sich,  
Die Thräne, die dem abgewandten Aug' entschlich,  
Dem alten Vater zu verhehlen;  
Ihr Lächeln täuscht ihn nicht, er liest in ihren Seelen.

Und ob ihm diese Welt gleich nichts mehr ist, doch stellt  
Er sich an ihren Platz, in das, was sie verloren,  
Was ihnen zugehört, wozu sie sich geboren  
Empfinden — fühlt aus ihrer Brust, und hält  
Die Thräne für gerecht, die sie vor ihm aus Liebe  
Verbergen, tadelt nicht die unfreiwilligen Triebe,  
Und frecht sie nur, so lang' als ihren Lauf  
Das Schicksal hemmt, zu stillem Hoffen auf.

An einem Abend einst — das Tagewerk war vollbracht,  
Und alle drei (Amanda mit dem Knaben  
Auf ihrem Schooß), um an der herrlichen Pracht  
Des hell gestirnten Himmels sich zu laben,  
Sie saßen vor der Hütt' auf einer Rasenbank,  
Versenkten sich mit ahnungsvollem Grauen  
In dieses Wundermeer, und blickten stillen Dank  
Zu ihm, der sie erschuf — gen Himmel aufzuschauen:

Da fing der fromme Greis, mit mehr gerührtem Ton  
Als sonst, zu reden an von diesem Erdenleben  
Als einem Traum, und vom Hinüberschweben  
In's wahre Sein. — Es war, als wehe schon  
Ein Hauch von Himmelsluft zu ihm herüber,  
Und trag' ihn sanft empor, indem er sprach.  
Amanda fühl't's; die Augen gehn ihr über,  
Ihr ist's, als sähe sie dem Halbverschlundnen nach.

„Mir,“ fuhr er fort, „mir reichen sie die Hände  
Vom Ufer jenseits schon — mein Lauf ist bald zu Ende;  
Der eurige beginnt kaum, und viel,  
Viel Trübsal noch, auch viel der besten Freuden  
(Oft sind's nur Stärkungen auf neue größre Leiden)  
Erwarten euch, indeß ihr unvermerkt dem Ziel  
Euch nähert. Beides geht vorüber,  
Und wird zum Traum, und nichts begleitet uns hinüber;

Nichts als der gute Schatz, den ihr in euer Herz  
Gesammelt, Wahrheit, Lieb' und innerlicher Frieden,  
Und die Erinnerung, daß weder Lust noch Schmerz  
Euch je vom treuen Gang an eure Pflicht geschieden.“  
So sprach er Vieles noch; und als sie endlich sich  
Zur Ruh' begaben, drückt' er, wie sie dünkte,  
Sie wärmer an sein Herz, und eine Thräne blinkte  
In seinem Aug', indem er schnell von ihnen wich.

In eben dieser Nacht, von dunkeln Vorgefühlen  
Der Zukunft aufgeschreckt, erhob Titania  
Die Augen himmelwärts — und alle Rosen fielen  
Von ihren Wangen ab, indem sie stand, und sah  
Und laß. Sie rief den lieblichen Gespielen,  
Mit ihr zu sehen, was in diesem Hün geschah,  
Und wie zu unglücksschwangern Bügen  
Amandens Sterne schon sich an einander fügen.



Und, dicht in Schatten eingeskleiert, fliegt  
 Sie schnell dem Lager zu, wo zwischen Mandelbäumen  
 (Der Knabe neben ihr) die Königstochter liegt,  
 Aus ihrem Schlaf von ahnungsvollen Träumen  
 Oft aufgestört. Titania berührt  
 Die Brust der Schläferin (damit die Unruh' schweige,  
 Die in ihr klopft) mit ihrem Rosenzweige,  
 Und raubt den Knaben weg, der nichts davon verspürt.

Sie kommt zurück mit ihrem schönen Raube,  
 Und spricht zu ihren Grazien: „Ihr seht  
 Das grausame Gestirn, das ob Amanden steht!  
 Gilt, rettet dieses Kind in meine schönste Laube,  
 Und pfeget fein, als wär's mein eigner Sohn.“  
 Drauf zog sie aus dem Kranz um ihre Stirne  
 Drei Rosenknospen aus, gab jeder holden Dirne  
 Ein Knöschen hin, und sprach: „Hinweg, es dämmert schon!

Thut, wie ich euch gesagt, und alle Tag' und Stunden  
 Schaut eure Rosen an; und wenn ihr alle drei  
 Zu Lilien werden seht, so merket dran, ich sei  
 Mit Oberon versöhnt und wieder neu verbunden.  
 Dann eilet mit Amandens Sohn herbei,  
 Denn mit der meinen ist auch ihre Noth verschwunden.“  
 Die Nymphen neigten sich, und flohn  
 In einem Wölkchen schnell hinweg mit Hüons Sohn.

Raum war der Morgen aufgegangen,  
 So sucht mit bebendem unruhigem Verlangen  
 Amanda ihren Freund, der seine Lagerstatt,  
 Fern von Alphons und ihr, in einem Felsen hat.  
 So hastig eilt sie fort, daß sie (was nie geschehen,  
 Seitdem sie Mutter war) vor lauter Eil' vergißt,  
 Nach ihrem Sohn, der noch ihr Schlafgefelle ist,  
 Und ruhig (glaubt sie) schläft, vorher sich umzusehen.

Sie findet ihren Mann, im Garten irrend, auf,  
 Und beide nehmen auf der Stelle,  
 Was sie besorgen, sich verbergend, nach der Zelle  
 Des alten Vaters ihren Lauf.  
 Wie klopft ihr Herz, indem sie seinem Lager  
 Sich langsam nahn! Er liegt, die Hände auf sein Herz  
 Gefaltet, athemlos, sein Antlitz bleich und hager,  
 Doch edel jeder Zug, und rein, und ohne Schmerz.

„Er schlummert nur,“ spricht Rezia, und legt  
 Die Hand, so leicht, daß sie ihn kaum berührt,  
 Auf seine Hand — und, da sie kalt sie spürt,  
 Und keine Ader mehr sich regt,  
 Sinkt sie in stiller Wehmuth auf den blassen  
 Erstarrten Leichnam hin; ein Strom von Thränen bricht  
 Aus ihrem Aug' und badet sein Gesicht:  
 „O Vater,“ ruft sie aus, „so hast du uns verlassen!“

Sie rafft sich auf, und sinkt an Hüons Brust,  
 Und beide werfen nun sich bei der kalten Hülle  
 Der reinsten Seele hin, in ehrfurchtsvoller Stille,  
 Und sättigen die schmerzlich süße Lust.  
 Zu weinen, — drücken oft, um endlich wegzugehen,  
 Auf seine Hand der Liebe letzten Zoll,  
 Und bleiben immer, nie gefühlter Regung voll,  
 Bei dem geliebten Bild, als wie bezaubert, stehen.

Es war, als sähen sie auf seinem Angesicht  
 Die Dämmerung von einem neuen Leben,  
 Und wie von reinem Himmelslicht  
 Den Wiedersein um seine Stirne weben,  
 Der schon zum geist'gen Leib den Erdenstoff verfeint,  
 Und um den stillen Mund, der eben  
 Vom letzten Segen noch sich sanft zu schließen scheint,  
 Ein unvergängliches, kaum sichtbar's Lächeln schweben.

„Ist dir's nicht auch“ (ruft Hüon, wie entzückt,  
 Amanden zu, indem er aufwärts blickt),  
 „Als fall' aus jener Welt ein Strahl in deine Seele?  
 So fühl' ich nie der menschlichen Natur  
 Erhabenheit! noch nie dies Erdenleben mir  
 Als einen Weg durch eine dunkle Höhle  
 In's Reich des Lichts! nie eine solche Stärke  
 In meiner Brust zu jedem guten Werke!“

Zu jedem Opfer, jedem Streit  
 Wie diese Kraft, nie diese Munterkeit,  
 Durch alle Prüfungen mich männlich durchzukämpfen!  
 Laß sein, Geliebte, daß der Trübsal viel  
 Noch auf uns harret — sie nähert uns dem Ziel!  
 Nichts soll uns muthlos sehn, nichts diesen Glauben dämpfen!“  
 So spricht er, sich mit ihr von diesem heiligen Ort  
 Entfernend — und ihn nimmt das Schicksal gleich beim Wort.



Denn, wie sie Hand in Hand nun wieder  
Hervor gehn aus der Zell', und ihre Augenlider  
Erheben — Gott! was für ein Anblick stellt  
Sich ihren Augen dar! In welche fremde Welt  
Sind sie versetzt! Verschwunden, ganz verschwunden  
Ist ihr Elysium, der Hain, die Blumenflur.  
Versteinert stehn sie da. Ist's möglich? Keine Spur,  
Sogar die Stätte wird nicht mehr davon gefunden!

Sie stehn an eines Abgrunds Rand,  
Umringt, wohin sie schauernd sehen,  
Von überhängenden gebrochenen Felsenhöhen;  
Kein Gräschen mehr, wo einst ihr Garten stand!  
Vernichtet sind die lieblichen Gebüsche,  
Der dunkle Nachtigallenwald  
Zerstört! Nichts übrig, als ein gräßliches Gemische  
Von schroffen Klippen, schwarz, und öd' und ungestalt!

Zu welchen neuen Jammerscenen  
Bereitet sie dies grause Schauspiel vor?  
„Ach,“ rufen sie, und heben, schwer von Thränen,  
Den kummervollen Blick zum heil'gen Greis empor:  
„Ihm wurde dies Gebirg in Frühlingschmuck gekleidet,  
Dies Eden ihm gepflanzt; um seinetwillen nur  
Genossen wir's, und Schicksal und Natur.  
Verfolgen uns auf's neu', sobald er von uns scheidet!“

„Ich bin gefaßt,“ ruft Rezia, und schlingt  
Ein Ach zurück, das ihrer Brust entsteigt.  
Unglückliche! der Tag, der all' dies Unglück bringt,  
Hat dir noch nicht das Schrecklichste gezeigt!  
Sie eilt dem Knaben zu, den sie vor Kurzem, süß  
Noch schlummernd (wie sie glaubt), verließ;  
Er ist ihr letzter Trost; des Schicksals härtesten Schlägen  
Weht sie getrost, mit ihm auf ihrem Arm, entgegen.

\* Sie fliegt dem Lager zu, wo er  
An ihrer Seite lag, und, wie vom Blitz getroffen,  
Schwankt sie zurück — der Knab' ist weg, das Lager leer.  
Hat er sich aufgerafft? Hand er die Thüre offen  
Und suchte sie? O Gott! wenn er verunglückt wär?  
Entsetzlich! — Doch vielleicht hat um die Hütte her,  
(So denkt sie zwischen Angst und Hoffen)  
Vielleicht im Garten nur der Kleine sich verlossen?

Im Garten? ach! der ist nun felsiger Ruin!  
Sie stürzt hinaus, und ruft mit bebenden Lippen  
Den Knaben laut beim Namen, sucht ihn  
Ringsum, mit Todesangst, in Höhlen und in Klippen.  
Der Vater, den ihr Schrein herbei gerufen, spricht  
Umsonst den Trost ihr zu, woran's ihm selbst gebricht:  
„Er werde sich gewiß in diesen Felsgewinden  
Gesund und frisch auf einmal wieder finden.“

Zwei Stunden schon war alle ihre Müß'  
Vergeblich. Ach! umsonst, laut rufend, irren sie  
Tief im Gebirg umher, besteigen alle Spitzen,  
Durchkriechen alle Felsenritzen,  
Und lassen sich, um wenigstens sein Grab  
Zu finden, kummervoll in jede Kluft hinab:  
Ach! keine Spur von ihm entdeckt sich ihrem Blicke  
Und von den Felsen hallt ihr eigner Ton zurücke.

Das Unbegreifliche des Zufalls, daß ein Kind  
Von seinem Alter sich verliere,  
An einem Ort, wo weder wilde Thiere  
Noch Menschen (wilder oft als jene) fürchtbar sind,  
Nehrt ihre Angst; doch nährt es auch ihr Hoffen:  
„Es kann nicht anders sein, er hat sich nur verlossen,  
Und schließ vielleicht auf irgend einem Stein,  
Vom Wandern müd, in seiner Unschuld ein.“

Auf's neue wird der ganze Felsenrücken,  
Wird jeder Winkel, jeder Strauch,  
Der ihn vielleicht versteckt, durchsucht mit Falkenblicken.  
Die Umrüh' treibt sogar, wie unwahrscheinlich auch  
Die Hoffnung ist, ihn dort lebendig aufzuspüren,  
Sie bis zum Strand herab, wo, unter dem Gemisch  
Von aufgethürmtem Sand und sumpfigem Gebüsch,  
Sie endlich unmerklich einander selbst verlieren.

Auf einmal schreckt Amandens Ohr  
Ein ungewohnter Ton. Ihr deucht, es glich dem Schalle  
Von Stimmen. Doch, weil's wieder sich verlor,  
Und sie bei einem Wasserfalle,  
Der mit betäubendem Getöse über'n Rand  
Von einem hohen Felsenbogen  
Herunter stürzt, sich ziemlich nah befand,  
Glaubt sie, sie habe sich betrogen.



Ihr schwanet nichts von größerer Gefahr,  
Ihr einziger Gedank' ist ihres Sohnes Leben:  
Und plötzlich, da sie kaum um einen Hügel, neben  
Dem Wasserfall, herum gekommen war,  
Sieht sie, bestürzt, von einer rohen Schaar  
Schwarzgelber Männer sich umgeben,  
Und hinter einem hohen Riff  
Erblickt sie in der Bucht ein ankernd Ruder Schiff.

Sie hatten kurz zuvor, um Wasser einzunehmen,  
Vor Anker hier gelegt, und waren noch damit  
Beschäftigt: als, mit schnell gehemmtem Schritt,  
Auf einmal eine Frau vor ihre Augen tritt,  
Gemacht, beim ersten Blick die schönsten zu beschämen.  
Erstaunen schien sie alle schier zu lähmen,  
An diesem öden Ort, den sonst der Schiffer fleucht,  
Ein junges Weib zu sehn, die einer Göttin gleicht.

Der Schönheit Anblick macht sonst rohe Seelen milder,  
Und Tiger schmiegen sich zu ihren Füßen hin:  
Doch diese fühlen nichts. Ihr stumper Räuber Sinn  
Berechnet sich den Werth der schönsten Frauenbilder  
(Von Marmor oder Fleisch, gleichviel!) mit kaltem Blut  
Blos nach dem Marktpreis, just wie andres Kaufmannsgut.  
„Hier,“ ruft der Hauptmann, „sind zehn tausend Sultanninen  
Mit einem Griff, so gut wie hundert, zu verdienen.“

Auf, Kinder, greifet zu! So ein Gesicht wie dies  
Gilt uns zu Tunis mehr als zwanzig reiche Ballen:  
Der König, wie ihr wißt, liebt solche Nachtigallen;  
Und dieser wilden hier gleicht von den Schönen allen  
In seinem Harem nichts. Ihr reichet Almanjaris,  
Die Königin, so schön sie ist, gewiß  
Das Wasser kaum. Wie wird der Sultan brennen!  
Der Zufall hätt' uns traun! nicht besser führen können.“

Indeß der Hauptmann dies zu seinem Volke sprach,  
Steht Mezia, und denkt zwei Augenblicke nach,  
Was hier zu wählen ist. „Sind diese Leute Feinde,  
So hilft die Flucht mir nichts, da sie so nahe sind:  
Vielleicht daß Edelmuth und Bitten sie gewinnt.  
Ich geh', und rede sie als Freunde,  
Als Retter an, die uns der Himmel zugesendet.  
Vielleicht ist's unser Glück, daß sie hier angelandet.“

Dies denkend, geht, mit unschuldsvoller Ruh  
Im offenen Blick, und mit getrosten Schritten,  
Das edle schöne Weib auf die Korsaren zu:  
Allein sie bleiben taub bei ihren sanften Bitten.  
Die Sprache, die zu allen Herzen spricht,  
Rührt ihre eisernen entmenschten Seelen nicht.  
Der Hauptmann winkt; sie wird umringt, ergriffen,  
Und alles läuft und rennt, die Beute einzuschiffen.

Auf ihr erbärmliches Geschrei,  
Das durch die Felsen hallt, fliehet Hüon voller Schrecken  
Den Wald herab, zu ihrer Hülf' herbei.  
Ganz außer sich, sobald ihm, was es sei,  
Die Bäume länger nicht verdecken,  
Ergreift er in der Noth den ersten knot'gen Stecken,  
Der vor ihm liegt, und stürzt, wie aus der Wolken Schooß  
Ein Donnerkeil, auf die Barbaren los.

Sein holdes Weib zu sehn, die mit blutrünst'gen Armen  
Sich zwischen Räubertaken sträubt,  
Der Anblick, der zu Tigerwuth ihn treibt,  
Macht bald den Eichenstoc in seiner Faust erwarmen.  
Die Streiche fallen hageldicht  
Auf Köpfe und Schultern ein mit stürzendem Gewicht.  
Er scheint kein Sterblicher; sein Auge sprühet Funken  
Und sieben Mohren sind schon vor ihm hingesunken.

Bestürzung, Scham und Grimm, von einem einz'gen Mann  
Den schönen Raub entriffen sich zu sehen,  
Spornet alle andern an, auf Hüon loszugehen,  
Der sich, so lang' er noch die Arme regen kann,  
Unbändig wehrt; bis, da ihm im Gedränge  
Sein Stoc entfällt, die überlegne Menge  
(Wiewohl er rasend schlägt und stößt und um sich beißt)  
Ihn endlich übermannt und ganz zu Boden reißt.

Mit einem Schrei gen Himmel sinkt Amande  
In Ohnmacht, da sie ihn erwirgt zu sehen glaubt.  
Man schleppt sie nach dem Schiff, indeß das Volk am Strande  
Auf den Gefallnen stürmt, und tobt und Rache schnaubt.  
Ihm einen schnellen Tod zu geben,  
Wär's auch der blutigste, deucht sie Gelindigkeit:  
„Nein,“ ruft der Hauptmann aus, „um desto längre Zeit  
Der Lede grausamsten zu sterben, soll er leben!“



Sie schleppen ihn tief in den Wald hinein,  
So weit vom Strand, daß auch sein lautstes Schrein  
Kein Ohr erreichen kann, und binden ihn mit Stricken  
Um Arm und Bein, um Hals und Rücken,  
An einen Baum. Der Unglücksel'ge blickt  
Zum Himmel auf, verstummend und erdrückt  
Von seines Elends Last; und laut frohlockend fahren  
Mit ihrem schönen Raub nach Tunis die Barbaren.

### Zehnter Gesang.

Schon sinkt der Tag, und trauernd wirft die Nacht  
(Ach! nicht vertraulich mehr in süßer Herzensfülle  
Von Liebenden und Freunden zugebracht)  
Mitleidig ihre trübste Hülle  
Um's öde Eiland her, wo aus der tiefen Stille  
Nun keinen Morgen mehr der Freude Lied erwacht;  
Nur ein Verlassener von allem, was er liebet,  
Der Pflichten schrecklichste durch stilles Dulden übet.

Ihn hört Titania, in ein Gewölk verhüllt,  
Tief aus dem Wald herauf in langen Pausen ächzen,  
Sieht den Unglücklichen in stummer Angst verlechzen,  
Und wendet sich von ihm. Denn, ach! vergebens schwillt  
Ihr zartes Herz von innigem Erbarmen.  
Ein stärker Zauber stößt mit unaufhaltbar'n Armen  
Sie weg von ihm; und wie sie über'm Strand  
Dahin schwebt, blinkt vor ihr ein Goldreif aus dem Sand.

Amanda hatte ihn, im Ringen mit den Söhnen  
Des Raubes, unvermerkt vom Finger abgestreift.  
Die Elfenkönigin, indem sie ihn ergreift,  
Erkennt den Talisman, dem alle Geister fröhnen.  
„Bald,“ ruft sie freudig, „ist das Maß des Schicksals voll!  
Bald werden wieder dich die Sterne mir versöhnen.  
Geliebter! Dieser Ring verband uns einst; er soll  
Zum zweitenmal zu meinem Herrn dich krönen!“

Inzwischen hatte man im Schiff, mit großer Müß',  
Amanden, die in Ohnmacht lag, in's Leben  
Zurück gerufen. Kaum begabte sie  
Die schweren Augen trostlos zu erheben,  
So fiel vor ihr der Hauptmann auf die Knie  
Und bat sie, sich dem Gram nicht länger zu ergeben:  
„Dein Glück ist's,“ sprach er, „blos, wovon ich Werkzeug bin;  
In wenig Tagen bist du unsre Königin.“

Besorge nichts von uns, wir sind nur, dich zu schützen  
Und dir zu dienen, da: dich, Schönste, zu besitzen  
Ist nur Almansor werth, der dir an Reizen gleicht.  
Er wird beim ersten Blick in deinen Fesseln liegen;  
Und, glaube meinem Wort, du wirst ihn mit Vergnügen  
Zu deinen Füßen sehn.“ Der Hauptmann spricht's und reicht  
(Um allen Argwohn, den sie hegen mag, zu stillen)  
Ein reiches Tuch ihr dar, sich ganz darein zu hüllen.

„Der ist des Todes“ (fährt er fort,  
Mit einem Blick und Ton, der alles Volk am Bord  
Erzittern macht), „der je des Frevels sich verwäget  
Und seine Hand an diesen Schleier leget!  
Betrachtet sie von diesem Augenblick  
Als ein Juwel, das schon Almansorn angehöret.“  
Er sagt's, und zieht, damit sie ungestört  
Der Ruhe pflegen kann, kniebeugend sich zurück.

Amanda, ohne auf des Räubers Wort zu hören,  
Bewegungslos, betäubt von ihrem Unglück, sitzt,  
Die Hände vor der Stirn, die Arme aufgestützt  
Auf ihre Knie', mit starren, thränenleeren  
Erloschnen Augen da. Ihr Jammer ist zu groß,  
Ihn anzusprechen, ihn zu tragen,  
Ihr starkes Herz zu zart. Ach! diesen letzten Stoß  
Erträgt sie nicht! Sie sinkt, doch sinkt sie ohne Klagen.

Sie schaut nach Trost sich um, und findet keinen; leer  
Und hoffnungslos, und Nacht, wie ihre Seele,  
Ist alles, alles um sie her;  
Die ganze Welt verkehrt in eine Mörderhöhle!  
Sie starrt zum Himmel auf — auch der  
Hat keinen Trost, hat keinen Engel mehr!  
Am Abgrund der Verzweiflung, wo sie schwebet,  
Steht noch der Tod allein, der sie im Sinken hebet.



Mitleidig reicht er ihr die abgezehrte Hand,  
Der letzte, treueste Freund der Leidenden! Sie steigt  
Hinab mit ihm in's stille Schattenland,  
Wo aller Schmerz, wo aller Jammer schweiget;  
Wo keine Kette mehr die freie Seele reibt,  
Die Scenen dieser Welt wie Kinderträume schwinden,  
Und nichts aus ihr als unser Herz uns bleibt:  
Da wird sie alles, was sie liebte, wiederfinden!

Wie ein verblutend Lamm, still duldend, liegt sie da,  
Und senkt dem letzten Augenblick entgegen:  
Als, in der stillen Nacht, sich ihr Titania  
Trost bringend naht. Ein unsichtbarer Regen  
Von Schlummerdülften stärkt der schönen Dulderin  
Matt schlagend Herz, und schläft den äußern Sinn  
Unmerklich ein. Da zeigt sich ihr im Traumgesichte  
Die Elfenkönigin in ihrem Rosenlichte.

„Auf!“ spricht sie; „fasse Muth! dein Sohn und dein Gemahl,  
Sie athmen noch, sind nicht für dich verloren.  
Erkenne mich! Wenn du zum drittenmal  
Mich wieder siehst, dann ist, was Oberon geschworen,  
Erfüllt durch eure Tren'. Ihr endet unsre Pein,  
Und wie wir glücklich sind, so werdet ihr es sein.“  
Mit diesem Wort zerfließt die Göttin in die Lüfte,  
Doch wehen, wo sie stand, noch ihre Rosendülfe.

Amand' erwacht, erkennt an ihrem Duft  
Und Rosenglanz, die nur allmählig schwanden,  
Die göttergleiche Frau, die in der Felsengruft,  
Gleich unverhofft, ihr ehemals beigestanden.  
Gerührt, beschämt von diesem neuen Schutz,  
Ergreift ihr Herz mit dankbarlichem Beben  
Dies Pfand von ihres Sohns und ihres Hüons Leben,  
Und heut mit ihm nun jedem Schicksal Truh.

Ach! wüßte sie, was ihr (zu ihrem Glücke)  
Verborgen bleibt, wie trostlos diese Nacht  
Ihr unglücksel'ger Freund, mit siebenfachem Stricke  
An einen Eichenstamm gebunden, zugebracht,  
Wie bräch' ihr Herz! — Und er, vor dessen Augenblitze  
Nichts dunkel ist, der gute Schutzgeist, weißt?  
Er steht, am Quell des Nils, auf einer Felsenspitze,  
Die, ewig unbewölkt, die reinsten Lüfte theilt.

Den ernststen Blick dem Eiland zugekehrt,  
Wo Hüon schmachtet, steht der Geisterfürst, und hört  
Sein Aechzen, das aus tiefer Ferne  
Zu ihm herüber bebt, — schaut nach dem Morgensterne,  
Und hüllt sich seufzend ein. Da nähert aus der Schaar  
Der Geister, die theils einzeln, theils in Ringen,  
Ihn überall begleiten und umschwingen,  
Sich einer ihm, der sein Vertrauter war.

Erblassend, ohne Glanz, naht sich der Sylphe, blickt  
Ihn schweigend an, und seine Augen fragen  
Dem Kummer nach, der seinen König drückt;  
Denn Ehrfurcht hält ihn ab, die Frage laut zu wagen.  
„Schau auf,“ spricht Oberon. Und mit dem Worte weist  
In einer Wolke, die mit ausgespanntem Flügel  
Vorüber fährt, sich dem bestürzten Geist  
Des armen Hüons Bild als wie in einem Spiegel.

Versunken in der tiefsten Noth,  
An seines Herzens offenen Wunden  
Verblutend, steht er da, verlassen und gebunden  
Im öden Wald, und stirbt den langen Martertod.  
In diesem hoffnungslosen Stande  
Schwellt seine Seele noch das zürnende Gefühl:  
„Verdient' ich das? verdiente das Amande?  
Ist unser Elend nur den höhern Wesen Spiel?“

Wie untheilnehmend bleibt bei meinem furchtbar'n Leiden,  
Wie ruhig alles um mich her!  
Kein Wesen fühlt mit mir; kein Sandkorn rückt am Meer  
Aus seinem Plaz, kein Blatt in diesen Laubgebäuden  
Fällt meinerwegen ab. Ein scharfer Kiesel war',  
Um meine Bande durchzuschneiden,  
Genugsam“ — Ach! im ganzen Raum der Zeit  
Ist keine Hand, die ihm dazu Bewegung leiht!

„Und doch, wenn meine Noth zu wenden,  
Dein Wille war', o du, der mich dem Tod so oft  
Entrissen, wenn ich es am wenigsten gehofft,  
Es würden alle Zweig' in diesem Wald zu Händen  
Auf deinen Wink!“ — Ein heil'ger Schauer blüht  
Durch sein Gebein mit diesem Himmelsjunkten;  
Die Stricke fallen ab; er schwankt, wie nebeltrunken,  
In einen Arm, der ihn unsichtbar unterstützt.



Es war der Geist, dem Oberon die Geschichte  
Des treuen Paars im Bilde sehen ließ,  
Der diesen Dienst ihm ungesucht erwies.  
Der Sohn des Lichts erlag dem kläglichen Gesichte.  
„Ach!“ rief er, inniglich betrübt,  
Und sank zu seines Meisters Füßen,  
„So strafbar als er sei, kommst du, der ihn geliebt,  
Vor seiner Noth dein großes Herz verschließen?“

„Der Erdensohn ist für die Zukunft blind.“  
Erwidert Oberon; „wir selbst, du weißt es, sind  
Des Schicksals Diener nur. In heil'gen Finsternissen,  
Hoch über uns, geht sein verborgner Gang;  
Und, willig oder nicht, zieht ein geheimer Zwang  
Uns alle, daß wir ihm im Dunkeln folgen müssen.  
In dieser Kluft, die mich von Hilon trennt,  
Ist mir ein einzigs noch für ihn zu thun vergönnt.“

„Flieg hin und mach' ihn los, und trag' ihn auf der Stelle,  
So wie er ist, nach Tunis, vor die Schwelle  
Des alten Ibrahim, der, nahe bei der Stadt,  
Die Gärten des Serails in seiner Aufsicht hat.  
Dort leg' ihn auf die Bank von Steinen,  
Hart an die Hüttenthür, und eile wieder fort:  
Doch hüte dich, ihm sichtbar zu erscheinen,  
Und mach' es schnell, und sprich mit ihm kein Wort.“

Der Sylphe kommt, so rasch ein Pfeil vom Bogen  
Das Ziel erreicht, bei Hilon angelogen,  
Löst seine Bande auf, beladet sich mit ihm,  
Und trägt ihn, über Meer und Länder, durch die Lüfte  
Bis vor die Thür des alten Ibrahim;  
Da schüttelt er von seiner starken Hüfte  
Ihn auf die Bank, so sanft als wie auf Flaum.  
Dem guten Ritter deucht, was ihm geschieht, ein Traum.

Er schaut erstaunt umher, und sucht sich's wahr zu machen:  
Doch alles, was er sieht, bestätigt seinen Wahn.  
Wo bin ich? fragt er sich, und fürchtet zu erwachen.  
Indem beginnt, nicht fern von ihm, ein Hahn  
Zu krähen, und bald der zweite und der dritte:  
Die Stille flieht, des Himmels goldnes Thor  
Eröffnet sich, der Gott des Tages geht hervor,  
Und alles lebt und regt sich um die Hütte.

Auf einmal knarrt die Thür, und kommt ein langer Mann  
Mit grauem Bart, doch frisch und roth von Wangen,  
Ein Grabscheit in der Hand, zum Haus heraus gegangen,  
Und beide sehn zugleich, was keiner glauben kann,  
Herr Hilon seinen treuen Alten  
In einem Sklavenwams — der gute Scherasmin  
Den werthen Herrn, den er für todt gehalten,  
In einem Aufzug, der nicht glückweissagend schien.

„Ist's möglich?“ rufen alle beide  
Zu gleicher Zeit — „Mein bester Herr!“ — „Mein Freund!“  
„Wie finden wir uns hier?“ — Und außer sich vor Freude,  
Umfaßt der alte Mann des Prinzen Knie, und weint  
Auf seine Hand. Ihn herzlich zu umfassen,  
Bückt Hilon sich zu ihm herunter, hebt  
Ihn zu sich auf, und küßt ihn auf die Wangen.  
„Gott Lob,“ ruft Scherasmin, „nun weiß ich, daß ihr lebt!“

Was für ein guter Wind trug euch vor diese Schwelle?  
Doch zum Erzählen ist der Ort hier nicht geschikt;  
Kommst, lieber Herr, mit mir in meine Zelle,  
Ob' Jemand hier beisammen uns erblickt.  
Auf allen Fall seid ihr mein Nefse Hassan“ (flüstert  
Er ihm in's Ohr), „ein junger Handelsmann  
Von Halep, der die Welt zu sehn gelüstert,  
Und Schiffsbruch litt, und mit dem Leben nur entrann.“

„Ja, leider! blieb mir nichts“, seufzt Hilon, als ein Leben,  
Das keine Wohlthat ist!“ — „Das wird sich alles geben“,  
Erwidert Scherasmin, und schiebt sein Kämmerlein  
Ihm hurtig auf, und schließt sich mit ihm ein.  
„Da“, spricht er, „nehmet Platz“; bringt dann auf einem Teller  
Das Beste, was sein kleiner Vorrathskeller  
Vermag, herbei, Oliven, Brod und Wein,  
Und setzt sich neben ihn, und heißt ihn fröhlich sein.

„Mein bester Herr, daß wir, nach allen Streichen,  
Die uns das Glück gespielt, so unvermuthet hier  
Zu Tunis, vor der Hüttenthür  
Des Gärtners Ibrahim uns finden, ist ein Zeichen,  
Daß Oberon ganz unvermerkt und still  
Uns alle wiederum zusammenbringen will.  
Noch fehlt das Beste; doch, zum Pfande für Amanden  
Ist wenigstens die Amme schon vorhanden.“



„Was sagst du?“ ruft Herr Hüon voller Freuden.  
 „Denselben Ibrahim, dem ich bedienstet bin,  
 Dient sie als Skavin hier“, erwidert Scherasmin.  
 „Wie wird das gute Weib die Augen an euch weiden!“  
 Drauf fängt er ihm Bericht zu geben an,  
 Was er in all der Zeit gelitten und gethan,  
 Und was ihn, unverrichter Sachen,  
 Bewogen, von Paris sich wieder wegzumachen.

Und wie er ihn zu Rom im Lateran gesucht,  
 Und, seiner dort viel Wochen ohne Frucht  
 Erwartend, unvermerkt sein Bischofs Geld verzettelt,  
 Darauf, mit Muscheln ausgestaffirt,  
 Sich durch die halbe Welt als Pilger durchgebettelt,  
 Bis ihn sein guter Geist zuletzt hierher geführt,  
 Wo Fatme, die er unverhofft gefunden,  
 Auf bessere Zeit mit ihm zu harren sich verbunden.

„Zum Glück ist immer unversehrt  
 (Sekt er hinzu) das Kästchen mitgezogen,  
 Das euch der schöne Zwerg zu Askalon verehrt:  
 Denn, wie ich sehe, Horn und Becher sind entflohen.  
 Verzeiht mir, lieber Herr! ich traf den wunden Ort;  
 Es war nicht hübsch an mir, so frei heraus zu plagen;  
 Die Freude, daß ich euch gefunden, macht mich schwachen:  
 Allein, ihr kennt mein Herz, und weiter muß kein Wort!“

Der edle Fürstsohn drückt seinem guten Alten  
 Die Hand, und spricht: „Ich kenne deine Treu’,  
 Sollst alles wissen, Freund! ich will dir nichts verhalten:  
 Allein, vor allem, steh’ in einem Ding mir bei.  
 Das Kästchen, das du mir erhalten,  
 Ist an Juwelen reich. Denkst du nicht auch, es sei  
 Am besten angewandt, mir eilends Pferd und Waffen  
 Und ritterlichen Schmuck in Tunis anzuschaffen?“

Es sind zwölf Stunden kaum, seit eine Räuberschaar  
 Amanden mir entriß, mir, der am östern Strande  
 Allein mit ihr und unbewaffnet war.  
 Sie führen sie vielleicht in diese Mohrenlande,  
 Nach Marok oder Fez, gewiß nach einem Plaz,  
 Wo Hoffnung ist, sie theuer zu verkaufen:  
 Allein kein Harem soll mir meinem höchsten Schatz  
 Entziehen, sollt’ ich auch die ganze Welt durchlaufen.“

Der Alte sinnt der Sache schweigend nach.  
 „Die Gegend, wo ihr euch mit Rezia befunden,  
 Ist also wohl nur wenig Stunden  
 Von hier entfernt?“ — „Nicht daß ich wüßte“, sprach  
 Der junge Fürst; vielleicht sind’s tausend Stunden:  
 Mich trug, unendlich schnell, ich weiß nicht wer  
 (Doch wohl ein Geist), aus einem Wald hierher,  
 Wo mich das Räubervolk an einen Baum gebunden.“

„Das hat“, ruft jener aus, „kein andrer Arm gethan,  
 Als Oberons.“ „Ich selber“, spricht der Ritter,  
 „Ich trau’ ihm’s zu, und nehm’s als ein Versprechen an,  
 Er werde mehr noch thun. So bitter  
 Die Trennung ist, so schreckenvoll das Bild  
 Des holden Weibs in wilden Räuberklauen;  
 Dies neue Wunder, Freund, erfüllt  
 Mein neu belebtes Herz mit Hoffnung und Vertrauen.“

Der müßte ja ganz herzlos, ganz von Stein,  
 Und ohne Sinn, und gänzlich unwerth sein,  
 Daß sich der Himmel seinetwegen  
 Bemühe (hätt’ er auch von dem die Hälfte nur  
 Erfahren, was mir widerfuhr),  
 Wer Kleinmuth und Verdacht zu hegen  
 Noch fähig wär’. Es geh’ durch Feuer oder Blut  
 Mein dunkler Weg, ich halte Tren’ und Muth.

Nur, lieber Scherasmin, wenn’s möglich ist, noch heute  
 Verschaffe mir ein Schwert und einen Gaul.  
 Zu lang’ entbehre ich beides! — an der Seite  
 Der Liebe zwar — doch jezt, in dieser Weite  
 Von Rezia, deucht mir, mein Herzblood stehe saul  
 Als wie ein Sumpf, bis ich die schöne Deute  
 Den Heiden abgejagt. Ihr Leben und mein Glück,  
 Bedenk’ es, hängt vielleicht an einem Augenblick.“

Der Alte schwört ihm zu, es soll’ an ihm nicht liegen,  
 Des Prinzen Ungeduld noch heute zu vergnügen.  
 Doch unverhofft hält seines Eifers Lauf  
 Am ersten Abend schon ein leidiger Zufall auf.  
 Denn Hüon süßte von so viel Erschütterungen,  
 Die Schlag auf Schlag gefolgt, auf einmal sich bezwungen,  
 Und brachte, matt und glühend, ohne Ruh,  
 Die ganze Nacht in Fieberträumen zu.



Die Bilder, die ihm stets im Sinne lagen,  
Beleben sich; er glaubt mit einem Schwarm  
Von Feinden sich ergrimmt herum zu schlagen;  
Dann sinkt er kraftlos hin, und drückt im kalten Arm  
Die Leiche seines Sohns; bald kämpft er mit den Fluten,  
Hält die versinkende Geliebte nur am Saum  
Des Kleides noch; bald, selbst an einen Baum  
Gebunden, sieht er sie in Räuberarmen bluten.

Erschöpft von Grimm und Angst stürzt er auf's Lager hin  
Mit starrem Blick. Dem treuen Scheramin  
Kommt seine Wissenschaft in dieser Noth zu Statten.  
Denn dazumal war's eines Knappen Amt,  
Die Heilkunst mit der Kunst der Ritterschaft zu gatten.  
Ihm war sie schon vom Vater angestammt,  
Und viel Geheimnes ward auf seinen langen Reisen  
Ihm mitgetheilt von Rittern und von Weisen.

Er eilt, sobald der schöne Morgenstern  
Am Himmel bleicht (indeß bei dem geliebten Herrn  
Als Wärterin sich Fatme eifrig zeigt),  
Den Gärten zu, worin noch alles ruht und schweiget;  
Sucht Kräuter auf, von deren Wunderkraft  
Ein Eremit auf Horeb ihn belehret,  
Und drückt sie aus, und mischet einen Saft,  
Der binnen kurzer Frist dem stärksten Fieber wehret.

Ein sanfter Schlaf beginnt schon in der zweiten Nacht  
Auf Hüons Stirne sich zu senken.  
Mit liebevoller Treu' gepflegt und bewacht,  
Und reichlich angefrischt mit kühlenden Getränken,  
Fühlt er am vierten Tag so gut sich hergestellt,  
Um sich, sobald der Mond die laue Nacht erhellt,  
In einem Gärtnerwams, womit man ihn versehen,  
Mit Scheramin im Garten zu ergehen.

Sie hatten in den Rosenbüschen,  
Nah an der Hütte, noch nicht manchen Gang gethan,  
So kommt die Amme (die, was Neues aufzusuchen,  
Sich oft dem Harem naht) mit einer Zeitung an,  
Die kräft'ger ist als irgend ein Laudan,  
Des Kranken Blut und Nerven zu erfrischen:  
Es sei, versichert sie, beinahe zweifelsfrei,  
Daß Rezia nicht fern von ihnen sei.

„Wo ist sie? wo?“ ruft Hüon mit Entzücken  
Und Ungeduld, auffahrend — „hurtig! sprich!  
Wo saßt du sie?“ — „Gesehn?“ erwiedert Fatme, „ich?  
Das sagst' ich nicht; allein, ich lasse mich zerrücken,  
Wenn's nicht Amanda ist, die diesen Abend hier  
Gelandet. Höret nur, was die Minute mir  
Die Jüdin Salome, die eben  
Vom innern Harem kam, für ganz gewiß gegeben.“

Kurz, sprach sie, vor der Abendzeit  
Rief auf dem hohen Meer sich eine Barke sehen;  
Sie flog daher mit Bogelschnelligkeit,  
Die Segel schien ein frischer Wind zu blähen.  
Auf einmal stürzt aus wolkenlosen Höhen  
Hitzad ein feur'ger Strahl herab,  
Und mit dem ersten Stoß, den ihm ein Sturmwind gab,  
Sieht man das ganze Schiff in voller Flamme stehen.

An Löschern denkt kein Mensch in solcher Noth.  
Das Feuer tobt. Vom fürchterlichsten Tod  
Umklungen, springt aus seinem Flammenraden,  
Wer springen kann, und wirft sich in den Nachen.  
Der Wind macht bald sie von dem Schiffe los,  
Treibt sie dem Ufer zu; doch, eine Viertelstunde  
Vom Strand ergreift den Kahn ein neuer Wirbelstoß,  
Und stürzt ihn um, und alles geht zu Grunde.

Die Leute schrein umsonst zu ihrem Mahom auf,  
Arbeiten, mit der angestrengten Stärke  
Der Todesangst, umsonst sich aus der Flut herauf:  
Nur eine einz'ge Frau, die sich zum Augenmerke  
Der Himmel nahm, entvinnet der Gefahr,  
Wird auf den Wellen, wie auf einem Wagen,  
Ganz unverfehrt, und unbenezt sogar,  
Dem nahen Ufer zugetragen.

Von ungefähr stand mit Almanjaris  
Der Sultan just auf einer der Terrassen  
Des Schlosses, die hinaus in's Meer sie sehen ließ,  
Erwartungsvoll den Ausgang abzupassen.  
Ein sanfter Zephyr schien die Frau herbei zu wehn.  
Doch, um sich nicht zu viel auf Wunder zu verlassen,  
Winkt jetzt Almanjaris, und hundert Sklaven gehn  
Bis an den Hals in's Meer, der Schönen beizustehn.



Man sagt, der Sultan selbst sei an den Strand gekommen  
Und habe sie, von einem Wschoglan,  
Der aus dem strudelnden Schaum bis zur Terrass' hinan  
Sie auf dem Rücken trug, selbst in Empfang genommen.  
Man konnte zwar nicht hören, was er sprach,  
Doch schien er ihr viel Höfliches zu sagen,  
Und, weil's an Zeit und Freiheit ihm gebrach,  
Sein Herz ihr, wenigstens durch Blicke, anzutragen.

Wie dem auch sei, dies ist gewiß  
(Fährt Fatme fort), daß sich Almanfari's  
Der schönen Schwimmerin gar freundlich und gewogen  
Bewiesen hat, und ihr viel Schönes vorgelogen,  
Wiewohl der Fremden feltner Reiz  
Ihr gleich beim ersten Blick Almanfari's Herz entzogen;  
Und daß sie ein Gemach bereits  
Im Sommerhaus der Königin bezogen."

Angst, Freude, Lieb' und Schmerz malt, während Fatme spricht,  
Sich wechselsweis' in Hilons Angesicht.  
Daß es Amanda sei, scheint ihm, je mehr er denkt,  
Je minder zweifelhaft. Es zeigt sich sonnenklar,  
Daß Oberon, wiewohl noch unsichtbar,  
Die Fügung seines Schicksals wieder lenket.  
"Wohlan denn, Freunde, rathet nun,  
Was meintet ihr? was ist nunmehr zu thun?"

"Dem Sultan mit Gewalt Amanden zu entreißen,  
Das würde Roland selbst nicht wagen, gut zu heißen,"  
Erwidert Scheramin; "wiewohl es rathsam ist,  
Uns insgeheim, auf alles, was geschehen  
Und nicht geschehen kann, mit Waffen zu versehen.  
Doch vor der Hand versuchen wir's mit List!  
Wie, wenn ihr, da ihr euch doch nicht des Grabens schämet,  
Bei Ibrahim als Gärtner Dienste nähmet?"

Gesetzt, er macht auch Anfangs Schwierigkeit,  
Er sieht euch schärfer an und schüttelt  
Sein weises Haupt; mir ist dafür nicht leid:  
Ein schöner Diamant hat manches schon vermittelt.  
Läßt diese Sorge mir, Herr Ritter! Zwischen heut  
Und morgen sehn wir euch, trotz aller Schwierigkeit,  
Zu einem Gärtnerschurz betitelt;  
Das weitre überlaßt dem Himmel und der Zeit."

Der Vorschlag deucht dem Ritter wohl erfonnen,  
Und wird nun ungesäumt und küglich ausgeführt.  
Der alte Ibrahim ist bald so gut gewonnen,  
Daß er den Paladin zum Neffen adoptirt,  
Zu seinem Schwestersohn, der von Damask gekommen,  
Und in der Blumenzucht besonders viel gethan;  
Kurz, Hilon wird zum Gärtner angenommen,  
Und tritt sein neues Amt mit vielem Anstand an.

### Elfter Gesang.

Die Hoffnung, die ihr schimmerndes Gefieder  
Um Hilon wieder schwingt, sie, die er einzig liebt,  
Bald wieder sein zu sehn, die goldne Hoffnung gibt  
Ihm bald den ganzen Glanz der schönsten Jugend wieder.  
Schon der Gedanke bloß, daß sie so nah ihm ist,  
Daß dieses Lüftchen, das ihn kühlet,  
Vielleicht Amandens Wange kaum geküßt,  
Vielleicht um ihre Lippen kaum gespielet;

Daß diese Blumen, die er bricht,  
Und malerisch in Kränz' und Sträuße flicht,  
Um in den Harem sie, wie üblich ist, zu schicken,  
Vielleicht Amandens Locken schmücken,  
Ihr schönes Leben vielleicht an ihrer lieblichen Brust  
Verduften, — der Gedank' erfüllt ihn mit Entzücken;  
Das schöne Roth der Sehnsucht und der Lust  
Färbt wieder seine Wang' und strahlt aus seinen Blicken.

Die heiße Tageszeit vertritt das Amt der Nacht  
In diesem Land, und wird verschlummert und verträumet.  
Allein, sobald der Abendwind erwacht,  
Fragt Hilon, den die Liebe munter macht,  
Schon alle Schatten an, wo seine Holde säumet?  
Er weiß, die Nacht wird hier mit Wachen zugebracht;  
Doch darf sich in den Gärten und Terrassen  
Nach Sonnenuntergang nichts männlich sehen lassen.



Die Damen pflegen dann, beim sanften Mondesglanz  
 Bald paarweis, bald in kleinen Rotten,  
 Die blühenden Alleen zu durchtrotten;  
 Und ziert die Fürstin selbst den schönen Nymphenkranz,  
 Dann kürzt Gesang und Saitenspiel und Tanz  
 Die träge Nacht; drauf folgt in stillen Grotten  
 Ein Bad, zu dem Almanzor selbst (so scharf  
 Gilt hier des Wohlstands Pflicht) sich niemals nähern darf.

Amanten (die, wie unser Ritter glaubte,  
 Im Harem war) zu sehn, blieb keine Möglichkeit,  
 Wosern er nicht sich um die Dämmerungszeit  
 Im Garten länger säumt, als das Gesetz erlaubte.  
 Er hatte dreimal schon die unruhvollste Nacht  
 In einem Busch, an dem vorbeizugehen,  
 Wer aus dem Harem kam, genöthigt war, durchwacht,  
 Gelauscht, geguckt, und ach! Amanten nicht gesehen!

Fußfällig angefleht von Fatme, Ibrahim  
 Und Scherasmin, ihr und sein eignes Leben  
 So offenbar nicht in Gefahr zu geben,  
 Wollt' er, wiewohl der Sonnenwagen ihm  
 Zu schnell hinab gerollt, am vierten Abend (eben  
 Zur höchsten Zeit) sich noch hinweg begeben,  
 Als plötzlich, wie er sich um eine Hecke dreht,  
 Almanzaris ganz nahe vor ihm steht.

Sie kam, gelehnt an ihrer Nymphen eine,  
 Um, lechzend von des Tages strengem Brand,  
 Im frischen Dufte der Pomeranzenhaine  
 Sich zu ergehn. Ein leichtes Nachtgewand,  
 So zart, als hätten Spinnen es gewebet,  
 Umschattet ihren Leib, und nur ein goldnes Band  
 Schließt's um den Busen zu, der durch die dünne Wand  
 Mit schöner Ungeduld sich durchzubringen strebet.

Nie wird die Bildnerin Natur  
 Ein göttlicher Modell zu einer Venus hauen,  
 Als diesen Leib. Sein reizender Kontur  
 Floss wellenhaft, dem feinsten Auge nur  
 Bemerklich, zwischen dem Genauen  
 Und Ueberflüssigen, so weich, so lieblich hin;  
 Schwer war's dem kältesten Joseph'sinn,  
 Sie ohne Lüfterheit und Sehnsucht anzuschauen!

Es war in jedem Theil, was je die Phantasie  
 Der Atkamenen und Lysippen  
 Sich als das Schönste dacht' und ihren Bildern lieh;  
 Es war Helenens Brust, und Atalantens Knie,  
 Und Leda's Arm, und Erigonens Lippen.  
 Doch bis zu jenem Reiz erhob die Kunst sich nie,  
 Der stets, sobald dazu die Lust in ihr erwachte,  
 Sie zur Besiegerin von allen Herzen machte.

Der Geist der Wollust schien alsdann  
 Mit ihrem Athem sich den Lüften mitzutheilen,  
 Die um sie säuselten. Von Amors schärfsten Pfeilen  
 Sind ihre Augen voll, und wehe dann dem Mann,  
 Der mit ihr kämpfen will! Denn, könnt' er auch entgehen  
 Dem feurig schmachttenden Blick, der ihn so lieblich firt,  
 Wie wird er diesem Mund voll Lockungen, wie wird  
 Er seinem Lächeln widerstehen?

Wie dem Sirenenton der zauberischen Stimme,  
 Der des Gefühls geheimste Saiten regt?  
 Der in der Seele Schooß die süße Täuschung trägt,  
 Als ob sie schon in Wollustseufzern schwimme?  
 Und wenn nun, eh' vielleicht die Weisheit sich's versah,  
 Verräthrisch jeder Sinn, zu ihrem Sieg vereinigt,  
 Den letzten Augenblick der Trunkenheit beschleunigt:  
 O sagt, wer wäre dann nicht seinem Falle nah?

Doch, ruhig! Fern ist noch und ungewiß vielleicht  
 Der Schiffbruch, der uns jetzt fast unvermeidlich deucht.  
 Zu fliehen — sonst auf alle Fälle  
 Das klügste — ging in diesem Augenblick  
 Nicht an — sie war zu nah — wiewohl an Hüons Stelle  
 Ein wahrer Gärtner doch geflohen war'. Zum Glück  
 Hilft, falls sie fragt, ein Korb mit Blumen und mit Früchten,  
 Den er im Arme trägt, ihm eine Antwort dichten.

Natürlich stutzt die schöne Königin,  
 In ihrem Wege hier auf einen Mann zu treffen.  
 „Was machst du hier?“ fragt sie den Paladin  
 Mit einem Blick, der jedem andern Neffen  
 Des alten Gärtners tödtlich war.  
 Doch Hüon, unterm Schirm gesenkter Augenlider,  
 Läßt auf die Kniee sich mit edler Ehrfurcht nieder,  
 Und stellt den Blumenkorb ihr als ein Opfer dar.



„Er hatte (spricht er) bloß es ihr zu überreichen,  
Die Zeit versäumt, die allen seines gleichen  
Die Gärten schließt. Hat er zu viel gethan,  
So mag sein Kopf den raschen Eifer büßen.“  
Allein die Göttin scheint in einen mildern Plan  
Vertieft, indeß zu ihren Füßen  
Der schöne Frevler liegt. Sie sieht ihn gütig an,  
Und scheint mit Mühe sich zum Fortgehn zu entschließen.

Den schönsten Jüngling, den sie jemals sah — und schön,  
Wie Helden sind, mit Kraft und Würde — fremde  
Der Farbe nach — in einem Gärtnerhemde —  
Dies schien ihr nicht natürlich zuzugehn.  
Gern hätte sie mit ihm sich näher eingelassen,  
Hielt' nicht der strenge Zwang des Wohlstands sie zurück.  
Sie winkt ihm endlich weg; doch scheint ein Seitenblick,  
Der ihn begleitet, viel, sehr viel in sich zu fassen.

Sie schreitet langsam fort, stillschweigend, dreht sogar  
Den schönen Hals, ihm hinten nachzusehen,  
Und zürnt, daß er dem Wink so schnell gehorsam war.  
War er, den Blick, der ihn erklärte, zu verstehen,  
Zu blöde? Fehlt's vielleicht der reizenden Gestalt  
An Seele? Trübt das ungeduld'ge Feuer  
In seinem Auge? Macht Gefahr ihn kalt?  
Wie, oder sucht' er hier ein andres Abenteuer?

Ein andres? — Dieser Zweifel hüllt  
Ihr plötzlich auf, was sie sich selber zu gestehen  
Erröthet. Unruhvoll, verfolgt von Hilons Bild,  
Irrt sie die ganze Nacht durch Lauben und Alleen,  
Hört jedem Lüftchen, das sich regt,  
Entgegen, jedem Blatt, das an ein andres schlägt:  
„Still!“ spricht sie zur Vertrauten, „laß uns lauschen!  
Mir deucht, ich hörte was durch jene Hecke rauschen.“

„Es ist vielleicht der schöne Gärtner,“ spricht  
Die schlaue Zof: „er ist, wofern mich alles nicht  
An ihm betrügt, der Mann, sein Leben dran zu setzen,  
Um hier, im Hinterhalt, an einen Busch gedrückt,  
Mit einem Anblick sich noch einmal zu ergötzen,  
Der ihn in's Paradies verückt.  
Wie wenn wir ihn ganz leise überraschten,  
Und auf der frischen That den schönen Frevler haschten?“

„Schweig, Närrin,“ spricht die Haremskönigin;  
„Du fäselst, glaub' ich, gar im Traume?“  
Und gleichwohl richtet sie geraden Wegs zum Baume,  
Woher das Rauschen kam, die leichten Schritte hin.  
Es war ein Fideichs nur gewesen,  
Der durch's Gesträuch geschlüpft. — Ein Seufzer, halb erstickt,  
Halb in den Strauß, den sie zum Munde hielt, gedrückt,  
Bekräftigt, was Nadin' in ihrem Blick gelesen.

Unmuthig kehrt sie um, und mit sich selbst in Zwist,  
Beißt sich die Lippen, seufzt, spricht etwas, und vergift  
Beim dritten Wort schon, was sie sagen wollte,  
Zürnt, daß Nadin' nicht die rechte Antwort gibt,  
Und nicht erräth, was sie errathen sollte;  
Die schöne Dame ist, mit einem Wort — verliebt!  
Sogar ihr Blumenstrauß erfährt's — wird, ohn' ihr Wissen,  
Zerknickt, und, Blatt für Blatt, verzettelt und zerrissen.

Drei Tage hatte nun das Uebel schon gewährt,  
Und war, durch Zwang und Widerstand genährt,  
Mit jeder Nacht, mit jedem Morgen schlimmer  
Geworden. Denn, sobald der Abendshimmer  
Die bunten Fenster malt, verläßt sie ihre Zimmer,  
Und streicht, nach Nymphen-Art, mit halb entbundnem Haar,  
Durch alle Gartengäng' und Felder, wo nur immer  
Den Kess'n Ibrahim's zu finden möglich war.

Allein, vergebens lauscht' ihr Blick, vergebens pochte  
Ihr Busen Ungebuld: der schöne Gärtner ließ  
Sich nicht mehr sehn, was auch die Ursach' heißen mochte.  
Unglückliche Almanfari!  
Dein Stolz erliegt. Wozu dich selbst noch ärger quälen,  
(Denk' sie) und was dich nagt, Nadinen, die gewiß  
Es lange merkt, aus Eigensinn verhehlen?  
Verheimlichung heißt keinen Schlangentiß.

Sie wähnt, sie suche Trost an einer Freundin Busen;  
Doch was sie nöthig hat, ist eine Schmeichlerin.  
In dieser Hofkunst war Nadin' Meisterin.  
Der Saft von allen Pommelmusen  
In Afrika erfrischte nicht so gut  
Der wollustathmenden Sultantin gährend Blut,  
Als dieser Freundin Rath und zärtliches Bemühen,  
Den Mann, den sie begehrt, bald in ihr Netz zu ziehen.



Um Mitternacht und bei verschloßnen Thüren  
 Ihn in den Theil des Harems einzuführen,  
 Worin Almanfari's ganz unumschränkt befahl,  
 Schien nicht so schwierig, seit der Sultan, ihr Gemahl,  
 Der Leidenschaft zur schönen Zoradin  
 (Wie sich die junge Fremde hieß,  
 Die durch ein Wunder jüngst an diesem Strand erschienen)  
 Ganz öffentlich und frei sich überließ.

Die Amme hatte sich im Schließen nicht betrogen;  
 Es war Amanda selbst, die aus der Räuber Macht  
 Titania durch einen Blick gezogen  
 Und unverletzt an diesen Strand gebracht.  
 Ihr wißt, was sich begab, als sie an's Land gekommen;  
 Wie ihr Almanfor stracks sein flüchtig Herz geweilt,  
 Und wie mit neidischer verstellter Bärtlichkeit  
 Almanfari's sie aufgenommen.

Der Sultan war vielleicht der allerschönste Mann,  
 Auf den die Sonne je geschienen,  
 Und wußte dessen sich so siegreich zu bedienen,  
 Daß ihm noch nie ein weiblich Herz entrann.  
 Zum erstenmal bei dieser Zoradin  
 Verlor er seinen Ruhm. Für sie ist nur ein Mann  
 Auf Erden; sie hat keine Augen, keinen  
 Gedanken, keinen Sinn, als nur für diesen Einen.

Die Würde ohne Stolz, die edle Sicherheit,  
 Die anstandvolle, unverstellte  
 Gleichgültigkeit und ungezwungne Kälte,  
 Womit sie ihn, der hier befehlen kann, so weit  
 Von sich zu halten weiß, daß er, wie sehr er brennet,  
 Ihr kaum durch einen stummen Blick  
 Zu klagen wagt, — dies alles sieht und nennet  
 Almanfari's der Buhlkunst Meisterstück.

Gewohnt, des Sultans Herz nach ihrer Lust zu drehen,  
 Zu herrschen über ihn, im Harem unbeschränkt  
 Zu herrschen, könnte sie den Scepter ungekränkt  
 Von dieser Fremden aus der Hand sich spielen sehen?  
 Zwar leibt sie ihrem Haß ein lächelndes Gesicht,  
 Und thut als zweifle sie an Zoradin nicht;  
 Doch überall ist's in des Harems Mauern  
 Verborgner Augen voll, die all' ihr Thun belauern.

Allein, seitdem des schönen Gärtners Reiz  
 Mit Amors schärfstem Pfeil ihr stolzes Herz durchdrungen,  
 Hat Lustbegier die Eifersucht verschlungen.  
 Ihr Ehrgeiz weicht nun einem süßern Geiz,  
 Dem Geiz nach seinem Kuß. Ihn wieder zu besiegen,  
 Ist nun ihr einz'ger Stolz. Mag doch die ganze Welt  
 Zu Zoradinens Füßen liegen,  
 Wenn Sie nur, den sie liebt, in ihren Armen hält.

Sie selbst befördert nun den Anschlag — Zoradin,  
 Entfernt von ihr, in einem andern Theil  
 Des Harems, den Almanfor schon in Eil'  
 Für sie bereiten ließ, anständ'ger zu bedienen:  
 Der Fremden wahrer Stand, wiewohl sie ihn noch nicht  
 Gestanden, mache dies zu einer Art von Pflicht;  
 Beim ersten Anblick könn' es keinem Aug' entgehen,  
 Sie sei gewohnt, nichts über sich zu sehen.

Indem Almanfari's, mit list'ger Höflichkeit,  
 Auf diese Weise sich in ihren eignen Zimmern  
 Von einer Zengin, die ihr lästig ist, befreit,  
 Läßt, ohne sich um sie, und wie sie sich die Zeit  
 Vertreiben kann und will, im mindesten zu kümmern,  
 Almanfor, der nun ganz sich seiner Liebe weicht,  
 Ihr freien Raum, Entwürfe auszubrüten,  
 Wozu im Harem ihr sich hundert Hände bieten.

Unmäß'ig grämt indeß der schöne Gärtner sich,  
 Daß ihm — der schon seit mehr als sieben Tagen  
 Die Mauern, wo Amanda trau'rt, umschlich,  
 (Denn daß sie trau'rt, das kann sein eignes Herz ihm sagen)  
 Das holde Weib auch durch ein Gitter nur  
 Zu sehn, nur ihres leichten Fußes Spur,  
 (Er würd' ihn, o gewiß! aus Tausenden erkennen!)  
 Die unmitteidigen Gestirne noch mißgönnen.

Er wirft sich unmuthsvoll bei seinen Fremden hin:  
 „Könnt ihr, wenn ihr mich liebt, denn keinen Weg erfinden,  
 Nur einen einz'gen Mund im Harem zu gewinnen,  
 Der meinen Namen nur und daß ich nah ihr bin,  
 In's Ohr ihr flüstre?“ — „Still! da kommt mir was zu Sinn,  
 Ruft Fatme aus; ihr sollt ihr einen Mahneh schicken!  
 Geht nur, die Blumen, die uns nöthig sind, zu pflücken;  
 In dieser Sprache bin ich eine Meisterin.“



Und Hassan eilt, wie Fatme ihm befohlen,  
Ein Myrtenreis, und Lilien, und Jasmin,  
Und Rosen und Schontilien herzuholen.  
Drauf heißt sie ihn ein Haar aus seinen Locken ziehen,  
Nimmt dünnen goldnen Draht, und windet  
Und dreht das Haar mit ihm zusammen, bindet  
Den Strauß damit, und drein ein Lorbeerblatt,  
Worauf er A und H, verschränkt, gekritzelt hat.

„Nun,“ spricht sie, „wenn ich's noch mit Zimmtwasser neze,  
So ist's der schönste Brief, den je ein Herzensdieb  
Von eurer Art an seine Liebste schrieb.  
Wollt ihr, daß ich's geschwind euch übersehe?“  
„Verliere keine Zeit,“ ruft Hilon, „tausend Dank!  
Du kannst nicht bald genug mir eine Antwort bringen:  
Die Liebe schütze dich und laß es dir gelingen!  
Geh', wir erwarten dich auf dieser Rasenbank.“

Die gute Fatme ging. Allein, weil ihr kein Zimmer  
Im innern Theil des Harems offen stand,  
So lief der Strauß durch manche Sklavenhand,  
Und ward zuletzt (wie sich der Zufall immer  
In alles ungebeten mischt)  
Durch einen Irrthum von Nadinen aufgefischt,  
Und ihrer Königin, nachdem sie erst durch Fragen  
Das Wie und Wann erforscht, frohlockend zugetragen.

Weil Fatme diesen Brief gebracht,  
Die Sklavin Ibrahim's, so konnte der Verdacht,  
Auf keinen andern als den schönen Hassan fallen;  
Und daß er aus des Harems Schönen allen  
Der Schönsten gelten muß, scheint eben so gewiß,  
Zumal nach dem, was jüngst sich zugetragen.  
Was könnte denn das A und H sonst sagen,  
Als — Hassan und Almanjari's?

Und hätte sie, wiewohl es nicht zu glauben,  
Auch eine Nebenbuhlerin;  
Nur desto mehr Triumph für ihren stolzen Sinn,  
Der Feindin mit Gewalt die Beute wegzurauben!  
Die Eifersucht, die dies auf einmal rege macht,  
Vereinigt sich mit andern sanftern Trieben,  
Nicht länger als bis auf die nächste Nacht  
Den schönen Sieg, nach dem sie dürstet, zu verschieben.

Indessen kommt, entzückt von ihres Auftrags Glück,  
Und ohne Argwohn, hintergangen  
Zu sein, fast athemlos, mit glühend rothen Wangen  
Vor Freud' und Hastigkeit, die Amme nun zurück.  
Ihr Blick ist schon von fern als wie ein Sonnenblick  
Aus Wolken, die sich just zu theilen angefangen.  
„Herr Ritter (raunt sie ihm in's Ohr), was gebt ihr mir,  
So öffnet heute noch sich euch die Himmelsthür?“

Mit einem Wort, ihr sollt Amanden sehen!  
Noch heut, um Mitternacht, wird euch die kleine Thür  
Ins Myrtenwäldchen offen stehen:  
Der Sklavin, die euch dort erwartet, folget ihr  
Getrost, wohin sie geht, und fürchtet keine Schlingen;  
Sie wird euch unverfehrt an Ort und Stelle bringen.“ —  
Das gute Weib, dem nichts von Arglist schwant,  
Verläßt sich auf den Weg, den sie ihm selbst gebahnt.

„Wie hoch, o Fatme! bin ich dir verbunden!“  
Ruft Hilon aus — „ich soll sie wiedersehn!  
Noch diese Nacht! Und wär's, durch tausend Wunden  
Unmittelbar von ihr in meinen Tod zu gehn,  
Kaum würde weniger die Nachricht mich erfreuen!“  
„Mein bester Herr, ich habe guten Muth;  
Die Sterne sind uns hold, ihr werdet sie befreien,  
(Spricht Scherazmin) und alles wird noch gut.“

Gebt mir drei Tage nur, um heimlich eine Pinke  
Zu mietben, die nicht fern in einer sichern Bucht  
Vor Anker liegen soll, bereit, beim ersten Winke,  
Sobald der Augenblick zur Flucht  
Uns günstig wird, frisch in die See zu stechen.  
Noch läßt's das Kästchen uns an Mitteln nicht gebrechen  
Nur Gold genug, so ist die Welt zu Kauf;  
Ein goldner Schlüssel, Herr, schließt alle Schlösser auf!“

Indeß daß unser Held die Zeit von seinem Glücke  
Mit Ungeduld an seinem Pulse zählt,  
Und, weil sein Puls mit jedem Augenblicke  
Behender schlägt, sich immer überzählt,  
Seufzt, nicht geduldiger, die reizende Sultane,  
Gerüstet schon zum Sieg, die Mitternacht herbei.  
Gefällig bot der Zufall ihrem Plane  
Die Hand, und machte sie von allen Seiten frei.



Ein großes Fest, der schönen Zoradinen  
Zu Ehren im Palast vom Sultan angestellt,  
Wobei die Odalisten all' erschienen,  
Gab ihr in ihrem Theil des Harems offnes Feld.  
Daß sich Almansaris für überflüssig hält  
Bei dieser Lustbarkeit, schien keinem ungebührlich;  
Im Gegentheil, man fand das Kopfschmerz sehr natürlich,  
Daß, wie gebeten, sie auf einmal überfällt.

Die Stunde ruft. Der schöne Gärtner naht  
Sich leise durch's Gebüsch der kleinen Gartenthür.  
Wie klopft sein Herz! Ihm fehlt der Athem schier,  
Da eine weiche Hand im Dunkeln ihn empfaßt,  
Und sanft ihn nach sich zieht. Stillschweigend folgt er ihr,  
Mit leisem Tritt, bald auf, bald ab, durch enge  
Sich oft durchkreuzende lichtarme Bogengänge,  
Und nun entschlüpft sie ihm vor einer neuen Thür.

„Wo sind wir?“ flüstert er, und tappt mit beiden Händen.  
Auf einmal öffnet sich die Thür. Ein matter Schein  
(Wie wenn sich, zwischen Myrtenwänden  
Mit Epheu überwölbt, in einem Frühlingshain  
Der Tag verliert) entdeckt ihm eine Reihe Zimmer,  
Die ohne Ende scheint; und, wie er vorwärts geht,  
Wird unvermerkt das matte Licht zu Schimmer,  
Der Schimmer schnell zum höchsten Glanz erhöht.

Er steht betroffen und geblendet  
Von einer Pracht, die alles, was er je  
Gesehn, beschämt; so sehr ist Gold und Lapis Lazuli,  
Und was Golkond und Siam Reiches sendet,  
Mit stolzer Ueppigkeit hier überall verschwendet.  
Doch unbefriedigt sucht sein liebend Auge — sie.  
„Wo ist sie?“ seufzt er laut. Raun ist sein Ach! entflohen,  
So wird, in einem Blick, ein Vorhang weggezogen.

Zu beiden Seiten rauscht der reiche Goldstoff auf,  
Und welch ein Schauspiel zeigt sich seinen starren Blicken!  
Ein goldner Thron, und eine Dame drauf,  
So wie ein Bildner sich, verloren in Entzücken,  
Die Liebesgöttin denkt. Zwölf Nymphen, jede jung  
Und voller Reiz, wie Amors Schwestern, schweben  
In Gruppen rings umher, — um, gleich der Dämmerung,  
Den steigenden Triumph der Sonne zu erheben.

Von rosenfarbner Seide kaum  
Beschattet, schienen sie, zu ihrer Dame Füßen,  
Wie Wölflchen, die in einem Dichtertraum  
Um Cythereens Wagen fließen.  
Sie selbst, im reichsten Putz und mit Juwelen ganz  
Belastet, zeigt ihm bloß, daß all dies bunte Funkeln  
Nicht fähig ist, den angeborenen Glanz  
Von ihrer Schönheit zu verdunkeln.

Herr Hüon (der sich nun der Gärtner Hassan nennt),  
So wie sein Auge sich zu ihr erhebt — erkennt  
Almansaris, erschrickt, verwirrt sich, wankt zurücke.  
Dies allverblendende wollüst'ge Traumgesicht  
Was soll es ihm? — Er sieht Amanden nicht!  
Sie suchte hier sein Herz, sie suchten seine Blicke.  
Almansaris, die sehr verzeihlich irrt,  
Glaubt, daß ihr Glanz allein ihn blendet und verwirrt.

Sie steigt vom Thron herab, kommt lächelnd ihm entgegen  
Und nimmt ihn bei der Hand, und scheint bereit, für ihn  
Die Majestät, vor der ihm schwindelt, abzulegen,  
Und allen Vortheil bloß von ihrem Reiz zu ziehn.  
Unmerklich wird ihr Anstand immer freier;  
In ihren Augen brennt ein lieblich lodern Feuer  
Und spielt elektrisch sich in seinen Busen ein;  
Sie drückt ihm sanft die Hand, und heißt ihn fröhlich sein.

Halb unentschlossen scheint sein Blick ihr was zu sagen:  
Sie winkt die Nymphen weg, und weg ist auch sein Muth;  
Er scheint zu furchtsam, nur die Augen aufzuschlagen.  
Die Scene ändert sich. Ein zweiter Vorhang thut  
Sich auf. Almansaris führt ihren blöden Hirten  
In einen andern Saal, wo rings umher die Wand  
Befleidet war mit Rosen und mit Myrten,  
Und mit Erfrischungen ein Tisch beladen stand.

Beim Eintritt werden sie mit Sang und Klang empfangen,  
Aus Saiten und Gesang ertönt der Freude Geist;  
Und Hassan setzt, wie ihm's die Dame heißt,  
Ihr gegenüber sich. Erröthendes Verlangen  
Und schöne Ungeduld bekennet, furchtsam dreist,  
In ihrem schwimmenden Blick, auf ihren glühenden Wangen  
Ihm seinen Sieg: allein, aus seinen Augen bricht  
Wie aus Gewölk ein traurig düstres Licht.



Zwar irrt, nicht blöde mehr, sein Blick von freien Stücken  
Auf ihren Reizungen umher;  
Doch nicht aus Liebe, nicht mit schmachtem Entzücken,  
Nicht, wie sie wünscht, vom Thau wollüst'ger Thränen schwer.  
Er ist zerstreut, er scheint sie zu vergleichen,  
Und jeder Reiz, der ihm nachstellend sich enthüllt,  
Malt nur lebendiger Amandens edles Bild,  
Und muß, beschämt, dem keuschen Reize weichen.

Vergebens reicht sie ihm den blinkenden Pokal  
Mit einem Blick, der Amors ganzen Köcher  
In seinen Busen schießt. Beim frohesten Göttermahl  
Reicht ihrem Hercules den vollen Nektarbecher  
Mit süßerm Lächeln selbst die junge Hebe nicht.  
Umsonst! mit frestigem Gesicht  
Nimmt er den Becher an, den kaum ihr Mund berührte,  
Und trinkt, als ob er Gift auf seiner Zunge spürte.

Die Dame winkt; und schnell schlingt sich die Schwesterchaar  
Der Nymphen, die vorhin den goldnen Thron umgaben,  
In einen Tanz, der Todte auf der Bahr'  
Mit neuen Seelen zu begaben,  
Und Geister zu verkörpern fähig war.  
In Gruppen bald verwebt, bald wieder Paar und Paar,  
Sieht Hüon hier die lieblichsten Gestalten  
In tausendsachem Licht freigebig sich entfalten.

Vielleicht zu deutlich nur, scheint alles abgezielt,  
Begierden ihm und Ahnungen zu geben:  
Er fühlt es immerhin, denkt sie, wenn er nur fühlt,  
Wie reich das Schauspiel ist, das hier die Schönheit spielt!  
Wie reizend ist der Arme leichtes Schweben,  
Der Hüften üppiger Schwung, der Knöchel wirbelnd Beben!  
Wie schmachtem fallen sie, mit halb geschlossenem Blick,  
Als wie in süßen Tod jest stufenweit zurück!

Unwillig fühlt die überraschten Sinnen  
Der edle Mann in dieser Glut zerrinnen.  
Er schließt zuletzt die Augen mit Gewalt,  
Und ruft Amandens Bild zum mächt'gen Gegenhalt;  
Amandens Bild, aus jener ersten Stunde,  
Als er, den Druck noch warm auf seinem Munde  
Von ihrem Kuß, zu dem, der die Natur  
Erfüllt und trägt, den Eid der Lieb' und Treue schwur.

Er schwört ihm, auf's neue, in Gedanken  
Auf seinen Knie'n vor diesem heil'gen Bild:  
Und plötzlich ist's, als hielt' ein Engel seinen Schild  
Vor seine Brust, so matt und kraftlos sanken  
Der Wollust Pfeile von ihr ab.  
Amanfari's, die Nacht auf alles gab,  
Was ihr sein Blick verrieth, klopft schnell in ihre Hände,  
Und macht in einem Wink dem üpp'gen Tanz ein Ende.

Und ob sie gleich mit Müß' kaum über sich gewann,  
Dem marmorharten jungen Mann  
In ihren Armen nicht Empfindung abzuwingen,  
Versucht sie doch noch eins, das schwerlich fehlen kann:  
Sie läßt sich ihre Laute bringen.  
Auf ihrem Polstersitz mit Reiz zurück gelehnt,  
Und, zum Bezaubern fast, durch ihre Stut verschönt,  
Was wird ihr durch die Günst der Musen nicht gelingen?

Wie rasch durchläuft in lieblichem Gewühl  
Der Rosenfinger Flug die seelenvollen Saiten!  
Wie reizend ist dabei aus ihrem offenen weiten  
Rückfallenden Gewand der schönen Arme Spiel!  
Und, da aus einer Brust, die Weise zu bethören  
Vermögend war, das mächtige Gefühl  
Sich in Gesang ergießt, wie kann er sich erwehren,  
Auf seinen Knie'n die Göttin zu verehren?

Süß war die Melodie, bedeutungsvoll der Sinn.  
Es war das Lied von einer Schäserin,  
Die lange schon ein Feu'r, das keine Last ihr gönnet,  
Verborg — doch nun dem allgewalt'gen Drang  
Nicht länger widersteht, und dem, der sie bezwang,  
Erstbend ihre Bein und seinen Sieg bekennet.  
Das Lied stand zwar im Buch; allein, so wie sie sang,  
Singt keine, die nicht selbst in gleichen Flammen brennet.

Hier weicht die stolze Kunst der siegenden Natur;  
So lieblich girt der Venus Taube nur!  
Die Sprache des Gefühls, so mächtig ausgesprochen,  
Der schönen Töne klarer Fluß  
Durch kleine Seufzerchen so häufig unterbrochen,  
Der Wangen höhers Roth, des Busens schneller Pochen,  
Kurz, alles ist vollströmender Erguß  
Der Leidenschaften, die in ihrem Innern kochen.



Im Uebermaß von dem, was sie empfand,  
Fällt ihr zuletzt die Laute aus der Hand.  
Die Arme öffnen sich — doch, Hüon, dem es graute,  
Greift eilends noch im Fallen nach der Laute  
Wie ein Begeisterter, und stimmt mit mächtigem Ton  
Die Antwort an, gesteht, daß eine andre schon  
Sein Herz besitzt, und daß im Himmel und auf Erden  
Ihn nichts bewegen kann, ihr ungetreu zu werden.

Fest war sein Ton, und unbestechlich streng  
Sein edler Blick. Die Zaubrin, wider Willen,  
Fühlt seine Obermacht. Sie blaßt, und Thränen füllen  
Ihr zürnend Aug'; die Lust kommt in's Gedräng  
Mit ihrem Stolz. Sie eilt, sich zu verhüllen;  
Verhaßt ist ihr das Licht, der weite Saal zu eng;  
Mit einem kalten Blick auf ihren  
Rebellen, winket sie, ihn schleunig abzuführen.

Die Gipfel glänzten schon im ersten Purpurlichte,  
Als unser Held, die Stirn in finstern Gram  
Gehüllt, zurück zu seinen Freunden kam.  
Erschrocken laßen sie in seinem Angesichte  
Beim ersten Blick die Hälfte der Geschichte.  
„Unglückliche,“ spricht er zu Fatmen, die vor Scham  
Zur Erde sinkt, „wohin war dir dein Sinn entflohen?  
Doch — dir verzeih' ich gern — du wurdest selbst betrogen.“

Und als er drauf, was ihm in dieser Nacht  
Begegnet war, erzählt, faßt er den guten Alten  
Born an der Brust, und schwört: ihn soll die ganze Nacht  
Von Afrika nicht länger halten,  
Mit Schwert und Schild, wie einem Rittersmann  
Geziemt, in den Palast zu dringen,  
Und seine Regia dem Sultan abzugewinnen.  
„Du siehst nun,“ spricht er, selbst, „was ich mit List gewann!“

Zu seinen Füßen steht ihn Scherasmin, und lange  
Vergebens, nur drei Tage noch dem Zwange  
Der nöthigen Verborgenheit  
Sich in Geduld zu untergeben,  
Und nicht durch einen Schritt, den selbst die Tapferkeit  
Verzweifelt nennt, sein und Amandens Leben  
Zu wagen; bittet nur um diese kurze Zeit,  
Um jedes Hinderniß von seiner Flucht zu heben.

Auch Fatme steht auf ihren Knien, streckt  
Ihr Haupt der Rache dar, wofern sie zu Amanden  
Ihm binnen dieser Frist den Zugang nicht entdeckt.  
Sie schwört, zum zweitenmal soll kein Betrug zu Schanden  
Sie machen — kurz, der Ritter selber fühlt,  
Daß ihm sein Unmuth nicht den besten Weg empfiehlt:  
Er gibt sein Wort, und kehret in den Garten  
Zurück, um seines Diensts und des Erfolgs zu warten.

### Zwölfter Gesang.

Indessen sucht auf Polstern von Damast  
Almansaris, mit Amors wildstem Feuer  
In ihrer Brust, umsonst nur eine Stunde Raft.  
Ist's möglich, oder hat das schöne Abenteuer  
Der letzten Nacht ihr nur geträumt? Ein Mann  
Verachtet dich, Almansaris? Er kann  
Dich sehen und für eine andre brennen,  
Kann dich verschmähn, und darf es dir bekennen?

Zur Wuth treibt der Gedanke sie;  
Sie schwört sich grenzenlose Rache.  
Wie häßlich wird er ihr! Ein Angeheu'r, ein Drache  
Ist lieblicher, als ihre Phantasie  
Den Undankbaren malt. — Wie lang'? — In zwei Minuten  
Ist sie des vorigen sich schon nicht mehr bewußt:  
Bald soll er tropfenweis' im Staub vor ihr verbluten,  
Bald drückt sie ihn entzückt an ihre Brust.

Nun steht er wieder da in seiner ganzen Schöne,  
Der erste aller Erdenköhne,  
Ein Held, ein Gott! — Unmöglich ist er nur  
Der Nefte Ibrahim's; in seinem ganzen Wesen,  
In seinem Ton und Anstand ist die Spur  
Von dem, was er umsonst verbergen will, zu lesen;  
Wo ist der Stempel der Natur,  
Der einen König macht, sichtbar er je gewesen?



Er, er allein, ist ihrer werth,  
Ist werth, in ihrem Arm sich zu vergöttern.  
Und, o! ihr fehlt ein Bliß, die Feindin zu zerschmettern,  
Die ihn bezaubert hält und ihr den Sieg erschwert!  
Doch, wie, Almanfariß? Fühlst du dich selbst nicht besser?  
Gönn' ihm den kleinen Stolz, sich pfauengleich zu blähen  
In seinem Heldenthum! Selbst dir zu widerstehn!  
Das alles macht doch nur die Lust des Sieges größer!

Bestürm' ihn erst, eh' du den Muth verlierst,  
Mit jedem Reiz, auf den sich wahre Schönheit brüstet;  
Begib, damit du ihn um so viel sicherer rührst,  
Der fremden Waffen dich, womit die Kunst uns rüstet;  
Er fühl' und seh', was Götter selbst gelüftet!  
Und wenn du dann sein Herz noch nicht verführst,  
Er dann dich noch verschmäht — dann, Königin, erwache  
Dein Stolz, und schaffe dir die süße Lust der Rache!

So flüstert ihr aus einer Zose Mund  
Der kleine Dämon zu, den ihr, mit vollem Röcher,  
Gebietrisch sitzen seht auf diesem Erdenrund;  
Der alle Welt aus seinem Zauberbecher  
Berauscht, und den, wer ihn nicht besser kennt,  
Zur Ungebühr den Gott der Liebe nennt!  
Denn — jeder jungen unerfahrenen Dame  
Zur Nachricht sei es kund! — Asmodi ist sein Name.

Almanfariß, in deren warmem Blut  
Schon ein Verführer schleicht, ist gegen den Betrüger  
Von außen weniger als jemals auf der Hut;  
Sein Anhauch nährt und fächelt ihre Glut,  
Und kaum, daß sie, zur Zier, dergleichen thut  
Als widerstände sie, so ist Asmodi Sieger.  
Die Zose Schmeichlerin, sein würdiges Organ,  
Legt den Entwurf sogleich mit vieler Klugheit an.

O raubet nun dem Bliß die Feuerschwinge,  
Ihr Stunden, ihn herbei zu bringen,  
Den süßen Augenblick! Zu langsam schleicht ihr  
(Wie schnell ihr eilt!) der lechzenden Begier!  
Doch — sie ist's nicht allein, die jetzt Sekunden zählt:  
Auch Hilon überlebt, von Ungeduld gequälet,  
Den trägen Gang der drei verhassten Tage kaum,  
Und wachend und im Schlaf ist Mezia sein Traum.

Der zweite Morgen war dem sehnlichen Verlangen  
Der Haremskönigin nun endlich aufgegangen;  
Goldlodig, schön und rosenathmend stieg  
Er, wie der Herold, auf, der ihr den schönsten Sieg  
Verkündigte: schon säuselt durch die Myrten,  
Die, dicht verwebt, der Grotten schönste gürten,  
Ein leichter Morgenwind, und tausendstimmig schallt  
Der Vögel frühes Chor im nah gelegnen Wald.

Doch um die Grotte her ist unterm Myrtenlaube  
In ew'ger Dämmerung das Heiligthum der Ruh.  
Hier girret nur die sanfte Turteltaube  
Dem Tauber ihre Sehnsucht zu.  
In diesen lieblichen Gebüsch,  
Dem dunkeln Sitz verborgner Einsamkeit,  
Pflügt öfters sich zur stillen Morgenzeit  
Almanfariß mit Baden zu erfrischen.

Der anmuthsvolle Morgen rief  
Den schönen Hassan auf, indeß noch alles schlief,  
Die Blumentörbe voll zu pflücken,  
Die er an jedem Tag dem Harem zuzuschicken  
Verbunden war: als ihm ein Slav' entgegen lief,  
Und keuchend ihm befahl, die Grotte aufzuschmücken.  
Der Neger fügt, zur Eil' ihn anzuspornen, bei,  
Daß eine Dame dort zu baden Willens sei.

Verdroffen geht Herr Hilon, auszurichten,  
Was ihm befohlen war. Er füllt mit bunten Schichten  
Von Blumen, Florens ganzem Schatz,  
Den größten Korb, und eilt zum angewies'nen Platz.  
Fern ist's von ihm, der Sache mißzutruauen.  
Allein, beim Eintritt in die Grotte fällt auf ihn  
Ein dumpfes wunderbares Grauen,  
Und ein verborgner Arm scheint ihn zurück zu ziehn.

Betroffen setzt er seine Blumen nieder;  
Doch faßt er Augenblicks sich wieder  
Und lächelt seiner Furcht. Das zweifelhafte Licht,  
Das unter tausendfachem Flittern  
In diesem Labyrinth mit sichtbar'm Dunkellicht,  
Ist ohne Zweifel Schuld an diesem kind'schen Zittern,  
Denkt er, und geht getrost, bei immer heller'm Schein,  
Mit seinem Blumentorb in's Innerste hinein.



Hier herrscht ein Tag, wie zu verstorbenen Freuden  
Die schlaue Lust ein Zauberlicht sich wählt,  
Nicht Tag, nicht Dämmerung; er schwebte zwischen beiden,  
Nur lieblicher durch das, was ihm zu beiden fehlt.  
Er glich dem Mondschein, wenn durch Rosenlauben  
Sein Silberlicht zerschmilzt in blasses Roth.  
Der Held, wiewohl ihm hier noch nichts Gefährliches droht,  
Erwehrt sich kaum, bezaubert sich zu glauben.

Was er am wenigsten sich überreden kann,  
Ist, daß man hier, wo alles um und an  
Von Blumen strotzt, noch Blumen nöthig hätte.  
Doch, wie sein Auge nun auf allen Seiten irrt,  
O wer beschreibt, wie ihm zu Muth wird,  
Da ihm auf einem Ruhebette  
Sich eine Nymphe aus Mahoms Paradies  
Im vollen Glanz der reinsten Schönheit wies!

In einem Licht, das zauberisch von oben  
Wie eine Glorie auf sie hernieder strömt,  
Und, durch die Dunkelheit des übrigen erhoben,  
Mit ihres Busens Schnee die Lilien beschämt;  
In einer Lage, die ihm Reizungen entfaltet,  
Wie seine Augen nie so schön entschleierte sahn;  
Mehr werth als alles, was zum Farnen und zum Schwan  
Den Jupiter der Griechen umgestaltet.

Die Gase, die nur, wie ein leichter Schatten  
Auf einem Marmorbild,  
Sie hier und da umwaltet, nicht verhüllt,  
Scheint mit der Nacktheit selbst den Reiz der Scham zu gatten.  
Weg, Feder, wo Apell und Tizian  
Bestürzt den Pinsel fallen ließen;  
Der Ritter steht, und hebt, und schaut bezaubert an,  
Wiewohl ihm besser war, die Augen zuzuschließen.

In süßem Irthum steht er da  
Und glaubt, doch nur zwei Augenblicke  
(So schön ist, was er sieht), er sehe Rezia.  
Allein, mit Recht mißtrauisch einem Glücke,  
Das ihm unglaublich denkt, tritt er ihr näher, sieht,  
Erkennt Almanfari, und wendet sich und flieht;  
Er flieht, und fühlt im Fliehen von zwei elastisch runden  
Milchweißen Armen sich gefangen und umwunden.

Er kämpft den schwersten Kampf, den je seit Josephs Zeit  
Ein Mann gekämpft, den edlen Kampf der Tugend  
Und Liebestreu' und feurvollen Jugend  
Mit Schönheit, Reiz und heißer Leppigkeit.  
Sein Will' ist rein von sträflichem Entzücken;  
Allein, wie lange wird er ihrem süßen Flehn,  
Den Küssen voller Glut, dem zärtlich wilden Drücken  
An ihren Busen, widerstehn?

O Oberon, wo ist dein Lilienstengel,  
Wo ist dein Horn in dieser Fährlichkeit?  
Er ruft Amanden, Oberon, alle Engel  
Und Heilige zu Hülfe — und noch zu rechter Zeit  
Kommt Hülfe ihm zu. Denn just, da jede Sehne  
Ermatten will zu längerem Widerstehn,  
Und mit wollüst'ger Wuth ihn die erhitze Schöne  
Fast überwältigt hat, läßt sich Almanfor sehn.

Gleich einem angeschossnen Wild,  
Und wüthend, eine Frau, die ihn verschmäh't, zu lieben,  
Hat er, verfolgt von Zoradinens Bild,  
Schon eine Stunde sich im Garten umgetrieben:  
Der Zufall leitet ihn in dieses Myrtenrund;  
Er glaubt die Stimme von Almanfari zu hören,  
Und, weil die Grottenthür nur angelehnet stand,  
Geht er hinein, sich näher zu belehren.

Der Dämon, der durch seiner Priesterinnen  
Gefährlichste des Ritters Treu' bestritt,  
Wird schon von fern an seinem Sultansschritt  
Almanfors nahe Ankunft innen.  
O Hülfe, Hülfe! schreit das schnell gewarnte Weib,  
Und wechselt stracks mit Hüons ihre Rolle,  
Stellt sich, als kämpfte sie um ihren eignen Leib  
Mit einem Wüthenden, der sie entehren wolle.

Ihr wilder Blick, ihr halb zerrissenes Gewand,  
Ihr fliegend Haar, des jungen Gärtners Schrecken,  
Der von der unversehnen Fede  
Beschuldigung wie blizgetroffen stand;  
Der Ort, wo ihn der Sultan fand;  
Kurz, alles schien in ihm den Frevler zu entdecken.  
„O Alla! sei gelobt,“ rief die Betrügerin,  
„Daß ich Almanfor selbst die Rettung schuldig bin!“



Drauf, als sie schambast sich in alle ihre Schleier  
Gewickelt, klagt sie, mit dem Ton  
Der Unschuld selbst, ein falsches Abenteuer:  
Wie dieser schändliche verkappte Christensohn,  
Da ihr die Lust, im Kühlen sich zu waschen,  
Gefommen, sich erfrecht, sie hier zu überraschen,  
Und wie sie mit Gewalt sich seiner kaum erwehrt,  
Als ihn, zu größtem Glück, der Sultan noch gestört.

Um von dem häßlichen Verbrechen,  
Desh er beschuldigt wird, den Ritter loszusprechen,  
Bedurft's nur einen unbefangnen Blick;  
Doch seinem Richter fehlt auch dieser einz'ge Blick.  
Der Held verachtet es, mit einer Frauen Schande  
Sich selbst vom Tode zu befreien;  
Er schmiegte den edeln Arm in unverdiente Bande,  
Und hüllet schweigend sich in sein Bewußtsein ein.

Der Sultan, den sein Unmuth zum Verdammen  
Noch rascher macht, bleibt dumpf und ungerührt.  
„Der Frevler werd' in Ketten weggeführt  
(Herrscht er den Sklaven zu, die sein Befehl zusammen  
Gerufen), „werfet ihn in eine finstre Gruft;  
Und morgen früh, sobald vom Thurm der Imam ruft,  
Werd' er, im äußern Hof, ein Raub ergrimmtter Flammen,  
Und seine Asche streut mit Flüchen in die Luft!“

Der Edle hört sein Urtheil schweigend, — blizet  
Auf das verhaßte Weib noch einen Blick herab,  
Und wendet sich, und geht in Fesseln ab,  
Auf einen Muth, den nur die Unschuld gibt, gestützt.  
Kein Sonnenblick erfreut das fürchterliche Grab,  
Worin er nun tief eingeferkert sitzt;  
Der Nacht des Todes gleicht die Nacht, die auf ihn drückt  
Und jeden Hoffungsstrahl in seinem Geist erstickt.

Ermüdet von des Schicksals strengen Schlägen,  
Verdroffen, stets ein Ball des Wechselglücks zu sein,  
Seufzt er dem Augenblick, der ihn befreit, entgegen.  
Schreckt ihn das Vorgefühl der scharfen Feuerpein:  
Die Liebe hilft ihm's übertäuben;  
Sie stärkt mit Engelskraft die sinkende Natur.  
„Bis in den Tod (ruft er) getreu zu bleiben,  
Schwor ich, Amanda, dir, und halte meinen Schwur!“

O daß, geliebtes Weib, was morgen  
Begegnen wird, auf ewig dir verborgen,  
Auf ewig auch, dir, treuer alter Freund,  
Verborgen blieb! — Wie gern erlitt ich unbeweint  
Mein traurig Loos! Doch, wenn ihr es erfahret,  
Erfahret, wessen ich beschuldigt ward, und mit  
Dem Schmerz um meinen Tod sich noch die Schande paaret,  
Zu hören, daß ich nur, was ich verdiente, litt —

O Gott! es ist zu viel, auch dies noch zu erdulden!  
Es büße immerhin für meine Sündenschulden  
Der strengste Tod! Ich klage Niemand an!  
Dies einz'ge nur, o Oberon, gewähre  
Dem, den du liebtest, noch: beschütze meine Ehre,  
Beschütze Nezia! — Du weißt, was ich gethan!  
Sag' ihr, daß ich, den heil'gen Schwur der Treue  
Zu halten, den ich schwor, den Feuertod nicht scheue.“

So ruft er aus, und, vom Vertrau'n gestärkt,  
Daß Oberon ihn hört, berührt ihn unvermerkt  
Der mohnbefränzte Gott des Schlummers  
Mit seinem Stab, dem Stillen alles Kummer's,  
Und wieget ihn, wiewohl nur harter Stein  
Sein Kissen ist, in leichte Träume ein.  
Hat ihm vielleicht, zum Pfand, daß bald sein Leiden endet,  
Der gute Schutzgeist selbst dies Labjal zugesendet?

Noch lag die halbe Welt mit Finsterniß bedeckt,  
Als ihn aus seiner Ruh ein dumpfes Klirren weckt.  
Ihn deucht, er hör' im Schloß die schweren Schlüssel drehen;  
Die Eisenthür geht auf, des Herkers schwarze Wand  
Erhell't ein blasser Schein, er höret Jemand gehen,  
Und stämmt sich auf und steht in schimmerndem Gewand,  
Die Krone auf dem Haupt, die Lampe in der Hand,  
Almansaris zu seiner Seite stehn.

Sie reicht die Littenhand ihm, reizvoll lächelnd, dar,  
Und — „Birst du,“ spricht sie, „mir vergeben,  
Was nur die Schuld der Noth, nicht meines Herzens, war?  
O du Geliebter, hängt an deinem schönen Leben  
Mein eignes nicht? — Ich komme, der Gefahr  
Dich zu entziehn (trotz deinem Widerstreben!),  
Vom Holzstoß dich, wozu dich der Barbar  
Verdammt, auf einen Thron, den du verdienst, zu heben!“



Die Liebe öffnet dir der Hoheit Sonnenbahn:  
Auf, mache sie von deinem Ruhm erschallen!  
Nimm diese Hand, die dir sich schenket, an!  
In einem Wink soll dein Verfolger fallen,  
Und all sein Volk, wie Staub, um deine Füße wallen.  
Im ganzen Harem ist mir alles unterthan;  
Vertraue dich der Liebe sichern Händen,  
Und, was sie wagte, wird dein eigner Muth vollenden!"

"Hör' auf! o Königin! dein Antrag häuſet bloß  
Mein Leiden durch die Qual, dir alles abzuschlagen.  
O warum zwingst du mich's zu sagen?  
Ich laufe mich durch kein Verbrechen los."  
"Ist's möglich?" ruft sie, "kann so weit der Unsinn gehen?  
Unglücklicher, im Angesicht  
Der Flamme, die bereits aus deinem Holzstoß bricht,  
Kannst du Almansaris und einen Thron verschmähen?"

"Sag mir," versteht er, "Königin,  
Ich könne dir mit meinem Blute nützen,  
So soll die Lust, womit ich eil', es zu verspielen,  
Dir zeigen, ob ich unerkennlich bin!  
Ich kann, zum Danke, dir mein Herzensblut, mein Leben,  
Nur meine Ehre nicht, nicht meine Treue geben.  
Wer ich bin, weißt du nicht, vergiß nicht, wer du bist,  
Und muth' mir nichts zu, was mir unmöglich ist."

Almansaris, auf's äußerste getrieben  
Durch seinen Widerstand, sie wendet alles an,  
Was seine Tren' durch alle Stufen üben  
Und seinen Muth ermüden kann.  
Sie reizt, sie droht, sie fleht, sie fällt, verloren  
In Lieb' und Schmerz, vor ihm auf ihre Kniee hin:  
Doch unbeweglich bleibt des Helden fester Sinn,  
Und rein die Tren', die er Amanden zugeschworen.

"So stirb denn, weil du willst!" — ruft sie, des Athems schier  
Vor Muth beraubt: „ich selbst, ich will an deinem Leiden  
Mein gierig Aug' mit heißer Wollust weiden!  
Stirb als ein Thor! des Starrsinns Opfertier!"  
Schreit sie mit funkelndem Aug', und flucht der ersten Stunde,  
Da sie ihn sah, verwünscht mit bebendem Munde  
Sich selbst, und stürmt hinweg, und hinter ihr  
Schließt wieder kirschend sich des Kerkers Eisenthür.

Inzwischen hatte das Gerüchte,  
Das Unglücksnären gern verbreitet und verziert,  
Von ihrem Herrn die traurige Geschichte  
Auch Scherasmin und Fatmen zugeführt.  
Der schöne Hassan, hieß es, sei im Bade  
Vom Sultan mit Almansaris allein  
Gefunden worden und morgen, ohne Gnade,  
Werd' er, im großen Hof, ein Raub der Flammen sein.

Ob Hüon schuldlos sei, war ihnen keine Frage;  
Sie kannten ja der Sachen wahre Lage.  
Doch, hätt' er auch gefehlt, so war er mittheilswerth.  
In Fällen dieser Art wird echte Tren' bewährt.  
Anstatt die Zeit mit Jammern zu verderben,  
Beschlössen sie, das Aeußerste für ihn  
Zu wagen, um ihn noch aus dieser Noth zu ziehn,  
Und, schlug' es fehl, mit ihrem Herrn zu sterben.

Kurz eh' der Tag begann, gelingt es Fatmens Muth  
Und Wachsamkeit, die Hüter zu betrügen,  
Und unerkannt sich bis in's Schlafgemach zu schmiegen,  
Wo Rezia, von Hüon träumend, ruht.  
Des unverhofften Wiedersehens Freude  
Macht einen Augenblick sie sprachlos alle beide.  
Das erste Wort, das Fatme sprechen kann,  
Ist Hüon, ist Bericht von dem geliebten Mann.

"Was sagst du, goldne Amme?" ruft Amande,  
Und fällt ihr um den Hals — „mein Hüon mir so nah?  
Wo ist er?" — „Ach! Prinzessin, was geschah!  
(Schluchzt jene weinend) Hilf! zerreiße seine Bände!  
Spreng' seinen Kerker auf! Dem Unglücksel'gen droht,  
Als Liebe bloß zu dir, ein jämmerlicher Tod."  
Und drauf erzählt sie ihr genau die ganze Sache,  
Und ihres Ritters Tren' und der Sultanin Rache.

"Schon," ruft sie, „steht der Holzstoß aufgethürmt,  
Nichts rettet ihn, wenn ihn nicht Zoradine schirmt!"  
Mit einem Schrei der Angst, halb sinnlos, fährt Amande  
In wilder Hast von ihrem Lager auf,  
Wirft, wie sie steht, im leichten Nachtgewande,  
Den Kurde um, und eilt in vollem Lauf  
Des Sultans Zimmer zu, durch alle Sklaventrachen,  
Die sie mit Wunder sehn, und schweigend Platz ihr machen.



Sie dringt hinein, nicht achtend, daß es früh  
Am Tage war, und wirft mit lilienblaffen Wangen,  
Und Haaren, die zerstreut um ihre Schultern hängen,  
Sich vor dem Sultan auf die Knie:  
„Almansor, laß mich nicht vergebens  
Dir knien! Schwöre, wenn mein Leben dir  
Erhaltungswürdig scheint, daß du die Bitte mir  
Gewähren willst! Es gilt die Ruhe meines Lebens!“

„Begehr, o Schönste,“ spricht erstaunt und froh zugleich  
Der Sultan, „laß mich nicht in Ungewißheit schweben!  
Dir zu gefallen, ist mein feurigstes Bestreben;  
Begehre frei! Mein Schatz, mein Thron, mein Reich,  
Nichts ist zu viel, was ich zu geben  
Vermag. Ein einzigs nur behält sich Mansor vor,  
Dich selbst!“ — „Du schwörst es mir?“ — Der liebebrunnne Mohr  
Beschwört's. — „So schenke mir des Gärtners Hassan Leben!“

„Wie?“ ruft er mit bestürzter Miene,  
„Welch' eine Bitte, Zoradine?“  
„Was geht das Leben dich von diesem Sklaven an?“  
„O, viel, Almansor, viel! Mein eignes hängt daran!“  
„Sprichst du im Fieber? Schwärmeest du? Verzeihe,  
Doch, du mißbrauchst des unbegrenzten Rechts,  
Daß dir die Schönheit gibt. — Am Leben eines Knechts,  
Der sein Verbrechen büßt?“ — „Er büßt für seine Treue!“

Mir ist sein Herz bekannt, er hält an seiner Pflicht,  
Ist schuldlos, ist ein Mann von unverletzter Ehre,  
Und doch — o Mansor — wenn er schuldig wäre,  
So räche sein Vergehn an Zoradinen nicht!  
Mit Augen, die von kaum verhaltuem Grimme funkeln,  
Ruft Mansor: „Grausame, was quält dein Zögern mich!  
Welch' ein Geheimniß dämmert aus dem dunkeln  
Verhaßten Räthsel auf? Was ist dir Hassan? Sprich!“

„So wiss' es denn, weil mich die Noth zum Reden zwinget,  
Ich bin sein Weib! Ein Band, das nichts zerreißen kann,  
Ein Band, gewebt im Himmel selber, schlinget  
Mein Glück, mein Alles fest an den geliebten Mann.  
Uns drückt mit seiner ganzen furchtbar'n Schwere  
Des Schicksals Arm — wer weiß, wie bald an dich  
Die Reize kommt! — Du siehst mich elend — ehre  
Mein Leiden, Glücklicher! — Du kannst es, rette mich!“

„Wie? du bist Hassans Weib, und liebst ihn?“ — „Ueber alles!“  
„Unglückliche, er ist dir ungetreu!“ —  
„Er ungetreu? die Ursach' seines Falles,  
Ich bin's gewiß, ist einzig seine Treu.“ —  
„Ich glaube, was ich sah!“ — „So ward er erst betrogen,  
Und du mit ihm!“ Mit zürnendem Gesicht  
Spricht Mansor: „Spanne nicht den Bogen,  
Zu stolz auf deinen Reiz, so lange, bis er bricht!“

Dein Hassan stirbt — und ich kann nichts, als dich beklagen.“  
„Er stirbt?“ schreit Rezia — „Tyrann,  
Er, dem ein Wort von dir das Leben schenken kann,  
Er stirbt? Du hast ein Herz, mir das zu sagen?“  
„Er hat des Harems Zucht verlegt.“  
„Erwidert Mansor kalt; „ihm ist der Tod gesetzt!  
Doch, weil du willst, so sei des Sklaven Leben,  
Sein Leben oder Tod, in deine Hand gegeben!“

Gib, Schönste, mir ein Beispiel edler Huld!  
Sib mir die Ruh', die du mir raubtest, wieder!  
Ich lege Kron' und Reich zu deinen Füßen nieder;  
Ergib dich mir, so sei dem Frevler seine Schuld  
Geschenkt! Er zieh', mit königlichen Gaben  
Noch überhäuft, zu seinem Volk zurück!  
D'zög're nicht, die Güte selbst zu haben,  
Die du begehrst! — Ein Wort macht mein und sein Geschick!“

„Unedler,“ ruft mit eines Engels Zürnen  
Das schöne Weib, „so theuer kauft der Mann,  
Den Zoradine liebt, sein Leben nicht! — Tyrann,  
Kennst du mich so? — Die schlechteste der Dirnen,  
Die mich bedienten einst, verschmähte deinen Thron  
Und dich um solchen Preis! Zwar steht, uns zu verderben,  
In deiner Macht: doch, hoffe nicht davon  
Gewinn zu ziehn — Barbar, auch ich kann sterben.“

Der Sultan stutzt. Ihn schreckt des edlen Weibes Muth.  
Sein feiges Herz wird mehr von ihrem Dräun gerührt  
Als da sie bat; doch, ihre Schönheit schüret  
Das Feuer der Begier zugleich in seinem Blut.  
Was sagt' er nicht, ihr Herz mit Liebe zu bestechen?  
Wie bat er sie! wie schlangenartig wand  
Er sich um ihren Fuß! — Umsonst! Ihr Widerstand  
War nicht durch Drohungen, war nicht durch Flehn zu brechen.



Sie bleibt darauf, ihr soll der Tod willkommen sein.  
 Der Sultan schwört mit fürchterlicher Stimme  
 Bei Mahoms Grab, nichts soll vor seinem Grimme  
 Sie retten, geht sie nicht sogleich den Antrag ein.  
 „Ist's nicht mein letztes Wort, soll Alla mich verdammen!“  
 Hört man den Wüthenden bis in den Vorfaal schrein:  
 „Entschließe dich, sei an' der Stelle mein,  
 Wo nicht, so stirb mit dem Verworfenen in den Flammen!“

Sie sieht ihn zürnen an, und schweigt. — „Entschließe dich,“  
 Ruft er zum zweiten Mal. — „O so befreie mich  
 Von deinem Anblick,“ spricht die Königin der Frauen;  
 „Des Todes Grinsen selbst erweckt mir minder Grauen.“  
 Almanzor ruft, und gibt, von Wuth erstickt,  
 Den grausamen Befehl, und Höllensfunken sprühen  
 Aus seinem Aug'. Der Schwarzen Erster bückt  
 Sich bis zur Erde hin, und schwört, ihn zu vollziehen.

Schon steht der gräßliche Altar  
 Zum Opfer aufgethürmt; schon drängt sich, Schaar an Schaar,  
 Das Volk herzu, das, gern in Angst gesehet,  
 An Trauerspielen dieser Art  
 Die Augen weinend labt, und schauernd sich ergethet.  
 Schon stehn, zum Leiden und zum Tode noch gepaart,  
 An einen Marterpfahl gebunden,  
 Die einz'gen Liebenden, die Oberon rein erfunden.

Ein edles Paar in Eins verschmolzner Seelen,  
 Das treu der ersten Liebe blieb,  
 Entschlossen, eh' den Tod in Flammen zu erwählen,  
 Als ungetreu zu sein selbst einem Thron zu Lieb'!  
 Mit nassem Blick, die Herzen in der Klemme,  
 Schaut alles Volk gerührt zu ihnen auf,  
 Und doch besorgt, daß nicht den freien Lauf  
 Des Trauerspiels vielleicht ein Zufall hemme.

Den Liebenden, wie sie gebunden stehn,  
 Ist zwar der Trost versagt, einander anzusehn;  
 Doch, über alles, was sie leiden  
 Und noch erwarten, triumphirt  
 Die reinste, seligste der Freuden,  
 Daß ihre Lieb' es ist, was sie hierher geführt.  
 Der Tod, der ihre Treu' mit ew'gem Lorbeer ziirt,  
 Ist ihres Herzens Wahl; sie konnten ihn vermeiden.

Inzwischen siehet man mit Fackeln in den Händen  
 Zwölf Schwarze sich dem Opfer paarweis' nah'n.  
 Sie stellen sich herum, bereit, es zu vollenden,  
 Sobald der Aga winkt. Er winkt. Sie zünden an.  
 Und stracks erdonnert's laut, die Erde scheint zu beben,  
 Die Flamm' erlischt, der Strick, womit das treue Paar  
 Gebunden stand, fällt wie versengtes Haar,  
 Und Hüon sieht das Horn an seinem Halse schweben.

Im gleichen Augenblick, da dies  
 Gescheh, zeigt sich von fern in zwei verschiednen Reihen,  
 Von ängstlicher Bekümmerniß  
 Gespornt, Almanzor hier, und dort Almanzaris:  
 Er Zoradinen, sie den Hassan zu befreien.  
 Halt! hört man sie aus allen Kräften schreien:  
 Auch stürzt mit blitzendem Schwert durch die erschrockne Menge  
 Ein schwarzer Rittermann sich mitten in's Gedränge.

Doch Hüon hat das Pfand, daß nun sein Oberon  
 Versöhnt ist, kaum mit wonnevollem Schaudern  
 An seinem Hals erblickt, so setzt er ohne Zaudern  
 Es an den Mund, und lockt den schönsten Ton  
 Daraus hervor, der je geblasen worden.  
 Sein edles Herz verschmäht, ein feiges Volk zu morden;  
 „Tanzt,“ ruft er, „tanzt, bis euch's den Athem raubt;  
 Dies sei die einzige Rache, die Hüon sich erlaubt.“

Und wie das Horn ertönt, ergreift der Zauberschwindel  
 Zuerst das Volk, das um den Holzstoß steht,  
 Schwarzgelbes, lumpiges, halb nackendes Gefindel,  
 Das plötzlich sich, wie toll, im schnellsten Wirbel dreht;  
 Bald mischet sich mit allen seinen Negern  
 Der Aga drein; ihm folgt — was Füße hat  
 Bei Hof, im Harem, in der Stadt,  
 Vom Sultan an bis zu den Wasserträgern.

Unlustig faßt der Schach — Almanzaris beim Arm;  
 Sie sträubt sich, doch was hilft sein Unmuth und ihr Sträuben?  
 Der Taumel reißt sie fort, sich mitten in den Schwarm  
 Der Walzenden mit ihm hinein zu treiben.  
 In Kurzem ist ganz Tunis in Alarm,  
 Und Niemand kann auf seiner Stelle bleiben:  
 Selbst Bodagra, und Zipperlein, und Gicht  
 Und Todeskampf befreit von dieser Tanzwuth nicht.



Indessen, ohne auf das Possenspiel zu blicken,  
Hält das getreue Paar, in seligem Entzücken,  
Sich sprachlos lang' umarmt. Raun hat ihr Busen Raum  
Für diesen Uberschwang von Freuden.  
Er ist nun ausgeträumt der Prüfung schwerer Traum!  
Nichts bleibt davon, als was ihr Glück verschönt:  
Gebüßt ist ihre Schuld, das Schicksal ausgesöhnt,  
Auf's neu von ihm vereint, kann nun sie nichts mehr scheiden!

Theilnehmend inniglich steht noch auf seinem Roß  
Der biedre Scherasmin (er war der schwarze Ritter)  
Der Wonne zu, worin ihr Herz zerfloß.  
Er ist's, der wie ein Ungewitter  
Vorhin daher gestürmt, um das geliebte Paar  
Zu retten aus der feigen Mohren Händen,  
Und, schlug's ihm fehl, ein Leben hier zu enden,  
Das, ohne sie, ihm unerträglich war.

Er springt herab, drängt durch den toll'n Reigen  
Mit Fatme, die ihm folgte, sich hinan,  
Den Liebenden von ihrem Throne steigen  
Zu helfen, und sie im Triumphe zu empfangen.  
Groß war die Freude, doch sie schwoll noch höher an,  
Da sie den wohlbekannten Wagen,  
Von Schwanen durch die Luft, stets niedriger, getragen,  
Zu ihren Füßen nun auf einmal halten sahn.

Sie stiegen eilends ein — die Mohren mögen tanzen,  
So lang' es Oberon gefällt!  
(Wiewohl der Alte räspelt oder schanzen  
Für eine beß're Kurzweil hält.)  
Der lust'ge Phäöton fliegt, leicht und ohne Schwanken,  
Sanft wie der Schlaf, behender als Gedanken  
Mit ihnen über Land und Meer,  
Und Silberwölkchen wehn, wie Fächer, um sie her.

Schon tauchte sich auf Bergen und auf Hügeln  
Die Dämmerung in ungewissen Duft;  
Schon sahen sie den Mond in manchem See sich spiegeln,  
Und immer stiller ward's im weiten Reich der Luft;  
Die Schwanen ließen jetzt mit stinkendem Gefieder  
Allmählig sich bis auf die Erde nieder;  
Als plötzlich, wie aus Abendroth gewebt,  
Ein schimmernder Palast vor ihren Augen schwebt.

In einem Lustwald, mitten zwischen  
Hoch aufgeschößnen vollen Rosenbüschen,  
Stand der Palast, von dessen Wunderglanz  
Der stille Hain und das Gebüsch ganz  
Durchschimmert schien. — „War's nicht an diesem Orte?“  
Spricht Hilon leis' und schauernd. — Doch, bevor  
Er's ausspricht, öffnet schnell sich eine goldne Pforte  
Und zwanzig Jungfrau'n gehn aus dem Palast hervor.

Sie kamen, schön wie der Mai, mit ewig blühenden Wangen,  
Gekleidet in glänzendes Lilienweiß,  
Die Erdenkinder zu empfangen,  
Die Oberon liebt. Sie kamen tanzend, und sangen  
Der reinen Treue unsterblichen Preis.  
Komm, sangen sie (und goldne Cymbeln klangen  
In ihren süßen Gesang, zu ihrem lieblichen Tanz),  
Komm, trautes Paar, empfang' den schönen Siegeskranz!

Die Liebenden — sich kaum bestimmend — in die Wonne  
Der andern Welt verzückt — sie wallen, Hand in Hand,  
Den Doppelreihen durch: als, gleich der Morgenjonne  
In ihrem Bräut'gamschmuck, der Geist vor ihnen stand.  
Nicht mehr ein Knabe, wie er ihnen  
In lieblicher Verkleidung sonst erschienen —  
Ein Jüngling, ewig schön und ewig blühend, stand  
Der Elfenkönig da, den Ring an seiner Hand.

Und ihm zur Seite glänzt, mit ihrer Rosenkrone  
Geschmückt, Titania, in milderm Mondesglanz.  
In beider Rechten schwebt ein schöner Myrtenkranz.  
„Empfange,“ sprechen sie mit liebevollem Tone,  
„Du treues Paar, zum edlen Siegeslohn,  
Aus deiner Freunde Hand den wohl verdienten Kranz!  
Nie wird von euch, so lang' ihr dieses Zeichen  
Von unsrer Huld bewahrt, das Glück des Herzens weichen.“

Raum daß das letzte Wort von Oberons Lippen fiel,  
So sah man aus der Luft sich eine Wolke neigen,  
Und aus der Wolke schooß, bei goldner Harfen Spiel,  
Mit Lilien vor der Brust drei Elsentöchter steigen.  
Im Arm der dritten lag ein wunderschöner Knab',  
Den sie, auf ihren Knie'n, Titania übergab.  
Süß lächelnd blickt zu ihm die Königin sich nieder,  
Und gibt, mit einem Kuß, ihn seiner Mutter wieder.



Und, unter'm Jubelgesang der Jungfrau, die in Reihn  
Vor ihnen her den Weg mit Rosen überstreun,  
Zieh'n durch die weite goldne Pforte  
Die Glücklichen hinein in Oberons Freudenhaus.  
Was sie gesehn, gehört, an diesem schönen Orte,  
Sprach ihre Zunge nie beim Rückerinnern aus.  
Sie sahn nur himmelwärts und eine Wonnethräne  
Im glänzenden Auge verrieth, wohin ihr Herz sich sehne.

In einen sanften Schlaf verlor sich wonniglich  
Der sel'ge Traum. Und mit dem Tage fanden  
Sie beide, Arm in Arm, wie neu geboren, sich  
Auf einer Bank von Moos. Zu ihrer Seite standen  
Im leicht umschattenden Gebüsch,  
Reich ausgeschmückt, vier wunderschöne Pferde,  
Und ringsum lag ein schimmerndes Gemisch  
Von Waffen, Schmuck und Kleidern auf der Erde.

Herr Hüon, dem das Herz von Freude überfloß,  
Beckt seinen Alten auf; Amande  
Sucht ihren Sohn, der noch auf Fatmens Schooß  
Sanft schlummernd lag. Sie sehn sich um. Wie groß  
Ist ihr Erstaunen! — „Herr, in welchem Lande  
Glaubt ihr zu sein?“ ruft Scherasmin entzückt  
Dem Ritter zu. — „Kommt, seht von diesem Stande  
Nach Westen hin, und sagt, was ihr erblickt!“

Der Ritter schaut hinaus, und traut  
Dem Anblick kaum. — Er, der so viel erfahren,  
Und dessen Augen so gewöhnt an Wunder waren,  
Glaubt kaum, was er mit offenen Augen schaut.  
Es ist die Sein', an deren Bord sie stehen!  
Es ist Paris, was sie verbreitet vor sich sehen!  
Er reißt sich Aug' und Stirn, schaut immer wieder hin,  
Und ruft: Ist's möglich, daß ich schon am Ziele bin?

Nicht lange schaut er hin, vor Freude ganz betroffen,  
So stellt sich ihm ein neues Schauspiel dar.  
Ihm deucht, daß alles um die Burg in Aufruhr war.  
Man hört Trommetenschall, und eine Ritterchaar  
Trabt dem Turnierplatz zu, die Schranken stehen offen.  
„Mein Glück,“ ruft Hüon, „läßt mein Hoffen  
Stets hinter sich. Geh', Freund! wofern nicht alles mich  
Betrügt, gibt's ein Turnier; geh', und erkund'ge dich.“

Der Alte geht. Inzwischen wird Amande  
Von Fatmen angekleid't. Denn, was sie haben muß,  
Sich mit dem Glanz, der ihrem hohen Stande  
Und ihrer Schönheit ziemt, in diesem fremden Lande  
Zu zeigen, fanden sie im reichsten Ueberfluß  
Gehäuft zu ihren Füßen liegen.  
Herr Hüon läßt indeß, mit manchem Vaterkuß,  
Den kleinen Hilounet auf seinem Knie sich wiegen.

Und sieht, mit inniglicher Lust,  
Das schöne Weib durch alles fremde Zieren  
Und Schimmern nichts gewinnen noch verlieren.  
Ob eine Rose ihre Brust  
Umshattet, ob ein Strauß von blühenden Juwelen  
In Glanz sie hüllt — stets durch sich selber schön  
Und liebeathmend, scheint durch den  
Ihr nichts geliehn, bei jener nichts zu fehlen.

Der Alte kommt jetzt mit der Nachricht an,  
Drei Tage sei bereits der Schranken aufgethan.  
„Karl (spricht er), immer noch durch seinen Groll getrieben,  
Hat ein Turnier im Reiche ausgeschrieben:  
Und rathet, welchen Dank der Sieger heut erhält?  
Nichts kleiner's, Herr, als — Hüons Land und Lehen!  
Denn, euch aus Babylon mit Ruhm gekrönt zu sehen,  
Ist, was dem Kaiser nicht im Schlaf zu Sinne fällt.“

„Auf, waffne dich“, ruft Hüon voller Freuden;  
Willkommner konnte mir kein' andre Botschaft sein.  
Was die Geburt mir gab, sei nun durch Tugend mein!  
Verdien' ich's nicht, so mag's der Kaiser dem bescheiden,  
Der's würdig ist!“ — Er sagt's, und siehet Rezia  
Ihm lächelnd stillen Beifall nicken.  
Ihr Busen klopt ihm Sieg! — In wenig Augenblicken  
Steht glänzend schon ihr Held in voller Rüstung da.

Sie schwingen sich zu Pferd, die Ritter und die Frauen,  
Und ziehen nach der Stadt! und allenthalben schauen,  
Von ihrer Pracht entzückt, die Leute nach, und wer  
Die Gassen müßig tritt, läuft hinter ihnen her.  
Bald langt mit Rezia Herr Hüon vor den Planten  
Der Stechbahn an. Er läßt, nachdem er sich bei ihr  
Beurlaubt, Scherasmin zu ihrem Schützer hier,  
Zieht sein Bisier herab, und reitet in die Schranken.



Ein lautes Lob verfolgt von beiden Seiten ihn,  
 Ihn, der an Anstand und an Stärke  
 Den besten, die der ritterlichen Werke  
 Bisher gepflegt, weit überlegen schien.  
 Scheel sehend stand am Ziel, auf seinem stolzen Roß,  
 Der Ritter, der in diesen dreien Tagen  
 Des Rennens Preis davon getragen,  
 Und mit den Fürsten sah der Kaiser aus dem Schloß.

Herr Hüon neigt, nach ritterlicher Weise,  
 Sich vor dem Kaiser tief, dann vor den Damen und  
 Den Richtern — tummelt drauf im Kreise  
 Den muth'gen Hengst herum, und macht dem Sieger kund,  
 Daß er gekommen sei, den Dank ihm abzugeben.  
 Er sollte zwar erst Stand und Namen sagen:  
 Allein sein Schwur, daß er ein Franke sei,  
 Und seines Aufzugs Pracht, macht vom Befehl ihn frei.

Er wiegt und wählt aus einem Haufen Speere  
 Sich den, der ihm die meiste Schwere  
 Zu haben scheint, schwingt ihn mit leichter Hand,  
 Und stellt, voll Zuversicht, sich nun an seinen Stand.  
 Wie klopft Amandens Herz! wie feurige Gebete  
 Schickt sie zu Oberon und allen Engeln ab,  
 Als jetzt die schmetternde Trompete  
 Den Ungeduldigen zum Rennen Urlaub gab.

Dem Ritter, der bisher die Nebenbuhler alle  
 Die Erde küssen hieß, schwillt mächtiglich die Galle,  
 Daß er gezwungen wird, auf diese neue Schanz  
 Sein Glück und seinen Ruhm zu setzen.  
 Er war ein Sohn des Doolin von Maganz,  
 Und ihm war Lanzenpiel kaum mehr wie Hasenhezen.  
 Er stürmet, wie ein Strahl aus schwarzer Wolken Schooß,  
 In voller Wuth auf seinen Gegner los.

Doch, ohne nur in seinem Sitz zu schwanken,  
 Trifft Hüon ihn so kräftig vor die Brust,  
 Und wirft mit solcher Macht ihn seitwärts an die Planken,  
 Daß alle Rippen ihm von seinem Fall erkranken.  
 Zum Kampf vergeht ihm alle weitre Lust;  
 Vier Knappen tragen ihn ohnmächtig aus den Schranken.  
 Ein jubelnd Siegesgeschrei prallt an die Wolken an,  
 Und Hüon steht allein als Sieger auf dem Plan.

Er bleibt am Ziel noch eine Weile stehen,  
 Ob Jemand um den Dank noch kämpfen will, zu sehen;  
 Und da sich Niemand zeigt, eilt er mit schnellem Trab  
 Amanden zu, die, hoch auf ihrem schönen Rosse,  
 Wie eine Göttin glänzt, und führt sie nach dem Schlosse.  
 Sie langen an. Er hebt gar höflich sie herab,  
 Und führt sie, unter'm Bivatrufen  
 Des Volks, hinauf, die hohen Marmorstufen.

Wie eine Silberwolf' umweht  
 Amandens Angesicht ein undurchsicht'ger Schleier,  
 Durch den sich jedes Aug' umsonst zu bohren strebt.  
 Voll Ungeduld, wie sich dies Abenteuer  
 Entwickeln werde, strömt die Menge ohne Zahl  
 Dem edeln Paare nach. Jetzt öffnet sich ein Saal;  
 Hoch sitzt auf seinem Thron, von seinem Fürstenrathe  
 Umringt, der alte Karl in kaiserlichem Staate.

Herr Hüon nimmt den Helm von seinem Haupt,  
 Und tritt hinein, in seinen schönen Locken  
 Dem Gott des Tages gleich. Und alle sehn erschrocken  
 Den schnell Erkannten an. Der alte Kaiser glaubt  
 Des Ritters Geist zu sehn. Und Hüon, mit Amanden  
 An seiner Hand, naht ehrerbietig sich  
 Dem Thron, und spricht: „Mein Lehnsheer! siehe mich,  
 Gehorham meiner Pflicht, zurück in deinen Landen!“

Denn, was du zum Beding gemacht  
 Von meiner Wiederkehr, mit Gott hab' ich's vollbracht!  
 In diesem Kästchen sieh des Sultans Bart und Zähne,  
 An die, o Herr, nach deinem Wort, ich Leib  
 Und Leben aufgesetzt — und sieh in dieser Schöne  
 Die Erbin seines Throns, und mein geliebtes Weib!“  
 Mit diesem Worte fällt von Reziens Angesichte  
 Der Schleier ab, und füllt den Saal mit neuem Lichte.

Ein Engel scheint, in seinem Himmelsglanz  
 (Gemildert nur, damit sie nicht vergehen),  
 Vor den Erstaunten da zu stehen:  
 So groß, und doch so lieblich anzusehen,  
 Glänzt Rezia, in ihrem Myrtenkranz  
 Und silbernem Gewand. Die Königin der Feen  
 Schmiegt, ungesehen, sich an ihre Freundin an,  
 Und alle Herzen sind ihr plötzlich unterthan.



Der Kaiser steigt vom Thron, heißt freundlich sie willkommen  
An seinem Hof. Die Fürsten drängen sich  
Um Hüon her, umarmen brüderlich  
Den edeln jungen Mann, der glorreich heim gekommen  
Von einem solchen Zug. Es stirbt der alte Groll  
In Karls des Großen Brust. Er schüttelt liebevoll  
Des Helden Hand, und spricht: „Wie fehlt es unserm Reiche  
An einem Fürstensohn, der dir an Tugend gleiche!“

## Aphorismen.

Wahre Erleuchtung über Alles, was den Menschen wesentlich angeht, ist unser wichtigstes und allgemeinstes Interesse, und Verbesserungen sind ihre natürlichen Folgen. Aber es gibt auch Irrthümer, deren betrügerisches Licht in Moräste führt. Selbst das wohlthätige Sonnenlicht darf nicht anders als mit großer Behutsamkeit und durch fast unmerkliche Stufen in die schwachen Augen eines sehend gewordenen Blinden eingelassen werden, und ein zu starker Lichtstrom blendet sogar ein geübtes Gesicht. Aber die eine Hälfte der Welt in den Brand stecken, um der andern eine schöne malerische Beleuchtung zu geben, ist ein Projekt, das nur in so einem Kopfe entstehen könnte, wie jener war, der Rom an 4 Ecken anzünden ließ, um einem poetischen Gemälde vom brennenden Troja mehr Wahrheit geben zu können.

Wir gleichen jenem horazischen Bäuerlein, das geduldig am Flusse stehen blieb und warten wollte, bis er abgeflossen wäre; warum greifen wir das Werk nicht lieber frisch an, da wir doch gezwungen sind, zu sehen, daß es über lang oder kurz geschehen muß? Warum, da es doch ausgemacht ist, daß es nicht eher besser in der Welt werden kann, bis die Menschen vernünftiger sind, warum werfen wir den Fortschritten der Vernunft vorsätzlich alle nur erdenklichen Hindernisse in den Weg? Warum lassen wir's uns so angelegen sein, ihre wohlthätigen Strahlen aufzufangen und auf alle mögliche Weise unkräftig zu machen? Wenn einem Volke in jedem Jahrzehend nur Ein schädlicher Irrthum benommen, nur Eine heilsame Wahrheit beigebracht würde; wenn während jeder Generation nur zwei grobe Mißbräuche abgestellt und zwei gemeinnützige Anstalten getroffen würden, wie weit würde ein solcher Staat binnen hundert Jahren schon vorgerückt sein!



Der Mensch — auf der einen Seite den Thieren des Feldes, auf der anderen den höheren Wesen verwandt — ist eben so unfähig, ein bloßes Thier, als ein bloßer Geist zu sein: aber nur alsdann lebt er seiner Natur gemäß, wenn er immer emporsteigt. Jede höhere Stufe der Weisheit und Tugend, die er erstiegen hat, erhöht seine Glückseligkeit: denn Weisheit und Tugend sind allezeit das richtige Maß, sowohl der öffentlichen als der Privatglückseligkeit unter den Menschen gewesen.

Der Weise unterwirft sich immer und in Allem den ewigen und nothwendigen Gesetzen der Natur der Dinge; er bildet seine Art zu denken und zu handeln einzig nach dieser Richtschnur, und seine höchste Freiheit besteht darin, daß er will, was er muß, thut, was er soll. Die unveränderliche Natur der Dinge, dieses einzige, aber indispensable Gesetz des Weisen, schreibt ihm in jedem Augenblick und Verhältniß des Lebens vor, was recht ist und was er also zu wollen und zu thun hat; und blos um zu wissen, was recht ist, damit er immer recht handle, bemüht er sich die Dinge so zu erkennen, nicht wie sie dem verfälschten Auge des Vorurtheils und der Leidenschaften scheinen, sondern wie sie in den Augen der reinen Vernunft, d. h. wie sie wirklich sind. Der Weise sieht sich daher immer als einen Theil des Ganzen an, der blos um desselben willen da ist, und dessen Wohlstand und Vollkommenheit mit dem seinigen so nothwendig verbunden ist, daß er nur in so fern seiner Natur gemäß lebt und vollkommen ist, in so fern er zur Vollkommenheit des Ganzen mitwirkt.

Es ist ein schwaches Ding um unser Herz! Und doch, so schwach es ist, und so leicht es uns irre gehn macht, ist es die Quelle unserer besten Freuden, unserer besten Triebe, unserer besten Handlungen.

Die gute Mutter Natur, die ihre Kinder nicht leicht im Stiche läßt, hat mütterlich dafür gesorgt, daß wir, um den Glauben an uns selbst (dies so unentbehrliche Triebrad in unserem Wesen) durch keine Vergehungen oder Thorheiten gänzlich zu verlieren, für jede Anklage in unserem eigenen Busen eine Entschuldigung finden, welche unvermerkt die Gestalt einer Rechtfertigung gewinnt, und wenigstens uns selbst beruhigt, wenn sie auch nicht immer vor einem ganz unparteiischen Richter bestehen könnte.

Die Liebe ist unstreitig der beste und wohlthätigste unter allen Trieben, so wie sie der süßeste ist. Sie ist die wahre Seele des Menschen, welche alle seine Empfindungen entwickelt, alle seine Fähigkeiten in Bewegung setzt. Ohne die Liebe des Schönen, ohne die sympathetischen Neigungen, ohne die Liebe des Vergnügens überhaupt würde der natürliche Mensch nichts zu thun haben, als zu essen, zu schlafen und sein Geschlecht zu vermehren, wie jedes andere Thier; er würde der König der Affen sein, — aber auch dieser Vorzug würde ihm von den stärkern und muthigern Pongos streitig gemacht werden.

Nicht blos die Noth, auch die Liebe ist die Mutter der Künste. Der Mensch, der die unentbehrlichsten Bedürfnisse des Lebens, Speise und Trank, eine Höhle und eine Gefährtin hat, wird darauf bedacht sein, wie er diese Güter auf die bequemste und angenehmste Weise genießen möge. Die Natur selbst fordert ihn gleichsam dazu auf, und bietet ihm die Mittel dazu entgegen.

Leidenschaften sind nicht, wie die Stoiker irrig lehren, Krankheiten der Seele, sie sind vielmehr, was die Winde einem Schiffe sind, das keine Seefahrt von einiger Bedeutung ohne sie vollbringen kann. Sie verstärken die demselben gegebene Bewegung, aber der Schiffer muß sie in seine Gewalt zu bringen wissen, wenn er nicht Gefahr laufen will, von ihnen verschlagen oder an Klippen zertrümmert zu werden. Starke Leidenschaften zu regieren, werden freilich große Kräfte des Geistes erfordern; aber sie spannen auch diese Kräfte.

Unterdrückung und ihre Töchter, Leppigkeit, die mit den Unterdrückten — Dürftigkeit, die mit den Unterdrückten gepaart ist, sind die wahren Ursachen des menschlichen Verderbens. Die Menschen würden besser werden, sobald man ihnen erlaubte, glücklicher zu sein; und sie würden glücklich genug sein, sobald nicht Einige auf Kosten der Uebrigen glücklicher, als es Menschen zukommt, sein wollten.

Launen sind eine Art von guten oder bösen Feen, die durch die bloße Magie des Kolorits und Helldunkels aus den Dingen, die vor uns stehen, machen können, was sie wollen.



Der Charakter in einem Menschen ist das, was unter allen Abänderungen und Modifikationen, die ihn von Augenblick zu Augenblick sich selbst ungleich machen, das Beständigste ist; das, wodurch er sich selbst gleich und von Andern verschieden ist, kurz, der ihm von der Natur selbst aufgeprägte Stempel der Individualität, der aber durch alle die äußern und innern Ursachen, die auf ihn wirken, nicht nur schärfer ausgedrückt und verschönert, sondern auch auf alle Weise verunstaltet, verwischt und verfälscht werden kann.

Der Heuchler schadet auf die nämliche Weise, wie ein still wirkendes Gift, dessen Zerstörungen nicht in die Augen fallen; er arbeitet desto sicherer, weil er im Dunkeln arbeitet, er kann ungestört seinen schändlichen Plan vollführen; und man denkt so wenig daran, seinen Absichten zu widerstehen, daß man ihm vielmehr die Mittel, sie auszuführen, freiwillig in die Hände gibt. Ungestraft mißbraucht er die unschuldigste unter allen Schwachheiten der menschlichen Natur, um die leichtgläubige Redlichkeit zum Opfer seiner Privatleidenschaften zu machen, indem sie sich den höheren Wesen, von denen sie das Glück oder Unglück ihres Daseins erwartet, geopfert zu haben glaubt.

Wer aus eigener Bewegung große, weitgreifende Dinge unternimmt, für deren Erfolg er nicht stehen kann, darf sich nicht von aller Schuld freisprechen, wenn die Sache so ausfällt, daß die daher entspringenden Uebel das beabsichtigte Gute bei weitem überwiegen.

Manche der Welt unbekannte Frau übt in dem engen Kreise ihres häuslichen Lebens unscheinbare Tugenden aus, zu welchen oft ein höherer Grad von Stärke des Gemüths erfordert wird, als derjenige ist, womit auf dem großen Schauplatz der Welt die Thaten gethan werden, welche die Bewunderung der Menge erregen und die Federn der Geschichtsschreiber beschäftigen! Und beruht nicht größtentheils auf jenen unscheinbaren Tugenden das Wohl der Familien, so wie auf diesen der Wohlstand des Staates?

Glaub' ich am Ende einer feurrigeren Bestrebung meines Geistes durch die krummen Irrgänge der Einbildung eine schon lange vor mir fliehende Wahrheit erhascht zu haben; —

Oder unterhalt' ich mich, einsam und in mich selbst gesammelt, mit dem Anschauen eines tugendhaften Charakters — und ich seh'

ihn in Handlung gesetzt, in Versuchungen verwickelt, mit Schwierigkeiten umringt; — ich zittere für ihn; — und nun in dem großen Augenblicke der Entscheidung, seh' ich ihn seiner würdig handeln und meine schwächterne Hoffnung durch die schönste That übertrumpfen; —

Oder mein besseres Selbst hat in diesem Augenblicke einen Sieg über das unedlere erhalten; — ich habe eine eigennützigte Bewegung unterdrückt, welche mich verhindern wollte, etwas Gutes zu thun, da ich einen Wink dazu bekam; — oder eine übelthätige, welche mich aufwiegelte, eine Beleidigung zu rächen, weil ich es ohne Besorgniß, mir selbst dadurch zu schaden, hätte thun können; —

Oder ich habe dem süßen Zug der Menschlichkeit gefolget, und mit sanft mitleidiger Hand die Thränen des Unglücklichen abgewischt, die Freude in's bleiche Gesicht des Bekümmerten zurückgerufen:

In allen diesen und in ähnlichen Fällen fühle ich in dem entscheidenden Augenblicke diese göttliche Flamme sich mit einer unaussprechlichen geistigen Wollust durch mein ganzes Wesen ergießen und den sittlichen Menschen mit dem animalischen, wie in Eins zusammenzuschmelzen; — und ich sag' und schwöre, daß keine andere Wollust so süß, so befriedigend und, wenn ihr mir diesen Ausdruck gestatten wollt, so vergötternd ist, als diese.

Nichts wirklich Gutes, nichts in sich selbst Bestehendes kann zertrümmert werden. Während das Böse sich selbst zerstört, wird das Gute sich durch eigene Kraft aus den Trümmern empor arbeiten und der gute Genius der Menschheit, von allen Redlichen, denen das allgemeine Beste wirklich am Herzen liegt, kräftig unterstützt, wird eher, als wir glauben, den Sieg davon tragen, wenn nur wir nicht den Kopf verlieren, uns nicht selbst verlassen, sondern uns fest aneinander schließen, und mit gutem Willen und ruhiger Besonnenheit uns um alle noch stehende Pfeiler der bürgerlichen und sittlichen Ordnung versammeln und vereinigen. Nur der wahre Weltbürger kann ein guter Staatsbürger sein, gleichviel unter welcher Form und Verfassung. — Nur die weise Thätigkeit und Beharrlichkeit Aller, die dieses edlen Namens würdig sind, kann und wird die Wunden und Gebrechen der Menschheit heilen, alles Zerstörte, ungleich besser als es war, wieder herstellen, dem Bestehenden Dauer verschaffen, und so stufenweise, nicht durch unnatürliche Sprünge, das große Werk, wozu wir berufen sind, die Kultur, Aufklärung und Veredlung des Menschengeschlechtes bewirken, deren Frucht die öffentliche und allgemeine Glückseligkeit ist.



Bei weitem der größte Theil der Menschen kann weder gut noch böse genannt werden; sie sind Beides, aber weder das Eine, noch das Andere so, daß es ihnen von einem recht richtenden moralischen Gerichtshofe anders zugerechnet werden könnte, als wie man einem Berauschten den Unfug anrechnen kann, den er in der Trunkenheit begeht. Sie folgen dem Antriebe mechanischer Angewohnungen oder unregelter Begierden und Leidenschaften, von welchen sie mit der Gewalt eines Stromes fortgerissen werden. Das bürgerliche Gesetz ist genöthigt, indem es das Verbrechen bestraft, sich selbst an dem Verbrecher zu rächen: die rein moralische Gerechtigkeit hingegen weiß von keiner Rache, und da das Geschehene nicht ungeschehen gemacht werden kann, so begnügt sie sich, das Uebel zu vergüten und den, der es beging, in einen Zustand möglicher Besserung zu setzen.

Die Menschheit, wie langsam auch ihre aufsteigende Bewegung sein mag, wird sich mit immer wachsender Geschwindigkeit von jeder erkliegenden Stufe zu einer höheren erheben, und auf jeder sich irgend eines ihr noch anhängenden gemeinschädlichen Vorurtheils, Irrthums und Mißbrauches entledigen. Die Religion ist das Palladium der Menschheit, oder vielmehr sie selbst ist die reinste, höchste Humanität, steht durch sich selbst und bedarf keiner stützenden Rohrstäbe. Jede Verfinsternung, durch welche das Menschengeschlecht schon gegangen, zog auch um ihre himmlische Gestalt einen düstern Nebel, der sie hinderte, ihm ihr Licht und ihre Wärme mitzutheilen. Aberglaube, Schwärmerei, Magie, Dämonismus, Möncherei und wie sie alle heißen, jene, der Menschheit feindseligen Geister, sie setzten sich im Dunkeln an ihren Platz und wirkten längere oder kürzere Zeit unter ihrem Namen — was sie vermöge ihrer Natur wirken konnten. So wie die Menschheit sich der Quelle des Lichtes wieder näherte, trat auch die Religion wieder aus dem Nebel hervor, erhob sich mit ihr und wird sich von einer Lichtstufe zur andern so lange erheben, bis sie dereinst in ihrer ganzen Schöne über unsern glücklichen Nachkommen stehen und die ganze Fülle ihres wohlthätigen Einflusses auf sie herab schütten wird.





J. G. v. Zimmermann.

## Johann Georg von Zimmermann.



## Johann Georg von Zimmermann.

(Geb. 8. Dec. 1728. Gest. 7. Oct. 1795.)

Zimmermann gehört neben Abbt, Nicolai, Mendelssohn, Garve u. A. zu den Hauptvertretern des sogenannten Nationalismus, jenen philosophischen Schriftstellern, die in den sechziger und siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts (vor Kants epochemachendem Auftreten) durch ansprechende und allgemein faßliche Erörterung philosophischer Gegenstände, im Interesse des „gesunden Menschenverstands“, für das Wohlverhalten und Wohlbefinden der Menschheit, für Bildung und Aufklärung des Volkes wirkten, und die Fesseln der Schulpedanterie und der Gelehrtenzunft abwerfend, den geistigen Regungen der Zeit zuerst einen frischeren und lebendigeren Ausdruck gaben.

Zimmermann war aus Brugg in der Schweiz gebürtig. Er studierte in Bern und Göttingen (seit 1747) Medicin und ließ sich dann als Physikus in seiner Vaterstadt nieder. Sein Ruf als Arzt wie als Schriftsteller verbreitete sich bald über ganz Deutschland, und hatte 1768 seine Berufung als königlicher Leibarzt nach Hannover zur Folge. Neid und Parteilucht verbitterten ihm jedoch hier das Leben, und nachdem ihm der Tod noch seine Gattin entrißen, versank er in tiefe Verstimmung, der ihn nur zu Zeiten seine schriftstellerische Beschäftigung zu entreißen vermochte. Eine Einladung Katharina's II., nach Petersburg zu kommen, schlug er nichtsdestoweniger aus. Im Jahre 1786 an das Sterbebette



Friedrichs des Großen gerufen, veröffentlichte er über denselben nachher zwei Schriften, die ihn wegen seiner Ausfälle auf die Fortschritte der früher von ihm selbst gepredigten Denkfreiheit in viele unangenehme Streitigkeiten verwickelten. Zimmermann, der in seiner Reizbarkeit alle Mäßigung vergaß, wurde dadurch nur tiefer verstimmt und fiel ganz den finstern Mächten quälender Hypochondrie anheim. Er starb nach heftigen Schmerzen, lebenssatt und unglücklich, 1795.

Seine Hauptschriften sind: „Vom Nationalstolz“ (zuerst 1758) und „Ueber die Einsamkeit“ (begonnen 1756, vollendet 1784), Werke, die, mit allgemeinem Enthusiasmus aufgenommen, in zahlreichen Auflagen verbreitet und in viele Sprachen übersetzt, Zimmermann zur europäischen Berühmtheit machten. Geistreich und faßlich, in Tendenz und Haltung verständig, den Ton der Analyse durch Verwebung mit Bildern aus dem Leben und mit treffenden Bemerkungen belebend, dabei vielfach von Satyre durchwirkt, bieten sie ein Bild zugleich der philosophischen Zeitrichtung und der Eigenthümlichkeit ihres Verfassers dar und sind als Wahrzeichen des anbrechenden bessern Geschmacks in der wissenschaftlichen Darstellungsweise zu betrachten. „Eine vielseitige, auf eignes Beobachten gegründete Ansicht des Menschen, eine ausgebreitete Bekanntschaft mit der ältern und neuern Geschichte, deren Belege er sehr glücklich für seine aufgestellten Sätze zu benutzen weiß, eine Bestimmtheit und Schärfe des Urtheils, die den lebhaften Forscher verbürgen; eine Gedrängtheit und Kürze des Ausdrucks, die zwar nicht mit hoher stylistischer Kunst und mit einer blühenden Darstellung in Verbindung steht, doch aber durch die sichere Haltung der stylistischen Form Interesse an derselben erregt, sind es, wodurch Zimmermann als Stylist den besten Prosaiskern aus der zweiten Periode unserer Sprachbildung gleichgestellt zu werden verdient“ (Pölit).

Aus der Schrift:

## „Ueber die Einsamkeit“.

### Vorthelle der Einsamkeit für das Herz.

Ruhe der Seele ist das höchste Glück auf Erden. Einsalt des Herzens gewährt diese Ruhe, wenn man sich absondert von dem Getümmel der Welt, wenn man alle seine Ansprüche und Wünsche einschränkt, allen Fügungen Gottes sich unterwirft, alles mit Gelindigkeit ansieht und betrachtet, aber auch dann nichts mehr hört, als das Fallen des Wassers von dem Felsen herab, das Säuseln erfrischender Winde, und etwa einen Vogel in hoher Luft.

Solches Glückes ist das Herz empfänglich, wenn es Freude hat an erhabener Natur und an jedem Blümchen der Thäler, an allem, wodurch wir die Seele erweitern, oder was sich in sanfte Bilder verschmelzt.

Ruhe aber heißt nicht Müßiggehen, oder Hungern im Schatten. Der Uebergang vom Lästigen zum Gefälligen, vom Geschäftszwange zur Philosophie, ist auch Ruhe. Publius Scipio sagte darum, er sei niemals weniger müßig, als wenn er Muße habe, und sei niemals weniger einsam, als wenn er allein sei. Starke Seelen werden durch Muße und Einsamkeit nicht eingeschläfert, sondern ermuntert; und indem sie sich einer glücklich vollbrachten Arbeit nur deswegen freuen, um gleich wieder eine neue anzufangen, verlangen sie nicht Ruhe für den Geist, sondern für das Herz.

Ach nur zu wahrhaft hat man gesagt, wer einem Zustande nachstrebe, der von aller Beunruhigung frei sei, versorge einen leeren Schatten. Wolle man darum seines Lebens recht froh sein, so müsse man nicht nach der Ruhe als nach dem Ziele streben, sondern sie nur als Mittel zu größerer Thätigkeit genießen. Und so suche man Ruhe in ländlicher Einsamkeit.

Bei allem Gewirre von Leidenschaft und Thränen, allem Unglücke, kannte ich nie seligere Stunden, als die, da ich, ermüdet von



Arbeit und Sorge, im Freien die Welt und die Welt mich vergaß. Diese Stunden der Ruhe fand ich in jeder einsamen Gegend. Alles, was mich in Städten drückte, alles, was mich mit Willen oder Etel, Aerger und Zwang, in den allgemeinen Wirbel hineinriß, lag mir da fernweg. Ich bewunderte und genoß die stille Natur, und empfand nichts als leises Vergnügen.

Oft blühte ich im Gefühle dieser sanften Wollust im Frühling in das herrliche Thal hinab, wo die Trümmer des Wohnsitzes Rudolfs von Habsburg, da allein, auf dem Rücken eines waldigen Berges unter allem möglichen Grün\*) sich erheben. Ich sah da, wie die Aar bald unter hohen Ufern in einem weiten Bette herabströmt, bald durch enge Felsen sich stürzt, und dann wieder ruhig und langsam durch die schönen Auen sich schlängelt, indem ihr von einer andern Seite die Neuß, und weiter unten die Kimmat zufließen und friedsam sich mit ihr vereinigen. In dem schönen, blumichten Vorgrund sah ich die königliche Einsamkeit\*\*), wo die Gebeine Kaiser Albrechts des Ersten und so vieler fürstlichen Personen des Hauses Oesterreich, und so vieler von den Schweizern\*\*\*) erschlagener deutscher Fürsten, Grafen, Ritter und Edeln in klösterlicher Stille ruhen. Weit umher lag vor mir das lange Thal, wo die große Stadt Windonissa†) stand, und die Ruinen, auf denen ich so oft in stiller Betrachtung über die Vergänglichkeit menschlicher

\*) Von dem Traubenberge über der Stadt Brugg, auf dessen Gipfel ich gewöhnlich unter einem hohen Eichbaum mich hinwarf, zeigt sich das alte Habsburg auf einem romantischen Berge über einem lieblichen Thale, frei und allein.

\*\*) Das Kloster Königsfelden liegt eine kleine Viertelmeile von meiner Vaterstadt Brugg, zwischen der Aar und der Neuß. Die Gemahlin des im Jahre 1308 von seinem Brudersohn, dem Herzog Johann aus Schwaben, und einigen Geuelten ermordeten Kaisers Albrecht des Ersten, erbaute auf dieser Morbstätte eine Kapelle. Die Söhne dieses unglücklichen Kaisers, Herzöge von Oesterreich, stifteten daselbst im Jahre 1311 ein Nonnenkloster und ein Mönchskloster, die mit einander verbunden waren und die eine gemeinschaftliche Mauer umschloß.

\*\*\* In der Schlacht von Sempach erchlügen 300 freie Schweizer den Herzog Leopold von Oesterreich sammt sein stolzes Heer — über 1300 Ritter, die Mithie des deutschen Adels.

†) Windonissa war eine sehr große und stark befestigte römische Stadt, der Waffenplatz der römischen Kaiser gegen die Einfälle der alemannischen Völker. Sie hielten hier eine beständige zahlreiche Garnison wider diese muthigen Nachbarn, die öfters über den Rhein setzten und das Aargau plünderten, aller Heisungen ungeachtet, welche die Römer einige Meilen weiterhin am Rheine hatten. Dem Kaiser Constantius Chlorus gelang es jedoch, die Alemannen im Jahre 297, in dieser Gegend zwischen dem Rhein und der Aar zu schlagen. Aber am Anfang des vierten Jahrhunderts, da die römische Macht in diesen Gegenden fiel, ward Windonissa von den Alemannen erobert und zerstört. In dessen scheint es, man habe Windonissa zum zweitenmal wieder aufgebaut, denn unter der fränkischen Oberherrschaft ward ein bischöflicher Sitz daselbst errichtet, und bei nochmaliger Zerstörung gegen das Jahr 579 nach Konstanz verlegt. Auf den Trümmern dieser großen Römischen Stadt wohnten im zehnten Jahrhundert die Grafen von Windoniss und von Altenbrugg, die Stammherren der Grafen von Habsburg. Von aller dieser Herrlichkeit ist jetzt nichts mehr übrig als die Ruinen, und auf denselben meine kleine Vaterstadt Brugg, nebst den Dörfern Altenbrugg und Wintisch.

Größe saß. Im fernsten Gesichtskreise hinter dieser herrlichen Gegend erhoben sich über anmuthige Hügel alte Schlösser und Gebirge, die Alpen in aller ihrer Pracht; und mitten unter allen diesen großen Scenen fielen dann meine Augen vom hohen Walde, wo ich stand, über die Weinberge herab, tief zu meinen Füßen auf meine kleine reinliche Vaterstadt, auf jedes Haus und auf jedes Fenster in meinem Hause. Wenn ich dies alles sah, fühlte, überdachte und verglich, dann sprach ich zu mir selbst: „Ach warum ward doch meine Seele so enge, mitten unter so vielen Veranlassungen zu großen Gedanken? Warum ward mir da doch der schöne heitere Winter so trübe? Warum hatte ich da so viele Langeweile, so viel Unlust, so viel Gram; da ich doch jetzt, bei dieser schönen Aussicht, nichts empfinde als Liebe und Ruhe, und alle schiefen Urtheile verzeihe, und alles erlittene Unrecht vergesse? Warum ist dieses kleine, hier zu meinen Füßen zusammengepreßte Häuflein von Menschen so unruhig, so uneinig? Warum lebt da manche gute Seele so verschneht? Warum ist da der Regierende so groß und der Regierte so klein? Warum ist da so wenig Freiheit, Rectheit und Selbstgefühl? Warum ist da der eine so stolz und der andere so demüthig und zer schlagen? Warum ist da, bei so vieler angeborener Gleichheit, so viel Stolz und so viel Neid, da doch jeder Vogel in der Luft neben dem andern Platz hat und alle ihre Myriaden die Ströme ihrer Lieder milde zusammen vereinen in einen Gesang zum Lobe unsers Schöpfers?“ Dann stieg ich immer vergnügt und friedsam von meinem Berge herab, machte dem Regenten meiner Vaterstadt tiefe Reverenzen, gab jedem meiner geringern Mitbürger Freundeshand, und behielt diese seltsame Stimmung der Seele, bis ich wieder die schönen Berge, und das lachende Thal, und die friedamen Vögel unter den Menschen vergaß.

Ländliche Einsamkeit ziehet also ab von allem, was uns an den Menschen mißfällt; verändert oft die bittersten Empfindungen in freundliche Gefühle; gibt so manche hohe Begeisterung und so manche kleine Freude, die man in Städten nicht hat; reinigt so manches Herz von lasterhaften Neigungen beim Anblick der ruhigen Natur; macht so gutmüthig, liebevoll, offen, zutraulich; hilft immer weit besser fort auf jedem guten Wege: wenn man nur seine Leidenschaft zu guten Zwecken leitet, und mit seiner Imagination nie in's Schwarze sieht.

Es ist schwerer ist freilich dies alles in städtischer Einsamkeit. Es scheint zwar leicht, auch da in seiner Kammer sich über alles wegzubeben, was uns umgibt. Aber wenige haben diese Kraft; denn sobald man zu Hause in dem Laufe seiner Gedanken oft von äußerlichen Dingen geknackt, in einem fort durch widerliche Vorfälle unterbrochen wird, stürzen auch, auf allen Gassen und in allen



Gesellschaften, traurige Gefühle schnell und unversehens das Herz in Unmuth, und schwächen den nie genug gehobenen Geist.

Rousseau war immer äußerst unglücklich in Paris.<sup>\*)</sup> Dieser große Geist schrieb zwar auch da große Dinge; aber sobald er auf die Gassen kam, überwältigte ihn ein Heer von widerlichen Gefühlen. Sein Geist verließ ihn, und der große Herzenskündiger, der durchsehende Philosoph, der glänzende Schriftsteller ward beinahe kindisch.

Auf dem Lande geht man heroischer und zumal mit mehr Gelassenheit und Freundlichkeit von Hause. Hat da der Einsame in seiner Kammer sich müde gearbeitet, gedacht, o so findet er unter freiem Himmel dann allenthalben Ruhe und auf jedem Spaziergange nichts als Vergnügen. Da reicht er jedem, der ihm begegnet, die Hand; da liebt er alle Menschen, die er sieht, und wird von allen, die ihn sehen, geliebet. Da ergießt sich nirgends seine Galle. Nirgends hebt sich da vor einem dicken adelstolzen Weibe oder einem hochgezäumten Baron das Mark in seinen Knochen. Kein vornehmer Zerrbengel jagt ihn da mit seiner Kutsche zu Boden. Da ärgert er sich über keine hochadelige Hure und über keine stiftsmäßige Gans.

Die Natur und ein ruhiges Herz sind ein schönerer und weit mehr erhabener Tempel Gottes, als die Peterskirche in Rom, oder die Paulskirche in London. Gottes Unermeßlichkeit und Allgegenwart heiligen jeden Hügel, auf dem ein friedfames und von bösen Leidenschaften freies Herz ihm sein stilles Opfer bringt. Ihn, den alle Welten nicht umfassen, müssen Würmer nicht wollen in Mauern einschließen. Er sieht uns allenthalben in's Herz und hört allenthalben auf ein frommes Gebet. Wir eilen aufwärts oder steigen nieder, keinen Staub finden wir, den nicht seine Macht erfüllt; aber auch keine Stätte, die das Feuer der Andacht mehr entzündet, als eine Gegend, in der das Erhabenste und Angenehmste in der Natur, das Herz bei jedem Blicke entzückt und alle unsere Empfindungen zerschmelzt in Bewunderung, Liebe und Ruhe.

Ohne die innigste Nührung erinnere ich mir nie, die große und unaussprechlich herrliche Scene, die ich im Jahre 1775 vor mir hatte, als ich mit meinem Freunde Lavater, auf der Zinne des Daches von seinem damaligen Wohnhause, wo er geboren und erzogen ist, bei der schönsten Witterung fast mit eben der Empfindung und saß, wie mein geliebter Brydone auf dem Gipfel des

<sup>\*)</sup> Je puis dire, sagt er, que tout le temps, que j'ai vécu à Paris, ne fut employé qu'à y chercher des ressources, pour en vivre éloigné.

Aetna<sup>\*)</sup>. Ein einziger Blick umfaßte die ganze Stadt Zürich, das glückliche Land umher, den hellen Zürichersee und seine reichen Ufer, und über diesem Spiegel die höchsten Schneegebirge in ihrer Majestät. Himmelsruhe umgab mich bei diesem Anblick.

Hier, auf Lavaters Hausdach, ward mir begreiflich, wie er mit einem so unbewölkt-frohen Gefühle seines Daseins und seiner Kräfte umherwandern kann in Zürich vor den Augen der dortigen Gelehrten, die Jahr ein Jahr aus in einem fort auf ihn zuhämmern; und die er dann in einem fort so demüthiglich wegen seiner unverschuldeten und wenigstens nach den Gesetzen unverwundbaren Existenz um Vergebung bittet.

Hier, auf Lavaters Hausdach, ward mir begreiflich, wie er der höchsten und unerhöplichsten Feindesliebe gegen die gelehrten Herren in Zürich fähig sein kann, welchen sein bloßer Name ein Aergerniß ist; die höchst ungern etwas Rühmliches, aber mit Freuden etwas Schlechtes, Fehlerhaftes, Lächerliches an ihm sehen; die in eine peinliche Herzenslage kommen, wenn man etwas erweislich Gutes von ihm sagt, und etwas unerweislich Böses von ihm ablehnt; die jede zu seinem Vortheil sprechende Wahrheit mit Widerwillen wegwerfen, und jede ihn schändende und erniedrigende Lüge mit Triumph und Jubel aufhaschen; denen seine Ehre eben so schmerzhaft ist, als ihnen ihre eigene Schande; denen seine Schande so lieb ist, als ihnen ihre eigene Ehre; denen alles Unglück ist, was ihnen Glück für Lavater scheint; denen alles Glück ist, wovon sie wännen, es sei Lavaters Unglück; die alles Gute, das sie von ihm wissen, geflüstertlich verschweigen; die sich ein Fest daraus machen, seine Fehler zu vergrößern, und mit sichtbarer Schadenfreude auf alle mögliche Weise zu verbreiten; die aber dann doch sich selber mehr wehe thun als ihm, und mehrmals seinen Ruhm erweitern, indem sie sich besleißigen, denselben zu vernichten.

Noch ruhiger und schöner als Lavater, und mitten unter allem, was die Schweiz in der größten Mannichfaltigkeit Erhabenes, Anmuthiges und Kleines hat, wohnt im Dorfe Richterswyl, einige Stunden von Zürich, ein großer Arzt. Erhaben und sanft, wie die Natur, die ihn umgibt, ist seine Seele. Sein Haus ist ein Tempel der Gesundheit, der Freundschaft und jeder milden Tugend. Das Dorf Richterswyl liegt da, wo der Zürichersee durch zwei hervorspringende Landspitzen einen natürlichen Hafen von ungefähr einer halben Stunde macht. Von Norden nach Osten ist der nicht völlig

<sup>\*)</sup> Brydone sagt: „Es schien, so wie wir über die Wohnungen der Menschen erhaben waren, als blieben alle niederen und gemeinen Empfindungen zurück; als legte die Seele, da sie sich den ätherischen Regionen näherte, ihre irdischen Leidenschaften ab; und als empfinge sie schon etwas von ihrer unveränderlichen Reinheit.“



eine Stunde breite See begrenzt durch das in milden sonnigten Hügeln sich erhebende jenseitige Ufer, einen meilenlangen Weinberg mit untermischten Wiesen, Baumgärten, Feldern, Gebüschen, Wäldchen, über und über bevölkert, voll Dörfer, Kirchen, Landhäuser und Hütten.

Ein großes, herrliches Amphitheater, das noch kein Maler anders, als in ausgehobenen kleinen Theilchen zu zeichnen wagte, öffnet sich von Osten nach Süden. Die Aussicht nach dem von dieser Seite vier Stunden langen obern Theile des See's führt hie und da auf Landspitzen, zerstreute Inseln, auf das vorstehende an einen Hügel hingebaute Städtchen Rapperschwyl, auf die Brücke, die dort von einem Ufer des See's zum andern reicht. Dann erhebet sich weiterhin, in einem halben Birkel, das unerschöpfliche Amphitheater. Im nächsten Vorgrunde liegt die nur eine halbe Stunde entfernte hügelichte Landspitze; dann folgen niedrige, grüne, mit Bäumen bedeckte Berge, an welchen Dörfer hängen und zerstreute Häuser; dann höhere Berge, fruchtbare Alpen in immer größeren in einander gewundenen Formen, hellblau und dunkelblau gefärbt; hinter diesen Alpen steigen, himmelan, mit ewigem Schnee bedeckte Felsenhäupter. Südwärts öffnet sich das Amphitheater; und neue Reihen von Bergen ragen da in einer immer fortgehenden Folge hervor. Immer und ewig bleibt ein solcher Anblick neu, rührend und unvergleichbar.

Berge ketten sich wieder von Süden nach Westen; das Dorf Richterswyl liegt an ihrem Fuße, am Ufer des See's. Schwarze Fichtewälder bedecken ihren Rücken, und unter diesen sind die nähern Hügel mit unzählbaren Fruchtbäumen besetzt, in Gärten von Korn und Gras, mit untermischten Häusern. Das Dorf Richterswyl ist reinlich, die Straßen desselben gepflastert, die Häuser von Steinen und bemalt. Rings um das Dorf sind am Seeufer angenehme Spaziergänge durch Alleen fruchtbarer Bäume, oder auf den Hügeln durch schattige Wälder, und allenthalben die Ansichten voll Erhabenheit und Annuth, wo jeder Wanderer und jeder Fremdling ergriffen wird, stille steht, nur Auge ist; langsam, leise und tief seiner Athem holt. Jeder Fußbreit dieser schönen Erde ist benutzt, bepflanzt, bebaut; aller Menschen Hände arbeiten, Kinder und Greise sind emsig.

Die zwei Häuser des Arztes stehen mitten in diesem Dorfe, mit ihren Gärten umringt, so frei und friedlich, wie auf dem weiten Felde. Unter der Kammer meines Herzensfreundes läuft am Garten ein lieblich murmelnder Bach, und an dem Bache die Landstraße, auf der seit Jahrhunderten beinahe täglich eine Menge Pilgrimme nach dem Kloster Einsiedeln gehen. Aus Zimmern und Gärten sieht man südwärts vor sich den großen majestätischen Egelberg; sein

Haupt bedeckt ein schwarzer Wald, sein Fuß ist nur eine Stunde entfernt von diesen Zimmern und Gärten; an der Mitte des Berges hängt ein Dorf mit einer schönen Kirche, und auf dieser Kirche ruht an jedem schönen Abend die Sonne. Vor den Zimmern und vor den Gärten liegt der Zürichersee, den nie gefährliche Stürme in Aufruhr bringen, in dessen Wasser sich die Ufer spiegeln, oder dessen Wellen, durch sanfte Winde bewegt, wie eine Heerde Schafe gankeln.

Sieht man da in tiefer Nacht aus den Fenstern, oder athmet man einsam im Garten erfrischende Blumendüfte, indeß der Mond hinter den Bergen hervorwandelt, und eine feurige Heerstraße über den See hinzeichnet, so hört man mitten unter dieser Todtenstille, doch jenseits am Ufer, jeden Schlag der ländlichen Glocken; hört des Nachtwächters Stimme herüber hallen, und das Bellen treuer Haushunde; hört von ferne den Rahn des langsam herbeirudernden Schiffers, sieht, wie er in der feurigen Heerstraße fährt und mit den glänzenden Wellen spielt. Wer verstummt nicht da, wo der Genfersee ganz offen liegt, bei der Majestät jenes Anblicks, als sähe er ein Hauptstück der ganzen Erdschöpfung? Aber hier am Zürichersee, zu Richterswyl, bei dem lieben und großen Arzte ist Alles näher, lieber, vertraulicher, freundlicher, inniger.

Weder Pracht noch Reichthum ist in den Häusern dieses Menschenfreundes. Man sitzt da auf Stühlen von Stroh; er schreibt auf Tischen von inländischem Holz, und speiset sich und seine Freunde aus Gefäßen von Erde. Reinlichkeit und Bequemlichkeit herrschen überall. Eine große Sammlung gemalter und in Kupfer gestochener Menschengesichter ist sein einziger Aufwand. Der erste Strahl der Morgenröthe erheitert die kleine Zelle, wo dieser Edle schläft und ruht, und weckt ihn dankbar und froh in's neue Leben. Beim Erwachen begrüßt ihn das Gurren der Turteltauben und der frühe Morgen gesang der Vögel, die im Nebenzimmer mit ihm schliefen.

Die erste Morgenstunde und die letzte Abendstunde sind sein. Alle übrigen Minuten widmet er der großen Menge von Kranken und Traurigen, die ihn täglich besuchen. Sein wohlthätiger Beruf verschlingt sein ganzes Leben; aber er ist auch seines Lebens Glück und Freude, und die Nahrung seines Herzens. Kommt das Volk aus den gebirgigten Kantonen der Schweiz und aus den Thälern der Alpen zu ihm, findet es keinen Ausdruck für die Darstellung seiner Noth, traut es ihm zu, daß er alles sehe und wisse, beantwortet es jede Frage einfältig, treu und offen, beehrdet es jedes Wort, faßt es jeden Rath auf wie Goldkörner, und geht dann von ihm, lehnend, getröstet, voll Hoffnung und guter Entschlüsse, wie von seinem Beichtvater in Einsiedeln, wieder weg: o so ist er am Abend eines solchen Tages ein glückseliger Mann! Tritt eine treu-



herzige Bäuerin, die über die Lebensgefahr ihres Gatten weinte, in sein Zimmer, drückt sie ihm die Hand, daß es ihn schmerzt; ruft sie „Jesus Maria! wie war mein Mann so schlecht, als ich heim kam, und nun ist's in zwei Tagen so viel besser; ach, wie seid ihr mir so lieb, Herr Excellenz“: dann, ach dann empfindet dieser Menschenfreund, wie es einem König zu Muth sein muß in der Stunde, da er einem ganzen Volke wohlthat!

So ist die Gegend der Schweiz, wo einer der größten Aerzte unserer Zeit, Hoge, wohnt; ein Arzt und Philosoph, der durch seinen hellen Kopf, durch seine Geistesgröße und Erfahrung in einer Reihe steht mit meinen Herzensfreunden Tissot und Hirzel. So fließen seine Tage hin, einer dem andern gleich. Er lebt zwar täglich nur zwei Stunden einsam, aber desto wohlthätiger für unzählige Menschen, die jeden Tag seines Lebens zu ihm kommen in diese paradiesische Gegend. Sein thätiger, kraftvoller Geist ruht nie, aber Himmelsruhe wohnt in seiner Brust. Ach solche Ruhe hätte er an Höfen nicht gefunden. Aber solcher Ruhe bist du fähig, lieber Leser, wer du auch sein magst, wenn du auch nicht auf einem so schönen Erdenfleck wohnst, nicht bei meinem lieber Doktor Hoge zu Richterswyl, nicht im Kapuzinerkloster bei Albans, nicht in meines Königs Hause zu Windsor.

Glücklich ist jeder, der nicht mehr will, als er hat. Solches Glück ist leicht zu Richterswyl am Zürichersee; aber doch auch leichter als ihr glaubt in der Kammer, da ich dieses Buch über die Einsamkeit schreibe, wo ich seit sieben Jahren nichts sehe, als ein paar elende unsörmliche Dächer und die Spitze eines traurigen Kirchturms.

Ruhe muß immer aus dem Herzen quellen; aber Ruhe kommt mit jeder Tugend, die ihr zur Seite geht, bei äußerer Stille leichter in's Herz. Wie gutmüthig und friedsam wird man auch nur bei dem Wurmeln eines Baches, oder nach einem kleinen Schlaf unter einer hohen Tanne. Ruhige Natur wiegt uns so leicht in Sanftmuth ein, denn sich selbst hat man mehr Ursache unter den Menschen zu fliehen, als die Menschen. Friede mit sich selbst, ist Friede mit der ganzen Welt. Bei ruhigem Herzen betrachtet man Menschen und Dinge immer von der guten Seite. Unter lauter angenehmen Gefühlen lernt man in ländlicher Einsamkeit die Menschen lieben. Entzückt uns die ganze Natur umher, überfließen wir von Wohlwollen, dann fehlt uns auch weiter nichts, als nur ein Herz, das dies Alles mit uns theile.

Häusliche Glückseligkeit wird darum unter gleich gestimmten Seelen auf dem Lande unaussprechlich vermehrt. Ströme von Thränen und ewiger Schmerz würden allem zur Seite gehen, was die größten Höfe von Europa haben und geben, wenn man sich aus

dem Schooße ländlicher und häuslicher Glückseligkeit gegen seinen Willen weggerissen sähe in den Palast einer Königsstadt und in das schale Leben, wo man nichts thut, als spielen und gähnen, Längeweile haben und geben, sich hassen und beneiden, sich streicheln und zerreißen \*).

Gewiß ist's immer: wahre, innige Freude, Liebe, Treue und Sitten der Vorwelt gedeihen doch nirgends so gut wie auf dem Lande. Rousseau sagte darum den Menschen in Städten so herzlich: das Landleben habe Vergnügungen, von denen sie nichts wissen; diese Vergnügungen seien weniger abgeschmackt, weniger grob, als sie glauben. Auch da könnte Geschmack, Wahl und Niedlichkeit herrschen. Ein Mann von Verdienst, der mit seiner Familie auf's Land sich begeben, und sein eigener Pächter werde, sehe da sein Leben ebenso sanft hinfließen, als ihr auf euren Assemlen. Eine gute Landwirthin könne auch eine reizende Frau sein, eine Frau voll Anmuth, und von einer weit mehr rührenden Grazie, als alle weiblichen Affen in der Stadt.

Alles Böse in der Welt vergift man, in kühlen Schatten, einsamen und anmuthigen Thälern. Schon in Städten hasset man die bösesten Menschen nicht, sobald man sie nicht sieht. Nur im Gewirre des gesellschaftlichen Lebens, und unter dem Drucke der gesellschaftlichen Verhältnisse, ist das beständige Anprellen des Wahrheitsfinns und der Vernunft gegen befehlende Dummheit die ergiebige Quelle, aus der so vieles Elend über das menschliche Leben strömt. Befehlende Dummköpfe verbittern ihren Subalternen das Leben, vergiften ihre Zufriedenheit, verkehren alle Ordnung in der menschlichen Gesellschaft; bestreuen jedem, der mehr Verstand hat als sie, das Leben mit Dornen, und machen es ihm zu einem Thal des Nismuths, des Aergers und der Thränen. Wie mancher Biedermann bei Hoge, wie mancher brave und geistvolle Offizier, wie mancher vernünftige und arme Teufel im Amte, wie mancher wackere, sich aus dem Troß der Gemeinheit erhebende Geschäftsmann, wie mancher patriotische Bürger wäre darum berechtigt, mit dem Propheten auszurufen: „O hätte ich Flügel wie Tauben, daß ich flöge, und etwa bliebe! Siehe, so wollte ich mich ferne weg machen, und in der Wüste bleiben. Ich wollte eilen, daß ich entrinne vor dem Sturmwinde und dem Wetter; denn ich sehe Dummheit, Falschheit und Schadenthun, Lügen und Trügen, Frevel und Hader am Hofe, beim Regimente, im Kollegio, und in der Stadt!“

\*) Die Maintenon schrieb an Frau von Caylus aus Versailles: Nous méritons ici une vie singulière. Nous voudrions avoir de l'esprit, de la galanterie, de l'invention, et tout cela nous manque entièrement. On joue, on baille, on s'ennuie, on ramasse quelque misère les uns des autres, on se hait, on s'envie, on se carosse, et on se déchire.



Dummheit, vornehmlich solche, die Ansehen und Einfluß hat, wird insonderheit dadurch schädlich und gefährlich, weil sie Alles in der ganzen Stadt so klein machen will, als sie selbst ist, weil sie jeder Sache immer den unrechten Namen gibt, weil sie jeden Menschen immer gerade für das Gegentheil von dem hält, was er ist, kurz und gut, weil Dummheit das Schwarze immer weiß nennt, und das Weiße immer schwarz. Freie, offene und rechtschaffene Menschen müssen, wenn sie städtischer Dummheit entgehen wollen, alle ihre Schliche und Ränke ebenso gut kennen, wie der Fuchs bei Saadi, dem indianischen Fabeldichter. „Jemand sah einst einen Fuchs eiligt nach seinem Loch laufen,“ sagt Saadi; „und fragte ihn, warum so schnell? Hast du etwas Uebles begangen, und fürchtest du, man werde dich dafür züchtigen?“ „Nein,“ sprach der Fuchs, „mein Gewissen ist rein; aber eben hörte ich die Jäger sagen, sie möchten wohl ein Kameel haben, sie wollen eins fangen, und es dann in die Knechtschaft führen.“ „Ei, was kümmert dich das, du bist ja kein Kameel?“ „Lieber Gott,“ sagte der Fuchs, „gute Köpfe haben immer Feinde. Wenn mich einer den Jägern zeigte, und ihnen sagte, da läuft ein Kameel, so würden mich die Kerle fangen und trumm schließen, und keiner würde untersuchen: ob ich auch wirklich das Thier sei, wofür jener mich angab.“

Sanfte Winde, klare Quellen, fischreiche Flüsse, dichte Gehölze, kühle Höhlen, Bänke von Rasen, und blumenreiche Wiesen, bedarf man darum nicht unumgänglich, um die Wuth seiner Feinde zu vergessen. O, die vergiftet man überall, im stillen, frohen, glücklichen Kreise der Seinigen — in der Einsamkeit häuslichen Glücks! Alle kleinen Widerwärtigkeiten des Lebens, aller Schnack, alle Ungerechtigkeit, alle niedrigen Sorgen und Bekümmernisse, verfliegen da wie Staub vor dem Familienvater, der Muth und Kraft genug hat, nach eigenem Geschmack und Willen zu leben. Nur im Weltzwang und in der Dienstbarkeit wird freien Seelen das Leben vergiftet, und fliehen Ruhe, Zufriedenheit, Kraft, auch in glänzendem Wohlstand, Reichthum und Ueberfluß.

Also kommt durch Einsamkeit, ländliche oder häusliche, nicht nur Ruhe in's Herz; also macht sie nicht nur gutmüthig; also überwindet und vergiftet man in derselben nicht nur Dummheit, Bosheit und Neid. Einsamkeit bringt dem Herzen noch weit mehr und größern Vortheil.

Freiheit, wahre Freiheit, findet sich nirgends so gut, wie in der Entfernung vom Menschengewühle, und allen unwillkürlichen Weltverhältnissen. Vortreflich hat man gesagt, da komme der Mensch aus der Zerstreuung zu sich selbst, fühle sich selbst, habe ein klares inniges Bewußtsein von dem, was er ist und hat, und lebe mehr in sich und für sich, als in äußern Dingen. Er trete da in einen na-

türlichen und freien Zustand zurück, spiele keine künstliche Rolle, stelle keine ihm fremde Person vor, denke, rede, handle ganz nach seinem eigenthümlichen Charakter, nach seinen jedesmaligen Empfindungen. Da sei er ganz das, und nichts anders, als was er wirklich ist. Da drohe ihm kein Amtsgesicht und kein Tyrann; da verlache er Niemanden, und da ärgere ihn nichts; da ängstige ihn weder Geschäftszwang noch Höflichkeitzwang; da zerbreche er alle Fesseln der Gewohnheit, und willkürlicher verabredeter Dienstbarkeit; da könne sein Verstand immer laut denken, und sein Herz seinen Empfindungen sich immer überlassen.

Frau von Staël hielt es für einen großen Irrthum, daß man sich am Hofe frei glaube, wo man doch bei seinen geringsten Handlungen auf hundert verschiedene Dinge sehen müsse, wo man nie laut denken dürfe, wo unsere Gefinnungen sich immer nach Allem richten müssen, was uns umgibt, wo Alles, was uns nahe kommt, das Recht zu haben scheint, uns zu versuchen, und wo wir uns selbst niemals genießen. Selbstgenuß, sagte diese Dame, ist nirgends, als in der Einsamkeit; die erste Bekanntschaft mit mir selbst machte ich in der Bastille.

Freie Seelen sind zu Kammerherren und Oberhofweisen ebenso wenig geboren, als unsere Weiber zu Nonnen. Furchtsam steht der Hösling umher, horcht vielleicht bei manchem Schlüsselloch, ist immer durch nagenden Argwohn gequält, hat bei alle dem doch immer ein frohes und heiteres Gesicht, und zündet immer, wie jenes alte Weib, eine Wachskerze dem Erzengel Michael an, und eine dem Teufel; weil er nie weiß, wo er den einen oder den andern nöthig hat.

Solche Vorsicht und solcher Zwang sind unerträglich für jeden, der zum Hösling nicht geboren ist. Aber auch in weit geringern Weltverhältnissen werden freie, offene, selbständige und wirksame Köpfe alle Fesseln zerreißen. An Höfen muß man erzogen sein, um Vergnügen zu finden an Höflichkeitsschmuck; aus Mangel an Aufklärung und besserer Begriffe, wird da freilich Manches wichtig, und durch den langen Seelenzwang auch Manches leicht, das einen andern nur aus Ungewohnheit martert. Aber lieber Leser, hast du nie erfahren, was das ist, auch nur in ganz alltäglicher Gesellschaft einen ganzen Abend sitzen und sprechen zu müssen, ohne zu wissen, woron du sprechen sollst, und also auch ohne etwas zu sagen? Oder hat man auch nur unter vier Augen, nie aus dir Ideen herauspumpen wollen, ohne dir eine einzige Idee zu geben? Hast du nie Gedanken hingeworfen, die keine Gedanken erzeugten, und über den Kopf deiner Gesellschaft wegfloßen, wie Wasser über Wachtuch?

Welcher Sklave ist überall ein Deuter unter einem Trupp von Geden und Thoren; welche Skavin eine vernünftige Konventualin



in einem dummen Konvent; und welcher arme Schelm jeder gute Kopf, in mancher kleinen Stadt! Nie verträgt man einen Umgang lange, der alles verlacht und ausstößt, was man ehrt, schätzt und liebt. Keine ärgere Tyrannen gibt's, als die Vorurtheile der Menschen; die größten Sklaven sind wir da, wo uns Niemand versteht. Ach, es ist nicht genug, daß man sich ernstlich vornehme, im Umgang zu gefallen, man muß, wenn man gefallen will, auch wohl gar nicht denken; man muß auch wohl gar kein Gefühl haben; man muß auch wohl alles verschmähen, was die ganze vernünftige Welt hochschätzt, und alles hochschätzen, was jeder Mann von Geist und Verstand verschmäht, oder, man spielt mit einem Kopfe, der sich gegen so viele Unköpfe reiben will, eine große Rolle auf Unkosten seines Glücks.

Ein ländlicher Aufenthalt, oder auch in Städten ein stilles häusliches Familienleben, schützen gegen allen diesen Zwang. Nur so macht man sich unabhängig und frei von allem, was dem Herzen wehe thut, dem Geiste efelt und den Nerven belästigt.

Einsamkeit zerstört allen eiteln Ehrgeiz, indem sie die Güter der Erde von ihrem falschen Glanze entkleidet, den ihnen die Einbildung leiht. Zu dieser Gleichgültigkeit durch ländliches Vergnügen gewöhnt, findet ein weiser Mann Aemter und Beförderungen seines Verlangens nicht mehr werth. Jener Römer vergoß Thränen, daß er wegen der angetragenen Konsulwürde ein Jahr lang sein Feld selbst nicht bauen konnte; und Cincinnatus, der vom Pfluge geholt ward, um an der Spitze einer römischen Armee zu stehen, schlug den Feind, bemeisterte sich seiner Provinzen, triumphirte in Rom, und war in sechszehn Tagen wieder bei seinem Pfluge.

Einsamkeit und eingeschränkte Bedürfnisse sind eine wahre Glückseligkeit für entsetzte oder verbannte Staatsmänner. Nicht alle großen Staatsverwalter gehen wie Nectar von ihren Stellen durch das Thor der Unsterblichkeit ab. Dankbare Hände aber sollten alle zu Gott erheben, wenn sie nun auf einmal aus dem stürmischen Meere der Welt sich versetzt sehen in ländliche Ruhe, unter die Bäume, die ihre Voreltern gepflanzt haben, und zu ihren eigenen Heerden. Aber wenn in Frankreich ein Minister seinem Könige mißfällt, wenn dieser ihm befiehlt, daß er abgehe, das ist, auf seine Güter ziehe, die er verschönert und zum lieblichsten Aufenthalte gemacht hat: ach, so ist ihm dieser holde Aufenthalt ein Verbannungsort! Da kann er es nicht aushalten, er verdaut nicht, er schläft nicht, sobald er sein eigener Herr ist. Ruhe und Freiheit machen ihn zu einem unheilbaren Hypochondristen, der alles um sich her drückt, und von allem gedrückt wird; die Ungnade ist sehr

oft der Tod \*) eines Franzosen. In England ist es nicht so. Da gratulirt man dem abgehenden Minister wie einem Menschen, der von einer großen Krankheit sich erholt hat. Er kann darauf zählen, daß er jetzt mehr und bessere Freunde hat, als vorher; denn seine gegenwärtigen Freunde hat er aus Achtung, und die vorigen hatte er um Geld. Gott lohne es den Engländern, daß sie uns das Beispiel von Menschen geben, die kühn genug sind, alles in der Welt auf der Wage der Vernunft zu prüfen, und aus jeder Sache nicht mehr zu machen, als sie werth ist. So wahnwitzig sich auch viele Engländer gegen Gott empören, so höhnisch sie auch oft alle Tugend, alle Sitten, allen Anstand, alles sittlich Schöne und Gute verlachen: so gibt es dann doch auch, zumal in reiferen Jahren, viele unter ihnen, die wirklich die Kunst verstehen, mit sich selbst zu leben; viele, die auf ihren stillen und anmuthigen Landsitzen weit männlicher, freier und erhabener denken, als irgend ein tollkühner, unaufgeklärter Trozkopf im Parlament.

Man hat gesagt, unter zwanzig abgedankten oder zu freiwilliger Ruhe des Alters eingegangenen Ministern großer und kleiner Höfe, finde man immer zwölf bis fünfzehn, die zuletzt Gärtner werden und Landleute. Desto besser für diese Exminister; denn sie haben gewiß, wie der vortreffliche Kanzler von la Roche in Speier, bei der Harke und der Schaufel mehr Ruhe, als in ihren schönsten Tagen bei Hofe.

Herrlicher Stoff, setzte man hinzu, sei dies zum Moralisiren und Loben der Verachtung aller menschlichen Herrlichkeit für Leute, die Welt und Menschen nicht kennen. An dieser gepriesenen Abgeschiedenheit haben ländliches Vergnügen und Unschuld, Vergnügen an den Werken der Natur und Genuß der endlich errungenen Ruhe bei den mehrsten nur den wenigsten Antheil. Der Mann, der sich in seinem Posten unter unzähligen Hindernissen durchdringen, zwingen und mühen, bald mit Kunst, bald mit List seinen Zweck erreichen mußte, sei nun erst, was er bisher nie sein konnte, nun erst Souverän und regierender Herr. Er könne schaffen und zerstören, pflanzen und ausrotten, Versuche machen, wann, wie und wo er will. Er könne einen Obstgarten zusammenbauen, und ein englisches Bosquet dafür anlegen; Hügel machen, wo keine sind, und Anhöhen dafür abtragen; das Wasser laufen machen, wie er will; Bäume hoch oder niedrig ziehen, pflöpfen und stutzen, wie es ihm einfällt; Aussichten öffnen und versperren; Ruinen machen

\*) C'est à ce terme, sagt ein französischer Geschichtschreiber, où conduisent presque toutes les disgrâces. Le crédit, l'autorité, et la considération, dont on jouissoit avant de les éprouver, sont semblables à ces foux passagers, qui brillent pendant la nuit. Ils s'éteignent tout à coup, et ne sont que rendre plus sensible l'obscurité et la solitude, où ils laissent un voyageur.



lassen, wo keine sind; Tempel, in denen er selbst Priester ist, und Einsiedeleien, in denen man bleiben kann, so lange man will. Dies sei nicht nur Entschuldigung für den ehemals erlittenen Zwang, es sei Sättigung, denn nun könne er befehlen, ohne zu geborchen; und das Befehlen und Regieren hänge einem Minister an bis an sein Ende, es sei nun, daß er einem großen Staate vorstehe, oder einem Hühnerhof.

Allerdings würde man Welt und Menschen nicht kennen, allerdings würde man sehr elend moralisiren, wenn man behaupten wollte, um die Glückseligkeiten der Einsamkeit zu genießen, müsse man allen menschlichen Leidenschaften entsagen. Was in dem Menschen ist, muß in dem Menschen bleiben. Wenn also der abgetretene Minister des Regierens und Befehlens nicht müde ist, wenn er wirklich klein genug denkt, um es nicht zu sein: o so mag er seinen Hühnern befehlen, was und so viel er will, wenn nur das ihn glücklich macht, und wenn er nur dabei die Lust verliert, sich von Neuem auf Meere und in Stürme zu wagen, und Schiffbrüchen sich anzusehen, denen er nun in ländlicher Ruhe entgeht\*). Früher oder später lernt auch der Erminister gewiß alle menschliche Herrlichkeit verachten, wenn er findet und erfährt, daß die wahre Größe des Menschen oft bei dem anfängt, was Minister für Nichts sein halten; daß der Gram, nichts Gutes mehr thun zu können, nur verlarvter Ehrgeiz ist; und daß Gärtner und Landpfarrer bei Kohl und Spargel und Hühnern weit vergnügter und glücklicher leben, als der größte Minister.

Die Glückseligkeit eines Landpredigers übertrifft jede andere Glückseligkeit, wenn er will. Solche Glückliche gibt's in Hütten aus Holz und Lehm; wo man jedesmal in Gefahr ist, sich tod zu stürzen, wenn man eine Treppe hinunter gehen will; wo ein Mann, der nicht fünf Fuß hat, den Kopf an allen den niedrigen Thürbalken wund schlägt; wo man über den Mist in's Haus kommt, aus dem Stall in die Studierstube, und durch die Rauchkammer zur Frau Pastorin. Trockene Erbsen und rohe Schinken sind Vesperbissen für diese Patriarchen. Milch und Bier ist ihr Getränk, und sie wissen nichts von Kalk. Kein Fenster ist dicht, und sie verkälten sich nie. Die Frau Pastorin liest keine Romane, und ihre Nerven sind stark. Ihr einziger Almanach ist der Gartentalender. Flicken und Nähen ist die Wonne ihres Lebens, und ihren Kopfsputz macht sie selbst. Ihre einzige Liebe sind ihre Kinder, jeder Verunglückter und ihr Mann. Der Herr Pastor lehrt Tugend auf der Kanzel und durch

\*) Le Maréchal de Boufflers est allé planter, sagte die Frau von Maintenon. Je crois que ce Cincinnatus ne seroit pas fâché, qu'on allât le chercher à la charrue. En attendant il nous a tous chargés de penser à lui, s'il vaque quelques choses pendant son absence, qui doit être de quinze jours!

sein Leben. Alle seine moralischen Handlungen sind immerwährende Richtungen zu Gott. Christus ist sein Fels, Vernunft bei Tage sein Führer, und Glauben sein Leitstern bei der Nacht. Von Religionszänkereien weiß er nichts. Er denkt über alles billig und mäßig. Beim Hagel freut er sich, wenn sein Feld am meisten leidet. So lange der Bauer noch einen Schinken hat, hungert kein solcher Pastor. Sein Ventel ist oft leer, und sein Herz ist nie traurig; und darum ist er glücklicher, als ein König und ein Konsistorialrath in der Stadt.

Einsamkeit brächte kein Glück bei so vielen Vortheilen, wenn man nicht in derselben dem Grübeln an seinem Glück entsagte. Durch das immerwährende Nachdenken über das, was noch etwa besser sein könnte, vergift man alles, was gut ist. Wenn du immer an der schlimmen Seite aller Dinge schnüffelt, alles gerade haben willst, was nun einmal schief ist und schief bleiben soll, so mußt du auch nichts in der Welt mit deinem Augenmaß messen; denn ohne die vielen schiefen Köpfe in der Welt wäre das Leben nicht zur Hälfte so lustig!

Es ist ein vortrefflicher Wegweiser zu unfehlbarer Glückseligkeit, wenn man sich alles in der Welt gefallen läßt, wie es ist, oder mit einem berühmten deutschen Philosophen zum Grundstein der ganzen Moral annimmt: man müsse so viel Gutes thun, als möglich und übrigens mit der Einrichtung aller Dinge, so wie sie sind, zufrieden sein. Die Moral der Gelindigkeit und der Sanfttheit ist dies freilich; aber sie schlägt doch gar zu leicht in Mönchsmoral\*) um; taugt nicht für kühne Menschen, und macht nicht Völker frei. Indessen ist es wahr, daß nichts so sehr zur Unzufriedenheit führt, als wenn jeder Mensch gegen alles, was ist, etwas zu erinnern findet.

Als mich einst in Hannover mein Barbier einseifen wollte, sagte er mit einem großen Seufzer: „es ist heute erschrecklich heiß!“ „Sie sehen den Himmel in wahre Verlegenheit,“ erwiderte ich; „seit neun Monaten sagen Sie mir immer um den andern Tag; es ist heute erschrecklich kalt! Kann denn der liebe Gott die Erde nicht mehr regieren, ohne daß die Herren Chirurgen etwas dagegen zu erinnern hätten? Sollte es nicht besser sein, daß wir uns alle über die Witterung zufrieden gäben, wie sie kommt, und daß wir die warmen Tage von Gottes Hand eben so dankbar annähmen, als die kalten?“ „O ja,“ sagte der Barbier.

Mit ziemlicher Zuverlässigkeit kann ich also behaupten: Genügsamkeit und Zufriedenheit mit seinen Schicksalen seien dem Men-

\*) Laisser aller le monde comme il va, sagt ein geistvoller Schriftsteller. faire son devoir tellement quellement, et dire toujours du bien de Monsieur le Prieur, est une ancienne maxime de moines, mais elle p. ut laisser le couvent dans la mediocrité, dans le relâchement, et dans le mépris.



schen doch mehrentheils zu allen guten Dingen nütze; und in sehr vielen Fällen biete Einsamkeit zu beiden die Hand.

Freunde, die das Schicksal getrennt hat, veredeln nirgends ihre Gefühle und ihr Verhalten für einander so mächtig, wie da, wo nichts dieses süße Andenken stört, und wo die Welt nie in die Mitte kommt zwischen ihre Herzen. Wechselseitige üble Laune, Unbehaglichkeit, in die man durch das Gewirre des Lebens und durch so viele kleine Vorfälle täglich gerissen werden kann, machen oft das Beisammensein der zärtlichsten Gemüther weniger mild. Man denkt in diesen unglücklichen Augenblicken nur an das, was man sich heute nicht ist, und nicht an das, was man in jeder großen Angelegenheit des Lebens sich war, auch noch jetzt und immer sich sein würde. Er, der mich immer durch Liebe angezogen hat, stößt mich heute durch üble Laune zurück; und wie manches freundliche Gefühl, wie manche süße Lebensfreude geht darüber verloren, wenn ich jenes Entfernte nicht immer an das Gegenwärtige knüpfe, und üble Laune erwidere durch üble Laune. Kurzes Mißvergnügen und ein so leicht zu hebendes Uebergewicht von Gram können nur auf Augenblicke das schöne Bild verdunkeln, unter dem mir sonst mein Freund immer sich darstellt, und das immer so mild in mein Herz wirkt. Er verbreitet Seligkeit über mein Leben, zaubert mir sonst allen Unmuth weg, und verheißt mir nur in diesem Augenblicke nicht seinen eigenen Unmuth. Freilich ist das eine Folge unserer zwanglosen Freimüthigkeit; aber Freunde sollen gegen einander nicht grämen, da sie sonst doch alles Unglück des Lebens zusammen theilen, und alles für einander leiden und thun. Freundschaft fordert Offenherzigkeit, aber auch zu wechselseitigem Genuße immer wechselseitige Duldsamkeit und leises Nachgeben, immer Sanftheit des Betragens gegen jede Verstimmung der Seele, immer Zartheit gegen Scharfe. In der Gegenwart geschieht dies alsdann nicht, wenn jeder seinen ganzen Vorrath von übler Laune nicht nur mitbringt und auspackt, sondern von den Stacheln seines eigenen Lebens geneckt, nun wieder neckt, und Stunden hindurch immer gereizt bleibt und immer reizt. Aber wie verschwindet dies alles in der Einsamkeit, die das Andenken aller Geliebten unserer Seele heiligt, das Andenken von allem vernichtet, was nicht gegenwärtiger Freundschaftsgenuß war. Sicherheit, Festigkeit und erprobte Treue steigen da wieder zu dem hohen Range, den sie in liebenden Herzen hatten und verdienten. Alles ist jetzt Einklang; ich verstehe immer meinen Freund, bin immer von meiner Freundin verstanden. Die lieben Unsichtbaren umschweben mich bei jedem Gedanken und jeder Empfindung, die ich ihnen mittheilen möchte. Wie ein Heiligthum verwahre ich jedes Blümchen, das sie auf die Wege meines Lebens streuten; und jedes Blümchen, das ich sehe, breche ich ab für sie.

Liebe endlich, die dem Herzen doch alles ist, scheint einen großen Rang unter den Glückseligkeiten der Einsamkeit zu verdienen, wenn man Liebe in derselben so behandelt, daß man sie zu ihren Glückseligkeiten zählen darf.

Liebe gefällt sich gern zu allen Blicken in die schöne Natur. Zartfühlende Weiber fühlen Liebe bei jeder schönen Aussicht, so wie vielleicht nach jedem angenehmen Gefühle von jeder Art. Das weibliche Herz schmilzt viel leichter in stillen Schatten, auf den Gipfeln der Berge, oder im Hinblick nach dem Mond. Jede starke Erschütterung wirkt in dem Menschen immer am meisten auf den gebrechlichsten Theil; also trifft in der weiblichen Seele jeder Enthusiasmus immer früher oder später das Herz.

Weiber sind gewiß zärtlicher, als wir, im reinen Genuße des Landlebens. Sie fühlen viel besser die Schönheit einsamer Spaziergänge und waldiger Schatten; mit sanfterm Erstaunen die Größe und Schönheit der Natur. Manches Herz ergibt sich vielleicht auf dem Lande, das unbezwingbar schien in der Stadt. Liebe begleitet darum so oft für alle zärtlichen Seelen den kommenden Frühling. „Was ist der Liebe ähnlicher“, sagt ein großer deutscher Philosoph, „als die Empfindung, welche mir dieses von der Abendsonne erleuchtete herrliche Thal einflößt.“ Rousseau fand die Freude, mit welcher er die ersten Knospen kommen sah, unaussprechlich; die Ankunft des Frühlings war für ihn eine Auferstehung im Paradiese. Seine Neigung zur Zärtlichkeit wuchs durch jeden Blick in's Grüne; für seine Augen waren die Reize seiner Geliebten und die Unmuth des Frühlings Eins. Sein lange bedrücktes Herz erweiterte sich auf einmal bei einer schönen Aussicht; er athmete im Garten seine Seufzer leichter aus.

Verliebte sind nirgends so gern wie im Stillen. Sie suchen Ruhe an einsamen Orten, um da dem einzigen Gedanken nachzuhängen, für den es sich ihnen der Mühe verlohnt, zu leben. Was kümmern sie sich um Alles, was in Städten vorgeht, um Alles, was nicht Liebe athmet, oder athmen läßt. Dunkle Kammern, schwarze Tannenwälder, stille Seen, in die sie ihre Gedanken versenken, sind die einzigen Vertrauten ihrer Seele. Ihnen ist eben so wohl in hohen waldigen Schatten und bei dem schaurigen Geschrei der Adler, als auf Fluren, wo eine einsame Hirtin ihrem Säugling die Brust reicht, indem ihr Geliebter neben ihr seinen harten Bissen Brod bricht und glücklicher ist, als ihr alle. Alles Erhabene, alles Schöne und alles Milde fühlt ein Mann von Geist besser, wenn er verliebt ist. Nichts in der Welt gibt so viel Geist, wo auch keiner ist, wie Liebe.

Die süßesten Erinnerungen der Liebe finden in der Einsamkeit ihre Auferstehung. Ach, das erste Erröthen, der erste kleine Händ-



druck, der erste Zorn über eine unerwartete Störerin oder einen unbehaglichen Zerstörer ihrer süßen Unterredungen, dies alles sind unverfügbare Eindrücke! Oft glaubt man, die Zeit habe sie ausgelöscht. Aber es gibt Räuber in der Seele, die verschlossen bleiben eine lange Zeit, und stoßt ihr die Thür nur ein wenig auf, so stürzt alles heraus. So geht es mit der ganzen Reihe unserer jugendlichen Empfindungen, und zumal mit allen Erinnerungen unserer ersten Liebe, denen wir so gern nachhängen. Ewig bleibt der Eindruck; ewig das Andenken jenes höchsten Grades der Entzückung in der Liebe, der, wie ein Kenner unaussprechlich schön und wahr gesagt hat, jenes erste glückliche Finden ist, jener über alle Begriffe süße Augenblick, da beide Geliebte gewahr werden, daß sie sich lieben.

Wer gern im Stillen über Liebe nachdenkt und Liebe erfahren hat, findet in diesem unerschöpflichen Nachdenken den höchsten Genuß der Liebe. Herder sagt, er wisse nicht, welche Mythologie irgend eines asiatischen Volks ihre Zeiträume des höchsten Alterthums der Welt so eintheile: es haben sich die Menschen, damals noch paradiesische Geister, Jahrtausende zuerst durch Blicke geliebt, nachher durch einen Kuß, durch eine bloße Berührung.

Absonderung und Stille scheinen der Liebe so hold, daß man zuweilen vom Gegenstande seiner Liebe weg gern in die Einsamkeit geht. Wer erinnert sich nicht aus Rousseau's Bekenntnissen der Geschichte, welche die Frau von Luxemburg von einem Manne erzählte, der seine Geliebte verließ, bloß um an sie zu schreiben? Rousseau erwiederte der Frau von Luxemburg, er wäre wohl dieser Mann auch gewesen; und wie wahr! Wer hat geliebt und weiß nicht, daß es Zeiten gibt, da man mit der Feder in der Hand unendlich mehr sagt, als durch die todte Zunge, das elende Hülfsmittel der Rede, die nichts ist und nichts ausdrückt; nie so viel, als wenn man im Moment der äußersten Entzückung nur sich anseht und völlig schweigt.

Liebe nimmt aber auch in einsamen Landgegenden, auf alten romantischen Schlössern und in der Trunkenheit jugendlicher Einbildungskraft oft den höchsten Flug der Schwärmerei. Religion, Liebe und Melancholie machen da das erhabenste und grillenhafteste Gemisch von Empfindungen im Herzen und Ueberspannung im Kopfe. Der schwächende Jüngling nimmt den Text zu seiner ersten Liebeserklärung aus der Offenbarung Johannis. Indem er verlangt, daß seine Geliebte nicht mehr lache, weil Liebe nichts sein könne als ewige Melancholie, indem er sich erstechen will aus Liebe, sieht ihre erhabte Phantasie in ihm nichts, als das höchste Muster aller Vollkommenheiten. Beide Engel lieben sich auf dem uralten hohen Schlosse, nicht mehr wie weniger reine und edle Seelen sich

lieben, nicht in Prose möchte ich wohl sagen, sondern dithyrambisch. Der geliebte Jüngling ist zwischen den Felsen, im Mondlichte, nicht etwa nur ein sanfter, vernünftiger, gesitteter und lieber Jüngling; er ist ein Gott. Ihr eigenes ganzes Wesen hält die feurige Dame für ein Heiligthum der Liebe, und ihre Liebe zu dem sanften, artlichen Jüngling für einen Ausfluß, für einen Theil der Gottheit. Gemein Verliebte vermengen freilich in jeder Entfernung ihr Dasein, schreiben sich von jeder Poststation, ergreifen jede Gelegenheit, um von einander zu sprechen, oder sprechen zu hören; aber diese bis zur höchsten Spitze der Erhabenheit erhabte und verliebte Dame zieht alle Buttervögelein, alle gefiederten Säger in der Luft, alle Engel im Himmel, Gott und die ganze Natur in ihren Roman. Cherubine und Seraphine blicken mit Wollust auf ihre Küsse. Alle vier Evangelisten, alle Erzväter, alle Heiligen billigen laut die Reinheit ihrer sonst ziemlich geheim gehaltenen Liebe. Sie sieht nichts mehr in der Welt, wie es ist, etwa ihren Herrn Gemahl ausgenommen. Temperament ist in Nichts, Reinheit ist in Allem. Sie reißt die Welt aus ihren Angeln und die Sonne aus ihrer Achse, um zu beweisen, daß alles recht ist, was sie thut und was sie will; und erschafft ein neues Evangelium und eine neue Moral für sich und ihren artlichen Jüngling.

Solche Wirkungen der Liebe gehören nicht zu den Vortheilen der Einsamkeit. Auch die schwärmerische Liebe, die nicht dichtet, keine Farben borgt, sich nichts einbildet, nie idealisirt, keine solche Kraftsprünge macht, verzehrt am Ende den Menschen und macht ihn unglücklich. Mit der einzigen Person beschäftigt, die wir über alles lieben, die alle Kräfte unserer Seele verschlingt, flöhen und verschmähten wir gerne die Welt. Aber wären wir auf immer getrennt von ihr, die bis zur erhabensten Aufopferung alles für uns that, die unser einziger Trost war in allen Trübsalen unseres Lebens, in der tiefsten Bedrückung unser einziges Glück, in jeder Entfernung der höchste Lichtpunkt unserer Sehnsucht, unsere einzige Kraft, wenn alle Kraft uns verließ, unser bester Rath, wenn wir keinen Rath mehr wußten und häuslicher Jammer uns ganz niederwarf, und wir unvernünftig waren, zu denken und zu handeln: o so wäre in träger Einsamkeit Schmachten unsere einzige Wonne! Alle Nächte brächten wir schlaflos zu; der Ekel vor dem Leben, das Verlangen nach dem Tode, die Flucht vor den Menschen, die Sehnsucht nach den fürchterlichsten Wüsten nagten dann an unserm Herzen und trieben uns einsam auf den Fluren umher, fern von den Fußstapfen der Menschen. Und flöhen wir von der Erde zum Genesersee, und suchten wir Freiheit in Westen und Norden und bis an die Grenzen des Oceans: so wären wir doch wie Virgils Neth,



das Felder und Wälder durchläuft und überall den Pfeil mit sich schleppt, der es verwundet.

Bei solchen Konvulsionen der Imagination ist Einsamkeit keine Arznei. Auch hat Ovid vortrefflich gesagt: vermeidet ihr bis zur Schwärmerei Verliebten einsame Dörfer, hütet euch, allein zu sein; wohin fliehet ihr? nur im Gedränge seid ihr sicher.

Einsamkeit ist auch für jene Liebe keine Arznei, die der Tugend schadet. Nähme Liebe im Herzen einen sündhaften Schwung, so wäre doch die Gegenwart der geliebten Person für ein tugendhaftes Gemüth nicht gefährlich. Aber durch Einsamkeit und Abwesenheit werden die geheimsten Triebe der Seele gereizt. Der Anblick der geliebten Person unterdrückt in einem tugendhaften Gemüthe jede Anwandlung verbotener Begierden: in der Entfernung glaubt man sich in Sicherheit und hält darum seiner Imagination nicht den Zügel. Einsamkeit zumal erhöht alle Bilder der Wollust, alles, was Wünsche belebt und anfeuert; da fürchtet man nichts und wandelt in den Gefilden angenehmer Täuschung fort, und dann wird Leidenschaft gefährlich.

Wollüstig brannte oft das Herz des Petrarcha an den Felsen von Baucelise, wo er Ruhe suchte gegen Laura und die Liebe. Aber er warf die schönen Bilder weg und seine Liebe ward geistig; und glühet noch, mit himmlischer Reinheit, in seinen unsterblichen Liedern, die er unter jenen Felsen sang.

Liebe und Ruhe umarmen sich, wenn du dich demüthig ergibst unter alle Fügungen Gottes. Hätte der Tod dir deine Geliebte entrisen, wäre dir jetzt die Welt eine Wüste, und wolltest du dich nirgends mehr niederlegen, als da, wo sie stand und wo sie ging, dann würden deine Thränen fließen bis in den Tod. Trauern heißt nicht, Gott ergeben sein. Der Traurige will immer an dem hängen, was nun einmal nicht mehr ist, und nicht mehr sein kann. Er sucht immer und findet nie. Er lauscht und hört nichts. Er glaubt, er sehe das geliebte Bild leben und Athem holen, und es ist nichts als bunte Farbe auf todter Leinwand oder gefärbter himfälliger Staub hinter Glas. Er bricht Rosen ab von dem Grabe der weggesunkenen Freude seines Lebens, begießt sie, pflegt sie, liebelt mit ihnen und freuet sich ihres sanften Geruches; doch auch dieses letzte lebende Andenken vergeht, die Rose blättert ab und verdorrt. Aber hat der Trauernde in der Einsamkeit lange genug sich gestraunt gegen die Scheidewand des Schicksals; hat er lange vergebens seine Arme ausgestreckt in leere Luft, hat er lange genug starr und hoffnungslos hingeblickt nach dem geliebten verschwundenen Schatten, oder sich vergebens gesehnt nach thränenfreiem Wiedersehen: dann löst er doch allmählig seine Kräfte, trägt Unglück heroisch, kämpft gegen jede Schwäche, und dann kommt Ruhe.

Am Fuße einsamer Berge, in dunkeln, engen, schaurigen Thälern freuest du dich jedes Sieges über dich selbst und jedes Heldenschrittes in deinem Leben, besser als über allen Menschenbeifall in vergoldeten Zimmern, und pflanzest da, mit ungleich mehr Vergnügen, als die große Welt hat und gibt, deine Erbsen.

Wachte Liebe wird in der Einsamkeit nie überwunden, aber geheiligt. Was in der Natur des Menschen ist, muß in der Natur des Menschen bleiben; aber man muß es nicht verdrehen, sondern zu guten Zwecken wenden. Theile du darum, wenn du glücklicher sein willst als Petrarcha, deine Einsamkeit mit dem liebenden Wesen, das besser als alle unsere Philosophie, alle unsere Sorgen und alle unsere Lebenspein hintergeht und wegstößt. Ein sehr weiser Mann hat gesagt, daß die Gegenwart eines mit uns gleichdenkenden Geistes, eines mit dem unsrigen gleichgestimmten und uns liebenden Herzens, der Einsamkeit nicht nur keinen Eintrag thut, sondern dieselbe vielmehr befördert. Beglückt dich, wie mich, Liebe einer liebenden Frau; o so entvöhnt auch sie dich, durch freie und süße Mittheilung ihrer innersten Gedanken und Empfindungen, von den Menschen nur desto besser! So mannichfaltig auch noch die Geschäfte, die Angelegenheiten, die Zufälle und die Veränderungen deines Lebens sind, so vervielfältigen sich dadurch nur um so mehr die Gegenstände des vertrauten Gesprächs und der häuslichen Unterhaltung. O der Herzensprediger muß solche häusliche Glückseligkeit empfunden und erfahren haben, der uns dies alles so unübertrefflich lehrt, und sagt: Hier fällt kein gutes Wort auf die Erde; hier bleibt keine Wirkung ohne Gegenwirkung, kein Gedanke, der nicht aufgefaßt, kein Beweis der Liebe, der nicht erwidert, keine Gefälligkeit, die nicht vergolten, keine Freude, die nicht mitgetheilt würde, und keine Empfindungen, die sich nicht beiden Herzen mittheilte! Also muß und kann solchen Menschen, die durch wahre innige Liebe und Freundschaft mit einander verbunden sind, alles wichtig sein, was ein jeder von ihnen hat und redet, und thut und genießt, was er will und was ihm begegnet. Also betrachten nur sie die Vorzüge des einen mit neidlosem Wohlgefallen, und nur sie bemerken die Schwächen und Fehler des andern ohne Unwillen. Nur sie tadeln jede Vergehung mit unbeleidigender Sanftmuth, verstehen jeden Wink, kommen jedem Bedürfnisse, jedem Verlangen des andern zuvor, richten sich immer nach den Absichten des andern, stimmen immer in die Empfindungen des andern ein, und freuen sich von ganzem Herzen über alles, selbst das geringste Gute, das dem andern widerfährt.

So kann darum Einsamkeit, die man mit einem liebenden Wesen theilt, mit Ruhe, Zufriedenheit und Freude bestehen, und so macht sie jede Hütte zum Sitz des Vergnügens. Wenn Geist uns



Laune so zusammentreffen, dann wird die Liebe auch in der Einsamkeit die edelsten Gefinnungen in der Seele unterhalten, den Geist immer mehr erheben, das Herz immer mehr mit Wohlwollen erfüllen, jedes Laster immer mehr verschleichen, jede Tugend immer mehr stärken und erweitern. So wird jeder Anfall unserer übeln Laune gemildert, die Heftigkeit unserer Leidenschaften besänftigt, und der bittere Kelch des Lebens versüßt. So erheitert sich alles in der Einsamkeit durch glückliche Liebe, die alle Leiden des Lebens erleichtert und Blumen streut auf alle unsere Wege.

Einsamkeit verwandelt zuweilen, aber freilich nicht immer, tiefe Schwermuth in süße Melancholie. Alles, was mit Milde in die Seele wirkt, ist Balsam für ein trauriges Herz. Weibliches Theilnehmen, weibliche Freundlichkeit, weibliche Güte sind darum jedem Seelenkranken und jedem Leidenden so willkommen. Ach wenn mir auch sonst alles in der ganzen Welt mißfiel, wenn ich alles, was ich hatte, nicht mehr mochte, wenn Unlust an allem mir alle Lebenskraft nahm, wenn ich keine Hoffnung mehr hatte und Labung von nichts, wenn mein Unmuth mir die ganze schöne Erde zu einer Grabesstätte machte, so lag doch noch immer für mich, in weiblicher Güte, eine tröstende Kraft. Nichts versüßt mehr unsere Leiden als die Ueberzeugung, daß sie einer lebenswürdigen Person nicht gleichgültig sind.

So wie weiblicher Verstand und weibliche Güte den Kranken und Leidenden beruhigt, so beruhigt sich auch der Schwermüthige beim Anblick von tausend ländlichen Scenen; und alles, was ihn härmte und drückte, verwandelt sich dann in sanfte Wehmuth und angenehme Schmerzen.

Süße Melancholie wird schon in früher Jugend oft durch Einsamkeit veranlaßt. Junge Mädchen auf dem Lande von fünfzehn bis achtzehn Jahren, von zarter Empfindung und weitsehendem Blicke, haben diese süße Melancholie, wenn sie sehr empfänglich für Liebe sind, nach Liebe sich sehnen, Liebe athmen, und doch noch keine Liebe sehen und finden. Diese Melancholie sah ich oft ohne irgend ein anderweitiges Merkmal von Krankheit. Rousseau hatte diese Melancholie in Vivis (Vovay), als er dort an den schönen Ufern des Genfersee's ging. „Mein Herz,“ sagt er, „warf sich da mit Gewalt und Hike in tausend unschuldige Glückseligkeiten; ich ward auf's zärtlichste erweicht, ich seufzte, ich weinte, wie ein Kind. Ach wie oft setzte ich mich dort auf einen großen Stein hin, und sah mit Vergnügen, wie meine Thränen in's Wasser fielen!“

Auch ich schrieb diese Zeilen nicht ohne Thränen der süßesten Erinnerung. In meinem siebenzehnten Jahre saß ich, unter gleichem Drucke, oft in stillen Schatten, an denselben schönen Ufern. Liebe heilte meinen Zustand, Liebe unter den Bäumen am Genfer-

see! Einsamkeit heilt ihn nicht; aber man bleibt in diesem Zustand auch gerne ungeheilt. So sanft, so süß leiden, traurig sein ohne recht zu wissen warum, und dann doch die Einsamkeit allem vorziehen; gern allein sein, an dem klaren See, auf Felsen, in Klüften, im schwarzen Gehölze; nur Gefallen finden an Schönheiten erhabener oder lieblicher Natur, die der Weltling verachtet; oder nur eine einzige Seele um sich haben wollen, der man dies alles mittheilen könne, die dies alles auch auffasse, und übrigens die ganze Welt thun und denken lassen, was sie will: dies ist ein Zustand, den jeder Jüngling einmal genießen soll, weil er das Alter fliehet.

Es gibt Betrübte, die bei jeder Erinnerung an ihre geliebten Todten vergehen, die jedes Andenken der Liebe ihrer Abgestorbenen foltert, die schauern und zittern, wenn sie eine von der erblassenen verschwundenen Hand geschriebene Zeile sehen, die stumm und ohnmächtig hinfallen würden bei dem Grabe, das alle Freude ihres Lebens verschlang. Ach die Sonne lächelt nicht für sie! Keinen Reiz hat für sie die erste Viole, der Gesang der Vögel, die den Frühling verkündigen, das neue Leben der ganzen Natur. Sie können keinen Garten ausstehen; und Gärten, auf die man sie in den Zeiten ihrer tiefsten Traurigkeit einlud, sind ihnen Felder des Schreckens für ihr ganzes Leben. Sie kehren ihr Gesicht ab von der lieben Hand, die sie führen will aus ihrer Trauerhöhle in's Grüne. Insgemein sind solche Betrübte, sind sie Menschen von heftiger Gemüthsart, dabei gewiß krank; ihre Behandlung fordert treue Liebe und großes Nachgeben.

Dahingegen hat die Natur mächtige Reize für sanftere Gemüther, deren Verlust auch eben so groß ist, als jener, welche denselben eben so gewaltig empfinden. Sie denken sich ihr Unglück auch eben so groß; aber sie theilen es mit der ganzen ruhigen Schöpfung umher, pflanzen gerne weinende Weiden und Rosen auf Gräbern, zeichnen und bauen Monumente, dichten Lieder, kleiden den Tod in liebliche Gestalten, haben ihr Herz immer nach den Abgestorbenen gerichtet, und leben dadurch, bei der wahrhaftesten und aufrichtigsten Trauer, in einer seligen Mitte zwischen Erde und Himmel. Solche Trauernde nenne ich glücklich, wenn Niemand sie in ihrer Trauer stört, so sehr mir auch mein Herz bei dem Gedanken ihres Verlustes bebt und blutet. Aber scheue dich zu sagen, sie seien nicht traurig; oder auch nur weniger traurig, als jene, die in eine Art von Wuth verfallen, oder die vollends, unter dem Drucke der schrecklichsten Schmerzen, zu viele Empfindung beinahe tödtet. Das Urtheil



wäre dumm; du würdest durch einen so beleidigenden Irrthum ein Barbar.

Ueble Laune und Grämelei verschwinden in der Einsamkeit bei dem kleinsten Herzensgemüß, bei jedem Schatten von häuslicher oder ländlicher Glückseligkeit. Ueble Laune ist ein häßlicher unbehaglicher Zustand der Seele, dem man leicht nachhängt, wenn eine Menge kleiner Verdrüßlichkeiten uns necken, die doch gewöhnlich nur der Alltagslauf des Lebens erzeugt. Vor solchem Unglück darf man nur bloß seine Thür abschließen. Grämelei ist zwar erdrosselter Zorn, den Männer mit Blicken und Geberden stillschweigend äußern, und den das schöne Geschlecht auch wohl zuweilen durch einen kleinen Hagelschlag von Klagen verräth. Kein grämlicher Mann soll sich in Gesellschaft zeigen, und noch viel weniger eine grämliche Dame. Weg mit ihnen in die Einsamkeit.

Alle diese Betrachtungen über die Vortheile der Einsamkeit leiten mich nun endlich zu der wichtigen Frage, ob es wenigstens in der Einsamkeit nicht leichter werde, tugendhaft zu sein, als in der Welt. Sodann bleibt mir noch übrig, die Glückseligkeit im Ganzen zu betrachten, welche die Einsamkeit dem Herzen gibt; auch ihre Vortheile im Alter; ihre Föhrung zu Gott; und die Blicke aus ihr in die Ewigkeit.

Viel Gutes geschieht in der Welt von Amtswegen. Der Geistliche lehrt und tröstet, der Rechtsgelehrte verschaffet Recht, der Arzt macht seine Besuche, seufzt und schwitzt oft Blut dabei, und kurirt gut oder übel; alles aus Menschenliebe, sagen die Herren. Davon ist kein Wort wahr. Man tröstet, verschaffet Recht, und kurirt, nicht immer aus Trieben seines Herzens, sondern weil man muß; weil man dazu aufgefordert ist; weil man einen schwarzen Rock trägt, in diesem Kollegio sitzt, oder diesen und jenen Schild aushängt. Eure Wohlgeborenen wohlbekannte Menschenliebe, ein Wort, bei dem ich immer aufahre, und womit viele tausend an mich geschriebene Briefe immer anfangen, ist nichts als eiskalter Kanzleistyl, Ziererei, Lüge. Menschenliebe ist Tugend, Adel der Seele vom ersten Range; und woher weißt du, daß ich das oder dieses aus Tugend thue, und nicht weil ich muß?

Gute Werke sind also nicht immer Gottesdienst. Dessen Herz, der sich von Weltgeschäften vollends nie losreißt, verwildert oft für alles Gute. Man kann Gutes thun, und doch nicht gut sein: groß

sein in Geschäften, und klein in seinem Herzen \*). Tugend ist seltener, als man glaubt. Mit Menschenliebe, Tugend, Patriotismus und allen Wörtern dieser Art muß man darum haushälterisch umgehen. Man muß sie nur bei großen Gelegenheiten gebrauchen; denn wer solche Wörter zu oft ausspricht, schwächt sie, und macht sie verächtlich. Wer sollte sich nicht schämen, gelehrt oder menschenliebend zu heißen, da oft so äußerst elende Kerle hochgelehrt sind, und da man so manchen Schurken wegen seiner wohlbekannten Menschenliebe lobt!

Wahrscheinlich geschieht in der Einsamkeit mehr Gutes, als in der Welt. Jeder gute Mensch von einiger Bedeutung ist wahrlich nicht gut des Exempels wegen, denn leider sind Exempel des Guten gar zu selten in der Welt, sondern weil er bei stiller Ueberlegung findet, daß Größe des Herzens doch am Ende jede andere Größe übertrifft. Auch geschieht wirklich das meiste Große in der Welt durch stille Thaten.

Tugend wird viel leichter und freier in der Einsamkeit ausgeübt, als in der Welt. Niemand schämt sich in der Einsamkeit der Tugend, da sie hingegen gebeugt durch die Welt schleicht und in großen Versammlungen bescheiden in der Ecke steht. Unser Umgang mit der Welt ist eine Erziehung zum Laster. Bei den besten Entschlüssen fehlen wir doch alle, täglich, unter so vielen Fallstricken und Gefahren. Manchem, der eine große Rolle in der Welt spielt, mangelt es freilich an guten Entschlüssen, bei Manchem sind die Entschlüsse gut, und die Werke schlecht. Vielleicht sind wir des Morgens in unserer Kammer, ehe der Wirbel unserer Geschäfte herankommt, noch ganz gut, noch unparteiisch, und frei; Niemand setzt sich da uns entgegen. Aber mit der größten Wachsamkeit und Vorsicht bleibt man nie den ganzen Tag ganz Herr über sich selbst, wenn man mannichfaltig geneckt ist von Bekümmerniß und Verdruß, wenn man mit Widerwillen vielerlei Geschäfte betreiben muß, mit vielen Menschen zu thun hat, und einem hundert unerwarteten und abgeschmackten Dingen täglich an den Kopf prellen. Selbst in der Einsamkeit war es daher die äußerste Thorheit, daß Seelen wähten, die Körper hatten, sie wollen sich da an den höchsten Gipfel spekulativer Tugend hinauffaseln. Man ist und bleibt, auch in der Einsiedelei, doch immer Mensch. Tugend ist nirgends leicht, als da, wo gar keine Gefahren sind; aber dann ist sie auch nicht mehr Herrschaft über uns selbst. Manchen Einsiedler schuf Gott zu schwach, um aus dem Abgrunde sich zu retten, weil er ihn stark genug gemacht, um nicht hinein zu fallen.

\*) *Viel potestatis aulicæ, sagt der Kanzler Bacon, ipsi sibi ignoti sunt. Et dum negotiis distrahantur, tempore carent, quo sanitati aut corporis aut animæ suæ consulant.*



Es ist eine schöne Bemerkung eines vortrefflichen schottischen Menschenbeobachters und Menschenlehrers: Tugend habe die ihr eigenthümliche Wirkung, daß sie eines Menschen vornehmste Glückseligkeit aus seinem Verhalten entspringen lasse. Ein böser Mensch sei ganz und gar ein Geschöpf der Welt; er hänge von ihrer Gunst ab, lebe von ihren Freundlichkeiten, und sei glücklich oder elend, je nachdem es ihm in derselben gelingt oder fehlschlägt. Bei einem Tugendhaften aber sei der glückliche Fortgang seiner weltlichen Unternehmungen nur immer die zweite untergeordnete Absicht. Habe er, wie es ihm gebühre, seine Schuldigkeit gethan, so sei sein Gemüth in Ruhe; den Ausgang überlasse er der Vorsehung. Sein Zeuge sei im Himmel, und der ihn kenne, sei in der Höhe. Zufrieden mit dem Beifall Gottes und dem Zeugniß eines guten Gewissens, genieße er seiner eigenen Unschuld und verachte die Triumphe der Bosheit. Nach dem Maße, als solche edle Grundsätze unsere Herzen regieren, machen wir uns also von der Welt unabhängig, und klagen nicht mehr, sie benehme uns den Muth.

Jene Unabhängigkeit von der Welt zu predigen, war die Absicht und ist das Ende meiner wenigen Philosophie in diesem Werke über die Einsamkeit. Nicht in Wüsten will ich die Menschen führen, nicht in die Wohnungen der Eulen und Uhus. Aber ich möchte ihnen ihre Weltfurcht und ihre Menschenfurcht benehmen; ich möchte sie, so viel als es sich thun läßt, unabhängig machen; ich möchte ihre elenden Fesseln zerbrechen, ihnen Nichtachtung für die Welt und Liebe zur Einsamkeit einflößen, damit sie sich doch wenigstens ein paar Stunden im Tage sagen können, wir sind frei.

Solche Unabhängigkeit und solche Freiheit kann auch den größten Freiheitshassern nicht mißfallen, denn sie führt bloß zu einem gewissenhaften Gebrauche der Einsamkeit. Sie ist die Sammlung des Gemüthes zur Stärkung und Erneuerung guter Gesinnungen, die uns dann noch immer so viel geschieht und emsig machen, die recht-mäßigen Obliegenheiten unsers Standes zu erfüllen.

Wahre Apostel der Einsamkeit haben gezeigt: Erst in solchen recht angewendeten Stunden freier Muße fassen wir feste und gründliche Entschließungen zu Beherrschung unsers Gemüthes und zu Führung unsers Wandels. Erst dann können wir die Umstände unsers Lebens, die gewöhnlichen Versuchungen, denen wir unterworfen sind, die schwachen Seiten unsers Herzens, die wir am meisten zu verwahren haben, mit ungestörter Ueberlegung bedenken, und uns zum Voraus gegen dasjenige waffnen, was uns hernach im Umgange und in den Gesellschaften der Welt gefährlich werden möchte. Scheine es also auch im Anfang, daß die Tugend in der Entfernung vom Weltgenusse die Grenzen des Vergnügens enger zusammenziehe, so finde man doch bei näherer Ueberlegung, daß sie in der That sie erweitere.

Halte sie von Ausschweifungen in einigen Vergnügungen zurück, so werden eben dadurch andere durch sie begünstigt und vermehrt. Sie entziehe uns keinen andern Vergnügungen, als solchen, die entweder phantastisch und eingebildet sind, oder schädlich und zerstörend. Der Weltmensch erfreue sich seiner Besitzungen, der Wollüstling seiner Ergötzungen, der Gesellige seiner Freunde und Gesellschaften; aber der wahrhaftig gute Mensch habe daran Freude, daß er regelmäßig die großen Pflichten seines Lebens erfüllt. Eine neue Sonne scheine ihm dann aufzugehen, und eine reine Herrlichkeit alles um ihn her zu umglänzen; jeder Gegenstand werde schöner in seinen Augen, und er ziehe seine Straße fröhlich. Unser Vater, der in's Verborgene und in die ehrwürdigen Finsternisse einer solchen Einsamkeit sehe, vergelte es uns öffentlich, dadurch, daß wir unsere Geschäfte vollkommener ausrichten, und den Reizungen zur Sünde besser widerstehen; und das haben wir dem andächtigen, unzerstreuten und feurigen Gebete in der Einsamkeit zu danken, und unserer Absonderung und Unabhängigkeit von der Welt.

Freiheit und Muße, äußere Stille und Mangel von Umgang, sind also große und wahre Hülfsmittel zur Tugend. Seine Leidenschaften hält man dann nicht bloß etwa zurück, daß sie nur nicht in offenbare Unordnungen ausbrechen, sondern man erlaubt auch nicht seiner Vorstellungskraft beunruhigende Gedanken über Dinge, die man gerne läßt, wie sie sind, weil man sie verachtet. Das häusliche Leben ist dann nicht wie in der galanten Welt der Sitz der Langeweile und des Ueberdrußes, der Kampfplatz niedriger wilder Leidenschaften, die Wohnung des Grams, der übeln Laune, des mannigfaltigen Streites, der boshaften Qualsucht und ein Vorpiel der Hölle. Frieden und Glückseligkeit wohnen bei dem, der allen unreinen Hülfquellen des Vergnügens entsagt, und eben darum nur desto fähiger ist, Vergnügen um sich her zu verbreiten. Wer sich entfernt aus dem Dunstkreise der Lasterhaften, wer wegfieht vor dem niederschlagenden Anblick hochgeschäfter Dummheit und glücklicher Bosheit, wer das Leere alles unsers Lärms, aller unserer Behauptungen und aller unserer Ansprüche sieht, kommt in seinem Hause nie aus seiner Fassung.

Alles Weltvergnügen verliert seine Reize vor jedem stillen Opfer, das man der Tugend in der Einsamkeit bringt. Ich will lieber Thränen vergießen als Thränen erregen, sagte mir einst eine deutsche Dame. Sie schien nicht zu wissen, daß sich kaum etwas Großmüthigeres denken und thun läßt. Solche Tugend befriedigt das Herz weit mehr, als Weltgenuß ohne Ende, und alles, was man in den Städten hervorruft, die Zeit zu vertreiben, das Leben zu vertändeln und die Ewigkeit zu vergessen. Man ist immer glücklich, wenn man Kräfte in sich selbst findet, die man sich selbst nicht zutraute.



Einsamkeit öffnet die Seele jedem edeln Vergnügen, verbreitet Licht und Heiterkeit, Zufriedenheit und Ruhe, wo man nichts erwartet hat als Thränen, und erstattet durch tausend neue und stille Freuden jeden Verlust.

Heimlich leugnet kein Bösewicht, daß Tugend der Grundstein aller Glückseligkeit in der Welt und in der Einsamkeit sei. Aber doch wirft das Laster immer seine seidenen Netze aus, und fängt ganze Heere von Kavalieren und Damen und Kreaturen von jedem Range und aus allen Ständen. Ueber jede verführerische Begierde zu wachen, nicht erst wenn sie da ist, sondern schon wenn sie von weitem kommt; böse List durch Wegwendung des Herzens auf edle Vergnügungen zu überwinden, dies war von jeher der höchste Sieg der Seele über die Welt und sich selbst, und innerer Frieden war immer ihr Lohn.

Glücklich ist Derjenige, der diesen Frieden schon in die Einsamkeit bringt, die ihn so ungestört erhält. Was hülfte es, die Städte zu verlassen, Einsamkeit, Stille und Ruhe zu suchen, wenn man dabei noch immer Menschenhaß im Herzen trüge, da noch dieser grimmen Leidenschaft fröhnte? Göttliche Zufriedenheit und ein ganzer Himmel auf der Stirne, fänden sich dann eben so wenig in blumenreichen Gefilden, als in tiefer Nacht der Einsamkeit und in den Trauerschlingen finsterner Zellen. Läuterung und Behütung unsers Herzens ist also das erste und das letzte, was wir in der Einsamkeit thun und suchen müssen; und ist dieses gethan, dann finden wir Glückseligkeit; dann haben Stille, Ruhe, Ruhe und Freiheit einen Werth. Nicht aus Haß muß man die Menschen fliehen; man kann sie alle fliehen, und ihnen allen doch Gutes wünschen.

Zur Glückseligkeit des Einsamen gehört, daß er hochschätze, was die Menschen verachten, und verachte, was die Menschen hochschätzen. Als Rom nach dem Kriege mit den Seeräubern, anstatt des Lucullus den Pompejus zu seinem obersten Befehlshaber ernannte, also das ganze Reich den Händen eines Einzigen übergab, runzelte Pompejus die Stirne, da er sein Kreditiv erhielt, schlug auf seine Schenkel, und rief aus: „O ihr Götter, ihr ladet mir Arbeit auf ohne Ende! Wäre ich nicht glücklicher gewesen ohne Namen und ohne Ruhm! Muß ich denn immer wieder zu Felde gehen, immer den Harnisch auf dem Leibe haben? Kann ich denn nie dem Reide entkommen, der mich immer verfolgt, und sanft und stille mit meiner Frau und meinen Kindern auf dem Lande leben!“ Das war schön gesagt, aber erlogen; denn Pompejus schätzte noch nicht genug, was Männer von seiner Sinnesart verachten, und noch verachtete er nicht, was damals alle nach Herrschaft gierige Römer hochschätzten. Aber das that Manlius Curtius. Er war der größte Römer seiner Zeit, hatte kriegerische Völker überwunden, den Pyrrhus aus

Italien verjagt, dreimal die Ehre des Triumphs genossen, und nun zog er in ein elendes kleines Haus auf dem Lande, und baute da mit eigener Hand sein Gärtchen. Als die Gesandten der Samniter kamen, ihm eine mächtige Menge Goldes anzubieten, das er aus-schlug, saß er bei seinem Herd und kochte Rüben.

Kein König und kein Fürst in der Welt ist so glücklich wie Manlius Curtius, als er seine Rüben kochte. Könige und Fürsten wissen es nur zu gut, daß sie in gar manchen Fällen keine Freunde haben; sie fragen auch darum manchen um Rath und trauen viel-leicht keinem. Alle Redlichen im Lande, alle Menschen von Geist, Herz und Charakter haben Mitleiden mit guten Königen und Fürsten, denn im Grunde sind sie doch nie frei von Zweifeln, Besorg-nissen und Qualen. Fürstenglück und Königs-glück reicht nie an das Glück eines arbeitsamen und zufriedenen Landmanns. Nie sind die Freuden der Länderbeherrscher so beständig, nie ist ihr Leben so ruhig und so heiter. Das Essen des Bauers ist schlecht, aber es schmeckt ihm; sein Bett ist hart, aber er schläft doch besser als Kö-nige und Fürsten.

Einem Menschen, der sich gewöhnt hat, seinen Geist in der Stille zu sammeln, sind die Stunden, die er Gott in der Einsamkeit weihet, die schönsten Stunden seines Lebens. So wie jede Vorbereitung zum heiligen Abendmahl eine Uebersicht unsers Lebens sein soll, eine Prüfung unsers Wandels, ein neuer Reiz und ein fester Entschluß, nach dem Willen Gottes zu leben, so wird jede einsame Erhebung des Herzens zu Gott eine Aufforderung zu genauern und unzertrennten Blicken in uns selbst. Jede Abweichung von unserer Glückseligkeit wird uns dann immer unangenehmer, und es wird uns immer leichter, uns ganz aus dem Gedränge der Welt heraus-zuziehen. Allmählig sehen wir dann immer freier und schärfer in uns selbst. Wir werden immer geschickter, uns strengere zu prüfen, zu bestrafen, zur Besserung unserer Sinnesart und unsers Wandels zu erwecken, und alles recht zu überdenken, was Ziel und Zweck des Lebens ist. Wenn wir wissen, was unsere Handlungen Gott gefäl-lig macht, so mag es genug sein für die Menschen, wenn wir Gutes unter ihnen oder für sie thun. Aber alle guten Werke und Hand-lungen leiden noch so manche Nebenabsicht, die Gott nicht gefällig sein kann, daß nothwendig alles dabei auf die Richtung des Herzens ankommen muß. Jede gute That bringt unstreitig Ruhe in's Herz; aber ist diese Ruhe immer rein? Ist sie nicht etwa nur Befriedi-gung weltlicher Absichten, oder flüchtiger Enthusiasmus, oder Selbstliebe eher als Liebe des Nächsten? Solche Erforschungen unsrer Sinnesart, unsrer Handlungen und unsrer Wege machen wir gewiß weit besser, wenn wir uns ruhige und abgesonderte Zei-



ten dazu nehmen, uns zur Prüfung dieser großen Wahrheiten einsame Stunden wählen, wo wir allein sind vor Gott.

So wenden wir uns in der Einsamkeit von der Gemeinschaft mit Menschen zum Zurückschauen auf unsern Lebensgang, zur Prüfung unsers Verhaltens, zur Vorbereitung auf jeden kommenden Tag, zur Rechnung mit uns selbst an jedem Abend. So werden die Wunden geheilt, die uns die Welt beibringt. Solche Zwischenräume religiöser Ruhe erleichtern jeden guten Vorsatz im Leben, besänftigen das Herz, zeigen ihm den sichersten Durchgang zwischen fürchterlichen Klippen; und so sind wir dann auch nie weniger allein, als wenn kein Mensch um uns ist, weil alsdann noch der bei uns ist, dessen Aufsicht mehr bedeutet, als das Aufmerken des ganzen menschlichen Geschlechts.

Einsamkeit ruft uns immer von Schwäche zu Kraft, von Verführung zu Widerstand, von der Tyrannei des Sichtbaren zu freier Beherzigung des Unsichtbaren, von dem Gegenwärtigen zur Zukunft. Geht man auch nicht immer in die Einsamkeit, um mit Gott zu reden, so geht man doch gerne aus Sälen voll Geräusch und Thorheit in sein stilles Haus, um nicht immer an Freuden zu hängen, zu denen so gar nichts von einer feinern und moralischen Natur kommt. In jedem stillen Augenblicke unsers Lebens treten wir doch immer näher vor dessen Angesicht, dem es so wichtig ist zu gefallen, und der auch um Mitternacht bei unserer Lampe wacht.

Prediger der Geselligkeit stellen sich zwar immer an, als wären allenthalben in der Welt sehr große Dinge zu thun. Aber etwas Großes geschähe erst alsdann, wenn jeder in seinem Fache etwas mehr thäte als seine Pflicht; und leider thun wir alle weniger, und alles rollt dann in der Welt fort, wie es kann und mag. Kraft zu großen Handlungen, Erhabenheit, Stärke und Festigkeit in der Tugend erlangt man nirgends so gut wie in der Einsamkeit, und auch da durch nichts so gut, wie durch Religion. Diese macht das Herz frei von eiteln Begierden, ruhig im Unglücke, demüthig vor Gott, muthig vor den Menschen, voll Vertrauen in die Vorsehung. Einsamkeit und Religion vervollkommen alle unsere moralische Gesinnungen, so lange der Sauerteig der Schwärmerei in keine von beiden sich mischt; und dann hat auch am Ende einer Laufbahn, die man der beständigen Läuterung und Erhöhung solcher Gesinnungen widmet, jede Gott im Stillen geweihte Stunde, jedes innige Aufheben unserer Hände zu ihm, ihre Wirkung in der Ewigkeit.

Alle Sehnsucht nach dem Vergänglichem verschwindet, wenn man doch zuweilen den kühnen Gedanken wagt, daß der schon hier erlangte Zustand einer fortdauernden Zufriedenheit und des herrschenden Vergnügtheils unserer Seele wahrscheinlich auch einige Analogie mit den Freuden der Ewigkeit habe. Die höchste Freiheit,

alles zu thun und zu sein, was wir wollen, weil wir im Himmel nichts Unrechtes wollen können; ein Leben voll Unschuld, wenn wir sein werden wie diese Kindlein; das Ende alles Stückwerks von Erkenntniß in Liebe; die Rechtfertigung aller Wege der Vorsehung; das zweifellose Vertrauen in Gott; der ewige Umgang mit denen, die hier unsere Seele liebte: dies sind wenigstens Wünsche und Aussichten in die Ewigkeit, die man sich nach meinem Bedürfen hier bei stillem Nachdenken erlauben darf, und um deren Erfüllung mancher andere gewiß eben so gern, wie ich, alle andere Multiplikation unserer jetzigen Güter hingäbe, da eben in diesem Mehr oder Weniger das Elend der Welt besteht.

### Einsamkeit in Verbindung mit Geselligkeit.

Es war nie meine Absicht, irgend eine gesellschaftliche Tugend bei irgend einem Menschen zu schwächen. Aus Liebe zur häuslichen Glückseligkeit erblicke gewiß in keiner guten Seele die Liebe zur allgemeinen Wohlfahrt. Gibt auch eine gewisse Erhebung des Gemüths dem spekulativen Einsamen einige Gleichgültigkeit gegen die Welt, so macht dann doch dieselbe wirksame Denkart, durch die so mancher Mensch schon in der Einsamkeit gut und nützlich werden kann, ihn auch für das gesellschaftliche Leben zu ausgebreiteter Geschäftigkeit fähig. Je mehr er in der Stille seine Denkkraft übt, desto nützlicher wird er in der Folge, wenn er seinen ganzen Beruf nur gehörig verstehen lernt, für sich und die Welt.

Alle Glückseligkeit kann man nicht in sich selbst finden. Unsere Abhängigkeit und Gebrechlichkeit bindet uns nur zu sehr an irgend ein liebendes Wesen. Die Natur will nicht, daß wir Sonderlinge seien; weise Selbstgenügsamkeit findet sich nirgends als bei Gott. Es ist auch darum unmöglich, ein abgesondertes Leben immer ohne Nachtheil auszuhalten.

Ein völlig einsames Geschöpf ist ein elendes Geschöpf. Man müßte unendlich viel Stärke des Geistes und eine eiserne Gesundheit haben, um fähig zu sein, durch bloßes Denken das unangenehme Gefühl der Einsamkeit immer zu zerstreuen. Wer diese Kräfte nicht besitzt, und ganz von seines Gleichen getrennt ist, hat keine Stütze, an die er sich lehnen kann, keine Hülfe, keinen Trost. Die Natur selbst will unsere Vereinigung mit einem Geschöpfe unserer Art, und ruft uns dieses Gesetz durch alle unsere Gefühle in's Herz. Die ganze Geschichte der hochgelobten Einsiedler von Aegypten und



dem ganzen Orient bezeugt diese ewige Wahrheit. Man muß allerdings von dem ganzen in Gesellschaft lebenden menschlichen Geschlechte den schaurigsten und abscheulichsten Begriff haben, wenn man wie jener französische Mönch sich auf dem Beiw eine Einsiedelei baut, und die Nachbarschaft dieses Feuerschlundes werther hält, als die Gesellschaft der Menschen.

Kein gutes Gemüth kann sich ganz von Menschen trennen. Ohne Konvulsionen der Seele vertrocknet gewiß in einem solchen Gemüthe die Begierde nie, den Menschen sich angenehm zu machen, ihnen Gutes zu thun, an sie sich zu lehnen, mit ihnen der Wahrheit und des Lebens zu genießen.

Aber ohne abwechselnden Umgang mit den Menschen und sich selbst, und dies ist es vorzüglich, was ich empfehle, kann der Mensch seine ganze Bestimmung nicht erfüllen, und er gelangt nie zu einer gewissen Stufe von Erfahrung, Weisheit und Tugend. Ewig wahr ist, was ein weiser Menschenlehrer gesagt hat, nie werde unsere ganze Bestimmung erfüllt ohne diesen Wechsel des Umgangs mit den Menschen und des Umgangs mit sich selbst; ohne den Frohsinn des gesellschaftlichen und den Ernst des einsamen Lebens; ohne ausgetretete, wohlthätige Wirksamkeit unter vielen, und Anwendung seiner ganzen Aufmerksamkeit auf sich selbst; ohne Thätigkeit in Geschäften und Thätigkeit im Denken; ohne Geräusch und Stille; ohne Zerstreuung und Sammlung aus der Zerstreuung.

Es ist töblich, seine Muse mit edeln Ideen auszufüllen, Querselen der Glückseligkeit zu besitzen, die uns für immer gesichert sind, und uns unabhängig von den Menschen machen; aber es ist Pflicht, dessen ungeachtet auch für die Gesellschaft zu leben, und an den Geschäften und Gewerben der bürgerlichen Welt Theil zu nehmen. Unstreitig genießt der Einsame für sich größeres geistiges Vergnügen, als der Geschäftsmann, aber man wäre eigennützig und Gott mißfällig, wenn man allen seinen Pflichten gegen die Welt entsagte, um sich den geistigen Vergnügungen der Einsamkeit ganz zu überlassen. Es wäre auch ganz gegen die Natur, wenn man wollte einerlei Vergnügen immer genießen. Alles Vergnügen in der Welt eckelt uns an, wenn wir zu tief daraus trinken. Was uns einmal interessiert, kann uns doch nicht immer interessieren, und wo das Herz einmal hinstrebt, da wird es nicht ewig hinstreben. Und darum führt uns die Lebensweisheit an ihrer Hand in die Gesellschaft der Menschen und sagt: Thätigkeit unter Menschen sei der Zweck, wo die Natur hinstrebt, und ohne dessen Erreichung sei man auch bei den größten Verstandsvorzügen im Besitze keines Gutes glücklich.

Gott selbst will, daß wir mit andern Menschen in Verbindung leben; der starke Trieb der Geselligkeit, den er in unsere Natur gelegt hat, ist eine sehr deutliche Erklärung seiner Absichten. Sodann

zeigen uns die aufgeklärtesten Ausleger seiner Befehle, daß wir auch die häufigen Vorschriften des göttlichen Wortes, zur Dienstfertigkeit, zur Gefälligkeit, zur Sorge für das gemeine Beste, und zu manchen andern Pflichten der Gesellschaft gar nicht haben müßten, wenn es etwas Verbindliches oder auch nur Erlaubtes sein sollte, mit einer gänzlichen Absonderung uns von der Welt zu entfernen, und unsere Tage zuzubringen in einem einsamen und andächtig scheinenden Müßiggange. Die aufgeklärtesten Theologen sagen uns, der Heiland der Welt habe durch seine Lehren und sein Leben jene anachoretischen Grundsätze widerlegt, welche die Menschen wohl zu eigensinnigen Sonderlingen und Menschenfeinden machen, aber nicht zu tugendhaften Weltbürgern. Nur dazu fordere uns der Erlöser mit seinem Beispiele auf, daß wir zu gewissen Zeiten uns in die Einsamkeit begeben. Er habe in Gesellschaft wie andere Menschen gelebt, und also auch zu seinen Jüngern weder Einsiedler noch Müßiggänger verlangt. Er habe sich von Zeit zu Zeit der Welt entzogen, und in der Einsamkeit vertraulich mit Gott sich unterhalten, um uns zu lehren, daß ein Christ sich nicht beständig durch die Geschäfte und Angelegenheiten der Welt müsse zerstreuen lassen, und noch viel weniger durch ihre Ergötzlichkeiten, sondern er müsse sich zuweilen von ihr absondern, und keine andere Gesellschaft haben als sein Herz und Gott. Also sei ein gänzlichliches Zurückziehen von der Welt so wenig die Vollkommenheit der Religion, wie die altgläubige römische Kirche wäunte, sondern vielmehr, einige wenige Fälle ausgenommen, nichts anders, als ein Mißbrauch der Religion.

Die Geschäftigkeit des Lebens und die Geschäftsfülle im Stillen wird auch schon gehörig mit einander verbunden, wenn wir die geringern Freuden der Welt als Erholungen nach Arbeit und Sorge betrachten. Alles ist gut, was die Menschen vereinigt, was sie durch Mittheilung ihrer Empfindungen und Begriffe aufgeklärter, weiser, tugendhafter, unter sich selbst liebevoller, zutraulicher und einträchtiger macht; und in so weit lege ich einen Werth auch auf Assemblen. Es ist vielleicht kein Mensch, der nicht erfahren hat, daß durch unschuldiges sinnliches Vergnügen das Strenge und Ueberspannte in unsern Urtheilen und Sitten seine Schärfe verliert. Ach wie geht uns gleich die Seele auf, wenn wir etwas Gutes, Gefälliges, Lebenswürdiges im Umgange an einem Menschen bemerken, der uns auf den Gassen immer stolz, steif und kalt anblickt! Eine frohe Gesellschaft und ein freundliches Wahl geben der Tugend eine heitere Miene, und der Frömmigkeit eine fröhlichere Gestalt; und beide gewannen gewiß schon manchen Verehrer unter einem brüderlichen Labaknebel.

Abtrünnige aus der Gesellschaft gibt es indessen auch mit Recht. Am mehr zu thun und in einer größern Ausbreitung zu wirken,



muß Mancher gern viel sitzen und gern wenig laufen. Solche Abtrünnige finden bei den Predigern der Geselligkeit doch zuweilen Vergebung, und bei vielen Menschen eine freundliche Aufnahme, wenn sie auch nicht immer da zu sehen sind, wo man sie erwartete. Wichtig ist nicht alles, was Tausende von Einem verlangen; und jedem rechtschaffenen Manne wird sein Gewissen genug sagen, was das Wichtigste ist, das er in jedem Tage zu thun hat. Man ist deswegen nicht gleich eine Eule, wenn man auch gern im Dunkeln wohnt; Mancher würde sehr gerne da wohnen, und man läßt ihn wahrlich nicht im Dunkeln. Mancher entschleicht bloß dem Tumult, um etwas Wesentlicheres zu thun, als im Tumult geschieht; aber er geht auch gern in den Wirrwar des Lebens, wenn etwas Wesentliches darin zu thun ist. Viele Geschäfte können auch nur in der Stille gethan werden, und Mancher wirkt in der Einsamkeit mit seiner Feder für weit mehr Menschen Gutes, als das rüftigste Geschäftsmännlein durch das perpetuum mobile seiner zwei Beine.

Gelehrte Einsamkeit und ein völliges Leben im Schlafrock ist ein sehr ehrwürdiges Leben; denn wer sagt euch, daß dort im Schlafrock nicht weit größere Kräfte ausgeübt werden, als hier in allen unsern Stiefeln? Wenn die innere Thätigkeit des Menschen nur immer Bezug auf nützliche Gegenstände hat, so ist der Gebrauch seiner Kräfte gut. Wer Jünglinge unterrichtet, oder auch nur irgend ein nützliches Buch schreibt, hat noch immer Umgang mit der Welt, und ist gewiß oft sehr thätig zu ihrem Besten. So einsam und beschaulich sein Leben auch immer scheinen mag, so emsig er sich auch immer von den Geschäften und Gewerben der bürgerlichen Welt auf eine Weile loswickelt, so thätig bleibt er im Grunde doch immer für die Gesellschaft, indem er ihr laut aus seiner Kammer sagt, was er ihr unter den Fesseln der Geselligkeit, der Höflichkeit und des Respekts verschweigt.

Ein Gelehrter kann die ununterbrochene Wachsamkeit auf alle die kleinen Vorzüge verlernen, durch die sich ein Weltmann der Gesellschaft angenehm macht\*). Muß man viel in der Welt leben, so ist es nicht möglich, den Beruf eines Gelehrten zu erfüllen; lebt

\*) Tout homme absorbé dans des meditations profondes, sagt Helvetius vertieusement, occupé d'idées grandes et générales, vit et dans l'oubli de ces attentions, et dans l'ignorance de ces usages, qui font la science des gens du monde; aussi leur paroit-il presque toujours ridicule. Peu d'entre les gens du monde sentent, que la connaissance des petites choses suppose presque toujours l'ignorance des grandes; que tout homme, qui mène à peu près la vie de tout le monde, n'a que les idées de tout le monde; qu'un pareil homme ne s'élève point au-dessus de la médiocrité, et qu'enfin le génie suppose toujours, dans un homme, un désir vif de la gloire, qui, le rendant insensible à toute espèce de désir, n'ouvre son ame qu'à la passion de s'éclaircir.

man als Gelehrter entfernt von der Welt, und sieht sich von allem dem leeren abgeschmackten Geschwätz befreit, das nicht Mittheilung der Gedanken und Ergießungen des Herzens befördert, sondern nur die Seele entnervt und die Zeit tödtet: so thut man auch gerne auf alle die Vortheile Verzicht, die insonderheit für äußerliche Ausbildung die Gesellschaft bringen kann. Aber gedoppelt ehrwürdig ist der Gelehrte, der selbst in den Wohnsitzen der Gelehrsamkeit gelernt hat, durch seinen Verstand und durch ein gutes Herz, aller Menschen Herzen zu sich zu reißen.

Schale Weltleute halten zwar alle Einsamen aus der gelehrten Klasse für Pedanten. Aber allenthalben findet man mitten in der Welt immer weit mehr und weit gräßlichere Pedanten, als in den Wohnsitzen der Gelehrsamkeit. Allenthalben wird man angeremmt von Juristen, deren Mund von Rechtsfällen, und allenthalben von Ärzten, deren Mund von Krankengeschichten überfließt. Die Ursache ist gar nicht, daß diese Herren etwa Gelehrte sind, denn das sind sie sehr oft nicht. Aber Garve zeigt uns unübertrefflich, die Ursache sei, weil keiner von diesen geschwätzigen Juristen, und keiner von diesen geschwätzigen Ärzten Herr über sich ist; weil jeder von einer gewissen Leidenschaft beherrscht wird, oder von gewissen Ideen eingenommen ist, die sich mit Gewalt hervordrängen; die sich Lust machen, ohne die Vernunft und die Urtheile der Gegenwärtigen zu Rathe zu ziehen.

Läuft dir also ein solcher unbändiger Jurist mit seinen Prozessen, und ein solcher abgeschmackter Arzt mit seinen Krankengeschichten auf den Leib, so denke du mit Lammesinn, was uns Garve so menschenfreundlich lehrt: diese guten Herren haben das Gleichgewicht in ihrer Seele verloren, womit man seine Reden und Handlungen immer nach den Umständen und nach den Personen anordnen muß, mit denen man zu thun hat. Als Pedanten und als Leidenschaftliche Menschen ziehen sie keine Umstände zu Rathe; sie richten sich bloß nach sich selbst. Sie begehen Unschlichkeiten wegen der völligen Vergessenheit aller Dinge, den einzigen Gegenstand ihrer Leidenschaft, ihre Rechtsfälle und ihre Krankengeschichten ausgenommen.

So wenig sind die deutschen Universitäten die Wohnsitze der Bedanterei, daß ich mir vielmehr zu behaupten getraue, die meisten Pedanten und Pedantinnen finde man in mancher deutschen Provinz mitten in der schönen Welt, unter der seltsamen und zahlreichen Klasse von Menschen, die man anseht die Lesewelt nennt, so wie die Bücher, welche sie lesen, Lesebücher.

Der Name ist neu, wie die Sache. Die deutsche Lesewelt ist eine von der Gelehrtenrepublik äußerst verschiedene Republik; denn durch die eine kommt der menschliche Verstand empor, und durch die andere mehrentheils herunter. Verständige Menschen lesen, um



aus Büchern zu lernen; die Lesewelt liebt, um mit Büchern Pedanterei zu treiben, das ist, in das Wenige, was sie liebt, eine große und ausschließende Wichtigkeit zu setzen, die nicht darin ist, und dann von allen anderen Menschen, kurzum zu verlangen, daß ihnen diese Wichtigkeit mit gleicher Stärke einleuchte.

Es ist ganz unendlich, wie man examinirt wird, sobald man das Unglück hat, etwa unversehens mitten unter diese Lesewelt zu gerathen. Ihr tretet kaum in den kerzenhellen Saal, so fällt euch schon einer mit hoher Amtsmiene auf den Leib, und will peremptorisch wissen, ob ihr das blaßgelbe Journal nicht leset? Ein anderer scheint seiner Sache völlig gewiß, und sagt: „Sie lesen doch das graue Ungeheuer?“ Ein dritter, ein vierter, ein fünfter, ein sechster, ein siebenter, ein achter, ein neunter, ein zehnter legen in der Reihe ihre Karten, und laut: „ganz unstreitig haben Sie die hellrothen und hellblauen, oder gewiß das grasgrüne, das violette, und unfehlbar das zeisiggrüne und orangengelbe Journal gelesen?“ Auf einer einzigen Assemblée und bei einem einzigen Souper, läuft man bei der Lesewelt gewöhnlich fünfzigmal durch diese Hebel; und muß sich dann freilich einen schönen Blick von Jedem gefallen lassen, dessen Journal man nicht liebt, oder nicht gelesen zu haben vorgibt. Völlig für verloren hält man Hopfen und Malz an jedem Gegenfänger der Lesewelt, der vollends zwischen die Damen geräth, die nicht etwa nur Monatschriften und Journale lesen, sondern gar alle Neuigkeiten\*).

Wider sinnig ist hingegen die Rolle, die man mitten unter allem diesem Leselärm, mitten unter allem diesem beständigen Geschwäze von dem Wenigen, das man liebt, mit demjenigen spielt, welche Bücher schreiben. Von Rechtswegen sollte ein Schriftsteller, der zuweilen lebende Menschen und Sitten an die Wand malt, mit allen Menschen verlegen sein; aber jeder, der mit ihm umgeht, ist es vielmehr mit ihm. Alle Gesichter ründen und verschließen sich vor seinem Anblick. Gönner und Bekannte, gute Freundinnen und Freunde weichen jedem auch nur von ferne auf sein Buch sich beziehen Wort aus. Die Lesewelt hütet sich, ihm von seinem Buche zu sprechen, wie man sich hütet, auf eine Schlange zu treten. Oft ist man wahrlich geneigt, bei dieser allgemeinen Zurückhaltung, bei dieser komischen Verlegenheit seiner Leser und Mitbürger zu denken: sie halten alle in'sgesammt Schriftstellerei für ein Landesverbrechen\*\*).

\*) Neuigkeiten heißen bei den Buchhändlern solche Sachen, die für die Lesewelt gehören: Journale, Monatschriften, Almanache, Komödien, Romane, kleine lustige Sachen und Portereien, auch Pasquille und Schmähchriften, die gewöhnlich den geschwindesten und größten Abgang haben, aber nicht in den Katalog kommen. \*\*) Hier gehört auch die Neugierde, mit der sich die Lesewelt so schnell als möglich einen Schriftsteller vom Leibe schafft, dessen Buch sie geschenkt erhält.

Alle diese Sonderbarkeiten der Weltleute in unserm Deutschland zeigen also wahrlich zur Genüge, wie unbeträchtlich das Uebergewicht ist, das ihnen ihr Weltumgang gibt; und wie viel besser es wäre, gar nichts zu lesen, als seine Leserei jedem unter die Nase zu reiben, und dann doch vor jedem Schriftsteller sich zu scheuen, wie vor einem Ungeheuer.

Weltumgang hat freilich da einen ganz andern Werth, wo kein Provinzialton herrscht, wo man keine Art von Pedanterei treibt und duldet, und wo sogar jeder unaufgeklärte und ungebildete Kavaller sich außer seinem Elemente findet. Für Männer, die oft und viel allein sind, wäre solcher Weltumgang, und zumal Umgang mit Fürsten und Großen, eine Übung in der männlichsten Philosophie des Lebens. Man braucht hundertmal mehr Muth dazu, einem Großen eine einzige kühne Wahrheit in's Gesicht zu sagen, als hundert solche Wahrheiten einem Buche anzuvertrauen. Aber man muß dann doch im Umgange mit Großen nie vergessen, wie gefährlich es ist, mit Großen etwas zu thun zu haben, zumal der vielen Kleinen wegen, denen dies nie behagt. Man muß beinahe nichts sagen, von dessen Wirkung man nicht gewiß ist. Wer Welt und Menschen kennt, redlich und offen spricht; alle Schliche verachtet, keinem Menschen Unrecht thut, keinem schaden will, wenn er auch könnte, immer gern das Gute aushebt, das doch beinahe von jedem Menschen gesagt werden kann, der läßt doch zuweilen bei Fürsten und Großen ein Wort fallen, das in gutem Ordreich gedeiht.

Große, die große Dinge gethan haben, oder thun werden, sind doch wahrlich für jeden Denker interessant. Wer freut sich nicht innigst, wenn er sieht, wie lebenswürdig auch Monarchen sein können, vor deren übler Laune Millionen von Menschen zittern. Welcher Menschenbeobachter möchte nicht den jungen Cäsar schon in der Zeit oft ganz allein gesehen und gesprochen haben, als Sylla von ihm sagte: „traut diesem jungen Menschen nicht, der so unbescheiden durch die Gassen geht, ich sehe in ihm viele Marius!“ Der Anblick großer Kräfte, durch die ein einziger Monarch Epoche macht und Muster wird für alle, oder großer Kräfte in ihrem Keim, sind beide äußerst interessant; und wer freut sich nicht, wenn er in der Nähe sieht, daß seines Gefühl und sanfte Menschheit bei solchen Kräften wohnen.

Nur um nicht urtheilen zu müssen, ergreift man den nämlichen Augenblick, da das Buch im Hause abgeliefert wird, und also bevor es möglich ist, etwas mehr als das Titelblatt gelesen zu haben, und bevankt sich ehrethetisch für das vortheilhafte Werk, oder man findet sich mit dem Verfasser durch ein Kompliment im Kanakel ab, das sich auf ein Buch just eben so gut paßt, als auf ein paar geschenkte Knackwürste.



Umgang mit Vornehmen sollte man niemals fürchten und niemals fliehen, denn in Deutschland zumal findet man doch ganz un-  
streitig die meisten lebenswürdigen Menschen in der Klasse der Vornehmen. Spott und Verachtung verdient zwar jeder Mensch, der sich einem Vornehmen aus keiner andern Ursache aufdringt, ihn aus keiner andern Ursache ehrt und schätzt, als bloß wegen seiner Geburt, wegen seines Namens und Ranges, weil es seinem erbärmlichen Ehrgeiz schmeichelt.

Benutzt man auf's beste jede Lage, in die uns die Vorsehung gesetzt hat, so findet sich auch leicht Trost in der Einsamkeit und Vergnügen im Umgang. Einsamkeit gibt alles, was man im Umgang nicht findet. Umgang, so schlecht er auch sein mag, gibt dagegen immer Stoff zum Nachdenken, neue Ideen, neue Bilder, und selbst durch den Mißgebrauch seiner Kraft einen neuen Zufluß von Geist und Kraft. Geht mit Widerwillen zuweilen in Gesellschaft, wenn es nicht anders sein kann, aber geht; überlastet euch da einem anständigen Frohsinn: nehmt jedes Blümchen an, das man da für euch bricht, so gering es auch sein mag. So kommt doch oft Heiterkeit in den Kopf und Freude in's Herz, und dann gelingt wieder ernsthafte Meditation und eiserne Arbeit.

Billig halten sich in mancher Absicht die Vorzüge des Weltlebens und die Vorzüge des spekulativen Lebens die Wage. Ein sehr großer Mann war der Meinung: es gebühre Gott und den Engeln allein, bloße Zuschauer in der Welt zu sein. Deswegen müsse man das spekulative Leben ganz verwerfen, in so fern es nämlich ganz auf sich selbst eingeschränkt ist, und in der menschlichen Gesellschaft weder Licht noch Wärme verbreitet. Aber wie nachsichtig wird man dann auch wieder gegen den eigensüchtigsten Einsamen, der doch auch nur seine Verstandeskraft übt, dem es doch auch zu etwas nütze ist, daß er eine Seele hat, die ihm das Leere der Muße und der Einsamkeit ausfüllt: wenn man den Mißbrauch betrachtet, den Weltmenschen von ihrem Triebe zur Sinnlichkeit machen; wenn man sieht, wie sie dadurch alle Aufmerksamkeit, alles Gefühl für Dinge von Wichtigkeit verlieren; wie alle Geisteskraft bei ihnen erschlafft und wegschwindet; wie leer, wie schal, wie kernlos allmählig alles wird, was sie denken und sagen; wie schwer man sich überhaupt aus dem weichen Schooße des Nichtsthuns und des Gassenlaufens zu intellektueller Würde aufrafft; wie ungern man seine Begriffe sammelt und seine Neugier wieder aufacht, um mit Eifer auf der ehrenvollen Bahn der Tugend, oder irgend einer Wissenschaft oder Kunst fortzuschreiten. Will man auch behaupten, daß Gutes thun doch mehr sei als Gutes denken, gemeinnützige Geschäftigkeit mehr als innere Beschäftigung des Verstandes und Untersuchungen, welche man bei sich insgeheim

anstellt, großmüthige Aufopferung für Andere verdienstlicher als der reinste Selbstgenuß: so kann man doch nicht leugnen, daß man auch schon viel Gutes in der Stille thut, wenn man sich da zum thätigen Leben nur gehörig vorbereitet. Der Mensch ist ebenso gut zum Denken wie zum Handeln, also zum spekulativen wie zum thätigen Leben gemacht; aber mit der Absicht, daß er in beiden sich übe, und dann fähig sei, in beiden der Absicht Gottes zu entsprechen. Eine gänzliche Abneigung gegen allen Umgang wäre also eben so wenig Philosophie, als eine gänzliche Unlust an der Einsamkeit. Man muß wechselweise beide satt werden, um beide zu genießen.

Einer großen Entschuldigung scheint der Trieb zur Einsamkeit fähig, wenn er dem Herzen Ruhe gewährt. Aber wenn man diese in der Welt nicht hatte, und in der Einsamkeit nicht findet, dann ist offenbar etwas Ungesundes in der Seele, und dann mißbilligt die Vernunft diesen Trieb.

Treibt uns Mißvergnügen und Abneigung gegen Menschen in die Einsamkeit, und wir vergessen in derselben unser Mißvergnügen und unsere Abneigung, so ist der Trieb, dem wir folgten, gerecht. Dies ist der Fall, wenn wir uns in der Einsamkeit nützlich beschäftigen. Aber wenn wir die Welt, die wir verlassen hatten, in unsere Einsamkeit mitnehmen, wenn uns auch da unser Mißmuth über alles, was wir sehen und hören, nicht verläßt, so verlieren wir an Menschenliebe, was wir vielleicht an Menschenkenntniß gewinnen, und eine vielleicht gerechte Flucht vor den Menschen gewährt nicht Ruhe.

Bei der größten Abneigung gegen die meisten Menschen, die dich umgeben, solltest du doch diese Menschen nicht immer fliehen. Je weniger du alle siehst, desto mehr Nahrung gewinnt dein unglücklicher Widerwillen, und desto gewisser wirst du ein Misanthrop. Vermeidest du hingegen die Gesellschaft der Menschen nicht ganz, so hast du gewiß manche Gelegenheit, eine gute Seite an manchem Menschen zu sehen, den du nur nicht genug kanntest: du wirst Achtung und Liebe für manchen empfinden, von dem du in deiner Kammer glaubtest, er verdiene sie nicht. Niemand sollte man darum mehr versuchen in Gesellschaft zu gehen, als eben wenn uns dies am meisten Angst und Zwang kostet. Wer nur mit unbefangenen Gemüthe und wohlwollendem Herzen in Gesellschaft sich zeigt, kommt doch manchmal aus derselben mit Ruhe und Zufriedenheit zurück.

Keineswegs will ich also Misanthropie aussäen. Gerade das Entgegengesetzte ist mein Ziel.

Bart und Kapuze mögen immer den Berth behalten, der ihnen gebührt. Deswegen wollen wir doch als weiße Weltbürger leben,



und so viel Gutes, als uns möglich ist, unter den Menschen thun. Aber nur die Freiheit wollen wir uns erringen, aus der Welt weggehen zu können, so oft es uns guthünkt, und allein zu sein mitten im Drange der Geschäfte, und der allgemeinen Jagd nach sinnlichem Vergnügen. Man wage es nur dreist nach seinem eigenen Geschmack zu leben, und sich abzusondern von den Menschen bei dem ersten Winke der Vernunft. Man überlasse nur das müßige Vorfahren und Abgeben von Visitenkarten, und alle übrige große Dinge dieser Art den Herren und Damen, die nichts Besseres kennen. Wer mit sich selbst und seinen Hausgenossen fertig werden kann, macht sich einen Plan von häuslichen Freuden und Pflichten, wozu er keiner andern Menschenhülfe bedarf, und die ihn auch immer gegen Langeweile retten, weil sie seinen Verstand und seine Einbildungskraft immer beschäftigen.

Gänzliche Einsamkeit ist doch zuweilen der höchste Herzensgenuß für die guten Seelen, die ganz in ihrer Imagination leben, also in einer ganz andern Welt, als die ist, die sie umgibt. Solches Glück ist nur wenigen bescheert. Die Welt sagt, es sei eine Thorheit; aber die Welt weiß gar oft nicht, was sie sagt.

Vergleicht man den Werth des beschaulichen und des thätigen Lebens, die Tugenden, die bei jenem aufsteigen, bei diesem schlummern, so entsteht leicht auch eine Vorliebe für die Einsamkeit, wegen des Muthes, den sie erzeugt, und der Stärke, die sie dem Charakter gibt. Bürgerlichen Muth immer mehr in deutschen Herzen zu entzünden, ach dies ist eine Begierde, die man gewiß einem Schriftsteller verzeiht, der in deutscher Sprache über Einsamkeit schreibt, und die mir also auch erlaubt, hier alles gerade vom Herzen wegzusagen, wie ich es fühle, und wie es ist.

In mancher deutschen Provinz, wo noch immer der Adel dem persönlichen Verdienste nur einen sehr eingeschränkten Zutritt erlaubt; wo die abergläubige Verehrung für die Vorrechte der Geburt die Ehre des Menschen verdrängt; wo also der Adel noch immer glaubt und immer merken läßt, es sei eine himmelhohe Kluft zwischen ihm und dem Bürgerstande befestigt; wo man alle menschlichen Kräfte mit männlichen und weiblichen Fäusten unablässig anwendet, diese Kluft in aller ihrer Höhe und Tiefe zu erhalten; wo beinahe der ganze bürgerliche Volkscharakter auf der Stirne das Gepräge dieses anerkannten Standesunterschieds trägt; wo man von Jugend auf die Vornehmen zum Stolz und die Niedrigen zur Schüchternheit bildet; wo der Adel seine Vorzüge dem Unadel nicht nur bei allen erdentlichen Gelegenheiten einbläut, sondern wo der Unadel in einem fort nach jeder von dorthier kommenden Gnadenbezeugung schnappt: bringt dies nicht nur auf der einen Seite einen ewigen Stolz, auf der andern einen ewigen Reiz, sondern

auch sogar einen so ausschweifenden Heißhunger nach Adel hervor, daß endlich mancher Reiche aus dem gemeinen Stande nicht etwa durch seinen Geist sich zu heben sucht, nicht etwa größer, fester, und edler denkt und handelt, sondern sich lieber nur einen Adelsbrief für dreihundert und zwanzig Thaler kauft.

Dies Alles erniedrigt den Menschen, benimmt ihm das Gefühl seines innern Werths, benimmt ihm die Erhabenheit der Seele, vermöge welcher man nach keiner falschen Ehre lüstert, nichts von allem dem Tändelkram verlangt, den der Adel dem Unadel versagt, und jeden Menschen als seines Gleichen, und Adelsbrief und Ahnen und Rang, als bloß zufällige und unbeträchtliche Vorzüge ansieht. Immer mögen uns die Philosophen lehren, es sei sowohl eine Folge des Bewußtseins von Talenten oder Verdiensten, als ein Vortheil hoher Geburt und eines angesehenen Namens, daß der Mensch dreister wird. Wer in jenen Provinzen und unter dem Drucke jener Vorurtheile immer gelebt hat, wird es nicht, und ist es nicht; und schmiegt sich gewiß immer so lange, als er das noch begehrt, was ihm andere verweigern können. Ein einziger höhnischer Blick, ein einziges Wort der Demüthigung und Erniedrigung aus dem unbedeutenden Munde einer hochadeligen Dame bringt den wichtigsten Sekretär um seine Einfälle, macht den scharfsichtigsten Prediger stumpf und unwissend, und verursacht dem armen Arzte einen Spasmus, der alle Muskeln seiner Seele lähmt.

Ein kraftloses unfähiges Geschöpf ist also der Mensch, der sich selbst nicht fühlt, in den unglücklichen Augenblicken, da er glaubt, er falle so eben in die Ungnade eines hochstämmigen Barons, oder einer gnädigen Frau. Aber wie lodert ihm bei solcher Ungnade das Herz empor, wie frei und ungehindert sind seine Bewegungen, wie scheint jede seiner Fähigkeiten verdoppelt, wenn er in einem Lande der Freiheit, oder frühe in der Einsamkeit gelernt hat, solche Menschen und solche Vorfälle bloß nach ihrem innern Werthe zu schätzen.

Stärke des Charakters erlangt man in der Einsamkeit, aber Geschicklichkeit zur Anwendung dieser Stärke, aller Vortheile der Einsamkeit ungeachtet, doch nur in der Welt. Muth ist die Hauptsache im Leben. Muthvoll handelt der Einsame vielleicht mehr als der Weltling, aber die Schlaubeit hat er nicht, muthige Entschlüsse mit gutem Erfolge auszuführen. Einsamkeit gibt Taubeneinfalt, aber nicht Schlangenklugheit. Es ist nicht genug, daß man auch Menschen, vor denen andere zittern, fest in die Augen sieht; man muß auch die Kunst kennen, diesen Menschen das Herz abzugewinnen; auch die Schliche des Neides, dessen Plane, Hoffnungen und Ränke; auch die Schliche und Pässe von allen, die immer eigene Plane haben, und also doch gerne jedem andern den seinigen zer-



stören. Der Einsame und der Welt Unkundige geht in Allem gerade durch; der Weltmann weiß, wo er stille stehen, wo er ausbeugen, wo er nachgeben soll, und ergreift den Augenblick zum Durchgehen nicht eher, als bis er ihn hat.

Also Einsamkeit und Umgang wechseln ab. Seneca sagt vorzüglich: „Jene mache uns Lust, wieder Menschen zu sehen, dieser treibe uns zu uns selbst zurück; eins sei die Arznei des andern. Die Einsamkeit befreie uns von dem Ekel gegen den Umgang, der Umgang von dem Ueberdruß der Einsamkeit. Der Geist müsse nicht immer gespannt sein, sondern auch zum Scherze geneigt. Sokrates habe sich nicht geschämt, mit Knaben zu spielen; Cato habe sich beim Weine erholt, wenn er sich durch seine Sorgen für die allgemeine Wohlfahrt ermüdet fand; und der kriegsgerische und triumphirende Scipio habe getanzt.“

Zwischen Welt und Einsamkeit, Sinnlichkeit und Streben nach höhern Vergnügen muß man sich darum mit edlem und männlichem Geiste theilen; und so verleitet uns gewiß weder der Leichtsinn des Zerstreuungsfüchtigen zur Thorheit, noch der finstere, mürrische Ernst des Einsiedlers zum Menschenhass; denn zwischen Weltumgang und Einsamkeit liegt die wahre Weisheit in der Mitte.

Thomas Abbt.





Th. Abbt.

## Thomas Abbt.

(Geb. 25. Nov. 1738. Gest. 3. Nov. 1766.)

Bedeutsamer noch als Zimmermann erhebt sich im Kreise der Popularphilosophen der zu früh gestorbene, geistvolle Thomas Abbt, ein Kopf voll „Spekulation und Feuer“, in welchem Schiller eine sich verwandte Natur erkannte, beseelt von schöner und ächter Begeisterung für alles Gute, und voll tiefster Empfindung des Großen und Hohen, wo und in welcher Form es sich zeige.

Abbt wurde 1738 in der Reichsstadt Ulm geboren, erhielt hier einen sorgfältigen Unterricht und bezog 1756 die Universität Halle. Er sollte Theologie studiren, doch wurde bald Philosophie und Mathematik, verbunden mit den schönen Wissenschaften, seine ausschließliche Beschäftigung. Nachdem er schon 1758 die Magisterwürde erlangt hatte und 1760 Professor der Philosophie in Frankfurt a. D. geworden war, erhielt er 1761 den Ruf als Professor der Mathematik nach Rinteln. Auf einem Besuch in Berlin machte er die genauere Bekanntschaft Nicolai's und Moses Mendelssohn's, der ihm mit großer Liebe und Treue zugethan blieb, und ward in Folge dessen ein sehr thätiger Mitarbeiter an den von jenen herausgegebenen Literatur-Briefen. In Rinteln schrieb er seine Abhandlungen „Ueber den Tod des Vaterlands“ und „Vom Verdienste“, die ihm großen Ruhm erwarben. Uebrigens sagte ihm das akademische Leben — wenigstens in Rinteln — nicht zu; er sehnte sich nach einem praktischeren Wirkungskreise. Nachdem er demgemäß die Rechtswissenschaft mit unermüdlichem Eifer studirt und auf einer größern Reise durch Deutschland und die Schweiz verschiedene bedeutende Männer, darunter Justus Möser und J. Melin, kennen gelernt hatte, folgte er 1765 der Einladung des



Grafen Wilhelm von Lippe-Schaumburg, eines der ausgezeichnetsten Fürsten seiner Zeit, der ihn zum Regierungs- und Konsistorialrath in Bückeburg ernannte. Abbt erfreute sich jedoch nur ein Jahr der glücklichen, zu literarischen Arbeiten volle Muße gewährenden Stellung. Sein unablässiges geistiges Streben hatte seine Gesundheit untergraben; er starb plötzlich, 1766, erst 28 Jahre alt.

Herder nennt Abbt treffend den „Philosophen des Menschen, des Bürgers, des gemeinen Mannes,“ denn, was er auch schreiben mochte, immer hatte er den Bürgerstand im Auge, dem er selbst entsprossen war und in dem er die Grundlage aller höhern Entwicklung, der politischen wie der wissenschaftlichen, erkannte. Seinen Werken (6 Bde., Berlin 1768—81) ist insgemein ein heller Verstand, geistige Schärfe des Urtheils und eine am Studium der Alten genährte Kraft der Beredsamkeit eigenthümlich. Zur Ausbildung der deutschen Prosa, die er mit Gewandtheit und seltner Kühnheit handhabt, hat er sehr verdienstlich gewirkt, wie er denn auch in dem historischen Fragment der „Geschichte von Portugal“ einen beachtenswerthen Versuch machte, den Styl des Tacitus in die deutsche Literatur einzuführen. Seine Hauptleistungen sind die beiden oben erwähnten Abhandlungen „Vom Verdienste“ und „Vom Tode für das Vaterland,“ die noch besonders durch die klare, frische, durch geschichtliche Beispiele anregend belebte Darstellung sich auszeichnen. Die letztere, in der Abbt die reinste republikanische Gesinnung entwickelt, ist auch dadurch von Interesse, daß sie, hervorgerufen von der Begeisterung für die Rettung des von Feinden bedrängten preussischen Staates in den Nothen des 7jährigen Krieges, jene national bedeutsame Zeit unmittelbar vergegenwärtigt.

## Vom Tode für das Vaterland.

(1761.)

Sollte wohl die Stimme des Vaterlandes, die vormalis in den Versammlungen der Griechen und Römer so mächtig ertönte, die in den Ohren der Sterbenden schallte, und den gefallenen Patrioten noch in der Todesangst zum Lächeln begeisterte, sollte diese Stimme ihre Stärke unter uns verloren haben, oder sollten wir, des feinern Gefühls ganz beraubt, unfähig sein, von derselben gerührt zu werden? Wir haben keine öffentlichen Plätze, wo wir uns zu Berathschlagungen versammeln; man findet keine Demosthene, keine Cicerone, die uns auf diese Stimme aufmerksam machen; wir erblicken nur wenige Bildsäulen, die uns die Lehre predigen: Sterb für's Vaterland. Wie? wenn wir ihr noch den einzigen Ort gönnten, wo sie in den Ohren einer großen Anzahl von Zuhörern donnern, den schläfrigen Bürger erwecken, und dem für seinen König erwärmten Unterthan ein Feldgeschrei sein könnte, das ihn zu edeln, wo nicht unsterblichen Thaten rief? Sollte wohl ein Diener der Religion sich entweihen, wenn er ein Werkzeug würde, diese Stimme zu verbreiten; und sollte er wohl dadurch sein Amt vernachlässigen, wenn er, nachdem er tausendmal gesagt hat: „Thut Buße!“ auch einmal rief: „Sterbt freudig für's Vaterland!“?

Es gibt Zeitpunkte, da derjenige, der ruhig den Pflug zu führen dachte, das Schwert in die Hand nehmen muß: da der Landmann, der einer zärtlichen Verbindung zueilte, dem Tod entgegen gehen soll: da die Stütze eines alten Vaters zur Hülfe des Vaterlandes herbei gerufen, und einer betagten Mutter der Trost ihres Alters aus zitternden Umarmungen auf blutige Schlachtfelder entrisen wird. Wenn unsere Mütter bei dem Anblicke eines für's Vaterland erschlagenen Sohnes noch sprächen: Ich habe ihn dazu geboren:\*)

\*) „Und du hast den Tod deiner Brüder überleben können?“ sagte eine spartanische Mutter zu ihrem einzigen noch übrig gebliebenen Sohn, der einer Niederlage entgangen war, dabei sein Bruder das Leben eingebüßt hatte. Nach der Schlacht bei Leuctra, deren Ausgang für Sparta so unglücklich gewesen war, gingen die



wenn unsere Bräute den Liebhaber verachteten, der bei solcher Gelegenheit den Tod scheuet, wenn die Väter von einem Sohn, der gegen eine überlegene Macht nichts mehr ausrichten konnte, noch forderten: er hätte sterben sollen; so würde es eine Thorheit sein, in dergleichen Zeitpunkten neue Aufmunterungen zu erwarten, und eine Beschimpfung, sie zu geben. Allein, wenn eine gewisse Weichlichkeit, eine Vergessenheit dieser großen Pflicht in der Nation zu herrschen scheint: wenn Frauen ihre Ehemänner bitten, sich, wo es nur möglich, den Gefahren bei dem Dienst zu entziehen: wenn erfochtene Wunden nicht mehr so stark als Diademen in unsern Augen glänzen, und wenn nicht mehr die Liebe für's Vaterland, sondern niedrigere Bewegungsgründe zur Ernte des Ruhms und der Unsterblichkeit führen: wenn nun zu einer solchen Zeit auch diejenigen schweigen, die noch die Erlaubniß haben, öffentlich mit dem Volk zu reden; nicht für das Vaterland das Wort führen, oder es nur gezwungen zu führen scheinen: sollte alsdann nicht jeder unter uns ein Prediger der Tapferkeit werden und dem andern zurufen: „Das Vaterland hat ein Recht auf dein Leben?“

## I.

### Von der Liebe für das Vaterland in Monarchien.

Ich weiß nicht, durch welchen unglücklichen Zufall die Meinung fast durchgängig angenommen ist, daß nur ein Republikaner auf ein Vaterland stolz thun könne, und daß es in Monarchien nichts weiter als ein bloßer Name, eine leere Einbildung sei. In den Zeiten, darin die Worte Monarch und Despot gleich viel bedeuteten, war es in Absicht der Republikaner wahr, die nothwendig ihr Vaterland verlieren mußten, so oft die gewaltsame Geburt vor sich ging, daß nach den grausamen Schmerzen eines Bürgerkrieges eine Monarchie zum Vorschein kam. Es war ferner in Absicht der meisten andern Völker wahr, die nicht in Republiken, sondern unter

Mütter, deren Söhne im Tressen geblieben waren, frohlockend und mit Blumenkränzen geschmückt, in die Tempel, um den Göttern für das Geschenk so tapfrer Söhne zu danken. Die Mütter hingegen, deren Söhne sich durch die Klucht gerettet hatten, verbargen sich in der tiefsten Trauer und mit einem toten Stillschweigen in dem Innersten ihrer Häuser; beschämt, Kinder unter ihrem Herzen getragen zu haben, die vor dem Feind hatten fliehen können. Man kennt diese Züge; aber wer betrachtet sie nicht zu wiederholtenmalen gerne, wo man sie ihm auch darstellt!

despotischen Regierungen lebten. Die Stimme des Vaterlandes kann nicht mehr erschallen, wenn einmal die Lust der Freiheit entzogen ist. Aber, wo man diese Lust noch athmet, ob sie gleich nicht beständig, niemals mit Ungestüm daher rauscht, da muß der Fehler am Gehör liegen, wenn des Vaterlandes Stimme nicht gehört wird.

Ich erkläre mich. Die Einrichtung der Monarchien schließt die Liebe zum Vaterland eben so wenig aus, als sie in einer Republik beständig in gleichem Grade vorhanden ist. Es gibt zufällige Umstände, die sie bald zu einer Wärme treiben, dadurch für den Staat die vortrefflichsten Früchte gezogen werden; bald so sehr erkälten, daß diese Früchte gar nicht mehr ihre Reife erhalten. So lange eine Republik, in einem engen Bezirk eingeschlossen, denselben durch ihre eigenen Bürger gegen feindliche Anfälle schützen muß: so lange ihr kleines Gebiet noch mit dem Blut ihrer Söhne gedrängt wird: so lange muß dieser Boden die Früchte tragen, die schon so lange Zeit in den Jahrbüchern der Welt aufbewahrt, ihren stärkenden Geruch noch über unsere spätem Jahrhunderte verbreiten. Wann diese Republik anfängt, sich weiter auszudehnen, eine mächtige Nebenbuhlerin zu bekriegen, und dabei ihr ganzes Wohl zu wagen: wann sie noch dazu in die äußerste Bedrängniß kommt; sich bis an die Thore ihrer Hauptstadt eingeschränkt und auch innerhalb derselben nicht ganz sicher steht: dann wird diese Liebe zum Vaterlande Wunder thun und zu einer Höhe steigen, die sie in ruhigen Zeiten niemals würde erreicht haben. So feint der Same, nachdem das Erdreich durch den Donner erschüttert worden, nur mit desto größerer Pracht hervor, wenn er erst tief in ihrem Schooß Wurzeln geschlagen hat. Roms Geschichte in den ersten und mittlern Perioden gibt den Beweis zu diesen Anmerkungen. Wann eben diese Republik zu einer unwiderstehlichen Macht angewachsen, entfernte Königreiche vor sich zu Boden wirft: wann sie ihre Soldaten, mit den Hülfsstruppen vereinigt, lange außerhalb Landes läßt, und diese endlich, durch die Entfernung der Orte und Länge der Jahre, das Bild des Vaterlandes nur noch in schwächerem Lichte erblicken, oder wohl gar aus den Augen verlieren: so werden die Soldaten nach und nach sich gewöhnen, ihr eigenes Vaterland als eine Provinz anzusehen, die sie erobern könnten, und nicht mehr als die Gebirgerin, zu deren Unterhalt sie andere Provinzen erobern müßten. Dann werden sie Peronen, welche erst ihre Mutter schänden und sie nachher, weil sie diesen Abscheu nicht mehr vor Augen sehen können, ermorden lassen. Aus dieser Blutschande entspringen Tyraneien von Republikanern. Die Soldaten des Sulla hatten erst lange mit dem Mithridates Krieg geführt, ehe sie Rom mit dem Blute seiner Bürger besleckten, und die Armee des Marius bestand aus einem Haufen von Sklaven und Leuten, die nichts zu verlieren, aber



bei dem Umsturz der Republik alles zu hoffen hatten. Cäsars Soldaten mußten erst zehn Jahre in Gallien unter ihnen dienen, ehe sie die Vorstellung des Vaterlandes so sehr bei sich vertilgen konnten, daß sie nachher mit dem siegreichen Schwert in dem Eingeweide desselben wühlten. — Aber dieses waren nicht die einzigen Ursachen des Umsturzes der römischen Staatsverfassung. Gewiß nicht; allein sollten sie nicht vieles dazu beigetragen haben? Wenn man es nicht leugnen kann: so habe ich alles, was zur Erläuterung meines Satzes nöthig ist.

Ich wende diese Anmerkungen auf Monarchien an. So lange sie sich noch nicht allzuweit in ihren Eroberungen ausgebreitet: Mietlinge und Schmeichler, weder den Prinzen noch die Unterthanen von dem zarten Namen des Vaterlandes vermöhnt haben: so lange muß dieser Name in denselben\*) fast eben so viel, als bei Republikanern wirken, und sie werden den willigen Gehorsam, den sie ihrem Könige leisten, im Herzen zugleich als das Opfer betrachten, das sie dem Vaterlande darbringen.

Einige in den Monarchien nöthige Eintheilungen der Stände sind vielleicht die Ursache gewesen, daß man die Verknüpfung der Bemühungen zum allgemeinen Besten zu sehr aufgelöst hat. Jeder dieser Stände fing bald an zu glauben, daß er nur auf eine einzige Art das Seinige dazu beitragen dürfte. Allein, wenn ein allgemeines Bestes stattfinden (und dieses findet sich bei allen Gesellschaften), so muß es auch nur eine einzige politische Tugend geben. Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, verschwindet der Unterschied zwischen Bauer, Bürger, Soldat und Edelmann. Alles vereinigt sich und stellt sich unter dem vormalig so herrlichen Namen

\*) Ich wage es nicht, eine gänzliche Gleichheit zu setzen. Da die Liebe zum Vaterland, wie unten soll gezeigt werden, eine Leidenschaft ist, deren Wirkungen desto heftiger sind, je mehr Glorietät man ihr hat ertheilen können; so muß sie in Republiken stärker als in Monarchien sein. Zene besitzen ausgebreitete und leichtere Mittel, diese Leidenschaft zu einer großen Höhe zu treiben, als die letztere. Diese Mittel aber sind nichts anders, als Belohnungen, die nur Nach-eiferung, nicht Fleiß und Bestrafungen, die höchstens Schimpf, nicht Mitleiden erwecken. Der römische Consul Duillius, dem der Rath zur Belohnung seiner geleisteten Dienste das Vorrecht ertheilt hatte, sich des Abends mit Badeln und unter der Muth von Blüten nach Hause bringen zu lassen, fand sich durch dieses Vorrecht sehr belohnt. Sollte er aber wohl dadurch Fleiß erweckt haben? Es gab damals in Rom noch keine Hofleute, deren großer Ehrgeiz auf unendliche Kleinigkeiten ging. Wenn Cicero die Strafe des Catilina so hätte einrichten können, daß nicht hernach das Mitleiden für ihn rege geworden wäre: so würde er selbst sicherer gewesen sein. Die Zeiten waren schon zu verderbt. Er näherte sich dadurch einer Monarchie, ohne das Stillschweigen befehlen, oder auch ohne Befehl erwarten zu dürfen. Kurz, die Republiken scheinen auf hohen Felsen angelegt zu sein, wo die Liebe für's Vaterland, durch sehr einfache Maschinen mit Gewalt hinauf getrieben, sich alsdann auch wieder ungestüm ergiebt. Die Monarchien liegen niedriger und nehmen eine größere Fläche ein; die Leidenschaft darf nicht so hoch getrieben werden. Besondere Umstände aber können ihr eine neue Kraft ertheilen, wie ich ananumerken Gelegenheit haben werde.

eines Bürgers dar. Dann ist jeder Bürger ein Soldat, jeder Soldat ein Bürger, und jeder Edelmann Soldat und Bürger, wie man will. Wie sehr weiche ich nicht von den eingeführten Begriffen ab! Ich gestehe es, aber man muß sich nur an eben den Standort stellen, wo ich stehe, und man wird sich alsdann sehr leicht mit mir vereinigen. Die Monarchie läßt zuweilen die Bande nach, mit denen sie jeden besondern Stand an sich zieht. Nun scheinen die Stände gleichsam getrennt. Ein besonderer Fall ereignet sich. Sie zieht die Bande stärker an, und alsdann verschwindet aller Unterschied. Man erblickt nicht mehr den Bürger, den Edelmann, den Soldaten besonders. Alles ist Bürger. So stelle ich mir die Monarchie vor, und habe ich nicht Recht zu schließen, daß darin jeder Unterthan Bürger sei, so wie in der freiesten Republik der Bürger Unterthan ist? Alles ist den Gesetzen unterworfen. Niemand ist frei; jeder ist es nach dem Geist der Staatsverfassung, darin er lebt. Auch die Sonne eines Planetensystems bewegt sich nach ihren Gesetzen, nur daß sie den Kreis nicht beschreibt, den die Planeten durchzulaufen gezwungen sind. Was ist wohl das Vaterland? Man kann nicht immer den Geburtsort allein darunter verstehen. Aber, wenn mich die Geburt oder meine freie Entscheidung mit einem Staate vereinigen, dessen heilsamen Gesetzen ich mich unterwerfe; Gesetzen, die mir nicht mehr von meiner Freiheit entziehen, als zum Besten des ganzen Staats nöthig ist: alsdann nenne ich diesen Staat mein Vaterland. Wenn diese Gesetze ihre Stärke erhalten, wenn sie mit aller ihrer Kraft wirken: was für einen Unterschied in Absicht meines Wohlstandes merke ich denn wohl, sie mögen nun von einem einzigen, oder von allen Gliedern des Staats zusammen genommen, gegeben werden: ihre Ausübung mag einer oder mehreren Händen anvertraut sein: die Macht, sie zu geben und auch in Ausübung zu bringen, mag in einem vereinigt, oder bei verschiedenen zertrennt angetroffen werden? Ich kann mich allezeit eines Vaterlandes erfreuen. Der einzige Unterschied ist dieser: in der einen Staatsverfassung hängen die gefährlichsten Veränderungen derselben nicht von dem Willen eines einzigen ab: aber sie können manchmal von der Schwachheit mehrerer herrühren. Wenn hingegen dieser Wille des einzigen durch gute, durch große Einsichten gelenkt wird: was für ein Glück für mich! Die Macht Gutes zu thun ohne Einschränkung! Die Macht Böses zu thun ohne den Willen!

Es gibt also auch in der Monarchie ein Vaterland. Wir können dieses Vaterland lieben: und wenn wir es lieben können, so folgt auch, daß wir es lieben müssen. Sind wir nicht verbunden, unsere Wohlfahrt zu befördern, sie sicher zu gründen? Und diese Wohlfahrt ist so genau mit der Wohlfahrt des Vaterlandes, daß



heißt, mit der Aufrechterhaltung der Geseze, deren Schutz ich genieße, verbunden!

„Wir verändern den Herrn, aber nicht das Joch.“ Marine, welche verdient, von Sklaven ihren Ursprung zu haben, aber nicht werth ist, von den Unterthanen einer wohl eingerichteten Monarchie auf sich angewandt zu werden. Man liebt freilich das Joch nicht; und es kann uns wenig daran gelegen sein, wer es auflegt, wenn wir einmal unglücklich genug sind, darunter zu seufzen. Aber können wir wohl Geseze, die zu unserm Besten eingerichtet sind, ein Joch nennen? Können wir wohl den Mann hassen, dem die Sorgfalt aufgetragen ist, diese Geseze aufrecht zu erhalten und in Ausübung zu bringen; ja bei veränderten Umständen ihnen eine neue Form zu geben? Und dieser Mann ist der Monarch. Was werden wir wohl daraus schließen? Was anders, wenn es nicht dieses ist, daß wir in den Monarchien zugleich die Geseze und den Vater derselben, zugleich das Vaterland und den Monarchen lieben müssen, und wenn wir würdige Bürger sind, lieben werden. In den Monarchien ist eine genaue Verbindung zwischen dem Monarchen und dem Vaterland, davon uns ein Theil immer sichtbar vor Augen schwebt; der andere Theil gibt sich uns bloß durch seine Wirkungen zu erkennen. Das Vaterland sagt gleichsam zum Könige: „Sehe dich zu meiner Rechten.“ Es verwirft unsere Opfer, wenn wir sie nicht zugleich aus Ergebenheit für seinen Vielgeliebten bringen, und es geht nur alsdann eine unselige Trennung vor, wann der Monarch die Geseze, darauf er sonst unser Wohl gründete, umstürzt. In der That, findet man denn nicht Beispiele der größten Liebe für das Vaterland, auch unter Monarchien? Die Römer fochten unter ihren Königen eben so herzhaft, als unter ihren Consuln. Der macedonische Phalanx würde vielleicht römischen Legionen nicht gewichen sein. Warum führt man denn diese Beispiele nicht so häufig an, als die Beispiele der Patrioten in Republiken? Warum glänzen sie uns meistens nur aus den Jahrbüchern der letztern so hell entgegen? — weil die Republiken darauf sehen mußten, daß ihre braven Männer von der Nachwelt die Belohnung erhalten möchten, die ihnen ganz zu geben ihre Zeitgenossen zu arm waren: weil hingegen in Monarchien die Tapferkeit ihre Belohnung (nach den eingeführten Begriffen) sogleich erhalten, und man also zu den Helden der letztern gleichsam sagen kann: Ihr habt die Vergeltung schon in eurer Welt erhalten; die Nachwelt ist euch so viel nicht mehr schuldig: weil man sich gewöhnt hat, die Bemühungen für das Wohl des Vaterlandes als Bemühungen für den Ruhm des Prinzen in Monarchien zu betrachten: und weil es endlich wohl geschehen kann, daß dieser letztere mehr als das erstere, oder oft gar der eigene Vortheil ein Bewegungsgrund zu rühm-

lichen Handlungen wird. Wenigstens ist man sehr geneigt, dieses zu vermuthen. Wenn man aber doch glaubt, daß die Erfahrung und die Geschichte den Unterthanen der Monarchien eine starke Liebe für's Vaterland absprächen: so wird man sich gefallen lassen, mit mir den Grund davon zu untersuchen. Ich denke wenigstens dadurch den übereilten Schluß zu verhindern, daß die Liebe für's Vaterland in Monarchien gar nicht stattfinden könne.

Ich habe schon oben gesagt, daß in Republiken der Eifer für's Vaterland sich in eben dem Verhältnisse vermindere, wie das Gebiet derselben anwächst. Monarchien aber sind gemeinlich von großem Umfang. Wegen der größern Macht, die sie folglich besitzen, sind sie auch sicherer vor allzuhäufigen Anfällen. Diese Sicherheit erzeugt mehrere Stände in der Gesellschaft, und diese Stände bereiten einander mehr Bequemlichkeit. Die Bequemlichkeit macht nach und nach den Eifer, für das Vaterland den Degen zu führen, schlaff, sie verträgt sich nicht mehr so leicht mit den Beschwerlichkeiten eines Feldzugs. Ein alter römischer Consul, der mit eigenen Händen den Pflug führte, hatte auf seinem Landgute nicht so viele Gemächlichkeiten, als einer unserer geringsten Landedelleute genießt. Er kostete also dem erstern nicht so viel Ueberwindung, sich zu des Armee zu begeben, als es dem letztern vielleicht kosten würde. Daher hat man bald die Nothwendigkeit eingesehen, einen besondern Stand zu errichten, der, durch Belohnungen und den ihm angewiesenen Unterhalt aufgemuntert, beständig in den Waffen bleiben und die Vertheidigung des Vaterlandes über sich nehmen könnte. Indem andre durch ihren Fleiß sich die Nothwendigkeiten, manchmal auch den Ueberfluß, des Lebens verschafften, sorgte dieser Stand, darum unbekümmert, nur für jener Erhaltung. Nach und nach fingen die übrigen Bürger an, den Schluß zu machen, daß nur gewisse Glieder des Staats gezwungen, und gleichsam gedungen wären, sich für denselben aufzuopfern, und daß bei den übrigen diese Verbindlichkeit wegfiel. Noch nicht genug: man hatte es zuweilen der freien Wahl eines jeden überlassen, sich diesem besondern, oder einem andern Stande in der Gesellschaft zu widmen. Was brauchte es weiter, um die Meinung einzuführen, daß diese freie Wahl beständig stattfinden müßte, und Niemand eine eigentliche Verbindlichkeit zu diesem Stande habe? Aus dieser eingebildeten Freiheit folgte, daß ein Befehl, der diese Wahl nothwendig machte, als tyrannisch angesehen wurde. So hält ein Schwärmer das Verbot, seine ungesunden Einfälle öffentlich auszubreiten, für eine Verfolgung der Wahrheit.

Sieht nicht jeder sogleich die Uebereilung bei diesen Schlüssen? Und doch werden sie noch täglich gemacht. Man seufzt, wenn das Vaterland dem Sohn, den wir ihm, und nicht uns allein erzeugt



haben, schon in der Wiege seine Verbindlichkeiten ankündigt. Wie? könnte denn das Vaterland nicht jeden zu seiner Vertheidigung herbei rufen, wenn es gleich nicht jeden herbei ruft? Wenn es aber diese Rechte über uns gleich bei unserer Geburt erhält: kann man die Regierung wohl tyrannisch nennen, die uns diese Rechte ankündigen läßt? Würden denn wohl diese Rechte aufhören, wenn die Regierung uns dieselben verschwiege? O Sparta, die du mit dem trockenen Auge, nur mit der Nahrung, welche Tugend beim Anblicke der Tugend empfindet, deine Bürger zu ihren Grabmälern bei Thermopylä \*) geben sahst, zu den Grabmälern, die sie sich mit ihren eigenen Schwertern zubereiteten, auf welchen Haufen erschlagener Perfer als Grabsteine aufgethürmt standen, und der Tod für's Vaterland die prächtigste Aufschrift war: O Sparta, würdest du nicht einen Bürger aus deinen Mauern verbannt haben, der sich geweigert, nicht geweigert, nur einen Augenblick bedacht hätte, den für das Vaterland gebornen Sohn der glänzenden Rolle seiner Streiter einzuverleiben? Du, der ihre Söhne nur deswegen lieb waren, weil sie dich vertheidigen, und die Töchter, weil sie diese Vertheidiger gebären konnten! — Aber dieses geschah nur in Republiken — ja; und fällt denn in Monarchien diese Verbindlichkeit weg, wenn ihre Ausübung gleich nicht immer in so strengem Grade gefordert wird; oder verringert etwa die Gegenwart eines Königs diese Pflicht? Laßt uns zufrieden sein, daß wir in Staaten leben, wo nicht jedes Jahr Feinde müssen zurück getrieben werden. Dies ist ein Glück für uns: aber laßt uns deswegen unsere ursprünglichen Verbindlichkeiten nicht leugnen. Nein, diese Gesetze sind für uns noch eben so heilig; Gesetze, die wir um den Thron eines Monarchen nur in desto hellerem Lichte sehen, anstatt daß sie uns sonst gleichsam aus einem Heiligthum diese Pflichten entgegen donnerten. Die Liebe für den Monarchen vermehrt vielmehr die Liebe für das Vaterland, als daß sie dieselbe vermindern sollte. So war den Israeliten das kostbarste, wofür sie stritten, noch immer die Bundeslade, ob sie sich gleich einen König gewählt hatten. Jene nicht zu verlassen, erforderte ihre Pflicht, und diesem zu folgen, ermunterte sie ihre Liebe. Die erstere war das Gut, das sie nicht verlieren durften; der letztere ihr Vergnügen, das sie zu erhalten wünschten. Die Zurückkunft des Königs ohne die Bundeslade, würde sie mit Schrecken erfüllen, die Errettung derselben mit dem Verluste des Königs, würde sie fast untröstlich gemacht haben.

\*) Laßt uns auf dieser Erde nochmals das Mittagmahl einnehmen; auf den Abend werden wir wohl mit den Unterirdischen freilen, sagte Leonidas zu seinen Witschoten. Man redet nicht also, wenn man nicht seinen Posten als seine Grabstätte betrachtet.

Ich darf nun, glaube ich, aus dem, was bisher gesagt worden, den Schluß ziehen, daß, wenn in den Monarchien für Jeden ein Vaterland zu finden ist; wenn dieses Vaterland unsere Liebe fordert; wenn diese Liebe durch die Gegenwart des Monarchen nicht geschwächt, sondern gestärkt wird: daß man alsdann eben die Wirkungen des Eifers für den Staat in Monarchien erwarten dürfe, die man in Republiken erfahren hat: daß wir aber auch zu allen Folgen dieser Liebe, ohne welche sie nicht bestehen könnte, verbunden seien. Die Voraussetzungen sind alle erwiesen: ich dürfte also nur diese Wirkungen eine nach der andern durchgehen, ihre Vortrefflichkeit in das nöthige Licht setzen, und sogar aus dieser Vortrefflichkeit zurückschließen: daß ihr Nutzen auch ohne die erwiesene Verbindlichkeit schon hinreichte, uns zur Ausübung der so oft genannten Pflicht zu bewegen. Allein, ich will erst noch ein Hinderniß untersuchen, das der Ausübung dieser Pflicht unter uns am stärksten im Wege zu stehen scheint, und das ich bis auf seine geheimsten Zusammenhänge aufzudecken hoffe. Dieses Hinderniß ist eine häufig angenommene Denkart, daß es lächerlich sei, sich für den Vortheil Anderer aufzuopfern, und eine unverzeihliche Thorheit, sein Leben anders, als seines eigenen Vortheils wegen in Gefahr zu setzen.

## II.

### Vom Ursprung der Einwürfe gegen die Liebe für's Vaterland; — Folgen dieser Liebe auch in den Monarchien.

Es ist überhaupt ein fast unersetzlicher Schade, wenn man gute Grundsätze, die ein ganzes Volk zu edlen Handlungen begeisterten, vertilgt. Man kann diesen Zweck durch zweierlei Mittel erhalten. Entweder diese Grundsätze werden durch Gründe bestritten, oder sie werden lächerlich gemacht. Das erste Mittel wird seinen Endzweck gar nicht, oder nur sehr selten und langsam erreichen. Das andere wirkt mit der Geschwindigkeit eines Gifts in den Adern. Es greift das an, was in uns das zärtlichste ist, unsere Eitelkeit. Man urtheilt gemeinlich, daß derjenige, der etwas verlacht, bessere Einsichten haben müsse. Und wer schämt sich nicht, dumm zu sein? In der That, der Pöbel ist des feineren Gefühls der Scham über etwas Unanständiges nicht beraubt. Man darf sich nur die Mühe geben, es ihm merklich zu machen. Wie lange hat es wohl gewährt,



ehe ein Schuster zu Paris, nach dem Muster der Vornehmen, es für eine Schande gehalten hat, zu gestehen, daß er seine Frau liebe? Und die Entfernung vom vornehmen bis zum niedern Böbel ist nicht so groß, als man insgemein glaubt. Ein Mantel, der mit Goldblech bedeckt ist, denkt wie ein anderer, der eine wollene Decke auf sich liegen hat.

Man hat aber diesen Weg erwählt, weil es im Gegentheil so schwer ist, Grundsätze durch gründliche Widerlegung umzustößen, nach denen man seine Handlungen einzurichten gewohnt ist, und die auch übrigens gute Folgen haben. Wenige Menschen sind fähig, wahre Gründe auf eine richtige Art mit ihren Folgen zu verbinden und auch zu überdenken; noch weniger falsche Folgerungen, wenn sie einmal gemacht sind, zu trennen, ohne die Grundsätze selbst umzustößen; und die wenigsten, neue Gründe anzunehmen und neue Folgerungen daraus zu ziehen. Der Philosoph ist glücklich, der unter einer ganzen Nation zwanzig weise Männer als überwundene Sklaven des Irrthums im Tempel der Wahrheit triumphierend aufstellen kann. Und ein witziger Kopf kann wider eingewurzelten Aberglauben mehr durch den Spott, als die ganze Schaar unserer Kontroversisten mit ihrem schwerfälligen Ernst ausrichten.

Man hat bei einer andern Gelegenheit gesagt, „daß die Menschen sich nicht schämen, lasterhaft, aber wohl, lächerlich zu sein.“ Diese Anmerkung muß vielleicht noch eingeschränkt werden. Die Scham setzt allezeit eine Bekanntmachung des Lasters, als Laster voraus; es mögen nun dabei andere, oder wir selbst, unsere Richter sein. Allein, das Laster kann sich vor andern und vor unserm eignen inneren Auge verbergen. Zuweilen haben wir das letztere, gleich rasenden Indianern, wohl gar selbst geblendet. Das Lächerliche hingegen bleibt niemals verborgen, so bald die Mode den Ausspruch gethan hat: Dies ist lächerlich. Die Farbe des Lasters ist so scheußlich gemacht, daß es nur selten Fälle gibt, wo man eine gänzliche Ähnlichkeit mit derselben bei Menschen antrifft, und nur wenige Personen sind im Stande, ein richtiges Urtheil davon zu fällen. Das Lächerliche aber wird von der Mode nach ihrer Phantasie entworfen; jeder Dummkopf, sowie jeder kluge Mann, sieht es an, und erblickt es beinahe an jedem Vorbeigehenden. Man könnte es mit den zerschnittenen und perspektivisch zusammengesetzten Gemälden vergleichen, die uns, von den verschiedenen Seiten betrachtet, verschiedene Bilder darstellen.

Ich komme von dieser Ausschweifung zurück, um — vielleicht in einer andern fortzufahren. Wenn eine Nation aus einer edlen Begeisterung, aus tugendhaften Grundsätzen herausgelacht wird, wie theuer erkauft sie nicht die Hochachtung — einiger Narren! Und weil immer gerade das Gegentheil von dem, was verspottet

worden, für schön, für ehrwürdig gehalten wird: so muß sie sich bald gewöhnen, niedrige, schlechte Handlungen, mit dem Gepräge des Edlen, des Erhabenen, zu bezeichnen. Sie verwirft, um sich ansehnlicher zu machen, das, was ihre Vorfahren geschmückt, aber mit Zierrathen geschmückt hatte, die sie der Nachwelt glänzend und doch ehrwürdig darstellten; und erstickt den Samen, aus welchem so große Thaten aufgeleimt waren. Wie sollen wir denn von diesen Leuten reden, die nach der Vernichtung aller, sogar auch der politischen Tugend, das Erhabene von der Höhe, worauf es steht, herunter spotten; alles, was über sie hinaus ragt, für Chimären erklären, und nur sich, als den Mittelpunkt alles übrigen, merklich machen wollen? — „Für das Vaterland sterben? Väterlich! Was ist das Vaterland? Ich werde bezahlt, um mich todtschießen zu lassen, und ich nehme diese Bezahlung an, weil ich sonst kein anderes Mittel weiß, anständig zu leben. Aber die Chimäre des Vaterlandes macht mich nicht schwindlich. Wann ein glücklicher Jaro, oder eine reiche Heirat, mich in den Stand setzte, gemächlich von meinem eignen Vermögen zu leben: so würde ich heute meinen Abschied nehmen und das Vaterland für sich streiten lassen.“ — O wahrhaftig, so dachten die Römer nicht; und waren die Römer etwa verrückte Köpfe? Waren es Schwärmer, die das Vergnügen des Lebens nicht kannten? Sie kannten es; aber sie kannten auch das Vergnügen — des Todes. Nicht des Todes, der auf dem weichen Sopha einen durch Wollüste ausgemergelten Körper vollends starr macht, der bei jedem nähernden Schritte uns stärkere Vorwürfe zuruft, und vor dem man sich nur aus viehischer Dummheit nicht entsetzt, sondern des Todes, der sich in der Verteidigung des Vaterlandes darbietet, der unserer Seele, gleich einer Königin, aus dem Gefängnisse ruft, und sie nicht gleich einer Sklavin darin erdroffelt; der endlich, wenn ich mich so kühn ausdrücken dürfte, mit dem Blute, das aus unsern Adern quillt, das ätzende Vaterland tränkt, um es wieder aufleben zu lassen. Wo ist denn nun das Lächerliche, das Chimärische? Dieses kann nichts hervorbringen, was einen wirklichen Werth hat; das Ungereimte muß allenthalben durchschimmern. Wenn wir also zeigen können, daß der Tod für's Vaterland, wenn ihn auch nur wenige Bürger des Staats erlitten haben, in kurzer Zeit den übrigen eine neue und große \*) Den-

\*) Hierher gehört eine Geschichte, die im Kriege von 1756 im Halberstädtischen geschehen ist: Ein siebenzigjähriger Schäfer that in seiner Gemeinde solch, daß er sechs Söhne im Dienste des Königs habe. Als in den letzten Jahren des Kriegs auch der siebente, die letzte Stufe seines Alters, in den Krieg gehen sollte, jagte der Alte zum Offizier: „Herr Hauptmann! sag' er mir aufrichtig, brennt es den König auf die Kugel? Wenn's ihn brennt, so nehme er meinen Sohn, und mich auch dazu. Brennt es den König aber noch nicht, so lasse er mir meinen Sohn.“



kungsart ertheilen könne: daß diese Denkmalsart sich nachher in allen ihren übrigen Handlungen äußern, und dadurch die Nation zu einem glänzenden Muster für die ganze Nachwelt machen werde, so muß wenigstens der Zweifel entstehen: Sollte wohl der Tod für's Vaterland ein so verachtungsvolles Gelächter verdienen? Wenn zu gleicher Zeit der Grad dieser Wirkungen in den Monarchien gezeigt wird, so muß dadurch der Einwurf, daß es wenigstens in Monarchien lächerlich sei, für das Vaterland zu sterben, unterdrückt werden.

Wenn sich endlich der Gegner von einer andern Seite zeigte und uns entgegen setzte: daß wir wenigstens eine Art von Enthusiasmus zugeben müßten, ohne welchen die Furcht vor dem Tode nicht leicht überwunden werden könne, so dürfen wir nur diesen Enthusiasmus untersuchen und den Nutzen sowohl, als die Möglichkeit desselben in Monarchien erweisen.

Dieses sind die Materien, die ich noch jede in einem besonderen Hauptstücke ausführen werde.

Andere Hindernisse, die nicht ganz von der verkehrten Denkmalsart einer Nation, oder des größten Theils unter derselben abhängen, fordern andere Erleichterungen und erhalten sie doch auch zum Theil von unserem Hauptgrundsatz — der Liebe für's Vaterland.

1) Man sagt: unsere Art, Krieg zu führen, macht es schwerer — was denn? zu sterben? — das sollte ich eben nicht denken. Aber das Geschick, dessen Gefahren der Tapferste sowie der Feigste ausgesetzt sind ohne Gegenwehr, ohne daß sie sich von einander unterscheiden können! Wahrhaftig der traurige Rückzug des Antonius, auf dem er seine bravsten Soldaten verlor, die sehr oft keine Parthier sahen, und doch immer von parthischen Pfeilen verwundet wurden, beweist hinreichend, daß auch unter den Alten nicht immer thätige Tapferkeit sich den rühmlichen Tod errungen habe, und daß schon damals diese Ehre ohne Unterschied ausgetheilt worden. Das innere Bewußtsein der Liebe für seine Pflicht mache den tapfern Mann.

2) Man beklagt sich, daß die größten, die rühmlichsten Thaten unbekannt bleiben und in ewige Nacht sehr oft eingehüllt werden, wenn sie nicht vor den Augen des Monarchen geschehen. Sobald ein Offizier bekennen wird, daß er bloß um seiner selbst willen tapfer streite: sobald werden wir ihm zugestehen, daß ein solcher Zufall für ihn der empfindlichste unter allen sein müsse. Das Leben gewagt zu haben, um einen höheren Posten zu erhalten! und doch unbemerkt bleiben — unbefolgt! Es ist freilich traurig genug.

Aber sollte der Lebenslauf eines solchen Mannes nicht noch trauriger scheinen, der, wenn er der Wahrheit gemäß geschrieben wird, gemeinlich so lauten muß: „als Fährndrich tritt er mit dem Muth eines Löwen, um General zu werden: als General wich er allen Gefahren aus, um General zu bleiben.“

3) Aber welcher grausame Künstler hat dort jenes Gemälde zur Beschämung der menschlichen Natur ausgestellt? — O die Vorwürfe dringen mir durch die Seele! — Eine Menge Verwundeter, die um die aufgerichteten Trophäen von Prag, Leuthen, Borndorf herumstehen, demüthig für den Rest ihres Lebens, dessen größere Hälfte für uns verschwendet worden, Almosen verlangen, und doch von den meisten zurück gewiesen werden! — Jener Mann dort streckt den noch übrigen Arm, den er nie vergebens für unsere Sicherheit ausgestreckt hatte, vergebens nach einer unserer kleinen Gaben aus — der nächste an ihm hat sich müde den Tag über gestanden: nicht einmal seine Kräfte war für ihn beredt: nun liegt sie neben ihm und er — er wird diesen Abend hungern. — Und wer sind jene verguldeten, nervenlosen Figuren dort, die ungerührt vorübergehen und für das verdienstvolle Elend weder Auge noch Ohr haben? Ekelhaft ist der Anblick, den die Unempfindlichkeit dem Menschen gibt. Wer wollte nicht lieber eine Gabe betteln, als mit einem solchen Gesichte geben können? — Weg mit dem Sklaven! — Aber auch sie, die zärtlichere Hälfte des menschlichen Geschlechts, deren sanftere Blicke für jedes Elend ein sympathetisches Gefühl versprechen, — wie? auch sie rollen zum Theil vorüber in prächtigen Karossen, und die Unglücklichen haben sich zu hüten, daß sie nicht beschädigt werden. — Sollte nicht eine menschenfreundliche Phantasie dem Künstler dieses Gemälde eingegeben haben? — O Schande! Es ist Natur, es ist Wahrheit! Mit diesen meinen Augen habe ich sie gesehen. — Die Vorwürfe des Künstlers sind gerecht, aber ich hoffe, sie sollen es nicht lange mehr bleiben. O ihr würdigen Bürger des Staates! nicht lange mehr sollt ihr das Schicksal eurer Kameraden beneiden, die an eurer Seite das Schlachtfeld mit ihren todtten Leichnamen bedeckt haben, deren letztes Nötheln ihr gehört habt, so wie noch euer Geschrei, das euch der Schmerz abzwang, in der Sterbenden Ohren gedrungen ist. Er kommt, der euch angeführt hat, nicht mehr Kriegsgott, sondern Vater! Sollte er euch verkennen, euch, die ihr das gloriwürdige Zeichen an euch traget, das den wahren Sohn des Vaterlandes glänzend macht? und wenn er euch nicht erkennt: sollte er nicht für euch sorgen? Stützen des Staats, seine Zierde, und sein Ruhm! Sammelt euch in ruhige Wohnungen zusammen und wenn unsere Prinzen euch besuchen (könnten sie sich wohl dieses feierlichen, dieses



rührenden Schauspiels entziehen?), dann zeigt zugleich, nachdem ihr sie zu großen Empfindungen werdet gerührt haben, wie ein tapftrer und weiser und guter Monarch von seinem Volke geliebt werde, und was die Liebe für's Vaterland wirke!

### III.

#### Erste Folge der Liebe für das Vaterland.

Wenn ein Vater am Tage der Schlacht sein Leben rühmlich geendigt, und dem Staat sein Beispiel und seine Kinder hinterlassen hat: werden nicht die Kinder dieses Bild immer vor Augen sehen, und dadurch angefeuert werden, die Vorbeern an eben dem Orte zu pflücken, wo der würdige Vater sie gebrochen hat, und mit dem damit umwundenen Scheitel in das Grab gesunken ist? Man darf nicht fürchten, daß sie dadurch werden abgeschreckt werden. Der jüngste unter den Deciern ward wenigstens durch die Beispiele seines Vaters und Großvaters nicht abgeschreckt, sich gleich ihnen für das Vaterland aufzuopfern. Sobald die Einbildungskraft dieser Kinder mit dem Bilde eines heldenmüthigen Vaters angefüllt ist: sobald sie, durch den erhabenen Vorgänger aufgemuntert, ähnliche Gelegenheiten sich gewünscht haben: so werden sie ganz gewiß bei ihren Nachkommen eben die Stelle zu vertreten suchen, die ihr Vater für sie so prächtig angefüllt hatte. Wie wird also ihr Betragen sein? — tapfer unstreitig! Dadurch werden gleichsam die Farben an diesem Familienstück beständig frisch erhalten, und die Zeit selbst bemüht sich vergebens, sie zu schwächen. Laßt nur einige Familien dergleichen Gemälde vor sich haben: die ganze Nation muß bald in eine Nachäferung gerathen, durch welche nothwendig ihre Denkungsart neu und erhaben wird. Sie kann überwunden werden, diese Nation, aber sie bleibt unsterblich. Theben ist zerstört, aber durch die Schlacht bei Leuctra lebt es noch in unserm Andenken. Auch Numantia tritt bei dem Namen eines Scipio stolz einher, und zieht, gleich dem Gemälde des Cato bei Cäsars Triumph, unsre Blicke auf sich. Porus und seine Unterthanen theilen mit Alexander und seiner Armee die Vorbeern, mit welchen sich die letzteren umkränzt haben. Denn nach einem tapfern Widerstand überwunden werden, heißt nicht seine Größe verlieren, so wenig ein Riese in seiner Statur kleiner wird, wann er zu Boden fällt.

Man muß sich nicht einbilden, daß eine solche Denkungsart nur für wenige Seelen unter einer ganzen Nation sich schicke. Es ist nicht eine so reine Lust, die nur wenige auf der Höhe athmen können. Wer sich nur einigermaßen aus dem Schlamm empor hebt, wird sie ebenfalls einziehen. Und auch der Pöbel hat die Kräfte, wenigstens einige Schritte den Berg hinauzugehen, der zum Tempel der Unsterblichkeit führt. Von den dreihundert, die bei Thermopylä als Schlachtopfer für das Vaterland fielen, gingen alle, durch dessen Liebe gedrungen, dahin. Zwar der Name des Leonidas allein ist den Nachkommen bekannt geworden, aber seine Mitsoldaten dachten doch alle gleich groß. Die Römer, welche sich nach der Schlacht bei Cannä wieder versammelten, waren nicht alle Patricier, aber sie brannten alle für ihr Vaterland. Es gibt, wenn ich so sagen dürfte, gewisse Stempel, die jeder Seele können aufgedrückt werden, wenn sie nur nicht ganz von Roth ist. Sie braucht eben nicht die Polirung zu haben, dadurch der Abdruck glänzend wird. Und wenn es einmal größtenteils gibt, die dieses Zeichen an sich tragen: wer wird sich wohl so sehr beschimpfen, daß er nicht gleiches Verlangen darnach zeigte? Ja, ich darf vielleicht noch weiter gehen. Diese Denkungsart, wenn sie nur einmal unter den Eingebornen des Staats herrscht: wird sich bald auch den Ausländern mittheilen, die dem Staate mit ihrem Blut und Leben dienen sollen. Sie werden eben so eifrig in der Verteidigung einer Regierung sein, die ihnen den Unterhalt gibt, als derjenigen, unter welcher sie das Leben empfangen haben. Dann werden Jünglinge und Greise den Tod für's Vaterland mit dem gleichgültigen Auge betrachten lernen, das sonst der Philosoph sich allein und oft zu prablerisch zugeschrieben hat. Niemand wird sich scheuen, eben die Grabchrift auf seinem Denkmale zu sehen, die er auf den Denkmälern der Väter mit Ehrfurcht gelesen hat: „Er starb für's Vaterland.“ Jeder wird ohne Entsetzen an den Posten gehen, der seinen würdigen Voreltern der Posten der Ehre und des Todes geworden ist.

Wenn aber schon die Schatten der Erschlagenen uns auf das Schlachtfeld hinwinken können: was muß nicht der Anblick eines Monarchen wirken, der auf demselben fast mit größerm Glanz als auf seinem Throne strahlt?

Ein Volk betrachtet seinen Monarchen, schon von seiner ersten Kindheit an, als den Prinzen, der es beschützen wird; aber auch als ein theures Pfand, welches von der Nation beschützt werden soll. Der Prinz ist eine Quelle von Wohlthaten für die Unterthanen; aber eine Quelle, um die sie Wache halten. Sie wissen, daß er alles für sie, aber ohne sie nichts gegen andere thun kann. Er ist geehrt durch ihren Gehorsam in seinen Provinzen, aber durch ihren



Eifer in seinem Dienst wird er verehrt bei den Ausländern. Aller Ruhm, der ihm zufließt, aller Glanz, der ihn umströmt, macht gleichsam eine lichte Himmelsluft um die ganze Nation aus. Es war vielleicht kein Franzose, der nicht damals die Gesandtschaften aus Siam sich mitzueignete, und darauf stolz war. Je sinnlicher die Gegenstände sind, die unsere Leidenschaften erregen; je länger sie mitten unter der lodernden Leidenschaft vor unsern Augen bleiben: desto stärker, desto lebhafter wird unsere Empfindung. Die Römer trauerten nach der pharalischen Schlacht um das Vaterland, aber nach der kläglichen Ermordung des Pompejus beweinten sie es erst recht über seinen Leichnam \*). Welcher patriotische Busen muß nicht klopfen, wenn wir den Mann, nach dem sich unser Jahrhundert nennen, durch welchen es bei der Nachwelt prangen wird, sich täglich dem Vaterland, das er in seiner ganzen ernstesten Majestät vorstellt, als ein Opfer darbringen sehen! Fühlen wir denn weniger als die Macedonier für ihren Alexander gefühlt haben? Diese alten Soldaten, die unter den Waffen fast unempfindlich geworden sind, weinen bei der Krankheit ihres Königs. Ein Schauer durch die ganze Armee; nicht nur ein Schauer, ein Wehklagen; nicht bloß Wehklagen, ein lautes Aechzen! Es ist wahr, Republikaner sind bei dem größten Bedrängniß ihres Vaterlandes stumm geblieben: denn nicht alle waren so geschwätzig wie Cicero; aber Macedonier weinen, wenn ihr König in Gefahr ist, und weinen Thränen, die der Menschheit, ihnen selbst und der Monarchie Ehre machen. Sklaven weinen nicht, wenn sie einen Tyrannen verlieren, und sicher sind, unter einem andern zu fallen. Ich erinnere mich noch mit dem melancholischen Vergnügen, das unsere Seele bei der Vorstellung einer tragischen Begebenheit überströmt, eine ganze Stadt über die falsche Nachricht von dem Unglück ihres Friedrichs in Bestürzung, Greise in Thränen, Männer in Angst, und Jünglinge in Wuth gesehen zu haben. Römer würden in's Kapitol geeilt sein, um sich daselbst unter die Legionen einschreiben zu lassen; hier baten Söhne ihre Väter, sich zur Armee losreißen zu dürfen. O! darf ich wohl hier von meinem Freunde schweigen, der, mit jedem schönen Talent zum Nutzen des Staats in andern Ständen ausgerüstet, eben damals sich der Vertheidigung des Vaterlandes zu weihen den Entschluß gefaßt, und ihn auch in's Werk gerichtet hat? Deine Freunde sehen dir nach, theurer \*\*\*, wünschen dich um sich,

\*) Nicht, als ob ich den Pompejus für den Verfechter der römischen Freiheit halte. Selbst die Römer haben diese Meinung in der Folge der Zeit fahren lassen. Allein im Anfange wenigstens dachten viele so. Vielleicht haben die meisten Vorurtheile von seiner Partei sich und andern ihre Herrschaft durch diese blendende Ueberredung verbergen wollen.

und wagen es doch nicht, diesen Wunsch zu vollenden, weil sie eine römische Tugend verehren. Sie werden dein Bild erkennen, wenn sie dieses Blatt lesen; und andere mögen dir deine Verdienste, nicht die Stimme eines Freundes, bekannt machen.

#### IV.

#### Zweite Folge der Liebe für das Vaterland.

Wenn die Liebe für das Vaterland einmal unter der Nation herrscht: dann hebt sie auch die Seele eines Jeden insbesondere zu edleren Gesinnungen empor; so wie der Körper mehr Stärke bekommt, wenn eine vorher unbekannte, aber gelinde Hitze alle Nerven durchwärmt. Sie verbreitet nämlich den Grundsatz: Mache dich als einen Endzweck, aber auch als ein Mittel zum Ganzen vollkommener; einen Grundsatz, der uns dem Schöpfer gehorsam, und zu Bürgern ganzer Weltgebäude macht. Wenn wir uns auf ein Sonnensystem, auf unsern Planeten, auf einen Theil unserer Erde, auf ein Reich, auf eine Provinz, auf eine Stadt, auf eine Familie, auf uns selbst einschränken: wenn wir rings umher nichts wichtig als nur uns, erblicken: dann zerstören wir die Ordnung des Schöpfers, zerreißen das Ganze, und versehen seine Theile nach unserm thörichten Eigendünkel. Welten werden zu gülden Nägeln am Firmamente, und wir nur, oder welches gleich viel ist, Insekten werden groß. Der Mensch wünscht alles zerstört zu sehen, was ihm in seinem windenden Gange hinderlich wird. Plötzlich erschallt die Stimme des Vaterlandes, einer neuen Circe: aber anstatt uns, gleich der alten, von Menschen herab zu Thieren zu erniedrigen, erhebt sie uns von verächtlichen Geschöpfen zu Wesen einer höheren Art, stellt uns gerade, und läßt uns alles um uns her in seiner wahren Gestalt und das Ganze in seiner großen Verbindung erblicken. Wir hatten unser stolzes Ich als das letzte Ziel betrachtet; jetzt erkennen wir uns auch als Mittel zu anderer Wohlfahrt; wir wollten alle andere bloß für uns leben lassen; nunmehr lernen wir auch für andere sterben. Wir werden Stützen des Vaterlandes durch unsern Fall, anstatt demselben durch unsere pflegmatische Lage zur Last zu sein. Regulus wollte Rom bei seiner Größe erhalten, und starb. Er konnte leben bleiben, wenn er sein Vaterland bloß als ein Mittel zu seinen Vergnügungen, und diese als seinen höchsten Endzweck betrachtet hätte.



Dieser Grundsatz hat den Republikanern ihre größten Männer durch den Tod entzogen. Allein ihr Geist bleibt immer zehnfältig zurück, weil keiner um seiner selbst willen, sondern alle um des gemeinen Besten willen, sterben. Haec illa romana pericula atque miracula, sagt Florus. Aber sollte dieser Grundsatz, diese Denkart, nicht auf unsere übrigen Handlungen einen Einfluß haben? Sollte der Mann, der bereit ist, für das Wohl seiner Mitbürger, davon ihm die wenigsten bekannt sind, zu sterben, sollte er nicht auch für das Wohl seiner Eltern, seiner Kinder, seiner Freunde manche Beschwerden, einige Arbeiten, einigen Verlust erdulden wollen? Sollte er nicht einige Gemächlichkeiten gerne entbehren, um seinen Kindern eine gute Erziehung zu geben, der sie sonst vielleicht beraubt sein müßten? Sollte er nicht, wie Pope, auf ehrgeizige Absichten, auf angenehme Beförderungen, Verzicht thun, um eine alte und schwächliche Mutter durch seine Gegenwart aufzurichten? Sollte er nicht zuweilen einen Vortheil aus den Augen sehen, um den Nutzen eines Freundes nicht zu hindern? So erweitert die Seele ihren Horizont und erhält dadurch mehrere Nachbarn. Die Berge, welche die Egeliebe aufgeworfen und sich damit untränkt hatte, werden sinken, wenn wir nur Liebe für's Vaterland haben.

Und dieser Grundsatz, wodurch kann er wohl besser eingeschränkt werden, als durch das Beispiel des Monarchen, der schon lange keine Ruhe mehr kennt, um seinen Unterthanen Ruhe zu verschaffen? Er ist in der That in der Kette, die seine Unterthanen verbindet, nur das größere Glied, an das sich mehrere anschniegen. In den Republiken merken wir keinen großen Unterschied unter diesen Geleuten. In der Monarchie ist das, was uns der größte Endzweck zu sein dünkt, das größte Mittel. Wir betrachten insgemein die Könige in einer allzugroßen Entfernung. Wolken ziehen sich vor, und wir bemerken die Bewegung nicht mehr, darin sie sind, oder doch sein sollen. Es ist wahr, ein König hat hundert Bediente, die auf seinen Wink warten; aber er arbeitet für eine Million von Menschen. Seine Tafel ist vielleicht mit allem versorgt, was den Geschmack reizen kann: aber er sorgt dafür, daß so viele tausende seiner Unterthanen ruhig satt werden können. Ja, dürfte man nicht manchmal sagen, daß der Monarch oft warten müßte, bis ihm seine Unterthanen erlauben, Ruhe zu genießen? Wie oft hat nicht der Prinz, der unser Schutz und unser Ruhm ist, die Nacht durchgewacht, wenn wir, durch seine Anstalten gedeckt, in süßem Schlummer lagen? Und warum? damit wir die nächste Nacht eben so ruhig schlafen möchten.

## V.

## Dritte Folge der Liebe für das Vaterland.

Wenn jeder Unterthan des Staats so edel denkt: so muß diese Nation in kurzer Zeit sich vor andern auszeichnen, und ihren Platz in der Geschichte ohne Widerspruch weit oben an nehmen. Wir fordern nicht von ihr, daß sie sich des Erdbodens bemächtigen soll. Die Liebe für's Vaterland macht uns nicht zu Geißeln des menschlichen Geschlechts, sondern zu tapfern Männern. Ja, ich habe es oben schon gesagt, sie nimmt sogar ab, wenn sich das Gebiet des Staats zu sehr erweitert. In den meisten Herzen verliert sie ihre Festigkeit. Es wird gleichsam zu viel von dem Erdreich, das sie bedeckte, weggeführt, die Wurzeln werden entblößt, sie werden locker; eine rauhe Luft thut ihnen Schaden, und ein unbedachtamer Schritt kann sie ganz heraus stürzen.

Ohne also Sklaven zu ihren Füßen zu haben, wird diese Nation selbst nicht leicht andern dienen, und indem sie die Liebe für's Vaterland als das stärkste Dokument zur Erlangung ihres Adels aufweist, wird sie ihn ganz gewiß mit der Einwilligung der ganzen Nachwelt erhalten. Was für Ansprüche haben wohl die alten Deutschen auf unsere Achtung? Wir haben ihnen keine Homere, keine Apelles, keine Leusippen zu verdanken. Sie haben keine Denkmale des Geschmacks hinterlassen. Wir durchwandern ihre Provinzen, ohne daß wir Spuren einer zur größten Höhe getriebenen Kunst antreffen, ohne daß wir reizende Gegenden mit den schönen Beschreibungen ihrer Landesdichter vergleichen können. Und doch durchwandern wir ihre Provinzen mit einer geheimen Ehrfurcht. Die Ursache davon ist leicht anzugeben. Wir können fast keinen Schritt thun, wo nicht ein braver Mann liegen sollte, der für sein Vaterland gestorben ist. Die Wälder erwecken ihr Andenken bei uns:

Die Wälder, wo ihr Ruhm noch ist  
Um die bemosten Eichen schwebet;  
Wo, als ihr Stahl vereint geblint,  
Ihr eherner Arm gesiegt, und Latium gegeben. (U.)

Wie heilig müssen nicht unsern Nachkommen die Felder von Zorndorf und Kunersdorf sein! Zitternde Behmuth und ehrfurchtsvoller Schauer müssen sie durchwandeln, wenn ihr Fuß auf die schon tief eingefallenen Grabstätten tritt, unter welchen Spaminonden liegen. Und wenn ich auf dem einsamen Spaziergange, mitten unter dem lärmenden und unachtsamen Pöbel, an deinem Grab, unselblicher Kleist, an deinem Grabe vorüber gehe: dann müsse ich



deine für's Vaterland empfangenen Wunden überzählen, deine Entschliebung, ihm die schon erschöpften Kräfte vollends zu weihen, fühlend bewundern, und dir den Dank zollen, welchen wir den für unsere Sicherheit sich aufopfernden Patrioten schuldig sind. Wie weit läßt, aus diesem Gesichtspunkt betrachtet, der sterbende Krieger den unsterblichen Dichter hinter sich! Seine Werke dienen jetzt als Lorbeern, die er um sein Grab pflanzt: aber wenn dieses Grab nicht den Patrioten einschlösse: würden diese Lorbeern wohl so schön grünen?

Auf diese Art erwirbt sich die Nation den Anspruch auf die Unsterblichkeit, wenn große Beispiele durch die Ueberlieferung unverfehrt bis auf die Enkel fortgebracht werden. Sie erhebt sich aber auch zum Beispiel für andere. Wenn das Beispiel eines einzigen Mannes, aus einer ganzen Geschichte herausgesucht<sup>\*)</sup>, uns schon zu edeln Entschliebungen anfeuern kann: was muß nicht das Beispiel einer ganzen Nation ausdrücken! Sonst rühren uns zwar einzelne Beispiele stärker; allein, hier ist eine Nation, die ein Beispiel von der andern fordert, und wenn sie es erhalten hat, bewundert, und wenn sie es bewundert hat, nachzuahmen sucht. Der beste Beweis ihrer Dankbarkeit für dasselbe! Dieses Beispiel wird, ich darf es sagen, desto glänzender, wenn sich die Nation unter einem Monarchen die vorzügliche Tugend der Republikaner erworben hat. Sie tritt alsdann mit ihm in ein gleiches Recht des unsterblichen Nachruhms. Man nennt niemals Alexander den Großen, ohne zugleich an seine tapfern Macedonier zu denken. Der König aber hebt sich nicht auf ihren Schultern, um sich der Nachwelt zu zeigen, indem er sie unbemerkt unter sich stehen läßt; sie ersteigen mit ihm die gleiche Höhe, nur mit dem Unterschiede, daß er an der Spitze eines tapfern Volkes steht, und sein großer Name an eines jeden Stirne geschrieben ist. Ueberhaupt beweist das Beispiel einer Nation, deren Regierungsart monarchisch ist, noch mehr als das Bei-

<sup>\*)</sup> Sogar fremde Beispiele rühren, erschüttern, gebären den großen Entschluß. — Hier ist eine Begebenheit, die im vorigen Kriege in Berlin geschehen ist. Wie selten lernt doch das Publikum Heldenleben kennen, deren Voretern dem Namen nach unbekannt sind! Ein junger Mensch, dessen Genie zur Waterei viel verbroch, ließ, um die Einbildungskraft mit großen und wahren Bildern anzufüllen, unter andern im Blutbad das Leben des Themistocles. Die Erzählung, daß Themistocles, der von niedrigem Herkommen war, als er gehört, daß Xerxes eine Schlacht gewonnen habe, eine ganze Nacht schlaflos zugebracht, macht ihn — nicht entzückt, sondern — tief sinnig. Die Einbildungskraft desjenigen Menschen wird zu glühend, als daß sie ihm in der folgenden Nacht den Schlaf zugesiehet sollte. Ein ernstes Liefen beherzigt ihn acht Tage lang. Endlich findet sein Lehrer (der berühmte Rode) einen Brief, den der edle Jüngling an ihn geschrieben hat. „Ich fühle bei mir, daß ich, wie Themistocles, den Entschluß fassen kann, für das Vaterland zu sterben: ich werde Soldat.“ Saugzet dem Jüngling Bewunderung und Beifall zu, ihr, die ihr ebel denkt; und ihr, denen dieses lächerlich vorkommt, lacht, wenn ihr allein seid, damit es Niemand sehe und euch verachte.

spiel derjenigen, deren Verfassung republikanisch ist. Bei beiden beweist es, daß jeder Unterthan mit seiner Regierungsform zufrieden sei, und sie nicht verändert wünsche. Aber bei der ersten beweist es auch, daß sie den Verlust ihres Monarchen für schrecklicher, als ihren eigenen Tod halte, ja, daß ihr eine Kränkung seines Ruhms oder ungerechte Schwächung seiner Macht unerträglich sei. In den Republiken herrscht diese Gesinnung für die Anführer gar nicht, oder sehr selten. Man ist entweder mit den obrigkeitlichen Personen schlecht zufrieden, oder, an den beständigen Wechsel gewöhnt, sieht man ihre Veränderung mit gleichgültigen Augen an.

— Aber dagegen opfert man sich in Monarchien für den Ruhm eines einzigen Menschen auf, und dieses ist eben das eigene Unglück, das sie drückt. — Wie oft wird man noch diesen Einwurf wiederholen, ohne ihn zu prüfen? Wie? wenn es die Ehre, die Majestät des Vaterlandes wäre, für welche wir stritten? Der Staat darf nicht allemal mit seiner Vertheidigung so lange zaudern, bis jeder für seine Haut, für das, was ihm am liebsten ist, streitet. Nur bei ganz kleinen Republiken droht jeder Angriff mit dem äußersten Verderben. Größere Staaten müssen sich schon vertheidigen, wenn auch die innern Provinzen noch in stolzer Ruhe sind. Haben denn die Republikaner niemals die Majestät des Volks vertheidigt, niemals die Beschimpfung ihrer Gesandten, die Kränkung ihrer Ritter, die die Generalpacht der Provinzen übernommen hatten, die Geringschätzung ihrer Flaggen vertheidigt? Und doch glaubten sie in diesen Fällen eben so wohl für das Vaterland zu sechten, als wenn sie für ihre eigene unmittelbare Sicherheit stritten. Eine Schwächung des Ansehens zieht immer eine Schwächung des Staats nach sich, und nur derjenige, der das Ganze übersieht, begreift die Nothwendigkeit, schon die erste zu verhindern. Nun kommt es blos auf die Frage an, ob die Ehre des Monarchen von der Ehre des Vaterlandes getrennt sein müsse, oder ob beide zusammen verbunden sein können? Es ist wahr, der glückliche Erfolg einer Unternehmung bringt immer dem Monarchen den größten Ruhm. Sind wir denn auf seine Belohnung, auf seine einzige Belohnung neidisch? Soll derjenige, der am meisten dabei wagt, und im Unglück den stärksten Verlust erleidet, nicht den Vorzug der größten Ehre genießen? Und sie wird ihm nicht einmal ganz gegeben. Die Nation nimmt allezeit ihren großen Antheil daran, wie ich schon gezeigt habe. — Hat man aber nicht schlimme Monarchen gesehen, die auf nichts, als auf ihre besondere Ehre ihr Augenmerk gerichtet haben? — Und hat es denn nicht in Versailles gerathene Republiken gegeben? Aus dem Munde eines preussischen Unterthanen kann man einen solchen Einwurf nicht erwarten. Ich ver falle, wie man sieht, auf das Besondere; ich rede von



unserm Monarchen. Wollen wir ihn denn allein den Weg zum Tempel der Unsterblichkeit hinnehmen lassen, unterdessen, daß wir am Fuße des Berges ausruhen? Soll dieser große Mann allein vor den Augen der Nachwelt dastehen, verlassen von seinen Unterthanen, seine Nation in Dunkelheit gehüllt, er nur strahlend, mit der Würde eines ganzen Volks in sich vereinigt? Soll er zu uns, wie Alexander zu seinen Soldaten, mit einem verächtlichen Blick sagen: „Ihr werdet es jetzt erfahren, was eine Armee ohne ihren König vermöge, und wie viel auf mich allein ankomme.“ Oder werden wir gleich Cäsars Soldaten die ruhmwürdige Benennung seiner Soldaten allen andern Titeln vorziehen? \*) Doch, wir dürfen nicht besorgen, daß sein Name allein durch die Nacht der Zeiten durchdringen werde. Um ihn her glänzen schon die durch seine Muse vereinigten Namen eines Rothenburg, Truchseß, Golze, Bredow, Kleist, — wer kann die glänzenden Namen alle zugleich anführen? \*\*) Und was für ein herrliches Verzeichniß wird nicht noch dazu kommen, wenn Schwerin, Wintefeld, — sich um ihn her drängen werden? Sollten wir ihnen diesen Ruhm ganz überlassen; nicht ehrgeizig genug sein, mit zu dieser Nation gerechnet zu werden? Und es kann nur unter einer einzigen Bedingung geschehen, unter dieser nämlich, dem Vaterlande, oder welches einerlei ist, dem Könige brauchbar zu sein, und wenn er es fordert, für ihn oder für dasselbe zu sterben.

\*) Cäsar, mit seinen Soldaten unzufrieden, rebete sie an: Vos Quirites, anstatt ihnen die gewöhnliche Benennung Vos Milites zu geben. Sie waren so beschränkt darüber, die Benennung seiner Mitsoldaten verloren zu haben, daß sie ihm den willigsten Gehorsam versprachen, wenn er sie nur wieder für seine Mitsoldaten erklären wollte.

\*\*) Wenn nur Achillen das Glück haben, von Homern besungen zu werden, und ohne Iliade, nach des Tullius Urtheil, der Haufen Erde, welcher ihre Körper bebedete, auch ihre Namen würde verschüttet haben: Was für eine Belohnung für den Unterthan, wenn ihr sein König in einem unsterblichen Werk mit sich zu den spätern Jahrhunderten hinunter nimmt! Nicht alle tathre Thaten erwerben einen unsterblichen Namen. Es gehören gewisse Umstände, gewisse Vorfälle dazu, damit die Nachwelt sie entweder in der Ferne erblicken, oder wenn sie mit andern zugleich dastehen, leicht von der andern unterscheiden könne. Aber wenn sie ihr durch einen Gesang bekannt gemacht werden, dessen melodischer Ton bis zu ihren Ohren dringen muß: dann sind sie vor der Vergessenheit besser, als durch die aus Marmor verfertigten Denkmäler, bewahrt. Daher suchten Jünglinge unter den alten Deutschen den Tod, damit sie von ihren Vorden möchten besungen werden.

And Youths, that died, to be by Poets sung.

(Pope.)

## VI.

### Beweis, daß die Liebe für's Vaterland am leichtesten die Furcht vor dem Tode bezwingt.

Aber der Tod! — wie? erschreckt uns etwa dieser Tod? Ich werde jetzt dieses Schrecken weder durch stoische Spitzfindigkeiten zu bezwingen suchen, die man bei gefunden Tagen mit so vielem Beifall liest, und in den Stunden der Schwachheit so trostlos findet; bewundert, aber nicht fühlt: noch es mit den Waffen der Christen in die Bluth schlagen, um hier die Scenen zu öffnen, welche für sie mit aller Pracht einer uns unbeschreiblichen Glückseligkeit angefüllt sind. Die ersten verdienen nicht von einem Philosophen, der die Natur der menschlichen Leidenschaften kennt, wiederholt zu werden, und die andern sind zu erhaben, als daß die schwache Hand des Weltweisen die Vorhänge vor denselben wegziehen könnte. Wer nicht sagen kann:

— omnem quae nunc obducta tuenti  
Mortales hebetat visus tibi et humida circum  
Caligat, nubem eripiam.

(Virgil.)

Der thut am besten, die Augen gerade auf den Ort hinzusetzen, wo die Gefahr ist; nur muß er alsdann Leidenschaft durch Leidenschaft zu bezwingen wissen. Warum wollen wir den Tod mit kaltem Blute betrachten lassen, um dadurch vielleicht der Furcht eine unmaßige Stärke zu geben? Laßt uns einem Tyrannen einen andern Tyrannen, wenn es ja so sein muß, entgegen sehen, und einen durch den andern so lange bekämpfen, bis wir unsern Zweck erreichen. Die Leidenschaften sind die Herren der Seele. Gut; — folglich ist die Seele eine Skavin, so lange sie von ihnen beherrscht wird. — Keinesweges. Besteht dann die Freiheit darin, keinen Herrn zu haben? Sie besteht darin, daß wir rechtmäßige Oberherren haben, welche durch ihre Sorgfalt und Gewalt unser Bestes befördern. Und dann werden die Leidenschaften unsre Wohltäter und Beschützer. Manchmal fängt eine unter denselben an, willkürlich zu befehlen, und weicht aus ihren Schranken. Man könnte unter einem andern Bilde sagen, sie entferne sich von ihrer angewiesenen Stelle an dem Hebel, und bringe die Seele dadurch aus dem Gleichgewichte. Laßt uns also auf der andern Seite ein Gegengewicht anbringen, um die Ruhe wieder herzustellen; nicht aber alle Gewichte wegnehmen. \*)

\*) Wie viel heftige Schutreiben wider die Leidenschaften vom Stoiker bis zum Mönche herunter; in Asien sowohl, als in Europa! Man hat dagegen zu allen Zeiten ihre Partei genommen; und wie es gemeinlich zwischen Streiten.



Bei Seelen, die nach der gewöhnlichen Art gebildet, oder eigentlicher zu reden, die nicht durch eine gute Erziehung gebildet sind, wird die Furcht vor dem Tode allezeit bleiben. Sie beben vor dem Abgrunde zurück. Wie? wenn wir etwas im Hinterhalte hätten, das sie mit einer noch größern Gewalt forttrieb? Dann würden wir ja diese Entfernung überwinden, und die Unwilligen dahin treiben, wohin wir sie haben wollen. Ich weiß wohl, daß es privilegierte Seelen gibt, die entweder in dem festen Vertrauen auf die Verheißung der christlichen Religion gestärkt, oder durch die in ihren Ohren schon voraus erschallende Stimme des Nachruhms ermuntert, oder durch eine genaue Abwägung der Vortheile des Lebens und des Todes beruhigt, den sogenannten großen Schritt mit kaltem Blute thun, oder vielmehr zu thun scheinen. Denn in der That werden wenigstens die ersten durch eine besondere Leidenschaft dabei angefeuert, und sollte es auch zuweilen sogar die Eitelkeit sein. Allein, wenn dergleichen Bewegungen, wenn ein solcher Schwung, nicht allen Seelen mitgetheilt werden können: müssen wir dann nicht auf Triebfedern denken, welche, für jede zu bewegendende Maschine gleich gut eingerichtet, die gewünschte Wirkung hervorbringen; die der Seele eine vorher ungefühlte Kraft ertheilen, und sie, wo nicht den Tod nicht zu fürchten, doch ihm freiwillig entgegen zu gehen zwingen?

Ich setze den Grundsatz des Herrn von Montesquieu hier voraus, den er in seinem unsterblichen Werke: *Der Geist der Gesetze*, mit so vielem Nachdruck einschränkt: „Wenn die Grundsätze der christlichen Religion in jedem Herzen tief genug eingepflanzt wären: so würden sie unstreitig stärker wirken, als die eitle Ehrbegierde in den Monarchien, die bloß menschliche Tugenden in den Republiken und die knechtische Furcht unter einer despotischen Regierung.“ Diesen Grundsatz setze ich voraus, er ist in der Beschaffenheit der christlichen Religion gegründet. Diese Grundsätze sollten stärker wirken, als alle übrigen. Nur ist die Frage: ob sie auch ihre Wirkung bei allen in diesem starken Grade äußern? Wenn sie aber nach dem Zeugnisse der Erfahrung nicht in jedem Herzen tief genug eingepflanzt sind, wenn es viele gibt, die sie nicht recht kennen; einige, die an ihrer Nichtigkeit zweifeln, und vielleicht gar einige, die sie für falsch halten: was soll der Staat alsdann für Triebfedern spielen lassen? denn er fordert auch von diesen Leuten, daß sie ihm würdig dienen sollten. Es ist wahr, diese neue Triebfedern werden immer

den zu geben pflegt, man hat auf beiden Seiten abgeschmackte Sätze behauptet. Wenn der Stoiker von der Sklaverei der Seele redet, darin sie von den Leidenschaften gehalten wird: so bauet er auf den irrigen Satz, den ich im Text auseinander gesetzt habe, alle seine schönen Einfälle. Wir werden so kalt dabei, daß wir fast gar keine Leidenschaft mehr fühlen. Zu unserm Gluck schließen wir kaum das Buch zu; ein neuer Gegenstand erscheint: wir vergessen die Leiden des Stoikers und finden in uns, was er uns hat abschwören wollen — den Menschen.

schwächer sein. Nichts überwindet die Furcht vor dem Tode mit größerem Triumph, als die Hoffnung der Freunde des Paradieses. Und wie könnten die Verheißungen der christlichen Religion wohl weniger wirken, da sogar die falschen Religionen mit ihren blendenden Versprechungen ihre Anhänger zu dem edelmüthigsten Tod entzückt haben? Der Mahomedaner, der in der Hitze eines gefährlichen Gefechtes ausgerufen hat: „Meine Kameraden, ich sehe sie, diese schönen Mädchen mit den schwarzen Augen, achtzig an der Zahl! Wenn eine davon auf unsrer Erde erschiene, so würden alle Könige von ihren Thronen herab steigen, um ihr nachzufolgen. Eine unter ihnen nähert sich; in einer Hand hält sie ein grünes seidenes Tuch, und in der andern Hand einen Kelch von Topas. Sie winkt mir und sagt: „Komm hieher, mein Geliebter!“ Ich komme, göttliches Mädchen! Ich stürze mich mitten unter die ungläubigen Haufen; ich theile den Tod aus, ich empfangen selbst den tödtlichen Streich, und bin in diesem Augenblicke bei dir!“ Dieser Mahomedaner ist unstreitig durch die Erwartung seiner paradiesischen Freunde zu dem Grade der Tapferkeit erhoben worden, welcher ihm nach einem verzweifelten Widerstande den Tod zuwege gebracht hat.\*

Wir müssen aber doch immer auf das zurückkommen, was ich erst gesagt habe. Wenn die Erfahrung uns lehrt, daß nicht alle Gemüther diese Wirkung der Religion an sich empfinden: so müssen wir auf andere Mittel denken, wodurch sie die Furcht vor dem Tode überwinden können, auf Mittel, die leicht und allgemein sind. Die Staatskunst sucht bloß dasjenige zu bewerkstelligen, was ihre Zwecke befördert. Ihr Zweck ist, gute Bürger zu haben, Bürger, die sich nicht scheuen, zur Vertheidigung des Staats ihr Leben hinzugeben. Wenn ihr die Religion Mittel anbietet, die diese Entschlüsse hervorbringen, so verwirft sie dieselben niemals; ja sie zieht sie den übrigen, aus angeführten Gründen, vor. Nur in Ermangelung derselben, oder ihrer gemein genug ausgebreiteten Wirkung, beschäftigt sie sich mit Erfindung neuer Mittel. Dieses ist der vorausgesetzte Fall; und könnte sie wohl ein bequemerer finden, als die Liebe für das Vaterland? Die Liebe für den König? warum sollte man nicht auch von dieser Liebe sagen können: Sie ist stärker als der Tod? der Tod setzt uns dasjenige entgegen, was wir nicht kennen,

\* Auch bei den nordischen Völkern haben die Verheißungen ihrer Religionen gleiche Entschlüsse hervorgerufen, gleiche Tapferkeit, gewiekt. Einer ihrer Könige ruft auf dem Schlachtfelde aus: „Was für eine unbekannte Freudigkeit demüthigt sich meiner? Ich herbe; ich höre die Stimme des Oeins; ichon öffnen sich die Pforten seines Palastes; ich sehe bald nackte Mädchen heraus kommen, eine blaue Birne erhebt die blendende Weiße ihres Busens: sie nähern sich mir und reichen mir in dem blutigen Hirschädel meiner Feinde ein köstliches Getränk dar.“ Man sieht wohl, was für eine Leidenschaft in diesen Religionen der Furcht vor dem Tode entgegen gesetzt wurde.



und eben deswegen desto mehr fürchten. Alles, wohin weder unser Auge, noch unsere Gedanken durchdringen können: alle Gegenden, die wir noch nicht durchwandert haben, erschrecken uns. Die Furcht setzt alle Nerven in zitternde Bewegung. Die Liebe für's Vaterland wird diese Bewegung nicht hemmen, sondern nur auf eine andere Art einrichten. Die Furcht vor dem Tode entsteht daher, weil wir ihn als ein Uebel betrachten. Er kann aber nur auf eine doppelte Art ein Uebel für uns sein. Entweder weil er uns das noch gehoffte Vergnügen entzieht, oder weil er uns neuem Mißvergnügen aussetzt, das sonst noch von uns entfernt geblieben wäre. Die Liebe für das Vaterland überzeugt uns, daß kein Vergnügen gegen das Vergnügen, ihm gedient zu haben, erheblich sei, und daß ein solcher Tod zu der Stimme unseres Vergnügens mehr hinzusetze, als wir durch ein längeres Leben jemals würden erhalten haben. Diese Betrachtung wird die Seele von innen mit so großer Heiterkeit anfüllen, daß die finstern Schrecken der Einbildungskraft verschwinden. Man wird den Tod suchen, um sein Vergnügen vollständig zu machen, den man erst als den Räuber desselben floh. \*)

Mancher denkt vielleicht, daß eben diese Liebe für's Vaterland uns abhalten werde, unser Leben aufzuopfern. „Wer wird sich wohl,“ könnte man fragen, „eines Gutes berauben, das er so hoch schätzt?“ Allein, man hat vergessen, daß die Liebe für's Vaterland der eigennützigen Liebe gerade entgegen gesetzt ist. Ich liebe die Einrichtung des Staats, weil ich darin Schutz und Freiheit genieße; ich liebe sie aber auch, weil andere sie genießen. Wenn Niemand sich den Anfallen eines Feindes dieser Staatsverfassung widersetzt: so werden die Vortheile derselben für mich und für andere verloren gehen. Ich suche sie also zu erhalten. Für mich allein? nein, auch für meine Mitbürger. Aber warum soll ich sie vertheidigen? Laß Andere den Degen in die Hand nehmen. Wie? wenn alle eben so sprächen, oder haben sie nicht gleiches Recht dazu? Ich erkenne meine Verbindlichkeit. Genug für mich. Ich sehe nichts als mein Vaterland, ich habe nicht Zeit, die eingebildeten Schrecken des Todes anzusehen. Ich wage mein Leben: ich empfangen die tödliche Wunde, die mir

\*) Wenn man den Tod als ein Uebel betrachtet, in so ferne er uns neuen und größern Mißvergnügen näbert: so muß man die Gründe dagegen von der Religion hernehmen, das heißt von allem dem, was sie ratet, um diese Folgen abzuwenden. Dieses aber reicht über die Kräfte der Staatskunst hinaus. Sie kann nur noch versichern, daß der Tod des Patrioten tugendhaft sei, und daß er folglich Belohnung dafür erwarten dürfe. Hierin bestand eben das große Uebergewicht einiger Religionen. Sie verbanden mit dem Tode des Kriegers unmittelbar alle die Belohnungen, welche die ganze Einbildungskraft anfüllten, und der Furcht nicht eine kalte Ueberlegung, sondern lodrende Leidenschaften entgegen setzten. Sie in die Schwerter der Feinde stürzen und die versprochene Belohnung genießen, waren zwei Empfindungen, die nach ihrer Ueberzeugung unmittelbar auf einander folgten.

mein Leben und das Vaterland entzieht, aber es steht noch für andere. So dachte ohne Zweifel Spaminondas, als er den Pfeil nicht eher aus seiner Wunde ziehen wollte, bis er die Gewißheit erhalten, daß Theben gesiegt hätte. Doch diese Liebe muß nicht nur durch Ueberlegung die Furcht vor dem Tode bekämpfen; sie muß bis zur Leidenschaft anwachsen, um sie glücklich zu bekämpfen; und sie wird in den Monarchien bald eine Leidenschaft. Hier sehe ich nicht nur mein Vaterland vor mir, ich sehe auch meinen König. Sein Anblick ist beredter, als Demosthene, und erregt die Leidenschaften heftiger. Mit der Blutfahne in der Hand geht er vor seinem Heere dem Feinde entgegen. Die Gefahren umzingeln ihn; jedes tödtliche Blei, das neben ihm niederfällt, schlägt den Gedanken meiner eigenen Gefahr aus mir heraus. Ich sehe auf sein Leben, und vergesse darüber, daß das meinige vielleicht den nächsten Augenblick mir entrisen wird. Eine Furcht bekämpft jetzt die andere, die Furcht, ihn zu verlieren, und die Furcht, meinen Tod zu finden. Meine Eigenliebe weicht meiner Einbildungskraft. Die Erinnerung, oder gleichsam das Gefühl, daß er sich für mich, für meine Familie, für meine Provinz, dieser Gefahr aussetzt, flammt meine übrigen Leidenschaften an, und treibt mich in die dicksten Haufen der Feinde.

Aus dieser Denkungsart, aus dieser Leidenschaft, die allezeit unter einem guten, einem tapfern Monarchen entstehen muß, rührt es her, daß die Soldaten Alexanders, wenn sie sein Leben in Gefahr sehen, mit einer Wuth fechten, welche kaum bei Republikanern angetroffen wird; daß Clytus hervorretet, um ihn in der Schlacht am Granicus das Leben zu retten; daß Peucestas in die Stadt der Drydracer dringt, um seinen daselbst fechtenden, und schon unterliegenden König zu unterstützen; daß er ihn, selbst schon halb ohnmächtig, mit seinem Schilde deckt und die Feinde abhält; daß die Soldaten mit einer Raserei in die Stadt stürzen, der nichts widerstehen kann.

Ich muß noch zeigen, daß diese Liebe die bequemste Triebfeder sei, um in mehreren Seelen die der Furcht entgegenstehende Leidenschaft hervorzubringen.



**Ob diese Leidenschaft in den Monarchien mit der Ehrbegierde könne, ja müsse, verbunden werden.**

Ein jeder Staat muß gewisse Triebfedern haben, welche die politische Maschine im Gang erhalten, und der berühmte Präsident von Montesquieu hat für die Monarchien die Triebfeder der Ehre festgesetzt. Wer weiß, ob er sich nicht zu sehr auf Frankreich bei diesem Staatsgrundsatz eingeschränkt hat? Wir denken er nur zum Theil richtig. Man kann nicht leugnen, daß bei einem großen Theil der Nation diese Triebfeder nichts mehr ausrichten werde. Und wenn dieses wahr ist, so muß eine neue angebracht werden. Denn eine Maschine, die man immer mit den Händen angreifen und fortstoßen muß, ist in elenden Umständen. Wer sind wohl in der Monarchie diejenigen, die am meisten durch die Ehre getrieben werden? Diese unstreitig, welche einen vornehmen Posten bekleiden, welche nahe um den Monarchen sind, oder deren Familien wenigstens schon näher um den Thron stehen. Leute, die unter dem großen Haufen versteckt leben, unbemerkt fechten, und Schande verbergen können, bei denen folglich die Erhaltung ihres Lebens und ihre besondere Gemächlichkeit ein großes Gegengewicht für diese Ehre ausmachen, werden weniger davon gerührt. Ein Soldat, der sich schämen würde, ein Schimpfswort ungerächt zu lassen, wird sich nicht schämen, mit einem ganzen Bataillon zu fliehen, weil alsdann seine Ehre gleichsam durch die übrigen gedeckt ist. So geht es auch mit einem Regimente. Allein die Flucht zu ergreifen, wenn alle andere noch fechten, würde ihm eben so schimpflich sein, als es dem Menschen sein müßte, der in Gesellschaft mit drei oder vier andern bei einem Anfälle seine Kameraden feiger Weise verlasse. Aber wenn schon mehrere das Gewehr wegwerfen: so wird die Ehre nicht mehr zurück halten. Bei den Großen des Staats ist hierin eine Ausnahme. Sie bleiben immer auch unter dem großen Haufen bemerkt, und die Ehre muß folglich für sie beständig ein Sporn, ein Antrieb, sein. Man darf nur die Begriffe aus einander setzen, um sich davon vollends zu überzeugen. Wann die Ehre für uns ein Bewegungsgrund zu Handlungen wird: so nehmen wir diesen Bewegungsgrund von dem Urtheil Anderer her. Diese müssen so gleich im Stande sein, von unserer Handlung zu urtheilen. Wir sammeln diese Urtheile entweder einzeln, oder wir erhalten sie durch die Erklärung eines einzigen, dem diese Erklärung aufgetragen ist, und sie besteht in Monarchien gemeinlich in der Ernennung zu

einem höheren Range. Aber, um eine Begierde darnach bei uns zu erwecken, ist es nöthig, daß wir uns dieses Urtheil und die damit verknüpften Folgen als eine Glückseligkeit vorstellen. Weil diese Vorstellung von unserer Erziehung und überhaupt von den Eindrücken abhängt, die verschiedene Gegenstände in unserer frühesten Jugend auf uns gemacht haben: so folgt nothwendig, daß nicht alle diese Ehre als eine Glückseligkeit betrachten, und eben deswegen nicht alle diese Ehre begehren. Da nichts desto weniger die Monarchien eine größere Menge von Mitteln in der Hand haben, diese Ehre zu ertheilen, oder dieses Urtheil durch einen gewissen Vorrang bekannt zu machen, als die Republiken: so kann freilich die Vorstellung der Glückseligkeit, folglich die Begierde nach Ehre bei mehreren erregt werden. Bei dem allen bleibt es doch gewiß, daß immer eine größere Anzahl von Unterthanen, die von den Folgen der Ehre ausgeschlossen ist, diesen Trieb bei sich nicht empfinden muß. Nur noch eine kleine Anwendung dieser Begriffe auf das Vorhergehende. Ich habe gesagt, daß die Vornehmen des Staats oder eigentlicher, der Adel, am stärksten durch diese Ehre getrieben werden. Der Grund davon liegt jetzt klar vor Augen. Sie können auf die Folgen desselben eher Anspruch machen, und sie wird ihnen beständig als eine Glückseligkeit vorgestellt, weil ihre Ahnen sie genossen haben, und weil sie ihre Ahnen für sehr glückliche Leute halten. Man sieht bald, daß bei den meisten, die in der untersten Klasse des Staates stehen, alles dieses wegfallen müsse. Auf der andern Seite folgt aus meinen Begriffen, daß viele, die im niedrigsten Stande geboren sind, sehr stark durch die Ehre können getrieben werden; und hingegen andere, die durch ihre Geburt den nächsten Anspruch auf ihre Folgen haben, den Trieb der Ehre gar nicht fühlen. Es kommt nämlich alles auf die ersten und stärksten Eindrücke an, die wir erhalten. Uebrigens können auch in der Monarchie diese Eindrücke vermehrt werden, wenn nicht bloß der Adel die Anwartschaft auf die Ehrenstellen des Staats hat. Wenn ich nun zeige, daß die Liebe für's Vaterland eine allgemeine Triebfeder sei, und ganz natürlich mit der Ehre verknüpft werde; ja daß an dieser mit der Liebe für's Vaterland verbundenen Ehre ein jeder Theil nehmen könne; so werde ich meinen Satz bewiesen haben.

Ich wage erst eine Vergleichung, um den Grundsatz der Ehre und den Grundsatz der Liebe für's Vaterland in Absicht auf ihre Wirkungen zu erläutern. Die Ehre ist mit einem künstlichen Hohlspiegel zu vergleichen, der die zerstreuten Strahlen der Sinne in einen Punkt zusammen drängt. Die Körper, die sich nahe um diesem Punkte befinden, werden in Flammen gesetzt, aber die entfernten Gegenstände bleiben unerwärmt. Wenn aber die Sonne selbst in schwülen Sommertagen ihre feurigen Strahlen umher-



schießt, so fühlt der weite Horizont ihren beseelenden Einfluß. Eben so uneingeschränkt wirkt die Liebe für das Vaterland, und für den König, der an diesem Firmament wie die Sonne glänzt. Alle Herzen sind der Liebe für's Vaterland fähig, weil diese Liebe unmittelbar mit der Liebe zu ihrer Glückseligkeit verbunden ist. Man darf ihnen nur diese Verbindlichkeit merklich machen. Man darf nur den Kindern frühzeitig die Vortheile ihrer Regierung vorstellen, und die Liebe für den Monarchen einflößen. Die Mutter, die dem Knaben mit Nahrung erzählt, daß sein Vater im Dienste des Staats sein Leben verloren habe, und hinzusetzt, daß er ihm auch das seinige in gleichem Falle schuldig sei: der Lehrer, der dem Jüngling die zärtliche Ehrfurcht für den König, die Abhänglichkeit für die Regierung reizend als seine Pflicht vorhält: diese werden es bald durch die Wärme ihrer Vorstellungen dahin bringen, daß die Liebe zum Vaterlande, zum Könige, in jungen Herzen aufkeimt.

Man weiß es, daß nicht alle Menschen ihre Glückseligkeit in der Ehre suchen: aber diese Ehre kann man mit der Liebe für's Vaterland vereinigen, und dadurch alle Seelen gleichsam adeln. Dieses war eben der Kunstgriff in den Republikern.\*) Die Ehre, die sie er-

\*) Die Athener stellten zur Ehre derer, die für das Vaterland gestorben waren, ein öffentliches Beidenbegängniß an. Schon drei Tage vorher wurde eine Bühne errichtet, und auf derselben wurden die Leichname der Getroffenen öffentlich ausgelegt. Jeder konnte alsdann für seine Verwandten die öffentlichen Todengebräuche verrichten, die er für gut fand. Am dem Tage des Beidenbegängnisses selbst wurden aus Cypressenholz verfertigte Särge auf Wagen hinausgeführt, doch so, daß jeder Stamm seinen eigenen Wagen hatte. Diese begleitete ein leeres Prachtbette, das eigentlich für diejenigen bestimmt war, die man unter den Todten nicht hatte finden oder aufnehmen können. Die Bürger sowohl als die Fremden folgten. Die Verwandtinnen der Verstorbenen versammelten sich bei den Grabstätten und bejammerten ihre Bettern in Klageklängen. In diese Grabstätten, die man auf öffentliche Kosten erbaut hatte, brachte man alle, die für das Vaterland fest und gestorben waren, nur diejenigen ausgenommen, die auf dem Schlachtfelde bei Marathon das Leben eingebüßt hatten. Weil man nämlich ihrer Tapferkeit einen vorzüglichen Werth beilegte, so wurden gleich auf der Stelle Grabstätten für sie erbaut. Sobald nun die Leichen am bestimmten Orte angekommen waren: trat einer der Vornehmsten aus der Stadt auf, und hielt den Verstorbenen eine Lobrede.

Ich kann der Versuchung nicht widerstehen, ein Stück von der Rede anzuführen, die der berühmte Pericles bei einer solchen Gelegenheit gehalten hat. Pericles, von dem Cicero sagt, daß selbst, nach dem Verständniß seiner Feinde, die Armut auf seinen Lippen gewohnt, und seine Rede in den Gemüthern der Zuhörer Stacheln zurück gelassen habe:

„So war“ (Pericles redet jetzt), „so war das Betragen dieser tapfern Bürger gegen das Vaterland, ihrer Schuldigkeit gegen dasselbe gemäß. Was für Verdienste müssen nicht in euch, Athener, entstehen, wenn ihr diese Stadt zu der Größe angewachsen erblickt, zu der sie durch die Bemühungen ihrer Bürger gebracht worden? solcher Bürger, die ihre Pflichten kannten: die bei der Ausführung sich selbst niemals Genüge thaten, die, wenn irgend eine Erwartung fehl geschlagen war, dem gemeinen Wesen deswegen ihre Dienste nicht entzogen, sondern selbst die schönste Beispieler mit dem willigsten und freigebigsten Herzen brachten. Daher ernteten sie auch für sich einen ewig dauernden Ruhm, indem sie für andere ihr Blut verschwendeten, und erwarben sich die rühmlichste Grabstätte: nicht die, worin ihre Leichname beisetzt worden, sondern die Grabstätte, wo ihr Ruhm, so oft etwas Großes geredet oder gethan wird, immer erneuert

theilten, war so beschaffen, daß jeder darauf Anspruch machen konnte: und das Mittel, darauf Anspruch zu machen, war nichts anders, als der Zweck, den sie suchten — der Tod für's Vaterland. Dadurch thaten sie mehr, als man gemeinlich in Monarchien thut, oder thun kann. Wenn in der Schweiz auf einen zum Behuf ihrer Freiheit erfochtenen Sieg noch jährlich eine Lobrede gehalten wird, und nachher die Namen derer dreihundert braven Schweizer, die dabei das Leben eingebüßt haben, hergelesen werden: was kann der Ehrgeizigste wohl mehr fordern, als daß sein Name in der Republik unter dem Namen ihrer Wohltäter unvergessen sei? Wenn Miltiades auf dem Gemälde, das die Schlacht bei Marathon vorstellt, vor den andern Feldherren ausgezeichnet ist: kann wohl eine stärkere Anfeuerung der Ehrbegierde für edle Gemüther sein? Wir

und verherrlicht ist. Denn jede Gegend bietet großen Männern ein Grabmal an. Nicht nur die Aufschriften auf ihren Grabsteinen im Vaterland bezeugen ihre Tugenden, sondern auch in fremden Boden bleibt das Andenken ihrer Tapferkeit, wenn es gleich nicht schriftlich aufbewahrt wird, tiefer und beständiger in jedem Herzen eingedrückt, als wenn ihre Thaten durch den Meißel eingegraben wären. Diese tapfern Mitbürger setet euch nun zu Mustern vor. Indem ihr euer Glück nirgends als in der Freiheit, und eure Freiheit in nichts, als in einer edlen Denkungsart sucht: so weigert euch niemals, der Gefahr des Krieges euer Leben bloß zu stellen. Gewiß nicht bloß diejenigen, denen alle Hoffnung des Glücks verlagert ist, dürfen mit ihrem Leben verschwenderisch sein. Auch diejenigen dürfen es nicht sparen, die bei einem längern Leben den Wechsel des Glücks zu befürchten haben, und für die jeder Schritt gefährlich wird. Denn nach einem Leben, auf welches sich Ueberfluß verbreitet hat, müssen Armuth und Verbannung für einen großentheils bittren sein als der Tod selbst, von dem wir einmal keine Empfindung haben, und den noch dazu Tapferkeit und die für das gemeine Wesen hervorkeimende Hoffnung begleiten. Ihr also, die ihr hier zugegen seid, Eltern dieser braven Kinder! ich werde euch nicht beklagen; ich werde euch trösten. Ihr kennt die widrigen Zufälle, denen unser Leben ausgesetzt ist. Diejenigen müssen demnach glücklich sein, die es so rühmlich, wie eure braven Kinder, beschlossen, und sich den glorreichen Lobspruch erworben haben, daß es eben so glücklich geführt, als geendet sei. Ich weiß, daß eure Wunden sich oft genug wieder öffnen werden, wenn ihr andere in ihren Kindern glücklich seht: ein Glück, das sonst euer Stolz und euer Triumph war. In der That nur die Güter, die wir jetzt verloren und ehemals genossen haben, schmerzen uns: was niemals in unserm Besitz gewesen ist, erregt uns keinen Kummer. Und doch wird dieser Verlust denen erträglich, welchen das Alter die Hoffnung noch nicht raubt, wieder Kinder zu erhalten. Ihre neue Nachkommenschaft wird nicht nur das Andenken der Verstorbenen ihnen weniger schmerzhaft machen: sie wird auch dem Staat einen vortheilhaften Vortheil verschaffen. Sie wird unsere Stadt bevölkern und unsere Mauern zum Schutz bereichern. Denn es ist unmöglich, daß Leute, die keine Kinder haben, welche sie den Gefahren für's Vaterland bloßstellen können, demselben eben so gut, als andere, rathen. Greife aber, die sich dieser Hoffnung ganz beraubt sehen, müssen an ihr vergangenes längeres Leben und an die Blüthe ihrer Jahre denken. Das, was sie schon zurückgelegt haben, müssen sie für einen Gewinn halten. Das, was noch übrig ist, hat fast gar keine Dauer. Und der Ruhm dessen, was gewesen ist, muß den Schmerz über das, was gegenwärtig ist, erleichtern. Denn allein die Bemühung nach Ruhm und Ehre wird niemals alt; und in den Jahren unserer Schwachheit, wenn wir gleichsam unnütze Glieder des Staats sind, finden wir nicht bloß, wie einige sagen, Vergnügen am Gedenken, sondern auch am Ruhm, der uns krönt. Was für ein großes Bild der Nachseherung sehe ich für die Kinder und die Brüder der Verstorbenen öffentlich aufgestellt! Alle loben den Mann, der sein Leben schon rühmlich beschlossen hat. Ihr werdet es kaum durch die größte Anstrengung eurer tugendhaften Bemühungen dahin



können zwar unsere Kinder noch nicht zu den Gallerien unserer Helden führen, und sie daselbst Thränen vergießen sehen, die jeder Vater mit der zärtlichsten Umarmung vergelten sollte:

Non incisa notis marmora publicis  
Per quae spiritus et vita redit bonis  
Post mortem ducibus.

Hor. I. 4. od. 8.

Vielleicht ist dieser Vortheil ruhigen Zeiten vorbehalten; vielleicht wird uns alsdann eine Reihe von Bildsäulen großer Männer entgegen glänzen, bei deren Anblick römische Thränen aus preussischen Augen fließen können.

Nichts destoweniger hat die Monarchie verschiedene Mittel in ihrer Gewalt, auch diese Ehre mit der Liebe für's Vaterland zu verbinden. Das Urtheil des Monarchen, sein Beifall, der so bedeutend sein muß, wenn er selbst jede Art von Gefahr und von Tapferkeit kennt; die Vortheile, die er mit geleisteten Diensten verbinden kann; alles dieses kann die größten Aufmunterungen geben, und gibt sie auch in der That. Wenn man zugleich den Stand der Waffen als den Stand betrachtet, der, wenn seine Pflichten recht beobachtet werden, im gewissen Zeitpunkten dem Vaterlande der nützlichste wird; ihn folglich aus Ehrbegierde erwählt und nicht, von Seiten des Adels, als den Zufluchtsort für den Armen, von Seiten des Bürgers, als das Zuchthaus für einen ungerathenen Sohn, von Seiten des Bauers, als den Dienst der Sklaverei ansieht: so wird in dem ersten das Bewußtsein, sich jetzt seinen Adel selbst zu verdienen; in dem andern, die Hoffnung, sich denselben durch seine Verdienste zu erwerben, und in dem dritten, ein republikanischer Stolz, seinem König unmittelbar zu dienen, erwachen.

bringen können, daß man euch, ich sage nicht, jenen gleich, sondern nur ziemlich gleich, halte. So lange wir leben, sind wir dem Reiz unserer Nebenbuhler ausgesetzt: nur der, welcher schon im Grabe liegt und Niemand mehr im Wege steht, darf sich auf eine Gewogenheit Rechnung machen, die durch den Reiz nicht weiter geschwächt wird.

Wenn es nöthig ist, daß ich auch hier der Wittwen unserer Verstorbenen Erwähnung thue, so soll es bloß durch diese Ermahnung geschehen: Sie, meine Frauen, werden sich den größten Ruhm erwerben, wenn Sie sich niemals von dem Wohlstande und dem eigenen Charakter Ihres Geschlechtes entfernen, und wenn Sie sich Mühe geben, daß unter den Männern weder zu Ihrem Vortheile, noch zu Ihrem Nachtheile von Ihnen geredet werde.

Ich habe nun als Rechner meiner Pflicht Weniges geleistet. Die Bürger, die jetzt begraben werden, haben dadurch in der That zum Theil ihre Belohnung empfangen, und werden sie zum Theil noch erhalten, indem das gemeine Weib ihre Kinder, so lange bis sie die Jünglingsjahre erreichen unterhalten wird. Wahrhaftig, kriegerische Thaten können nicht besser noch nützlicher belohnt werden. Eine Stadt, wo die Tapferkeit solche Kronen erwarten darf, wird niemals an den vortrefflichen Männern Mangel haben. Und jetzt, Ardenienter, nachdem ihr euren Kummer und euren Tränen über eure Verwandten seelen Kauf werdet gelassen haben, kehrt wieder nach Hause." Abcydides vom Priolo pones. Krieg, B. 2.

Alsdann wird kein Offizier ohne Verdienste unerträglich, kein Soldat zu sehr pöbelhaft sein.

Man darf dabei nicht befürchten, daß die übrigen Stände nicht mehr hinlänglich besetzt sein würden, wenn dergleichen Grundsätze unter der Nation allgemein wären. Im Frieden haben die übrigen Stände \*) so viel Reizendes; die verschiedenen Verhältnisse, in welchen jeder geboren wird, bestimmen so genau zu diesem oder jenem Stand, daß von dieser Seite alle Besorgniß wegfällt. Nur in kleinen Staaten, die von allen Seiten her angegriffen werden und angreifen (Roms Schicksal in seiner Kindheit), würde sie Statt finden. Die Nothwendigkeiten, die Bequemlichkeiten, die Vergnügungen, der Nutzen, alles dieses, was andere Stände verschaffen, versichern ihre Achtung und ihre Dauer.

Ich weiß nicht, ob man hier erwartet, daß ich jetzt die Anwendung auf unsern Staat, auf den gegenwärtigen Zeitpunkt, machen werde: daß ich aus dem Krieg, den wir führen; von dem Monarchen, dem wir dienen; von der Anzahl der Feinde, gegen welche wir streiten; von dem Ungemach, das wir von denselben erlitten haben, Bewegungsgründe hernehmen werde, um uns zum Dienste des Vaterlandes recht lebhaft zu bewegen! Aber ich weiß, daß man es vergebens erwartet. Der Schriftsteller, der aus eigenem Antrieb schreibt, hat gewisse Schranken, über die er nicht hinaus gehen darf. Ihm sind nur die allgemeinen Wahrheiten angewiesen. Was in solchem besondern Falle Wahrheit ist; ob wir zu der und der Zeit für das Vaterland sechten, oder bloß dem Ehrgeiz aufgeopfert werden, muß man aus Gründen entscheiden, die eine höhere Hand darlegt. Genug, daß jeder unter uns fühlt, er werde nicht gezwungen, dem Eigensinn eines Karls XII. zu folgen, sondern nur gerufen, seine Eltern, seine Kinder zu beschützen; er übernehme auch nicht die Beschwerlichkeiten eines Feldzugs, unterdessen daß sein Monarch im Palaste in Vollküssen zerfließend kaum die Vorfälle des Krieges erfährt; er streite nämlich nicht, um unrechtmäßige Eroberungen zu machen, sondern um die gemachten und zugestandenen zu vertheidigen. Jeder muß es fühlen; jeder muß davon überzeugt sein, weil er davon überzeugt sein kann. Ich kann nichts hinzufügen.

\*) Ich weiß wohl, daß dieser Satz manchem jungen Herrn, der den wahren Reiz des Soldatenhandes im Frieden findet, paradox klingen muß; aber ein solcher Wegner darf sich nicht einmal nennen. Doch erwidert: wenn man ein Mittel finden könnte, dem Soldaten im Frieden, wenigstens dem Offiziere, eine bürgerliche Beschäftigung zu geben, ohne diesen Stand mit den andern Ständen zu vermischen: so würden die Unbequemlichkeiten welche Montesquieu von der großen Kriegsmacht europäischer Staaten befürchtet; die Strafpredigten, welche Rousseau über die Einrichtung des Kriegshandes unserer Zeiten hält; und die mitleidigen Seufzer über manchen Offizier, die auch dem redlichsten Patrioten entweichen, größtentheils aufhören.



Aber sollten nicht diese Liebe, diese daraus zu erlangende Ehre, der deswegen zu übernehmende Tod, die Wirkung und die Anzeige schwärmerischer Begriffe sein? Ich glaube, daß es der Mühe werth sei, dieses noch in einem besondern Hauptstücke genauer zu untersuchen.

## VIII.

## Wann diese Liebe für's Vaterland schwärmerisch werde?

Man setzt gemeinlich dem Enthusiasmus die vernünftige Ueberlegung entgegen, und wer die letztere besitzt, dünkt sich nicht selten über den Enthusiasten weit erhaben. Er sieht auf ihn mit Mitleiden herunter, ob es gleich ausgemacht ist, daß keine große Unternehmung ohne dergleichen Begeisterung jemals zu Stande gekommen. „Nemo vir magnus sine aliquo afflatu divino unquam fuit.“ *Tullius*. Alles, was außerhalb der gewöhnlichen Bahn liegt, scheint der kalten Ueberlegung schon in das Gebiet der Verückung zu gehören; und es ist kein politischer Schuster anzutreffen, der nicht die Unternehmung eines Feldherrn, die ihm angerathen sich scheint, für unsinnig ausgeben sollte; und auch ausgeben wird, wenn sie nicht mit einem glücklichen Erfolge gekrönt, ihn zum Stillschweigen zwingt. Denn der gute Ausgang allein bringt außerordentlichen Handlungen bei gewöhnlichen Seelen Bewunderung zuwege. Eben daher, weil jedes mittelmäßige Genie sie für rasend gehalten hat: so wundert es sich, wie man durch so seltsame Mittel seinen Zweck habe erreichen können. Ein eben so großes Genie hat dieses schon vermuthet, und wundert sich daher beim Ausgange weniger. Denn man bewundert nur das, wovon man keine Analogie in seinen Begriffen antrifft; daher ist es wahr, daß große Geister wenige Dinge bewundern, aber desto mehrere billigen.

In unserm gegenwärtigen Fall wird es die geistlose Ueberlegung weit klüger gehandelt finden, unter seinen Verwandten in Ruhe und Gemächlichkeit das Brod zu essen, als um einer (wie sie sagt) eingebildeten Ehre willen, sich todtschießen zu lassen. Ein Mensch, der dieses letztere vorzieht, wird bei dem vorsichtigen Manne starke Zweifel über die Richtigkeit seines Verstandes erregen. Er für seinen Theil geht nach Hause, und danket Gott, daß er nicht ist, wie dieser Mensch. Man wird schon vermuthen, daß ich in dieser Denkungsart, woran unser kluger so viel Anstoß findet, eine Enthusiasterei zugeben könne, ohne deswegen die Sache, welche ich

verteidige, für verloren zu halten. Es kommt nur darauf an, daß wir uns über das Wort erklären. Wenn die Begeisterung, oder der Enthusiasmus, der Zustand der Seele ist, worin sie sich über ihre gegenwärtigen und gewöhnlichen Verbindungen hinaussetzt, mit Phantasien beschäftigt, sich daraus eine neue Art von Schönheit verschafft, und, durch diese Schönheit eben so stark als durch eine sinnliche gerührt, die erforderlichen Handlungen unternimmt, um zu ihrem Besitze zu gelangen: so kommt es blos auf die richtige Bestimmung der verschiedenen hier angeführten Stücke an, um den Enthusiasmus entweder zur erhabenen Weisheit oder zur niedrigen Thorheit zu machen.

1) So bald die Seele sich in unmögliche Verbindungen setzt, und dieselben sich als möglich vorstellt: so bald sinkt sie in die Tiefen der Thorheit herunter; einem Reisenden ähnlich, der, um eine weite Gegend auf einmal zu übersehen, sich auf einen noch lockern Schneehaufen stellt. Was wird der Thor wohl sehen? Anstatt seine Aussicht zu erweitern, wird er in den Schneehaufen sinken und seine Augen blenden.

2) Der Enthusiasmus wird lächerlich, so bald er durch eine unordentliche Dichterkraft seine Bilder aus widersprechenden Theilen zusammensetzt. Die Bilder können zwar erweitert, größer gemacht werden; man kann ihnen mehr Leben geben; sie näher an das Auge rücken: aber was ihnen durch die Einbildungskraft zugesetzt wird, muß zu ihrer Würde, zu ihrer Verschönerung beitragen, nicht aber sie ungeheuer und widersprechend machen. Nichts ist schön, als das wahre.

3) Wenn der Enthusiasmus zu einer erhabenen Weisheit leiten soll: so darf die Schönheit, deren Besitz er sich wünscht, der Würde des Menschen nicht unanständig sein. Sie muß nicht ohne die Begeisterung erhalten werden können, sie muß einen Werth haben, der sie in einem ausgebreiteten Umfange schätzbar macht, und der Vortheil, den sie bringt, muß die dafür unternommenen Handlungen rechtfertigen.

Sappho und Curtius stürzen sich beide in einen Abgrund. Die erste, um sich von ihrer unglücklichen Liebe zu befreien. Der andere, um Roms Unglück abzuwenden. Sappho ist eine Narrin, und Curtius ein Held.

4) Man kann zwar nicht aus den Handlungen auf die Würde des Enthusiasmus schließen. Bald ist die Handlung nach unsern Begriffen an und für sich groß, bald scheint sie sehr klein und niedrig; durchgehends ist sie außerordentlich in der Verbindung, darin sich der Handelnde befindet. Nur müssen die Handlungen, wenn ihrer mehrere sind, ihrem Endzwecke nicht widersprechen, oder



ihn gar vernichten: sonst ist das unwidersprechliche Merkmal der Thorheit vorhanden.

Man wird es mir erlauben, diese Sätze durch einige Anwendungen zu rechtfertigen.

Wenn sich die Märtyrer der christlichen Religion mittelst der Einbildungskraft in den Zustand der Seligen des Himmels versetzten, wo sie sich von Freude und Borne umströmt, und durch die Eröstungen des für sie geopfertem Lammes belohnt, erblicken: so setzen sie sich über ihre noch gegenwärtigen Verbindungen hinaus: und dieser neue Zustand konnte ihnen und kann einem jeden Christen nicht unmöglich scheinen, der die Verheißung seines Lehrers darüber für wahr annimmt. Wenn sie ferner von diesen Seligkeiten Bilder entwarfen, die der Offenbarung nicht widersprachen: die aber durch ihre Einbildungskraft erweitert, vergrößert, in stärkern Glanze vor ihnen strahlten; sie folglich durch eine Schönheit entzückten, die eines denkenden und verherrlichten Geistes würdig war: so konnten auch die Handlungen, die sie um des Besitzes dieser Schönheit willen unternahmen, wofern sie nur ihren Endzweck nicht vernichteten, ihnen auf keine Weise die Benennung thörichter Enthusiasten zuziehen. Hierzu kommt noch die Ueberzeugung, daß eben diese Handlungen zur Verherrlichung des Namens ihres Gottes, und zur Ausbreitung seiner Religion beitragen mußten. So ungereimt diese Handlungen also auch andern vorkommen mochten: so verdienten sie doch, wenn alle die erzählten Eigenschaften richtig bei ihnen angetroffen wurden, den Namen einer höhern Weisheit. Denn einen erhabenen Zweck durch außerordentliche Mittel erlangen, ist das Werk einer höhern Weisheit, die über die Schrecknisse gemeiner Seelen weit hinweg ist. Aber die Stürme mächtiger Leidenschaften müssen den Grund der Seele erschüttern, und eine hohe Begeisterung ihre verborgensten Winkel durchblitzen, wenn sie diese glänzende Erscheinung hervorbringen soll. So erscheint uns das Meer niemals majestätischer, als wenn es durch den Sturm in tobbende Bewegung gesetzt, seine Berge von Wellen bis an die Wolken erhebt, und den Himmel zu erreichen scheint: wann alsdann noch Blitze diese Berge durchleuchten, und Tag und Nacht in einem Augenblick abwechseln lassen: so wird die Seele des Zuschauers in das Erstaunen gesetzt, das vielleicht Engel, die bei der Schöpfung der Erde gegenwärtig gewesen, gefühlt haben.

Der Mahomedaner, der um des Besitzes seiner schönen Mädchen willen sich in die Spitzen der feindlichen Schwerter stürzt, erwählt den Tod um einer Schönheit willen, die nicht würdig genug ist, einen denkenden Geist lange glücklich zu machen. Die Indianer in, welche auf die Versicherung, daß sie ihrem verstorbenen alten Mann im Himmel wieder Gesellschaft leisten würde, sich nicht

mehr in den Scheiterhaufen stürzen wollte, hat nach diesen hier festgesetzten Begriffen geurtheilt. Die Onostiker, welche durch strenge und außerordentliche Uebungen dahin zu gelangen glaubten, daß ihre Seelen wieder in das göttliche Wesen einfließen, setzten einen unmöglichen Zustand voraus, obgleich die Vereinigung mit Gott ein würdiger Zweck war, und sie waren folglich Thoren.

Franziscus von Assisi, Ignatius Loyola, die meisten Helden der Legenden! — man wird schon wissen, in welche Klasse sie nach diesen Regeln zu bringen sind. Es würde ekelhaft sein, aus den starken Bänden der Sammlung menschlicher Thorheiten mehrere Exempel hier anzuführen.

Aber eine Anwendung ist noch übrig, nämlich auf die Liebe für's Vaterland: — Ich sehe das Vaterland von allen Seiten bedrängt, von Feinden allenthalben bestürmt, an seinen Grundpfeilern erschüttert. Es breitet die ringenden Hände gegen mich aus, es fleht um die Hülfe seiner Kinder. — Wer ist denn jener Mann, dessen Gesichtszüge unter Schweiß und Staub, wie unter einer Maske verborgen liegen, auf welchen sich das Vaterland stützt? Keine Pracht, keine äußeren Zeichen unterscheiden ihn: aber ein Eifer, für alle das Muster zu sein; ein wachames Auge, vor dem sich die Feinde zu verbergen suchen; ein ausgestreckter Arm, der sie zurück hält. Merkmale genug; es ist mein König. Er hält den Füll des Vaterlandes noch auf, hält ihn zum Wunder aller Nationen auf. Um ihn herum stehen seine tapfern Soldaten: um ihn herum liegen auch die edlen Streiter, die sechtend zu seinen Füßen niedergefallen sind.

Magnarum animarum prodigi. Wie arbeitet meine Einbildungskraft, diese großen Bilder zu fassen! Auch die Seufzer und die Wehklagen der Unmündigen, der Greise, dringen auf sie zu: alsdann *Pulchrum mori succurrit in armis!* Alsdann stürmt der Gedanke in mir empor, daß es edel sei, sechtend für's Vaterland zu sterben. Nun ordnet sich die neue Schönheit, die ich mir schaffe: sie entzückt mich; ich eile zu ihrem Besitz; reiß mich los von dem, was mich in einer weichen Ruhe zurückhalten könnte; höre nicht den Ruf der Verwandten, sondern des Vaterlandes; nicht den Klang der furchtbaren Waffen, nur den Dank, den mir jenes zuruft. Ich stelle mich zu den übrigen, die eine Mauer um die Wehrlosen ausmachen. Ich werde vielleicht niedergeissen werden; zufrieden, wenn mein Fall einem andern Gelegenheit gibt, sich in meine Lücke zu stellen. Ich folge den Gesetzen der Vollkommenheit, die das Ganze, wenn es nöthig ist, durch den Verlust eines Theils erhalten. So geht der Mächtige auf dem Sturmwinde einher, reinigt die Luft von verderblichen Dünsten, und erhält die Einwohner einer ganzen Provinz, wenn auch gleich die einsame Hütte auf dem freien Felde darüber



einflürzen, und ihren armen Bewohner unter ihren Trümmern begraben sollte.

Ich ersuche hier meine Leser, zu überlegen, daß keines von diesen Bildern übertrieben, sondern nur dem Auge näher gerückt sei. Der Endzweck ist groß; die Beschützung meiner Mitbürger, meines Königs: Der Nutzen, der aus der Unternehmung entspringt, ist wichtig, sowohl für die Zeitgenossen, als die Nachkommenschaft. Die Unternehmung kann vielleicht meinen Tod zur Folge haben: aber, wenn der Endzweck ohne diesen Tod nicht kann erhalten werden, was ist wohl dieses Mittel in Betrachtung gegen denselben?

Ich weiß nicht, ob ich noch am Ende einen lächerlichen Einwurf anführe: — Was kann wohl ein einziger Mensch viel zur Vertheidigung des Vaterlandes beitragen? Denkt er denn, daß er es alleine erhalten werde? Nein, gewiß nicht. Aber laß bei allen diesen Zweifeln entstehen: wo wird denn endlich das Ganze herauskommen?

— *Demo unum, demo etiam unum;  
Dum cadat elusus, ratione ruentis acervi.*

Warum sollten wir nun nicht den Schluß herausziehen dürfen, daß, wenn ein Enthusiasmus bei dieser Liebe stattfindet, wie er auch wirklich stattfinden muß, nichts Thörichtes in demselben sei, nichts, was dem Weisen und Helden unanständig ist? Wenn er sich erst der Nation gleichsam bemächtigt hat, so wird sie sich niemals nach der Menge der Feinde, sondern nur nach dem Orte, wo sie stehen, erkundigen. Sie wird die Kunst, geschickt zu fliehen, verachten, und sich beinahe schämen, mit gleicher Anzahl den Feind anzugreifen, oder ihm gar überlegen zu sein. Agis, König der Lacedämonier, erhielt einst von seiner Republik folgenden Befehl: „Macht euch den Vortheil einer überlegenen Anzahl nicht zu Nutze; schickt einen Theil eurer Truppen zurück und greift den Feind nicht anders, als mit einer der seinigen gleichen Armee an.“ Was für eine Antwort, die ihr Admiral Callieratidas auf den Rath, sich vor der an Schiffen überlegenen Flotte der Athener zurückzuziehen, gegeben hat! „Das verhüte Gott,“ antwortete er, „daß ich einem Rath gemäß handle, dessen Folgen so nachtheilig für mein Vaterland sein würden. Hier muß ich mit meinen Soldaten entweder überwinden oder sterben. Soll Callieratidas die Kunst, sich zurückzuziehen, Leuten beibringen, die bisher sich nicht erkundigt haben, wie stark die Feinde seien, sondern nur, wo sie stehen?“ Dieser Enthusiasmus hat den unsterblichen Klerik vor seinem Tode prophezeiend singen gelehrt:

Der Tod für's Vaterland ist ewiger Verehrung werth!  
Wie gern sterb' ich ihn auch, den edlen Tod —  
Wenn mein Verhängniß ruft.

Er hat laut, wie die Sterbeglocke, gerufen, und der Patriot ist gefallen. Wenn er nur seinen Geist unsern Kriegern zweifältig zurückgelassen hat. Er selbst

Hoch über Sternen geht der Held,  
Und Wraf Schwerin, ein großer Name,  
Und Kleist und Winterfeld.

Muß nicht der Monarch, der eine solche Nation beherrscht, von seinen Soldaten sagen können, was Omar an die Syrier geschrieben hat: „Ich schicke Leute gegen euch, die eben so begierig nach dem Tode sind, als ihr es nach den Vollkisten seid.“ Das Beispiel des Monarchen feuert sie an: Es ist ihre Aufmunterung, ihr Trost und ihre Bekümmerniß zu gleicher Zeit. Seine übrigen Unterthanen theilen mit ihnen nur die Bekümmerniß, ohne den Trost zu genießen. Sie entbehren der Gegenwart des Königs. Gleich der Mutter, die dem noch zarten Jüngling, der ihr zu frühzeitig zur Schaar des Kriegsgottes entrissen worden, bei dem verlängerten Feldzuge, jeden Tag mit ihren Wünschen sich nähert, und weint, und für ihn betet, und ganze Stunden die langen Straßen hinunter sieht, um ihn zu erblicken: so sehnt sich, von treuem Verlangen durchdrungen, das Vaterland nach dir, o König, unsre Lust! den Frieden und den Monarchen zugleich zu erhalten! die finstern Aussichten der Zukunft erheitert und Traurigkeit und Furcht, ihr beständiges Gefolge, entfernt zu sehen — sollen diese Wünsche immer unerhört bleiben?

Wie bald, o bester Fürst, dein Licht dem Volke!  
Wann, gleich dem Frühlingsgott, dein Antlitz strahlt,  
Stiehest sanft der Tag dahin, und jede Sonne malt  
Mit schönem Glanz die Morgenwolke.



Aus der Schrift:

## „Vom Verdienste.“

## Von der Stärke der Seele.

Große Geister scheinen tauglicher zum Rathschlagen; starke Seelen zum Vollführen. Jene sind über das Volk erhöht, ohne allemal dessen Eingeständniß dazu zu haben; vor diesen erniedrigt es sich ohne Murren. Die Letztern haben allein das angeborene Recht zu herrschen; sie besitzen die Feeneigenschaft, alle schwächere Gemüther zu bezaubern. Jede Versammlung, jedes Getöse, jedes wilde Schreien des Volkes verliert sich in ihrer Gegenwart; ein Wort von ihren Lippen ist heilig wie ein Gesetz. Wer kann ihre große Gewalt, Macht und Herrschaft aussprechen? Sagen sie zu den gewöhnlichen Seelen: „Kommet her, oder gehet hin:“ so kommen oder gehen sie ohne Widerrede. Selbst die Thoren widerstreben ihnen nicht mehr. Ihnen ist die Herrschaft über das Meer der menschlichen Leidenschaften zu Theil worden. Die Wogen legen sich, sobald die starke Seele erscheint, und die Winde werden stille auf ihr Wort.

Man verwechselt gemeinlich die Stärke der Seele mit ihrer Beständigkeit trotz Hindernissen und Ungemach. Allein diese wird zwar zur Stärke der Seele erfordert, macht aber dieselbe noch nicht aus. Es gehören mehrere Stäbe zu diesem großen Bunde, um ihn vollzählig zu haben. Ueberdies kann die Standhaftigkeit erworben werden: bei der Stärke der Seele hingegen findet sich viel angebornes. Wir müssen also Stück für Stück an ihr aus einanderlegen. Nachdem wir sie einzeln werden haben kennen lernen: dann wird es Zeit sein, in ihrer Vereinigung das aufzusuchen, worin die Seelenstärke besteht.

Das erste und wesentlichste Stück dieser herrlichen Eigenschaft; das, was von ihr unzertrennlich bleibt, weil es angeboren wird, ist der Muth zum Empfängnisse eines Unternehmens; die Herzhaftigkeit, es nur zu denken.

Gewöhnliche Seelen sind wie übel erzogene Kinder. Raht sich diesen ein Fremder: sogleich halten sie die Hände vor die Augen, oder wenden sich weg: sie wagen es nicht einmal, ihn anzuschauen, noch weniger, mit ihm zu reden. Jenen ist der Entwurf eines großen Unterfangens ein solcher Fremder. Sie unterstehen sich nicht, ihn zu denken, noch weit weniger, ihn auszuführen. Wie viele mögen wohl zu Karthago gewesen sein, die, nach dem schlechten Ausgange des ersten punischen Krieges, und nach den unseligen Unruhen der Mithstruppen, auch nur das Herz zu dem Gedanken gehabt hatten, — Rom in Italien zu bekriegen! Hannibal allein, allein er hatte den Muth, durch allen Jammer seines Vaterlandes zu diesem Gedanken sich durchzuschlagen. Dieser Muth entsteht aus der Vorstellung einer großen Sache, verbunden mit dem Gefühle der dazu nöthigen Kräfte. Verworren, aber sicher ist ein solches Gefühl: eigentlich eine Selbstempfindung; die Kenntniß, welche eine Seele von sich selbst hat; der innre Ausruf: *Ed io anche son Pittore!* Dies Gefühl wird durch nichts geschwächt; durch nichts unterdrückt; seine Ungewißheit verdunkelt es. Der Ritter Raleigh ist im Gefängnisse; weder losgesprochen, noch verurtheilt; sein Leben und sein Tod liegen noch immer auf dem Schreibtische seines Richters und erwarten die Unterschrift: jede Feder, die eingetaucht wird, kann die Entscheidung niederschreiben. Wer hätte wohl den Muth, in solcher Lage seiner Sachen an eine lange Arbeit, die man noch ausführen wollte, auch nur zu denken! Der Ritter wagt sich unter diesen Umständen noch im Alter zu dem Gedanken, eine allgemeine Weltgeschichte zu schreiben, fasset ihn, und führt ihn aus! Dies ist eben der Raleigh, der auf dem Blutgerüste das Veil, womit ihm der Kopf sollte abgeschlagen werden, befühlte, und ganz gelassen sagte: „es ist ein scharfes, aber ein sicheres Mittel gegen alle Uebel.“

Dieser Muth in der Seele ist gleichsam ihr Saft, welcher nicht nur die Gedanken zum Hervorpriegen, sondern auch zur Stärke und saftvollen Unbeugsamkeit bringt. Eben durch das klare Gefühl der Kräfte wird die Standhaftigkeit einer wohlgenährten Seele von der Steifigkeit des aufgedunsenen Stolzes unterschieden, wie das Grüne von dem Gefrorenen und Starren, das nicht von dem Anfüllen der Röhren, sondern von der unterbrochenen Bewegung der Säfte herrührt. Man kann auch eines von dem andern erkennen, sobald man nur die Seele, welche jenen Muth besitzt, zum Reden bringt. Läßt sie sich erst zur Bedachtsamkeit



herab: so überzeugt sie jeden Zweifler; übermächtig jede Furcht; besiegt jeden Einwurf. Ein Wort von ihr ist wie das Wort eines Feldherrn; die Furchtsamen ergreifen alsdann, so wie Cäsars Soldaten, die Art, und fangen nun an, die Bäume umzuhauen, die sie vorher ihrer Heiligkeit wegen zu verlegen befürchtet hatten.

Hingegen kann sich der bloße Einfall, den der hochmüthige Eigenwille erzeugt hatte, durch keine Beredsamkeit nähren. Alles ist daran schwindend — Staub und Asche! — Die starke Seele erringt den großen Gedanken, weil sie ihre eigenen Kräfte dazu fühlt: Eine starre Seele erhascht einen Einfall, weil sie vergift, wie weit ihre Kräfte gehen. Dieser Muth wird der Seele angeboren; nicht Unterricht, nicht Logik verschaffen ihn; verschaffen das begleitende Gefühl der Kräfte zu allem, was man sich groß denkt. Der junge Cato wurde noch von einem Aufseher geleitet, als er diesem schon den römischen Gedanken, den er hatte fassen dürfen, in's Ohr kispelte, daß es nämlich so schwer nicht wäre, Rom von einem Sylla zu befreien. Der Hofmeister erschrak, und der junge Mensch wunderte sich über das Entsetzen des Hofmeisters. So wie die äußern Sinnenwerkzeuge in größerer Vollkommenheit dem einen angehören werden, als dem andern: eben so scheinen einige Seelen ein stärkeres Bewußtsein von sich selbst zu haben, als andre. Sie befehlen sich ohne Unterlaß, sind sich immer gegenwärtig und zweifeln an sich niemals. Daher die innre Zuversicht; das Zutrauen auf sich, wenn auch äußere Stützen unter ihnen sinken; die Dreistigkeit Alexanders: „ich will allein hingehen, und meine Eroberungen fortsetzen; Macedonier, ihr, ihr könnt nach Hause kehren:“ daher das Ich der Medea\*). Nicht gut kann sich mit diesem innern Vertrauen auf sich selbst das Zutrauen auf Gott verbinden, aber nicht dies, welches etwas Außerordentliches von ihm erwartet. Denn in dem letztern Falle kann die schwächste Seele Muth fassen. Das gewöhnliche Zutrauen auf Gott hofft, daß der fliegen könne, dem Flügel anerschaffen sind; hofft, daß Recht Recht bleibe; hofft, daß es sich der Herzen bemästern werde; hofft, daß Gott demselben nicht entstehe, wenn es nicht sich selbst entsteht. Kurz vor dem Gefechte bei Arques, wo Heinrich IV. mit einer Hand voll Leute die Armee der Ligue, mehr als 30,000 Mann stark, aufhielt, kurz vor dem Angriffe, hieß dieser Prinz einige seiner Offiziere in ein Gehölz, das nahe an Arques lag, vorrücken, um, wo möglich, einige Gefangene zu machen. Sie kamen fast sogleich wieder, und brachten den Grafen von Belin mit sich, der ihnen in die Hände gefallen war. Der König ging ihm entgegen und umarmte ihn

\*) Wer, sagte die Geistesin der Medea zu ihr, wer bleibt dir noch übrig gegen alle diese Uebel? — „Ich.“

mit Lächeln. Der Graf, welcher mit seinen Blicken eine Armee suchte, und fast Niemand sah, bezeugte sein Erstaunen, so wenige Soldaten um den König zu sehen. „Sie sehen sie nicht alle,“ sagte ihm der König mit eben dem freundigen Wesen; „denn Sie zählen nicht dazu Gott und meine gute Sache, die mir beistehen.“

In sofern kann dies Zutrauen auf Gott noch zu dem innern Vertrauen gerechnet werden. Mit einer kleinen Abänderung gehört es zu der äußern Zuversicht, zu der, die sich auf fremde Kräfte verläßt; die ein Vorhaben unternimmt, es zu denken wagt, weil sie sich eines fremden Beistandes vergewissert. Der römische Bürger, der in den bedrängtesten Umständen der Republik den Gedanken haben durfte, Ländereien anzukaufen, und also ein sicheres Eigenthum zu hoffen! Varro, der nach der Schlacht bei Cannä sich es einzubilden wagte, daß seine Republik noch ferner einen Consul bedürfte! Cäsar, der vermuthete, daß sein Glück mit ihm in den Rahn gestiegen wäre, und mit den Schiffsleuten rudern würde! Eben dieser Cäsar, der nach der Austheilung seines ganzen Vermögens an seine Freunde für sich nur einen einzigen Wechselbrief, die Hoffnung, übrig behielt! — Dies sind Beispiele von der äußern Zuversicht auf fremde Dinge. Sie verbindet sich zuweilen mit der erstern, entspringt auch wohl aus ihr; nur nicht allemal. Hingegen, wenn sie mit jener nicht verbunden ist, so ist auch der Unterschied zwischen ihnen groß und merklich. Man erblickt die eine in dem vier und zwanzigjährigen Scipio, der nach dem Tode des Vaters und des Oheims, und nach allen wiederholten Niederlagen seiner Republik dennoch den Krieg gegen Carthago in Spanien übernimmt, weil er sich ganz fühlt: man sieht die andre an Karl V., der den unglücklichen Zug gegen die Barbarei ausführt, ob ihm gleich die Jahreszeit entgegen ist, ob ihm schon alle seine Hauptleute davon abrathen — bloß, weil er auf sein vorübergehendes Glück rechnet. Die erste wird durch den Erfolg des Unternehmens, er mag günstig oder widrig sein, weder vermehrt, noch vermindert; die andre steigt und fällt mit dem Vortheile oder Nachtheile des Ausganges. Eben der Karl dankt die Regierung ab, nachdem ihm die Belagerung vor Metz mißlungen, weil er glaubt, das Glück, dessen Natur weiblich ist, habe seinen Feind, der nun in der Blüthe der Jahre stand, liebgewonnen, ihn aber, als einen alten Mann, sehe es mit Verachtung an. Hingegen begreift der große Czar, daß seine Kräfte mit jeder verlorenen Schlacht wachsen, und daß endlich der Schüler seinem Lehrmeister nicht mehr Schande machen werde. Ich habe hier die Zuversicht sogleich mit dem Muth des Geistes verbunden, weil sie eine Folge davon, obwohl nicht ganz einerlei mit ihm, ist. Ihr Zeichen aber kann man den hohen



Sinn nennen; denn dies Wort, dünkt mir, drückt aus, was man durch élévation d'esprit anzeigt! die Physiognomie der starren Seele! „Es gibt,“ sagt Rochefoucault, „einen hohen Sinn, der nicht von dem Glücke abhängt: was ist er? eine Miene, die uns auszeichnet, und die uns zu großen Dingen zu bestimmen scheint: ein Werth, den wir uns unvermerkt selbst beilegen. Diese Eigenschaft ist es, vermittelt der wir eigenmächtig erlangen, daß andre Menschen uns nachgeben, und sie ist es auch meistens, die uns höher über sie hinaussetzt, als Geburt, Ehrenstellen, und selbst das Verdienst es thun mögen. — Es kann Niemand diesen Sinn haben, ohne einiges Verdienst zu besitzen, obschon dies ohne jenen sein kann. — Er verschafft dem Verdienste eben den Vortheil, welchen der Putz einer schönen Person noch zulegt.“

Dieser hohe Sinn bricht allenthalben durch, es sei nun, daß man durch das Glück von einer schon erlangten Höhe heruntergestoßen, oder in der Tiefe vom Steigen zurückgehalten worden. Tausend Beispiele könnte man hiervon anführen. Es ist aber die Pflicht des Schriftstellers, da, wo er die Wahl hat, solche anzuführen, die weniger bekannt sind, ohne es weniger zu verdienen. Der Marquis von Montrose verfiel lange mit einem fabel-ähnlichen Heldenmuth die Sache seines unglücklichen Königes (Karls II.), zuletzt überwältigt und überfallen von seinen Feinden, wird er gefangen, gebunden, beschimpft, von den wüthenden Presbyterianern verflucht und zur Verantwortung geführt. „Ich würde nicht unbedeckt vor euch stehen,“ sagt er zum Parlamente, „wenn euch nicht mein und euer König die Ehre erwiesen, mit euch in Unterhandlung zu treten.“ Eben dies Parlament konnte ihn verurtheilen, und verurtheilte ihn auch zum Tode, gerade darum, weil er es an seinen König erinnert hatte. Algernon Sidney beugte seinen hohen Sinn so gar nicht, daß er unter dem größten Drucke, den man von einer gewaltthätigen Regierung fühlen konnte, noch immer bis zum Todesbloke hin, wie ein Republikaner dachte und sprach. Karl XII. befiehlt den Janitscharen, als ob sie seine Soldaten wären. Doch am schönsten zeigt sich der hohe Sinn da, wo er wegen der niedrigen Umstände unerwartet ist. Die vortreffliche Beschreibung des de Thou von dem Kardinal Martinusius wird uns wegen anderer Beispiele, die ich weglassen, schadlos halten.

Der Kardinal Georg Martinusius, aus Dalmatien gebürtig, stammte von einem edlen, aber ganz verarmten Hause. Als Knabe verrichtete er bei der Mutter des Königs Johannes die aller-niedrigsten Dienste; denn sein Amt war, die Zimmer zu heizen, und eben deswegen verließ der Knabe, dessen Sinn hoch ging, entweder aus Verdruss über seine gegenwärtigen Glücksumstände, oder aus Verzweiflung, bessere zu erlangen, den Palast, und ging in ein

Kloster, dort wurde er Pater, Keller- und Küchenmeister, theilte aber die Lebensmittel unter die Brüder des Klosters nicht gleich aus, sondern nach Maße, wie er einem mehr gut war, als dem andern; so daß er schon damals auch in den allerkleinsten Dingen und bei Leuten, die in einem so niedrigen Stande lebten, sich um Gunst bewarb. Nachdem er dort zuerst Buchstabiren und Lesen, und sogar etwas Latein aussprechen gelernt, in der ehrgeizigen Absicht, dereinst als Priester Messe halten zu können: kam er wieder zum König Johannes; begleitete ihn allenthalben während seines Aufenthaltes außer dem Reiche; diente ihm treu in den wichtigsten Geschäften; wurde nach der Wiedereinführung des Königs geheimer Rath, und durch das Testament desselben Vormund über den Prinzen Stephen; und also Herr über alle Regierungssachen. Die folgenden Umstände der Zeit machten es nothwendig, daß er sich mit Ferdinanden (Kaisers Karls V. Bruder) in ein Verständniß wider die Türken einlassen mußte: an der Spitze seiner Truppen foht der Kardinal allenthalben gegen die gemeinschaftlichen Feinde mit der größten Tapferkeit, konnte es aber doch nicht hindern, daß er Ferdinanden verdächtig wurde: und der letztere ließ ihn bald darauf durch Mordmörder aus dem Wege räumen. „Und so endigte dieser Mann ein beinahe 70jähriges Leben, nachdem er sich aus den niedrigsten Glücksumständen zum höchsten Gipfel der Ehrenstellen und einem königlichen Ansehen empor geschwungen. Im Kriege und Frieden war er gleich vortrefflich, und an tiefen Staatsansichten mit wenigen zu vergleichen.“

Soll ich das zweite Stück, welches ich bei der Stärke der Seele wahrzunehmen glaube, lieber Heiterkeit oder Unerforschlichkeit des Geistes nennen? Hier ist die Beschreibung des Dichters davon:

— — — „Und der erhabenen Seele  
Ruhige Kraft, die durch keinen Schrecken so leicht zu erschüttern.“

Beide Namen, beide Begriffe liegen in der Beschreibung: „Ruhig und feste: in einem steten Gange, aber auch in einerlei Laufbahn; keine hüpfende, aber auch keine zitternde Bewegung.“ Ein vorgesehener Begriff, eine Denkungsart, welche die Seele etwa angenommen hat, erhält sich in der ersten Klarheit, wenn auch schon ihre Aufmerksamkeit durch neue unerwartete Vorstellungen nicht bloß weggezogen, sondern auch der erstern entgegen gerichtet wird. Dies ist der Nitterschlag, den die Natur nur wenigen ertheilt; der Titel des festen Mannes, den sie ihnen mit auf die Welt gibt, und gegen den sich das Bestreben der Weisen um Horazens Nichtsbewundern ebenso verhält, wie der neue Adel zum alten.

Ich höre auf davon, vielleicht auf Gerathenwohl zu reden, um auf ein Gemälde zu weisen, darin diese Heiterkeit vollständig abgebildet ist. Das Gemälde findet sich in den Nachrichten des Kardi-



nals von Rez, und ist, außer den kurzen Betrachtungen, die häufig in den Nachrichten eingestreut sind, fast das einzige Stüf, warum mich das Durchlesen derselben nicht reut. Mein Gedächtniß muß mir, da ich jetzt die Nachrichten nicht bei der Hand habe, die Hauptzüge vorzeichnen, und wird hoffentlich nichts darin verfehlen. — Man erblickt zuerst auf dem Wege nach Paris einen Wagen, darin Frauenzimmer sind, in Gesellschaft des Rez, Turenne, und noch eines andern Herrn, vorne auf, einige Bedienten: der Tag ist noch nicht recht angebrochen; in der Ferne erscheint plötzlich ein langes Gefolge von schwarzen Wesen. Der Kutscher hält an, die Bediente rufen Ave Maria: wer aus der Kutsche zu den Schlägen herausgucken kann, erschrickt, holt tief Athem, und ein allgemeiner Jammer fängt an, die weiblichen Herzen zu drücken. Der eine Herr sucht ebenfalls seine Rettung einzig und allein im Gebete. Rez und Turenne springen zum Wagen heraus, nehmen den Degen in die Hand, und geben auf die schwarzen Wesen los, Rez heftig, Turenne gelassener; die unbekannten Geschöpfe erschrecken nun weit gewaltiger, als sie erschreckt hatten, da sie, die man nicht erkannte, etwas, was sie wohl erkannten, nämlich zwei Menschen mit bloßen Degen auf sich anrücken sahen. Menschliche, um Gnade stehende Stimmen lassen sich hören, und es entdeckt sich, daß das Gefolge ein ganzes Kloster voll schwarzer Franziskaner ist, die bei warmen Sommertagen gleich mit Anbruche des Tages (damit sie nicht gesehen würden) herausgegangen waren, um sich zu baden. Nach dem ersten Ausbruche des Gelächters fragt Rez den Turenne: „Wie war Ihnen eigentlich zu Muth? Ihnen schien etwas bange zu sein: wenigstens gingen Sie sehr bedächtig.“ „Aber Sie, Rez,“ sagte Turenne, „Sie waren so hastig: Sie haben sicher nicht die geringste Furcht gespürt?“ „Wenn ich es Ihnen aufrichtig sagen soll,“ versetzte Rez, „meine erste Anwandlung war Furcht: aber ich überwand sie, und mußte eben deswegen hastiger thun.“ „Dann will ich Ihnen,“ erwiderte der große Turenne, „eben so aufrichtig gestehen, daß meine erste Anwandlung bei diesem Vorfalle Freude gewesen: ich freute mich in Vermuthung, daß mir mein alter Wunsch, Gespenster zu sehen, dürfte gewährt werden; und um ja nichts dabei zu übersehen, war ich bedächtig und ruhig.“ „So sah es,“ merkt Rez an, „so sah es bei allen Vorfällen, was sie auch sein mochten, in der Seele dieses starken Mannes aus: immer war sie in gleicher Heiterkeit.“ Und wirklich diesem Gemälde von Turenne kommt nichts aus dem Alterthume bei, als das Betragen des Sokrates, nachdem die Armee, unter der er diente, geschlagen worden. Alcibiades hatte es beobachtet, und ich will es den Montagne erzählen lassen. „Ja le trouvai (dit Alcibiades) après la route de notre armée, lui et Lachés, des derniers entro les

fugans et le consideray tout à mon aise et ne seureté, car j'estois sur un bon cheval, et lui à pied et avions ainsi combatu. Je remarquay premièrement, combien il montrait d'avissement et de resolution, au prix de Lachez: et puis la braverie de son marcher, nullement different, du sien ordinaire: sa venue ferme et réglée, considérant et jugoant ce qui se passoit autour de luy, regardant tantost les uns tantost les autres, amis et ennemis, d'une façon, qui encourageoit les uns et signifioit aux autres, qu'il étoit pour vendre bien cher son sang et sa vie, à qui essayeroit de la lui oter, et se sauverent ainsi.“ Man mag es ansehen, wie man will: so bleibt immer diese gänzliche Entfernung von allem Zagen, diese Fassung des Gemüths, darin nichts befremdet, darin man bei jedem Vorfalle so ist, als ob man zu Hause wäre: dieses bleibt ein Geschenk der Natur. Die Wirkung der Seelenkräfte muß dazu vermuthlich so beschaffen sein, daß die Lebhaftigkeit der alten Ideen immer gleich stark erhalten wird, um der Lebhaftigkeit der neuen stets gewachsen zu sein. Zwar strebt der Weise durch einen langen Kampf nach diesem Nicht — entgegen. Vorschriften, Regeln, wiederholte Betrachtungen sollen ihm das Gleichmüthige, Unwankende verschaffen, das allein glücklich machen und auch glücklich erhalten kann. Unstreitig gelangt er endlich zu dieser Gemüthsverfassung; zwar leider oft erst, wenn sie bald unnüß wird: jedoch gelingt es ihm in so weit, daß er nicht mehr umfällt, sich aufrecht erhalten kann, und höchstens nur mit einer Hand noch stemmen darf. Aber die erste Anwandlung des Schreckens vermeidet er selten, die erste Bestürzung, die Abwesenheit des Geistes auf einen Augenblick, die einer Verfinsterung und Verdunkelung aller Ideen so nahe ist. Es kann die Wiederholung, oder Wiederkunst der nämlichen Dinge, die sonst bei jeder gewöhnlichen Seele zuerst Schrecken erregen, sie kann durch die bloße Macht der Gewohnheit einige Unerforschtheit zu wege bringen: Alles dies reicht nicht an jene wesentliche Gleichgültigkeit, die den Kanzler Morus noch auf dem Blocke an das Zurücklegen seines Vartes denken läßt, damit, sagte er, dieser, unschuldig am Hochverrathe, nicht zugleich abgehakt würde. Sind denn also die Bemühungen des Weisen um die Ruhe, um die Gelassenheit, welche er sucht, sind sie für den Mann, den die Natur so fest gebildet hat, für ihn ganz überflüssig? — Die Absicht jener Bemühungen geht weiter. Sie wollen der Seele nicht nur das Dauerhafte gegen das Reiben neuer von außen her kommender Ideen verschaffen, sondern sie auch in Absicht ihrer eigenen Wünsche und Vorstellungen im Gleichgewichte erhalten. Eben der Turenne, den von außen her nichts aus seiner Fassung bringen konnte, litt in sich selbst die stärksten Umwälzungen, da er bald zu dieser Hofpartei, bald zu jener sich schlug, und sogar von Weibern geleitet wurde. Aber in keinem Beispiele zeigt



sich vielleicht der Unterschied zwischen der äußern Unerfrodenheit und der innern Gleichmüthigkeit deutlicher, als in dem Beispiele des Chaumont, der für Ludwig XII. (von Frankreich) im Mailändischen Befehlshaber war. Chaumont wurde beordert, den Herzog von Ferrara gegen den Papst Julius II. zu verteidigen. Durch eine glückliche und unerwartete Wendung schloß er den Papst nebst seinem ganzen Hofe in Bologna ein, und er konnte ihn ohne Blutvergießen zu seinem Gefangenen machen. Aber seine tiefe Ehrfurcht für den heiligen Vater machte ihn geneigt, Unterhandlungen Gehör zu geben, wodurch man ihn nur zu hintergehen suchte. Als er sich darauf wegen Vernachlässigung der Vortheile, die er in Händen gehabt, dem strengsten Tadel ausgesetzt fand, machte er sich selbst so bittere Vorwürfe darüber, daß er in eine auszehrende Krankheit verfiel, woran er auch bald hernach starb. Doch auf dem Todtbette verfiel er noch einmal wieder in die entgegengesetzte Reue, und flehte auf's Demüthigste bei Ihro Heiligkeit um die Vergebung seiner schweren Sünde, nur jemals die Waffen gegen sie getragen zu haben. Welches klägliche Hin- und Herschleudern zwischen der Treue des Soldaten für seinen König gegen alle Feinde desselben; und zwischen der Verehrung, die einem Papste der Römisch-katholische schuldig ist! Was für Dienste hätten hier einige Blätter sokratischer Philosophie thun können!

Und an der Ruhe des Gemüthes, welche von der Weisheit gewirkt wird, und das Werk der Vernunft, Ueberlegung und Erfahrung ist, erkennt man auch bald ihren Ursprung; denn sie führt etwas gleichförmiges, etwas gleichgespanntes durch das ganze Leben des Menschen hindurch, das sich von jeder Seite, und unter allen Umständen darin antreffen läßt. Die Lady Johanna Gray, welche die englische Krone nicht getragen, sondern nur berührt hatte, dieses vortreffliche Frauenzimmer war in seinem 17. Jahre mit den Weisen des Alterthums und besonders mit Plato so bekannt, und von ihrem Umgange so bezaubert, daß sie diesen Umgang nicht nur den Lustbarkeiten des Hofes mit Vergnügen vorzog, sondern auch genug daraus gelernt hatte, um mit Widerwillen den ehrgeizigen Absichten ihrer Verwandten nachzugeben, mit Gleichgültigkeit den Thron zu besteigen, und zehn Tage darauf mit Freuden, obgleich durch eine schleunige Glücksveränderung, ihn wieder zu verlassen. Als sie nun nicht mehr das Glück eines Privatlebens, das sie so sehr gewünscht, für sich und einen geliebten Gemahl hoffen durfte; sondern ein Todesurtheil erwarten mußte, das sie aus eigener Schuld so wenig verdient hatte: blieb sie nicht nur standhaft, sondern auch so richtig in ihren Einsichten, daß sie erkannte, wie sogar Unschuld, die sich auch nur zur Störung der Ruhe des Staates brauchen läßt, schuldig werde. Ihren Gemahl sah sie vor ihrem Fenster vorbei zum

Blutgerüste, und seinen Leichnam wieder zurück führen, wohin sie ihm nun sogleich folgen sollte. Zärtlich und ruhig gab sie ihm erst noch von ferne ein Zeichen ihrer Liebe, und setzte nachher über diesen Anblick in ihre Schreibtafel drei Sprüche in griechischer, lateinischer und englischer Sprache von sehr richtigem und erbaulichem Inhalte. Und so wird von der Ruhe der Seele auf die Gegenwart des Geistes wieder eine Folge, ob sie gleich mit der Unerfrodenheit oder Heiterkeit schon angeboren wird, und also in verschiedener Betrachtung bald die Ruhe auf sich stützen kann; bald auf sie sich gründen. Ihre Sprache endlich kann man aus des unglücklichen Grafen von Strassford Schutzrede vor seinen Richtern lernen. Von seinem schwachen Freunde, dem schwachen Könige (Karl I.), seinen Feinden Preis gegeben, und dadurch der Vorläufer von dem Tode des letzten, verteidigt sich dieser große Mann dennoch mit Würde und Edelmut, und schließt mit folgenden Worten vor seinen Pairs: „Jetzt, Mylords, danke ich Gott, daß er mich durch seine Gnade von der großen Eitelkeit aller zeitlichen Güter durch die Vergleichung mit den wichtigern Freuden unserer ewigen Fortdauer sattham unterrichtet hat. Und in dieser Verfassung, Mylords, unterwerfe ich mich aufrichtig und freiwillig mit aller Demuth und Ruhe der Seele eurem Urtheile. Euer gerechter Ausspruch mag mich nun zum Leben, oder zum Tode verurtheilen: so werde ich mich voll Dankbarkeit und Vertrauen den Händen des großen Urhebers meines Daseins überlassen.“

Das dritte Stück, das sich bei der Stärke der Seele entwickeln läßt, hat mit den beiden vorhergehenden wenig oder vielleicht nichts gemein. Denn weder Muth noch Heiterkeit führen zu der Festigkeit und Stetigkeit des Willens, vermöge welcher man etwas so lange will, bis es ausgeführt ist. Eben nicht gewaltsame Hindernisse dürfen diesem Wollen entgegen stehen. Bloß der langsame Gang der Zeit; das Außenbleiben der Früchte, oder doch ihr Verzögern; die Darstellung neuer glänzender Ideen; dies sind schon für die meisten Menschen furchtbare Hindernisse: daraus entsteht die Verdrossenheit, immer die nämliche Sache zu denken; immer an dem nämlichen zu arbeiten; daraus das Erschlaffen der nötigsten Kräfte, Ekel vor dem Alten und Müüderkeit zu dem Neuen. Laß sehen: wie breit muß der Weg sein, den du zum Gehen brauchst? so viel Fuß breit, sagt du; gut: wenn ich also das übrige, was du nicht brauchst, von beiden Seiten weg nehme: wird wohl dein Weg dadurch schmaler? Und doch fürchtest du dich, nun über den schmalen Steig weg zu schreiten; nämlich dein Blick ist unstet, deine Augen flattern; dich hält nicht einerlei Gegenstand fest: du zitterst, du wirst bange, du stehst still, wankst, nun fällst du. Ist aber nicht jede Stetigkeit des Willens ein solches Hinsehen auf einerlei



Idee? beruht sie nicht auf dem dauerhaften Vorzuge, den man einer bewährt gefundenen Idee vor andern gibt? Man setzt sie oft in Vergleichung mit andern, aber allemal schlägt der Vorzug für jene aus: Und zwar ist's die Seele, welche in beide Schalen die Gewichte legt. Dadurch eben unterscheidet sich diese Festigkeit von der Unerschrockenheit. Die letztere hält nur das Gleichgewicht gegen Ideen, die sich von außen zu drängen; die erstere erhält es gegen die eigenen Veränderungen der Seele: und was uns von innen droht, ist weit gefährlicher, als was von außen. Will uns Jemand von unserem Vorfasse, von unserer Schanze vertreiben: sogleich waffnet sich die Eigenliebe zu unserem Behufe; man wird gegen den Feind erhibt: rühmlich ist die Gegenwehr: süß die Art von Genugthuung, welche man sich durch den tapfern Widerstand verschafft. Aber es falle nur in langer Zeit Niemand unsere Schanze an, es lasse uns dort Jedermann müßig; ohne Kampf außer gegen Zeit und Langelweile; wie oft wird uns nicht der Gedanke einkommen, den Posten zu verlassen? und wäñnen wir erst keine Ursache zur Furcht zu haben: wird nicht der Gedanke ausgeführt werden? langsame Schleichende der Zeit! grausamste Marter für den unternehmenden Geist, für den Geist, der Ehre sucht! Wie oft mag Cäsar den niedrigen Wunsch gethan haben, lieber ein Königssohn, als ein römischer Patrizier zu sein! Als der erstere würde er wie Alexander schon in den zwanzigen den Ruhm genossen haben, den er nach den Anstalten seines Staates erst nach den vierzig Jahren durfte. Wie lange mußte ein ganzer Sommer Fabius dem Zauderer geworden sein! Anstatt der verdienten Ehre, dafür, daß er ihn zum Wohl seines Landes unthätig hatte vorbeikriechen lassen, hörte er nichts als Vorwürfe. Erst nachdem der langsame Feldzug zu Ende war; erst alsdann entdeckte das Volk die Größe seines Feldherrn und die Wohlthat seines Zauderns! Nichts aber, nichts übertrifft die Festigkeit, welche Colons Seele gezeigt hat! Nachdem sie mit dem größten Muthe den Gedanken einer neuen Welt gefaßt, acht Jahre lang keine andere Seele gefunden, die diesen Gedanken denken durfte: ließ sie ihn doch nicht fahren, sondern harrete der Zeit, unterhielt sich mit der Größe ihres Vorhabens, unverdrossen es zu bewundern: sollte sie auch eine Halbflugel der Erde unentdeckt wieder mit sich von der Welt nehmen müssen. Das Schiff, womit Colon nach seinen neuen Entdeckungen segeln wollte, lag, wenn ich so sagen darf, diese ganze Zeit über in seinem Sinne vor Anker. Ich sage nichts von der Herzhaftigkeit, womit er die Zweifel, die Einwürfe, das Schelten seiner Schiffskameraden, und vermuthlich auch von Zeit zu Zeit ein inneres Schelten auf sich selbst ertug. Dies gehört unter ein anderes Hauptstück. Seine Festigkeit bei einerlei Vorsatze, ehe er noch handeln durfte, diese reizt meine Be-

wunderung an sich; so wie die Tapferkeit eines Regiments höher geschätzt wird, wenn es, ohne selbst etwas zu thun, das feindliche Feuer aushält, als wenn es gegenfeuert.

Wenn ich nicht aus der neuern Geschichte dieses große Beispiel vor Augen gehabt hätte: so würde ich auch hier wieder Cäsar angeführt haben, der ganze zehn Jahre hindurch, die von Gefahren für sein Leben voll waren, der während seiner zehnjährigen Kriege in Gallien und Britannien, das heißt gegen die tapfersten Feinde der Römer, der den Entwurf fest hielt, sich zum ersten Mann in seiner Republik zu machen. Man läßt selten dieser Seele alle Gerechtigkeit, die man ihr schuldig ist, widerfahren. Wenn wir die weitläufigste Geschichte lesen, so laufen uns Cäsars zehn Jahre in Gallien schnell vorüber; aber bedenkt man auch, welche lange Zeit zehn Jahre für den Ehrgeiz sind. Was an Cäsars Pläne jede Schlacht, jedes Scharmügel, jeder Vorfall ändern konnte, wenn er unglücklich ausfiel: und wenn er gelang, so war es erst eine weit ansehende Vorbereitung zum großen Zweck! Dieses Ausdauern gegen die Zeit ist das wahre Unterscheidungszeichen des Ehrgeizes von der Eitelkeit. Die letztere sucht immer ihre Belohnung in der Nähe, bettelt sie von denen, die sie unmittelbar umgeben, will sie ohne einigen Zeitverlust. Wird sie ihr nicht sogleich gewährt: flugs sinken der Eitelkeit die Hände an dem unternommenen Werke. Wenn Rom gegen den Catilina durch vieljährige Arbeit hätte müssen vertheidigt werden, so würde Cicero schwerlich seine herrliche und geprahlte That verrichtet haben.

Nichts ist schwerer als die Stetigkeit des Willens vom Eigensinne und von der Halsstarrigkeit zu unterscheiden. Es läßt sich bald sagen, daß jene vernünftig sei, diese unvernünftig. Wo ist das große Unternehmen, das nicht im Anfange gemeinen Augen einer Thorheit ähnlich scheint? Wie viel spöttischer Gesichter, die sich hinter Schnupftüchern verbargen, als Peter der Große das erstemal die Trommel schlug! Aber laß jetzt noch Jemand auftreten und lachen! Fast alle große Unternehmungen werden gesäet in Unehren, ihre Herrlichkeit erscheint erst alsdann, wann sie aufgehen. Außerdem macht uns in unsern Urtheilen zu Schanden jene ewige Anordnung der Weltbegebenheiten, die auf eine so göttliche und unbegreifliche Art zwischen das eigene Gewebe der Menschen eingewirkt ist. Wenn Karl XII. die Schlacht bei Pultawa gewonnen hätte, oder wenn ihm sein Leben vor Friedrichshall noch wäre gerettet worden, um den neuen Entwürfen des Alberoni, Görzen und sogar Peter des Ersten: Entwürfen, dazu Karls Leben und Charakter so nothwendig war, Zeit zur Reifung zu lassen: Geschichtschreiber, die ihr ihn jetzt so unbarmherzig richtet, was würdet ihr alsdann von ihm sagen? Wie würdet ihr seine Festigkeit, seine stete



Verfolgung des nämlichen Entwurfs bewundern? Wilhelm von Dranien, der fast allemal im Felde, und niemals in seinem Sinne überwunden wurde! Welche Seele! von der frühesten Jugend an bis in sein Alter einerlei Willen, nämlich Frankreichs Macht entgegen zu arbeiten! Aber wenn nun der junge Mensch damals, als er seinem Vaterlande die Annahme der schmählichen Friedensbedingungen des edelmüthigen Ludwigs abrieth: wenn nur der junge Mensch seine Republik, die schon am Rande des Verderbens stand, durch seinen festen Sinn vollends hinein geführt hätte: würde er nicht durchgehends ein unbedachtsamer, hartsinziger Jüngling heißen? Setzt einen andern Menschen als den Herzog von Buckingham an die englische Regierung und des großen Cardinals Richelieu's Beharrlichkeit in seinem Unterfangen gegen Rochelle wird zur Thorheit. O du! der du im Himmel deinen Sitz hast, und den ganzen Aufzug der menschlichen Thorheiten wie ein Schattenwerk vorübergehen läßt, du allein entscheidest, was besonnen oder unbesonnen heißen soll; du bringst zu Ehren, wenn du willst, Kinder, die einem festen Faden nachgehen, und machst zu Schanden Weise, wenn sie wissend oder unwissend deinen Absichten widerstreben! Alle ihre Rathschläge werden alsdann verkehrt, und was sie eben am meisten demüthigt, in aller Augen scheint es dann, daß sie ihre Unfälle verdient haben.

Wenn es nun gleich für Zuschauer so schwer wird, den eisernen Kopf vom gediegenen Sinne zu unterscheiden: so bleibt es doch wahr, daß ein Unterschied dazwischen sei. Der nämliche, möchte ich fast sagen, wie zwischen Muskeln, die von Blut und Lebensgeistern strotzend, sich strammen, und zwischen solchen, die vom Froste erstarrt sind. Ich möchte das letztere unter dem rigor animi verstehen, den Tacitus einem Tiber auch noch in den letzten Stunden seines Lebens beilegt. „Kräfte und Lebensgeister verließen ihn schon, noch nicht die Verstellung; noch immer der steife Sinn; Stimme und Gesichtszüge strengte er an und suchte zuweilen freundlich auszu sehen, und eine Kraftlosigkeit zu verbergen, die doch nur gar zu sichtbar war.“

Ich habe mich bei dieser Stetigkeit des Willens etwas länger aufgehalten, weil sie das unentbehrlichste Stück von der Stärke der Seele fast für jeden Stand ist. Hier ist noch nicht der Ort zu sagen, in wie weit sie für den einen verdienstlich werde, für den andern nicht. Sonst müßte es auch schon hier stehen, daß der Staatsmann ohne dieses Unwandelbare in seinem Vorsatze, ein Verderben für die Eingekerkerten und ein Spott für die Auswärtigen werde. Aber es liegt mir jetzt noch nicht an der Anwendung der Begriffe. Wofern ich nur so glücklich bin, sie erst gehörig zu entwickeln und festzusetzen, so muß die Anwendung nachher ganz leicht werden. Ich

wiederhole es nun bloß, um es tiefer einzuprägen, daß die Stetigkeit des Willens eigentlich in der Wirkung der Seele auf sich selbst bestehe, und nicht sowohl äußere Hindernisse zu bestreiten habe, als vielmehr ihren eigenen Wankelmuth, eigenes Zagen, ihre Einwendungen zu Hause. Wenn man noch genauer gehen will, so mag man hinzusetzen, daß die Festigkeit nicht den Anfang zum Kampfe mache, daß sie schon einen Sieg voraussetze, und ihr bloß die Ehre vorbehalten sei, das Errungene zu beschützen.

Ueberhaupt nimmt die Thätigkeit, die auswärts geht, bei den übrigen Stücken der Seelenstärke immer mehr und mehr ab. Was ist minder thätig, als die Geduld? Aber zur Stärke der Seele gehört sie gewiß mit; sie erfordert nicht eigentlich eine Spannung, sondern von einem geistigen Wesen körperlich zu reden, eine Fähigkeit der Fasern, welche nachgeben, ohne zu zerreißen. Dies besonders an ihr hat den Anschein veranlaßt, als wäre sie vielmehr das Gegentheil von der Stärke der Seele. Denn man setzt oft die thätige Seele der Leidenden oder Geduldigen entgegen. So haben wir oben schon Gelegenheit gehabt, zu bemerken, daß man die Herzhaftigkeit beim Angriffe für die ganze Stärke der Seele halte; und eines dieser Versehen erzeugt das andere. Unstreitig, daß die Geduld ihren Feind nicht angreift: aber sie besteht ihren Mann. Sie stößt nicht mit Heftigkeit gegen ihn an: aber in sich selbst gedrängt, hält sie ihn aus. Ihr Verdienst besteht gleichsam in dem Beharren an demselben Ort. Der Muth erhebt sich zu großen Unternehmungen: die Unerblichkeit übersteht alle Larven, alle Schreckbilder, die sich in diesen unbefuchten Gegenden gemeiniglich sehen lassen, die Stetigkeit treibt auf dem Wege an: die Geduld hält aus an dem Orte, wo man unumgänglich stille stehen muß. Jeder Aufenthalt, wo die Kraft der Thätigkeit gehemmt wird, ist ein Leiden, und wenn die Schmerzen des Körpers zu empfindlichen Leiden der Seele sich fügen: so erreicht die Tugend, welche gegen beide an ihrem Standorte aushält, den Grad des heroischen. Fast nur in dem letztern Falle hat die Geduld etwas glänzendes an sich. Sonst ist sie ohne allen Schimmer, besonders wenn sie nur mit Schmerzen des Körpers kämpft. Ihre Ausübung aber wird eben dadurch, weil sie ohne Lobsprüche von Seiten der Menschen bleibt, desto erhabener, obschon auch dieses Verweigern der Lobsprüche so unbillig nicht ist, als es scheinen dürfte. Man weiß, oder erräth es nur selten, daß das Stillstehen eines außerordentlichen Geistes nicht von seiner Willkür, sondern von einem äußeren Hindernisse herrühre. Wie viele an dem Hofe Tarquins haben wohl das Leiden der Seele am Junius Brutus erkannt? Eine der schönsten Stellen im Leben des berühmten Kurfürsten von Sachsen, Moritzens, ist wohl diese, da er die Belagerung von Magdeburg unternimmt, und seine Ge-



duld in Erwartung der rechten Zeit zur Demüthigung des stolzen Kaisers dadurch bis zum Glanze treibt! Die übrigen Leiden in Privatumständen sind noch erkenntlicher. Hier ist, was Flechier sagt, das Gurren der zärtlichen Taube, das fast niemals aus der Einsamkeit hervordringt. Stille Thränen, welche hier fließen, werden nur von Engeln in verborgene Gefäße gesammelt, werden nur von ihnen gezählt. Die Seufzer, welche die beklemmte Brust ausdrückt, erlangen erst, wenn sie über unsern Luftkreis hinaus sind, einen Laut, und werden erst in den höheren Gegenden hörbar. Verriethen nicht zuweilen das verlöschte Feuer des Auges und sein geschwollener Apfel die Geheimnisse: so würde fast jeder nur sich allein für unglücklich halten. Und siehe, dies allgemeinere, dies gewöhnliche des Harnes, was man nach und nach im menschlichen Leben entdeckt, dies macht eben, daß man die Geduld unter widrigen Zufällen so ungemein hoch nicht schätzt. Man sieht das Ungemach unvermeidlich, für nothwendig an, und so scheint die Geduld, welche das Ungemach erleichtert, sich selbst zu belohnen. Dazu kommt noch, daß man von der rauhen Bahn der gewöhnlichen menschlichen Leiden zur Seite selten wohin anders, als zum Tode ausweichen kann. Nur weiß man auch, wie wenige Menschen im Ernste geneigt sind, diesen Ausweg zu betreten, und sollte sie auch nur noch wie Kandidaten die Scheu vor dem Journal de Trevour davon abhalten. Also rechnet man es ihnen nicht zum Verdienste an, daß sie in ihrem Geleise unverrückt geblieben sind. Die Hülfe der Zeit, die sich jeder versprechen darf, und die jeden in der Hoffnung zum Voraus tröstet, eignet sich ebenfalls von dem Ruhme der Geduld etwas zu. Und wo erscheint sie wohl nicht mit ihrem Beistande, die lindernde Zeit! wer würde ohne sie des Lebens Bürde tragen? Ein Mensch, dem es an der Erfahrung mangelte, daß man nicht einen Tag wie den andern denke: ein solcher Mensch würde dem ersten schweren Ungemache, das er wirklich recht fühlte, unterliegen. Die Seele geräth nur alsdann in Verzweiflung, wann sie überzeugt zu sein glaubt, daß alle folgende Tage gleich traurig für sie werden müssen. Doch es fehle der Geduld, weil sie nicht sehr in die Augen fällt, das belohnende Urtheil der Menschen: sie ist deswegen nicht weniger das Eigenthum vorzüglicher Seelen. Die Stille, womit man unter dem Leiden liegt, zeigt eine feste Gründung an. — Ich sammle meine Leser um mich: (wer unter uns ist in seinen Freunden so glücklich, daß er nicht mit Wehmuth im Gesichte, einen darunter so anzureden Ursache hätte: „Schöne Seele, die du schon lange alles ertragen hast, was nur der feineren Empfindung eklekt, das zarte Gefühl schmerzen und das empfindliche Herz durchbohren kann: fürwahr, du gehörst zu der höheren Gattung, gegen welche Hochachtung ein Tribut, und Liebe ein Dium

ist! Denn verehrungswürdiger gibt es nichts, als die Gelassenheit, welche durch richtiges und bitteres Nachdenken endlich gewirkt wird, und liebenswürdiger nichts, als das weiche und ruhige Mitleid, auf dem die halbverwischte Thräne ein Zeichen der sanfteren Seele ist.“ Wirklich diese Tugend scheint in einer Seele eher als in der andern hervorzuleimen, und dem Geschlechte natürlich zu sein, das überhaupt eher zum Stillsein, als zur Thätigkeit geschaffen ist. Man sieht es der Geduld der Männer an, daß sie bei diesen die Frucht einer mühsam erlangten Weisheit:

— — *victrix fortunae sapientia* — \*)

bei jenen die Folgen einer langen, mühsam erlangten Erfahrung sei.

— — *ferro incommoda vitas*  
*Nec jactaro jugum vita didicero magistra.* \*\*)

Aber dem zärtern Geschlechte scheint die Geduld von der Natur selbst zu seinen Schutz Waffen gegeben zu sein. Man hätte aus dieser einzigen Eigenschaft schon schließen können, daß nur durch Freethum und Vorurtheil den Weibern schwache Seelen zugeschrieben werden. Wenn es wahr ist, daß fast durchgängig die Geduld ihr Eigenthum sei (wie sie es, wegen der übrigen Bestimmungen des weiblichen Geschlechts, nothwendig hat sein müssen): so ist es auch ausgemacht, daß ihre Seelen nicht ohne Stärke sind. Im Gegentheil fehlt ihnen meistens die Herzhaftigkeit zum Angriff; das männliche Vorrecht, eben das, welches allein für Stärke hat gelten sollen, das ich aber nur für einen Theil derselben, und zwar für das fünfte Stück halte, und sogleich in die äußere gegen Gefahren, die dem Körper durch andere drohen, und in die innere, nämlich gegen sich selbst, seine Meinungen und Neigungen abtheile. Ich werde mich bei der erstern nicht aufhalten. Sie ist gemein, wird bald zu hoch, bald zu niedrig geachtet, jezt mit einer Krone belohnt, und jezt mit einem Kommissbrode, beweist das einmal, daß man eine außerordentliche Seele habe, und das anderemal, daß man betrunken sei; wird theils angeboren, theils erworben, theils erzwungen; findet sich für einen halben Gulden alle fünf Tage eben so gut, als für acht tausend Pfund monatlich, und ist bei dem einen die Wirkung seiner Liebe für's Vaterland und bei dem andern seines Ueberdrußes an der Ehefrau.

Es ist schwer zu sagen, ob sich diese Art der Herzhaftigkeit nicht nothwendig da ebenfalls einfinde, wo andere Stücke von der Stärke der Seele anzutreffen sind. Ich weiß wohl, daß Philipp II. von Spanien, dem man gewiß die Festigkeit und Stetigkeit des Willens

\*) Selbst das Glück besiegt die Weisheit.

\*) — — des Lebens Mühen zu dulden  
Und zu ertragen das Joch hat Natur sie sattfam gelehrt.



nicht absprechen kann, daß er nach dem Treffen bei St. Quentin und nach der Bestürmung dieses Ortes keiner anderen gefährlichen Gelegenheit weiter bewohnen wollen. Jene waren die erste für ihn und sollten auch die letzte sein. Allein, zu einem richtigen Urtheile darüber mußte man wissen, ob er es nicht für größer gehalten, aus seinem Zimmer durch seinen Kopf so viele Arme zu lenken, er selbst in der größten anscheinenden Ruhe, als bloß der Beförderer und Bewerksstelliger seiner eigenen Anschläge zu sein. Wenn nur erst der Trieb zur Ehre den Lauf nimmt, daß er durch nichts anders als durch den Troß gegen die Gefahren befriedigt zu werden glaubt, so scheint es fast unmöglich, daß man vor ihnen weichen solle. Hingegen ist es offenbar, daß diese Herzhaftigkeit bei Leuten kann angetroffen werden, denen es an jeder anderen Eigenschaft zur Stärke der Seele fehlt. So viele zufällige Umstände können jene hervortreiben, daß man sie wie eine Pflanze betrachten kann, die auch zwischen den Ziegeln eines Daches hervorschießt. Kein Mensch wird deswegen einen Dachstuhl als ein vortreffliches Erdreich zur Saat anpreisen.

Es gibt Grade dieser Herzhaftigkeit oder persönlichen Tapferkeit, und bei einigen derselben, wenn sie erreicht werden, müssen wir allerdings gestehen, daß sie etwas angebornes zu erkennen geben; daß es Kinder der Helden gebe, welche das Erhabene ihres Ursprunges angeprägt tragen. Wenn der berühmte Graf von Sachsen, als ein Kind von dreizehn Jahren, am Abende der schrecklichen Schlacht bei Malplaquet, der er beigewohnt, sagt: „ich für meinen Theil bin ganz wohl mit diesem Tage zufrieden“: so kennt man ihn an dieser Rede, wie die Nachkommen der Riesen an ihrer Länge. Die Gegenden, wo Gefahren drohen, sind freilich die Erbstücke solcher Seelen, die ihnen von ihren Vorfahren verlassen worden. Sie müssen in dem sein, das ihrer Vorfahren gewesen ist. Man sucht sie auch an diesen Plätzen, sobald man sich nach ihnen umsieht: so wie man den Adler in den Felsklüften zu entdecken hofft. Das Leben ist ihnen von der Natur so schön angefangen, daß es fast eine Forderung an sie scheint, es schön zu endigen: und wenn sie ihr Leben wagen: so ist das Schlimmste, was ihnen begegnen kann dies, daß sie es behalten. Daher glänzt auch in aller Augen diese Eigenschaft am meisten. Der Weise sogar muß auf seiner Höhe stehen, Heinrich IV. mit seinem weichen Federbusche mitten in Gedränge der Feinde:\*) nicht mehr zu bewundern, als eben diesen

\*) In der Schlacht von Ivry. Vor dem Anfang des Treffens sagte er: „Mes Compagnons, si vous perdez vos Enseignes, Cornettes ou Guidons ne perdez point de vue mon banache blanc, vous le trouverez toujours au chemin de l'honneur et de la victoire.“

Heinrich in dem Zimmer, wo er seinen Sully gegen seine Geliebte in Schutz nimmt.

Zu der äußern Herzhaftigkeit gehört noch eine Gattung, wobei weniger Geräusch ist, die dagegen mehr Gründliches hat. Als Karl V. den glücklichen Moriz in die Kurwürde seines unglücklichen Vaters zu Augsburg feierlich einsetzte, wurde der letztere, der dahin als Gefangener hatte mitgehen müssen, durch das Lärmen und Getöse bei dieser Feierlichkeit, die nicht weit von seiner Wohnung vorging, an's Fenster gezogen. „Was für ein Frohlocken!“ sagte er, „da freuen sie sich nun über eine Wilrde, die sie mir wider Recht und Billigkeit geraubt haben. Gebe Gott, daß Morizens Kinder sie in Zukunft so ruhig genießen, um meiner und der meinigen Beistand niemals nöthig zu haben!“ Und damit, ohne stärker durch diesen Anblick gerührt zu werden, setzte er sich wieder zu seiner gewöhnlichen Beschäftigung hin, dem Lesen der heiligen Schrift. Alexander glaubte an die Tugend und trank den Becher aus, welchen ihm der verdächtig gemachte Leibarzt reichte. Es ist wahr, daß dieses sein Bewegungsgrund gewesen sein muß, wenn seine Handlung schön bleiben soll; allein deswegen bleibt sie doch herzhast. Denn welcher Mensch ist es, er müßte denn seines Daseins müde sein, der ohne Glauben sein Leben wagt? Der Glaube an den Nachruhm! Der Glaube an höhere Belohnungen! Luther glaubte an die besondere Vorsicht und ging nach Worms. Ich wünschte wohl, daß sich dieses eben so gut malen ließe, wie Alexander in seinem Bette, wo er mit der einen Hand nach dem verdächtigen Arzneibecker, den der Arzt noch hält, greift, und mit der andern diesem den Brief, darin die Beschuldigungen stehen, reicht. Wenn Karl V., vor dessen Throne Luther stünde, ein Buch in der Hand hätte, auf dessen aufgeschlagenem Blatte, so daß es Luther sehen könnte, die Worte befindlich: *haereticis non est servanda fides*: in der Ferne des Audienzsaales, Hussens Geschichte abgebildet wäre, und auf aller Umstehenden Gesichtern entweder Zorn und Unwille und Haß, oder Furcht und Bangigkeit und Unentschlossenheit: nur auf Luthers seinem allein Unererschrockenheit und Freudigkeit ausgedrückt sich zeigte; dazu seine ganze Stellung die Zuversicht, mit der er sich vertheidigt, bewies: sollte dies Gemälde dem erstern viel nachgeben? Man muß dabei noch anmerken, daß diese Reise nach Worms bald nach dem Anfange seiner großen Unternehmungen geschehen, ehe noch tausend andere nachher dazu gekommene und immer wachsende, theils innere, theils äußere Stärkungen den Muth unterstützen, und ihn dadurch seiner Schönheit etwas benehmen konnten. Ich habe mit Fleiß dieses Stück gewählt, um weder in die Heiligenverehrung der allzweifrigen Lutheraner, noch in die Parteilichkeit zu fallen,



aller Geschichte zum Trost, diesem Manne seine glänzenden Eigenschaften abzusprechen.

Ich werde hier die Herzhaftigkeit der wahren Märtyrer nicht berühren: die höhere Gnade, von der sie bewirkt wird, setzt sie außerhalb der Reihe der Dinge, welche zu einem bloß menschlichen Verdienste etwas beitragen. Dagegen darf ich die Herzhaftigkeit nicht ausschließen, welche, wenn ich so sagen darf, gegen unbekannte, aber nahe, heimliche Gefahren sich ermannt, welche sich äußert, wenn Gefahren rings um uns her flattern, ohne daß wir eigentlich den Ort wissen, von wo aus sie uns anfallen werden; welche sich hervor thut, wenn die Schrecknisse von ferne, aber unfehlbar im Anzuge sind, und kein Mittel ist, ihnen auszuweichen. Mir scheint, daß diese Herzhaftigkeit weit größer sei, als die andere, welche mit einer sichtbaren und gewissen Gefahr handgemein wird. Sie sind nicht einmal beide immer zusammen in jeder Brust gegenwärtig, weil manche Seelen durch die Ungewißheit und Unsichtbarkeit der Gefahr weit mehr außer ihrer Fassung kommen, als durch den nahe drohenden Tod. Daber ist es begreiflich, wie der Soldat, dem das Herz beim Angriffe einer Batterie nicht viel merklicher als sonst klopf, dagegen bei einem heraufsteigenden Gewitter zagen könne. Man sehe die zehntausend Griechen, die Hülfsstruppen des unglücklichen Cyrus mitten im tiefsten Persien: ihr Goldherrn todt, folglich die Sache, für die sie stritten, zum Vortheil des Feindes entschieden; unzählbare Feinde um sich her, keinen Freund nirgends, — verrathen, abgeschnitten, eingeschlossen durch Berge: die Natur selbst schien sich wider sie erklärt zu haben: ohne Wegweiser, ohne Lebensmittel; eine ungeheure Strecke vor sich zu durchwandern, die unwegsamsten Gebirge: welche Nacht brachten sie zu! Sie stritten nicht: das wäre eine Wohlthat gewesen, die Gefahr so fest und gerade vor sich zu haben: sie schlummerten zu einem fürchterlichen Aufwachen. Der edle junge Mann, der sich zum Streit auf's schönste putzte, um an seinem Siegestage oder Sterbetage geschmückt zu sein, er allein richtete sie wieder auf: ihre Herzhaftigkeit ermannte sich — ward glänzend; — ist nun verewigt.

Ich fange die Beschreibung der innern Herzhaftigkeit mit der berühmtesten Gemälde des Alterthums an: Alexanders Betrage gegen die gefangene Gemahlin und Tochter seines überwundenen Feindes: Scipio mit der Ehrerbietung eines Bruders gegen den schönste Sklavin, sein Eigenthum nach den damaligen Rechten des Kriegs, obschon die Braut eines unglücklichen Prinzen: Titus und Berenice; er Kaiser und frei, Liebhaber und geliebt; doch um Raub und der Gesetze willen von einander scheidend, er ungern, sie wider Willen. Aber Gemälde reichen allein nicht hin: wir müssen die Merkmale eines nach dem andern herausholen.

Ich bemerke zum voraus, daß man die innere Herzhaftigkeit, die Entschlossenheit gegen sich selbst in einem vorzüglichen Verstande Stärke der Seele zu nennen pflege. Beide also, der Inbegriff aller bisher erläuterten Eigenschaften, und auch eine einzelne, die darunter gehört, führen einerlei Namen. Gegenwärtig können wir nur der Kürze halber, ohne Verwirrung zu besorgen, diesen Namen auch hier brauchen.

Es wird zuerst nöthig sein, den Gegenstand, woran sich solche Stärke der Seele äußert, anzugeben. Der folgende ist es: Urtheile über Sachen, die unser höchstes zeitliches und ewiges Wohl angehen, und Urtheile, die wir selbst gefällt, von deren wirklichen oder vermeinten Nichtigkeit wir uns aus Gründen selbst überzeugt haben. Die Anhänglichkeit an dieselbe trotz allen Einwendungen, die nachher von uns selbst, oder von andern dagegen gemacht werden, heißt die Stärke, von der wir reden.

Ich habe mit Vorbedacht gesetzt, daß diese Ueberzeugung, diese Anhänglichkeit auf Gründen ruhen müsse. Freilich können wir uns auch hierin noch betrügen; und einem andern, der besser belehrt ist, kann sodann das Verstockung scheinen, was wir hier Stärke nennen. Aber dies ist nun einmal das Loos der Menschheit: wir können nichts mehr thun, als uns bemühen um Wahrheit. Was wir am Ende erhaschen: das müssen wir fest halten; dies und mehr nicht kann von uns gefordert werden. Der Kanzler Thomas More glaubte überzeugt zu sein, daß die Maßregeln seines Königs und des Parlaments in Absicht der Trennung vom römischen Stuhle und der Religionsveränderungen unerlaubt seien. Heut zu Tage ist kein Protestant, noch mehr, ist kein Staatsverständiger, der nicht behaupte, daß More sich geirrt habe. Aber der rechtschaffene Mann folgte damals seinen besten Einsichten, legte seine Würde nieder, um nicht wider sein Gewissen zu handeln, und stieg von seinem hohen Posten zur Einsamkeit und Armuth herab, ohne auch nur einen Augenblick die Heiterkeit, ja sogar Lustigkeit seines Geistes zu verlieren.

Doch, was das unentbehrlichste bei dieser Stärke ist; die Urtheile müssen von uns selbst herrühren: es müssen eigene, nicht bloß adoptirte Kinder des Geistes sein. Denn auch hier scheint es wahr zu bleiben: „was nicht vom Herzen kommt, geht nicht zu Herzen.“ Bei Adoptionen wird es uns zwar immer weit leichter, als bei eigenen Geburten; aber diese machen uns auch mehr Freude, wenn die Schwierigkeiten überstanden sind. Und dieser Schwierigkeiten sind nicht wenig.

Jeder Anfang ist schwer, aber am schwersten derjenige zur Untersuchung der wahren Verhältnisse, in welchen wir gegen Gott und gegen die Welt stehen, und worin diese gegen uns



steht. Es geht uns meistens dabei wie mit dem Ueberschlage unsers Vermögens. Die meisten leben weit lieber auf gut Glück das Jahr dahin, als daß sie recht genau den ganzen Gegensatz der Ausgaben und Einnahmen sich einprägen sollten. Ueberdies scheint man sich oft im Voraus vor dem Schlusse, der sich am Ende zeigen würde. Weil es unserm besten Wissen nach Wahrheit ist, was wir gesunden: so müssen wir ihr, wenn wir anders redlich gegen uns selbst sein wollen, alsdann auch folgen, und gemeiniglich stellen sich diesem Vorsatze folgende Hindernisse entgegen: Alte vorgefaßte Meinungen; noch aus den Zeiten unserer Kindheit her, Erbstücke aus dem Erkenntnisvorrathe unserer Voreltern; und diese passen sich oft nicht mit den neuen Sätzen zusammen. Wir sind es zuweilen müde, uns in den Streit einzulassen, und so geben wir ihnen Recht, ohngefähr wie einer Mutter gegen die Ehefrau, nicht, daß jene Recht hätte, sondern Alters wegen. Dazu kommt noch eins: der Mensch ist ein so verzagtes Ding! Stößt ihn, wenn er zu neuen Meinungen und Grundsätzen übergetreten ist, nachher Widerwärtigkeit zu: so geht er bußfertig und demüthig wieder zu den Alten über; und hofft sich mit dem Glücke desto leichter wieder auszuföhnen, wenn er nur erst, so zu sagen, mit seinen Voreltern wieder ausgeföhnt worden. Vielleicht hat die Gewalt des römischen Stuhles durch nichts sich besser erhalten, als durch diese dem Menschen so natürliche Schwachheit\*). Der Staatsminister hat etwa in seinem vierzigsten Jahre große ausgebreitete und kühne Grundsätze angenommen: nun sucht er sie auszuführen. Hindernisse zeigen sich; es verstreicht darüber Zeit: mittlerweile ereignen sich Unglücksfälle: man kommt nahe an die sechzig: der Geist wird furchtsam: und man fängt wieder an, es mit den lieben Alten zu halten. Neue Modemeinungen sehen sich unsern selbsterfundenen Urtheilen oft eben so heftig entgegen, als veraltete Vorurtheile. Sie werden gefährlich; denn sie geben sich für weit mehr aus, als sie sind; prahlen, daß sie recht aus dem innersten unserer Natur hergenommen sein, welches eine Lüge ist — und schimpfen auf alles, was ihnen zuwider ist, aus guten Ursachen.

Endlich sind unsre eigene vertraulichste Neigungen oft am meisten geschäftig, jene neue Urtheile zu unterdrücken. Die letztern können uns ihre Gründe gleichsam nur bei Tage, und wenn wir recht zum Denken aufgelegt und munter sind, vorhalten. Die erstern aber sind Tag und Nacht um uns, bitten, wo sie nicht überzeugen,

\*) Sogar Heinrich VIII. in England, nachdem er alles gethan hatte, um die geistlichen Stiftungen aufzuheben, und also seine Voreltern um die erwarteten Seelenmessen zu bringen: setzte doch in seinem Testamente eine Geldsumme zu Seelenmessen nach seinem Tode aus, um zuletzt wenigstens noch für sich den sichersten Weg zu gehen.

und überschreien uns, wo sie nicht Recht haben können; kurz, machen uns wenigstens müde, wo sie uns nicht erweichen. Der Muth gegen sie zeigt sich an Heinrich V. von England, als er den Thron bestieg: er, über den sein Vater so oft als über einen elenden Nachfolger geseufzt; er, von dem während seinem niederlichen Leben als Kronprinz nur die klügsten und gelindesten der Nation noch einige Hoffnung begten: kaum bestieg er den Thron: so ließ er alle seine alten Kamerasden der Unordnung und Schwelgerei von sich; ward Regent und Held. Die neuere Geschichte hat sonst kein Beispiel, das sie einem Titus aus dem Alterthume so schicklich an die Seite setzen könnte.

Und, was die Schwierigkeit beim Kampfe gegen diese Neigungen noch vermehrt, ist dies, daß er nicht unter den Augen vieler Tausenden, nicht unter dem ermunternden Zurufe der Zuschauer vorgeht. Zu Hause, in verschlossenem Zimmer, auf seinem Hauptkissen ringt der Streibare in Selbstgesprächen, und lange nachher bezeugt etwa eine That, wohin der Sieg nach dem Streite ausgefallen sei. Bei einigen erfährt es die Welt und belohnt sie mit ihrem Beifalle: bei den meisten andern wird es fast Niemand gewahr. Weder das Siegesgepränge des Helden, noch die Glorie des Heiligen wartet auf sie. Auch erlaufen sie freilich ihre Siege nicht um Wunden, und erhalten sie nicht durch den Beistand des Schnees und der Arzneien. Alles bleibt bei ihnen verborgen und vom Wunderbaren entfernt. Eine der schwersten Proben ihrer Stärke ist schon diese, sich mit dem Zeugnisse eines guten Gewissens begnügen zu können.

Wenn die Stärke, welche die Seele gegen diese Hindernisse ausübt, anhaltend wird: so gibt es die Beständigkeit oder Festigkeit des Willens, wie wir sie oben genannt haben.

Die Herzhaftigkeit der Seele gegen die Modemeinungen ist nichts anders, als der Muth, die Stacheln des Lächerlichen auszuhalten, und aus Ehrfurcht für die Wahrheit, in wichtigen Stücken, sich aus vieler Menschen Meinung nichts zu machen. Ich setze eine einzige Anmerkung hinzu: Es gibt Seelen, welche natürlicher Weise eine geringere Empfindlichkeit für alles haben, was außer ihnen vorgeht; die also auch auf die Mienen und Reden anderer weniger achten, als man sonst wohl zu achten pflegt. Man begreift leicht, daß eine solche Gemüthsverfassung sehr weit über die Furcht für Spott und Hohn gelächter hinwegsetze. Vielleicht ist diese Unempfindlichkeit zugleich dem starken Geiste angeboren. Die Menschen verkennen sie oft und belegen sie mit dem Namen der Einfalt oder Naivetät.

Nun kommen wir zu der Stärke gegen die Vorurtheile. Weil in die Klasse dieser Vorurtheile fast bei den meisten Völkern Stücke, die man der Religion angeheftet, zu stehen gekommen sind: so hat



man noch in einem ganz engen Verstande diejenigen Seelen, welche die Last des Aberglaubens und der Furcht vor seinen Schreckbildern abgeschüttelt, starke Geister genannt. Diesen Namen haben in unsern Zeiten einige schändlicher Weise sich angemast, andere einfältiger Weise verspottet: und da er immer bei Angriffsen und Widerlegungen gebraucht worden: so ist es vielleicht wenigen möglich gewesen, nur jemals recht zu wissen, was er eigentlich bedeuete. Ich habe erst bei mir angestanden, ob ich seine wahre Bedeutung hier untersuchen sollte. Man zieht sich gewöhnlicher Weise die Feindschaft beider Parteien zu, wenn man keiner von beiden in allen Stücken Recht läßt. Doch mein Weg führt mich auf diesen Pfad: ich will durchgehen und nicht ausweichen.

Seitdem la Bruyere gesagt hat: „wissen es denn auch wohl die starken Geister, daß man ihnen spottweise diesen Namen gibt,“ seitdem wird selten ein Schulaktus gehalten, wo nicht der Rektor durch den Mund der Unmündigen und Säuglinge den starken Geistern einen Spott zubereitete, und also seine Schüler treulich anführte, auf Sachen zu schimpfen, die sie nicht verstehen. Aus solchen Reden kann wohl das Gemälde des starken Geistes nicht abgenommen werden. Ich will an deren Statt eine Stelle des ehrlichen Charron anführen, darin er eine Vorstellung vom starken Geiste gibt. Sie ist von einer andern Seite unrichtig. Aber eben dadurch soll es uns, hoffe ich, gelingen, das Wahre zwischen beiden auszuspiiren. Die Stelle selbst mag in ihrer altfranzösischen Tracht in einer Note stehen \*); hier wollen wir ohngefähr ihren Inhalt vorlegen.

Der gute Charron meint nämlich: so, wie es eine treffliche Stärke bei einer Seele erfordere, beständig und treu ihrem Gotte, dem sie sich einmal ergeben, anzuhängen; von ihm, ihrem Horte, nicht abgetrieben zu werden, und in der festen Richtung auf ihn, seiner Zusage zu trauen: eben so erfordere es eine Verstärkung des Herzens, um es gegen den Eindruck der Gottheit auszuhalten, und eine fast rasende Stärke, um die tiefgeschlagenen Wurzeln des alten Glaubens an ihn auszureißen. Dieses Auswurzeln scheint ihm

\*) Cette espèce d'Athéisme Theorétique, première, insigne, formée et universelle ne peut loger qu'en une ame extrêmement forte et hardie;

III aes triplex  
Circa pectus erat

forcée et maniable. Certes il semble bien qu'il faut autant et (peut estre) plus de force et de roideur d'ame à rebouter et résolument se despoillier de l'appréhension et créance de Dieu, comme à bien et constamment se tenir ferme à lui: qui sont les deux extrémités opposées, très rares et très difficiles: mais la première encore plus. Tout ce qui est au milieu est d'une force et vertu médiocre, qui est de ne se pouvoir desfaire de Dieu, toutes fois laschement et non chalamment se tenir à lui. En quoi presque tous sont logez selon plus ou moins

die härteste Arbeit zu sein; scheint ihm die meiste Kraft und Entschlossenheit zu heißen, scheint ihm äußerst schmerzhaft. Denn der Glaube an Gott, sagt er, liegt gleichsam in dem Marke unserer Gebeine. Von dort muß man ihn heraus holen, wenn er uns genommen werden soll. Daher ist auch, fährt er fort, dem geschicktesten unter diesen Leuten der verwegene Versuch mißlungen. Wenn die furchtbaren Stimmen der Natur sich vor ihnen hören ließen: so zitterten diese starken Männer; ihre Glieder bebten, und sie, die die Gottheit ableugneten, damit sie vor nichts sich fürchten dürften, sie brächte die Furcht vor der geringsten Sache zum Geständnisse des höchsten Wesens.

Ich habe es schon gesagt: Charron irret sich. Der Versuch des Gottesleugners, sich von dem Glauben an Gott los zu machen, ist Raserei, nicht Stärke. Denn entweder ist dieser Glaube wirklich mit unserm Marke zusammengewachsen, oder er sitzt weniger fest in uns. In dem erstern Falle, und es ist der, den Charron mit Recht annimmt: was hülfte dem Elenden alles Schneiden, alles Wüthen in sein eigenes Fleisch? risse er auch etwas heraus: sogleich würde es wieder nachwachsen. Daher setzt auch ein einziger Blitz den unglücklichen Selbstpeiniger in solches Zittern und Zagen. Denn er ist nicht der Mensch, der eine Wahrheit leugnet, sondern der das leugnet, was er als wahr fühlt.

Und in der That, welcher Mensch kann zusammen die beiden Gedanken in seiner Seele auch nur ertragen:

einem Gott, welcher ist,  
widerstehen;

oder was auf einerlei hinauskömmt: von seinem Gott, der ihm auch bei verschlossenen Augen erscheint; dessen Stimme er in seinem eigenen Gemüthe wandeln hört, wenn auch die ganze Natur von außen schweigt, von ihm nichts wissen wollen?

par une infinité de degrés. . . . A formement et inviolablement se tenir à Dieu est requise une très grande force et attention d'ame toujours bandée et tendue, une très speciale et excellente faveur et grace divine, une continuelle assistance du saint esprit. Au contraire se desprendre et du tout rejeter le sentiment et l'appréhension de la Dèité, chose attachée à la mouelle de nos os, il y faut une monstrueuse et enragée force d'ame et telle qu'il est très malaisé d'en trouver, très haute et furieuse audace ont voulu secouer de dessus eux la Dèité et se despestrer de toute supèriorité. Mais les plus habiles, qui s'y sont évertuez, n'en ont peu du tout venir à bout. Car combien qu'estans à leur aise, et maîtres de leur discours, ils semblassent gagner ce point; en se gaudissant de toute imagination de Dieu et de religion: toutes fois avenant qu'ils fussent fort pressés, ils se rendoyent comme petits enfans. S'il se présentoit quelque grand et subit prodige, monstre de l'ire de Dieu, ils devenoyent plus effrayez et plus palles, que les autres, se cachant à un esclat de tonnerre à une tempeste. Et ainsi ne voulant confesser une Dèité pour ne la craindre, la crainte des moindres choses la leur faisoit confesser.



Ueberdies hat jede Verachtung der Gefahr, jeder Anlauf der Seele zum Außerordentlichen noch etwas Außerordentliches zur Belohnung in der Ferne. Curtius, der sich in den Schlund zu Rom stürzt, achtet sein Leben gering, weil ihm mit Unsterblichkeit für die Arbeit einer einzigen Viertelstunde gelohnt wird. Daher sagt Rousseau von Alexanders Entschlusse, die Arznei aus der Hand des verdächtig gemachten Philipps anzunehmen: „Wenn nichts als Unerschrockenheit dabei wäre: so würde ich dies Betragen als tollkühn und rasend verachten: aber so war es der Glaube an die Tugend! und nun verehere ich die That als eine der schönsten im Leben des Helden.“ Was kann aber den gottfühlenden Gottesleugner antreiben? was ihn schadlos halten? was kann er sich versprechen?

Nun ist noch der andere Fall zu betrachten übrig, dieser nämlich, daß der Glaube an Gott dem Menschen nicht an seinem Gebeine klebe, nicht in seinem Marke stecke. Wäre dieser Fall (er ist es aber niemals): so würde die Stärke des Gottesleugners, vor der Stärke eines jeden andern, der Wahrheit und Irrthum zu untersuchen anfängt, nichts Vorzügliches haben, und Charron würde unnöthiger Weise sie als so wunderbar beschrieben haben.

Doch ich entscheide zu geschwinde. Bei der Stärke, die zur Untersuchung der Wahrheiten notwendig ist, gibt es noch merkwürdige Grade, und daher hatten die stärksten Zweifler auch einiges Recht, sich den Namen der stärksten Geister beizulegen.

In allen Religionen werden alle und jede Sätze und Aussagen, die mit jenem ersten Satze: „Es ist ein höchstes Wesen“ nur die geringste Verbindung oder Beziehung haben, wäre sie auch bloß willkürlich und gelogen, werden uns doch alle solche Sätze mit so großer Feierlichkeit vorgetragen; wir hören sie mit solcher Ehrerbietung in der frühesten Jugend an: daß wir ihnen nicht nur überhaupt den Titel heilige Wahrheiten beilegen, sondern auch nie anders als mit einer vorgängigen Behutsamkeit darüber nachdenken. Je weniger der Verstand bei dem ersten Unterrichte beschäftigt gewesen, und je mehr also im Gegentheil das Gedächtniß: um desto größer wird der heilige und innere Schauer, sie auch nur anzutasten. Denn es kommt uns vor, daß dergleichen Sätze nicht durch menschliche Kraft von uns erdacht, sondern gleichsam von oben her uns eingeprägt und überliefert werden. Kurz, der Schatz unserer Erkenntniß in diesen Stücken scheint uns von der Natur zu sein, daß wir ihn zwar besitzen können; aber selbst nicht recht untersuchen dürfen, worin er bestehe.

Diese Furchtsamkeit, welche sich in Absicht auf Religionsätze immer einfindet, bei andern Wahrheiten aber gar nicht empfunden wird, dieser Umstand macht es eben, daß ein vervielfachter Muth des Geistes dazu erfordert wird, um sich an ihre Prüfung zu wagen.

Allein, wenn sich freche und leichtsinnige Spötter einbilden, daß dieser Muth, diese Stärke, bei ihnen und überhaupt in unsern Zeiten häufiger angetroffen werde, als ehemals: so irren sie sich ungemein. Wir sind jetzt gerade so weit, daß sich fast dieser Muth nicht mehr zeigen kann, wenigstens, daß er von außen selten mehr für Aecht kann erkannt werden. Denn schon mischt sich die Eitelkeit, oft gar Schmeichelei und Beförderungssabsicht mit ein, und mancher ist ein Freigeist, nur bis er in Bedienung sitzt; nachher ist er froh, seinem Gott wieder auf die alte Weise zu dienen. Es gibt also wohl nur wenige, denen eigentlich das Herz erwächst, Meinungen und Lehrsätze, die sie von Jugend aufgefakt, vor ihren eigenen Richterstuhl zu ziehen, und dort ihre Ansprüche auf Wahrheit vernünftig zu untersuchen. Nicht immer, gar selten, haben es die gethan, welche für die eine oder für die andere Partei schreiben. Denn, o! wie ganz etwas anders ist es, aus dem Kopfe denken und schreiben, und etwas anders, aus dem Herzen. Um jene Arbeit zu übernehmen, ist es bloß nöthig, den ersten Grad der Trägheit zu überwinden: aber zu dieser wird sogar der Sieg über den zweiten Grad der Faulheit erfordert. Nämlich es gibt einen Fleiß, vermöge dessen man zu dem, was man weiß, noch mehr zulernt: und einen andern Fleiß, vermöge dessen man alles Alte einreißt, und von vorne an lernt. Hier lege jeder die Hand an seine Brust, und frage sich, ob er dazu sich fähig halte, oder ob er es wohl jemals unternommen habe.

Ist es aber nicht eben sowohl Raserei, den Glauben an irgend andere Religionswahrheiten aus dem Herzen herausreißen zu wollen, so wie es eingeständenermaßen Tollkühnheit war, die Ueberzeugung von einem Gott einzustürzen zu trachten? — und warum so übereilt im Fragen? wer Sätze untersucht, zweifelt noch nicht daran, und wer daran zweifelt, verwirft sie noch nicht als ausgemacht irrig. Der starke Geist zielt mit seinem Versuche nicht immer gleich auf die Entledigung von allem Glauben der übrigen heiligen Sätze. Doch, er suche auch sich vom Glauben an sie loszuwinden. Wenn dieser Glaube nicht an sein Innerstes geheftet ist; wenn ihm sein innerstes Gefühl nicht alle Bemühungen zum Zweifeln und Leugnen zu schanden macht: so kann seine Bemühung noch nicht widersinnig und aberwitzig heißen. Nun gibt es aber unter den Lehrern, welche das Verhältniß der Menschen auf Gott betreffen, nur wenige, welche dem innern unwidersprechlichen Zeugnisse des Gewissens empfohlen sind. Alle übrigen Sätze können Wahrheiten sein: aber die Ueberzeugung davon beruht auf einer langen Reihe von Schlüssen, davon die Beweise entweder Zeugnisse oder abstrakte Begriffe sind: so daß Zweifel dagegen entstehen, daß



sie fortbauern können, ohne deswegen wider besseres Wissen und Gewissen zu sein.

Der Versuch des starken Geistes zur Prüfung der heiligsten Wahrheiten ist also allemal löblich. Sein Zweifel sogar an sehr vielen kann zwar höchst ungegründet heißen, wir können ihn deswegen nicht allemal gewissenlos nennen. Sollte aber nicht die Absicht, um welcher willen Jemand diese Untersuchung bei sich anstellt, sollte sie nicht, wenn sie eigennützig wäre, sehr viel an der Achtung mindern, die sonst der Stärke des untersuchenden Geistes gebührte? Ich sollte es kaum denken. Eigentlich sollte uns freilich allein die Liebe zur Wahrheit treiben. Aber gesetzt auch, Furcht zum Exempel wäre die Haupttriebfeder des Forschers; gesetzt, er fürchtete sich vor den Höllestrafen, und eben diese Furcht triebe ihn an, die Lehre darüber recht aus dem Grunde zu untersuchen: ist denn dieses eigennützig dem menschlichen Herzen so fremde? Versicht nicht mancher ewige Belohnungen und ewige Strafen bloß darum, weil er sich selbst in dieser Welt nicht für belohnt genug, und seine Feinde (worunter oft alle standen, die im Range vor ihm waren) nicht für gestraft genug gehalten? Wir wollen also keinen Vorwurf machen, der zurückgeschoben werden kann. Man sei gerecht auf beiden Seiten. Nicht das Leugnen einiger allgemein angenommenen Religionsfäke, sondern das Untersuchen derselben verschafft einen Anspruch auf die Stärke des Geistes; ein Untersuchen, das aufrichtig gegen sich selbst, ohne Rücksicht auf diese oder jene Gesellschaft und in der Stille vorgenommen wird.

Es gibt noch einen andern Titel in dem gegenwärtigen Falle, der nicht verächtlich, und noch weniger zugehört. Wenn ein Unglücklicher, der sich zu keiner Gewißheit über die Verheißungen, seinen künftigen Zustand betreffend, bringen kann: wenn dieser nichts desto weniger auf dem Wege der strengen Tugend nach besten Kräften fortgeht; ihr treuer Anhänger, ob sie ihm gleich niemals auch nur von Ferne das gelobte Land vorgezeigt; ihr Bekenner und zwar mit Freuden, ob er gleich seinen lebenden Freunden nicht gewiß sagen kann, ob der bleibende, oder der scheidende den bessern Theil habe; ihr Märtyrer, ob er gleich so zu reden auf allen Fall noch einen Hahn muß opfern lassen \*): ein solcher Mann kann allerdings sich einer Stärke in der Seele rühmen. Rühmen? er

\*) Mir hat es immer gelehrt, daß der Befehl des lebenden Sokrates an seine Freunde, dem Askulap noch einen Hahn zu opfern, daß dieser Befehl eine Folge von des Philosophen ausdauerndem Grundsatz: „Ich weiß nichts“ gewesen sei. Wie hätte er am Ende seines Lebens so positiv über die Natur der wichtigsten Wahrheiten sein sollen, als er es wirklich durch die gänzliche Unterlassung dieses Opfers müßte gewesen sein? In diesem zweifelnden Zustande schied der gute Mann, der Tugend allein treu.

wird ganz sicher nicht davon sprechen und höchstens, wie Spinoza durch seinen Wirth, der des Miesmannes Leben eine lange Zeit hindurch belauscht hatte, verrathen werden.

Aber zu diesen beiden Titeln, die ich nun angeführt, und die man nicht wohl verwerfen kann, haben nicht das geringste Recht die Mücken, welche, durch den Sonnenschein des Hofes und des Glückes erwärmt, sich nur durch ihr Gesumse und ihre Unreinigkeiten merklich machen können: keinen Anspruch die schalen Köpfe, die zu dumm sind, um zu zweifeln, und zu frevelhaft, um sich belehren zu lassen: die sich aus Gott nur deswegen nichts machen, weil sie seinen Einfluß bei Hofe nicht merken, und die Bibel nur deswegen nicht achten, weil sie der Herr nicht wie eine Verordnung hat bekannt machen lassen: deren Empörung gegen die Religion zunimmt, so bald sie des Morgens gut aufgesetzt sind, und deren Gleichgültigkeit wächst, so bald sie sich mit Mieswässern besprengt: in deren Köpfe niemals mehr als drei Opernarien auf einmal ausgehalten haben, und deren weitestes System, Kleiderschrank, Gold und Besuche auf einmal umschlingt.

Wo ist denn ihre Stärke? ihr lautes Gelächter ist der Beweis einer gefunden Lunge: ihr frevelnder Trotz die Anzeige eines heitern Himmels, und ihr Spott die Folge von der Ruhe der Elemente. „Aber vor allen Altären wird man sie winseln und jedem Heiligen etwas angeloben hören: wenn das entrüstete Meer seine Wogen empor treibt, wenn in ihren eigenen Adern ein grausames Feuer lodert, und auf ihrer Brust zentnerschwere Last liegt: wann der Körper leidet, das Gemüth zaget, und der Tod zu seinem Opfer hereinbricht.“

Ich fasse alles zusammen: dies ist die beste und vortrefflichste Stärke, daß wir dich, ewige Wahrheit! auf welche Art du auch zu den armen Sterblichen gesandt seiest, lebendig erkennen! nicht von dir weichen! Es ist aber auch Stärke, dich aufsuchen! dir des Nachts auf den Straßen nachgehn! jeden fragen: „Habt ihr die nicht gesehen, die meine Seele liebt?“ und es nicht achten, wenn man darüber wund geschlagen wird; ja lieber im Finstern nach dir herumfühlen, als einer verdächtigen Leuchte bei diesem Suchen trauen! Und Stärke ist es, sein Herz der Tugend erhalten, wenn schon die Aussicht des Verstandes durch Nebel gehemmt wird! So ungefähr würde man den treuen Knecht bewundern, der, wenn Jedermann schon an der Wiederkunft seines Herrn verzweifelt hätte, doch jeden Tag seine Arbeit unverdrossen thäte: ob er schon nicht mehr hoffen darf, daß es sein Herr erfahren, und ihm dafür mit Beifall und Wohlthun lohnen werde.

Glaube und Unglaube haben also ihre starken Geister, wenn



anders beiden eine redliche Untersuchung vorhergegangen, und es kann starke Sadducäer geben, wie starke Pharisäer.

Wenn es nervigte Seelen erfordert, um die Wahrheit zu denken: so gehören gewiß Gladiatorseelen dazu, um die Wahrheit zu sagen. Doch man trifft etwas von ihnen unter der Republik der Herzhaftigkeit an. Ich setze nur mit zweien Worten hinzu, daß ingenuitas, candor animi, παρρησία, Naivetät, so viel als das Angeborne von dieser Gattung sein, welches bei gewissen Gelegenheiten, und durch gewisse Bewegungsgründe bald kann vermehrt, bald vermindert werden.

Ich habe bisher die verschiedenen Stücke auseinander gesetzt, die mir alle unter dem Namen der Stärke der Seele begriffen zu sein scheinen. Die Materie hat mich hingerissen; ich bin dem entwickelnden Faden nachgelaufen, ohne doch, wie ich hoffe, den Punkt aus den Augen verloren zu haben, wo alles wieder zusammen kehren muß. Dieser Punkt findet sich in den Merkmalen, die allein diesen Stücken gemeinschaftlich sind, und die endlich die Erklärung geben von der Stärke der Seele. Bei allen findet sich's, „daß eine Anzahl Vorstellungen, über einen erheblichen Vorwurf, vorzüglich vor allen andern den Willen beherrschen müsse.“ Die Stärke der Seele besteht also in der Leichtigkeit, diese zum Vortheile wichtiger Ideen nöthige Herrschaft über den Willen zu erhalten. Ich nenne es mit Vorsatz eine Leichtigkeit und nicht eine Fertigkeit, weil letztere mehr auf etwas Erworbenes, als auf etwas Angeborenes zeigt, jene aber beides unter sich begreift. Meine Meinung aber ist diese: weil es vor unsern Augen noch immer ein Geheimniß bleibt, wie Verstand und Wille mit einander verbunden sein, und weil also hier noch von beiden Seiten Ruthmachungen zudringen können: so wage ich es anzunehmen, daß bei einigen Seelen die Vereinigung zwischen Verstand und Willen stärker sei, als bei andern, und daß die eine Seele ihre Vorstellungen eher als die andere bis zu einer Entschließung erheben könne. So wie der eine Geist zu bildlichen Vorstellungen mehr aufgelegt ist, der andere mehr zu deutlichen Gedanken: eben so mag es einen dritten geben, dem Entschließungen leichter werden. Zwar tragen beiderlei Fähigkeiten des Vorstellens sehr vieles bei zur Beschaffenheit des Entschließens: aber weiter scheint doch zwischen ihnen sonst keine Verbindung, als zwischen den Kräften der Seele überhaupt. Diese Anmerkung erklärt freilich nicht, wie die Sache zugehe; aber ich bin doch dreist genug, zu behaupten, daß sie die Sache eben so klar mache, als diese es durch die Erklärung der sogenannten lebendigen Kenntniß werden kann. „Bringt eure Kenntniß,“ sagt man, „so weit, daß sie auf den Willen wirke, und ihr habt ihr das Leben gegeben.“ Wissen wir nun, wie man sie so weit bringe? und warum der eine sie leichter so weit bringe, als der

andere. In diesem Leichtern oder Schwerern liegt eben der Unterschied zwischen den Seelen. Sobald andere Menschen über die Stärke einer Seele Richter werden, so schäken sie dieselbe nach der Wichtigkeit der Entschließungen: wobei noch zwei besondere Umstände zur Bestimmung des Preises das Ubrige beitragen. Der eine ist, daß diese Wichtigkeit auf eine ganze Gesellschaft sich ausbreite, der andere, daß die Entschließung sich in Thaten äußere. An und für sich ist nichts erheblicher für irgend einen Menschen, als die Beforgung seiner ewigen Glückseligkeit. Die verlobte Braut ihres Heilandes, welche ihm unter dem Leiden, unter dem Spotte der Welt, unter den Versuchungen getreu bleibt, müßte also auch hienieden schon mit dem Preise des Vorzugs an Stärke der Seele prangen. Anstatt der römischen Geschichte dürfen wir nur die Geschichte der Nonnenklöster durchlaufen, um die größten Muster dieser großen Eigenschaft zu finden. Warum urtheilt aber die Welt ganz anders? weil ihr jeder für die Beforgung seiner Angelegenheiten durch die Erwerbung der Glückseligkeit reichlich genug belohnt scheint, und weil sie bei dem innern Kampfe, von der Größe des Widerstandes, den man vor dem Siege erlitten hat, nicht urtheilen kann, aber wohl beim äußern. Was gar nicht fehlen darf, ist die Bewerfstellung. Bei dem großen Geiste sieht man weniger auf die Ausföhrung als auf die Entwürfe. Er kann im Kabinete bleiben, Niemand erwartet ihn im Felde. Man ist damit zufrieden, ihn, wenn ich so sagen darf, denken zu sehen. Aber bei dem starken Geiste! Um von sich zu zeugen, gilt sein eigenes Zeugniß nichts. Er muß auf Thaten weisen können. Ganze Perioden seines Lebens müssen als Zeugen auftreten. Daher kommt es, daß glänzende Thaten mehr Bewunderung erregen, als andere, ohne sie allemal mehr zu verdienen. Daher hat die äußere Herzhaftigkeit sich in den großen Ruf gesetzt, der sie fast oben an im Range stellt, und daher steht auch hier Achill vor dem Ulysses. Nach den Helden folgen die Männer, welche für ein oft undankbares Volk sorgen, und sich durch Geschrei und Fluchen und Lästerschriften, sogar durch Mißhandlungen, die sie leiden, von ihrem Vorhaben nicht abwendig machen lassen. Alle Colberte, die vom Böbel beschimpft, und in der Geschichte zu großen Männern ausgesprochen werden.

Zunächst an ihnen folgt die Stärke im Privatleben.

Der Schriftsteller oder Gelehrte vom Handwerke macht hier keine Klasse für sich aus. Wann er sich durch diese Eigenschaft auszeichnet, so steht er entweder unter andern Kubriten, oder er bekommt das Lob einer Stärke, von der ich am Ende etwas erwähnen will, und die sich zu der bisher abgehandelten verhält, wie der Abdruck eines Riesen in seiner Lagerstätte zu seinem Körper. Es kann sein, daß der Riese wirklich da gelegen hat: es kann aber auch



sein, daß man seine Lagerstätte nur nachgemacht hat. In allen übrigen Fällen betrachtet man, was diese Eigenschaft der Seele betrifft, den Gelehrten, wie einen Menschen, und wenn er ein großes, zeitforderndes Werk, woran er sich gewagt, zu Stande bringt: so wird seine Beständigkeit bei der Arbeit nicht viel anders berechnet: als die Beharrlichkeit eines Mannes bei dem Baue eines Hauses, das er etwa aufführen läßt.

Aber, was heißt denn ein Schriftsteller, der stark schreibt, der starke Gedanken hat? Was sind starke Gedanken? Ist wohl ein Geist, der solche Gedanken zeugt, ein starker Geist? Der Schluß wird oft so gemacht, obgleich meistens sehr unrichtig. Der Herr von Voltaire hat in seinen verschiedenen Trauerspielen die stärksten Gedanken hervorgebracht: aber ich zweifle sehr, daß ihm Jemand Stärke der Seele zutraue. Wenigstens hat er sie bei den wenigen Fällen, wo er etwas wenigstens davon hätte zeigen können, sehr geheim gehalten. Vom Gedanken bis zur That! — welche Lust! Und eben weil die Zwischenzeit von der Erzeugung eines großen Vornehmens bis zu dessen Geburt, voll Schrecken, Angst und Unruhe ist, eben deswegen berechnet man die Stärke meistens nur nach diesem Zwischenraume. Unterdessen nennt man einen Gedanken stark, weil man ihn als das Modell, als die Form zu einer starken That ansieht, und man ist so gut, es anzunehmen, daß, weil eine starke That einen starken Gedanken voraussetzt, dieser auch jene nach sich ziehen könnte. Etwas Eigenes bleibt ihm doch immer, das ihn von andern Gedanken unterscheidet. Dieses unterscheidende, deutet mir, liegt in der Dauer. Ein Gedanke ist stark, wenn er große Kräfte in anhaltender Bewegung und Wirkungen von außerordentlicher Dauer darstellt. Und dadurch wird auch die Verwechselung des starken Gedankens mit dem großen Gedanken vermieden. Dieser hat eine Mannichfaltigkeit und Menge, oder Ausdehnung, welche die gewöhnlichen Maße ganz übersteigt. Der starke Gedanke setzt eine Dauer voraus, und eine Bewegung, die von dem Maße der Kräfte und der gewöhnlichen Veränderlichkeit abweicht.

Wenn der heilige Dichter Ps. 104 sagt: „Mein Gott, du bist sehr herrlich; du bist schön und prächtig geschmückt. Licht ist dein Kleid, das du anhast; du breitest aus den Himmel wie einen Teppich; du wölbest es oben mit Wasser, du fährst auf den Wolken, wie auf einem Wagen, und wandelst auf den Fittigen des Windes. Mit der Tiefe decktest du das Erdrreich, wie mit einem Kleide, und Wasser stehen über den Bergen. Aber vor deinem Schelten fliehen sie, und vor deinem Donner fahren sie dahin.“ so erkennt jeder diese Gedanken für das erste Muster des Erhabenen und des Großen. Dagegen stark sind folgende Gedanken eben dieses Dichters: „Herr,

du erforschest mich und kennest mich: ich sitze oder stehe auf, so weißt du es, ich gehe oder liege, so bist du um mich; du schaffest es, was ich vor oder hernach thue, und hältst deine Hand über mir. Wo soll ich hingehen vor deinem Geiste, und wo soll ich hinschießen vor deinem Angesichte? führe ich gen Himmel: so bist du da; bettete ich mir in die Hölle: so bist du auch da; nähme ich Flügel der Morgenröthe: so würde mich doch deine Hand daselbst führen und deine Rechte mich halten. Spräche ich: Finsterniß mögen mich decken, so muß die Nacht auch Licht um mich sein.“ Ps. 139. „Denn auch Finsterniß ist bei dir nicht finster, und die Nacht leuchtet wie der Tag: Finsterniß ist wie das Licht. Sollte ich deine Gedanken zählen: so würden ihrer mehr sein, als des Sandes: wenn ich erwache, bin ich noch bei dir.“ Man sieht diesen Unterschied eben so deutlich bei Bildern, deren Umfang nicht so groß ist, als der Umfang der beiden Gemälde, die ich eben angeführt habe. Ich nehme das eine Bild aus den Prophezeiungen des Esaias. „So spricht der König zu Assur: Jes. 4, 13., ich habe es durch meiner Hände Kraft ausgerichtet und durch meine Weisheit; denn ich bin klug. Ich habe die Länder anders getheilet, und ihr Einkommen geraubt; und wie ein Mächtiger die Einwohner zu Boden geworfen. Und meine Hand hat gefunden die Völker wie ein Vogelnest; ich habe alle Länder zusammengerafft, wie man Eier aufrasset, die verlassen sind, da Niemand eine Feder reget, oder den Schnabel aufsperrt, oder zischt.“ Dieses Bild ist groß. Hier ist das andre dagegen, das stark ist: Jerem. 30, 5. „Wir hören ein Geschrei des Schreckens, es ist eitel Furcht da, und kein Friede. Ach, forschet doch und sehet, ob ein Mannsbild gebären möge? Wie geht's denn zu, daß ich alle Männer sehe, ihre Hände auf ihren Hüften haben, wie Weiber in Kindesnöthen, und alle Angesichte so bleich sind?“

Bei den Metaphern sogar wollte ich eben den Unterschied angeben.

Wie stark ist nicht im Buche der Makkabäer der Gedanke über Alexandern „und der Erdkreis schwieg in seiner Gegenwart!“ Wiederum zu den großen Gedanken rechne ich, was Shakespeare vom Marcus Antonius die Kleopatra sagen läßt: „Königreiche und Inseln waren wie Goldstücke, die aus seiner Tasche fielen!“

Eben so leicht zerfallen die Empfindungen in die beiden Klassen der Großen und Starken. „Das größte Glück nach einem unerseßlichen Verluste ist die Vergessenheit!“ Was für eine starke Empfindung! Kaiser Friedrich III. schrieb sie an die Wand seines Zimmers, als er aus Wien vor seinem ungarischen



schon Feinde floh. Ich brauche die bekannte Rede der Medea als ein Beispiel der erhabenen Empfindung hier nicht anzuführen.

„Das Leben soll ihnen eine Qual, und der Tod ein Trost sein!“ ist außer allem Streite stark empfunden, so wie das folgende groß ist, was Hector herausragt: „kein Glückszeichen ist besser, als das, für's Vaterland zu kämpfen!“

Ueberhaupt aber sagt man: ein Schriftsteller habe mit Stärke und Nachdruck geschrieben, wenn seine Bilder und Gründe einen dauernden Eindruck gelassen haben; wenn sie jeden Leser theils zu Entschlüssen gebracht, theils in eine anhaltende Farbe der Gemüthsverfassung gesetzt haben. Daher rechnet man in dieser Absicht alle pathetischen Gedanken zu den starken Gedanken.

## Aphorismen.

Als sich die Mönche der bürgerlichen Gesellschaft entzogen, um ihre Tage in der Einsamkeit und mit Nichtsthun zuzubringen: konnten die Klügern unter ihnen wohl einsehen, daß sie auf diese Art in den Augen der übrigen Menschen bald würden verächtlich werden. Sie machten sich also eine Beschäftigung daraus, für andre zu beten, und so wurden ihre viele und lange Gebete, angeblich im Himmel, und wirklich auf der Erde, in einem ganz andern Verstande verdienstlich. So wahr ist es, daß die Menschen nirgends ein Verdienst zugeben, wo sie nicht erst Thätigkeit und Geschäftigkeit wahrgenommen haben.

Aber ist es Geschäftigkeit des Körpers oder Thätigkeit der Seele, welche zum Verdienste verhilft? Clitus reitet vor, als er am Granicus seinen Herrn und König in Gefahr sieht, und rettet ihm mit seinem Arme das Leben. Philipp, der Leibarzt, strengt sein ganzes Nachsinnen an, und erdenkt den Trank, der seinem Herrn eine schnelle Genesung verschafft. Alexander hat beiden das Leben zu verdanken. Welcher von beiden hat das größte Verdienst um ihn?

Dies trifft man bei beiden an, daß sie aus eigener Entschlußung der Seele ihre Thaten unternommen und ausgeführt. Nur zu der Ausführung braucht der eine mehr, der andere weniger die Kräfte seines Körpers. Da also bei der verdienstlichen That das meiste von der Seele herrührt: so kann man überhaupt sagen, daß die erforderliche Thätigkeit durch Seelenkräfte müsse bewirkt werden.

Und aus reinen Absichten! wenn unter den Mächtigen dieser Erde einer dem andern Hilfe geleistet, und der Hülfsleistende einige Zeit nachher keine solche Begegnung von dem andern erfährt, als man wohl für den erwiesenen Dienst erwarten sollte: so schreiet man über Undank; aber in den meisten Fällen halten es nur diejenigen dafür, die niemals in's Cabinet gekommen sind.

Wenn die größte Geschäftigkeit, die schönsten Gaben des Geistes und die redlichsten und reinsten Absichten weiter zu nichts führen, als zu einem lächerlichen Zwecke: so gedeiht niemals ein Verdienst daraus; wenigstens nicht nach dem Urtheile derer, welche den Werth der Absichten zu schätzen wissen.



Nachdem der Bruder Matthäus von Bassy das herrliche Werl angefangen, an die Stelle der runden Kappe der Franziskaner eine pyramidenförmig zugespitzte zu setzen, um dadurch, wie er behauptete, dem glorreichen Stifter seines Ordens desto ähnlicher zu werden: so konnte alle Schmach, alle Verfolgung, alles Leiden, was er erdulden mußte, nicht verhindern, daß er sich nicht Gönner und Anhänger hätte erwerben sollen. Unter diesen letztern war Ludwig von Fossombrone; einer der größten Genies unter den Kapuzinern. Er befand sich einst allein in einem Zimmer; seine Feinde, von einer Wache begleitet, überfielen ihn und suchten ihn aufzuheben. Er stellte sich aber drinnen an, als ob er vielen Soldaten, die er bei sich hätte, ihre Posten austheilte: die Feinde wurden erschreckt und zogen ab. Hat Karl XII. zu Bender mehr gethan? — Ein andermal war ein Trupp Franziskaner, mit starken Knütteln bewaffnet, ausgesandt worden, um sich des Fossombrone, der in einem Kloster auf dem apenninischen Gebirge sich aufhielt, zu bemächtigen. Benachrichtigt von ihrem Anzuge, vertheilte dieser große Mann viele rauchende Feuerbrände so geschickt auf den Anhöhen, daß seine Feinde, die auf dem Berge, wo sie schon waren, von allen Seiten her Feuer, Rauch und Dampf erblicken konnten, aus Furcht, lebendig verbrannt zu werden, sogleich wieder umkehrten. Was hat Hannibal an den Döfen mit Bränden zwischen den Hörnern Simplicius erfunden? Hannibal suchte sein Vaterland von der Bedrückung, womit ihm Rom drohte, zu befreien, und Ludwig von Fossombrone suchte die spitze Kappe zu verfechten, deren Form den Kapuzinern ihre Benennung zuwege gebracht.

Läßt uns diese zerstreuten Strahlen des Verdienstes sammeln und in ein deutliches Bild ordnen.

- 1) Handlungen, oder überhaupt Thätigkeit,
- 2) die andern zum Nutzen,
- 3) aus freier Entschlieung und reinen Absichten, oder, welches einerlei ist, aus Wohlwollen,
- 4) zu einem erheblichen Zwecke,
- 5) durch Seelenkräfte, ausgeübt worden, diese können wir Verdienst nennen. Jedem Menschen kommt daher einiges Verdienst zu. Denn wer ist wohl so gänzlich kraftlos, daß er durch seine Entschlieung und durch seine Einsicht keinem andern Gutes thun könnte? und so durchaus böse, daß er Niemanden etwas Gutes thun wollte? Die Anzahl und Summe der Handlungen, die auf andrer Bestes abzielen und Wohlwollen und Seelenkräfte zum Grunde haben, macht also das Verdienst eines jeden einzelnen Menschen aus, dessen Anwach oder Abnahme von dem Vergrößern oder Verringern aller dieser Stücke abhängt. Nachdem die Summe größer oder kleiner, die Hand-

lungen ausgebreiteter oder eingeschränkter; das Ziel erhabener oder niedriger; das Wohlwollen reiner oder vermischter; die Seelenkräfte mit mehr oder weniger Anstrengung gespannt; desto mehr steigt oder fällt das Verdienst.

Eines ist unter diesen Stücken, das, wie eine köstliche Salbe, nach dem Verlaufe einiger Zeit wieder verriecht; das von der nützlichen That, die es erst mit dem angenehmsten Geruche durchdrungen hatte, versiegt, und sie also ohne Unterscheidungszeichen von andern nützlichen Thaten läßt. Dieses Stück ist das Wohlwollen. Daher wird es, muß es dem menschlichen Richter längst geschehener Thaten öfters unmöglich fallen, sie nach dem Wohlwollen zu beurtheilen. Menschenliebe und Billigkeit bewegen ihn, das Wohlwollen bei erspriesslich gewordenen Thaten voranzusehen: und so wird der irdische Richterstuhl keinem Stifter nützlicher Werke und Anstalten fürchtbar. Aber die reichsten Stiftungen, die prächtigsten Hospitäler und die geeignetsten Anstalten, können den Blick dessen, der die geheimsten Winkel des Herzens durchsucht, nicht ertragen, wenn er nach dem Wohlwollen geforscht, und es nicht gefunden hat.

Die Bewunderung der Menschen mag immerhin für die glänzenden Eigenschaften des Geistes, die wir bisher näher betrachtet, aufbehalten bleiben; die Güte des Herzens erlangt noch etwas besseres zu ihrem Lohne, treuherzige Gegenliebe. — Wenn der große Geist in unserer Gegenwart zu seinen gewöhnlichen Höhen sich erhebt: so stehen wir gleichsam von Ferne, und blicken ihm schüchtern nach. Läßt sich die starke Seele in Worte heraus: so sind diese für uns Befehle; wir werden überwältigt, wir folgen demüthig, wohin sie uns gehen heißt. Aber das gute Herz darf sich nur in einer von den Gehehrden zeigen, die ihm angeboren sind: so gehen wir von selbst seinem Befehle entgegen, um ihn zu umarmen.

Wo das gute Herz ist: da fällt es nicht schwer, das Wohlwollen einzusüßen, dessen Wirkungen man eigentlich vernünftige Wohltaten für das ganze menschliche Geschlecht nennen könnte. Und von dem Wohlwollenden gilt es erst, daß ihm Zufriedenheit und vergnügtes Bewußtsein von innen lohnen, so wie



Ihm von außen sein Ruhm in jedem Gesichte freundlich lächelt. Kein Tag geht ihm vorüber ungenüßt, und das Dasein wird zum Leben für ihn. Er allein läßt in seinem Hause Gerechtigkeit und Erbarmen wie Schwestern beisammen wohnen. Seine Nachbarn lieben ihn; ihn segnen Fremde, und wer etwa im ersten Augenblicke ihn gelästert hatte, bittet ihn nachher mit Thränen um Verzeihung.

Da, wo die Verwandlung des guten Herzens in das Wohlwollen vorgehen soll, muß erst die Rauenhaut gänzlich abgestreift sein. Wir dürfen nicht mehr langsam von einem Nebengeschöpfe zum andern kriechen: wir müssen aufstiegen können, um alles, was unter den Erschaffenen lebt, webt und ist, besonders aber unsern Erdkreis zu übersehen, und mit gleicher Neigung zu umfassen. Und wie ist dies möglich? dadurch, daß wir deutlich erkennen, wir gehören alle einem und dem nämlichen Herrn an, seien alle zum Frieden als Nebenunterthanen erschaffen, durch tausend Bande vereinigt, durch jedes stärker angezogene Band glücklicher, durch jede Wohlthat vollkommener, gegen alle Dinge außer uns zur Dankbarkeit verpflichtet, weil auch sie uns beständig vollkommener machen. Wenn sich alle diese Gedanken vereinigen, in einander schlingen, und sich einer dem andern fest anhängen; so entsteht daraus ein Vorsatz, dieser Erkenntniß gemäß zu wollen, eine Richtung des Willens zum friedlich sein, zum Hülfle leisten, zum Wohltun, eine Spannung aller Kräfte mit einer beständigen Rücksicht auf den Vortheil andrer Dinge außer uns: eine Freude über den Beitrag, den man ihnen leistet; ein Eifer, ihn richtig abzutragen, eine Klugheit, ihn gehörig und verhältnißmäßig auszutheilen, kurz, das Wohlwollen.

Das gute Herz ist allemal weich; aber nicht jedes weiche Herz ist gut in allen Graden.

Lernet, Menschen, eure Posten kennen! Gott hat sie euch angewiesen; aber lernet auch, daß keiner vom Verdienste zu weit entlegen sei!

Es gibt eine doppelte Knechtschaft; die eine, welche einen Menschen betrifft, in sofern er Bürger ist; die andre, in sofern er Mensch ist. Es ließe sich noch eine dritte denken: von Staat zu Staat; wie England ehemals über Schottland, dessen Krone von dem erstern abhängig sein sollte, unter Eduard VII. festzusetzen sich bemühte. Allein, diese dritte Art thut uns hier zur Sache nichts. Bei der zweiten Art der Knechtschaft, die einen als Mensch angeht, muß man einen doppelten Druck unterscheiden. Der eine ist wirklich geringer, ob er gleich härter scheint: der andre ist verderblicher, ob er gleich milder scheint. Nämlich der Sklave wird entweder zu häuslichen Geschäften gebraucht, oder zu den ländlichen. Weil ihm die erstern fast allemal Gelegenheit geben, in den Städten und um die Person seiner Herren sich aufzuhalten: so bekommt er nothwendig eine gute Anzahl von Ideen, die bei einiger natürlichen Anlage sich leicht unter einander verbinden und das Denken vergrößern. Wächst die Anzahl der Sklaven und der Geschmaack ihrer Herren in gleichem Verhältnisse an: so wird ein großer Theil des letztern auch den Sklaven zu Theil werden.

Hingegen sieht es ganz anders aus mit den ländlichen Arbeiten. Weil dem Knechte dabei auch das Vergnügen des Eigenthums oder eigenen Nutzens fehlt, weil die Arbeit einerlei, sauer und noch mit den härtesten Frohndiensten verknüpft ist: so muß dies jeden Geist auf's äußerste niederschlagen, und wenn ich den Ausdruck brauchen dürfte, ausmergeln. Montesquieu hat es angemerkt, daß die Verknüpfung der häuslichen und ländlichen Arbeiten (wie bei den Hellen der Spartaner) fast mehr sei, als man der Natur des Menschen zumuthen dürfe.

Der Mangel der bürgerlichen Freiheit würde den wenigsten Menschen merklich sein, wenn es nicht alsdann häufige Fälle geben könnte, und auch wirklich gäbe, darin die Freiheit gekränkt wird, die ihnen, als Menschen, zukommt. Denn was kann einem Privatmanne im Grunde daran liegen; ob ein König die Steuer auflegt nach eigenem Belieben, oder ob sie der bestochene Verweiser einer Grafschaft oder Burg bewilligt? ob die Vorrechte der Pairs des Königreichs von Willkür des Herrn abhängen oder nicht, wenn er sie ihnen nur läßt? Vergleichen Stücke und mehrere könnten, wie gesagt, jedem, der mit der Regierung nichts zu thun hat, sehr gleichgültig sein, wenn er sich immer einen guten Herrn versprechen dürfte. Aber, wer sagt ihm gut dafür? Daher steht der Mensch dahin, daß seine Freiheit durch die Freiheit des Bürgers geschützt werde, und er hält beide immer für unzertrennlich verbunden. Nach diesem Grundsatz kann man auch die ganze Geschichte, so oft sie diesen Punkt berührt, beurtheilen. Ein Land, wo nicht jeder Mensch in seiner Menschenfreiheit durch die Bürgerfreiheit gesichert



ist, kann nicht frei heißen; ob schon bei dieser Landesfreiheit diesem oder jenem noch Vorrechte können eingeräumt werden.

Aus diesen vorläufigen Erläuterungen würde man ohngefähr Folgendes festsetzen: daß jeder Druck zur schweren ländlichen Arbeit ohne Verstattung des Eigenthums die Seele verenge und alle Größe der Gedanken von ihr entferne: daß die häusliche Knechtschaft diesen Erfolg nicht ganz nothwendig nach sich ziehe; ob es gleich wahrscheinlicher sei, der Geist, welcher auf List und Ränke, zur Erleichterung seiner Noth, sinnen muß, werde sich eher mit kleinen Ideen beschäftigen. Daß die Bürgerfreiheit, da sie mit der Menschenfreiheit so genau zusammenhängt, ganz wohl einen Einfluß auf die Größe der Gedanken haben könne: daß zwar nur in ganz kleinen Staaten jedes Glied an der gesetzgebenden Gewalt unmittelbar Theil nehme; daß in den größern nur die Verweser des Volkes die Größe ihrer Gedanken von den Geschäften, daran sie Theil nehmen, erwarten können; daß aber theils die Hoffnung, zu einer solchen Stelle zu gelangen, theils die Gährung, welche doch immer durch das Bild der Freiheit unter einem Volke erregt wird, den Seelen nothwendig einen besondern Schwung geben müssen: daß die Geschichte, welche unter den spätern römischen Kaisern nichts schönes, nichts großes mehr an irgend einem Werke der Kunst aufzuweisen hat, dieses bestätige, indem eine bloße Militärregierung, wozu Barbaren die Werkzeuge waren, jeden Geist durch Furcht und Verkleinerung niederdrücken mußte; daß endlich sich wohl Umstände zusammen finden könnten, darin theils eine bürgerliche Knechtschaft selbst von der Politik eine Hilfe empfangen, wodurch etwa ihr vornehmster Nachtheil gehoben würde; theils die durch den Handel gestiftete Verbindung benachbarter Staaten, auch Wissenschaften und Künste allenthalben einführt, und dadurch die Größe der Gedanken von der andern Art ausbreitete. So kann ein warmer Westwind auf einer Insel einen gelinden Winter hervorbringen, wo dieser sonst, der Polhöhe nach, höchst streng sein müßte.

~~~~~

Die unentbehrlichste Wissenschaft für jeden ist, zeitig genug zu erfahren, nicht nur, wozu er tauglich sei, sondern auch, wozu er tauglich zu sein Erlaubniß und Beruf habe.

~~~~~





*Moses Mendelssohn*

## Moses Mendelssohn.



## Moses Mendelssohn.

(Geb. 7. Sept. 1729. Gest. 4. Jan. 1786.)

Mendelssohn, dieser ausgezeichnete Denker, der langjährige und vertraute Freund Lessings, erscheint erst dann in seiner vollen Größe, wenn man die Hindernisse betrachtet, die Geburt und Verhältnisse seiner Ausbildung in den Weg legten. Zu Dessau von armen jüdischen Eltern geboren, erwuchs er unter Bedrängnissen und Mühen und blieb bis in's Jünglingsalter ohne wissenschaftlichen Unterricht, ja selbst ohne eigentliche Kenntniß der deutschen Sprache; nur in der hebräischen Literatur erwarb er sich mannichfaches Wissen. Nachdem er 1742 nach Berlin gegangen, ward er hier mit mehreren scharfsinnigen Denkern seiner Nation bekannt, und sein lebendiger Geist wußte, selbst unter dem fortwährenden Drucke der äußern Verhältnisse und unter den Leiden eines durch Krankheit verkrüppelten Körpers, die Mittel der höhern Bildung so geschickt zu benutzen, daß er in kurzer Zeit für eigentliche wissenschaftliche Studien befähigt war. Außer Mathematik war es besonders die Philosophie und Literatur, auf die Mendelssohn seinen Fleiß wendete und worin er bald so vielseitig und gründlich bewandert wurde, daß Nicolai und selbst Lessing, mit dem er durch seine Geschicklichkeit im Schachspiel in Verbindung gekommen war, sowohl seiner Kenntnisse wie seines Geistes wegen ihm ihre Aufmerksamkeit zuwendeten. Durch Beide ermuntert, betrat er die schriftstellerische Laufbahn, nahm eifrigen Antheil an der „Bibliothek der schönen Wissenschaften“ und an den „Literaturbriefen“ und schrieb eine Reihe größerer und kleinerer Werke, in denen er die neuen literarischen Bewegungen für Denkfreiheit und Aufklärung wirksam förderte. Wie mit Nicolai und



Lessing stand er auch mit Th. Abbt in lebenslanger Freundschaft. Erschütternd auf seine schwächliche Gesundheit wirkte ein Austritt mit dem bekehrungssüchtigen Lavater, der ihn zum Uebertritt in's Christenthum öffentlich aufforderte, und dem er in einem offenen Sendschreiben entschieden, aber mit dem feinsten Anstande entgegentrat; — sowie eine spätere Fehde mit Fr. H. Jacobi, gegen den er seinen verstorbenen Freund Lessing vor der Beschuldigung des Spinozismus und Atheismus in Schutz zu nehmen sich gedrungen fühlte. — Seit 1750 im Hause des reichen jüdischen Seidenfabrikanten Bernhard, erst als Hauslehrer, dann als Buchhalter und Korrespondent, starb Mendelssohn zu Berlin am 4. Jan. 1786.

Mendelssohn war weniger Originalphilosoph, als Effektier, der das Wahre aufnahm, wo er es fand und ordnend und läuternd wieder gab. Sein Hauptverdienst in der Geschichte der deutschen Literatur besteht darin, daß er — unter Lessings Einfluß — die starren Formen der philosophischen Schule verließ und bei der Darstellung der Ergebnisse des Denkens nach Füglichkeit und künstlerisch schöner Form strebte, ohne dadurch der Tiefe und Gründlichkeit der Forschung Abbruch zu thun. „Philosophische Wahrheiten mit einer so einfachen und doch anziehenden Eleganz des Stils in Briefe und Gespräche zu kleiden, verstand damals kein andrer deutscher Schriftsteller; wie er.“ Seine früheren Werke, wie die „Philosophischen Schriften“ (Berlin 1761) beschäftigen sich zumeist mit der Untersuchung ästhetischer Fragen; in seinen spätern widmet er sich fast ausschließlich der Philosophie der Religion, welche seinem frommen und zugleich scharfsinnigen Geiste am meisten zusagte. Die wichtigsten derselben sind die „Morgenstunden oder Vorlesungen über das Dasein Gottes“ (Berlin 1785), „Jerusalem oder über religiöse Macht und Judenthum“ (Berlin 1783), eine Art Verkündigung der Menschenrechte, worin die Frage der jüdischen Emancipation zum erstenmal mit entschiedenem Bewußtsein zur Sprache gebracht wird, und „Phädon, oder über die Unsterblichkeit der Seele“ (Berlin 1767), Mendelssohns vollendetstes und gereiftestes Werk, auf das

sein Ruhm und Ansehen vorzüglich sich gründet. Er legte dieser Schrift, in welcher er seine Ansichten über die Unsterblichkeit der Seele als dem letzten Gliede der Kette in der Untersuchung über die Bestimmung des Menschen niederlegte, das gleichbenannte meisterhafte Gespräch Plato's zu Grunde, ging von demselben aus, indem er den Eingang und einzelne Theile geradezu entlehnte, die von den Griechen aber angeführten Gründe theils weiter entwickelte, theils durch neue ergänzte, die er den Forschungen neuerer Philosophen, besonders Leibniz', entnahm oder in deren Geist fortführte. Ueber das Verhältniß seiner Schrift zu dem platonischen Gespräche spricht sich der Verfasser selbst also aus: „Nach dem Beispiele des Plato, habe ich den Sokrates in seinen letzten Stunden die Gründe für die Unsterblichkeit der menschlichen Seele seinen Schülern vortragen lassen. Das Gespräch des griechischen Schriftstellers, das den Namen Phädon führt, hat eine Menge ungemeiner Schönheiten, die zum Besten der Lehre von der Unsterblichkeit genutzt zu werden verdienten. Ich habe mir die Einkleidung, Anordnung und Beredsamkeit desselben zu Nütze gemacht, und nur die metaphysischen Beweisthümer nach dem Geschmacke unserer Zeiten einzurichten gesucht. In dem ersten Gespräche konnte ich mich etwas näher an mein Muster halten. Verschiedene Beweisgründe desselben schienen nur einer geringen Veränderung des Zuschnitts, und andere einer Entwicklung aus ihren ersten Gründen zu bedürfen, um die Ueberzeugungskräfte zu erlangen, die ein neuerer Leser in dem Gespräche des Plato vermißt. Die lange und heftige Deklamation wider den menschlichen Körper und seine Bedürfnisse, die Plato mehr in dem Geiste des Pythagoras, als seines Lehrers, geschrieben zu haben scheint, mußte, nach unsern bessern Begriffen von dem Werthe dieses göttlichen Geschöpfes, sehr gemildert werden; und dennoch wird sie den Ohren manches jetzigen Lesers fremd klingen. Ich gestehe es, daß ich bloß, der siegenden Beredsamkeit des Plato zu Gefallen, diese Stelle beibehalten habe. — In der Folge sah ich mich genöthigt, meinen Führer zu verlassen. Seine Beweise für die Immaterialität der



Seele scheinen, uns wenigstens, so leicht und grillenhaft, daß sie kaum eine ernsthafte Widerlegung verdienen. Ich habe in dem zweiten Gespräche einen Beweis für die Immaterialität der Seele gewählt, den die Schüler des Plato gegeben, und einige neuere Weltweise von ihnen angenommen. — In dem dritten Gespräche mußte ich völlig zu den Neuern meine Zuflucht nehmen, und meinen Sokrates fast wie einen Weltweisen aus dem 17. oder 18. Jahrhundert sprechen lassen. Meine Absicht war nicht, anzuzeigen, welche Gründe der griechische Weltweise zu seiner Zeit gehabt, die Unsterblichkeit der Seele zu glauben; sondern, was ein Mann wie Sokrates, der seinen Glauben gern auf Vernunft gründet, in unsern Tagen, nach den Bemühungen so vieler großen Köpfe, für Gründe finden würde, seine Seele für unsterblich zu halten. — Auf solche Weise ist folgendes Mittelding zwischen einer Uebersetzung und eigenen Ausarbeitung entstanden. Ob ich auch etwas Neues habe, oder nur das so oft Gesagte anders vorbringe, mögen andere entscheiden. Es ist schwer, in einer Materie, über welche so viele große Köpfe nachgedacht haben, durchgehends neu zu sein, und es ist lächerlich, Neuheit affectiren zu wollen. Gleichwohl bitte ich meine Leser, auf die Gründe, die ich von der Harmonie der moralischen Wahrheiten, und insbesondere von dem System unserer Rechte und Obrigkeiten herhole, aufmerksam zu sein. Ich erinnere mich nicht, sie bei irgend einem Schriftsteller gelesen zu haben, und sie scheinen mir für denjenigen, der in die Grundsätze einstimmt, vollkommen überzeugend zu sein."

Mendelssohns Schriften erschienen in neuer Ausgabe, 7 Bde., Leipzig 1813.

## Phädon,

oder

über die Unsterblichkeit der Seele.

Sokrates, Phädon, Apollodorus, Sokrates, Cebes, Kriton,  
Simmiās.

### Erstes Gespräch.

Sokrates. Warst du selbst, mein Phädon, denselben Tag beim Sokrates, als er im Kerker das Gift zu sich nahm, oder hat es dir Jemand erzählt?

Phädon. Ich selbst, Sokrates, war da.

Sokrates. Was waren denn des Mannes letzte Reden? Wie verschied er? Ich möchte dieses so gern erzählen hören. Keiner von unsern phliasischen Bürgern reiset jetzt sehr oft nach Athen, und auch von daher hat uns schon lange Niemand besucht, der uns dergleichen Nachrichten hätte überbringen können. So viel haben wir vernommen: Sokrates hat Gift getrunken und ist gestorben; nicht den geringsten Umstand mehr.

Phädon. Nichts von seiner Verurtheilung?

Sokrates. O ja, das hat uns Jemand erzählt. Wir wunderten uns noch, daß man ihn, nachdem er bereits verurtheilt gewesen, noch so lange hat leben lassen. Wie kam dieses, Phädon?

Phädon. Ganz von ungefähr, Sokrates! Es traf sich eben, daß das Schiff, welches die Athenienser jährlich nach Delos zu schicken pflegen, den Tag vor seiner Verurtheilung befrängt wurde.



Chekrates. Und was ist das für ein Schiff?

Phädon. Dasselbe, wie die Athenienser sagen, in welchem einst Theseus die sieben Paar Kinder nach Kreta geführt, die er allda, sowohl als sich selbst, beim Leben erhalten hat. Die Stadt soll, wie es heißt, dem Apollo damals das Gelübde gethan haben, wenn die jungen Leute leben bleiben würden, ihm jährlich in diesem Schiffe stattliche Geschenke nach Delos zu schicken; und seit der Zeit hat man dem Gotte noch immer Wort gehalten.

Wenn das heilige Schiff abgehen soll, so behänget der Priester des Apollo das Hintertheil desselben mit Kränzen, und sofort nimmt die Feier der Theorie ihren Anfang. Dieses Fest dauert so lange, bis das Schiff zu Delos angelangt und von da wieder zurück gekommen ist, binnen welcher Zeit die Stadt von allem Blutvergießen rein gehalten wird und nach dem Geheze Niemand öffentlich hingerrichtet werden darf. Wenn das Schiff von widrigen Winden aufgehalten wird, so können die Verurtheilten hierdurch lange Frist gewinnen.

Der Zufall nun fügte es, wie ich schon gesagt, daß die Bekränzung des Schiffes einen Tag vorher geschah, ehe Sokrates verurtheilt worden, und darum verstrich eine so geraume Zeit zwischen seiner Verurtheilung und seinem Tode.

Chekrates. Aber den letzten Tag, Phädon, wie ging es da? Was hat er gesprochen? was hat er gethan? Welche Freunde waren in der Todesstunde bei ihm? oder wollten die Archonten Niemanden zu ihm lassen? und verschied er, ohne einen Freund um sich zu haben?

Phädon. Keineswegs! es waren ihrer Viele zugegen.

Chekrates. Entschließe dich immer, lieber Phädon, uns Alles umständlich zu erzählen, wenn dich keine Geschäfte abhalten.

Phädon. Ich habe jetzt Muße und werde euch suchen Genüge zu leisten. Mir ist nichts angenehmer, als meines Sokrates mich zu erinnern, von ihm zu reden oder reden zu hören.

Chekrates. Und deine Zuhörer, Phädon, sind der nämlichen Gesinnung. Erzähle also Alles, so genau und so umständlich, als es dir möglich ist.

Phädon. Ich war zugegen, Freund, aber mir war wunderbar zu Muth. Ich fühlte kein Mitleid, kein solches Beklemmen, als wir zu empfinden pflegen, wenn ein Freund in unsern Armen erbläßt. Der Mann schien mir glücklich, beneidenswerth, Chekrates! So sanft, so ruhig war sein Betragen in der Todesstunde, so gelassen waren seine letzten Worte! Sein Thun dünkte mich nicht

wie eines Menschen, der vor seiner Zeit zu den Schatten des Orkus hinunter wandelt, sondern wie eines Unsterblichen, der versichert ist, da, wo er hinkommt, so glücklich zu sein, als je einer gewesen. Wie konnte ich also die bangen Empfindungen haben, mit welchen der Anblick eines gemeinen Sterbenden unser Gemüth zu vernünftigen pflegt? — Gleichwohl hatten die philosophischen Unterredungen unsers Lehrers damals die reine Wollust nicht, die wir von ihnen gewohnt waren. Wir empfanden eine seltsame, nie gefühlte Mischung von Lust und Bitterkeit; denn das Vergnügen ward beständig von der nagenden Empfindung unterbrochen: Bald werden wir ihn auf ewig verlieren!

Wir Anwesenden befanden uns alle in diesem sonderbaren Gemüthszustande, und die entgegengesetzten Wirkungen desselben zeigten sich gar bald eben so sonderbar auf unsern Gesichtern. Man sah uns jetzt lachen, jetzt Thränen vergießen, und öfters zugleich ein Lächeln um die Lippen und heiße Zähren in den Augen. Jedoch übertraf Apollodorus hierin uns Alle. Du kennst ihn und sein weichmüthiges Wesen.

Chekrates. Wie sollte ich ihn nicht kennen?

Phädon. Dieser machte die seltsamsten Bewegungen. Er empfand Alles weit feuriger, war entzückt, wo wir lächelten, und wo uns die Augen wie bethauet waren, da schwamm er in Zähren. Wir wurden durch ihn fast mehr gerührt, als durch den Anblick unsers sterbenden Freundes.

Chekrates. Wer waren denn die Anwesenden alle?

Phädon. Von den hiesigen Stadtleuten: Apollodorus, Kritobulus und sein Vater Kriton, Hermogenes, Epigenes, Meschines, Antisthenes, Ktesippus, Meneksenus und noch einige Andere. Plato, glaube ich, war krank.

Chekrates. Waren auch Fremde zugegen?

Phädon. Ja! aus Theben: Simmias, Kebes und Phädon; des; und aus Megara: Euklides und Terpsion.

Chekrates. Wie? waren denn Aristippus und Kleombrotus nicht da?

Phädon. Nein! diese sollen sich damals zu Megara aufgehalten haben.

Chekrates. Sonst war also Niemand dabei?

Phädon. Ich weiß mich auf keinen mehr zu besinnen.

Chekrates. Nun, mein Lieber! was für Unterredungen sind dabei vorgefallen?

Phädon. Ich werde dir Alles vom Anfange bis zum Ende erzählen.

Wir waren gewohnt, so lange Sokrates im Gefängnisse saß, ihn täglich zu besuchen. Wir pflegten zu diesem Ende in der Gerichts-



stube zusammen zu kommen, in welcher das Urtheil über ihn gesprochen worden (denn diese ist sehr nahe am Gefängnisse), und allda uns so lange mit Gesprächen zu unterhalten, bis die Kerkerthür aufgethan ward, welches denn gewöhnlich nicht sehr früh geschah. Sobald diese aufging, begaben wir uns zum Sokrates und brachten mehrentheils den ganzen Tag bei ihm zu. Den letzten Morgen saßen wir uns früher als gewöhnlich ein, denn wir erfuhren Abends vorher, als wir nach Hause gingen, daß das Schiff von Delos angekommen sei, und beschloßen, das letzte Mal uns so früh als möglich einzustellen.

Als wir zusammen waren, kam uns der Schließer, der die Kerkerthür zu öffnen pflegte, entgegen, bat uns, zu verziehen und nicht hinein zu gehen, bis er rufen würde. Denn die eifigen Männer, sprach er, nehmen jetzt dem Sokrates die Fesseln ab und melden ihm, daß er heute sterben müsse. Nicht lange hernach kam er, uns zu rufen. Als wir hinein gingen, fanden wir den so eben losgebundenen Sokrates auf dem Bette liegen; Xanthippe, du kennest sie, saß neben ihm in stiller Betrübniß und hielt ihr Kind auf dem Schooße. Als sie uns erblickte, fing sie an, nach Weiberart, überlaut zu jammern. „Ach, Sokrates! dich sehen heute deine Freunde und du sie letzten Male!“ und ein Strom von Thränen folgte auf diese Worte. Sokrates wendete sich zum Kriton und sprach: „Freund! laß sie nach Hause bringen.“ — Kriton's Bediente führten sie hinweg: sie ging und heulte und zerschlug sich jämmerlich die Brust.

Wir standen wie betäubt. Endlich richtete sich Sokrates im Bette auf, krümmte das Bein, das vorhin gefesselt war, und indem er dasselbe mit der Hand rieb, sprach er: O meine Freunde, welch ein seltsames Ding scheint das zu sein, was die Menschen angenehm nennen! wie wunderbar! Dem ersten Anblick nach ist es dem Unangenehmen entgegengesetzt, indem keine Sache dem Menschen zu gleicher Zeit angenehm und unangenehm sein kann; und dennoch kann Niemand eine von diesen Empfindungen durch die Sinne erlangen, ohne unmittelbar darauf die entgegengesetzte zu fühlen, als wenn sie an beiden Enden an einander befestigt wären. Hätte Hesiodus dieses bemerkt, fuhr er fort, so hätte er vielleicht folgende Fabel gedichtet. „Die Götter wollten die streitenden Empfindungen mit einander vereinigen; als aber dieses sich nicht thun ließ, knüpfte sie dieselben an beiden Enden zusammen, und seit der Zeit folgen sie sich einander beständig auf dem Fuße nach.“ So ergiebt es mir auch jetzt. Die Fesseln hatten mir Schmerzen verursacht, und jetzt, da sie hinweg sind, folgt die angenehme Empfindung nach.

„Beim Jupiter!“ ergriff Kebes das Wort. „Gut, daß du mich erinnerst, Sokrates! Du sollst, wie man sagt, hier im Gefängnisse einige Gedichte verfertigt, nämlich Hesiodische Fabeln poetisch aufge-

führt und eine Hymne an den Apollo aufgesetzt haben. Nun fragen mich Viele, und vornämlich der Dichter Euenus: was dich hier auf die Gedanken gebracht, Gedichte zu verfertigen, da du doch solches vorher niemals gethan? Soll ich dem Euenus Bescheid geben, wenn er mich wieder fragt (und fragen wird er gewiß): so sage mir, was ich ihm antworten soll.“

„Sage ihm, o Kebes!“ erwiderte Sokrates, „nichts als die Wahrheit, daß ich diese Gedichte keineswegs in der Absicht verfertigt, ihm in der Dichtkunst den Rang abzulaufen, denn ich weiß, wie schwer dieses ist; sondern bloß um eines Traumes willen, dem ich mir vorgenommen in allen möglichen Bedeutungen nachzuleben, und daher auch in dieser Art von Musik, in der Dichtkunst, meine Kräfte zu versuchen. Die Sache verhält sich aber folgendergestalt. Ich hatte in vergangenen Zeiten sehr oft einen Traum, der mir unter vielerlei Gestalten erschien, aber immer eben denselben Befehl gab: Sokrates, befehle dich der Musik und übe sie aus! Bisher hielt ich diese Ermahnung bloß für eine Aufmunterung und Anfrischung, wie man sie den Wettläufern nachzurufen pflegt. Der Traum, dachte ich, will mir nichts Neues zu thun befehlen; denn die Weltweisheit ist ja die vortrefflichste Musik, und dieser habe ich mich stets beflissen; er will also bloß meinen Eifer, meine Liebe zur Weisheit anfeuern, damit sie nicht erkalte. Nunmehr aber, nachdem das Urtheil über mich gesprochen worden und das Fest des Apollo meinen Tod eine Zeitlang aufgeschoben, kam mir der Gedanke ein: ob mir nicht vielleicht befohlen würde, der gemeinen Musik obzuliegen, und ich hatte Muße genug, diesen Gedanken nicht fruchtlos verschwinden zu lassen. Ich machte den Anfang mit einem Lobgesange auf den Gott, dessen Fest damals gefeiert ward. Allein mir fiel nachher bei, daß, wer Poet sein will, Erdichtungen und nicht Vernunftsätze behandeln müsse, daß aber ein Lobgesang keine Erdichtungen enthalte. Da ich nun selbst keine Gabe zu dichten besitze, so bediente ich mich der Erfindungen Anderer und brachte einige Fabeln des Hesiodus, die mir zuerst vor die Hand kamen, in Verse. — Dieses kannst du, mein Kebes, dem Euenus antworten. Entbiete ihm auch meinen Gruß, und wenn er weise ist, so mag er mir bald folgen. Ich werde, allem Ansehen nach, auf Befehl der Athener noch heute abreisen.“

„Und dieses wünschst du dem Euenus?“ fragte Simmias. „Ich kenne diesen Mann sehr gut, und so viel ich von ihm urtheilen kann, dürfte er dir für diesen Wunsch schlechten Dank wissen.“ — „Wie?“ versetzte jener: „ist denn Euenus kein Weltweise?“ — „Mich dünkt, ja,“ sprach Simmias. — „Nun, so wird er mir gewiß gerne folgen,“ erwiderte Sokrates; „er und Jedermann, der diesen Namen verdient. Er wird zwar nicht selbst Hand an sich



legen; denn dieses ist unerlaubt, wie einem Jeden bekannt ist." —  
 Indem er dieses sagte, ließ er beide Füße vom Bette auf die Erde  
 herab, um in dieser Stellung die Unterredung fortzusetzen. Gebes  
 fragte: „Wie ist dieses zu verstehen, Sokrates? Es ist nicht erlaubt,  
 sagst du, sich selbst zu entleiben; und dennoch soll jeder Weltweise  
 einem Sterbenden gerne nachfolgen?“

„Wie? Gebes!“ sprach Sokrates, „du und Simmias, ihr habt  
 beide den Weltweisen Philolaus gehört; hat er denn euch niemals  
 hiervon etwas gesagt?“

„Nichts Ausführliches, mein Sokrates!“

„Nun gut! Ich habe Verschiedenes von der Sache gehört und  
 will euch solches gerne mittheilen. Mich dünkt, wer reisen will,  
 habe Ursache, sich nach der Beschaffenheit des Landes, wohin er zu  
 kommen gedenkt, wohl zu erkundigen, um sich einen richtigen Be-  
 griff davon zu machen. Diese Unterredung ist also meinen jetzigen  
 Umständen angemessen, und was könnte man auch den heutigen  
 Tag bis Sonnenuntergang Wichtigeres vornehmen?“

„Wodurch beweist man,“ fragte Gebes, „daß der Selbstmord  
 unerlaubt sei? Philolaus und andere Lehrer haben mir zwar viel-  
 fältig eingeschärft, daß er verboten sei, aber mehr hat mir Niemand  
 davon beigebracht.“

„Wohlan! laß uns versuchen, ob wir nicht ein Mehreres davon  
 herausbringen können. Was meinst du, Gebes? Ich behaupte,  
 daß der Selbstmord schlechterdings in allen möglichen Umständen  
 unerlaubt sei. Wir wissen, es gibt Leute, für welche es besser wäre,  
 gestorben zu sein, als zu leben. Nun dürfte es dich befremden, daß  
 die Heiligkeit der Sitten auch von diesen Unglücklichen fordern  
 sollte, sich nicht selbst wohl zu thun, sondern eine andere wohlthätige  
 Hand abzuwarten.“

„Das mag eine Stimme vom Jupiter erklären!“ antwortete  
 Gebes lächelnd.

„Und gleichwohl ist es so schwer nicht, diese anscheinende Unge-  
 reimtheit durch Gründe zu tilgen. Was man in den Geheimnissen  
 zu sagen pflegt, daß wir Menschen hienieden wie die Schildwachen  
 ausgestellt wären, und also unsere Posten nicht verlassen dürften,  
 bis wir abgelöst würden, ist zwar nicht ohne Grund, dürfte aber so  
 leicht nicht begriffen werden. Allein ich habe einige Vernunftgründe,  
 die nicht schwer zu fassen sind. Ich glaube als ausgemacht voraus-  
 setzen zu können: die Götter (laßt mich jetzt sagen Gott; denn wen  
 habe ich zu scheuen?) Gott ist unser Eigenthumsherr, wir sind sein  
 Eigenthum, und seine Vorsehung besorgt unser Bestes. Sind diese  
 Sätze nicht deutlich?“

„Sehr deutlich,“ sprach Gebes.

„Ein Leibeigener, der unter der Vorsorge eines gütigen Herrn  
 steht, handelt sträflich, wenn er sich den Absichten desselben wider-  
 setzt. Nicht?“

„Allerdings!“

„Vielmehr, wenn ein Funke von Rechtschaffenheit in seinem  
 Busen glimmt, muß es ihm eine wahre Freude sein, die Wünsche  
 seines Gebieters durch sich erfüllt zu sehen; und um so mehr, wenn  
 er von der Gesinnung seines Herrn überzeugt ist, daß sein eigenes  
 Bestes an diesen Wünschen Theil hat.“

„Ungleichlich! mein Sokrates!“

„Aber wie, Gebes? Als der unerschaffene Werkmeister den  
 künstlichen Bau des menschlichen Leibes wirkte und ein vernünftiges  
 Wesen hinein setzte, hatte er da böse oder gute Absichten?“

„Ohne Zweifel gute.“

„Denn er mühte sein Wesen, die selbständige Güte verleugnen,  
 wenn er mit seinem Thun und Lassen böse Absichten verknüpfen  
 könnte; und was ist ein Gott, der sein Wesen verleugnen kann?“

„Ein Unding, Sokrates! ein fabelhafter Gott, dem das leicht-  
 gläubige Volk wandelbare Gestalten andichtet. Ich erinnere mich  
 der Gründe gar wohl, mit welchen du bei einer andern Gelegenheit  
 diesen lästerlichen Irrthum bestrittest.“

„Derselbe Gott, Gebes! der den Leib gebauet, hat ihn auch  
 mit Kräften ausgerüstet, die ihn stärken, erhalten und vor allzu-  
 frühem Untergange bewahren. Wollen wir auch diesen Erhaltungs-  
 kräften höchst gütige Absichten zum Ziele setzen?“

„Wie konnten wir anders?“

„Als treugesinnten Leibeigenen also muß es uns eine heilige  
 Pflicht sein, die Absichten unseres Eigenthumsherrn zu ihrer Reise  
 gedeihen zu lassen, sie nicht gewaltsamer Weise in ihrem Laufe zu  
 hemmen, sondern vielmehr alle unsere freiwilligen Handlungen mit  
 dem elben auf das Vollkommenste übereinstimmen zu lassen.“

„Darum habe ich gesagt, mein lieber Gebes, daß die Welt-  
 weisheit die trefflichste Musik sei; denn sie lehrt uns, unsere Ge-  
 danken und Handlungen so einzurichten, daß sie, so viel uns mög-  
 lich ist, mit den Absichten des allerhöchsten Eigenthumsherrn voll-  
 kommen übereinstimmen. Ist nun die Musik eine Wissenschaft, das  
 Schwache mit dem Starken, das Rauhe mit dem Sanften und das  
 Unangenehme mit dem Angenehmen in eine Harmonie zu bringen:  
 so kann gewiß keine Musik herrlicher und vortrefflicher sein, als die  
 Weltweisheit, die uns lehrt, nicht nur unsere Gedanken und Hand-  
 lungen unter sich, sondern auch die Handlungen des Endlichen mit  
 den Absichten des Unendlichen, und die Gedanken des Erdbewohners  
 mit den Gedanken des Allwissenden in eine große und wundervolle



Harmonie zu stimmen. — O Gebes! und der verwegene Sterbliche sollte sich erdreisten, diese entzückende Harmonie zu zerstören?"

"Er würde den Abscheu der Götter und Menschen verdienen, mein geliebtester Sokrates!"

"Sage mir aber auch dieses, mein Trauter! Sind die Kräfte der Natur nicht Diener der Gottheit, die ihre Befehle vollstrecken?"

"Allerdings!"

"Sie sind also auch Wahrsager, die uns den Willen und die Absichten der Gottheit weit richtiger verkündigen, als die Eingeweide der Schlachtopfer; denn das ist unstreitig ein Rathschluß des Allerhöchsten, wohin die von ihm erschaffenen Kräfte abzielen. Nicht?"

"Wer kann dieses leugnen?"

"So lange uns also diese Wahrsager andeuten, daß die Erhaltung unseres Lebens zu den Absichten Gottes gehöre, sind wir verpflichtet, unsere freien Handlungen denselben gemäß einzurichten, und haben weder Fug noch Recht, den Erhaltungskräften unserer Natur Gewalt entgegen zu setzen und die Diener der obersten Weisheit in ihrer Verrichtung zu stören. Diese Schuldigkeit liegt uns so lange ob, bis Gott uns durch eben dieselben Wahrsager den ausdrücklichen Befehl zuschickt, dieses Leben zu verlassen, so wie er ihn mir heute zugeschiedt hat."

"Ich bin völlig überzeugt," sprach Gebes. "Allein nun begreife ich um so viel weniger, mein lieber Sokrates! wie du vorhin hast sagen können, ein jeder Weltweise müsse einem Sterbenden gerne folgen wollen. Ist dieses wahr, was du jetzt behauptest, daß wir ein Eigenthum Gottes sind, und daß derselbe unser Bestes besorgt; so scheint jener Satz ungereimt. Wie? soll ein vernünftiger Mann sich nicht betrüben, wenn er die Dienste eines Oberherrn verlassen muß, der sein bester und gütigster Verfolger ist? Und wenn er auch hoffen könnte, durch den Tod frei und sein eigener Herr zu werden; wie kann der unverständige Mündel sich schmeicheln, unter seiner eigenen Anführung besser zu stehen, als unter der Anführung des allerweisesten Vormundes? Ich sollte meinen, es sei vielmehr ein großer Unverstand, wenn man sich durchaus in Freiheit setzen und auch den besten Oberherrn nicht über sich leiden will. Wer Vernunft besitzt, wird sich allezeit mit Vergnügen der Aufsicht eines Andern unterwerfen, dem er bessere Einsichten zutraut, als sich selbst. Ich würde also gerade das Gegentheil von deiner Meinung herausbringen. Der Weise, würde ich sagen, müsse sich betrüben, der Thor aber freuen, wenn er sterben soll."

Sokrates hörte ihn aufmerksam zu und schien sich an seiner Scharfsinnigkeit zu ergötzen. Sodann kehrte er sich zu uns und sprach: "Gebes kann schon einem zu schaffen machen, der wider ihn etwas behaupten will. Er hat beständig Ausflüchte."

"Allein diesmal," sprach Simmias, "scheint Gebes nicht Unrecht zu haben, mein lieber Sokrates! In der That, wodurch kann ein Weiser bewogen werden, sich ohne Mißvergnügen der gütigen Vorsorge des allerweisesten Aufsehers zu entziehen? — Und wo mir recht ist, Sokrates, so zielt Gebes mit seinen Einwürfen eigentlich wider deine jegige Aufführung, der du so gelassen, so willig nicht nur uns Alle verlässest, denen dein Tod so schmerzlich fällt, sondern dich auch der Aufsicht und Vorsorge eines solchen Beherrschers entäusserst, den du uns als das weiseste und gütigste Wesen zu verehren gelehrt hast."

"So?" sprach Sokrates, "man hat mich angeklagt, wie ich höre? Ich werde mich also förmlich vertheidigen müssen?"

"Allerdings!" sprach Simmias.

"Gut!" versetzte Sokrates, "ich will mich bemühen, meine jegige Schatzrede besser einzurichten, als die, welche ich vor meinen Richtern gehalten habe."

"Höre, Simmias! und du, Gebes! Hätte ich nicht Hoffnung, da, wo ich hinkomme, erstlich immer noch unter denselben gütigsten Verfolger zu stehen, und zweitens die Seelen der Verstorbenen anzutreffen, deren Umgang aller Freundschaft hienieden vorzuziehen ist; so wäre es freilich eine Thorheit, den Tod so wenig zu achten und ihm willig in die Arme zu rennen. So aber habe ich die allertröstlichsten Hoffnungen, daß mir Beides nicht entstehen wird. Das Letztere aber getraue ich mir nicht mit aller Gewißheit zu behaupten; aber daß die Vorsehung Gottes auch noch über mich walten werde, dieses, Freunde! behaupte ich so zuversichtlich, so gewiß, als ich in meinem Leben etwas behauptet habe. Darum betrübt es mich auch nicht, daß ich verschieden soll; denn ich weiß, daß mit dem Tode noch nicht Alles für uns aus ist. Es folgt ein anderes Leben, und zwar ein solches, das, wie die alte Sage versichert, für Tugendhafte weit glücklicher sein wird, als für Lasterhafte."

"Wie das?" sprach Simmias, "mein lieber Sokrates! willst du diese heilsame Versicherung im Innersten deiner Seele verschlossen mitnehmen? oder auch uns eine Lehre gönnen, die so viel Tröstliches hat? Es ist billig, seinen Freunden ein so herrliches Gut mitzutheilen, und wenn du uns von deiner Meinung überzeugt, so ist auch deine Schatzrede fertig."

"Ich will es versuchen," versetzte er. "Doch laßt uns erst den Kriton hören, der schon lange etwas sagen zu wollen scheint."

"Ich? nichts, mein Lieber!" erwiderte Kriton. "Nur der Mann hier, der dir das Gift bringen soll, läßt mir keine Ruhe; ich soll dich bitten, nicht so viel zu reden. Man erhitzt sich so sehr, spricht er, und dann wirkt der Trank so gut nicht. Er hätte schon



öfters einen zweiten oder dritten Gisttrank bereiten müssen für Leute, die sich das Reden nicht hätten verwehren lassen.“

„Laß ihn, im Namen der Götter!“ sprach Sokrates, „hingehe und sein Amt versehen. Er halte den zweiten Gisttrank bereit, oder den dritten, wenn er meint.“

„Diese Antwort hatte ich mir vermuthet,“ sprach Kriton; „allein der Mensch will nicht ablassen.“

„O laß ihn!“ versetzte Sokrates. „Ich habe hier meinen Richter Rechenschaft zu geben, warum ein Mensch, der in der Liebe zur Weisheit grau geworden, in den letzten Stunden fröhlichen Muthes sein müsse, indem er sich nach dem Tode die größte Seligkeit zu versprechen hat. Mit welchem Grunde, Simmias und Cebes, ich dieses behaupte, will ich zu erklären suchen.“ —

„Das, meine Freunde, wissen vielleicht die Wenigsten, daß, wer sich der Liebe zur Weisheit wahrhaftig ergeben, seine ganze Lebenszeit dazu anwendet, mit dem Tode vertrauter zu werden, sterben zu lernen. Ist aber dieses: welch eine Ungereimtheit wäre es nicht, in seinem ganzen Leben alle Wünsche, alle Bemühungen nach einem einzigen Ziele zu lenken und sich doch zu betrüben, wenn das längst erwünschte Ziel endlich erreicht wird.“

Simmias lachte. „Beim Jupiter!“ sprach er, „Sokrates! ich muß lachen, so wenig ich auch dazu aufgelegt bin. Was du hier sagst, dürfte das Volk nicht so sehr befremden, als du meinst. Das hiesige insbesondere könnte dir sagen, wie sie gar wohl wüßten, daß die Weltweisen sterben lernen wollten, daher sie ihnen auch das widerfahren ließen, was sie verdienten und wonach sie sich sehnten.“

„Ich würde ihnen Alles einräumen, Simmias! nur das nicht, daß sie es einsehen. Sie wissen nicht, was der Tod ist, nach dem die Weltweisen sich sehn, und in wie weit sie ihn verdienen. Doch was gehen uns jene an? Ich rede jetzt mit meinen Freunden.“

„Ist der Tod nicht etwas, das sich beschreiben und erklären läßt?“

„Freilich!“ versetzte Simmias.

„Ist er aber etwas Anderes, als eine Trennung des Leibes und der Seele? Sterben nämlich, heißt dies nicht, wenn die Seele den Leib und der Leib die Seele dergestalt verläßt, daß sie keine Gemeinschaft unter einander mehr haben und jedes für sich bleibt? Oder weißt du deutlicher anzuzeigen, was der Tod sei?“

„Nein, mein Lieber!“

„Überlege einmal, Freund! ob es dir auch so vorkommt, wie mir. Was meinst du? wird der wahre Liebhaber der Weisheit den sogenannten Wollüsten nachhängen und nach köstlichen Speisen und Getränken so sonderlich streben?“

„Nichts weniger,“ antwortete Simmias.

„Wird er der Liebe ergeben sein?“

„Eben so wenig.“

„Und in Ansehung der übrigen Leibesbequemlichkeiten? Wird er z. B. in seinen Kleidern auf Pracht und Leppigkeit sehen, oder wird er sich mit dem Nothwendigen begnügen und das Ueberflüssige nicht achten?“

„Was man entbehren kann,“ sprach jener, „macht dem Weisen keine Sorgen.“

„Wollen wir nicht überhaupt sagen,“ fuhr Sokrates fort, „der Weltweise sucht sich aller unnöthigen Leibesorgen zu entschlagen, um mit mehrerer Achtsamkeit der Seele warten zu können?“

„Warum nicht?“

„Er unterscheidet sich also schon hierin von den übrigen Menschen, daß er sein Gemüth nicht ganz von den Leibesangelegenheiten fesseln läßt, sondern seine Seele zum Theil der Gemeinschaft des Leibes zu entwöhnen sucht.“

„Es scheint so.“

„Der größte Haufe der Menschen, o Simmias! wird dir sagen, daß der nicht zu leben verdiene, wer die Annehmlichkeiten des Lebens nicht genießen will. Das nennen sie sich nach dem Tode sehn, wenn man dem sinnlichen Wohlleben absagt und sich aller fleischlichen Wollust enthält.“

„Dies ist die Wahrheit, Sokrates!“

„Ich gehe weiter. Hindert der Körper nicht öfters den Weisheitliebenden im Nachdenken, und wird er sich sonderlichen Fortgang in der Weisheit versprechen können, wenn er sich nicht von den sinnlichen Gegenständen zu erheben gelernt hat? — Ich erkläre mich. — Die Eindrücke des Gesichts und des Gehörs sind, so wie sie uns von den Gegenständen zugesandt werden, bloß einzelne Empfindungen, noch keine Wahrheiten; denn diese müssen erst mit dem Verstande aus ihnen gezogen werden. Nicht?“

„Allerdings!“

„Auch als einzelnen Empfindungen ist ihnen nicht völlig zu trauen, und die Dichter singen mit Recht: Die Sinne täuschen und begreifen nichts deutlich. Was wir hören und sehen, ist voller Verwirrung und Dunkelheit. Können uns aber diese beiden Sinne keine deutlichen Einsichten gewähren, so wird der übrigen, weit undeutlicheren Sinne gar nicht zu gedenken sein.“

„Freilich nicht.“

„Wie muß es nun die Seele anfangen, wenn sie zur Wahrheit gelangen will? Wenn sie sich auf die Sinne verläßt, so ist sie betrogen.“

„Nichtig!“



„Sie muß also nachdenken, urtheilen, schließen, erfinden, um durch diese Mittel, so viel möglich, in das wahre Wesen der Dinge einzudringen.“

„Ja!“

„Aber wann geht das Nachdenken am besten von Statten? Mich dünkt, wenn wir uns gleichsam nicht fühlen, wenn weder Gesicht noch Gehör, weder angenehme noch unangenehme Empfindungen uns an uns selbst erinnern. Alsdann zieht die Seele ihre Aufmerksamkeit von dem Körper ab, verläßt, so viel sie kann, seine Gesellschaft, um, in sich gesammelt, nicht den Sinnen Schein, sondern das Wesen, nicht die Eindrücke, wie sie uns zugeführt werden, sondern das, was sie Wahres enthalten, zu betrachten.“

„Abermals eine Gelegenheit, bei welcher die Seele des Weisen den Leib zu meiden und sich, so viel sie kann, von ihm zu entfernen suchen muß.“

„Allem Ansehen nach!“

„Um die Sache noch deutlicher zu machen: ist die allerhöchste Vollkommenheit ein bloßer Gedanke, ohne äußerlichen Gegenstand, oder bedeutet es ein wirkliches Wesen, das außer uns vorhanden ist?“

„Freilich ein wirkliches, außer uns vorhandenes, schrankenloses Wesen, dem das Dasein vorzugsweise zukommen muß, mein Sokrates!“

„Und die allerhöchste Güte und die allerhöchste Weisheit? Sind diese auch etwas Wirkliches?“

„Beim Jupiter, ja! Es sind unzertrennliche Eigenschaften des allervollkommensten Wesens, ohne welche jenes nicht da sein kann.“

„Wer hat uns aber dieses Wesen kennen gelehrt? Mit den Augen des Leibes haben wir es doch nie gesehen?“

„Gewiß nicht!“

„Wir haben es auch nicht gehört, nicht gefühlt, kein äußerlicher Sinn hat uns je einen Begriff von Weisheit, von Güte, Vollkommenheit, Schönheit, Denkvermögen u. s. w. zugeführt; und dennoch wissen wir, daß diese Dinge außer uns wirklich sind, in dem allerhöchsten Grade wirklich sind. Kann uns Niemand erklären, wie wir auf diese Begriffe gekommen sind?“

Simmias sprach: „Die Stimme Jupiters, geliebter Sokrates! Ich werde mich abermals auf dieselbe berufen.“

„Wie? meine Freunde! wenn wir in jenem Zimmer eine vortreffliche Flötenstimme hörten, würden wir nicht hinlaufen, den Flötenspieler zu kennen, der unser Ohr so sehr zu entzücken weiß?“

„Vielleicht jezo nicht,“ lächelte Simmias, „da wir hier die vortrefflichste Musik hören.“

„Wenn wir ein Gemälde betrachten,“ fuhr Sokrates fort, „so wünschen wir die Meisterhand zu kennen, die es verfertigt hat. Nun liegt in uns selbst das allervortrefflichste Bild, das Götteraugen und Menschenaugen jemals gesehen, das Bild der allerhöchsten Vollkommenheit, Güte, Weisheit, Schönheit u. s. f.; und wir haben uns noch nie nach dem Maler erkundigt, der diese Bilder hineingezeichnet?“

Cebes erwiderte: „Ich erinnere mich einst vom Philolaus eine Erklärung gehört zu haben, die der Sache vielleicht Genüge thut.“

„Will Cebes seine Freunde,“ versetzte Sokrates, „nicht an dieser Hinterlassenschaft des glückseligen Philolaus Theil nehmen lassen?“

„Wenn diese,“ sprach Cebes, „die Erklärung nicht lieber von einem Sokrates hören möchten. Doch es sei! — Alle Begriffe von unkörperlichen Dingen, sprach Philolaus, hat die Seele nicht von den äußeren Sinnen, sondern durch sich selbst erlangt, indem sie ihre eigenen Wirkungen beobachtet und dadurch ihr eigenes Wesen und ihre Eigenschaften kennen lernt. Dieses deutlicher zu machen, habe ich ihn oft eine Erdringung hinzusetzen hören. Sagt uns vom Homer, pflegte er zu sagen, die beiden Tonnen entlehnen, die in dem Vorjaale Jupiters liegen \*), aber zugleich uns die Freiheit ausbitten, sie nicht mit Glück und Unglück, sondern die zur Rechten mit wahren Wesen und die zur Linken mit Mangel und Unwesen anzufüllen. So oft die Allmacht Jupiters einen Geist hervorbringen will, so schöpft er aus diesen beiden Tonnen, wirft einen Blick auf das ewige Schicksal und bereitet, nach dessen Maßgebung, eine Mischung von Wesen und Mangel, welche die völlige Grundanlage des künftigen Geistes enthält. Daher findet sich zwischen allen Arten von geistigen Wesen eine bewunderungswürdige Ähnlichkeit; denn sie sind alle aus eben den Tonnen geschöpft und nur in der Mischung unterschieden. Wenn also unsere Seele, welche gleichfalls nichts anderes ist, als eine solche Mischung von Wesen und Mangel, sich selbst beobachtet, so erlangt sie einen Begriff von dem Wesen der Geister und ihre Schranken, von Vermögen und Unvermögen, Vollkommenheit und Unvollkommenheit, von Verstand, Weisheit, Kraft, Absicht, Schönheit, Gerechtigkeit und tausend andern unkörperlichen Dingen, über welche sie die äußeren Sinne in der tiefsten Unwissenheit lassen würden.“

„Wie unvergleichlich!“ versetzte Sokrates. „Siehe, Cebes! du besitzt einen solchen Schatz und wolltest mich sterben lassen, ohne mir denselben einmal zu zeigen! — Doch laß sehen, wie wir ihn noch vor dem Tode genießen mögen. Philolaus sagte also: Die Seele erkennet ihre Nebengeister, indem sie sich selbst beobachtet. Nicht?“

\*) Ilias XXIV. 527.



„Ja!“

„Und sie erlangt Begriffe von unförperlichen Dingen, indem sie ihre eigenen Fähigkeiten auseinander setzt und jeder, um sie deutlicher unterscheiden zu können, einen besonderen Namen gibt?“

„Allerdings.“

„Wenn sie aber ein höheres Wesen, als sie selbst ist, einen Dämon z. B., sich denken will, wer wird ihr die Begriffe dazu hergeben?“

Cebes schwieg; und Sokrates fuhr fort: „Habe ich die Meinung des Philolaos anders recht begriffen, so kann sich die Seele zwar niemals von einem höhern Wesen, als sie selbst ist, oder nur von einer höhern Fähigkeit, als sie selbst besitzt, einen der Sache gemäßen Begriff machen; allein sie kann gar wohl überhaupt die Möglichkeit eines Dinges begreifen, dem mehr Wesen und weniger Mangel zu Theil geworden, als ihr selbst, das heißt, welches vollkommener ist als sie; oder hast du es vielleicht von Philolaos anders gehört?“

„Nein!“

„Und von dem allerhöchsten Wesen, von der allerhöchsten Vollkommenheit hat sie auch nicht mehr als diesen Schimmer einer Vorstellung. Sie kann das Wesen desselben nicht in seinem ganzen Umfange begreifen;\*) aber sie denkt ihr eigenes Wesen, das, was sie Wahres, Gutes und Vollkommenes hat, trennt es in Gedanken von dem

\*) Einige Weltweise wollen uns durch die Betrachtung demüthigen, daß wir von Gott nicht wissen, was er ist; sondern was er nicht ist; und stellen durch eine unmerkliche Verdrehung die Sache so vor, als wenn wir von Gott und seinen Eigenschaften gar nichts wüßten. Nun ist es nicht zu leugnen, daß wir von dem wahren Begriffe einer Sache noch weit entfernt sein können, wenn wir auch wissen, daß sie dieses oder jenes nicht sei. Allein wie oft ist nicht schon mit Grunde angemerkt worden, daß wir dem vollkommensten Wesen nur Mängel und Einschränkungen absprechen, und diese Art von Verneinungen den Werth wahrer Bejahungen habe; daß wir zuweilen für gut finden, die Eigenschaften Gottes verneinungsweise auszudrücken, ist eigentlich dem Ursprunge unserer Begriffe von Gott zuzuschreiben, als welche die Verneinung unserer eigenen Mängel und Schwachheiten zum Grunde haben. Das Wort un veränderlich z. B. ist die Verneinung einer Unvollkommenheit, jedoch im Grunde ein positiver Begriff, nämlich: immer dasselbe; aber wir drücken diesen Begriff verneinungsweise aus, weil wir durch die Verneinung der uns bewohnenden Veränderlichkeit darauf gekommen sind. In diesem Verstande ist also der angeführte Satz ungegründet; denn unsere Begriffe von Gott zeigen nicht an, was Gott nicht ist, sondern, was ihm nicht fehlt. Will man aber nur so viel sagen, daß wir von den positiven Eigenschaften Gottes keine Anschauung, keine selbstgefäßte Vorstellung haben, so wird dieses willig zugegeben, jedoch mit Verzicht auf die Folgen, die Mancher aus diesem an sich unschuldigen Satz hat ziehen wollen. Das Wenige, was uns von den göttlichen Eigenschaften bekannt ist, verliert dadurch weder seine Wahrheit noch Gewisheit, weder Leben noch Ueberzeugung. Können wir gleich die Unendlichkeit der göttlichen Vollkommenheiten nie selbst fühlen, so haben wir doch durch die innere Anschauung unserer selbst die Grundlage zu diesen Vollkommenheiten kennen gelernt; und diese anschauend erkannte Grundlage, mit der hinzugefügten symbolischen Absonderung der Mängel und Einschränkungen, geben einer Menge von Lehren und Folgen ihre ausgemachte Gewisheit. Saunderson hatte keine selbstgefäßte Vorstellung vom Lichte; aber die allgemeine Ähnlichkeit des Geistes mit den übrigen Sinnen machte es möglich, ihm einige Merkmale der Lichtstrahlen durch Worte beizubringen, und die ganze Theorie der Optik, die er seinen Zuhörern aus diesen Grundbegriffen erklärte, war nichts desto weniger unumstößlich.

Mangel und Unwesen, mit welchem es in ihr vermischt ist, und geräth dadurch auf den Begriff eines Dinges, das lauter Wesen, lauter Wahrheit, lauter Güte und Vollkommenheit ist.“

Apollodoros, der bisher alle Worte des Sokrates leise nachgesprochen hatte, gerieth hier in Entzückung und wiederholte laut: „das lauter Wesen, lauter Wahrheit, lauter Güte, lauter Vollkommenheit ist.“

Und Sokrates fuhr fort: „Sehet ihr, meine Freunde, wie weit sich der Weisheitsliebende von den Sinnen und ihren Gegenständen entfernen muß, wenn er das begreifen will, was zu begreifen wahre Glückseligkeit ist, das allerhöchste und vollkommenste Wesen? In dieser Gedankenjagd muß er Augen und Ohren verschließen, Schmerz und Sinnenlust ferne von seiner Aufmerksamkeit sein lassen und, wenn es möglich wäre, seines Leibes völlig vergessen, um desto einsamer sich ganz auf sein Seelenvermögen und dessen innere Wirksamkeit einzuschränken.“

Der Leib ist seinem Verstande bei dieser Untersuchung nicht nur ein unnützlicher, sondern auch ein beschwerlicher Gesellschafter; denn jetzt sucht er weder Farbe noch Größe, weder Töne noch Bewegung, sondern ein Ding, das alle möglichen Farben, Größen, Töne und Bewegungen und, was noch weit mehr ist, alle möglichen Geister sich auf's Deutlichste vorstellt und in allen ersinnlichen Ordnungen hervorbringen kann. Welch ein unbehäuflicher Gefährte der Körper auf dieser Reise!“

„Wie erhaben!“ rief Simmias, „aber auch wie wahr!“

„Die wahren Weltweisen,“ sprach Sokrates, „die diese Gründe in Erwägung ziehen, können nicht anders als diese Meinung hegen und einer zum andern sprechen: Siehe, hier ist ein Irrweg, der uns immer vom Ziele weiter wegführt und alle unsere Hoffnungen vereitelt. Wir sind versichert, daß die Erkenntniß der Wahrheit unser einziger Wunsch sei. Aber so lange wir uns hier auf Erden mit dem Leibe schleppen, so lange unsere Seele noch mit dieser irdischen Seuche behaftet ist, können wir uns unmöglich schmeicheln, diesen Wunsch ganz erfüllt zu sehen. Wir sollen die Wahrheit suchen. Leider! läßt uns der Körper wenig Muge zu dieser wichtigen Unternehmung. Heute fordert sein Unterhalt unsere ganze Sorge; morgen setzen ihn Krankheiten an, die uns abermals stören; sodann folgen andere Leibesangelegenheiten, Liebe, Ehrsucht, Begierden, Wünsche, Grillen und Thorheiten, die uns unaufhörlich zerstreuen, die unsere Sinne von einer Eitelkeit zur andern locken und uns nach dem wahren Gegenstande unserer Wünsche, nach der Weisheit, vergebens schmachten lassen. Wer erregt Krieg, Aufruhr, Streit und Uneinigkeit unter den Menschen? wer anders als der Körper und seine unerfülllichen Begierden? Denn die Habsucht ist die Mutter aller Unruhen, und unsere Seele würde niemals nach eigenthüm-



lichen Bestrebungen geizen, wenn sie nicht für die hungrigen Begierden ihres Leibes zu sorgen hätte. Solchergehalt sind wir die meiste Zeit beschäftigt und haben selten Muße zur Weltweisheit. Endlich, erzielt man auch irgend eine müßige Stunde und macht sich bereit, die Wahrheit zu umarmen, so steht uns abermals dieser Störer unserer Glückseligkeit, der Leib, im Wege und bietet uns seine Schatten statt der Wahrheit an. Die Sinne halten uns wider unsern Dank ihre Scheinbilder vor und erfüllen die Seele mit Verwirrung, Dunkelheit, Trägheit und Aberwitz, und sie soll in diesem allgemeinen Auf- und Abwachen gründlich nachdenken und die Wahrheit erreichen? Unmöglich! Wir müssen also die seligen Augenblicke abwarten, in welchen Stille von Außen und Ruhe von Innen uns das Glück verschafft, den Leib völlig aus der Acht zu schlagen und mit den Augen des Geistes nach der Wahrheit hinzusehen. Aber wie selten und wie kurz sind auch diese seligen Augenblicke!

Wir sehen ja deutlich, daß wir das Ziel unserer Wünsche, die Weisheit, nicht eher erreichen werden, als nach unserm Tode; beim Leben ist keine Hoffnung dazu. Denn kann anders die Seele, so lange sie im Leibe wohnt, die Wahrheit nicht deutlich erkennen, so müssen wir eines von Beiden sehen: entweder, wir werden sie niemals erkennen; oder, wir werden sie nach unserm Tode erkennen, weil die Seele alsdann den Leib verläßt und vermutlich in dem Fortgange zur Weisheit weit weniger aufgehalten wird. Wollen wir uns aber in diesem Leben zu jener seligen Erkenntniß vorbereiten, so müssen wir unterdeß dem Leibe nicht mehr gewähren, als was die Nothwendigkeit erfordert; wir müssen uns seiner Begierden und Lüste enthalten und uns, so oft als möglich, im Nachdenken üben, bis es dem Allerhöchsten gefallen wird, uns in Freiheit zu setzen. Alsdann können wir hoffen, von den Thorheiten des Leibes befreit, die Quelle der Wahrheit, das allerhöchste und vollkommenste Wesen, mit lautern und heiligen Sinnen zu beschauen, indem wir vielleicht Andere neben uns eben derselben Glückseligkeit genießen sehen. — Diese Sprache, mein lieber Simmias, dürfen die wahren Wißbegierigen unter einander führen, wenn sie sich von ihren Angelegenheiten besprechen, und diese Meinung müssen sie auch hegen, wie ich glaube; oder dünkt es dich anders?"

"Nicht anders, mein Sokrates!"

"Wenn dem so ist, mein Lieber, hat denn ein Solcher, der mir heute nachfolget, nicht große Hoffnung, da, wo wir hinkommen, besser als irgendwo, das zu erlangen, wonach er im gegenwärtigen Leben so sehr gerungen?"

"Allerdings."

"Ich kann also meine Reise heute mit guter Hoffnung antreten und jeder Wahrheitsliebende eben so, wenn er bedenkt, daß ihm

ohne Reinigung und Vorbereitung kein freier Zutritt zu den Geheimnissen der Weisheit verstattet wird."

"Dieses kann nicht geleugnet werden," sprach Simmias.

"Diese Reinigung aber ist nichts Anderes als die Entfernung der Seele von dem Sinnlichen und anhaltende Uebung, über das Wesen und die Eigenschaften der Seele selbst Betrachtungen anzustellen, ohne sich darin etwas, das nicht die Seele ist, irren zu lassen; mit Einem Worte: die Bemühung, sowohl in diesem als in dem zukünftigen Leben die Seele von den Fesseln des Leibes zu befreien, damit sie ungehindert sich selbst betrachten und dadurch zur Erkenntniß der Wahrheit gelangen möge."

"Allerdings."

"Die Trennung des Leibes von der Seele nennt man den Tod."

"Freilich."

"Die wahren Liebhaber der Weisheit wenden also alle ersinnliche Mühe an, sich dem Tode, so viel sie können, zu nähern, sterben zu lernen. Nicht?"

"Es scheint so."

"Wäre es nun aber nicht höchst ungereimt, wenn ein Mensch, der in seinem ganzen Leben nichts gelernt, als die Kunst zu sterben, wenn ein solcher, sage ich, zuletzt sich betrüben wollte, daß er den Tod sich nahen sieht; wäre es nicht lächerlich?"

"Unstreitig."

"Also, Simmias, muß den wahren Weltweisen der Tod niemals schrecklich, sondern allezeit willkommen sein. Die Gesellschaft des Leibes ist ihnen bei allen Gelegenheiten beschwerlich, denn wofern sie den wahren Endzweck ihres Daseins erfüllen wollen, so müssen sie suchen die Seele vom Leibe zu trennen und gleichsam in sich selbst zu versammeln. Der Tod ist diese Trennung, die längst gewünschte Befreiung von der Gesellschaft des Leibes. Welche Ungereimtheit also, bei Herannahung desselben zu zittern, sich zu betrüben! Betrost und fröhlich vielmehr müssen wir dahin reisen, wo wir Hoffnung haben, unsere Liebe zu umarmen, ich meine die Weisheit, und des überlästigen Gefährten los zu werden, der uns so vielen Kummer verursacht hat. Wie? gemeine und unwissende Leute, denen der Tod ihre Gebieterinnen, ihre Weiber oder ihre Kinder geraubt, wünschen in ihrer Betrübniß nichts sehnlicher, als die Oberwelt verlassen und zu dem Gegenstande ihrer Liebe oder ihrer Begierden hinabsteigen zu können; und diejenigen, welche gewisse Hoffnung haben, ihre Liebe nirgend in solchem Glanze zu erblicken, als in jenem Leben, diese sind voller Angst? diese beben? und treten nicht vielmehr mit Freuden die Reise an? O nein, mein Lieber! nichts ist ungereimter, als ein Weltweise, der den Tod fürchtet."



„Beim Jupiter, ganz vortrefflich!“ rief Simmias.  
 „Zittern und voller Angst sein, wenn der Tod winkt, kann dies nicht für ein untrügliches Kennzeichen genommen werden, daß man nicht die Weisheit, sondern den Leib, das Vermögen, die Ehre oder alle drei zusammen liebe?“

„Ganz untrüglich.“

„Wem geziemt die Tugend, die wir Mannhaftigkeit nennen, mehr als dem Weltweisen?“

„Niemandem.“

„Und die Mäßigkeit, diese Tugend, die in der Fertigkeit besteht, seine Begierden zu bezähmen und in seinem Thun und Lassen eingezogen und sitzhaft zu sein, wird sie nicht vornehmlich bei dem zu suchen sein, der seinen Leib nicht achtet und bloß in der Weltweisheit lebt und webt?“

„Nothwendig,“ sprach jener.

„Aller übrigen Menschen Mannhaftigkeit und Mäßigkeit wird dir ungereimt scheinen, wenn du sie näher betrachtest.“

„Wie so?“ mein Sokrates!

„Du weißt,“ versetzte er, „daß die Meisten den Tod für ein sehr großes Uebel halten.“

„Richtig,“ sprach er.

„Wenn also diese sogenannten tapfern und mannhaften Menschen unerschrocken sterben, so geschieht es bloß aus Furcht eines noch größern Übels.“

„Nicht anders.“

„Also sind alle Mannhaften außer den Weltweisen bloß aus Furcht unerschrocken. Ist aber eine Unerschrockenheit aus Furcht nicht höchst ungereimt?“

„Dieses ist nicht zu leugnen.“

„Mit der Mäßigkeit hat es dieselbe Beschaffenheit. Aus Unmäßigkeit leben sie mäßig und enthaltsam. Man sollte dies für unmöglich halten, und dennoch trifft es bei dieser unvernünftigen Mäßigkeit völlig ein. Sie enthalten sich gewisser Wollüste, um andere, nach welchen sie gieriger sind, desto ungestörter genießen zu können. Sie werden Herren über jene, weil sie dieser Knechte sind. Frage sie, sie werden dir freilich sagen, sich von seinen Begierden beherrschen zu lassen, sei Unmäßigkeit; allein sie selbst haben die Herrschaft über gewisse Begierden nicht anders erlangt, als durch die Sklaverei gegen andere, die noch ausgelassener sind. Heißt nun dies nicht gewissermaßen aus Unmäßigkeit enthaltsam sein?“

„Allem Ansehen nach.“

„O mein theurer Simmias! Wollust gegen Wollust, Schmerz gegen Schmerz und Furcht gegen Furcht vertauschen, gleichsam wie Münze, für ein großes Stück viele kleine eintauschen, dies ist nicht

der rechte Weg zur wahren Tugend. Die einzige Münze, die gültig ist und für welche man alles Andere hingeben muß, ist die Weisheit. Mit dieser schafft man sich alle übrige Tugend an: Tapferkeit, Mäßigkeit und Gerechtigkeit. Ueberhaupt, bei der Weisheit ist wahre Tugend, wahre Herrschaft über die Begierden, über die Verabscheuungen und über alle Leidenschaften; ohne Weisheit aber erlangt man nichts als einen Tausch der Leidenschaften gegen eine leidige Schattentugend, die dem Laster Sklavendienste thun muß und an sich selbst nichts Gesundes und Wahres mit sich führt. Die wahre Tugend ist eine Heiligung der Sitten, eine Reinigung des Herzens, kein Tausch der Begierden. Gerechtigkeit, Mäßigkeit, Weisheit sind kein Tausch der Laster gegen einander. Unsere Vorfahren, welche die Teleten oder die vollkommenen Versöhnungsfeste gestiftet, müssen, allem Ansehen nach, sehr weise Männer gewesen sein, denn sie haben durch diese Räthsel zu verstehen geben wollen, daß, wer unverzöhnt und ungeheilligt die Oberwelt verläßt, die härteste Strafe auszustehen habe, der Geläuterte und Versöhnte aber nach seinem Tode unter den Göttern wohnen werde. Die mit diesen Versöhnungsgeheimnissen umgehen, pflegen zu sagen: Es gibt viele Thyrsträger, aber wenig Begeisterte, und meines Erachtens versteht man unter den Begeisterten diejenigen, die sich der wahren Weisheit gewidmet. Ich habe in meinem Leben nichts gespürt, sondern unablässig gestrebt, einer von diesen Begeisterten zu sein; ob mein Bemühen fruchtlos gewesen, oder in wie weit mir mein Vorhaben gelungen, werde ich da, wo ich hinkomme, am besten erfahren und, so Gott will, in kurzer Zeit.

„Dieses ist meine Vertheidigung, Simmias und Cebes, warum ich meine besten Freunde hienieden ohne Betrübnis verlasse und bei Herannahung der Todesstunde so wenig zittere. Ich glaube allda nicht minder edle Freunde und noch ein schöneres Leben zu finden, als ich hier zurück lasse, so wenig auch dieses beim gemeinen Haufen sich Glauben erwerben wird.“

„Hat nun meine jetzige Schutzrede bessern Eingang gefunden als jene, die ich vor den Richtern der Stadt gehalten, so bin ich vollkommen vergnügt.“

Sokrates hatte ausgeredet, und Cebes ergriff das Wort: „Es ist wahr, Sokrates, du hast dich vollkommen gerechtfertigt. Allein, was du von der Seele behauptest, muß Vielen unglaublich scheinen; denn sie halten insgemein dafür, die Seele sei nirgend mehr anzutreffen, sobald sie den Körper verlassen, sondern werde gleich nach dem Tode des Menschen aufgelöst und zernichtet. Sie steige wie ein Hauch, wie ein feiner Dampf aus dem Körper in die obere Luft, allwo sie vergehe und völlig aufhöre zu sein. Könnte es ausgemacht werden, daß die Seele für sich bestehen kann und nicht noth-



wendig mit diesem Leibe verbunden sein muß, so hätten die Hoffnungen, die du dir machtest, eine nicht geringe Wahrscheinlichkeit; denn sobald es mit uns nach dem Tode besser werden kann, so hat der Tugendhafte auch gegründete Hoffnungen, daß es mit ihm wirklich besser werden wird. Allein die Möglichkeit ist selbst schwer zu begreifen, daß die Seele nach dem Tode noch denken, daß sie noch Willen und Verstandeskraft haben soll; dieses also, mein Sokrates, erfordert noch einigen Beweis.“

„Du hast Recht,“ Gebes, versetzte Sokrates. „Aber was ist zu thun? Wollen wir etwa überlegen, ob wir einen Beweis finden können oder nicht?“

„Ich bin sehr begierig,“ sprach Gebes, „deine Gedanken hierüber zu vernehmen.“

„Wenigstens kann derjenige,“ erwiderte Sokrates, „der unsere Unterredung hört, und wenn es auch ein Komödienschreiber wäre, mir nicht vorwerfen, ich beschäftige mich mit Grillen, die weder nützlich noch erheblich sind. Die Unterfuchung, die wir jetzt vorhaben, ist vielmehr so wichtig, daß uns jeder Dichter gern erlauben wird, um den Beistand einer Gottheit zu stehen, bevor wir zum Werke schreiten.“ — Er schwieg und saß eine Weile in Andacht vertieft; sodann sprach er: „Doch, meine Freunde, mit lautem Herzen die Wahrheit suchen, ist die würdigste Anbetung der einzigen Gottheit, die uns Beistand leisten kann. Zur Sache also! Der Tod, o Gebes, ist eine natürliche Veränderung des menschlichen Zustandes; und wir wollen jetzt untersuchen, was bei dieser Veränderung sowohl mit dem Leibe des Menschen, als mit seiner Seele vorgeht. Nicht?“

„Richtig!“

„Sollte es nicht rathsam sein, erst überhaupt zu erforschen, was eine natürliche Veränderung, nicht nur in Ansehung des Menschen, sondern auch der Thiere, Pflanzen und leblosen Dinge, hervor zu bringen pflegt? Mich dünkt, wir werden auf diese Weise näher zu unserm Endzweck kommen.“

„Der Einsall scheint nicht unglücklich,“ versetzte Gebes; „wir müssen also für's Erste eine Erklärung suchen, was Veränderung sei.“

„Mich dünkt,“ sprach Sokrates, „wir sagen, ein Ding habe sich verändert, wenn unter zwei entgegengesetzten Bestimmungen, die ihm zukommen können, die eine aufhört und die andere anfängt, wirklich zu sein. Z. B. schön und häßlich, gerecht und ungerecht, gut und böse, Tag und Nacht, Schlafen und Wachen, sind dies nicht entgegengesetzte Bestimmungen, die bei einer und eben derselben Sache möglich sind?“

„Ja!“

„Wenn eine Rose welkt und ihre schöne Gestalt verliert, sagen wir alsdann nicht, sie habe sich verändert?“

„Allerdings.“

„Und wenn ein ungerechter Mann seine Lebensart verändern will, muß er nicht eine entgegengesetzte annehmen und gerecht werden?“

„Wie anders?“

„Auch umgekehrt: wenn durch eine Veränderung etwas entstehen soll, so muß hievon das Widerspiel davon dagewesen sein. So wird es Tag, nachdem es vorhin Nacht gewesen; ein Ding wird schön, groß, schwer, ansehnlich u. s. w., nachdem es vorhin häßlich, klein, leicht, unansehnlich gewesen ist. Nicht?“

„Eine Veränderung heißt also überhaupt nichts Anderes, als die Abwechselung der entgegengesetzten Bestimmungen, die an einem Dinge möglich sind. Wollen wir es bei dieser Erklärung bewenden lassen? Gebes scheint noch unentschlossen.“

„Eine Kleinigkeit, mein lieber Sokrates! Das Wort entgegengesetzte machte mir einiges Bedenken. Ich sollte nicht glauben, daß schnurstracks entgegengesetzte Zustände unmittelbar auf einander folgen könnten.“

„Richtig!“ versetzte Sokrates. „Wir sehen auch, daß die Natur in allen ihren Veränderungen einen Mittelzustand zu finden weiß, der ihr gleichsam zum Uebergange dient, von einem Zustande auf den entgegengesetzten zu kommen. Die Nacht folgt z. B. auf den Tag vermittelt der Abenddämmerung, sowie der Tag auf die Nacht vermittelt der Morgendämmerung. Nicht?“

„Freilich!“

„Das Große wird in der Natur klein vermittelt der allmählichen Abnahme, und das Kleine hinwiederum groß vermittelt des Zuwachses.“

„Richtig.“

„Wenn wir auch in gewissen Fällen diesem Uebergange keinen besondern Namen gegeben, so ist doch nicht zu zweifeln, daß er wirklich vorhanden sein müsse, wenn ein Zustand natürlicher Weise mit seinem Widerspiel abwechseln soll; denn muß nicht eine Veränderung, die natürlich sein soll, durch die Kräfte, die in die Natur gelegt sind, hervorgebracht werden?“

„Wie könnte sie sonst natürlich heißen?“

„Diese ursprünglichen Kräfte aber sind stets wirksam, stets lebendig; denn wenn sie nur einen Augenblick entschliefen, so würde sie nichts als die Allmacht zur Thätigkeit aufwecken können. Was aber nur die Allmacht thun kann, wollen wir dieses natürlich nennen?“

„Wie könnten wir das?“ sprach Gebes.

„Was die natürlichen Kräfte also jetzt hervorbringen, mein Lieber! daran haben sie schon von jeher gearbeitet; denn sie waren



niemals müßig, nur daß ihre Wirkung erst nach und nach sichtbar geworden. Die Kraft der Natur z. B., die die Tageszeiten verändert, arbeitet schon jetzt daran, nach einiger Zeit die Nacht auf den Horizont zu führen; aber sie nimmt ihren Weg durch Mittag und Abend, welches die Uebergänge sind von der Geburt des Tages bis auf seinen Tod."

"Richtig."

"Im Schlafe selbst arbeiten die Lebenskräfte schon an der künftigen Erwachung, so wie sie im wachenden Zustande den künftigen Schlaf vorbereiten."

"Dieses ist nicht zu leugnen."

"Und überhaupt, wenn ein Zustand natürlicher Weise auf sein Widerspiel erfolgen soll, wie solches bei allen natürlichen Veränderungen geschieht: so müssen die stets wirksamen Kräfte der Natur schon vorher an dieser Veränderung gearbeitet und den vorübergehenden Zustand gleichsam mit dem zukünftigen geschwängert haben. Folgt nicht hieraus, daß die Natur alle mittlern Zustände mitnehmen muß, wenn sie einen Zustand mit seinem Widerspiel auflösen will?"

"Ganz unleugbar."

"Ueberlege es wohl, mein Freund! damit hernach kein Zweifel entstehe, ob nicht Anfangs zu viel nachgegeben worden. Wir erfordern zu jeder natürlichen Veränderung dreierlei: einen vorübergehenden Zustand des Dinges, das verändert werden soll; einen darauf folgenden, der jenem entgegengesetzt ist; und einen Uebergang oder die zwischen beiden liegenden Zustände, die der Natur von einem auf den andern gleichsam den Weg bahnen. Wird dieses zugegeben?"

"Ja, ja!" rief Cebes. "Ich sehe nicht ab, wie man an dieser Wahrheit sollte zweifeln können."

"Laß sehen," erwiderte Sokrates, "ob dir Folgendes eben so unleugbar scheinen wird. Mich dünkt, alles Veränderliche könne keinen Augenblick unverändert bleiben; sondern indem die Zeit ohne zu ruhen fortlebt und das Künftige beständig zu dem Vergangenen zurücksendet, so verwandelt sie auch zugleich alles Veränderliche und zeigt es jeden Augenblick unter einer neuen Gestalt. Bist du nicht auch dieser Meinung, Cebes?"

"Sie ist wenigstens wahrscheinlich."

"Mir scheint sie unwidersprechlich. Denn alles Veränderliche, wenn es eine Wirklichkeit und kein bloßer Begriff ist, muß eine Kraft haben, etwas zu thun, und ein Geschick, etwas zu leiden. Nun mag es thun oder leiden, so wird etwas an ihm anders, als es vorhin gewesen; und da die Kräfte der Natur niemals in Ruhe sind, was könnte den Strom der Vergänglichkeit nur einen Augenblick in seinem Laufe hemmen?"

"Jetzt bin ich überzeugt."

"Das thut der Wahrheit keinen Eintrag, daß uns gewisse Dinge oft eine Zeit lang unverändert scheinen; denn scheint uns doch auch eine Flamme eben dieselbe, und dennoch ist sie nichts Anderes, als ein Feuerstrom, der aus dem brennenden Körper ohne Unterlaß empor steigt und sichtbar wird. Die Farben kommen unsern Augen öfters wie unverändert vor, und gleichwohl wechselt beständig neues Sonnenlicht mit dem vorigen ab. Wenn wir aber die Wahrheit suchen, so müssen wir die Dinge nach der Wirklichkeit, nicht nach dem Sinnenschein beurtheilen."

"Beim Jupiter," versetzte Cebes, "diese Wahrheit öffnet uns eine so neue als reizende Aussicht in die Natur der Dinge. Meine Freunde!" fuhr er fort, indem er sich zu uns wandte, "die Anwendung von dieser Lehre auf die Natur unserer Seele scheint die wichtigsten Folgen zu versprechen."

"Ich habe noch einen einzigen Satz voraus zu schicken," versetzte Sokrates, "ehe ich auf diese Anwendung komme. Das Veränderliche, haben wir eingestanden, kann keinen Augenblick unverändert bleiben, sondern so wie die vergangene Zeit älter wird, so wächst auch die an einander hangende Reihe der Abänderungen, die da gewesen sind. Nun überlege, Cebes! folgen die Augenblicke der Zeit in einer getrennten oder stetigen Reihe auf einander?"

"Ich begreife nicht," sprach Cebes, "was du sagen willst."

"Beispiele werden dir meine Gedanken deutlicher machen. Die Fläche des stillen Wassers scheint uns in Einem fortzugehen und jedes Wassertheilchen mit denen, die umher sind, gemeinschaftliche Grenzen zu haben; da hingegen ein Sandhügel aus vielen Körnern besteht, deren jedes seine eigenen Grenzen hat. Nicht?"

"Dieses ist begreiflich."

"Wenn ich das Wort Cebes ausspreche, folgen hier nicht zwei vernehmliche Sylben auf einander, zwischen welchen keine dritte anzutreffen ist?"

"Richtig!"

"Das Wort Cebes also geht nicht in Einem fort, sondern die Sylben, aus welchen es besteht, folgen in einer unstetigen Verbindung auf einander, und jede hat ihre eigenen Grenzen."

"Richtig!"

"Aber in dem Begriffe, den mein Geist mit diesem Worte verbindet, gibt es auch hier Theile, die ihre eigenen Grenzen haben?"

"Mich dünkt, nein!"

"Und mit Recht, denn alle Theile und Merkmale eines zusammengefügten Begriffs fließen so in einander, daß sich keine Grenzen ansetzen lassen, wo dieses aufhört, jenes anfängt. Sie bilden also zusammen ein stetiges Ganze; da hingegen jede Sylbe ihre bestimm-



ten Grenzen hat, und ihrer viele, die zusammen kommen und ein Wort ausmachen, in einer unstetigen Reihe auf einander folgen."

"Dieses ist vollkommen deutlich."

"Ich frage also von der Zeit: ist sie mit dem ausgesprochenen Wort, oder mit dem Begriffe zu vergleichen? Folgen ihre Augenblicke in einer stetigen oder unstetigen Ordnung auf einander?"

"In einer stetigen," erwiderte Kebes.

"Freilich," versetzte Simmias, "denn durch die Folge unserer Begriffe erkennen wir ja die Zeit; wie ist es also möglich, daß die Natur der Folge in der Zeit und in den Begriffen nicht einerlei sein sollte?"

"Die Theile der Zeit," fuhr Sokrates fort, "gehen also in Einem fort und haben gemeinschaftliche Grenzen?"

"Richtig!"

"Das kleinste Zeittheilchen ist eine solche Folge von Augenblicken, läßt sich in noch kleinere Theile zerlegen, die immer noch alle Eigenschaften der Zeit behalten. Nicht?"

"Es scheint."

"Also gibt es auch keine zwei Augenblicke, die sich einander die nächsten sind, das heißt, zwischen welchen sich nicht noch ein dritter gedenken ließe?"

"Dies folgt aus dem Zugestandenem."

"Gehen die Bewegungen und überhaupt alle Veränderungen in der Natur nicht mit der Zeit in gleichen Schritten fort?"

"Ja!"

"Sie folgen also, wie die Zeit, in einer stetigen Verbindung auf einander?"

"Richtig!"

"Es wird daher auch nicht zwei Zustände geben, die sich einander die nächsten sind, das heißt, zwischen welchen nicht noch ein dritter anzutreffen sei?"

"Es scheint also."

"Unsere Sinne kommt es freilich so vor, als wenn die Veränderungen der Dinge ruckweise geschähen, indem sie solche nicht eher als nach merkbaren Zwischenzeiten wahrnehmen; allein die Natur geht nichts desto weniger ihren Weg und verändert die Dinge allmählig und in einer stetigen Folge auf einander. Der kleinste Theil dieser Folge ist selbst eine Folge von Veränderungen, und man mag zwei Zustände so dicht an einander setzen, als man will, so gibt es immer noch einen Uebergang dazwischen, der sie mit einander verbindet, der der Natur von einem auf den andern gleichsam den Weg zeigt."

"Ich begreife dieses Alles sehr wohl," sprach Kebes.

"Meine Freunde!" rief Sokrates, "jetzt ist es Zeit, uns unserm Vorhaben zu nähern. Wir haben Gründe gesammelt, die für unsere Ewigkeit streiten sollen, und ich verspreche mir einen gewissen Sieg. Wollen wir aber nicht nach Gewohnheit der Feldherren, ehe wir zum Treffen kommen, unsere Macht noch einmal übersehen, um ihre Stärke und Schwäche desto genauer kennen zu lernen?"

Apollodorus hat sehr um eine kurze Wiederholung.

"Die Sätze," sprach Sokrates, "deren Richtigkeit wir nicht mehr in Zweifel ziehen, sind diese:

1) Zu einer jeden natürlichen Veränderung wird dreierlei erfordert: a) ein Zustand eines veränderlichen Dinges, der aufhören, b) ein anderer, der seine Stelle vertreten soll, und c) die mittlern Zustände, oder der Uebergang, damit die Veränderung nicht plötzlich, sondern allmählig geschehe.

2) Was veränderlich ist, bleibt keinen Augenblick, ohne wirklich verändert zu werden.

3) Die Folge der Zeit geht in Einem fort, und es gibt nicht zwei Augenblicke, die sich einander die nächsten sind.

4) Die Folge der Veränderungen kommt mit der Folge der Zeit überein und ist ebenfalls so stetig, so an einander hangend, daß man keine Zustände angeben kann, die sich einander die nächsten wären, oder zwischen welchen nicht ein Uebergang stattfinden sollte. — Sind wir nicht über diese Punkte einig geworden?"

"Ja!" sprach Kebes.

"Leben und Tod, mein lieber Kebes," versetzte Sokrates, "sind entgegengesetzte Zustände. Nicht?"

"Freilich."

"Und das Sterben ist der Uebergang vom Leben zum Tode?"

"Freilich!"

"Diese große Veränderung trifft vermuthlich die Seele sowohl als den Leib, denn beide Wesen standen in diesem Leben in der genauesten Verbindung."

"Allem Ansehen nach."

"Was mit dem Leibe nach dieser wichtigen Begebenheit vorgeht, kann uns die Beobachtung lehren, denn das Ausgedehnte bleibt unsern Sinnen gegenwärtig; aber wie, wo und was die Seele nach diesem Leben sein wird, muß bloß durch die Vernunft ausgemacht werden, denn die Seele hat durch den Tod das Mittel verloren, den menschlichen Sinnen gegenwärtig zu sein."

"Richtig!"

"Wollen wir nicht, mein Theuerster, erst das Sichtbare durch alle seine Veränderungen verfolgen und hernach wo möglich das Unsichtbare mit dem Sichtbaren vergleichen?"



„Das scheint der beste Weg, den wir einschlagen können,“ erwiederte Gebeß.

„In jedem thierischen Leibe, Gebeß, gehen beständig Trennungen und Zusammensetzungen vor, die zum Theil auf die Erhaltung, zum Theil aber auf den Untergang der thierischen Maschine abzielen. Tod und Leben fangen bei der Geburt des Thieres schon gleichsam an mit einander zu ringen.“

„Dieses zeigt die tägliche Erfahrung.“

„Wie nennen wir den Zustand“, fragte Sokrates, „in welchem alle Veränderungen, die in der lebendigen Maschine vorgehen, mehr auf das Wohlfühlen, als auf den Untergang des Leibes abzielen? Nennen wir ihn nicht die Gesundheit?“

„Wie anders?“

„Gingegen werden die thierischen Veränderungen, welche die Auflösung der großen Maschine verursachen, durch Krankheiten vermehrt, oder durch das Alter, welches die natürlichste Krankheit genannt werden kann.“

„Richtig!“

„Das Verderben nimmt durch unmerkliche Grade allmählig zu. Endlich zerfällt das Gebäude und löst sich in seine kleinsten Theile auf. Aber was geschieht? Hören diese Theile auf, verändert zu werden? Hören sie auf zu wirken und zu leiden? Gehen sie ganz verloren?“

„Es scheint nicht,“ versetzte Gebeß.

„Unmöglich, mein Vertheiler“, erwiederte Sokrates, „wenn das wahr ist, worüber wir einig geworden; denn gibt es wohl ein Mittel zwischen Sein und Nichtsein?“

„Keineswegs.“

„Sein und Nichtsein wären also zwei Zustände, die unmittelbar auf einander folgen, die sich einander die nächsten sein müßten; wir haben aber gesehen, daß die Natur keine solche Veränderungen, die plötzlich und ohne Uebergang geschehen müssen, hervorbringen kann? Erinnerst du dich wohl noch dieses Satzes?“

„Sehr wohl,“ sprach Gebeß.

„Also kann die Natur weder ein Dasein, noch eine Zernichtung zuwege bringen?“

„Richtig!“

„Daher geht bei der Auflösung des thierischen Leibes nichts verloren. Die zerfallenen Theile fahren fort zu sein, zu wirken, zu leiden, zusammengefaßt und getrennt zu werden, bis sie sich durch unendliche Uebergänge in Theile eines andern Zusammengefaßten verwandeln. Manches wird Staub, manches wird zur Feuchtigkeit, dieses steigt in die Luft, jenes geht in eine Pflanze über, wandelt von der Pflanze in ein lebendiges Thier und verläßt das Thier, um

einem Wurm zur Nahrung zu dienen. Ist dieses nicht der Erfahrung gemäß?“

„Vollkommen, mein Sokrates“, antworteten Gebeß und Simmias zugleich.

„Wir sehen also, meine Freunde, daß Tod und Leben, in so weit sie den Leib angehen, in der Natur nicht so getrennt sind, als sie in unsern Sinnen scheinen. Sie sind Glieder einer stetigen Reihe von Veränderungen, die durch stufenweise Uebergänge mit einander auf das Genaueste verbunden sind. Es gibt keinen Augenblick, da man nach aller Strenge sagen könnte: Jetzt stirbt das Thier; so wenig man nach aller Strenge sagen kann: Jetzt ward es krank, oder: Jetzt ward es wieder gesund. Freilich müssen die Veränderungen unsern Sinnen wie getrennt scheinen, da sie uns nicht eher als nach einer geraumen Zwischenzeit merkbar werden; aber genug, wir wissen, daß sie es in der That nicht sein können.“

Ich bestimme mich jetzt auf ein Beispiel, das diesen Satz erläutern wird. Unsere Augen, die auf einen gewissen Erdbereich eingeschränkt sind, unterscheiden gar deutlich Morgen, Mittag, Abend und Mitternacht, und es ist uns, als wenn diese Zeitpunkte von den übrigen getrennt und abgefordert wären. Wer aber den ganzen Erdboden betrachtet, erkennt gar deutlich, daß die Umrälzungen von Tag und Nacht stetig an einander hangen und also jeder Augenblick der Zeit Morgen und Abend, Mittag und Mitternacht zugleich sei.

Homer hat nur als Dichter die Freiheit, seiner Götter Verrichtungen nach den Tageszeiten einzutheilen, als ob Jemandem, der nicht in einen engen Bezirk auf dem Erdboden eingeschränkt ist, die Tageszeiten noch wirklich getrennte Epochen wären und es nicht vielmehr zu jeder Zeit sowohl Morgen als Abend wäre. Es ist den Dichtern erlaubt, den Schein für die Wahrheit zu nehmen; allein der Wahrheit zufolge müßte Aurora mit ihren Rosenfingern beständig die Thore des Himmels offen halten und ihren gelben Mantel unaufhörlich von einem Ort zum andern schleppen, so wie die Götter, wenn sie nur des Nachts schlafen wollen, gar nicht oder beständig schlafen müssen.

So lassen sich auch, im Ganzen betrachtet, die Tage der Woche nicht unterscheiden; denn das Stetige und Ueinenanderhangende läßt sich nur in der Einbildung und nach den Vorpiegelungen der Sinne in bestimmte und abgeforderte Theile zertrennen; der Verstand aber sieht gar wohl, daß man da nicht stehen bleiben muß, wo keine wirkliche Abtheilung ist. Ist dieses deutlich, meine Freunde?“

„Gar sehr,“ erwiederte Simmias.

„Mit dem Leben und Tode der Thiere und Pflanzen verhält es sich gleichfalls nicht anders. In der Folge von Veränderungen, die dasselbe Ding erlitten, fängt sich nach dem Urtheile unserer Sinne



da eine Epoche an, wo uns das Ding merklich als Pflanze oder als Thier in die Sinne fällt, und dieses nennen wir das Aufsteigen der Pflanze und die Geburt des Thieres. Den zweiten Zeitpunkt, da, wo sich die thierischen oder pflanzigen Bewegungen unsern Sinnen entziehen, nennen wir den Tod; und den dritten, wenn endlich die thierischen oder pflanzigen Formen verschwinden und unscheinbar werden, nennen wir den Untergang, die Verwesung des Thiers oder der Pflanze. In der Natur aber sind alle diese Veränderungen Glieder einer ununterbrochenen Kette, allmähliche Auswickelungen und Einwickelungen desselben Dinges, das sich in unzählige Gestalten einhüllt und einkleidet. Ist hieran noch irgend ein Zweifel?"

"Im Geringsten nicht", versetzte Cebez.

"Wenn wir sagen", fuhr Sokrates fort, "die Seele stirbt, so müssen wir eines von beiden sehen. Entweder alle ihre Kräfte oder Vermögen, ihre Wirkungen und Leiden hören plötzlich auf, sie verschwindet gleichsam in einem Nu; oder sie leidet, wie der Leib, allmähliche Verwandlungen, unzählige Umkleidungen, die in einer stetigen Reihe fortgehen, und in dieser Reihe gibt es eine Epoche, wo sie keine menschliche Seele mehr, sondern etwas Anderes geworden ist; so wie der Leib nach unzähligen Veränderungen aufhört, ein menschlicher Leib zu sein und in Staub, Luft, Pflanze oder auch in Theile eines andern Thieres verwandelt wird. Gibt es einen dritten Fall, wie die Seele sterben kann, einen Fall mehr, als plötzlich oder allmählich?"

"Nein", erwiderte Cebez. "Diese Eintheilung erschöpft die Möglichkeit ganz."

"Gut", sprach Sokrates. "Die also noch zweifeln, ob die Seele nicht sterblich sein könnte, mögen wählen, ob sie besorgen, sie möchte plötzlich verschwinden, oder nach und nach aufhören, dasjenige zu sein, was sie war. Will Cebez nicht ihre Stelle vertreten und diese Wahl über sich nehmen?"

"Die Frage ist, ob jene die Wahl ihres Sachwalters würden gelten lassen. Mein Rath wäre, wir überlegten beide Fälle; denn wenn sie auf meine Wahl Verzicht thäten und sich anders erklären sollten, so dürfte Morgen Niemand mehr da sein, der sie widerlegen kann."

"Mein lieber Cebez!" versetzte Sokrates, "Griechenland ist ein weiträumiges Reich, und auch unter den Barbaren muß es Viele geben, denen diese Untersuchung am Herzen liegt. — Doch es sei! laß uns beide Fälle untersuchen! Der erste war: Vielleicht vergeht die Seele plötzlich, verschwindet in einem Nu. An und für sich ist diese Todesart möglich. Kann sie aber von der Natur her vorgebracht werden?"

"Keineswegs, wenn das wahr ist, was wir vorhin zugegeben, daß die Natur keine Zernichtung hervorbringen könne."

"Und haben wir dieses nicht mit Recht zugegeben?" fragte Sokrates. "Zwischen Sein und Nichtsein ist eine entsetzliche Kluft, die von der allmählig wirkenden Natur der Dinge nicht übersprungen werden kann."

"Ganz recht", versetzte Cebez. "Wie aber, wenn sie von einer übernatürlichen Macht, von einer Gottheit zernichtet würde?"

"O mein Theuerster!" rief Sokrates aus; "wie glücklich, wie wohl versorgt sind wir, wenn wir nichts als die unmittelbare Hand des einzigen Wunderhüters zu fürchten haben! Was wir besorgten, war, ob die Natur unserer Seele nicht an und für sich selbst sterblich sei; und diese Besorgniß suchten wir durch Gründe zu vereiteln. Ob aber Gott, der allgütige Schöpfer und Erhalter der Dinge, sie durch ein Wunderwerk zernichten werde? — Nein, Cebez, laß uns lieber befürchten, die Sonne würde uns in Eis verwandeln, ehe wir von der selbstständigen Güte eine grundböse Handlung, die Zernichtung durch ein Wunderwerk, befürchten wollen."

"Ich bedachte es nicht", sprach Cebez, "daß mein Einwurf beinahe eine Lästerung sei."

"Die eine Todesart, die plötzliche Zernichtung, schreckt uns also nicht mehr", fuhr Sokrates fort, "denn sie ist der Natur unmöglich. Doch überlegt auch Folgendes, meine Freunde! Geseht, sie wäre nicht unmöglich, so ist die Frage: wann, zu welcher Zeit soll unsere Seele verschwinden? Vermuthlich zu der Zeit, da der Körper ihrer nicht mehr bedarf, in dem Augenblicke des Todes?"

"Allem Ansehen nach."

"Nun haben wir aber gesehen, daß es keinen bestimmten Augenblick gibt, da man sagen kann, jetzt stirbt das Thier. Die Auflösung der thierischen Maschine hat schon lange vorher ihren Anfang genommen, ehe noch ihre Wirkungen sichtbar geworden sind; denn es fehlt niemals an solchen thierischen Bewegungen, die der Erhaltung des Ganzen zuwider sind; nur daß sie nach und nach zunehmen, bis endlich alle Bewegungen der Theile nicht mehr zu einem einzigen Endzwecke harmoniren, sondern eine jede ihren besondern Endzweck angenommen hat, und alsdann ist die Maschine aufgelöst. Dieses geschieht so allmählig, in einer so stetigen Ordnung, daß jeder Zustand eine gemeinschaftliche Grenze des vorübergehenden und nachfolgenden Zustandes, eine Wirkung des vorübergehenden und eine Ursache des nachfolgenden Zustandes zu nennen ist. Haben wir dieses nicht eingestanden?"

"Nichtig!"

"Wenn also der Tod des Körpers auch der Tod der Seele sein soll, so muß es auch keinen Augenblick geben, da man sagen kann,



jetzt verschwindet die Seele, sondern nach und nach, wie die Bewegungen in den Theilen der Maschine aufhören, zu einem einzigen Endzweck zu harmoniren, muß die Seele auch an Kraft und innerer Wirksamkeit abnehmen. Scheint es dir nicht also, mein Gebes?"

"Vollkommen!"

"Aber siehe! welche wunderbare Wendung unsere Untersuchung genommen hat! Sie scheint sich, wie ein Kunstwerk meines Aeltervaters Dädalus, durch ein inneres Triebwerk von ihrer vorigen Stelle weggerollt zu haben."

"Wie so?"

"Wir haben angenommen, unsere Gegner besorgten, die Seele würde plötzlich zernichtet werden, und wollten zusehen, ob diese Furcht gegründet sei oder nicht. Wir haben darauf untersucht, in welchem Augenblicke sie zernichtet werden möchte; und diese Untersuchung selbst brachte uns auf das Widerspiel der Voraussetzung, daß sie nämlich nicht plötzlich vernichtet werde, sondern allmählig an innerer Kraft und Wirksamkeit abnehme."

"Desto besser," antwortete Gebes. "So hat sich jene angenommene Meinung gleichsam selbst widerlegt."

"Wir haben also nur noch dieses zu untersuchen, ob die innern Kräfte der Seele nicht so allmählig vergehen können, wie sich die Theile der Maschine trennen."

"Richtig!"

"Lasset uns diese treuen Gefährten, Leib und Seele, die auch den Tod mit einander gemein haben sollen, auf ihrer Reise verfolgen, um zu sehen, wo sie zuletzt bleiben. So lange der Körper gesund ist, so lange die mehrsten Bewegungen der Maschine auf die Erhaltung und das Wohlfühlen des Ganzen abzielen, die Werkzeuge der Empfindung noch ihre gehörige Beschaffenheit haben, so besitzt auch die Seele ihre völlige Kraft, empfindet, denkt, liebt, verabscheut, begreift und will. Nicht?"

"Unstreitig!"

"Der Leib wird krank. Es äußert sich eine sichtbare Mißbilligkeit zwischen den Bewegungen, die in der Maschine vorgehen, indem ihrer viel: nicht mehr zur Erhaltung des Ganzen harmoniren, sondern ganz besondere und streitende Endzwecke haben. Und die Seele?"

"Wie die Erfahrung lehrt, wird sie indeß schwächer, empfindet unordentlich, denkt falsch und handelt öfters wider ihren Dant."

"Gut! Ich fahre fort. Der Leib stirbt, das heißt, alle Bewegungen scheinen nun nicht mehr auf das Leben und die Erhaltung des Ganzen abzielen; aber innerlich mögen wohl noch einige schwache Lebensbewegungen vorgehen, die der Seele noch einige dunkle Vorstellungen verschaffen: auf diese muß sich also die Kraft der Seele so lange einschränken. Nicht?"

"Allerdings!"

"Die Verwesung folgt. Die Theile, die bisher einen gemeinschaftlichen Endzweck gehabt, eine einzige Maschine ausgemacht haben, bekommen jetzt ganz verschiedene Endzwecke, werden zu mannichfaltigen Theilen ganz verschiedener Maschinen. Und die Seele, mein Gebes, wo wollen wir die lassen? Ihre Maschine ist verwest. Die Theile, die noch von derselben übrig sind, sind nicht mehr ihre und machen auch kein Ganzes aus, das beseelt werden könnte. Hier sind keine Gliedmaßen der Sinne, keine Werkzeuge des Gefühls mehr, durch deren Vermittelung sie irgend zu einer Empfindung gelangen könnte. Soll also Alles in ihr öde sein? Sollen alle ihre Empfindungen und Gedanken, ihre Einbildungen, ihre Begierden und Verabscheuungen, Neigungen und Leidenschaften verschwunden sein und nicht die geringste Spur hinterlassen haben?"

"Unmöglich," sprach Gebes. "Was wäre dieses anders, als eine völlige Zernichtung? Und keine Zernichtung, haben wir gesehen, steht in dem Vermögen der Natur."

"Was ist also für Rath? meine Freunde! Untergehen kann die Seele in Ewigkeit nicht; denn der letzte Schritt, man mag ihn noch so weit hinauschieben, wäre immer noch, vom Dasein zum Nichts, ein Sprung, der weder in dem Wesen eines einzelnen Dinges, noch in dem ganzen Zusammenhange gegründet sein kann. Sie wird also fortdauern, ewig vorhanden sein. Soll sie vorhanden sein, so muß sie wirken und leiden; soll sie wirken und leiden, so muß sie Begriffe haben; denn Empfinden, Denken und Wollen sind die einzigen Wirkungen und Leiden, die einem denkenden Wesen zukommen können. Die Begriffe nehmen allezeit ihren Anfang von einer sinnlichen Empfindung; und wo sollen sinnliche Empfindungen herkommen, wenn keine Werkzeuge, keine Gliedmaßen der Sinne vorhanden sind?"

"Nichts scheint richtiger," sprach Gebes, "als diese Folge von Schlüssen; und gleichwohl leitet sie zu einem offenbaren Widerspruch."

"Eines von beiden;" fuhr Sokrates fort, "entweder die Seele muß vernichtet werden, oder sie muß nach der Verwesung des Leibes noch Begriffe haben. Man ist sehr geneigt, diese beiden Fälle für unmöglich zu halten, und gleichwohl muß einer davon wirklich sein. Laß sehen, ob wir aus diesem Labyrinth keinen Ausgang finden können! Von der einen Seite kann unser Geist natürlicher Weise nicht vernichtet werden. Worauf gründet sich diese Unmöglichkeit? — Seid unverdrossen, Freunde! mir durch dornichte Gänge zu folgen, sie führen uns auf eine der herrlichsten Gegenden, die das Gemüth der Menschen jemals ergötzt haben. Antwortet mir! Hat uns nicht ein richtiger Begriff von Kraft und natürlicher Verände-



rung auf die Folge geleitet, daß die Natur keine Vernichtung wirken könne?"

"Nichtig!"

"Von dieser Seite ist also schlechterdings kein Ausgang zu hoffen, und wir müssen umkehren. Die Seele kann nicht vergehen, sie muß nach dem Tode fortbauern, wirken, leiden, Begriffe haben. Hier steht uns die Unmöglichkeit im Wege, daß unser Geist ohne sinnliche Eindrücke noch Begriffe haben soll; aber wer leistet für diese Unmöglichkeit die Gewähr? Ist es nicht bloß die Erfahrung, daß wir hier in diesem Leben niemals ohne sinnliche Eindrücke haben denken können?"

"Nicht anders."

"Was für Grund haben wir aber, diese Erfahrung über die Grenzen dieses Lebens auszudehnen und der Natur schlechterdings die Möglichkeit abzuspochen, die Seele, ohne diesen gegliederten Leib, denken zu lassen? Was meinst du, Simmias! würden wir einen Menschen nicht höchst lächerlich finden, der die Mauern von Athen niemals verlassen hätte und aus seiner eigenen Erfahrung schließen wollte, daß in allen Theilen des Erdbodens Tag und Nacht, Sommer und Winter, nicht anders als bei uns, abwechselten?"

"Nichts wäre ungereimter."

"Wenn ein Kind im Mutterleibe denken könnte, würde es wohl zu bereuen sein, daß es dereinst, von seiner Wurzel abgelöst, in freier Luft das erquickende Licht der Sonne genießen werde? Würde es nicht vielmehr aus seinen jetzigen Umständen die Unmöglichkeit eines solchen Zustandes beweisen zu können glauben?"

"Allem Ansehen nach."

"Und wir Blödsinnigen, denken wir etwa vernünftiger, wenn wir, in dieses Leben eingekerkert, durch unsere Erfahrungen ausmachen wollen, was der Natur auch nach diesem Leben möglich sei? — Ein einziger Blick in die unerschöpfliche Mannichfaltigkeit der Natur kann uns von dem Ungrunde solcher Schlüsse überführen. Wie dürftig, wie schwach würde sie sein, wenn ihr Vermögen nicht weiter reichte, als unsere Erfahrung?"

"Freilich."

"Wir können also mit gutem Grunde diese Erfahrung verwerfen, indem wir ihr die ausgemachte Unmöglichkeit entgegen gesetzt, daß unser Geist untergehen sollte. Homer läßt seinen Helden mit Recht ausrufen: „Fürwahr, auch in den Häusern des Orkus weht noch die Seele, wiewohl kein Leichnam dahin kommt.“ \*) Die Be-

\*) Plato hat diesen Vers des Homer anders verstanden, als einige neuere Ausleger, und führt ihn z. B. in seiner Republik als tadelhaft an. Man wird mir aber hoffentlich erlauben, an dieser Stelle die günstigere Auslegung gelten zu lassen.

griffe, die uns Homer von dem Orkus macht und von den Schatten, die hinunter wandeln, scheinen zwar nicht überall mit der Wahrheit übereinzukommen; aber dieses ist gewiß, meine Geliebten! unser Geist siegt über Tod und Verwesung, läßt den Leichnam zurück, um hienieden in tausend veränderten Gestalten die Absichten des Allerböchsten zu erfüllen; er hingegen erhebt sich über den Staub und fährt fort, nach andern natürlichen, aber überirdischen Gesetzen, die Werke des Schöpfers zu beschauen und Gedanken von der Kraft des Unendlichen zu hegen. Erwägt jedoch dieses, meine Freunde! Wenn unsere Seele nach dem Tode ihres Leichnams noch lebt und denkt, wird sie nicht auch alsdann, so wie in diesem gegenwärtigen Zustande, nach der Glückseligkeit streben?"

"Wahrscheinlich dünkt mich's," sprach Simmias; „allein ich traue meiner Vermuthung nicht mehr und wünschte deine Gründe zu hören."

"Meine Gründe sind diese," versetzte Sokrates: „Wenn die Seele denkt, so müssen in ihr Begriffe mit Begriffen abwechseln, so muß sie diese Begriffe gerne, jene ungerne haben wollen, das heißt, einen Willen haben; hat sie aber einen Willen, wohin kann dieser anders zielen, als nach dem höchsten Grade des Wohlsseins, nach der Glückseligkeit?"

Dieses war Allen deutlich. — „Aber wie?" fuhr Sokrates fort, „das Wohlsein eines Geistes, der nicht mehr für die Bedürfnisse seines Leibes zu sorgen hat, worin besteht dieses? Speise und Trank, Liebe und Wollust kann ihm nicht mehr behagen; was in diesem Leben Gefühl, Gaudien, Augen und Ohren ergötzt, ist allda seiner Achtung unwürdig, kaum daß ihm noch eine schwache, vielleicht reuevolle Erinnerung von den Wollüsten bleibt, die er in Gesellschaft seines Leibes genossen. Wird er wohl nach diesen sonderlich streben?"

„So wenig, als ein vernünftiger Mann nach den Tändeleien der Kindheit," sprach Simmias.

„Wird etwa ein großes Vermögen das Ziel seiner Wünsche sein?"

„Wie könnte dies in einem Zustande möglich sein, wo, allem Ansehen nach, kein Eigenthum besessen, kein Vermögen genossen werden kann."

„Die Ehrbegierde ist zwar eine Leidenschaft, die, dem Ansehen nach, dem abgeschiedenen Geiste noch bleiben kann; denn sie scheint wenig von den Leibesbedürfnissen abzuhängen; allein worin kann der körperlose Geist den Vorzug setzen, der ihm Ehre bringen soll? Gewiß nicht in Macht, nicht in Reichthum, auch nicht in dem Adel der Geburt, denn alle diese Thorheiten läßt er mit seinem Körper auf der Erde zurück."



„Freilich!“

„Es bleibt ihm also nichts als Weisheit, Tugendliebe und Erkenntniß der Wahrheit, was ihm einen Vorzug geben und über seine Nebengeschöpfe erheben könnte. Außer dieser edeln Ehrbegierde ergößten ihn noch die geistigen angenehmen Empfindungen, die die Seele auch auf Erden ohne ihren Körper genießt: Schönheit, Ordnung, Ebenmaß, Vollkommenheit. Diese Empfindungen sind der Natur eines Geistes so anerschaffen, daß sie ihn niemals verlassen können. Wer also auf Erden für seine Seele Sorge getragen, wer in diesem Leben sich in Weisheit, Tugend und Empfindung der wahren Schönheit hat üben lassen, der hat die größten Hoffnungen, auch noch nach dem Tode in diesen Uebungen fortzufahren und von Stufe zu Stufe sich dem erhabensten Urwesen zu nähern, welches die Quelle aller Weisheit, der Inbegriff aller Vollkommenheiten und vorzugsweise die Schönheit selbst ist. Erinnert euch, meine Freunde! jener entzückten Augenblicke, die ihr genossen, so oft eure Seele, von einer geistigen Schönheit hingerissen, den Leib sammt seinen Bedürfnissen vergaß und sich ganz der himmlischen Empfindung überließ. Welcher Schauer! welche Begeisterung! Nichts als die nähere Gegenwart einer Gottheit kann diese erhabenen Entzückungen in uns erregen. Auch ist in der That jeder Begriff einer geistigen Schönheit ein Blick in das Wesen der Gottheit; denn das Schöne, Ordnungsmäßige und Vollkommene, das wir wahrnehmen, ist ein schwacher Abdruck dessen, der die selbständige Schönheit, Ordnung und Vollkommenheit ist.“

„Ich erinnere mich, diese Gedanken schon bei einer anderen Gelegenheit deutlich genug auseinander gesetzt zu haben, und will gegenwärtig nur diese Folge daraus herleiten: Wenn es wahr ist, daß nach diesem Leben Weisheit und Tugend unsern Ehrgeiz, und das Bestreben nach geistiger Schönheit, Ordnung und Vollkommenheit unsere Begierden ausmachen, so wird unser fortdauerndes Dasein nichts als ein ununterbrochenes Anschauen der Gottheit sein, ein himmlisches Ergötzen, das, so wenig wir jezo davon begreifen, den edeln Schweiß des Tugendhaften mit unendlichem Lucher belohnt. Was sind alle Mühseligkeiten dieses Lebens gegen eine solche Ewigkeit! Was ist Armuth, Verachtung und der schmachlichste Tod, wenn wir uns dadurch zu einer solchen Glückseligkeit vorbereiten können! Nein, meine Freunde! wer sich eines rechtschaffenen Wandels bewußt ist, kann sich unmöglich betrüben, indem er die Reise zu dieser Seligkeit antritt. Nur wer in seinem Leben Götter und Menschen beleidigt, wer sich in viehischer Wollust herumgewälzt, wer der vergötterten Ehre Menschenopfer geschlachtet und an Anderer Glend sein Ergötzen gefunden, der mag an der Schwelle des Todes zittern, indem er keinen Blick in das Vergangene ohne Reue,

keinen in die Zukunft ohne Furcht thun kann. Da ich aber, Dank sei der Gottheit! mir keine von diesen Vorwürfen zu machen habe, da ich in meinem ganzen Leben die Wahrheit mit Eifer gesucht und die Tugend über Alles geliebt habe, so freue ich mich, die Stimme der Gottheit zu hören, die mich von himmen ruft, um in jenem Lichte zu genießen, wonach ich in dieser Finsterniß gestrebt habe. Ihr aber, meine Freunde, überlegt wohl die Gründe meiner Hoffnungen; und wenn sie euch überzeugen, so segnet meine Reise und lebet so, daß euch der Tod dereinst abrufe, nicht mit Gewalt von himmen schleppe! Vielleicht führt uns die Gottheit dereinst, in verkürzter Freundschaft, einander in die Arme. O! mit welchem Entzücken würden wir uns alsdann des heutigen Tages erinnern!“

## Zweites Gespräch.

Phädon. Unser Lehrer hatte ausgeredet und ging, wie in Gedanken vertieft, im Zimmer auf und nieder; wir saßen Alle und schwiegen und dachten der Sache nach. Nur Cebes und Simmias sprachen leise mit einander.

Sokrates sah sich um und fragte: „Warum so leise? meine Freunde! Sollen wir nicht erfahren, was an den vorgebrachten Vernunftgründen zu verbessern sei? Ich weiß wohl, daß ihnen zur völligen Deutlichkeit noch Verschiedenes fehlt. Wenn ihr euch also jezt von andern Dingen unterhaltet, so mag es gut sein; redet ihr aber von der Materie, die wir vorhaben, so entdeckt uns immer eure Einwürfe und Zweifel, damit wir sie gemeinschaftlich untersuchen und entweder heben, oder selbst mit zweifeln mögen.“ — Simmias sprach: „Ich muß dir gestehen, Sokrates! daß wir Beide Einwürfe zu machen haben und uns schon lange einer den andern antreiben, sie vorzubringen, weil wir Beide gerne deine Widerlegung hören möchten, jeder aber sich scheuet, dir bei jeziger Widerwartigkeit beschwerlich zu fallen.“ — Als Sokrates dieses hörte, lächelte er und sprach: „Ei, wie schwer, o Simmias! werde ich andere Menschen bereden können, daß ich meine Umstände für so mißlich nicht halte, da ihr mir es noch immer nicht glauben könnt und besorgt, ich möchte jezt unmuthiger und verdrießlicher sein, als ich vormals gewesen bin. Man sagt von den Schwänen, daß sie nahe an ihrem Ende lieblicher singen, als in ihrem ganzen Leben. Wenn



diese Vögel, wie es heißt, dem Apollo geheiligt sind, so würde ich sagen, daß ihr Gott sie in der Todesstunde einen Vorschmack von der Seligkeit jenes Lebens empfinden läßt, und daß sie sich an diesem Gefühl ergötzen und singen. Mit mir verhält es sich eben so. Ich bin ein Priester dieses Gottes; und in Wahrheit! er hat meiner Seele ein abnendes Gefühl von der Seligkeit nach dem Tode eingeprägt, das allen Unmuth vertreibt und mich, nahe an meinem Tode, weit heiterer sein läßt, als in meinem ganzen Leben. Er öffnet mir also ohne Bedenken eure Zweifel und Einwürfe. Fraget, was ihr zu fragen habt, so lange es die eifrigsten Männer noch erlauben.“

„Gut!“ erwiderte Simmias, „ich werde also den Anfang machen, und Gebes mag folgen. Ich habe nur noch eine einzige Erinnerung voraus zu schicken: Wenn ich Zweifel wider die Unsterblichkeit der Seele erzeuge, so geschieht es nicht wider die Wahrheit dieser Lehre, sondern wider ihre vernunftmäßige Erweislichkeit, oder vielmehr wider den Weg, welchen du, o Sokrates! gewählt hast, uns durch die Vernunft davon zu überzeugen. Im Uebrigen nehme ich diese trostvolle Lehre von ganzem Herzen nicht nur so an, wie du sie uns vorgetragen, sondern so, wie sie uns von den ältesten Weisen ist überliefert worden; einige Verfälschungen ausgenommen, die von den Dichtern und Fabelerfindern hinzugefügt worden sind. Wo unsere Seele keinen Grund der Gewisheit findet, da vertrauet sie sich den beruhigenden Meinungen an, wie Fahrzeugen auf dem bodenlosen Meere, die sie bei heiterm Himmel sicher durch die Wellen dieses Lebens hindurch führen. Ich fühle es, daß ich der Lehre von der Unsterblichkeit und von der Vergeltung nach unserm Tode nicht widersprechen kann, ohne unendliche Schwierigkeiten sich erheben zu sehen, ohne Alles, was ich je für wahr und gut gehalten, seiner Zuverlässigkeit beraubt zu sehen. Ist unsere Seele sterblich, so ist die Vernunft ein Traum, den uns Jupiter geschickt hat, uns Elende zu hintergehen; so fehlt der Tugend aller Glanz, der sie unsern Augen göttlich macht; so ist das Schöne und Erhabene, das Sittliche so wohl als das Physische, kein Abdruck göttlicher Vollkommenheit (denn nichts Vergänglichliches kann den schwächsten Strahl göttlicher Vollkommenheit fassen); so sind wir, wie das Vieh, hierher gesetzt worden, Futter zu suchen und zu sterben; so wird es in wenig Tagen gleich viel sein, ob ich eine Fierde oder eine Schande der Schöpfung gewesen, ob ich mich bemüht, die Anzahl der Glückseligen oder der Elenden zu vermehren; so hat der verworfenste Sterbliche sogar die Macht, sich der göttlichen Herrschaft zu entziehen, und ein Dolk kann das Band auflösen, welches den Menschen mit Gott verbindet. Ist unser Geist vergänglich, so haben die weisesten Geistesgeber und Stifter der menschlichen Gesellschaften uns oder sich selbst betrogen; so hat das gesammte Menschengeschlecht sich gleichsam verabredet,

eine Unwahrheit zu hegen und die Betrüger zu verehren, die solche erdacht haben; so ist ein Staat freier, denkender Wesen nichts mehr als eine Herde vernunftlosen Viehes, und der Mensch — ich entsehe mich, ihn in dieser Niedrigkeit zu betrachten! Der Hoffnung zur Unsterblichkeit beraubt, ist dieses Wundergeschöpf das elendeste Thier auf Erden, das, zu seinem Unglück, über seinen Zustand nachdenken, den Tod fürchten und verzweifeln muß. Nicht der allgütige Gott, der sich an der Glückseligkeit seiner Geschöpfe ergötzt; ein schadenfrohes Wesen müßte ihn mit Vorzügen begabt haben, die ihn nur bejammernswerther machen. Ich weiß nicht, welche beklemmende Angst sich meiner Seele bemächtigt, wenn ich mich an die Stelle der Elenden setze, die eine Vernichtung fürchten. Die bittere Erinnerung des Todes muß alle ihre Freuden vergällen. Wenn sie der Freundschaft genießen, wenn sie die Wahrheit erkennen, wenn sie die Tugend ausüben, wenn sie den Schöpfer verehren, wenn sie über Schönheit und Vollkommenheit in Entzückung gerathen wollen, so steigt der schreckliche Gedanke der Vernichtung, wie ein Geistes, in ihrer Seele empor und verwandelt die gehoffte Freude in Verzweiflung. Ein Hauch, der ausbleibt, ein Pulsschlag, der stille steht, beraubt sie aller dieser Herrlichkeit; das Gott verehrende Wesen wird Staub, Moder und Verwesung.

Ich danke den Göttern, frei von dieser Furcht zu sein, die alle Vollüste meines Lebens mit Skorpionstichen unterbrechen würde. Meine Begriffe von der Gottheit, von der Tugend, von der Würde des Menschen und von dem Verhältnisse, in welchem er mit Gott steht, lassen mir keinen Zweifel mehr über seine Bestimmung. Die Hoffnung eines zukünftigen Lebens löst alle diese Schwierigkeiten auf und bringt die Wahrheiten, von welchen wir auf so mancherlei Weise überzeugt sind, wieder in Harmonie. Sie rechtfertigt die Gottheit, setzt die Tugend in ihren Adel ein, gibt der Schönheit ihren Glanz, der Wollust ihren Reiz, verjagt das Elend und macht selbst die Plagen dieses Lebens in unsern Augen verehrendwerth, indem wir alle Begebenheiten hiernieden mit den unendlichen Reichen von Folgen vergleichen, die durch dieselben veranlaßt werden. Eine Lehre, die mit so vielen bekannten und ausgemachten Wahrheiten in Harmonie steht, und durch welche wir so ungezwungen eine Menge von Schwierigkeiten gehoben sehen, findet uns sehr geneigt, sie anzunehmen, bedarf beinahe keines fernern Beweises. Denn wenn gleich von diesen Gründen, einzeln genommen, vielleicht keiner den höchsten Grad der Gewisheit mit sich führt, so überzeugen sie uns doch, zusammen genommen, mit einer so siegenden Gewalt, daß sie uns völlig beruhigen und alle unsere Zweifel aus dem Felde schlagen.

Allein, mein theurer Sokrates! die Schwierigkeit ist, alle diese Gründe, so oft wir es wünschen, mit der gehörigen Lebhaftigkeit



gegenwärtig zu haben, um ihre Harmonie mit Einleuchtung zu überschauen. Wir sind zu allen Zeiten und in allen Umständen dieses Lebens ihres Bestandes bedürftig; aber nicht alle Zeiten, nicht alle Umstände dieses Lebens vergönnen uns die Ruhe und Besonnenheit der Seele, uns aller dieser Gründe lebhaft zu erinnern und die Kraft der Wahrheit zu fühlen, die ihrem Zusammenhange eingeflochten ist. So oft wir uns einen Theil derselben entweder gar nicht, oder nicht mit der erforderlichen Lebhaftigkeit vorstellen, so verliert die Wahrheit von ihrer Stärke und unsere Seelenruhe ist in Gefahr. Wenn aber jener Weg, den du, o Sokrates, einschlägst, uns durch eine einfache Reihe von unumstößlichen Gründen zur Wahrheit führt, so können wir hoffen, uns des Beweisthums zu versichern und ihn zu allen Zeiten in unserer Gewalt zu haben. Eine Kette deutlicher Schlüsse läßt sich leichter in die Gedanken zurückbringen, als jene Uebereinstimmung der Wahrheiten, die gewissermaßen ihre eigne Gemüthsbeschaffenheit erfordert. Aus dieser Ursache trage ich kein Bedenken, dir alle die Zweifel entgegenzusetzen, die der entschlossenste Leugner der Unsterblichkeit vorbringen könnte.

Wenn ich dich recht verstanden habe, so war dein Beweis etwa folgender: Seele und Körper stehen in der genauesten Verbindung; dieser wird allmählig in seine Theile aufgelöst, jene muß entweder vernichtet werden, oder Vorstellungen haben. Durch natürliche Kräfte kann nichts vernichtet werden; daher kann unsere Seele natürlicher Weise niemals aufhören Begriffe zu haben. — Wie aber, mein bester Sokrates! wenn ich durch ähnliche Gründe bewiese, daß die Harmonie fortdauern müsse, wenn man auch die Leier zerbräche; oder daß die Symmetrie eines Gebäudes noch vorhanden sein müsse, wenn auch alle Steine von einander gerissen und zu Staub zermalmt wären? Die Harmonie sowohl als die Symmetrie, würde ich sagen, ist etwas; nicht? Man würde mir dieses nicht leugnen; jene steht mit der Leier und diese mit dem Gebäude in genauer Verbindung; auch dieses müßte man zugeben. Vergleichen die Leier oder das Gebäude mit dem Körper, und die Harmonie oder Symmetrie mit der Seele; so haben wir erwiesen, daß das Saitenspiel länger dauern müsse, als die Saiten, das Ebenmaß länger, als das Gebäude. Nun ist dieses, in Absicht auf die Harmonie und Symmetrie, höchst ungeeignet; denn da sie nur die Art und Weise der Zusammensetzung andeuten, so können sie nicht länger dauern, als die Zusammensetzung selbst.

Ein Gleiches läßt sich von der Gesundheit behaupten: Sie ist eine Eigenschaft des gegliederten Körpers und nirgend anders anzutreffen, als wo die Einrichtungen dieser Glieder zur Erhaltung des Ganzen abzielen; sie ist ein Eigenthum des Zusammengesetzten und verschwindet, wenn das Zusammengesetzte in seine Theile aufgelöst

wird. Mit dem Leben hat es wahrscheinlicher Weise eine ähnliche Verwandtschaft. Das Leben einer Pflanze hört auf, sobald die Bewegungen in den Theilen derselben zur Auflösung des Ganzen abzielen. Das Thier hat vor der Pflanze die Gliedmaßen der Sinne und die Empfindung, endlich der Mensch hat die Vernunft voraus. Vielleicht ist diese Empfindung in den Thieren und selbst die Vernunft des Menschen nichts als solche Eigenschaften des Zusammengesetzten, wie Leben, Gesundheit, Harmonie u. s. w., die, ihrer Natur und Beschaffenheit nach, nicht länger dauern können, als die Zusammensetzungen, von denen sie unzertrennlich sind. Reicht die Kunst des Baues hin, Pflanzen und Thieren Leben und Gesundheit zu geben, so kann eine höhere Kunst vielleicht dem Thiere Empfindung und dem Menschen Vernunft verleihen. Wir Blödsinnigen begreifen jenes so wenig, als dieses. Des geringsten Blättchens kunstreiche Bildung übersteigt alle menschliche Vernunft, enthält Geheimnisse, die des Fleißes und der Scharfsinnigkeit unserer spätesten Nachkommen noch spotten werden; und wir wollen vorschreiben, was durch die Organisation erhalten werden kann, und was nicht? Wollen wir der Allmacht oder der Weisheit des Schöpfers Grenzen setzen? Eines von beiden, dünkte ich, müssen wir aber nothwendig, wenn unsere Nichtigkeit entscheiden soll, daß selbst die Kunst des Allmächtigen kein Vermögen zu empfinden und zu denken durch die Bildung der feinsten Materie hervorbringen könne.

Du siehst, mein bester Sokrates! was deinen Schülern zur völligen unwankenden Ueberzeugung noch fehlt. Ist die Seele beim Leben etwas, das der Allmächtige außer dem Körper und dessen Bildung geschaffen und mit ihm verbunden hat, so hat es seine Nichtigkeit, daß die Seele auch nach dem Tode fortdauern und Vorstellungen haben müsse; allein wer leistet für jenes die Gewähr? Die Erfahrung scheint vielmehr das Gegentheil auszusagen. Das Vermögen zu denken wird gebildet mit dem Körper, wächst mit demselben und leidet mit demselben ähnliche Veränderungen. Jede Krankheit in dem Körper wird von Schwäche, Zerrüttung oder Unvermögen in der Seele begleitet. Vornehmlich stehen die Einrichtungen des Gehirns und der Eingeweide in so genauer Verbindung mit der Wirkbarkeit des Denkvermögens, daß man sehr geneigt ist, beide aus einer Quelle herzuleiten, und also das Unsichtbare durch das Sichtbare zu erklären; so wie man Licht und Wärme einer einzigen Ursache zuschreibt, weil sie in ihren Veränderungen so sehr übereinstimmen.“

Simmias schwieg, und Cebeus ergriff das Wort. „Unser Freund Simmias,“ sprach er, „scheint nur das sicher besitzen zu wollen, was ihm versprochen worden; ich aber, geliebter Sokrates! möchte gern mehr haben, als du uns zugesagt. Wenn deine Beweise auch wider



alle Einwürfe geschützt werden, so folgt doch nichts mehr aus denselben, als daß unsere Seele nach dem Hintritt unsers Körpers fortdauert und Vorstellungen hat; aber wie fortdauert? Vielleicht so, wie sie im Schwindel, in einer Ohnmacht, oder im Schlafe fortdauert. Die Seele des Schlafenden muß nicht ganz ohne Begriffe sein; die Gegenstände umher müssen durch schwächere Eindrücke auf seine Sinne wirken und in seiner Seele wenigstens schwache Empfindungen erregen, sonst würden stärkere und stärkere Eindrücke ihn nicht aufreizen können.<sup>\*)</sup> Aber was sind dieses für Begriffe? Ein dunkles Gefühl ohne Bewußtsein, ohne Erinnerung, ein vernunftloser Zustand, in welchem wir uns des Vergangenen nicht erinnern, und dessen wir uns auch in Zukunft nie wieder besinnen. Sollte nun unsere Seele, mit der Trennung von dem Leibe, in eine Art von Schlaf oder Hinbrüten versinken und nie wieder aufwachen; was hätten wir durch ihre Fortdauer gewonnen? Ein vernunftloses Dasein ist von der Unsterblichkeit, die du hoffst, noch weiter entfernt, als die Glückseligkeit der Thiere von der Glückseligkeit eines Gott erkennenden Geistes. Wenn das, was ihm nach dem Tode widerfährt, uns angehen, uns schon hienieden Furcht oder Hoffnung erregen soll, so müssen wir selbst, die wir uns hier unser Bewußt sind, in jenem Leben noch dieses Selbstgefühl behalten und uns des Gegenwärtigen erinnern können. Wir müssen das, was wir sein werden, mit dem, was wir jetzt sind, vergleichen und darüber urtheilen können. Ja, wo ich dich recht verstanden, mein theurer Sokrates! so erwartest du nach dem Tode ein besseres Leben, eine größere Erleuchtung des Verstandes, edlere und erhabnere Bewegungen des Herzens, als dem beglücktesten Sterblichen auf Erden zu Theil geworden: worauf gründet sich diese schmeichelnde Hoffnung? — Der Mangel alles klaren Bewußtseins ist für unsere Seele, wenigstens auf eine kurze Zeit, ein nicht unmöglicher Zustand; hievon überzeugt uns die tägliche Erfahrung. Wie, wenn ein solcher nach dem Tode in Ewigkeit fortdauern sollte?

Zwar hast du uns vorhin gezeigt, daß alles Veränderliche und aufhörlich verändert werden müsse; und aus dieser Lehre leuchtet ein Strahl der Hoffnung, daß meine Besorgniß ungegründet sei. Denn, wenn die Reihe der Veränderungen, die unsrer Seele bevorstehen, in's Unendliche fortgehen, so ist höchst wahrscheinlich, daß sie nicht bestimmt sei, in Ewigkeit fort zu sinken und von ihrer göttlichen Schönheit immer mehr und mehr zu verlieren, sondern daß sie sich, wenigstens mit der Zeit, auch erheben und die Stufe wieder einnehmen werde, auf welcher sie schon in der Schöpfung gestanden, nämlich eine Betrachterin der Werke Gottes zu sein. Und mehr

<sup>\*)</sup> Wenn mächtige Eindrücke lebhaft Empfindungen erregen, so müssen selbst die schwächsten nicht ganz ohne Wirkung sein, sondern Empfindungen veranlassen die nur dem Grade der Lebhaftigkeit nach von jenen unterschieden sind.

als einen hohen Grad der Wahrscheinlichkeit braucht es nicht, uns in der Vermuthung zu bestärken, daß dem Tugendhaften ein besseres Leben bevorsteht. Indes, o Sokrates! wünsche ich auch diesen Punkt von dir berührt zu sehen, weil ich weiß, daß alle Worte, die du heute sprichst, sich tief in meine Seele eingraben und von unausslöschlichem Andenken sein werden.“ —

Wir hörten Alle aufmerksam zu, und wie wir uns nachher gestanden, nicht ohne Unwillen, daß man uns eine Lehre zweifelhaft und ungewiß machte, von welcher wir so sehr überzeugt zu sein glaubten. Nicht nur diese Lehre, sondern Alles, was wir wußten und glaubten, schien uns damals ungewiß und schwankend zu werden, da wir sahen, daß entweder wir die Gabe nicht besitzen, Wahrheit von Irrthum zu unterscheiden, oder daß sie an und für sich selbst nicht zu unterscheiden sein müßten.

Sokrates. Mich wundert es nicht, mein lieber Phädon! daß ihr so dachtet; mir selbst ward, indem ich dir zuhörte, nicht anders zu Muth. Die Gründe des Sokrates hatten mich völlig überführt, und ich schien versichert, daß ich sie niemals würde in Zweifel ziehen können; allein des Simmias Einwurf machte mich wieder zweifelhaft, und ich erinnere mich, daß ich vormals eben der Meinung gewesen, daß die Kraft zu denken eine Eigenschaft des Zusammengesetzten sein und ihren Grund in einer feinen Organisation oder Harmonie der Theile haben könne. — Aber sage mir, bester Phädon! wie hat Sokrates diese Einwürfe aufgenommen? Ward er so verdrießlich darüber als ihr, oder begegnete er ihnen mit seiner gewöhnlichen Sanftmuth? und hat seine Antwort euch Genüge gethan, oder nicht? Ich möchte dieses Alles gern so umständlich als möglich von dir vernehmen.

Phädon. Habe ich den Sokrates jemals bewundert, so war es gewiß bei dieser Gelegenheit. Daß er eine Widerlegung in Bereitschaft hatte, ist eben nichts Unerwartetes von ihm. Was mir bewundernswürdig schien, war erstlich die Güte, Freundlichkeit und Sanftmuth, womit er das Vernünfteln dieser Jünglinge aufnahm, sodann, wie schnell er merkte, was für Eindrücke die Einwürfe auf uns gemacht, wie er uns zu Hilfe eilte, wie er uns gleichsam von der Flucht zurück rief, zur Gegenwehr aufmunterte und selbst zum Streite anführte.

Sokrates. Wie geschah dieses?

Phädon. Das will ich dir erzählen. Ich saß ihm zur Rechten neben dem Bette, auf einem niedrigen Sessel, er aber etwas höher, als ich. Er ergriff mein Haupt und streichelte mir die Haare, die in den Nacken herunterhingen; wie er denn gewohnt war, zuweilen mit meinen Locken zu spielen. Morgen, sprach er, Phädon! darfst du wohl diese Locken auf das Grab eines Freundes streuen. —



Allem Ansehen nach, erwiderte ich. — O! thue es nicht! versetzte er. — Warum das? fragte ich. — Noch heute, fuhr er fort, müssen wir Beide unser Haar abscheeren, wenn unser schönes Lehrgebäude so dahin stirbt und wir nicht im Stande sind, es wieder aufzuwecken. Und wenn ich an deiner Stelle wäre, und man hätte mir eine solche Lehre zu Grunde gerichtet, so würde ich, wie jener Argiver, ein Gelübde thun, nicht eher mein Haupthaar wieder wachsen zu lassen, bis ich des Simmias und Gebes Gegengründe besiegt hätte. — Man pflegt zu sagen, sprach ich: Hercules selbst richtet wider zwei nichts aus. — So rufe denn, weil es noch helle ist, mich, deinen Jolaus, zu Hülfe, versetzte er. — Gut! sprach ich, ich will dich zu Hülfe rufen; aber nicht wie Hercules seinen Jolaus, sondern wie Jolaus den Hercules.

Das thut nichts zur Sache, erwiderte er. Vor allen Dingen müssen wir uns vor einem gewissen Fehltritt in Acht nehmen. — Vor welchem? fragte ich. — Daß wir nicht Vernunftbasser werden, sprach er, so wie gewisse Leute Menschenbasser werden. Kein größeres Unglück könnte uns widerfahren! Der Vernunftbass und der Menschenbass pflegen aber auf eine ähnliche Weise zu entstehen. Der Menschenbass nämlich entsteht insgemein, wenn man Anfangs ein blindes Vertrauen in Jemand setzt und ihn in allen Stücken für einen getreuen, aufrichtigen und rechtschaffenen Menschen hält, sodann aber erfährt, daß er weder aufrichtig noch rechtschaffen sei; besonders wenn uns dieses zu wiederholten Malen und sogar in Ansehung Derer begegnet, die wir für unsere besten und vertrauesten Freunde gehalten. Alsdann wird man mißvergnügt, wirft seinen Haß auf alle Menschen ohne Unterschied und traut Niemandem mehr die mindeste Rechtschaffenheit zu. Hast du nicht bemerkt, daß es also zu gehen pflegt? — Sehr oft, antwortete ich. — Ist dieses aber nicht schändlich? und heißt es nicht, ohne die geringste Einsicht in die menschliche Natur, von der menschlichen Gesellschaft Nutzen haben wollen? Wer nicht ganz ohne Nachdenken ist, findet hierin gar leicht die Mittelstraße, die in der That auch die Wahrheit für sich hat. Der vollkommen guten oder bösen Menschen sind nur sehr wenige. Die meisten halten ungefähr das Mittel zwischen beiden Grenzen. — Wie sagst du? fragte ich. — So wie etwa, sprach er, in Ansehung des Größten und Kleinsten, oder der übrigen Eigenschaften. Was ist seltener als ein Mensch, ein Hund oder anderes Geschöpf, das sehr groß oder sehr klein, sehr schnell oder sehr langsam, außerordentlich schön, häßlich, schwarz, weiß u. s. w. sei? Und hast du nicht auch bemerkt, daß in allen diesen Dingen das Neueste an beiden Seiten wenig und selten, das Mittelmäßige hingegen am allerbüufigsten angetroffen wird? — Mich dünkt, sprach ich. — Meinst du nicht, versetzte er, wenn auf die äußerste

Nichtswürdigkeit ein Preis gesetzt würde, daß sehr wenige Menschen denselben verdienen würden? — Wahrscheinlicher Weise, antwortete ich. — Höchst wahrscheinlicher Weise, fuhr er fort. Jedoch in diesem Punkte findet sich zwischen der Vernunft und zwischen dem menschlichen Geschlechte vielmehr eine Unähnlichkeit als eine Ähnlichkeit; und ich bin durch deine Fragen auf diesen Abweg verleitet worden. Die Ähnlichkeit ist aber alsdann zu sehen, wenn Jemand, ohne gehörige Untersuchung und ohne Einsicht in die Natur der menschlichen Vernunft, irgend einen Schluß für wahr und blindig hält und kurz darauf ihn wiederum unwahr zu finden glaubt, er mag das letzte nun an und für sich sein, oder nicht: — vornehmlich wenn dieses, so wie vorhin in Ansehung der Freundschaft, sich öfters zugetragen. Alsdann ergeht es ihm, wie jenen verächtlichen Tausendkünstlern, die, was man nur will, so lange versetzen und widerlegen, bis sie sich einbilden, die Weisesten unter den Sterblichen, ja, die Einzigen zu sein, die da wahrgenommen, daß die Vernunft, wie alle übrige Dinge auf Erden, nichts Sicheres und Zuverlässiges habe, sondern daß Alles, wie auf dem Curipus, im Meerstrudel auf und nieder schwankt und keinen Augenblick an seiner vorigen Stelle bleibe. — Es ist wahr, sagte ich. — Wie aber, lieber Phädon? fuhr er fort. Gesezt, die Wahrheit sei an und für sich nicht nur zuverlässig und unveränderlich, sondern auch dem Menschen nicht ganz unerforschlich; und es ließe sich Jemand durch dergleichen Vorspiegelungen von Gründen und Gegengründen, die sich einander aufheben, dahin verleiten, daß er nicht sich und seiner Unfähigkeit die Schuld gäbe, sondern aus Unwillen sie lieber der Vernunft selbst zur Last legte und die übrige Zeit seines Lebens alle Vernunftgründe haßte und verabscheute, alle Wahrheit und alle Erkenntniß ferne von sich sein ließe: wäre das Unglück dieses Menschen nicht bejammernswerth? — Beim Jupiter! antwortete ich, sehr bejammernswerth! — Wir müssen also für's Erste diesen Irrthum zu vermeiden und uns zu überzeugen suchen, daß nicht die Wahrheit selbst ungewiß und schwankend, sondern unser Verstand öfters zu schwach sei, dieselbe fest zu halten und sich ihrer zu bemächtigen, damit wir unsere Kräfte und unsern Muth verdoppeln und immer neue Angriffe wagen mögen. Wir Alle sind dazu verpflichtet, meine Freunde! ihr des bevorstehenden Lebens und ich des Todes halber; ja, ich habe sogar einen Beweggrund dazu, der ziemlich, nach gemeiner unwissender Leute Denkart, mehr rechtfertigt, als wahrheitsliebend scheinen dürfte. Wenn diese etwas Zweifelhaftes zu untersuchen haben, so bestimmen sie sich wenig, wie die Sache an sich selber beschaffen sei, wenn sie nur Recht und ihre Meinungen von den Anwesenden Beifall erhalten. Ich werde von diesen Leuten nur in einem Punkte unterschieden sein. Denn daß ich von meiner Meinung die Anwesenden



überführe, ist bei mir nur eine Nebenabsicht; meine vornehmste Sorge geht dahin, mich selbst zu bereden, daß sie der Wahrheit gemäß sei, weil ich gar zu großen Vortheil dabei finde. Denn siehe, lieber Freund! ich mache folgenden Schluß: Ist die Lehre, die ich vortrage, gegründet, so thue ich wohl, daß ich mich davon überzeuge; ist aber den Verstorbenen keine Hoffnung mehr übrig, so gewinne ich wenigstens dieses, daß ich meinen Freunden noch vor meinem Tode nicht durch Klagen beschwerlich falle. Ich ergöße mich zuweilen an dem Gedanken: daß Alles, was dem gesammten menschlichen Geschlechte wirklichen Trost und Vortheil bringen würde, wenn es wahr wäre, schon eben deswegen hohe Wahrscheinlichkeit für sich habe, wahr zu sein. Wenn die Zweifelsüchtigen wider die Lehre von Gott und der Tugend vorwenden, sie sei eine bloße politische Erfindung, zum Besten der menschlichen Gesellschaft erdacht, so möchte ich ihnen allezeit zurufen: O meine Freunde! erdenket einen Lehrbegriff, welcher der menschlichen Gesellschaft so unentbehrlich ist, und ich wette, daß er wahr sei. Das menschliche Geschlecht ist zur Geselligkeit, so wie jedes Glied zur Glückseligkeit berufen. Alles, was auf eine allgemeine, sichere und beständige Weise zu diesem Endzweck führen kann, ist unstreitig von dem weisen Urheber aller Dinge als ein Mittel gewählt und hervorgebracht worden. Diese schmeichelhaften Vorstellungen haben ungemein viel Tröstliches und zeigen uns das Verhältniß zwischen dem Schöpfer und dem Menschen in dem erquickendsten Lichte; daher ich nichts so sehr wünsche, als mich von der Wahrheit derselben zu überzeugen. Jedoch, es wäre nicht gut, wenn meine Unwissenheit hierüber noch lange dauern sollte. Nein, ich werde bald davon befreit werden.

In dieser Verfassung, Simmias und Geles! wende ich mich zu euren Einwürfen. Ihr, meine Freunde! wenn ihr meinem Rathe folgen wollt, so sehet mehr auf die Wahrheit, als auf den Sokrates. Findet ihr, daß ich der Wahrheit getreu bleibe, so gebt mir Beifall; wo nicht, so widersehet euch ohne die geringste Nachsicht, damit ich nicht, aus gar zu guter Meinung, euch und mich selbst hintergebe und wie eine Biene, die ihren Stachel zurücläßt, von euch scheide. — Wohl an, meine Freunde! merket auf und erinnert mich, wo ich etwas von euren Gründen auslassen, oder sie unrichtig vortragen würde.

Simmias räumt ein, daß unser Denkvermögen entweder für sich geschaffen sein, oder durch die Zusammensetzung und Bildung des Körpers hervorgebracht werden muß: Nicht? — Richtig! — In dem ersten Falle, wenn die Seele nämlich als ein für sich geschaffenes, unkörperliches Ding zu betrachten ist, billigt er die Reihe von Vernunftschlüssen, durch welche wir bewiesen, daß sie nicht mit

dem Körper aufhören, auch durchaus nicht anders vergehen könne, als durch den allmächtigen Wink ihres Urhebers. Wird dieses noch zugegeben, oder steht unter euch Jemand dabei an? — Wir stimmten Alle willig ein. — Und daß dieser allgütige Urheber kein Werk seiner Hände jemals zernichte: so viel ich mich erinnere, hat auch hieran Niemand gezwweifelt? — Niemand. — Aber dieses befürchtet Simmias: Vielleicht ist unser Vermögen, zu empfinden und zu denken, kein für sich erschaffenes Wesen, sondern, wie die Harmonie, wie die Gesundheit, oder wie das Leben der Pflanzen und der Thiere, nur die Eigenschaft eines künstlich gebildeten Körpers: war es nicht dieses, was du besorgtest? — Eben dieses, mein Sokrates! — Wir wollen sehen, sprach er, ob Dasjenige, was wir von unserer Seele wissen und, so oft wir wollen, erfahren können, nicht deine Besorgniß unmöglich macht.

Was geschieht bei der künstlichsten Bildung oder Zusammensetzung? werden da nicht gewisse Dinge näher zusammengebracht, die vorhin von einander entfernt waren? — Allerdings! — Sie sind vorhin mit andern in Verbindung gewesen, und nunmehr werden sie unter sich verbunden und machen die Bestandtheile des Ganzen aus, das wir ein Zusammengesetztes nennen. — Gut! — Durch diese Verbindung der Theile entsteht erstlich in der Art und Weise, wie diese Bestandtheile neben einander sind, eine gewisse Ordnung, die mehr oder weniger vollkommen ist. — Richtig! — Sodann werden auch die Kräfte und Wirksamkeiten der Bestandtheile durch die Zusammensetzung mehr oder weniger verwandelt, nachdem sie durch Wirkung und Gegenwirkung bald gehemmt, bald befördert und bald in ihrer Richtung verändert werden. Nicht? — Es scheint. — Der Urheber einer solchen Zusammensetzung sieht bald einzig und allein auf das Nebeneinandersein der Theile, z. B. bei der Wohlgeriechtheit und dem Ebenmaß in der Baukunst, wo nichts als diese Ordnung des Nebeneinanderstehens in Betrachtung kommt; bald hingegen geht seine Absicht auf die veränderte Wirksamkeit der Bestandtheile, und die daraus erfolgte Kraft des Zusammengesetzten, wie bei einigen Triebwerken und Maschinen; ja, es gibt dergleichen, wo man deutlich sieht, daß der Künstler sein Absehen auf beides, auf die Ordnung der Theile und auf die Veränderung ihrer Wirksamkeit zugleich gerichtet hat. — Der menschliche Künstler, sprach Simmias, vielleicht nur selten, aber der Urheber der Natur scheint diese Absichten allezeit auf das Allervollkommenste verbunden zu haben. — Vortrefflich! versetzte Sokrates; jedoch ich verfolge diese Nebenbetrachtung nicht weiter.

Sage mir nur dieses, bester Simmias! kann durch die Zusammensetzung eine Kraft in dem Ganzen entstehen, die nicht in der Wirksamkeit der Bestandtheile ihren Grund hat? — Wie meinst



du? mein Sokrates! — Wenn alle Theile der Materie, ohne Wirkung und Widerstand, in einer todten Ruhe neben einander lägen, würde die künstlichste Ordnung und Vertheilung derselben in dem Ganzen irgend eine Bewegung, einen Widerstand, überhaupt eine Kraft, hervorbringen können? — Es scheint nicht, antwortete Simmias; aus unwirksamen Theilen kann wohl kein wirksames Ganze zusammengefaßt werden. — Gut! sprach er, wir können diesen Grundsatz also annehmen. Allein wir bemerkten gleichwohl, daß in dem Ganzen Uebereinstimmung und Ebenmaß angetroffen werden kann, obgleich jeder Bestandtheil für sich weder Harmonie noch Ebenmaß hat; wie geht dieses zu? Kein einzelner Laut ist harmonisch; und gleichwohl machen viele zusammen eine Harmonie aus. Ein wohlgeordnetes Gebäude kann aus Steinen bestehen, die weder Ebenmaß noch Regelmäßigkeit haben. Warum kann ich hier aus unharmonischen Theilen ein harmonisches Ganze, aus regellosen Theilen ein höchst regelmäßiges Ganze zusammensetzen? — O! dieser Unterschied ist handgreiflich, versetzte Simmias: Ebenmaß, Harmonie, Regelmäßigkeit, Ordnung u. s. w. können ohne Mannichfaltigkeit nicht gedacht werden; denn sie bedeuten das Verhältniß verschiedener Eindrücke, wie sie sich uns, zusammen genommen, und in Vergleichung gegen einander, darstellen. Es gehört also zu diesen Begriffen ein Zusammennehmen, eine Vergleichung mannichfaltiger Eindrücke, die zusammen ein Ganzes ausmachen, und sie können daher den einzelnen Theilen unmöglich zukommen. — Fahre fort, mein lieber Simmias! rief Sokrates mit einem innern Wohlgefallen über die Scharfsinnigkeit seines Freundes; sage uns auch dieses: Wenn aber jeder einzelne Laut keinen Eindruck in das Gehör machen sollte, würde aus vielen wohl eine Harmonie entstehen können? — Unmöglich! — So auch mit dem Ebenmaße: Jeder Theil muß in das Auge wirken, wenn aus vielen das, was wir Ebenmaß nennen, entstehen soll. — Nothwendiger Weise. — Wir sehen also auch hier, daß in dem Ganzen keine Wirksamkeit entstehen kann, wovon der Grund nicht in den Bestandtheilen anzutreffen, und daß alles Uebrige, was aus den Eigenschaften der Elemente und Bestandtheile nicht fließt, wie die Ordnung, Symmetrie u. s. w., einzig und allein in der Art der Zusammensetzung zu suchen sei. — Sind wir von diesem Satze überzeugt? meine Freunde! — Vollkommen. — Es kommt also bei jeder, auch der allerkünstlichsten, Zusammensetzung der Dinge zweierlei zu betrachten vor: erstlich die Folge und Ordnung der Bestandtheile in der Zeit oder im Raume; sodann die Verbindung der ursprünglichen Kräfte und die Art und Weise, wie sie sich im Zusammengesetzten äußern. Durch die Anordnung und Lage der Theile werden zwar die Wirkungen der einfachen Kräfte einge-

beschränkt, bestimmt und abgeändert; aber niemals kann durch die Zusammensetzung eine Kraft oder Wirksamkeit erhalten werden, deren Ursprung nicht in den Grundtheilen zu suchen ist. Ich verweise mich hier ein wenig bei diesen subtilen Grundbetrachtungen, meine Freunde! wie ein Wettläufer, der zu verschiedenen Malen ansetzt, um alsdann mit vermehrtem Triebe fortzuweichen, sich um das Ziel herum zu schwenken, und wenn ihm die Götter Glück und Ruhm beschieden, den Sieg davon zu tragen.

Erwäge es mit mir, lieber Simmias! wenn unser Vermögen zu empfinden und zu denken kein für sich erschaffenes Wesen, sondern eine Eigenschaft des Zusammengesetzten sein soll: muß es nicht entweder, wie Harmonie und Ebenmaß, aus einer gewissen Lage und Ordnung der Theile erfolgen, oder, wie die Kraft des Zusammengesetzten, seinen Ursprung in der Wirksamkeit der Bestandtheile haben? — Allerdings! da, wie wir gesehen, kein Drittes sich denken läßt. — In Ansehung der Harmonie haben wir gesehen, daß z. B. jeder einzelne Laut nichts Harmonisches habe, und die Uebereinstimmung bloß in Gegeneinanderhaltung und Vergleichung verschiedener Laute bestehe: Nicht? — Richtig! — Eine gleiche Bewandniß hat es mit der Symmetrie und Regelmäßigkeit eines Gebäudes; sie besteht in der Zusammenfassung und Vergleichung vieler einzelnen unregelmäßigen Theile. — Dies ist nicht zu leugnen. — Aber diese Vergleichung und Gegeneinanderhaltung, ist sie wohl etwas Anderes, als die Wirkung des Denkvermögens? und wird sie, außer dem denkenden Wesen, irgendwo anzutreffen sein? — Simmias wußte nicht, was er hierauf antworten sollte. — In der undenkenden Natur, fuhr Sokrates fort, folgen einzelne Laute, einzelne Steine auf- und neben einander. Wo ist hier Harmonie, Symmetrie oder Regelmäßigkeit? Wenn kein denkendes Wesen hinzukommt, das die mannichfaltigen Theile zusammennimmt, gegen einander hält und in dieser Vergleichung eine Uebereinstimmung wahrnimmt, so weiß ich sie nirgend zu finden; oder weißt du, Simmias! in der seelenlosen Natur ihre Spur aufzusuchen? — Ich muß mein Unvermögen bekennen, war seine Antwort, ob ich gleich merke, wohin dieses abziehet. — Eine glückliche Vorbedeutung! rief Sokrates, wenn dem Gegner selbst seine Niederlage ahnet. Antworte mir indeß unverdrossen, mein Freund! denn du hast keinen geringen Theil an dem Siege, den wir über dich selbst zu erhalten hoffen: kann der Ursprung einer Sache aus ihren eigenen Wirkungen erklärt werden? Kann der Schatten, den ein Baum wirft, für die Erzeugnißursache dieses Baumes, oder der wohlriechende Duft für die Ursache der Blume angegeben werden? — Auf keinerlei Weise. — Ordnung, Ebenmaß, Harmonie, Regelmäßigkeit, überhaupt alle Verhältnisse, die ein Zusammennehmen und Gegeneinanderhalten



des Mannichfaltigen erfordern, sind Wirkungen des Denkvermögens. Ohne Hinzuthun des denkenden Wesens, ohne Vergleichung und Gegeneinanderhaltung der mannichfaltigen Theile, ist das regelmäßigste Gebäude ein bloßer Sandhaufen, und die Stimme der Nachtigall nicht harmonischer, als das Röcheln der Nachttaube. Ja, ohne diese Wirkung gibt es in der Natur kein Ganzes, das aus vielen aufeinandersehenden Theilen besteht; denn diese Theile haben ein jeder sein eigenes Dasein, und sie müssen erst gegen einander gehalten, verglichen und in Verbindung betrachtet werden, wenn sie ein Ganzes ausmachen sollen. Das denkende Vermögen, und dieses allein in der ganzen Natur, ist fähig, durch eine innerliche Thätigkeit Vergleichen, Verbindungen und Gegeneinanderhaltungen wirklich zu machen; daher der Ursprung alles Zusammengesetzten, der Zahlen, Größen, Symmetrie, Harmonie u. s. w., in so weit sie ein Vergleichen und Gegeneinanderhalten erfordern, einzig und allein in dem denkenden Vermögen zu suchen sein muß. Und da dieses zugegeben wird, so kann ja dieses Denkvermögen selbst, die Ursache aller Vergleichung und Gegeneinanderhaltung, unmöglich aus diesen ihren eigenen Einrichtungen entspringen, kann unmöglich in einem Ganzen bestehen, das aus aufeinandersehenden Theilen zusammengesetzt ist; denn alle diese Dinge setzen die Wirkungen und Einrichtungen des denkenden Wesens voraus, und können nicht anders, als durch dieselben, wirklich werden. — Dieses ist deutlich, versetzte Simmias. — Da ein jedes Ganze, das aus Theilen besteht, die außer einander sind, ein Zusammennehmen und Vergleichen dieser Theile voraussetzt, dieses Zusammennehmen und Vergleichen aber die Einrichtung eines Vorstellungsvermögens sein muß, so kann ich den Ursprung dieses Vorstellungsvermögens selbst nicht in ein Ganzes setzen, das aus solchen auseinandersehenden Theilen besteht, ohne eine Sache durch ihre eigenen Einrichtungen entstehen zu lassen. Und eine solche Ungereimtheit haben die Fabeldichter selbst, so viel ich weiß, noch niemals gewagt. Niemand hat noch den Ursprung einer Flöte in das Zusammenstimmen ihrer Töne, oder den Ursprung des Sonnenlichts in den Regenbogen gesetzt. — Wie ich vermerte, bester Sokrates! ist nunmehr auch der Ueberrest unsers Zweifels dahin. — Er verdient indeß besonders erwogen zu werden, erwiederte jener, wenn ich anders durch diese dornigen Untersuchungen eure Geduld nicht ermüde. — Wage es immer, Freund! rief ihm Kriton zu, auch die Geduld dieser auf die Probe zu setzen. Du hast der meinigen wenigstens nicht geschont, als ich auf die Ausführung eines Vorschlags drang. . . Nichts von einer Sache, fiel ihm Sokrates in's Wort, die nunmehr ihre zuverlässige Richtigkeit hat. Wir haben hier Dinge zu untersuchen, die noch dem Zweifel unterworfen zu sein scheinen. Zwar dieses nicht

mehr, daß unser Vermögen, zu empfinden und zu denken, in der Lage, Bildung, Ordnung und Harmonie körperlicher Bestandtheile zu suchen sein sollte; dies haben wir, ohne weder der Allmacht noch der Weisheit Gottes zu nahe zu treten, als unmöglich verworfen. Aber vielleicht ist dies denkende Vermögen eine von den Thätigkeiten des Zusammengesetzten, wie die Kraft der Bewegung, der Ausdehnung, des Zusammenhangens u. s. w., die von der Lage und Bildung der Theile wesentlich unterschieden, und dennoch nirgends anders, als im Zusammengesetzten, anzutreffen sind? Ist dieses nicht der einzige Ueberrest des Zweifels, den wir bestreiten? mein werther Simmias! — Richtig!

Wir wollen also diesen Fall sehen, fuhr Sokrates fort, und annehmen, unsere Seele sei eine Wirksamkeit des Zusammengesetzten. Wir haben gefunden, daß alle Wirksamkeiten des Zusammengesetzten aus den Kräften der Bestandtheile fließen müssen; werden also nach unserer Voraussetzung die Bestandtheile des denkenden Körpers nicht Kräfte haben müssen, aus denen im Zusammengesetzten das Vermögen zu denken resultirt? — Allerdings! — Aber die Kräfte dieser Bestandtheile, von welcher Natur und Beschaffenheit wollen wir sie annehmen? sollen sie der denkenden Thätigkeit ähnlich oder unähnlich sein? — Diese Frage begreife ich nicht recht, war Simmias Antwort. — Eine einzelne Sylbe, sprach Sokrates, hat mit der ganzen Rede dieses gemein, daß sie vernünftig ist; aber die ganze Rede hat einen Verstand, die Sylbe keinen. — Richtig! — Indem also nur jede Sylbe ein zwar vernünftiges, aber verstandleeres Gefühl erregt, so entspringt aus ihrem Inbegriffe dennoch ein verständiger Sinn, der auf unsere Seele wirkt. Hier entspringt die Wirksamkeit des Ganzen aus den Kräften der Theile, die ihr unähnlich sind. — Dieses läßt sich begreifen. — In Ansehung der Harmonie, Ordnung und Schönheit haben wir ein Gleiches wahrgenommen. Das Wohlgefallen, das sie in der Seele wirken, entspringt aus den Eindrücken der Bestandtheile, deren jeder weder Wohlgefallen noch Mißgefallen erregen kann. — Gut! — Abermals ein Beispiel, daß die Thätigkeit des Ganzen aus Kräften der Bestandtheile, die jener unähnlich sind, entspringen könne. — Ich gebe es zu. — Ich weiß nicht, ob ich nicht vielleicht zu weit gehe, mein Freund! aber ich stelle mir vor, alle Thätigkeiten körperlicher Dinge können aus solchen Kräften des Urstoffs entspringen, die ihnen ganz unähnlich sind. Die Farbe z. B. kann vielleicht in solche Eindrücke aufgelöst werden, die nichts Gefährtes haben, und die Bewegung selbst entspringt vielleicht aus ursprünglichen Kräften, die nichts weniger als Bewegung sind. — Dieses würde einen Beweis erfordern, sprach jener; es ist



genug, daß ich durch Beispiele erläutert, was ich unter den Worten verstehe, die Wirksamkeit eines Ganzen könne aus Kräften der Bestandtheile, die ihr unähnlich sind, entspringen. — Ist dieses nunmehr deutlich? — Vollkommen. — Nach unserer Voranssetzung also würden die Kräfte der Bestandtheile entweder selbst Vorstellungskräfte und also der Kraft des Ganzen, die aus ihnen entspringen soll, ähnlich, oder von einer ganz andern Beschaffenheit und daher unähnlich sein. Gibt es ein Drittes? — Unmöglich! — Antworte mir aber auch auf dieses, mein Lieber! Wenn aus einfachen Kräften eine von ihnen verschiedene Kraft im Zusammengesetzten entspringen soll, wo kann diese neu entstandene Kraft anzutreffen sein? Außer dem denkenden Wesen sind die Kräfte des Ganzen nichts Anderes, als die einzelnen Kräfte der einfachen Bestandtheile, wie sie sich durch Wirkungen und Gegenwirkungen einander abändern und einschränken. Nun kann durch Wirkung und Gegenwirkung keine Kraft entspringen, die diesen Wirkungs- und Gegenwirkungskräften unähnlich wäre. Wenn wir also etwas Unähnliches in dem Ganzen erhalten wollen, so müssen wir abermals unsere Zuflucht zu dem denkenden Wesen nehmen, das die Kräfte in Verbindung und zusammennehmen sich anders vorstellt, als sie dieselben einzeln und ohne Verbindung denken würde. Ein Beispiel hievon sieht man, außer der Harmonie, auch an den Farben. Bringt zwei verschiedene Farben in einen so kleinen Raum zusammen, daß sie das Auge nicht unterscheiden kann; so werden sie außer uns noch immer getrennt und eine jede für sich bleiben: aber unsere Empfindung wird sich gleichwohl aus denselben eine dritte zusammensetzen, die mit jenen nichts gemein hat. Eine ähnliche Beschaffenheit hat es mit dem Geschmack, und wo ich nicht irre, mit allen unsern Fühlungen und Empfindungen überhaupt. Sie können durch die Zusammensetzung und Verbindung zwar an und für sich nicht anders werden, als sie einzeln sind; wohl aber dem denkenden Wesen, das sie nicht deutlich auseinandersehen kann, anders scheinen, als sie ohne Verbindung scheinen würden. — Dieses kann zugegeben werden, sprach Simmias. — Kann also das denkende Wesen seinen Ursprung in einfachen Kräften haben, die nicht denkend sind? — Unmöglich! da wir vorher gesehen, daß das Vermögen, zu denken, in keinem Ganzen, das aus Vielem besteht, seinen Ursprung haben könne. — Ganz recht! erwiderte Sokrates; das Zusammennehmen der einfachen Kräfte, aus welchen eine unähnliche Kraft des Zusammengesetzten entspringen soll, setzt ein denkendes Wesen voraus, dem sie in Verbindung anders erscheinen, als sie sind; daher kann aus diesem Zusammennehmen, aus dieser Verbindung unmöglich das denkende Wesen entspringen. Wenn also das Empfinden und Denken, mit einem Worte, das Vorstellen, eine Kraft des Zusammengesetzten sein

soll: müssen die Kräfte der Bestandtheile nicht der Kraft des Ganzen ähnlich und folglich gleichfalls Vorstellungskräfte sein? — Wie wäre dies anders möglich, da es kein Drittes geben kann? — Und die Theile dieser Bestandtheile, so weit nur immer die Theilbarkeit reichen kann, müssen diese nicht auch dergleichen Vorstellungskräfte haben? — Unstreitig! da jeder Bestandtheil wieder ein Ganzes ist, das aus kleinern Theilen besteht, und unsere Vernunftschlüsse so lange fortgesetzt werden können, bis wir auf Grundtheile kommen, die einfach sind und nicht aus Vielem bestehen.

Sage mir, lieber Simmias! finden wir nicht in unserer Seele eine fast unendliche Menge von Begriffen, Erkenntnissen, Neigungen, Leidenschaften, die uns unaufhörlich beschäftigen? — Allerdings! — Wo wären diese in den Theilen anzutreffen? Entweder zerstreut, einige in diesem, andere in jenem Theil, ohne je wiederholt zu werden; oder es gibt wenigstens einen einzigen unter ihnen, der alle diese Erkenntnisse, Begierden und Abneigungen, so viel ihrer in unserer Seele anzutreffen, vereinigt und in sich faßt. — Nothwendig eines von beiden, gab Simmias zur Antwort: und wie mich dünkt, dürfte der erste Fall unmöglich sein; denn alle Vorstellungen und Neigungen unseres Geistes sind so innig verknüpft und vereinigt, daß sie nothwendig auch irgendwo unzertrennt zugegen sein müssen. — Du eilst mir mit starken Schritten entgegen, geliebter Simmias! Wir würden weder uns erinnern, noch überlegen, noch vergleichen, noch denken können, ja wir würden nicht einmal die Person sein, die wir vor einem Augenblick gewesen, wenn unsere Begriffe vielerwärts vertheilt und nicht irgendwo zusammen in ihrer genauesten Verbindung anzutreffen wären. Wir müssen also wenigstens eine Substanz annehmen, die alle Begriffe der Bestandtheile vereinigt: und diese Substanz, wird sie aus Theilen zusammengesetzt sein können? — Unmöglich! sonst brauchen wir wieder ein Zusammennehmen und Gegeneinanderhalten, damit aus den Theilen ein Ganzes werde, und wir kommen dahin zurück, wo wir ausgegangen sind. — Sie wird also einfach sein? — Nothwendig! — Auch un-  
ausgedehnt? denn das Ausgedehnte ist theilbar und das Theilbare nicht einfach. — Richtig! — Es gibt also in unserm Körper wenigstens eine einzige Substanz, die nicht ausgedehnt, nicht zusammen-  
mengesetzt, sondern einfach ist, eine Vorstellungskraft hat und alle unsere Begriffe, Begierden und Meinungen in sich vereinigt. Was hindert uns, diese Substanz Seele zu nennen? — Es ist gleichviel, vortrefflicher Freund! erwiderte Simmias, welchen Namen wir ihr geben; genug, daß mein Einwurf bei ihr nicht Statt findet und alle deine Vernunftschlüsse, die du für die Unvergänglichkeit des denkenden Wesens vorgebracht, nunmehr unumstößlich sind.



Lasset uns noch dieses in Erwägung ziehen, versetzte jener: Wenn viele dergleichen Substanzen in einem menschlichen Körper zusammen wären, ja wenn wir alle Grundelemente unsers Körpers für Substanzen von dieser Natur halten wollten, würden dadurch meine Vernunftgründe für die Unvergänglichkeit etwas von ihrer Bündigkeit verlieren? oder würde uns eine solche Voraussetzung nicht vielmehr nöthigen, statt eines unvergänglichen Geistes viele zu gestatten, um also mehr einzuräumen, als wir zu unserm Vorhaben verlangten? Denn eine jede von diesen Substanzen würde, wie wir vorhin gesehen, den ganzen Inbegriff aller Vorstellungen, Wünsche und Begierden des ganzen Menschen in sich fassen, und also, was den Umfang der Erkenntniß betrifft, würde ihre Kraft nicht eingeschränkter sein können, als die Kraft des Ganzen. — Unmöglich eingeschränkter. — Und wie an Deutlichkeit, Wahrheit, Gewißheit und Leben der Erkenntniß? Setze viele verworrene, mangelhafte und schwankende Begriffe neben einander, wird dadurch ein aufklärter, vollständiger und bestimmter Begriff hervorgebracht? — Es scheint nicht. — Wo nicht ein Geist hinzukommt, der sie vergleicht und durch Nachdenken und Ueberlegen sich eine vollkommenere Erkenntniß aus denselben bildet: so hören sie in Ewigkeit nicht auf, viele verworrene, mangelhafte und schwankende Begriffe zu sein. — Richtig! — Die Bestandtheile der denkenden Materie würden also Vorstellungen haben müssen, die eben so deutlich, eben so wahr, eben so vollkommen sind, als die Vorstellungen des Ganzen, denn aus weniger deutlichen, weniger wahren u. s. w. läßt sich keine Erkenntniß durch Zusammensetzen herausbringen, die einen größern Grad von jenen Vollkommenheiten haben sollte. — Dies ist nicht zu leugnen. — Heißt aber dieses nicht, statt Eines vernünftigen Geistes, den wir in jeden menschlichen Körper setzen wollten, ganz ohne Noth eine unzählige Menge derselben annehmen? — Freilich! — Und diese Menge der denkenden Substanzen selbst wird sich wahrscheinlicher Weise an Vollkommenheit einander nicht gleich sein; denn dergleichen unnütze Vervielfältigungen finden in diesem wohlgeordneten Weltall nicht Statt. — Die allerhöchste Vollkommenheit des Schöpfers, antwortete Simmias, läßt uns dieses mit Zuverlässigkeit schließen. — Also wird ein unter den denkenden Substanzen, die wir in den menschlichen Körper gesetzt, die vollkommenste unter ihnen sein und folglich die deutlichsten und aufklärtesten Begriffe haben: nicht? — Nothwendiger Weise! — Diese einfache Substanz, die unausgedehnt ist, Vorstellungsvermögen besitzt, die vollkommenste unter den denkenden Substanzen ist, welche in mir wohnen, und die alle Begriffe, deren ich mir bewußt bin, in eben der Deutlichkeit, Wahrheit, Gewißheit u. s. w. in sich faßt, ist dieses nicht meine Seele? — Nicht anders, mein theurer Sokrates!

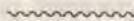
Nunmehr, mein lieber Simmias! ist es Zeit, einen Blick hinter uns auf den Weg zu werfen, den wir zurückgelegt. Wir haben vorausgesetzt, das Denkvermögen sei eine Eigenschaft des Zusammengesetzten; und, wie wunderbar! aus dieser Voraussetzung selbst bringen wir, durch eine Reihe von Vernunftschlüssen, den schnurstracks entgegengesetzten Satz heraus: daß nämlich das Empfinden und Denken nothwendig Eigenschaften des Einfachen und Nichtzusammengesetzten sein müssen. Ist dieses nicht ein hinlänglicher Beweis, daß jene Voraussetzung unmöglich sich selbst widersprechend und also zu verwerfen sei? — Niemand kann dieses in Zweifel ziehen. — Ausdehnung und Bewegung, fuhr Sokrates fort: in diese Grundbegriffe läßt sich, wie wir gesehen, Alles auflösen, was dem Zusammengesetzten zukommen kann; die Ausdehnung ist der Stoff, und die Bewegung die Quelle, aus welchen die Veränderungen entspringen. Beide zeigen sich in der Zusammensetzung unter tausend mannichfaltigen Gestalten und stellen in der körperlichen Natur die unendliche Reihe wundervoller Bildungen dar, vom kleinsten Sonnenstäublein bis zu jener Herrlichkeit der himmlischen Sphären, die von den Dichtern für den Sitz der Götter gehalten werden. Alle kommen darin überein, daß ihr Stoff Ausdehnung und ihre Wirksamkeit Bewegung ist. Aber Wahrnehmen, Vergleichen, Schließen, Begehren, Wollen, Lust- und Unlust-Empfindungen erfordern eine von Ausdehnung und Bewegung ganz verschiedene Bestandtheit, einen andern Grundstoff, andere Quellen der Veränderung. In einem einfachen Grundwesen muß hier Vieles vorgestellt, das Auseinanderseiende zusammen begriffen, das Mannichfaltige gegen einander gehalten und das Verschiedene in Vergleichung gebracht werden. Was in dem weiten Raum der Körperwelt zerstreut ist, drängt sich hier, ein Ganzes auszumachen, wie in einen Punkt zusammen, und was nicht mehr ist, wird in dem gegenwärtigen Augenblick mit dem, was noch werden soll, in Vergleichung gebracht. Hier erkenne ich weder Ausdehnung noch Farbe, weder Ruhe noch Bewegung, weder Raum noch Zeit, sondern ein innerlich wirksames Wesen, das Ausdehnung und Farbe, Ruhe und Bewegung, Raum und Zeit sich vorstellt, verbindet, trennt, vergleicht, wählt und noch tausend anderer Beschaffenheiten fähig ist, die mit Ausdehnung und Bewegung nicht die mindeste Gemeinschaft haben. Lust und Unlust, Begierden und Verabsehungen, Hoffnungen und Furcht, Glückseligkeit und Elend sind keine Ortsveränderungen kleiner Erdstäublein; Bescheidenheit, Menschenliebe, Wohlwollen, das Entzücken der Freundschaft und das hohe Gefühl der Gottesfurcht sind etwas mehr, als die Wallungen des Geblüts und das Schlagen der Pulsadern, von welchen sie begleitet zu werden pflegen. Dinge von so verschiedener Art, geliebter



Simmias! von so verschiedenen Eigenschaften können, ohne die äußerste Unachtsamkeit, nicht mit einander verwechselt werden. — Ich bin völlig befriedigt, war Simmias Antwort.

Noch eine kleine Anmerkung, versetzte jener, bevor ich mich zu dir, mein Gebet, wende. Das Erste, was wir von dem Körper und seinen Eigenschaften wissen, ist es etwas mehr, als die Art und Weise, wie er sich unsern Sinnen darstellt? — Etwas deutlicher, mein lieber Sokrates! — Ausdehnung und Bewegung sind Vorstellungen des denkenden Wesens von dem, was außer ihm wirklich ist. Nicht? — Zugegeben! — Wir mögen die zuverlässigsten Gründe haben, versichert zu sein, daß die Dinge außer uns nicht anders sind, als sie uns ohne Hinderniß erscheinen; geht nicht dessen ungeachtet allezeit die Vorstellung selbst voran, und die Versicherung, daß ihr Gegenstand wirklich ist, folgt nachher? — Wie ist es anders möglich, versetzte Simmias, da wir vom Dasein der Dinge außer uns nicht anders als durch ihre Eindrücke benachrichtigt werden können? — In der Reihe unsrer Erkenntniß geht also allezeit das denkende Wesen voran, und das ausgedehnte Wesen folgt; wir erfahren zuerst, daß Begriffe und folglich ein begreifendes Wesen wirklich seien, und von ihnen schließen wir auf das wirkliche Dasein des Körpers und seine Eigenschaften. Wir können uns von dieser Wahrheit auch dadurch überzeugen, weil der Körper, wie wir vorhin gesehen, ohne Verrichtung des denkenden Wesens kein Ganzes ausmachen und die Bewegung selbst ohne Zusammenhalten des Vergangenen mit dem Gegenwärtigen keine Bewegung sein würde. Wir mögen die Sache also betrachten, von welcher Seite wir wollen, so stößt uns allezeit die Seele mit ihren Verrichtungen zuerst auf, und sodann folgt der Körper mit seinen Veränderungen. Das Begreifende geht allezeit vor dem bloß Begreiflichen her. — Dieser Gedanke scheint fruchtbar, meine Freunde! sprach Gebet. — Wir können die ganze Kette von Wesen, fuhr Sokrates fort, vom Unendlichen an bis an das kleinste Stäublein, in drei Glieder einteilen. Das erste Glied begreift, kann aber von andern nicht begriffen werden: dieses ist der einzige, dessen Vollkommenheit alle endliche Begriffe übersteigt. Die erschaffenen Geister und Seelen machen das zweite Glied: sie begreifen und können von andern begriffen werden. Die Körperwelt ist das letzte Glied, die nur von andern begriffen werden, aber nicht begreifen kann. Die Gegenstände dieses letzten Gliedes sind, sowohl in der Reihe unsrer Erkenntniß, als im Dasein selbst, außer uns, allezeit die hintersten in der Ordnung, indem sie allezeit die Wirklichkeit eines begreifenden Wesens voraussetzen: wollen wir dieses einräumen? — Wir können nicht anders, sprach Simmias, nachdem das Vorige alles hat zugegeben werden müssen.

— Und gleichwohl, fuhr Sokrates fort, nimmt die Meinung der Menschen mehrentheils den Rückweg von dieser Ordnung. Das Erste, wovon wir versichert zu sein glauben, ist der Körper und seine Veränderungen; diese bemeistern sich so sehr aller unsrer Sinne, daß wir eine Zeit lang das materielle Dasein für das Einzige, und alles Uebrige für Eigenschaften desselben halten. — Mich freut es, sprach Simmias, daß du selbst, wie du nicht undentlich zu verstehen gibst, diesen verkehrten Weg gegangen bist. — Allerdings, mein Lieber, versetzte Sokrates. Die ersten Meinungen aller Sterblichen sind sich einander ähnlich. Dieses ist die Rhede, von welcher sie insgesammt ihre Fahrt antreten. Sie irren, die Wahrheit suchend, auf dem Meere der Meinungen auf und nieder, bis ihnen Vernunft und Nachdenken, die Kinder Jupiters, in die Segel leuchten und eine glückliche Anlandung verkündigen. Vernunft und Nachdenken führen unsern Geist von den sinnlichen Eindrücken der Körperwelt zurück in seine Heimat, in das Reich der denkenden Wesen: vorerst zu seines Gleichen, zu erschaffenen Wesen, die, ihrer Endlichkeit halber, auch von andern gedacht und deutlich begriffen werden können. Von diesen erheben sie ihn zu jener Urquelle des Denkenden und Gedentbaren, zu jenem Alles begreifenden, aber Allen unbegreiflichen Wesen, von dem wir, zu unserm Troste, so viel wissen, daß Alles, was in der Körperwelt und in der Geisterwelt gut, schön und vollkommen ist, von ihm seine Wirklichkeit hat und durch seine Allmacht erhalten wird. Mehr braucht es nicht zu unsrer Beruhigung, zu unsrer Glückseligkeit in diesem und in jenem Leben, als von dieser Wahrheit überzeugt, gerührt und in dem Innersten unsres Herzens ganz durchdrungen zu sein.



### Drittes Gespräch.

Phädon. Nach einigem Stillschweigen wandte sich Sokrates zum Gebet und sprach: Seitdem du, mein Lieber, von dem Wesen der Unsterblichen richtigere Begriffe erlangt hast, was dünkt dich von den Fabellehrern, die öfters einen Gott auf die Verdienste eines Sterblichen neidisch und wider denselben bloß aus Mißgunst feindselig gestimmt sein lassen? — Du weißt es, Sokrates, was wir von dergleichen Lehrern und ihren Erfindungen zu halten gelernt haben.



— Haß und Neid, diese niederträchtigen Leidenschaften, die die menschliche Natur so sehr entehren, müssen der göttlichen Heiligkeit schnurstracks widersprechen. — Ich bin hiervon überzeugt. — Du glaubst also nun zuverlässig und ohne die geringste Bedenklichkeit, daß du, wir und alle unsere Nebenmenschen von jenem allerheiligsten Wesen, das uns hervor gebracht, nicht beneidet, nicht gehaßt, nicht verfolgt, sondern auf das Zärtlichste geliebt werden? — Nichtig. — In dieser festen Ueberzeugung kann dich niemals die mindeste Furcht anwandeln, daß der Allerhöchste dich zu ewiger Qual berufen und, du seiest schuldig oder unschuldig, unaufhörlich würde elend sein lassen? — Niemals, niemals! rief Apollodorus, an den die Frage doch gar nicht gerichtet gewesen; und Cebeus begnügte sich, einzustimmen. — Wir wollen diesen Satz, fuhr Sokrates fort, daß uns Gott nicht zum ewigen Elende bestimmt, zum Maßstabe für die Gewißheit unserer Erkenntniß annehmen, so oft von zukünftigen Dingen die Rede ist, die einzig und allein von dem Willen des Allerhöchsten abhängen. Aus der Natur und den Eigenschaften erschaffener Dinge läßt sich in diesem Falle nichts mit Gewißheit schließen; denn aus diesen folgen nur diejenigen Sätze, die an und für sich unveränderlich sind; also von der Erkenntniß des Allerhöchsten, nicht von seinem Gutfinden abhängen. Zu den göttlichen Vollkommenheiten müssen wir uns in dergleichen Untersuchungen wenden und zu erforschen suchen, was mit denselben übereinstimmt und was ihnen widerspricht. Wovon wir überzeugt sind, daß es denselben nicht gemäß sei, das können wir verwerfen, und für so unmöglich halten, als wenn es mit der Natur und dem Wesen des untersuchten Dinges selbst stritte.

Eine ähnliche Frage ist die, mein Cebeus, die wir auf Veranlassung deines Einwurfs nunmehr zu untersuchen haben. Du räumst es ein, mein Freund, daß die Seele ein einfaches Wesen sei, das ohne den Körper seine eigene Bestandheit hat. Nicht? — Nichtig. — Du gibst ferner zu, daß sie unvergänglich sei? — Hieron bin ich überzeugt. — So weit, fuhr Sokrates fort, haben uns unsere Begriffe von der Natur der Ausdehnung und der Vorstellung geführt. Aber nunmehr entstehen Zweifel über das zukünftige Schicksal des menschlichen Geistes, das in soweit einzig und allein von dem Willen und dem Gutfinden des Allerhöchsten abhängt. Wird er den Geist des Menschen in einem wachenden Zustande, des Gegenwärtigen und des Vergangenen wohl bewußt, in Ewigkeit fortdauern lassen? oder hat er denselben bestimmt, mit dem Hintritt seines Körpers in einen, dem Schlaf ähnlichen Zustand zu versinken und niemals zu erwachen? War es dieses nicht, was dir noch ungewiß schien? — Eben dieses, o Sokrates! — Daß

eine gänzliche Vererbung alles klaren Bewußtseins, aller Besinnung, wenigstens auf eine kurze Zeit, nicht unmöglich sei, lehren Schlaf, Ohnmacht, Schwindel, Entzücken und tausend andere Erfahrungen. Zwar ist die Seele, in allen diesen Fällen, noch an ihren Körper gefesselt und muß sich nach der Beschaffenheit des Gehirns richten, das ihr in allen diesen Schwachheiten nichts als unmerklige, leicht verlöschliche Züge darbietet. Hieron ist also kein Schluß auf den Zustand unsrer Seele nach ihrer Scheidung von dem Körper zu ziehen, weil alsdann die Gemeinschaft zwischen diesen verschiedenen Wesen aufgehoben wird, der Körper aufhört, das Werkzeug der Seele zu sein, und die Seele ganz andern Gesetzen folgen muß, als die ihr hienieden vorgeschrieben sind. Indes ist es genug für unsere Ungewißheit, daß der Mangel des klaren Bewußtseins, wie etwa im Schlafe, der Natur eines Geistes nicht widerspricht; denn wenn dieses ist, so scheint unsere Furcht nicht ganz ungegründet. Aber, wenn wir von diesem fürchterlichen Zweifel befreit zu sein wünschen, können wir etwas mehr verlangen, als die Versicherung, daß unsere Besorgniß den Absichten Gottes zuwider laufe und von demselben eben so wenig, als das ewige Elend seiner Geschöpfe hat beliebt werden können? — Freilich, war Cebeus Antwort, wenn wir nicht eine Ueberzeugung verlangen, die der Natur der untersuchten Sache zuwider läuft. Als ich dir meine Zweifel vorbrachte, mein theurer Freund, habe ich selbst aus den Absichten des Schöpfers entlehnte Gründe angezeigt, die dein Lehrgebäude höchst wahrscheinlich machen; ich wünsche sie aber aus deinem Munde zu empfangen, und meine Freunde wünschen es mit mir. — Ich versuche es, sprach Sokrates, ob ich euch Genüge leisten kann. Antworte mir, mein Cebeus! Wenn du befürchtest, mit dem Tode auf ewig alles wachende Bewußtsein deiner selbst zu verlieren, besorgst du etwa, daß dieses Schicksal dem gesammten menschlichen Geschlechte oder nur einem Theile desselben bevorstehe? Werden wir Alle von dem Tode hingerafft und, in der Sprache der Dichter zu reden, von ihm in die Arme seines ältern Bruders, des ewigen Schlafes, getragen? oder sind einige der Erdbewohner bestimmt, von jener himmlischen Aurora zur Unsterblichkeit aufgeweckt zu werden? Sobald wir einräumen, daß einem Theile des menschlichen Geschlechts die wahre Unsterblichkeit bechieden ist, so zweifelt Cebeus wohl nicht einen Augenblick, daß diese Seligkeit den Gerechten, den Freunden der Götter und Menschen vorbehalten sei? — Nein, mein Sokrates, die Götter theilen den ewigen Tod gewiß so ungerecht nicht aus, als die Athener den zeitlichen. Ich bin überdies der Meinung, daß in dem weisesten Plane der Schöpfung ähnliche Wesen auch ähnliche Bestimmungen haben und mithin dem gesammten menschlichen Geschlechte nach diesem Leben ein ähnliches



Schicksal bevorstehen müsse. Entweder sie erwachen Alle zu einem neuen Bewußtsein, und alsdann können Anytus und Melitus selbst wohl nicht zweifeln, daß der unterdrückten Unschuld ein besseres Schicksal warte, als ihrer Verfolger; oder sie endigen Alle mit diesem Leben ihre Bestimmung und kehren in den Zustand zurück, aus welchem sie bei der Geburt gezogen worden; ihre Rollen reichen nicht weiter, als auf die Bühne dieses Lebens; am Ende treten die Schauspieler ab und werden wieder das, was sie im gemeinen Leben sonst gewesen. Ich entsehe mich, mein theurer Freund, diese Gedanken weiter zu verfolgen; denn ich merke, daß sie mich auf offenbare Ungereimtheiten führen. — Das thut nichts, Gebes, antwortete jener, wir müssen auch für die sorgen, welche nicht so leicht bei einer ungereimten Folge schamroth werden.

Lehnliche Wesen, hast du behauptet, mein Werther, müßten in dem weisesten Plane der Schöpfung ähnliche Bestimmungen haben? — Ja! — Alle erschaffene Wesen, die denken und wollen, sind einander ähnlich? — Allerdings! — Wenn auch dieses richtiger, wahrer, vollkommener denkt, mehr Gegenstände umfassen kann, als jenes, so gibt es doch keine Grenzlinie, welche sie in verschiedene Klassen trenne, sondern in unmerklichen Stufen erheben sie sich über einander und machen ein einziges Geschlecht aus. Nicht? — Dieses muß zugegeben werden. — Und wenn es über uns noch höhere Geister gibt, die sich einander an unmerklichen Graden der Vollkommenheit übertreffen und sich dem unendlichen Geiste allmählig nähern, gehören sie nicht alle, so viel ihrer erschaffen sind, zu einem einzigen Geschlechte? — Richtig! — Wie ihre Eigenschaften nicht wesentlich unterschieden sind, sondern nur dem Grade nach, also in einer stetigen Reihe sich allmählig erheben, so müssen auch ihre Bestimmungen sich im Wesentlichen ähnlich, nur in unmerklichen Graden von einander unterschieden sein. Denn in dem großen Plane der Schöpfung ist Alles nach den Regeln der allervollkommensten Harmonie angeordnet; daher auch die Bestimmungen der Wesen mit ihren Vollkommenheiten und Eigenschaften auf das genaueste übereinstimmen müssen. Können wir dieses wohl in Zweifel ziehen? — Im Geringsten nicht! — O! meine Freunde! die Frage, die wir hier untersuchen, fängt an, in dem göttlichen Entwurfe des großen Weltalls von unendlicher Wichtigkeit zu werden. Nicht das menschliche Geschlecht allein, die Entscheidung geht das gesammte Reich der denkenden Wesen an. Sind sie zur wahren Unsterblichkeit, zur ewigen Fortdauer ihres Bewußtseins und deutlichen Selbstgefühls bestimmt, oder hören diese Wohlthaten des Schöpfers nach einem kurzen Genuße wieder auf und machen einer ewigen Vergessenheit Platz? In dem Rathschlusse des Allerhöchsten muß, wie wir gesehen, die Frage in dieser

Allgemeinheit entschieden worden sein; werden wir nicht, bei unserer Unterjuchung, sie auch in diesem allgemeinen Lichte zu betrachten haben? — Wie es scheint. — Aber je allgemeiner der Gegenstand wird, fuhr Sokrates fort, desto ungereimter wird unsere Besorgniß. Alle endliche Geister haben anerschaffene Fähigkeiten, die sie durch Ueberlegung entwickeln und vollkommener machen. Der Mensch bearbeitet sein angeborenes Vermögen, zu empfinden und zu denken, mit einer erstaunenswerthen Geschwindigkeit. Mit jeder Empfindung strömt ihm eine Menge von Erkenntnissen zu, die der menschlichen Zunge unaussprechlich sind; und wenn er die Empfindungen gegen einander hält, wenn er vergleicht, urtheilt, schließt, wählt, verwirft, so vervielfältigt er diese Menge in's Unendliche. Zu gleicher Zeit entfaltet eine unaufhörliche Geschäftigkeit die ihm angeborenen Fähigkeiten des Geistes und bildet in ihm Wiß, Verstand, Vernunft, Erfindungskraft, Empfindung des Schönen und Guten, Großmuth, Menschenliebe, Geselligkeit und wie die Vollkommenheiten alle heißen, die noch kein Sterblicher auf Erden hat unterlassen können, zu erwerben. Laß es sein, daß wir manche Menschen dumm, thöricht, gefühllos, niederträchtig und grausam schelten: vergleichungsweise können diese Benennungen zuweilen Grund haben; aber noch hat kein Dummkopf gelebt, der nicht einige Merkmale des Verstandes von sich gegeben, und noch kein Tyrann, in dessen Busen nicht auch ein einziger Funken von Menschenliebe geglimmt hätte. Wir Alle erwerben dieselben Vollkommenheiten, und der Unterschied besteht nur in dem Mehr und Weniger; wir erwerben sie Alle, sage ich, meine Freunde, denn auch dem Gottlosesten ist es nie gelungen, seiner Bestimmung schnurstracks zuwider zu handeln. Er sträube, er widersehe sich mit der größten Hartnäckigkeit: so wird sein Widerstreben selbst einen angeborenen Trieb zum Grunde haben, der ursprünglich gut und bloß durch unrechte Anwendung verdorben sein wird. Diese fehlerhafte Anwendung macht den Menschen unvollkommen und elend; allein die Ausübung des ursprünglich guten Triebes befördert gleichwohl, wider seinen Dank und Willen, den Endzweck seines Daseins. Auf solche Weise, meine Freunde, hat noch kein Mensch in dem wohlthätigen Umgange mit seinen Nebenmenschen gelebt, der nicht den Erdboden vollkommener verlassen, als er ihn betreten hat. Mit der gesammten Reihe der denkenden Wesen hat es die nämliche Beschaffenheit: so lange sie mit Selbstgefühl empfinden, denken, wollen, begehren, verabscheuen, so bilden sie die ihnen anerschaffenen Fähigkeiten immer mehr aus; je länger sie geschäftig sind, desto wirksamer werden ihre Kräfte, desto fertiger, schneller, unaufhaltsamer werden ihre Wirkungen, desto fähiger werden sie, in der Beschauung des wahren Schönen und Vollkommenen ihre Seligkeit zu finden. Und wie!



meine Freunde! alle diese erworbenen göttlichen Vollkommenheiten führen dahin, wie leichter Schaum auf dem Wasser, wie ein Pfeil durch die Luft fliehet, und lassen keine Spuren hinter sich, daß sie jemals da gewesen sind? Das kleinste Sonnenstäubchen kann in der Natur der Dinge, ohne wunderthätige Zernichtung, nicht verloren gehen: und diese Herrlichkeiten sollen auf ewig verschwinden? sollen, in Absicht auf die Wesen, von welchen sie besessen worden, ohne Folgen, ohne Nutzen, so anzusehen sein, als wenn sie ihnen nie zugehört hätten? Was für Begriffe von dem Plane der Schöpfung setzt diese Meinung voraus!

In diesem allerweissesten Plane ist das Gute von unendlichem Nutzen, jede Vollkommenheit von unaufhörlichen Folgen: doch nur die Vollkommenheit der einfachen, sich selbst fühlenden Wesen, denen im eigentlichen Verstande eine wirkliche Vollkommenheit zugeschrieben werden kann; diejenige hingegen, welche wir in zusammengesetzten Dingen wahrnehmen, ist vergänglich und wandelbar, wie die Dinge selbst, denen sie zukommt. Um dieses deutlicher zu machen, meine Freunde, müssen wir den Unterschied zwischen dem Einfachen und dem Zusammengesetzten abermals in Erwägung ziehen. Ohne Beziehung auf das Einfache, auf denkende Wesen, haben wir gesehen, kann den zusammengesetzten Dingen weder Schönheit, Ordnung, Uebereinstimmung, noch Vollkommenheit zugeschrieben, ja sie können, ohne diese Beziehung, nicht einmal zusammen genommen werden, um Ganze auszumachen. Auch sind sie in dem großen Entwurfe dieses Weltalls nicht um ihrer selbst willen hervorgebracht worden: denn sie sind leblos und sich ihres Daseins unbewußt, auch an und für sich keiner Vollkommenheit fähig. Der Endzweck ihres Daseins ist vielmehr in dem lebenden und empfindenden Theile der Schöpfung zu suchen: das Leblose dient dem Lebendigen zu Werkzeugen der Empfindungen und gewährt ihm nicht nur sinnliches Gefühl von mannichfaltigen Dingen, sondern auch Begriffe von Schönheit, Ordnung, Ebenmaß, Mittel, Endzweck, Vollkommenheit, oder wenigstens den Stoff zu allen diesen Begriffen, die sich das denkende Wesen hernach, vermöge seiner innern Thätigkeit, selbst bildet. Im Zusammengesetzten finden wir nichts für sich Bestehendes, nichts, das fortdauere und von einiger Beständigkeit sei, so daß man in dem zweiten Augenblick sagen könne, es sei noch das vorige. Zudem ich euch hier ansehe, meine Freunde, so ist nicht nur das Licht der Sonne, das von eurem Antlitze widerstrahlt, in einem beständigen Ströme, sondern eure Leiber haben unterdeß in ihrer innern Bildung und Zusammenfügung unendliche Veränderungen gelitten: alle Theile derselben haben aufgehört, die vorigen zu sein, sie sind in einem steten Wechsel und Flusse von Veränderungen, der sie unablässig mit sich

fortreißt. Wie die glückseligen Weisen der vorigen Zeiten schon bemerkt, daß die körperlichen Dinge nicht sind, sondern entstehen und vergehen: so ist nichts in denselben von Dauer und Bestandtheit, sondern Alles folgt einem unaufhaltamen Ströme von Bewegungen, wodurch die zusammengesetzten Dinge ohne Unterlaß erzeugt und aufgelöst werden. Dieses hat auch Homer darunter verstanden, wenn er den Ocean den Vater und die Tethys die Mutter aller Dinge nennt: er hat damit anzeigen wollen, daß alle Dinge in der sichtbaren Welt durch den steten Wechsel entstehen und, wie in einem fortströmenden Weltmeer, nicht einen Augenblick an der vorigen Stelle bleiben.

Ist nun das Zusammengesetzte an sich selbst keines Fortdauerens fähig: wie viel weniger wird es seine Vollkommenheit sein, die ihm, wie wir gesehen, niemals an und für sich selbst, sondern nur in Beziehung auf das Empfindende und Denkende in der Schöpfung zugeschrieben werden kann? Daher sehen wir in der leblosen Schöpfung das Schöne verwelken und ausblühen, das Vollkommene verderben und in einer andern Gestalt wieder zum Vorschein kommen, scheinbare Unordnung und Regelmäßigkeit, Harmonie und Mißstimmung, Angenehmes und Widriges, Gutes und Böses in unendlicher Mannichfaltigkeit mit einander abwechseln, so wie es Gebrauch, Nutzen, Bequemlichkeit, Lust und Glückseligkeit der lebendigen Dinge erfordert, um derentwillen jene hervorgebracht worden.

Der lebendige Theil der Schöpfung enthält zwei Klassen: sinnlich empfindende und denkende Naturen. Beide haben dieses gemein, daß sie von fortdauerndem Wesen sind, eine innere für sich bestehende Vollkommenheit besitzen und genießen können. Wir finden bei allen Thieren, die diesen Erdboden bedecken, daß ihre Empfindungen, ihre Kenntnisse, ihre Begierden, ihre eingepflanzten Naturtriebe auf das Wunderbarste mit ihren Bedürfnissen übereinstimmen und insgesammt auf ihre Erhaltung, Bequemlichkeit und Fortpflanzung, auch zum Theil auf das Wohlbeyn ihrer Nachkommen abzielen. Diese Harmonie wohnt ihnen innerlich bei; denn alle diese Fühlungen und Naturtriebe sind Beschaffenheiten des einfachen, unkörperlichen Wesens, das sich in ihnen seiner selbst und anderer Dinge bewußt ist; daher besitzen sie eine wahre Vollkommenheit, die nicht erst in Beziehung auf andere außer ihnen so genannt werden darf, sondern ihre Bestandtheit und ihr Fortdauerndes für sich hat. Sind die leblosen Dinge zum Theil ihretwegen da, damit sie Erhaltung, Lust und Bequemlichkeit finden sollen: so sind sie ihrerseits auch fähig, diese Wohlthaten zu genießen, Lust und Unlust, Angenehmes und Widriges, Verlangen und Absehen, Wohlbeyn und Unglückseligkeit zu fühlen und dadurch innerlich vollkommen oder unvollkommen zu werden. Sind die leblosen Dinge die Mittel



gewesen, deren sich der allweiseste Schöpfer bedient, so gehören die Thiere schon mit zu seinen Absichten: denn um ihre Willen ist ein Theil des Leblosen hervorgebracht worden, und sie besitzen das Vermögen, zu genießen und dadurch in ihrer innern Natur übereinstimmend und vollkommen zu werden. — Hingegen bemerken wir bei ihnen, so wie wir sie auf dem Erdboden vor uns sehen, keinen beständigen Fortgang zu einer höhern Stufe der Vollkommenheit. Sie erhalten ohne Unterweisung, ohne Ueberlegung, ohne Übung, ohne Vorsatz und Wißbegierde, gleichsam unmittelbar aus der Hand des Allmächtigen, diejenigen Gaben, Fertigkeiten und Triebe, die zu ihrer Ernährung und Fortpflanzung nöthig sind. Ein Mehreres erwerben sie nicht, und wenn sie Jahrhunderte leben, oder sich unendlich vermehren und fortpflanzen. Sie können auch dies Erhaltene weder verbessern noch verschlimmern, auch keinem andern mittheilen; sondern üben es auf die ihnen eingepflanzte Weise aus, so lange es ihren Umständen zuträglich ist, und hernach scheinen sie es wohl selber wieder zu vergessen. Durch menschlichen Unterricht können zwar einige Hausthiere etwas Weniges erlernen und zum Kriege oder zu geringen häuslichen Verrichtungen gewöhnt und gezogen werden: sie zeigen aber durch die Art und Weise, wie sie diesen Unterricht annehmen, zur Genüge, daß ihr Leben hienieden nicht bestimmt sei, ein beständiger Fortschritt zur Vollkommenheit zu sein; sondern daß ein gewisser Grad der Fähigkeit, den sie erreichen, auch ihr letztes Ziel sei, und daß sie von selbst nie weiter streben, nie höhere Dinge zu beginnen von Innen angetrieben werden. Nun ist zwar dieses Stillstehen, diese dumme Zufriedenheit mit dem Erreichten, ohne sich erheben und emporzuschwingen zu wollen, ein Zeichen, daß sie in dem großen Entwurfe der Schöpfung nicht das letzte Ziel gewesen, sondern als niedrigere Absichten zugleich Mittel abgeben, um Wesen von würdigern und erhabnern Bestimmungen in Erfüllung der Endabsichten Gottes behülflich zu sein. Allein die Quelle des Lebens und der Empfindungen in ihnen ist doch ein einfaches, für sich bestehendes Wesen, das unter allen Abänderungen, die es in dem Laufe der Dinge leidet, etwas Beständiges und Fortdauerndes hat; daher die Eigenschaften, die es einmal durch Erlernen oder als ein unmittelbares Geschenk von der Hand des Allgütigen erhalten, ihm eigenthümlich zukommen, durch natürliche Wege nie wieder gänzlich verschwinden, sondern von unaufhörlichen Folgen sein müssen. Da diese empfindende Seele natürlicher Weise nie aufhört zu sein, so hört sie auch nie auf, die Absichten Gottes in der Natur zu befördern, und sie wird mit jeder Dauer ihres Daseins immer tüchtiger und tüchtiger, ihres Urhebers großen Endzweck in Erfüllung bringen zu helfen. Dieses ist der unendlichen Weisheit gemäß, mit welcher der Plan dieses Weltalls

in dem Rathe der Götter ist entworfen worden. Alles ist in unaufhörlicher Arbeit und Bemühung, gewisse Absichten in diesem Plane zu erfüllen; einer jeden wahren Substanz ist eine unabsehbare Folge und Reihe von Verrichtungen vorgeschrieben, die sie nach und nach bewirken muß, und die wirkende Substanz wird allezeit durch die letzte Verrichtung tüchtiger, die nächstfolgende auszuführen. Nach diesen Grundsätzen ist das geistige Wesen, das die Thiere belebt, von unendlicher Dauer und fährt auch in Ewigkeit fort, die Absichten Gottes in der Reihe und Stufenfolge zu erfüllen, die ihm in dem allgemeinen Plane angewiesen worden. — Ob nun diese thierischen, bloß sinnlich empfindenden Naturen mit der Zeit ihre niedrige Stufe verlassen und, von einem Wink des Allmächtigen gelockt, sich in die Sphäre der Geister emporzuschwingen werden, läßt sich mit keiner Gewißheit ausmachen, wiewohl ich sehr geneigt bin, es zu glauben.

Die vernünftigen Naturen und Geister nehmen in dem großen Weltall, so wie insbesondere der Mensch auf diesem Erdboden, die vornehmste Stelle ein. Diesem Unterherrn der Schöpfung schmückt sich die Natur in ihrer jugendlichen Schönheit. Ihm dient das Leblose nicht nur zum Nutzen und zur Bequemlichkeit, nicht nur zur Nahrung, Kleidung, Wohnung und zum sichern Aufenthalt, sondern vornehmlich zur Ergözung und zum Unterricht; und die erhabensten Sphären, die entferntesten Gestirne, die kaum mit dem Auge entdeckt werden können, müssen ihm in dieser Absicht nützlich sein. Wollt ihr seine Bestimmung hienieden wissen, so sehet nur, was er hienieden verrichtet. Er bringt auf diesen Schauplatz weder Fertigkeit, noch Naturtrieb, noch angeborenes Geschick, weder Wehr noch Schutz mit und erscheint bei seinem ersten Auftritte dürftiger und hilfloser, als das unvernünftige Thier. Aber die Bestrebung und die Fähigkeit, sich vollkommener zu machen: diese erhabensten Geschenke, deren eine erschaffene Natur fähig ist, ersetzen vielfältig den Abgang jener viehischen Triebe und Fertigkeiten, die keine Verbesserung, keinen höhern Grad der Vollkommenheit je annehmen können. Raun genießt er das Licht der Sonne, so arbeitet schon die gesammte Natur, ihn vollkommener zu machen: dieses schärft seine Sinne, seine Einbildungskraft und sein Erinnerungsvermögen, jenes übt seine edleren Erkenntnißkräfte, bearbeitet seinen Verstand, seine Vernunft, seinen Witz, seinen Scharfsinn. Das Schöne in der Natur bildet seinen Geschmack und verfeinert seine Empfindung; das Erhabene erregt seine Bewunderung und erhebt seine Begriffe gleichsam über die Sphäre dieser Vergänglichkeit hinweg. Ordnung, Uebereinstimmung und Ebenmaß dienen ihm nicht nur zum vernünftigen Ergötzen, sondern beschäftigen seine Gemüthskräfte alle in gehöriger und ihrer Voll-



Kommenheit zuträglicher Harmonie. Bald tritt er mit seines Gleichen in Gesellschaft, um sich wechselseitig die Mittel zur Glückseligkeit zu erleichtern; und siehe! es zeigen und bilden sich an ihm in dieser Gesellschaft höhere Vollkommenheiten, die bisher wie in eine Knospe eingewickelt gewesen. Er erlangt Pflichten, Rechte, Befugnisse und Obliegenheiten, die ihn in die Klasse moralischer Naturen erheben; es entstehen Begriffe von Gerechtigkeit, Billigkeit, Anständigkeit, Ehre, Ansehen, Nachruhm. Der eingeschränkte Trieb der Familienliebe wird in Liebe zum Vaterlande, zum ganzen menschlichen Geschlecht erweitert, und aus dem angeborenen Keime des Mitleids entsprossen Wohlwollen, Mildthätigkeit und Großmuth. — Nach und nach bringt der Umgang, die Geselligkeit, das Gespräch, die Aufmunterung alle sittliche Tugenden zur Reife: sie entzünden das Herz zur Freundschaft, die Brust zur Tapferkeit und den Geist zur Wahrheitsliebe; breiten einen Wettstreit von Dienst und Gegendienst, Liebe und Gegenliebe, eine Abwechselung von Ernst und Scherz, Tieffinn und Munterkeit über das menschliche Leben aus, die alle einsamen und ungeselligen Wollüste an Süßigkeit übertreffen. Deshalb auch der Besitz aller Güter dieser Erde, der Genuß der feurigsten Wollüste uns nicht befagt, wenn wir sie in der Einsamkeit besitzen und genießen sollen; ja, die erhabensten und prächtigsten Gegenstände der Natur ergötzen das gesellige Thier, den Menschen, nicht so sehr als ein Anblick seines Mitmenschen.

Erlangt nun dieses vernünftige Geschöpf erst wahre Begriffe von Gott und seinen Eigenschaften, o! welch ein kühner Schritt zu einer höhern Vollkommenheit! Aus der Gemeinschaft mit dem Nebengeschöpfe tritt er in eine Gemeinschaft mit dem Schöpfer: erkennt das Verhältniß, in welchem er, das ganze menschliche Geschlecht, alles Lebendige und alles Leblose mit diesem Urheber und Erhalter des Ganzen stehen; die große Ordnung von Ursachen und Wirkungen in der Natur wird ihm nunmehr auch zu einer Ordnung von Mitteln und Absichten. Was er bisher auf Erden genossen, ward ihm wie aus den Wolken zugeworfen; nunmehr zertheilen sich diese Wolken und er sieht den freundlichen Geber, der ihm alle diese Wohthaten hat zufließen lassen. Was er an Leib und an Gemüth für Eigenschaften, Gaben und Geschicklichkeiten besitzt, erkennt er als Geschenke dieses gütigen Vaters; alle Schönheit, alle Harmonie, alles Gute, alle Weisheit, Vorsicht, Mittel und Endzwecke, die er bisher in der sichtbaren und unsichtbaren Welt erkannt hat, betrachtet er als Gedanken des Allerweisesten, die ihm dieser in dem Buche der Schöpfung zu lesen gegeben, um ihn zur höhern Vollkommenheit zu erziehen. Diesem liebevollen Vater und Erzieher, diesem gnädigen Regenten der Welt heiligt er zugleich alle Tugenden seines Herzens; und sie gewinnen in seinen Augen einen gött-

lichen Glanz, da er weiß, daß er durch sie und nur durch sie dem Allgütigen wohlgefallen kann. Die Tugend allein führt zur Glückseligkeit, und wir können dem Schöpfer nicht anders wohlgefallen, als wenn wir nach unserer wahren Glückseligkeit streben. — Welch eine Höhe hat der Mensch in dieser Verfassung auf Erden erreicht! Betrachtet ihn, meine Freunde, den wohlgesinnten Bürger im Staate Gottes, wie alle seine Gedanken, Wünsche, Neigungen und Leidenschaften unter sich harmoniren; wie sie alle zum wahren Wohlsin des Geschöpfes und zur Verherrlichung des Schöpfers abzielen! O wenn die Welt nur ein einziges Geschöpf von dieser Vollkommenheit aufzuweisen hätte, wollten wir anstehen, in diesem Nachahmer der Gottheit, in diesem Gegenstande des göttlichen Wohlgefallens den letzten Endzweck der Schöpfung zu suchen?

Zwar treffen alle Züge dieses Gemäldes nicht den Menschen überhaupt, sondern nur wenige Edle, die eine Zierde des menschlichen Geschlechtes sind; allein dies mag allenfalls die Grenzlinie sein zwischen Menschen und höheren Geistern. Genug, daß sie alle zu derselben Klasse gehören und ihr Unterschied nur in dem Mehr oder Weniger besteht. Vom unwissendsten Menschen bis zum vollkommensten unter den erschaffenen Geistern haben alle die der Weisheit Gottes so anständige und ihren eigenen Kräften und Fähigkeiten so angemessene Bestimmung, sich und Andere vollkommener zu machen. Dieser Pfad ist ihnen vorgezeichnet, und der verkehrteste Wille der Welt kann Niemanden ganz davon abführen. Alles, was lebt und denkt, kann nicht unterlassen, seine Erkenntniß- und Begehrungskräfte zu üben, auszubilden, in Fertigkeiten zu verwandeln; mithin mehr oder weniger, mit Stärken oder schwächern Schritten sich der Vollkommenheit zu nähern. — Und dieses Ziel, wann wird es erreicht? Wie es scheint, niemals so vollständig, daß der Weg zu einem fernern Fortgange versperrt sein sollte: denn erschaffene Naturen können niemals eine Vollkommenheit erreichen, über welche sich nichts gedenken ließe. Je höher sie klimmen, desto mehr ungesessene Fernen entvölkern sich ihren Augen, die ihre Schritte anspornen. Das Ziel dieses Bestrebens besteht, wie das Weizen der Zeit, in der Fortschreitung. Durch die Nachahmung Gottes kann man sich allmählig seinen Vollkommenheiten nähern, und in dieser Näherung besteht die Glückseligkeit der Geister; aber der Weg zu derselben ist unendlich, kann in Ewigkeit nicht ganz zurückgelegt werden. Daher kennt das Fortstreben in dem menschlichen Leben keine Grenzen. Eine jede menschliche Begierde zielt an und für sich schon in die Unendlichkeit hinaus. Unsere Wißbegierde ist unersättlich, unser Ehrgeiz unersättlich, ja, der niedrige Geldgeiz selbst quält und beunruhigt, ohne jemals eine völlige Befriedigung zu gestatten. Die Empfindung der Schönheit sucht das



Unendliche; das Erhabene reizt uns bloß durch das Unergründliche, das ihm anhängt; die Wollust eckelt uns, sobald sie die Grenzen der Sättigung berührt. Wo wir Schranken sehen, die nicht zu übersteigen sind, da fühlt sich unsere Einbildungskraft wie in Fesseln geschmiedet, und die Himmel selbst scheinen unser Dasein in gar zu enge Räume einzuschließen: daher wir unserer Einbildungskraft so gern den freien Lauf lassen und die Grenzen des Raums in's Unendliche hinaus setzen. Dieses endlose Bestreben, das sein Ziel immer weit hinaussteckt, ist dem Wesen, den Eigenschaften und der Bestimmung der Geister angemessen; und die wundervollen Werke des Unendlichen enthalten Stoff und Nahrung genug, dieses Bestreben in Ewigkeit zu unterhalten; je mehr wir in ihre Geheimnisse eindringen, desto weitere Aussichten thun sie unseren gierigen Blicken auf; je mehr wir ergründen, desto mehr finden wir zu erforschen; je mehr wir genießen, desto unergründlicher ist die Quelle.

Wir können also, fuhr Sokrates fort, mit gutem Grunde annehmen, dieses Fortstreben zur Vollkommenheit, dieses Zunehmen, dieses Wachsthum an innerer Vortrefflichkeit sei die Bestimmung vernünftiger Wesen, mithin auch der höchste Endzweck der Schöpfung. Wir können sagen, dieses unermessliche Weltgebäude sei hervorgebracht worden, damit es vernünftige Wesen gebe, die von Stufe zu Stufe fortschreiten, an Vollkommenheiten allmählig zunehmen und in dieser Zunahme ihre Glückseligkeit finden mögen. Daß diese nun sämmtlich mitten auf dem Wege stille stehen, nicht nur stille stehen, sondern auf einmal in den Abgrund zurückgestoßen werden und alle Früchte ihres Bemühens verlieren; dieses kann das allerhöchste Wesen unmöglich beliebt und in den Plan des Weltalls gebracht haben, der ihm vor allen wohlgefallen hat. Als einfache Wesen sind sie unvergänglich; als für sich bestehende Naturen sind auch ihre Vollkommenheiten fortdauernd und von unendlichen Folgen; als vernünftige Wesen streben sie nach einem unaufhörlichen Wachsthum und Fortgang in der Vollkommenheit: die Natur bietet ihnen zu diesem endlosen Fortgange hinlänglichen Stoff dar; und als letzter Endzweck der Schöpfung können sie keiner andern Absicht nachgesetzt und deswegen im Fortgange oder Besitze ihrer Vollkommenheiten vorsätzlich gestört werden. Ist's der Weisheit anständig, eine Welt deswegen hervorzubringen, damit die Geister, die sie hineingesetzt, ihre Wunder betrachten und glücklich sein mögen, und einen Augenblick darauf diesen Geistern selbst die Fähigkeit zur Betrachtung und Glückseligkeit auf ewig zu entziehen? Ist's der Weisheit anständig, ein Schattenwerk der Glückseligkeit, das immer kommt und immer vergeht, zum letzten Ziel ihrer Wunderthaten zu machen? O nein, meine Freunde!

Nicht umsonst hat uns die Vorsehung ein Verlangen nach ewiger Glückseligkeit eingegeben: es kann und wird befriedigt werden. Das Ziel der Schöpfung dauert so lange als die Schöpfung; die Bewunderer göttlicher Vollkommenheiten so lange als das Werk, in welchem diese Vollkommenheiten sichtbar sind. So wie wir hienieden dem Regenten der Welt dienen, indem wir unsere Fähigkeiten entwickeln: so werden wir auch in jenem Leben unter seiner göttlichen Obhut fortfahren, uns in Tugend und Weisheit zu üben, uns unaufhörlich vollkommener und tüchtiger machen, die Reihe der göttlichen Absichten zu erfüllen, die sich von uns hin in das Unendliche erstreckt. Irgendwo auf diesem Wege stille stehen, streitet offenbar mit der göttlichen Weisheit, Güte oder Allmacht; es hat so wenig als das allerhöchste Elend unschuldiger Geschöpfe von dem vollkommensten Wesen bei dem Entwurfe des Weltplans beliebt werden können.

Wie beklagenswerth ist das Schicksal eines Sterblichen, der sich durch unglückliche Sophistereien um die tröstliche Erwartung seiner Zukunft gebracht hat! Er muß über seinen Zustand nicht nachdenken, muß wie in einer Betäubung dahin leben oder verzweifeln. Was ist der menschlichen Seele schrecklicher als die Vernichtung? und was elender als ein Mensch, der sie mit starken Schritten auf sich zukommen sieht und in der trostlosen Furcht, mit der er sie erwartet, sie schon vorher zu empfinden glaubt? Im Glücke schleicht sich der entsetzliche Gedanke vom Nichtsein zwischen die wollüstigen Vorstellungen wie eine Schlange zwischen Blumen und vergiftet den Genuß des Lebens; und im Unglücke schlägt er den Menschen ganz hoffnungslos zu Boden, indem er ihm den einzigen Trost verkümmert, der das Elend verjagen kann: die Hoffnung einer bessern Zukunft. Ja, der Begriff einer bevorstehenden Vernichtung streitet so sehr wider die Natur der menschlichen Seele, daß wir ihn mit seinen nächsten Folgen nicht zusammenreimen können und, wohin wir uns wenden, auf tausend Ungereimtheiten und Widersprüche stoßen. Was ist dieses Leben mit allen seinen Mühseligkeiten, besonders wenn die angenehmen Augenblicke desselben von der Angst vor unvermeidlicher Vernichtung vergällt werden? Was ist eine Dauer von gestern und heute, die morgen nicht mehr sein wird? Eine höchst verächtliche Kleinigkeit, die uns die Mühe, Arbeit, Sorgen und Beschwerlichkeiten, mit welchen sie erhalten wird, sehr schlecht belohnt. Und gleichwohl ist dem, der nichts Besseres zu hoffen hat, diese Kleinigkeit Alles. Seiner Lehre zufolge müßte ihm das gegenwärtige Dasein das höchste Gut sein, dem nichts in der Welt die Wage halten kann; müßte das schmerzlichste, das gequälteste Leben dem Tode, als der völligen Vernichtung seines Wesens, unendlich vorzuziehen sein: seine Liebe zum



Leben müßte schlechterdings von nichts überwunden werden können. Welcher Beweggrund, welche Betrachtung würde mächtig genug sein, ihn in die geringste Lebensgefahr zu führen? Ehre und Nachruhm? Diese Schatten verschwinden, wenn von wirklichen Gütern die Rede ist, die mit ihnen in Vergleichung kommen sollen. Es betrifft das Wohl seiner Kinder, seiner Freunde, seines Vaterlandes? Und wenn es das Wohl des ganzen menschlichen Geschlechts beträfe! Ihm ist der armselige Genuß weniger Augenblicke Alles, dessen er sich zu getrösten hat, und daher von unendlicher Wichtigkeit; wie kann er es in die Schanze schlagen? Was er wagt, ist mit dem, was er zu erhalten hofft, gar nicht in Vergleichung zu bringen; denn nach den Gedanken dieser Sophisten ist das Leben in Vergleich mit allen andern Gütern unendlich groß.

Hat es aber keine Helden geistern gegeben, die, ohne von ihrer Unsterblichkeit überführt zu sein, für die Rechte der Menschheit, für Freiheit, Tugend und Wahrheit ihr Leben hingegeben? O ja! und auch solche, die es um weit minder löblicher Ursachen willen auf das Spiel gesetzt. Aber gewiß hat das Herz, nicht der Verstand sie dahin gebracht. Sie haben, ohne es zu wissen, durch diese That ihre eigenen Grundsätze verleugnet. Wer ein künftiges Leben hofft und das Ziel seines Daseins in die Fortschreitung zur Vollkommenheit setzt, der kann zu sich selber sagen: Siehe! du bist hieher gesendet worden, durch Beförderung des Guten dich selbst vollkommener zu machen; du darfst also das Gute, wenn es nicht anders erhalten werden kann, selbst auf Kosten deines Lebens befördern. Drohet Tyrannei deinem Vaterlande den Untergang, ist die Gerechtigkeit in Gefahr, unterdrückt, die Tugend gekränkt und Religion und Wahrheit verfolgt zu werden; so mache von deinem Leben den Gebrauch, zu welchem es dir verliehen worden: stirb, um dem menschlichen Geschlecht diese theuren Mittel zur Glückseligkeit zu erhalten! Das Verdienst, mit so vieler Selbstverleugnung das Gute befördert zu haben, gibt deinem Wesen einen unaussprechlichen Werth, der zugleich von unendlicher Dauer sein wird. Sobald mir der Tod das gewährt, was das Leben nicht gewähren kann, so ist es mir Pflicht und Beruf, meiner Bestimmung gemäß zu sterben. Nur alsdann läßt sich der Werth dieses Lebens angeben und mit andern Gütern in Vergleichung bringen; wenn wir es als ein Mittel zur Glückseligkeit betrachten. Sobald wir aber mit dem Leben auch unser Dasein verlieren, so hört es auf, ein bloßes Mittel zu sein, es wird der Endzweck, das letzte Ziel unserer Wünsche, das höchste Gut, wonach wir streben können, das um sein selbst willen gesucht, geliebt und verlangt wird; und kein Gut in der Welt kann mit ihm in Vergleichung kommen, viel weniger ihm vor-

gezogen werden, denn es übertrifft alle andere Betrachtungen an Wichtigkeit.

Ich kann daher unmöglich glauben, daß ein Mensch, dem mit diesem Leben Alles aus ist, sich nach seinen Grundsätzen dem Wohl des Vaterlandes oder des ganzen menschlichen Geschlechts aufopfern könne. Ich bin vielmehr der Meinung, daß, so oft z. B. die Erhaltung des Vaterlandes unumgänglich erfordert, daß ein Bürger das Leben verliere, oder auch nur in Gefahr komme, es zu verlieren, nach dieser Voraussetzung ein Krieg zwischen dem Vaterlande und diesem Bürger entstehen muß, und was das Seltsamste ist, ein Krieg, der auf beiden Seiten gerecht ist. Denn hat das Vaterland nicht ein Recht, von jedem Bürger zu verlangen, daß er sich dem Wohl des Ganzen aufopfere? Wer wird dieses leugnen? Allein auch dieser Bürger hat das gerade entgegengesetzte Recht, sobald das Leben sein höchstes Gut ist. Er kann, er darf, ja er muß diesen Grundsätzen nach den Untergang seines Vaterlandes suchen, um sein allertheuerstes Leben einige Tage zu verlängern. Jedem moralischen Wesen kommt nach dieser Voraussetzung ein entschiedenes Recht zu, den Untergang der ganzen Welt zu verursachen, wenn es sein Leben, das heißt, sein Dasein nur fristen kann. Eben dasselbe Recht haben alle seine Nebenwesen. Welch ein allgemeiner Aufstand! welche Zerrüttung, welche Verwirrung in der sichtlichen Welt! Ein Krieg, der auf beiden Seiten gerecht ist; ein allgemeiner Krieg aller moralischen Wesen, wo jedes in Wahrheit das Recht auf seiner Seite hat; ein Streit, der an und für sich selbst auch von dem allgeregtesten Richter der Welt nicht nach Recht und Billigkeit entschieden werden kann: was kann ungereimter sein?

Wenn alle Meinungen, worüber die Menschen jemals gestritten und in Zweifel gewesen, vor den Thron der Wahrheit gebracht werden sollten: was dünkt euch, meine Freunde, würde diese Gottheit nicht alsofort entscheiden und unwiderruflich festsetzen können, welcher Satz wahr und welcher irrig sei? Ganz unstreitig! denn in dem Reiche der Wahrheit gibt es keinen Zweifel, keinen Schein, kein Dünken und Meinen, sondern Alles ist entschieden wahr oder entschieden irrig und falsch. Jedermann wird mir auch dieses einräumen, daß eine Lehre, die nicht bestehen kann, wenn wir nicht in dem Reiche der Wahrheiten selbst Widersprüche, unauflösbliche Zweifel oder nicht zu entscheidende Ungewissheiten annehmen, nothwendig falsch sein müsse; denn in diesem Reiche herrscht die allervollkommenste Harmonie, die durch nichts unterbrochen oder gestört werden kann. Nun aber hat es mit der Gerechtigkeit die nämliche Beschaffenheit: vor ihrem Throne werden alle Zwiste und Streitigkeiten über Recht und Unrecht durch ewige und unveränderliche Regeln entschieden. Da ist kein Rechtsfall streitig und ungewiß, da sind



keine Gerechtsame zweifelhaft, da finden sich niemals zwei moralische Wesen, die auf eine und eben dieselbe Sache ein gleiches Recht hätten. Alle diese Schwachheiten sind ein Erbtheil des kurzsichtigen Menschen, der die Gründe und Gegengründe nicht gehörig einseht, oder nicht gegen einander abwägen kann; in dem Verstande des allerhöchsten Geistes stehen alle Pflichten und Rechte moralischer Wesen, sowie alle Wahrheiten in der vollkommensten Harmonie. Aller Streit der Obliegenheiten, alle Kollision der Pflichten, die ein eingeschränktes Wesen in Zweifel und Ungewißheit setzen können, finden hier ihre unwiderrufliche Entscheidung; und ein gleiches Recht und Gegenrecht ist in den Augen Gottes nicht weniger ungereimt, als ein Satz und Gegensatz, Sein und Nichtsein, welche beide in eben der Zeit einem Gegenstande zukommen sollen. Was sollen wir also zu einer Meinung sagen, die uns durch die bündigsten Folgerungen auf so übel zusammenhängende und unstatthafte Begriffe führt? Kann sie vor dem Throne der Wahrheit genehmigt werden?

Mein Freund Kriton war vor einigen Tagen nicht geneigt, mir einzuräumen, daß ich es der Republik und den Gesetzen schuldig sei, mich der Strafe zu unterwerfen, die mir auferlegt worden. Wenn mir seine Denkart nicht ganz unbekannt ist, so schien er nur deswegen Bedenken zu tragen, weil er das Urtheil, welches über mich ausgesprochen worden, für ungerecht hielt. Wenn er wüßte, daß ich mich wirklich der Verbrechen schuldig gemacht, die wider mich eingeklagt worden sind, so würde er nicht zweifeln, daß der Staat berechtigt sei, mich am Leben zu strafen, und daß mir obliege, diese Strafe zu leiden. Dem Rechte Genüge zu thun, entspricht alle Zeit eine Verbindlichkeit zu leiden. Hat der Staat, wie jede andere sittliche Person, ein Recht, denjenigen zu strafen, der ihn beleidigt,\*) und

\*) Das Recht der Abnuthung, oder eine Beleidigung durch Zufügung physischer Uebel zu vergelten, findet auch im Stande der Natur Statt und gründet sich nicht, wie einige Weltweise behaupten, auf den gesellschaftlichen Vertrag, ist auch von dem eingebürgerten Eigenthumsrechte unabhängig. Der Mensch ist auch im Stande der Natur verbunden, für seine Erhaltung, Gesundheit und Vollkommenheit zu sorgen, und hat ein Recht, sich der erlaubten Mittel dazu zu bedienen. Mitbin darf er auch Andere abhalten, daß sie ihm in unschuldiger Ausübung dieses Rechts nicht hinderlich seien. Er hat also ein vollkommenes Recht von jedem Andern zu fordern, daß er ihn nicht beleidige, und endlich zu Abhaltung feinerer Beleidigung sich der Abnuthung oder Strafe zu bedienen. Die Grade der Strafen richten sich nach Maßgebung der Beleidigung und vornehmlich nach der Wahrscheinlichkeit, daß sie hineinreichen werden, gegen künftiges Unrecht zu sichern. Daher auch Todesstrafen Rechtens sind, wenn geringere Strafen nicht hineinreichen wollen. Wer mir im Stande der ungeselligen Natur meine Hütte niederreißt, mein Waſſer trübt, oder mir gar einen Stein nachwirft, um mich zu beschädigen: den kann ich mit Recht strafen, obgleich kein Eigenthumsrecht noch eingeführt, kein gesellschaftlicher Vertrag zwischen uns geschlossen ist. Es wird auch Niemand in Abrede sein, daß jeder Staat das Recht habe, einen Auswärtigen, der ihn beleidigt, zu bestrafen, ob derselbe gleich in keinem gesellschaftlichen Ver-

wenn es leichtere Strafen nicht thun, ihn sogar am Leben zu strafen; so muß der Beleidiger auch nach der Strenge der Gerechtigkeit verbunden sein, diese Strafe zu dulden. Ohne diese leidende Verbindlichkeit wäre jenes Recht ein leerer Ton, Worte ohne Sinn und Bedeutung. So wenig es in der physischen Welt ein Wirken ohne ein Leiden gibt: eben so wenig kann in der sittlichen Welt ein Recht auf eine Person ohne eine Verbindlichkeit von Seiten dieser Person gedacht werden.\*\*) Ich zweifle nicht, meine Freunde, daß Kriton und ihr Alle hierin mit mir einstimmt. Aber so könnten wir nicht denken, wenn das Leben uns Alles wäre. Dieser irrigen Meinung zufolge käme dem abscheulichsten Verbrecher nicht die Obliegenheit zu, die wohlverdiente Strafe zu leiden; sondern, wenn er bei dem Staat sein Leben verwirkt hat, so wäre er befugt, das Vaterland, das seinen Untergang will, zu Grunde zu richten. Das Geschehene ist nicht mehr zu ändern; das Leben ist sein höchstes Gut: wie kann er ihm das Wohl des Staates vorziehen? Wie kann ihm die Natur eine Pflicht vorschreiben, die nicht auf sein höchstes Gut abzielt? Wie kann er verbunden sein, etwas zu thun, oder zu leiden, das mit seiner ganzen Glückseligkeit streitet?\*\*) Es wird also ihm nicht unerlaubt sein, ja sogar obliegen, den Staat durch Feuer und Schwert zu verwirren, wenn er sein Leben dadurch retten kann. — Wodurch aber hätte der Bösewicht diese Befugniß erlangt? Bevor er das zu bestrafende Verbrechen begangen, war er als Mensch verbunden, das Wohl der Menschen, und als Bürger, das Wohl seiner Mitbürger zu befördern. Was kann ihn nunmehr von dieser Verbindlichkeit befreit und dagegen ihm das entgegengesetzte Recht gegeben haben, Alles neben sich zu vernichten? Was hat diese Veränderung in seinen Pflichten verursacht? Wer untersteht sich, zu antworten: das begangene Verbrechen selbst.

trage mit diesem Staate steht. Ja, die Staaten unter sich räumen sich einander ein Recht zu strafen ein, ob sie gleich sehr oft noch im Stande der Natur unter sich leben.

\*) Das Gesetz des Stärkern kann in dem Reiche der Wahrheit keinen Rechtsfall entscheiden. Gewalt und Recht sind Begriffe von so verschiedener Natur, daß die Gewalt so wenig ein Recht, als das Recht eine Gewalt erzeugen kann. Ein Recht auf der einen ohne Obliegenheit auf der andern Seite, müßte durch die Gewalt entschieden werden, und dieses ist ungereimt. Wenn Eltern das vollkommene Recht haben, von ihren Kindern Gehorsam zu fordern, so müssen diese auf ihrer Seite verbunden sein, Gehorsam zu leisten. Sind die Kinder berechtigt, so lange sie sich nicht selbst pflegen können, ihre Verpflegung von den Eltern zu fordern, so muß den Eltern obliegen, dafür zu sorgen. Dem unvollkommenen Rechte entspricht von der andern Seite eine unvollkommene Verbindlichkeit. Aber in den Anfangsgründen des Naturrechts kein Heimgang ist, kann an diesen Sätzen unmöglich zweifeln.

\*\*) Alle Pflichten, die die Natur dem Menschen vorschreibt, müssen das höchste Gut zum Ziele haben. Ist unser höchstes Gut die Glückseligkeit, so kann die Pflicht befehlen, das Leben der Glückseligkeit nachzusetzen. Ist aber das Leben selbst das höchste Gut, so kann es keine Pflicht geben, das Leben selbst zu verlieren.



Eine andere unglückselige Folge von dieser Meinung ist, daß ihre Anhänger auch endlich genöthigt sind, die Vorsehung Gottes zu leugnen. Da nach ihren Gedanken das Leben der Menschen zwischen die engen Grenzen von Geburt und Tod eingeschränkt ist, so können sie den Lauf desselben mit ihren Augen verfolgen und ganz übersehen. Sie haben also Kenntniß der Sache genug, die Wege der Vorsehung, wenn es eine gibt, zu beurtheilen. Nun bemerken sie in den Begebenheiten dieser Welt Vieles, das offenbar mit dem Begriffe, den wir uns von den Eigenschaften Gottes machen müssen, nicht überein kommt. Manches widerspricht seiner Güte, Manches seiner Gerechtigkeit, und bisweilen sollte man glauben, das Schicksal der Menschen sei von einer Ursache angeordnet worden, die am Bösen Vergnügen gefunden. In dem physischen Theile des Menschen entdecken sie lauter Ordnung, Schönheit und Harmonie, die allerweisesten Absichten und die vollkommenste Uebereinstimmung zwischen Mittel und Endzweck: lauter sichtbare Beweise der göttlichen Weisheit und Güte. Aber in dem gesellschaftlichen und sittlichen Leben der Menschen, so viel wir hier davon übersehen können, sind die Spuren dieser göttlichen Eigenschaften ganz unkenntlich. Triumphirende Laster, gekrönte Uebelthaten, verfolgte Unschuld, unterdrückte Tugend sind wenigstens nicht selten; die Unschuldigen und Gerechten leiden nicht seltener, als die Uebelthäter; Meuterei gelingt so oft, als die weiseste Gesetzgebung, und ein ungerechter Krieg so gut, als die Vertilgung der Ungeheuer, oder jede andere wohlthätige Unternehmung, die zum Besten des menschlichen Geschlechts gereicht; Glück und Unglück trifft Gute und Böse ohne merklichen Unterschied, müssen also in den Augen dieser Sophisten wenigstens ganz ohne Absicht auf Tugend und Verdienst unter die Menschen vertheilt zu sein scheinen. — Wenn sich ein weises, gütiges und gerechtes Wesen um das Schicksal der Menschen bekümmerte und es nach seinem Wohlgefallen ordnete; würde nicht in der sittlichen Welt eben die weise Ordnung herrschen, die wir in der physischen bewundern?

Zwar dürfte Mancher sagen: „Diese Klagen rühren bloß von unzufriedenen Gemüthern her, denen es weder Götter noch Menschen jemals recht machen können. Erfüllet ihnen alle ihre Wünsche, sehet sie auf den Gipfel der Glückseligkeit: sie finden in den düstern Winkeln ihres Herzens noch allemal Eigensinn und üble Laune genug, sich über ihre Wohlthäter selbst zu beklagen. In den Augen eines mäßigen und genügsamen Menschen sind die Güter dieser Welt so ungleich nicht ausgetheilt, als man glaubt. Die Tugend hat mehrtheils eine innere Selbstberuhigung zur Gefährtin, welche eine süßere Belohnung für sie ist als Glück, Ehre und Reichthum. Die unterliegende Unschuld würde sich vielleicht selten an die Stelle

des Büttrichs wünschen, der ihr den Fuß auf den Nacken setzt; sie würde das in die Augen fallende Glück nur all zu theuer durch innere Unruhen erkaufen müssen. Ueberhaupt, wer mehr auf die Empfindungen der Menschen Achtung gibt, als auf ihre Urtheile, der wird ihren Zustand lange so beklagenswerth nicht finden, als sie ihn in ihren gemeinen Reden und Unterhaltungen machen.“ — So dürfte Mancher vorgeben, um die Wege einer weisen Vorsehung in der Natur zu retten. Allein alle diese Gründe haben nur alsdann ein Gewicht, wenn mit diesem Leben nicht Alles für uns aus ist, wenn sich die Hoffnungen vor uns hin in's Unendliche erstrecken. In diesem Falle kann es, ja es muß für unsere Glückseligkeit weit wichtiger sein, wenn wir hienieden mit dem Unglück ringen, wenn wir Geduld, Standhaftigkeit und Ergebung in den göttlichen Willen lernen und üben, als wenn wir uns im Glück und Ueberfluß vergessen. Wenn ich auch das Leben unter tausend Martern endige, was thut dieses? Hat nur meine Seele dadurch die Schönheit der leidenden Unschuld erworben, so ist sie für alle ihre Pein mit Wucher bezahlt. Die Qual ist vergänglich und der Lohn von ewiger Dauer. Aber was hält den schadlos, der unter diesen Qualen sein ganzes Dasein aufgibt? und mit dem letzten Odem auch alle Schönheiten seines Geistes fahren läßt, die er durch diesen Kampf erworben? Ist das Schicksal eines solchen Menschen nicht grausam? Kann Der gerecht und gütig sein, der es so geordnet hat? — Doch gesetzt: das Bewußtsein der Unschuld hielte allen schmerzhaften Empfindungen, der Todesqual selbst, die der Unschuldige von den Händen seines Verfolgers leidet, das Gleichgewicht; soll denn jener Gewaltthäter, jener Beleidiger der göttlichen und menschlichen Rechte so dahin fahren, ohne jemals aus der blinden Verstocktheit, in welcher er gelebt, gerissen zu werden und vom Guten und Bösen richtigere Begriffe zu erlangen? ohne jemals gewahr zu werden, daß diese Welt von einem Wesen regiert wird, welches an der Tugend Wohlgefallen findet? Wenn kein zukünftiges Leben zu hoffen ist, so ist die Vorsehung gegen den Verfolger so wenig zu rechtfertigen, als gegen den Verfolgten.

Unglücklicher Weise werden Viele durch diese anscheinenden Schwierigkeiten verführt, die Vorsehung zu leugnen. Das allerhöchste Wesen, wähen sie, bekümmere sich um das Schicksal der Menschen gar nicht, so sehr es sich auch die Vollkommenheit ihrer physischen Natur hat angelegen sein lassen. Tugend und Laster, Unschuld und Verbrechen, wer ihm dienet und wer ihn lästert, sprechen sie, seien dem allgemeinen Weltgeist vollkommen gleich, und was dergleichen so lächerlicher als strafbarer Meinungen mehr sind, auf die man nothwendig gerathen muß, sobald man den Weg zur Wahrheit verfehlt. Ich halte es für überflüssig, meine Freunde, von



dem Grunde dieser Meinungen viele Worte zu machen, da wir Alle versichert sind, daß wir unter Gottes Obhut stehen und das Gute von seinen Händen, so wie das Böse nicht anders als mit seiner Zulassung empfangen.

Gingegen wissen wir einen sicherern und leichtern Weg, uns aus diesem Labyrinth zu finden. In unsern Augen verleugnet das Sittliche so wenig als das Physische dieser Welt die Vollkommenheit ihres Urhebers. So wie sich in der physischen Welt Unordnungen in den Theilen, Stürme, Ungewitter, Erdbeben, Ueberschwemmungen, Pest u. s. w., in Vollkommenheiten des unermesslichen Ganzen auflösen: eben also dienen in der sittlichen Welt, in dem Schicksale und den Begegnissen des geselligen Menschen alle zeitliche Mängel zu ewigen Vollkommenheiten, vergänglichem Ungemach zu dauerhafter Verbesserung, und die Leiden verwandeln sich in bloße Uebungen, die zur Seligkeit unentbehrlich sind. Das Schicksal eines einzigen Menschen in seinem gehörigen Lichte zu betrachten, müßten wir es in seiner ganzen Ewigkeit überleben können. Alsdann erst könnten wir die Wege der Vorsehung untersuchen und beurtheilen, wenn wir die ewige Fortdauer eines vernünftigen Wesens unter den einzigen, unserer Schwachheit angemessenen Gesichtspunkt bringen könnten: aber alsdann seid versichert, meine Lieben, würden wir weder tadeln, noch murren, noch unzufrieden sein; sondern voll Bewunderung die Weisheit und Güte des Weltbeherrschers verehren und anbeten.

Aus allen diesen Beweisgründen zusammengekommen, meine Freunde, erwächst die zuverlässigste Versicherung von einem zukünftigen Leben, die unser Gemüth vollkommen befriedigen kann. Das Vermögen, zu empfinden, ist keine Beschaffenheit des Körpers und seines feinen Baues, sondern hat seine Bestandtheile für sich. Das Wesen dieser Bestandtheile ist einfach und folglich unvergänglich. Auch die Vollkommenheit, die diese einfache Substanz erworben, muß in Abhängigkeit von unaufhörlichen Folgen sein und sie immer tüchtiger machen, die Absichten Gottes in der Natur zu erfüllen. Insbesondere gehört unsere Seele, als ein vernünftiges und nach der Vollkommenheit strebendes Wesen, zu dem Geschlechte der Geister, die den Endzweck der Schöpfung enthalten und niemals aufhören, Beobachter und Bewunderer der göttlichen Werke zu sein. Der Anfang ihres Daseins ist, wie wir sehen, ein Bestreben und Fortgehen von einem Grade der Vollkommenheit zum andern; ihr Wesen ist des unaufhörlichen Wachstums fähig; ihr Trieb hat die augenscheinlichste Anlage zur Unendlichkeit, und die Natur hebt ihrem nie zu löschenden Durste eine unerschöpfliche Quelle an. Ferner haben die Seelen, als moralische Wesen, ein System von Pflichten und Rechten, das voller Ungereimtheiten und

Widersprüche sein würde, wenn sie auf dem Wege der Vollkommenheit gehemmt und zurückgestoßen werden sollten. Und endlich verweist uns die anscheinende Unordnung und Ungerechtigkeit in dem Schicksale der Menschen auf eine lange Reihe von Folgen, in welcher sich Alles auflöst, was hier verschlungen scheint. Wer hier mit Standhaftigkeit und gleichsam dem Unglücke zum Trost seine Pflicht erfüllt und die Widerwärtigkeiten mit Ergebung in den göttlichen Willen erduldet, muß den Lohn seiner Tugenden endlich genießen, und der Lasterhafte kann nicht dahin fahren, ohne auf eine oder die andere Weise zur Erkenntniß gebracht zu sein, daß Uebelthaten nicht der Weg zur Glückseligkeit sind. Mit einem Worte: allen Eigenschaften Gottes, seiner Güte, seiner Gerechtigkeit würde es widersprechen, wenn er die vernünftigen und nach der Vollkommenheit strebenden Wesen nur zu einer zeitlichen Dauer geschaffen hätte.

Es dürfte Jemand von euch sprechen: Gut, Sokrates! du hast uns gezeigt, daß wir uns eines künftigen Lebens zu getrösten haben; sage uns aber auch, wo werden sich unsere abgeschiedenen Geister aufhalten? welche Gegend des Aethers werden sie bewohnen? womit werden sie sich beschäftigen? auf welche Art werden die Tugendhaften belohnt und die Lasterhaften zu besserer Erkenntniß gebracht werden? — Wenn Jemand mich dieses fragt, so antworte ich: Freund! du forderst mehr, als meines Berufs ist. Ich habe dich durch alle Krümmungen des Labyrinths hindurchgeführt und zeige dir den Ausgang; hier endigt sich mein Beruf. Andere Wegweiser mögen dich weiter führen. Ob die Seelen der Gottlosen werden Frost oder Hitze, Hunger oder Durst zu leiden haben, ob sie in dem acherussischen Moraste sich herumwälzen, in dem düstern Tartarus, oder in den Flammen des Peripylegethon ihre Zeit hinbringen müssen, bis sie geläutert werden; ob die Seligen auf einer von lauter Gold und Edelgestein blühenden Erde die reinste Himmelsluft einsaugen und sich in dem Glanze der Morgenröthe sonnen, oder ob sie in den Armen einer ewigen Jugend ruhen und sich mit Nektar und Ambrosia füttern lassen: alles dieses, mein Freund! weiß ich nicht. Wissen es unsere Dichter und Fabellehrer besser, so mögen sie Andere davon versichern. Es schadet vielleicht nicht, wenn gewisser Leute Einbildungskraft auf eine solche Weise beschäftigt und angestrengt wird. Was mich betrifft, so begnüge ich mich mit der Ueberzeugung, daß ich ewig unter göttlicher Obhut stehen werde, daß eine heilige und gerechte Vorsehung in jenem Leben, so wie in diesem, über mich walte, und daß meine wahre Glückseligkeit in den Schönheiten und Vollkommenheiten meines Geistes bestehe: diese sind Mäßigkeit, Gerechtigkeit, Freiheit, Liebe, Wohlwollen, Erkenntniß Gottes, Beförderung seiner Absichten und Ergebung in seinen



heiligen Willen. Diese Seligkeiten warten meiner in jener Zukunft, wohin ich eile; und ein Mehreres brauche ich nicht zu wissen, um mit getrostem Muth den Weg anzutreten, der mich dahin führt. — Ihr, Simmias, Cebes und übrige Freunde, ihr werdet mir folgen, ein Jeder zu seiner Zeit. Mir winkt jetzt schon das unbewegliche Schicksal, wie etwa ein Trauerspieldichter sagen würde. Es ist Zeit, daß ich in's Bad gebe; denn ich halte es für anständiger, nach dem Bade erst das Gift zu mir zu nehmen, damit ich den Weibern die Mühe erspare, meinen Leichnam zu waschen. —

Als Sokrates ausgeredet hatte, ergriff Kriton das Wort und sprach: Es sei! was hast du aber diesen Freunden oder mir zu hinterlassen, das deine Kinder oder häuslichen Angelegenheiten angehet? Womit können wir dir zu Gefallen leben? — Wenn ihr so lebet, Kriton, sprach er, wie ich euch längst empfohlen habe. Ich habe nichts Neues hinzuzuthun. Wenn ihr für euch selbst Achtung habt, so werdet ihr mir, den Meinigen und euch selbst zu Gefallen leben, wenn ihr es auch nicht versprecht; vernachlässigt ihr aber euch selbst und wollt der Spur nicht folgen, die euch heute und in vorigen Zeiten vorgezeichnet worden, so wird es nichts helfen, wenn ihr auch jetzt noch so viel zusagt. — Kriton versetzte: Wir werden mit allen Kräften streben, dir zu gehorchen, mein Sokrates. Wie sollen wir aber nach deinem Tode mit dir verfahren? — Wie ihr wollt, antwortete Sokrates: wenn ihr mich anders habt und ich euch nicht entwiße. Zu gleicher Zeit sah er uns lächelnd an und sprach: Ich kann den Kriton nicht bereuen, meine Freunde, daß derjenige eigentlich Sokrates sei, der jetzt redet und euch eine Zeit lang unterhalten hat; er glaubt immer noch, der Leichnam, den er bald wird zu sehen bekommen und der für jetzt nur meine Hülle ist, das sei Sokrates, und fragt, wie er mich begraben soll. Alle die Gründe, die ich bisher angeführt, zu beweisen, daß ich, sobald das Gift gewirkt haben wird, nicht mehr bei euch bleiben, sondern in die Wohnungen der Glückseligen versetzt werde, scheinen ihm eine bloße Erfindung, um euch und mich zu trösten. Seid so gut, meine Freunde, und verbürgt nun beim Kriton das Gegentheil dessen, was er bei den Richtern verbürgt hat. Er ist für mich gut gewesen, daß ich nicht entlaufen werde; ihr aber müßt ihm dafür stehen, daß ich mich, gleich nach meinem Tode, davon mache, damit er meinen Leichnam verbrennen, oder in die Erde senken sehe, und sich nicht so sehr betrübe, als wenn mir das größte Unglück widerföhre. Er spreche auch bei meinem Leichenbegängnisse nicht: Man legt den Sokrates auf die Bahre, man trägt den Sokrates hinweg, man beerdigt den Sokrates. Denn wisse, fuhr er fort, mein werther Kriton! dergleichen Neben sind nicht nur der Wahrheit zuwider, sondern auch eine Beleidigung für den abgeschiedenen Geist. Sei vielmehr

getrosten Muths und sprich: mein Leichnam werde beerdigt. Im Uebrigen magst du ihn beerdigen, wie es dir gefällt und wie du glaubst, daß es die Gesetze mit sich bringen.

Hierauf ging er in ein benachbartes Gemach, um sich zu waschen. Kriton folgte ihm, und uns hieß er warten. Wir blieben und unterhielten uns eines Theils mit dem, was wir gehört hatten, wiederholten, überdachten, und erwogen einige Gründe, um uns davon gehörig zu überzeugen; andern Theils aber beschäftigte uns die trostlose Erwartung des großen Unglücks, das uns bevorstand. Denn es kam uns nicht anders vor, als wenn wir unsern Vater verlören und von nun an als Waisen in der Welt leben müßten. — Als er sich gewaschen hatte, brachte man ihm seine Kinder (er hatte ihrer drei, zwei kleine und ein erwachsenes), und seine Hausweiber traten zu ihm hinein. Er unterhielt sich mit ihnen in Gegenwart des Kriton, sagte ihnen, was er zu sagen hatte, ließ die Weiber und Kinder hierauf weggehen und kam wieder zu uns heraus. Es war gegen Sonnenuntergang; denn er hatte sich etwas lange in dem Nebengemache verweilt. — Er setzte sich nieder, sprach aber sehr wenig; denn bald darauf kam der Trabant der Eilsmänner, stellte sich neben ihn und sprach: O Sokrates! ich werde an dir etwas ganz Anderes gewahr, als an andern Verurtheilten. Sie pflegen sich zu entrüsten und mir zu fluchen, wenn ich ihnen auf Befehl der Obrigkeit ankündige, daß es Zeit sei, das Gift zu trinken; du aber schienst mir schon sonst der gelassenste und sanftmüthigste Mann zu sein, der jemals diesen Ort betreten, und jetzt scheinst du mir vornehmlich also. Ich weiß gewiß, du bist auch jezo über mich nicht ungehalten, sondern über die (du kennst sie), die daran Schuld find. Du merkst nun wohl, Sokrates! was für eine Botschaft ich dir zu bringen habe. Gehab' dich wohl und leide mit Geduld, was nicht zu ändern ist. Er sprach es, lehrte sich ab und weinte. Sokrates sah sich nach ihm um und sprach: Lebe du wohl, Freund, wir werden thun, was du verlangst. Zu uns aber sprach er: Was für ein rechtschaffener Mann! er hat mich oft besucht, auch sich zuweilen mit mir unterhalten. Es ist ein gar guter und ehrlicher Mensch; seht, wie aufrichtig er jetzt um mich weint! Mein, Kriton, wir müssen ihm in der That gehorchen: laß das Gift herbringen, wenn es fertig ist; wo nicht, so mag es dieser zurecht machen.

Warum so eilig? mein Sokrates! versetzte Kriton: ich glaube, daß die Sonne noch auf den Bergen scheint, und noch nicht untergegangen ist. Andere pflegen, nach der Ankündigung, noch lange zu warten, bevor sie den Gisttrank zu sich nehmen, und vorher sich gütlich zu thun, zu essen, zu trinken, auch wohl gar der Liebe zu pflegen. Wir können noch eine gute Weile verziehen. — Das mögen die thun, Kriton, antwortete Sokrates, welche jede Frist für



Gewinn halten; ich aber habe meine Gründe, das Gegentheil zu thun. Ich glaube nichts zu gewinnen, wenn ich verzögere, und würde mir nur selbst lächerlich vorkommen, wenn ich mit dem Leben jetzt geizte und kargte, da es nicht mehr mein ist. Thue mir immer meinen Willen!

Hierauf winkte Kriton dem Knaben, der neben ihm stand. Der Knabe ging hinaus, verweilte einige Zeit mit Zubereitung des Gifts und brachte hierauf den Mann herein, der den Giftbecher in der Hand hatte, um ihn dem Sokrates zu reichen. Sokrates sah ihn kommen und sprach: Guter Mann, gib her! Aber was muß ich dabei thun? du wirst es wissen. — Nichts Anderes, antwortete dieser, als nach dem Trinken auf- und niedergehen, bis dir die Füße schwer werden; sodann legst du dich nieder: dieses ist Alles. Und hiermit reichte er ihm den Becher. — Sokrates nahm ihn, lieber Ekefrates, mit solcher Gelassenheit, ohne Zittern, ohne Farbe oder Gesichtszüge im Geringsten zu verändern, sah den Menschen mit seinen weit offenen Augen an und sprach: Was meinst du? darf man den Göttern davon einige Tropfen zum Dankopfer vergießen? — Es ist grade so viel, als nöthig ist, versetzte dieser. — So mag es bleiben, erwiderte Sokrates. Aber ein Gebet kann ich doch an sie richten: Die ihr mich rufet, ihr Götter! verleihet mir eine glückliche Reise! Mit diesen Worten setzte er den Becher an und leerte ihn ruhig und gelassen aus.

Bisher konnten sich Viele von uns noch der Thränen enthalten; als wir ihn aber ansehen, trinken und ausleeren sahen, da war es nicht mehr möglich. Wir selbst tröpften nicht die Thränen, sondern ergossen sich wie in Strömen herunter, und ich mußte mir das Gesicht in den Mantel hüllen, um ungestört weinen zu können: nicht über ihn, sondern über mich selbst, daß ich das Unglück hatte, einen solchen Freund zu verlieren. Kriton, der sich noch vor mir der Thränen nicht enthalten konnte, stand auf und irrte im Gefängnisse umher; und Apollodorus, der die ganze Zeit mehrentheils geweint, fing dermal an, überlaut zu heulen und zu jammern, daß einem Jeden das Herz davon brach. Nur Sokrates blieb unbewegt und rief uns zu: Was macht ihr Kleinmüthigen? Deswegen habe ich ja eben die Weiber weggeschickt, damit sie hier nicht so klagen und winseln möchten; denn ich habe mir sagen lassen, man müsse suchen unter Segnungen und guten Wünschen den Geist aufzugeben. Seid ruhig und zeigt euch als Männer! — Als wir dieses vernommen, schämten wir uns und hörten auf zu weinen. Er ging auf und nieder, bis ihm die Füße schwer wurden, und legte sich sodann auf den Rücken, wie der Slave ihm gerathen hatte. Bald darauf betastete ihn der Mann, welcher ihm das Gift gereicht, mit den Händen und beobachtete seine Füße und seine Hüften. Er drückte ihm

den Fuß und fragte, ob er es fühlte? — Nein, sprach Sokrates. Er drückte ihm den Schenkel, ließ aber wieder los und gab uns zu verstehen, daß er kalt und steif sei. Er betastete ihn wieder und sprach: Sobald es ihm an's Herz kommt, wird er verschiden. — Nun fing ihm der Unterleib schon an kalt zu werden. Er deckte sich auf, denn man hatte ihn zugedeckt, und sagte zum Kriton (dieses waren seine letzten Worte): „Freund! vergiß nicht, dem Gott der Genesung einen Hahn zu bringen, denn wir sind ihm einen schuldig.“ Kriton antwortete: Es soll geschehen. Hast du sonst nichts mehr zu hinterlassen? — Hierauf erfolgte keine Antwort. Einige Zeit hernach bekam er Zuckungen. Der Mann deckte ihn vollends auf, und seine Blicke blieben starr. Als Kriton es sah, drückte er ihm Mund und Augen zu.

Dieses war das Ende unseres Freundes, o Ekefrates, eines Mannes, der unter allen Menschen, die wir kannten, unstreitig der rechtschaffenste, weiseste und gerechteste gewesen.



### Kleinere Aufsätze.

#### Gibt es natürliche Anlagen zum Laster?

Die Fähigkeiten der Menschen sind entweder angeboren oder erworben; natürlich oder künstlich. Man ist sehr oft in Gefahr, diese verschiedenen Eintheilungen mit einander zu verwechseln. Gesetzt, die Amme des Mark Aurel hätte ihr Kind, gleich nach der Geburt, dem Prinzen untergeschoben; das Bürgerkind würde also dieselbe Erziehung genossen haben, die jetzt Mark Aurel gehabt: dieselbe in aller Betrachtung, physisch sowohl als moralisch dieselbe. Und gleichwohl gesteht man, daß er nicht vollkommen derselbe Kaiser geworden sein würde: besser oder schlechter; genug, er würde zwar dem wahren ähnlich, aber nicht vollkommen derselbe geworden sein.

In so weit die Fähigkeiten erworben sind, mußten sie bei beiden gleich sein; denn dieselben Ursachen haben dieselben Wirkungen; in so weit sie aber angeboren sind, konnten sie einige Verschiedenheiten haben, mußten sie sich unähnlich sein. Es kann also die Frage entstehen: ob der untergeschobene Mark Aurel auch würde ein tugendhafter Mann geworden sein; oder ob er eine angeborene Anlage gehabt haben konnte, vermöge welcher er, der Erziehung ungeachtet, dennoch ein Kajus Kaligula, oder so was Schändliches werden könnte!

Das Erworbene selbst aber kann natürlich oder künstlich erworben sein. — Ein Produkt ist dem Boden natürlich, wenn es ohne Zutun des Menschen hervorkommt; wozu aber menschlicher Fleiß und Anbau gehört, das heißt künstlich, ist ein Produkt des Kunstfleißes. Wenn vom Menschen selbst die Rede ist; so ist ihm jede Fertigkeit natürlich, die er ohne vorsätzliche Übung und Erlernung

erwirbt, die er *tanquam aliud agendo* erlangt und besitzt, ohne vorsätzlich darauf bedacht gewesen zu sein. In so weit aber zweckmäßige Anstalten, Übung und Erlernung mit Vorsatz, in der Absicht vorgenommen werden müssen, um diesen oder jenen Grad der Fertigkeit zur Wirklichkeit zu bringen, in so weit wird die Fertigkeit künstlich genannt. Je mehr vorsätzliche Übungen zu einer gewissen Fertigkeit gehören, je zweck- und regelmäßiger diese Übungen angestellt werden müssen, desto künstlicher ist sie; je weniger, desto natürlicher.

Ob es Naturalisten in der Tugend gebe; das heißt: ob man ohne vorsätzliches Studium der Tugend, ohne vorsätzliche, nach Vorschrift und Regeln eingerichtete, Erlernung und Übung, ein tugendhafter Mann werden könne? ist wohl die Frage nicht. Wohl aber läßt sich untersuchen: ob die Tugend erlernt werden könne? und wenn Dieses ist: ob sie mit einer Wissenschaft, oder mit einer Kunst zu vergleichen? Mit andern Worten: wieviel ist in Absicht der Sittlichkeit auf Rechnung der Erkenntnißkräfte zu setzen; und wenn diese nicht Alles können, was trägt außer denselben noch dazu bei, daß man sich bemühe, Fertigkeit in der Tugend zu erlangen?

Daß der Verstand allein nicht hinreiche, beweisen die auffallenden Beispiele heroischer Bösewichter, die mit Engelsverstande teuflische Neigungen verbanden. Was stand ihren Erkenntnißkräften im Wege, daß sie sich mehr im Laster als in der Tugend übten?

Gleichwohl waren diese heroischen Bösewichter am Ende doch Thoren; dumme Köpfe zwar nicht, aber doch elende Unfluge, die sich selbst in's Verderben stürzten. Sie suchten Glückseligkeit, erkannten sie auch wohl theoretisch, und handelten praktisch, als wenn sie sie nicht suchten oder nicht kannten. Sie hatten also Einsicht, und hatten keine. Wie ist dieses Räthsel aufzulösen?

Wenn Verstandesschwäche bei heftigen Begierden die Anlage zum Laster ausmachen sollte: so müßte ein großer Verstand nebst schwacher Begierde Anlage zur Tugend sein; und gleichwohl ist keine große Tugend ohne starke Begierde.

Etwas näher kommt man dem Ziele, wenn man die Anlage zum Laster in das Uebermaß der Begierde über den Verstand setzt. Mangel des Verhältnisses zwischen Einsicht und Begierde bringet, bei Uebermaß der Einsicht stoischen Kaltsinn; bei Uebermaß der Begierde, Lasterhaftigkeit hervor.

Indessen scheinen doch auch die psychologischen Eintheilungen der Seelenkräfte überhaupt noch nicht hinreichend, diese moralische Erscheinung zu erklären. Das Wort Verstand ist zu allgemein. Es gibt der Arten des Verstandes mancherlei, wovon Einer diese, ein Anderer eine andere Art besitzen kann; so wie es eine andere Einbildungskraft für den Dichter, eine andere für den Maler, Bild-



hauer und Baumeister geben muß. Der gutmüthige Dummkopf muß eine Art von Einsicht besitzen, die dem verschlagensten Schurken fehlt. Jener erkennt, daß der Mensch nicht glücklich sein kann, ohne Glückseligkeit zu befördern. Er weiß vielleicht nicht, wie er es anfangen muß, Anderer Glückseligkeit zu befördern, und wählt vielleicht die unschädlichsten Mittel. Indessen empfindet er doch, daß der Mensch nicht genießen könne, wenn Andere leiden; ja daß er selbst genieße, je mehr er genießen läßt. Kann Cäsar Borghia mit aller seiner teuflischen Klugheit, diese Einsicht, diese sittliche Art von Verstand gehabt haben? — Gebet dem Musikus alle Einbildungskraft des Dichters, und er wird ein mittelmäßiger Tonkünstler bleiben, wenn er nicht die Art von Einbildungskraft besitzt, welche seinem Gegenstande und dem Bedürfnisse seiner Kunst angemessen ist. Der Name Einbildungskraft ist allgemein; aber jeder Virtuose bedarf der seinigen. — So auch mit der Erkenntniß.

Der Sprachgebrauch unterscheidet Verstand und Herz, Klugheit und Gutmüthigkeit. Die Philosophie kann zwar mehr Scharfsinn haben, aber selten hat sie mehr Wiß, als der gemeine Sprachgebrauch. Sie sollte das nicht wieder durch einander werfen, was Jener auseinander gesetzt hat. Läuft gleich am Ende alles auf Erkenntniß hinaus, wie sich der Determinist gestehen muß, so ist doch nicht alle Erkenntniß von einerlei Art und Beschaffenheit. Zu jeder sittlichen Handlung gehört zweierlei: Erkenntniß des Endzwecks, und Erkenntniß der Mittel. Jene ist Wohlwollen, und, wenn sie nicht deutlich erkannt, sondern bloß empfunden wird, gutes Herz; diese heißt Klugheit. Beides zusammen ist Weisheit. Der Weise verbindet Klugheit mit Wohlwollen. Er hat den festen Voratz, so viel Glückseligkeit zu wirken, als er wirken kann, und weiß die Mittel zu wählen, wie solches zu erhalten. Ich würde mich aber wohl hüten, der gutmüthigen Einsalt alle Tugend abzusprechen. Selbst wenn sie aus guter Meinung schadet, hat sie größeres Verdienst, als der nützliche Bösewicht. Man erlaube mir diese Gedanken zu verfolgen, ob sie gleich nicht unmittelbar zu der vorliegenden Frage gehören.

Unsere eigene Glückseligkeit ist das letzte Ziel aller unserer Wünsche. Wir erhalten sie zum Theil unmittelbar, indem wir unsere eigene körperliche und geistige Vollkommenheit zu vermehren suchen; zum Theil mittelbar, indem wir Glückseligkeit befördern, Andere vollkommen glücklich machen, und uns dadurch glücklich fühlen. Wir selbst sind entweder Zweck und Gegenstand zugleich, — oder wir sind bloß Endzweck, der Gegenstand aber ist ein Wesen außer uns, dessen Glückseligkeit uns interessiert. Jenes gibt uns die Selbstliebe, Dieses die Liebe zu Andern ein. Ohne Selbstliebe

kann Liebe zu Andern nicht bestehen, denn sie wäre Gegenstand ohne Endzweck; ohne Liebe zu Andern kann der Selbstliebe kein Genüge geschehen: denn sie erfordert unumgänglich auch Gegenstände außer uns.

In Absicht auf Selbstliebe fällt Klugheit und Weisheit zusammen, ist Thor und Schurke nicht zu unterscheiden. Den guten Willen, unser Wohl zu befördern, haben wir Alle, müssen wir haben, und wir irren bloß in der Wahl der besten Mittel. Wie geht Dieses zu? — Mich dünkt, auf folgende Weise.

Wir sündigen wider die Selbstliebe, oder übertreten die Pflichten gegen uns selbst, mehrentheils durch eine Art von Rechnungsfehler. Das Gegenwärtige wirkt heftig; der Wollüstige opfert ihm das Zukünftige auf, und wird es sicher bereuen, wenn das Gegenwärtige vergangen sein, und die Zukunft herannahen wird. — Auf eine ähnliche Weise erhält das Sinnliche vor dem Uebersinnlichen den Vorzug. Der Eindruck des Sinnlichen ist heftig, so lange das Bedürfnis nicht befriedigt ist. Der Grobsinnliche folgt ihm wider Besserwissen, und vernachlässigt die Vollkommenheiten des Geistes. — Der Eilzige macht falsche Rechnung. Seine Einbildungskraft stellt ihm seine Bedürfnisse größer, und seine Kräfte geringer vor, als sie sind, und er glaubt in jeder Ausgabe seinen künftigen Mangel voraus zu sehen. Alle diese Rechnungsfehler schreibe man, wenn man will, einer gewissen Schwäche des Verstandes zu; aber sicherlich ist es nur ein gewisser Verstand, eine gewisse Art desselben, die diesen Elenden fehlt.

Die Tugenden der Selbstliebe bestehen hauptsächlich in der Fertigkeit, den Eindruck des Gegenwärtigen, des Sinnlichen, nach Vorschrift der Vernunft zu schwächen, und den Eindruck des Abwesenden, des Uebersinnlichen zu verstärken; damit der Zauber verschwinde, und die Vernunft nicht verhindert werde, das Gegenwärtige mit dem Abwesenden, das Sinnliche mit dem Uebersinnlichen in Vergleichung zu bringen und gegen einander zu berechnen. Die Gewalt über die Empfindung und das Vermögen, ihren Eindruck durch die Vernunft zu schwächen: — ist Stoicismus. Die Fertigkeit, das Abwesende mit der Lebhaftigkeit des Gegenwärtigen, das Uebersinnliche mit der Lebhaftigkeit des Sinnlichen zu empfinden: — Enthusiasmus. Man sieht hieraus, warum auch zu den Tugenden der Selbstliebe ein gewisser Grad des Enthusiasmus gehört; damit auf der andern Seite der Stoicismus nicht übertrieben werde.

Die geselligen Tugenden gründen sich auf ähnliche Fertigkeit: die kalte Vernunft des stoischen Weltweisen mit dem Feuer des Enthusiasten zu begeistern, und das Entfernte mit dem Nahen, das Mittelbare mit dem Unmittelbaren in Vergleichung zu bringen;



und gehörig zu berechnen, der geringste Grad derselben ist die Liebe zu den Nachkommen, zu den Seinigen überhaupt, die der Mensch als sein erweitertes Ich betrachtet, und die Bereitwilligkeit, dieser Liebe zu Zeiten den Eigennuß selbst aufzuopfern. Die Thiere besitzen einen Theil derselben durch eine Art von Naturtrieb, dem wir so lange diesen Namen geben, bis wir ihn besser begreifen gelernt; und der gemeinste, gedankenloseste Mensch ist derselben fähig. Ja sie ist sehr oft die Quelle der größten Verbrechen geworden.

So wie es ein niedriges Laster ist, in Kollisionsfällen sein eingeschränktes Ich über Alles zu setzen, und die grobe Eigensucht allezeit der Liebe zu den Seinigen vorzuziehen, so kann auch die Vorliebe zu den Seinigen vor der Gerechtigkeit, vor der Liebe zu dem Vaterlande, und diese hinwiederum vor der allgemeinen Menschenliebe einen ungerechten Vorzug erhalten, und die Fertigkeit, diesen Vorzug einzuräumen, zum Laster werden. Selten werden grobe Verbrechen begangen, um bloße eigensüchtige Bedürfnisse zu befriedigen, dem Triebe zur sinnlichen Wollust allein Genüge zu leisten. Meistentheils ist es Liebe zu den Seinigen, welche die Stimme der Menschlichkeit überschreiet, und den Menschen zum Betrüger, Dieb und Straßenräuber macht. So spricht zuweilen Ehrsucht lauter, als Vaterland und Menschheit; ja zuweilen ist es Liebe zum Vaterlande selbst, welche alle Rücksicht auf Gerechtigkeit und Menschenliebe aus den Augen rückt. Abermals eine Art von Rechnungsfehler, welche man Verstandesschwäche nennen mag, die aber mit vieler Klugheit, mit vielem Verstande von einer gewissen Art sehr wohl bestehen kann, daher ist auch hier das Gegenmittel nichts anderes als Stoicismus und Enthusiasmus: Stoicismus, oder die Gewalt über die näheren Verhältnisse, das Vermögen, ihren Eindruck herabzustimmen, und ihm nicht mehr Interesse einzuräumen, als ihm nach Vorschrift der Vernunft und der Wahrheit zukommt; und Enthusiasmus, oder das Vermögen, den entfernten Verhältnissen des sittlichen Lebens Nachdruck und Stärke zu geben, die Stimme des Vaterlandes und der Gesetze, wie Sokrates, zu hören, wenn Liebe zum Leben, Bitten der Freunde und Thränen der Seinigen die Sinne benehmen; die Stimme der strengsten Gerechtigkeit, wie Regulus, zu hören, wenn die Stimme der Kinder, Verwandten, Freunde und des gesammten Vaterlandes sich mit der Liebe zum Leben vereinigen, und so laut für die Erhaltung sprechen. Aus eben den Ursachen wird der Weise gerecht, ja zuweilen unbittlich streng sein, wo der gemeine gutmüthige Mensch mitleidig sein wird, ja wo ein sonst nichtswürdiger Mensch vielleicht sich leichter bewegen lassen wird. Jener liebt nicht nur, was er sieht, wird nicht nur vom Nahen, Gegenwärtigen, Sinnlichen gerührt; er umfaßt in seiner Liebe die spätesten Nachkommen, so wie Diejenigen,

die wir auf den Armen tragen, die entferntesten Mitbürger, so wie die Anwesenden, die Menschen in den entferntesten Weltgegenden und Zeiten, so wie seine Nachbarn und Bekannte; siehet mit den Augen des Geistes, und theilet mit weiser Mäßigung jedem Verhältnisse des geselligen Lebens so viel Interesse, so viel Antheil an seiner Liebe zu, als ihm in der Uebereinstimmung zum Ganzen zukommt.

Mit einem Worte: das Vermögen, Empfindungen in Vernunftschlüsse aufzulösen und Begriffe der Vernunft zu versinnlichen, — Dieses ist, meines Erachtens, das große Geheimniß, das Derjenige benutzen muß, der zu der Höhe heroischer Tugenden zu gelangen die Ehrbegierde hat.

Alles Dieses kann man, wenn man sich mit allgemeinen Notionen begnügt, auf Rechnung der Erkenntniß setzen, und sagen: Tugend und Laster laufen am Ende auf lebendige, thätige und wirksame Erkenntniß des Guten und Bösen hinaus; aber sicherlich es ist eine Art von Erkenntniß, die man mit und ohne merkliche Klugheit im gemeinen Leben, mit und ohne großen Verstand in Wissenschaften und Künsten besitzen kann. Ja, wer die Eingeschränktheit der menschlichen Kräfte in Erwägung zieht, wird sie sicherlich eher ohne, als mit einem außerordentlichen Talente von irgend einer andern Art zugleich erwarten.

Vielleicht hat es nicht wenig zur Hervorbringung heroischer Tugenden beigetragen, daß die Verfassungen der Alten beides so sehr begünstigten, den Stoicismus von der einen, und den Enthusiasmus von der andern Seite. In ihren Schulen und öffentlichen Lehren herrschte größtentheils der Stoicismus, und ihre schönen Künste versinnlichten die übersinnlichen Gegenstände, brachten abgeforderte allgemeine Begriffe zur unmittelbaren Darstellung, beflügelten die Einbildungskraft, und beförderten den Enthusiasmus für Freundschaft, Nachruhm, Vaterland, die hohe Empfindung für Das, was man ohne Begeisterung bloß in Worten denken kann.

### Ueber die Frage: was heißt aufklären?

Die Worte Aufklärung, Kultur, Bildung sind in unserer Sprache noch neue Ankömmlinge. Sie gehören vor der Hand bloß zur Büchersprache. Der gemeine Haufe versteht sie kaum. Sollte



Dieses ein Beweis sein, daß auch die Sache bei uns noch neu sei? Ich glaube nicht. Man sagt von einem gewissen Volke, daß es kein bestimmtes Wort für Tugend, keines für Aberglauben habe, ob man ihm gleich ein nicht geringes Maß von beiden mit Recht zuschreiben darf.

Indessen hat der Sprachgebrauch, der zwischen diesen gleichbedeutenden Wörtern einen Unterschied angeben zu wollen scheint, noch nicht Zeit gehabt, die Grenzen derselben festzusetzen. Bildung, Kultur und Aufklärung sind Modifikationen des geselligen Lebens; Wirkungen des Fleißes und der Bemühungen der Menschen, ihren geselligen Zustand zu verbessern.

Je mehr der gesellige Zustand eines Volks durch Kunst und Fleiß mit der Bestimmung des Menschen in Harmonie gebracht worden, desto mehr Bildung hat dieses Volk:

Bildung zerfällt in Kultur und Aufklärung. Jene scheint mehr auf das Praktische zu gehen: auf Güte, Feinheit und Schönheit in Handwerken, Künsten und Geselligkeitsitten (objektive), auf Fertigkeit, Fleiß und Geschicklichkeit in jenen, Neigungen, Triebe und Gewohnheit in diesen (subjektive). Je mehr diese bei einem Volke der Bestimmung des Menschen entsprechen, desto mehr Kultur wird demselben beigelegt; so wie einem Grundstücke desto mehr Kultur und Anbau zugeschrieben wird, je mehr es durch den Fleiß der Menschen in den Stand gesetzt worden, dem Menschen nützliche Dinge hervorzubringen. — Aufklärung hingegen scheint sich mehr auf das Theoretische zu beziehen. Auf vernünftige Erkenntniß (objekt.) und Fertigkeit (subjekt.) zum vernünftigen Nachdenken über Dinge des menschlichen Lebens, nach Maßgebung ihrer Wichtigkeit und ihres Einflusses in die Bestimmung des Menschen.

Ich setze allezeit die Bestimmung des Menschen als Maß und Ziel aller unserer Bestrebungen und Bemühungen, als einen Punkt, worauf wir unsere Augen richten müssen, wenn wir uns nicht verlieren wollen.

Eine Sprache erlangt Aufklärung durch die Wissenschaften, und erlangt Kultur durch gesellschaftlichen Umgang, Poesie und Beredsamkeit. Durch jene wird sie geschickter zu theoretischem, durch diese zu praktischem Gebrauche. Beides zusammen gibt einer Sprache die Bildung.

Kultur im Aeußerlichen heißt Politur. Heil der Nation, deren Politur Wirkung der Kultur und Aufklärung ist; deren äußerlicher Glanz und Geschliffenheit innerliche, gediegene Rechttheit zum Grunde hat!

Aufklärung verhält sich zur Kultur, wie überhaupt Theorie zur Praxis; wie Erkenntniß zur Sittlichkeit; wie Kritik zur Virtuosität. An und für sich betrachtet, (objektive) stehen sie in dem

genauesten Zusammenhange; ob sie gleich subjektive sehr oft getrennt sein können.

Man kann sagen: die Nürnberger haben mehr Kultur, die Berliner mehr Aufklärung; die Franzosen mehr Kultur, die Engländer mehr Aufklärung; die Schweizer viel Kultur und wenig Aufklärung. Die Griechen hatten Beides, Kultur und Aufklärung. Sie waren eine gebildete Nation, so wie ihre Sprache eine gebildete Sprache ist. — Ueberhaupt ist die Sprache eines Volks die beste Anzeige seiner Bildung, der Kultur sowohl als der Aufklärung, der Ausdehnung sowohl als der Stärke nach.

Ferner läßt sich die Bestimmung des Menschen eintheilen in 1) Bestimmung des Menschen als Menschen, und 2) Bestimmung des Menschen als Bürger betrachtet.

In Ansehung der Kultur fallen diese Betrachtungen zusammen; indem alle praktischen Vollkommenheiten bloß in Beziehung auf das gesellschaftliche Leben einen Werth haben, also einzig und allein der Bestimmung des Menschen, als Mitgliedes der Gesellschaft, entsprechen müssen. Der Mensch als Mensch bedarf keiner Kultur: aber er bedarf Aufklärung.

Stand und Beruf im bürgerlichen Leben bestimmen eines jeden Mitgliedes Pflichten und Rechte, erfordern nach Maßgebung derselben andere Geschicklichkeit und Fertigkeit, andere Neigungen, Triebe, Geselligkeitsinn und Gewohnheiten, eine andere Kultur und Politur. Je mehr diese durch alle Stände mit ihrem Berufe, d. i. mit ihren respectiven Bestimmungen als Glieder der Gesellschaft übereinstimmen, desto mehr Kultur hat die Nation.

Sie erfordern aber auch für jedes Individuum nach Maßgebung seines Standes und Berufs andere theoretische Einsichten, und andere Fertigkeit, dieselbe zu erlangen, einen anderen Grad der Aufklärung. Die Aufklärung, die den Menschen als Mensch interessiert, ist allgemein ohne Unterschied der Stände; die Aufklärung des Menschen als Bürger betrachtet, modificirt sich nach Stand und Beruf. Die Bestimmung des Menschen setzet hier abermals seiner Bestrebung Maß und Ziel.

Diesem nach würde die Aufklärung einer Nation sich verhalten 1) wie die Masse der Erkenntniß, 2) deren Wichtigkeit, d. i. Verhältniß zur Bestimmung a) des Menschen, und b) des Bürgers; 3) deren Verbreitung durch alle Stände, 4) nach Maßgabe ihres Berufs; und also wäre der Grad der Volksaufklärung nach einem wenigstens vierfach zusammengesetzten Verhältnisse zu bestimmen, dessen Glieder zum Theil selbst wiederum aus einfachern Verhältnißgliedern zusammengesetzt sind.

Menschenaufklärung kann mit Bürgeraufklärung in Streit kommen. Gewisse Wahrheiten, die dem Menschen, als Mensch,



nützlich sind, können ihm als Bürger zuweilen schaden. Hier ist Folgendes in Erwägung zu ziehen. Die Kollision kann entstehen zwischen 1) wesentlichen, oder 2) zufälligen Bestimmungen des Menschen, mit 3) wesentlichen, oder 4) mit außerwesentlichen, zufälligen Bestimmungen des Bürgers.

Ohne die wesentlichen Bestimmungen des Menschen sinkt der Mensch zum Vieh herab; ohne die außerwesentlichen ist er kein so gutes herrliches Geschöpf. Ohne die wesentlichen Bestimmungen des Menschen als Bürgers, hört die Staatsverfassung auf zu sein; ohne die außerwesentlichen bleibt sie in einigen Nebenverhältnissen nicht mehr dieselbe.

Unglücklich ist der Staat, der sich gestehen muß, daß in ihm die wesentliche Bestimmung des Menschen mit der wesentlichen des Bürgers nicht harmoniren, daß die Aufklärung, die der Menschheit unentbehrlich ist, sich nicht über alle Stände des Reichs ausbreiten könne, ohne daß die Verfassung in Gefahr sei, zu Grunde zu gehen. Hier lege die Philosophie die Hand auf den Mund! Die Nothwendigkeit mag hier Gesetze vorschreiben, oder vielmehr die Fesseln schmieden, die der Menschheit anzulegen sind, um sie niederzubeugen, und beständig unterm Drucke zu halten.

Aber wenn die außerwesentlichen Bestimmungen des Menschen mit den wesentlichen oder außerwesentlichen des Bürgers in Streit kommen, so müssen Regeln festgesetzt werden, nach welchen Ausnahmen geschehen, und die Kollisionsfälle entschieden werden sollen.

Wenn die wesentlichen Bestimmungen des Menschen unglücklicher Weise mit seinen außerwesentlichen Bestimmungen selbst in Gegenstreit gebracht worden sind; wenn man gewisse nützliche und den Menschen zierende Wahrheiten nicht verbreiten darf, ohne die ihm nun einmal bewohnenden Grundsätze der Religion und Sittlichkeit niederzureißen; so wird der tugendliebende Aufklärer mit Vorsicht und Behutsamkeit verfahren, und lieber das Vorurtheil dulden, als die mit ihm so fest verschlungene Wahrheit zugleich mit vertreiben. Freilich ist diese Maxime von jeher Schutzwehr der Heuchelei geworden, und wir haben ihr so manche Jahrhunderte von Barbarei und Aberglauben zu verdanken. So oft man das Verbrechen greifen wollte, rettete es sich in's Heiligthum. Allein dem ungeachtet wird der Menschenfreund, in den aufgeklärtesten Zeiten, selbst noch immer auf diese Betrachtung Rücksicht nehmen müssen. Schwer, aber nicht unmöglich ist es, die Grenzlinie zu finden, die auch hier Gebrauch von Mißbrauch scheidet.

Je edler ein Ding in seiner Vollkommenheit, sagt ein hebräischer Schriftsteller, desto gräßlicher in seiner Verwesung. Ein verfaultes Holz ist so schrecklich nicht, als eine verwesene Blume; Diese nicht so ekelhaft, als ein verfaultes Thier; und dieses so gräßlich nicht als

der Mensch in seiner Verwesung. So auch mit Kultur und Aufklärung. Je edler in ihrer Blüthe: desto abscheulicher in ihrer Verwesung und Verderbtheit.

Mißbrauch der Aufklärung schwächt das moralische Gefühl, führt zu Hartsinn, Egoismus, Irreligion und Anarchie. Mißbrauch der Kultur erzeugt Ueppigkeit, Gleichnerei, Weichlichkeit, Aberglauben und Slaverei.

Wo Aufklärung und Kultur mit gleichen Schritten fortgehen, da sind sie sich einander die besten Verwahrungsmittel wider die Korruption. Ihre Art zu verderben ist sich einander schnurstracks entgegengesetzt.

Die Bildung einer Nation, welche nach obiger Worterklärung aus Kultur und Aufklärung zusammengesetzt ist, wird also weit weniger der Korruption unterworfen sein.

Eine gebildete Nation kennet in sich keine andere Gefahr, als das Uebermaß ihrer Nationalglückseligkeit, welches, wie die vollkommenste Gesundheit des menschlichen Körpers, schon an und für sich eine Krankheit genannt werden kann. Eine Nation, die durch die Bildung auf den höchsten Gipfel der Nationalglückseligkeit gekommen, ist eben dadurch in Gefahr zu stürzen, weil sie nicht höher steigen kann. — Jedoch Dieses führt zu weit ab von der vorliegenden Frage!

### Vermischte Gedanken.

Staat und Religion — bürgerliche und geistliche Verfassung — weltliches und kirchliches Ansehen — diese Stützen des gesellschaftlichen Lebens so gegen einander zu stellen, daß sie sich die Wage halten, daß sie nicht vielmehr Lasten des gesellschaftlichen Lebens werden, und den Grund desselben stärker drücken, als was sie tragen helfen — Dieses ist in der Politik eine der schwersten Aufgaben, die man seit Jahrhunderten schon aufzulösen bemühet ist, und hie und da vielleicht glücklicher praktisch beigelegt, als theoretisch aufgelöst hat. Man hat für gut befunden, diese verschiedene Verhältnisse des geselligen Menschen in moralische Wesen abzusondern, und Jedem derselben ein eigenes Gebiet, besondere Rechte, Pflichten, Gewalt und Eigenthum zuzuschreiben. Aber der Bezirk dieser verschiedenen Gebiete, und die Grenzen, die sie trennen, sind noch bis



jetzt nicht genau bestimmt. Man siehet bald die Kirche das Markmal weit in das Gebiet des Staates hinüber tragen, bald den Staat sich Eingriffe erlauben, die den angenommenen Begriffen zufolge, eben so gewaltsam scheinen. Und unermesslich sind die Uebel, die aus der Mißhelligkeit dieser moralischen Wesen bisher entstanden sind, und noch zu entstehen drohen. Liegen sie gegen einander zu Felde, so ist das menschliche Geschlecht das Opfer ihrer Zwietracht; und vertragen sie sich, so ist es gethan um das edelste Kleinod der menschlichen Glückseligkeit; denn sie vertragen sich selten anders, als um ein drittes moralisches Wesen, die Freiheit des Gewissens, die von ihrer Uneinigkeit einigen Vortheil zu ziehen weiß, aus ihrem Reiche zu verbannen.

Ein Weltweise, der um eine hohe Ehrenstelle buhlet, gleichet einem Goldmacher, der auf seine Erfindung des Steines der Weisen Almosen bittet.

Haben die Menschen Friede, so theilen sie sich in Gelehrsamkeit und Leppigkeit. Die Leppigkeit verzehrt Alles, und endlich verzehrt sie sich selbst, weil sie die Menschen zum Geize geneigt macht. Der Geiz erzeugt die Handelschaft; die Handelschaft Eifersucht; die Eifersucht Krieg; der Krieg verheeret alles wieder, so lange, bis die Völker nach Friede seufzen.

Sind die Fürsten der Erde der Wahrheit so gram, daß es ein Ruhm für einen Weltweisen ist, wenn sie ihn für kein unnützes Geschöpf halten?

Alle Menschen suchen die Glückseligkeit. Alle Menschen wollen wenigstens ihr Wohl befördern. Wie kommt es aber, daß uns der Uebergang zur Glückseligkeit mehr behagt, als der wirkliche Besitz? Warum sind wir fröhlicher, wenn wir in kleinen Dingen fortkommen, als wenn wir in großen stehen bleiben?





*Garve.*

### Christian Garve.

Christian Garve, geboren am 7. Juni 1742 zu Gießen, war ein deutscher Philosoph, Schriftsteller und Pädagoge. Er war einer der bedeutendsten Vertreter der Aufklärung in Deutschland. Garve war ein Schüler von Johann Gottfried Herder und hat sich in seinen Werken mit der Philosophie, der Pädagogik und der Literatur beschäftigt. Er hat eine Reihe von Büchern veröffentlicht, die in der deutschen Literaturgeschichte eine wichtige Rolle spielen. Garve war auch ein engagierter Publizist und hat an der Verbreitung der Aufklärungsideen in Deutschland gearbeitet. Seine Werke haben einen großen Einfluss auf die deutsche Philosophie und Literatur gehabt.



## Christian Garve.

(Geb. 7. Jan. 1742. Gest. 1. Dec. 1798.)

Garve, einer der würdigsten Philosophen und geistreichsten Schriftsteller des verflossenen Jahrhunderts, ward in Breslau am 7. Januar 1742 geboren. Seinen Vater, der ein vermögender Färber war, verlor er in seiner frühesten Jugend; aber seine treffliche Mutter sorgte gewissenhaft für des talentreichen Knaben gute Erziehung. Das Gymnasium zu Breslau gab ihm seine erste wissenschaftliche Bildung. Auf der Hochschule zu Halle, die er 1760 bezog, widmete er sich hauptsächlich dem Studium der Mathematik und Philosophie, das er auch in Leipzig, wo Gellert und Weiße seine Freunde wurden, eifrig fortsetzte. Im Jahre 1767 verließ er die Universität und kehrte nach Breslau in das mütterliche Haus zurück. Eingezogen und kränklich lebte er hier eine Zeit lang ganz seiner wissenschaftlichen Ausbildung. Sein Fleiß wurde zur Ursache hypochondrischer Zufälle, von welchen er sich nie wieder gänzlich befreien konnte. Als Gellert 1769 starb, erhielt Garve den höchst ehrenvollen Ruf als dessen Nachfolger im akademischen Lehramte. Als Professor der Philosophie las er in Leipzig über reine Mathematik, Logik &c. mit Beifall; allein seine immer mehr verfallende Gesundheit bewog ihn, schon 1772 sein Amt niederzulegen. Er kehrte in seine Vaterstadt zurück, wo er fast den ganzen übrigen Theil seines Lebens als Privatgelehrter verlebte. Als Literator machte er sich zuerst (1770) bekannt durch seine Uebers-



setzung von Burke's Werk über das Erhabene und Schöne, und der Moralphilosophie von Ferguson. Seine eigenen philosophischen Abhandlungen erschienen zuerst gesammelt 1779 und erwarben ihm einen solchen Ruhm, daß ihn Friedrich der Große während eines Aufenthaltes zu Breslau kommen ließ und mit Auszeichnung behandelte. Auf des Königs Veranlassung unternahm er seine geistreiche Bearbeitung von Cicero's Werk „Ueber die Pflichten,“ mit reichhaltigen, erläuternden und erweiternden philosophischen Anmerkungen. Sie erschien 1783 und erlebte in 9 Jahren vier Auflagen. Auch eine zweite Sammlung philosophischer Abhandlungen erschien bald darauf unter dem Titel: „Versuche über verschiedene Gegenstände 2c.“ (5 Bde. 1792—1802). Die letzten Jahre des Lebens waren für Garve eine Zeit der schmerzhaftesten Leiden, indem sich zu seiner alten Kränklichkeit noch ein Krebsartiges Augenübel gesellte. Er starb am 1. Dec. 1798.

Garve hat als Philosoph keine neuen Gebiete des Denkens eröffnet, kein neues, das gesammte Reich der Philosophie umfassendes System geschaffen: aber er war nichts desto weniger ein Denker, nur daß sich seine Forschungen auf den Kreis der praktischen Philosophie beschränkten. Eine Menge der wichtigsten und interessantesten Gegenstände aus dem Gebiete der Moral, der Politik, der Aesthetik, der Literatur und des gesellschaftlichen Lebens hat er besprochen, überall sich als scharfen Beobachter zeigend, überall verständige und gesunde Ansichten entwickelnd. Wenn auch der Lebendigkeit und des Feuers in der Darstellung ermangelnd, ist seine Sprache doch durchgehends rein und richtig, sein Ausdruck gewählt und bestimmt, sein Satzbau wohlklingend, seine ganze Darstellung ruhig, klar und verständlich.

## Vermischte Aufsätze.

### Betrachtung einiger Verschiedenheiten in den Werken der ältesten und neueren Schriftsteller, insbesondere der Dichter.

Dem Geiste der Kinder, sagt Quintilian, wird eine Menge abwechselnder Arbeiten weniger schwer, weil sie dieselben mit einem geringern Bewußtsein, und mit weniger freiwilligen Anstrengung thun; eben so wie ihr Körper sich durch die Bewegung weniger ermüdet, weil sie eine kleinere Last mit milderer Gewalt und ohne sich selbst zu fühlen in Bewegung setzen. Ueberdies, setzt er hinzu, messen sie niemals in ihren Gedanken ab, wie viel sie schon gethan haben; da hingegen bei den Erwachsenen die Ermüdung beinahe öfter aus dem Ueberdenken und der Erinnerung der Arbeit, als aus dem Gefühle der Kraftlosigkeit entsteht. — Anmerkungen von der Art, welche dieser Schriftsteller oft macht, wenn er für sich selbst denkt, erregen den Wunsch, daß er weniger Fleiß auf die Wiederholung und Berichtigung der Ideen seiner Vorgänger gewandt hätte.

Die Erfahrung, welche in dieser Anmerkung ausgedrückt ist, stimmt mit einer andern vollkommen überein, die der erwachsene Mann bei sich selbst, und eben deswegen vielleicht mit mehr Zuverlässigkeit machen kann. Welche Arbeiten des Geistes gerathen wohl in irgend einer Art besser als diejenigen, bei welchen man sich am wenigsten ängstlich bemüht, sie vortrefflich zu machen? Welche unserer Begriffe sind wohl die reichsten, lebhaftesten, in der Entwicklung am fruchtbarsten? Die, welche ein freiwilliges Nachdenken über den Gegenstand nach und nach aus den bekannten Ideen hervorarbeitet, oder die, welche ein oft bloß zufälliger schneller Blick auf die Sache, aus der Reihe sich selbst darbietender Vorstellungen auf-



gefaßt hat? Die Werke, die man für das Publikum schon bestimmt, indem man sie verfertigt, sind gemeinlich unter dem, was man für sich selbst oder für solche Freunde macht, von deren Beifall und Achtung man sich schon versichert hält. Der Wunsch, etwas Gutes hervorzubringen, die Begierde nach den Vortheilen, die uns unser Werk, wenn es gelingt, zuwege bringen soll, die Aufmerksamkeit endlich auf unser eigenes Bemühen, es zu Stande zu bringen, alles dies ist eine Art von Zerstreuung, durch welche diejenige Kraft, die ganz auf den Gegenstand vereinigt sein sollte, auf sich selbst zurückkehrt und durch Unruhe und Hoffnung verzehrt wird.

Die obige Anmerkung ist aber noch einer andern Anwendung fähig, und diese ist eigentlich unser Zweck. Da das menschliche Geschlecht und der einzelne Mensch in dem stufenweisen Fortgange ihrer Fähigkeiten einander so ähnlich sind: so findet man hier einen Grund von der nothwendigen und unausbleiblichen Verschiedenheit, die zwischen den ältesten und den spätern Arbeiten desselben sein muß. Es gibt in beiden eine Zeit der Kindheit und des männlichen Alters. In den Werken der ersten sehen wir eine Kraft, die sich durch ihre bloße Energie und die Gegenstände getrieben fühlt, zu wirken, und deswegen in ihrer natürlichen Thätigkeit durch nichts gestört wird; in den Werken der andern eine Kraft, die erst durch ein besonderes Interesse gereizt werden muß, die nach Absicht und in Hoffnung eines gewissen Erfolges wirkt, und die eben deswegen in ihren Aeußerungen eingeschränkt und von ihrer natürlichen Richtung abgebracht wird. In den Werken der einen Zeit werden sich die Schriftsteller ihrer Ideen nur so zu sagen entschütten, die ihnen durch die Gegenstände selbst, und eine ganz unwillkürliche Beobachtung derselben aufgedrungen worden; — in den Werken der andern werden sie Ideen, die sie gesucht und ausgearbeitet haben, in der Absicht mittheilen, sich Beifall und Ruhm zu erwerben. Der älteste Schriftsteller ist das Kind, das den ganzen Tag ohne Absicht hin und her läuft, und niemals fühlt, wie müde es ist, weil es sich bei keinem Schritte mehr an denjenigen erinnert, den es schon gethan hat, noch den voraus sieht, den es noch zu thun gedenkt. Der neuere Schriftsteller ist ein Wanderer, der immer den Ort im Gesichte hat, wo er hin will, in der Begierde anzulangen seine Schritte zählt, und sich durch das Uebersehen des zurückgelegten und des noch vor ihm liegenden Weges freiwillig entkräftet.

Dieser eine Umstand hängt mit vielen andern zusammen, die sich, dünkt uns, so am besten entwickeln lassen, wenn man sich zuerst alle die Verschiedenheiten der beiden Zeitalter vorstellt, und alsdann sieht, was für Einfluß sie auf die Werke des Geistes, und vornehmlich auf die Schriftsteller haben mußten.

Die erste und größte Verschiedenheit liegt in der Art und Weise, diejenigen Begriffe zu bekommen, die der Schriftsteller mittheilen soll. Bei uns ist fast das einzige Mittel das Lernen. Unterricht und Lesen lehren uns meistentheils alles kennen, was wir wissen; und beides unternehmen wir nicht anders, als in sofern wir es zur Ausführung eines gewissen Plans brauchen. Bei den Alten scheint diese Erlernung weniger Studium als instinktmäßige Beschäftigung gewesen zu sein, ihre Sinne waren ihre Lehrer, sie sahen, sie hörten, sie dachten zu Folge der Eindrücke, welche die Natur und ihre Verhältnisse mit andern Menschen auf sie gemacht hatten.

Was erstlich die sichtbare körperliche Natur betrifft, so weit sie durch den Anblick erkannt werden kann: so kannten sie dieselbe in der That besser als wir; und diese Kenntniß kostete ihnen keine Arbeit. Wir werden von Kindheit an, erst durch unsere Erziehung, dann durch unsere Lebensart und Geschäfte von dem Anblicke der Natur abgehalten; und viel also von dem, was wir durch unsere eignen Augen lernen könnten, müssen wir erst von unsern Lehrern und aus Büchern erfahren. Die Klasse von Menschen, unter welchen es fast allein Schriftsteller gibt, lebt bei uns beständig in ihren Häusern eingeschlossen; ihre Beschäftigungen und ihre Zeitvertreibe sind größtentheils innerhalb der vier Wände ihres Zimmers. Nur gelegentlich, nur auf Augenblicke werden unsere Menschen in das freie Feld hinausgeführt. Und dann sind sie gemeinlich schon ermüdet und zerstreut, oder ihr Kopf ist schon mit so viel kleinem Eigennutze, mit dem Entwürfe so vieler Vergnügungen, mit so viel selbstgemachten Ideen und Begierden angefüllt, die das eingeschränkte bürgerliche und häusliche Leben gibt, daß sie selten mehr lebhaft von dem gerührt werden, was sie sehen und hören, wofern es nicht neu und außerordentlich ist, und ihre Aufmerksamkeit durch einen stärkeren Reiz an sich zieht, als der bloß einfache Eindruck auf ihre Sinne ist. — Wir beobachten also sehr wenig selbst. Viele Dinge geschehen täglich vor unsern Augen, oder sind nur wenig Schritte von uns, die wir doch kaum eher bemerken, als bis wir sie in Büchern gefunden haben. Die Dichter müssen uns erst sagen, was eine schöne Gegend sei und wie die Sonne auf- und untergehe. Die Abwechselung der Jahres- und der Tageszeiten, die verschiedenen Gestalten der Natur, die sichtbaren Eigenschaften und Veränderungen der Pflanzen und Thiere gleiten, ihrer Gewöhnlichkeit und unserer Zerstreuung wegen, nur über die Oberfläche unserer Seele weg, und berühren sie kaum, wenn wir sie nicht zuvor schon durch Beschreibungen haben kennen lernen. Erst durch die Kopien werden wir auf die Originale aufmerksam, weil wir bei der Vergleichung zwischen beiden eine Beschäftigung finden, die mehr nach unserer jetzigen Denkungsart ist, als die freie Beobachtung selbst.



Was die Kenntniß betrifft, die der Mensch nur von Menschen und durch seine Verbindung mit ihnen bekommen kann; so scheint es zwar, daß unser jetziger Zustand uns weit gesellschaftlicher gemacht, uns in mannichfaltigere Verhältnisse mit andern Menschen gesetzt habe, und sie uns also auch von mehreren Seiten kennen lehre. Und das ist in gewissem Verstande auch wahr. Auf einer andern Seite aber sind wir in der That mehr von ihnen abgesondert, als in dem frühesten Zeitpunkte der Gesellschaft. Jetzt kennt jeder Mensch nur einige wenige Menschen seines Standes, von seiner Denkungsart, von seinen Gesinnungen. Alle übrigen Klassen und Stände der Menschen, sammt ihren Begriffen und ihren Empfindungen bleiben ihm Zeit Lebens fremde, wenn er sie nicht höchstens aus Büchern lernt. Der Umgang mit andern Menschen ist ein Recht geworden, das uns nur gegen die zusteht, mit welchen wir gleiches Ranges sind. Wenn wir mit Höhern umgehn wollen, so müssen wir uns dies erst durch gewisse Vorzüge, die Aufsehen machen, verdient haben. Jeder entfernt sich von denen, die unter ihm sind, und zu denen, die über ihm sind, darf er sich nicht nahen. Oder wenn auch zuweilen der Eigennutz der Eringern, oder die Begierde, belustigt zu werden, bei den Vornehmern, oder endlich eine edlere, minder eingeschränkte Denkungsart auf beiden Seiten diese Grenzen überspringt: so bleibt doch der Umgang frostig, ohne diejenige Offenherzigkeit und Vertraulichkeit, die uns allein die Kenntniß fremder Herzen gewähren, und uns in dem Umgange mit ihnen eine Quelle zu Beobachtungen eröffnen kann. In den alten Zeiten waren fast alle Glieder einer Stadt, einer Republik einander bekannt. Die Staaten waren kleiner. Ihre Bürger hatten alle ein gewisses gemeinschaftliches Interesse; Geschäfte, die sie oft zusammenbrachten, öffentliche Zusammenkünfte, wo sie sich durchaus kennen lernten, Feierlichkeiten, an denen sie alle Theil nahmen. Die Rechte der verschiedenen Stände äußerten sich weniger durch eine gegenseitige Entfernung von einander in dem gesellschaftlichen Leben, als in einer Unterordnung bei der Ausführung öffentlicher Geschäfte. Das Befehlen und Gehorchen war bei den Gelegenheiten, wo es eigentlich darauf ankam, die Pflichten seines Standes zu erfüllen, sehr strenge. Aber sobald diese Gelegenheiten vorüber waren: so stellte sich eine Art von Gleichheit wieder her. — Einen weit größern Unterschied unter den Menschen macht der Reichtum, als der Rang. Und nur dadurch, daß beide gemeinlich bei uns vereinigt zu sein pflegen, ist die Absonderung der Stände auf's Höchste gestiegen. Das Verhältniß, das der Befehlende gegen den Gehorchenden hat, kann er nur unter gewissen Umständen zeigen, und so lange als die Art von Handlungen vorkommt, die er anzuordnen versteht. Hin- gegen der Unterschied, den der Reichtum macht, ist beständig und

erstreckt sich auf alles. Wohnung, Hausgeräthe, Kleidung, Aufwand der Tafel, Kostbarkeit der Ergötzungen, alles, was der Reiche hat und thut, ist anders als bei dem Armen. Der eine kann also seine Erhabenheit, und der andre seine Niedrigkeit niemals aus den Augen verlieren. — Ueberdies bildet sich durch die lange Absonderung auch endlich ein Unterschied in dem, was man Anstand und Sitten nennt, in der Art sich zu betragen und auszudrücken. So willkürlich auch diese Begriffe bald an die eine, bald an die entgegenge setzte Art etwas zu thun und zu sagen verknüpft werden, so sind sie doch das erste, wornach wir den Vorzug und die Verdienste des Menschen messen: und dies also setzt endlich die vorher schwankende und oft niedrigergerissene Grenze zwischen Leuten von Stände und gemeinen Leuten fest, und hebt alle Möglichkeit zur Wiedervereinigung auf. Beiläufig zu sagen: die Begriffe und die Gesinnungen des gemeinen Mannes sind bei weitem nicht so sehr von denen der feinern Welt unterschieden, als die Verschiedenheit des Ausdrucks vermuthen läßt. Es gehört aber, auch selbst für den denkenden Mann, etwas dazu, seine eignen Vorstellungen unter einer niedrigen, ihm ungewöhnlichen Bezeichnung wieder zu erkennen. Was gesunder Verstand, natürlicher Scharfsinn und Witz durch Erfahrung gebildet geben kann, das hat der geringere Theil des menschlichen Geschlechts mit dem größern gemein, und oft in einem höhern Grade. Aber die Gewohnheit macht, daß wir dies alles nicht mehr für das halten, was es ist, wenn es uns nicht unter der Gestalt, auf die Art gewendet, mit den Worten gesagt vorkommt, wie wir es zu denken gewohnt sind. Die Vernunft muß ein mehr didaktisches Ansehen erhalten. Manche Beobachtung, die in dem Munde eines gemeinen Tagelöhners verächtlich ist, weil sie sich nur auf etwas Einzelnes und uns Geringscheinendes bezieht, würde, von einem Philosophen gesagt, sobald er sie mit abstrakten und zugleich edlern Worten ausgedrückt, sie allgemein und vielleicht dadurch unrichtiger gemacht hätte, eine Entdeckung scheinen. Und doch ist der Verstand gerade die Kraft, deren Wirkung noch am wenigsten von dem Werkzeuge abhängt, dessen sie sich bedient. Bei den Ideen der übrigen Fähigkeiten können wir oft kaum bis auf den Grund kommen. Wir wissen immer nicht, ist es das Wort oder die Sache, die wir jedesmal witzig und artig und groß nennen. Wenigstens sind es die Falten des Gewandes, durch die wir den Bau des Körpers beurtheilen. Wenn also die Mittheilung der Ideen das einzige Band der Gesellschaft sein kann, sobald der Eigennutz schweigt und die Bedürfnisse befriedigt sind: so gibt es kein solches mehr unter Gliedern einer Nation, die eine sich fremde Sprache reden und von einander weder geliebt, noch hochgeschätzt werden können. Dies alles fällt in den ersten Zeiten weg. Erziehung und Sitten, und



Kenntnisse und Sprache sind noch unter die verschiedenen Stände eines Staats gleich ausgebreitet. Nichts ist durch Verabredung unedel und verächtlich worden. Jedes Ding, jedes Wort macht noch den Eindruck, den es vermöge seiner Natur oder seiner Bedeutung zu machen im Stande ist; nicht den, welchen es bloß von Gelegenheiten und Umständen erborgt. — Also liegt in der That das Gemälde menschlicher Handlungen und Leidenschaften dem Beobachter mehr und in einem größern Umfange vor Augen.

Unsere Schauspiele, unsere Romane, warum sind sie uns jetzt so reizend, oder vielmehr so nothwendig geworden? Zum Theil deswegen, weil sie uns in die menschliche Gesellschaft wieder versetzen, von der wir gewissermaßen ausgeschlossen sind; weil sie uns Menschen von allerlei Ständen, und in weit wichtigern Ausstritten ihres Lebens handelnd und redend zeigen, als wir selbst zu sehen Gelegenheit haben; weil sie uns wieder in die Häuser der Großen führen, zu denen wir keinen Zutritt mehr haben, und uns mit der Vorstellung schmeicheln, daß dort diese Großen uns ähnlicher und weniger über uns erhaben sind, als sie zu sein scheinen, wenn wir bloß die Mauern ihrer Paläste ansehen; weil sie uns in den niedrigsten Klassen, zu denen wir uns aus Vorurtheil und Stolz und angewöhntem Eitel nicht herablassen wollen, eben die Aeußerungen der Natur zeigen, die uns bei uns selbst gefallen. Mit einem Worte, weil sie uns das Vergnügen, unter Menschen und unter Menschen aller Art zu sein, das wir in der Wirklichkeit verloren haben, in der Erdichtung wieder verschaffen; und weil sie daher zugleich den Theil unserer Kenntnisse ergänzen, den wir durch Erfahrung nicht mehr einsammeln können.

Eben aus dieser größern Vereinigung der Menschen folgte eine gewisse allgemeinere Bekanntschaft mit ihren Verrichtungen, besonders zu einer Zeit, wo ein Theil der Bequemlichkeiten, die durch diese Arbeiten verschafft wurden, noch ganz neu, und als ein wichtiges Geschenk für die menschliche Gesellschaft noch hochgeschätzt war. — Die Künste, die Handwerke, die Geschäfte des Ackerbaues, die Arbeiten jedes Standes waren weniger schwer zu erlernen, wurden von dem Theile, der sie nicht trieb, noch nicht verachtet; und machten ein Stück der allgemeinen Kenntniß aus, die sich jeder erwarb, ohne darnach gestrebt zu haben.

Auf diese Art also mußte sich ihr Geist mit mannichfaltigen Begriffen anfüllen, die ihm in der That weit weniger Bemühung, Nachdenken und Anstrengung kosteten, als uns unsere vielleicht eingeschränktern, aber mehr ergründeten Kenntnisse. Das Auge und das Ohr kann in einer kurzen Zeit von unendlich viel Sachen unterrichten. Nachdenken und Lesen hält uns lange bei wenig Gegenständen auf. Aber freilich zeigen uns jene auch nur die Erschei-

nungen, nur das, was uns zunächst und der Empfindung offen liegt, nur das Resultat von dem geheimen Spiele der natürlichen Triebfedern; dahingegen uns diese zugleich daran gewöhnen, den innern Bau der Dinge und die Ursachen von den Begebenheiten zu erforschen. Wir wissen jetzt vielleicht weniger, wie die Dinge aussehn, aber wir wissen besser, was sie sind.

Dieser Unterschied nun in der Mühe oder Leichtigkeit, mit der wir gewisse Ideen bekommen, hat selbst auf die Gestalt dieser Ideen einen großen Einfluß. Wo eine Mühe überwunden werden soll, da müssen wir eine Begierde haben, deren Befriedigung der Beschwerlichkeit der Arbeit werth ist; da müssen wir uns eine Absicht vorsetzen, Mittel wählen; uns selbst zur Anwendung unserer Kraft auffordern; sie, wenn sie ermüdet oder sich von dem Gegenstande verliert, zurückbringen und festhalten; sie in ihren Operationen nach einem Plane leiten; dem natürlichen Fortgange unserer Vorstellungen durch einen künstlichen entgegen arbeiten. Alle Begriffe, die auf diese Art entstehen, sind mehr unser Werk, als das Werk der Dinge, die wir betrachten. Unsere Regeln, unsere vorhergesammelten Begriffe haben immer mehr oder weniger an dem Eindrucke gekünstelt, den die Sachen auf einen völlig noch uneingenommenen Geist machen würden. Selbst das, was wir für reine, lautere Beobachtung halten, ist schon zum Theil aus unserm übrigen Gedankensystem gefolgert. — Ueberdies, je mehr wir uns die Hervorbringung und Zusammensetzung gewisser Gedanken Arbeit kosten lassen: desto mehr sind wir in Gefahr, die nächsten unmittelbarsten Verhältnisse der Begriffe zu übersehen, und dafür entferntere und weit hergesuchte zu wählen. Die einfältige, nackte, einleuchtende Wahrheit, so wie sie sich dem bloß ruhigen Zuschauer der Natur von selbst darbietet, wird von dem zu geschäftig suchenden Geist übergangen, und an ihre Stelle setzt er eine Menge erkünstelter halb falscher Sätze, denen er erst durch den Ausdruck wieder einen Schein von Wahrheit und Ähnlichkeit mit der Sache selbst geben muß.

Das, was wir Anstrengung nennen, besteht nicht sowohl in einem gewissen Maße der angewendeten Kraft, als in der Mühe, dieselbe von den Gegenständen, welche nach den physischen Gesetzen am stärksten auf unsere Sinne oder auf unsere Einbildungskraft wirken würden, abzugeben, und sie auf solche zu richten, mit denen wir nach unserer gegenwärtigen Lage gar nicht oder nur schwach beschäftigt sein würden. Die Ideen können bei einem Schauspiele eben so lebhaft sein, als bei einer Meditation. Die Aufmerksamkeit kann bei dem erstern sogar in einem noch höhern Grade angestrengt sein. Aber in dem erstern Falle lassen wir uns nur beschäftigen; wir sind leidend; die Objecte bieten sich von selbst dar; der Fortgang unserer Vorstellung ist vollkommen mit dem Fortgange der



Veränderungen analogisch, die um uns her vorgehen. In dem andern Falle beschäftigen wir uns selbst. Wir selbst müssen die Gegenstände in uns erst hervorbringen, oder sie unserm Verstande gegenwärtig machen; den Eindruck der andern müssen wir dagegen schwächen oder bei Seite schaffen. Dieser Streit zwischen den Gegenständen, die eben jetzt auf unsere Sinne wirken, oder die unsere gegenwärtige Verfassung uns in's Gemüthe bringt, und zwischen denen, die sich der Verstand zu betrachten vorgesetzt hat; dieser macht eben das Beschwerliche und Ermüdende der Arbeit aus.

Der alte Dichter sah die Natur, ohne zu wissen, daß er diese Betrachtung als seine Bestimmung, oder als das Mittel zu gewissen Absichten zu betrachten hätte. Sie malte sich also in seiner Seele ab, ohne daß er einen einzigen Pinselstrich beigetragen, oder sie in ihrer Zeichnung geleitet hätte. Unsere Dichter, wenn sie die Natur beobachten, thun es schon immer in der Absicht, sie zu schildern, sie wollen sie gerne schön sehen, oder wenigstens so, wie sie sich schön ausdrücken läßt; und dadurch wird das Gemälde ein Gemische von wahren Eindrücken, von bloß eingebildeten Zügen ihrer Einbildungskraft, und von abstrakten Begriffen, die sie durch Unterricht und Ueberlieferung bekommen haben.

Also schon der Weg, die Sachen selbst kennen zu lernen, welche den Stoff der Dichter ausmachen, war bei den Alten und Neuen nicht derselbe. Die Sinne unterrichten den Verstand mehr bei den ersten, und der Verstand die Sinne mehr bei den andern. — Aber um das, was jeder von Begriffen sich gesammelt hat, mitzutheilen: dazu gehören auch noch Bewegungsgründe, und die sind wieder bei beiden verschieden.

In der Kindheit des Menschen und der menschlichen Gesellschaft kannte man die Langeweile nicht; man fühlte keine Bedürfnisse, sich durch seinen Wiß Zeitvertreibe zu verschaffen. Bei allen den Menschen, deren Arbeit in Bewegung besteht, ist Ruhe eine hinlängliche Erholung. — Erst alsdann, als es Beschäftigungen im Kabinett gab, bei denen der Geist sich erschöpfte und der Körper nicht ermüdete, brauchte man Erholungen, die nicht in dem Aufhören der Beschäftigung, sondern in ihrer Abwechselung bestanden; solche, wo nur an die Stelle von der Anwendung der einen Fähigkeit die Anwendung einer andern, an die Stelle von Vorstellungen des Verstandes und des Nachdenkens, sinnliche und imaginative Eindrücke gesetzt wurden. Dazu waren nun anfangs alle die Sachen gut genug, die heftig und lebhaft die Sinne rührten. Nach und nach wollte man nicht so starke, aber mannichfaltigere, mehr abwechselnde Eindrücke haben, solche, bei denen sich noch überdies Ideen von Nichtigkeit und Schönheit antreffen ließen. Der Wiß und die Einbildungskraft wurden zu den Regierern dieser Vergnügungen

bestimmt. Nach einer Menge von Revolutionen in den Dingen, welche die Menschen zu ihren Ergötzungen bestimmten, ist das Bedürfnis, zu lesen, an die Stelle vieler andern gekommen. Dieses Bedürfnis zu befriedigen, setzt sich der Schriftsteller, und am meisten der Dichter, vor. Natürlicher Weise muß er sich also in dem, was er unternimmt, nach der Natur des Bedürfnisses richten, für welches er arbeitet. In der That werden bei uns die Dichter selten anders als zum Vergnügen gelesen, und der Dichter selbst kann sich schwerlich einen andern Endzweck vorsehen. Ist er durch das Vergnügen zugleich nützlich, läßt er den Lesern, deren Zeit er verkürzt, zugleich eine Anzahl nützlicher Wahrheiten und tugendhafter Gesinnungen ein: vortrefflich! wir wissen ihm dafür Dank, unserer Erholung so viel Werth in unsern eigenen Augen gegeben zu haben; — und im Grunde würde es ihm auch ohne irgend einen Einfluß des Nutzens auf unsern Geist, nicht einmal gelingen sein, den Einfluß zu erhalten, uns Vergnügen zu machen. Aber bei dem allen wird er es doch nicht dahin bringen, daß wir uns aus der Lesung der Dichter (wenn wir aus den Jahren der Erziehung heraus, und nicht selbst Dichter oder Kunsttrichter sind), eine eigentliche Arbeit, eine Beschäftigung machten.

Noch eine andere große Verschiedenheit in den Werken der Schriftsteller liegt in dem Unterschiede ihrer Sprache. Oder vielmehr, wenn man bei den Werken einzelner Schriftsteller das, was ihnen, und das, was ihrer Zeit zugehört, zu leicht vermischen kann; so kann man hingegen aus der Vergleichung der Sprachen sicherer die Verschiedenheiten lernen, durch welche die ganzen Nationen und die ganzen Zeitalter sich charakterisiren. Die Sprachen sind für den einzelnen Menschen, der durch die Geburt in eine schon civilisirte Gesellschaft eintritt, eben so viel schon zubereitete Formen, nach welchen er seine Begriffe zu modelliren genöthigt ist, oder unter welchen sie ihm allein bekannt werden. Und da der Verstand die Wörter braucht, nicht bloß andern zu sagen, was er denkt, sondern es sich auch erst selbst deutlich vorzustellen; da die Sprache nicht bloß das Werkzeug der Mittheilung, sondern auch der Bildung der Gedanken ist: so muß der Geist, der in den Werken jeder Nation herrscht, eben so verschieden sein, als das Naturell ihrer Sprache.

Wenn wir die älteste griechische Sprache mit der unsrigen vergleichen: so finden wir, erstlich, was natürlicher Weise bei Menschen sein mußte, die beständig unter dem Anblicke der Natur lebten, und sie also überhaupt genommen besser kannten, als unsere immer eingeschlossene Menschen; wir finden, sage ich, die Sprache, in Absicht der natürlichen Dinge und ihrer sichtbaren Veränderungen, reicher, als die unsrige. Sie hatte für Pflanzen, für Thiere, für die gewöhnlichsten Erscheinungen und Handlungen derselben, und für



die Arbeiten, die der Mensch mit ihnen vornimmt, mehr Namen der allgemeinen Sprache, die bekannt, und an Würde und Deutlichkeit allen andern Wörtern der Sprache gleich waren. Unsere Sprache ist an solchen Wörtern arm. Nicht als ob die Personen, die mit jedem dieser Dinge als mit ihrem Geschäfte umgehen, sie nicht auch zu benennen wüßten. Aber diese Namen sind nur bloß den Leuten dieses Standes und dieser Beschäftigung bekannt. Eben deswegen wechseln sie auch von Provinz zu Provinz, von Stadt zu Stadt ab. Was von den wenigsten gekannt wird, das wird auch keinen allgemeinen festgesetzten Namen haben; oder dieser Name wird unter den besondern Beinamen jedes Orts bald verloren sein. Wenn einmal die Sache aus der Zahl derjenigen weggeschafft ist, die sich alle Glieder einer Nation mitzutheilen haben, so braucht es auch kein Zeichen mehr, woran alle das Ding erkennen. — Wörter haben wir also wohl für alle diese Dinge, aber nur nicht bekannte, nicht edle Wörter.

Liest man den Homer da, wo er Gegenstände für's Gesicht, und besonders Bewegungen beschreibt: so wird man gewahr, daß er für jede kleine Abänderung in der Gestalt der Sache ein besonderes Wort hat, für die wir nur ein gemeinschaftliches, oder Umschreibungen haben. Er kann den Verlauf einer sinnlichen Veränderung, die Abwechselung, welche die Bewegung der Körper in ihrem Anblicke hervorbringt, in ihrer vollständigen Folge auf einander vorstellen. — Wären uns eben die Sachen zu beschreiben gegeben worden: so würde uns unsre jetzige Denkungsart und das Naturell unserer Sprache darauf geführt haben, nur einen einzigen Umstand, den wir für den hauptsächlichsten gehalten hätten, herauszuheben. Wir hätten der Einbildungskraft unserer Leser nur auf die Spur helfen können. Homer zeichnet ihr die Sache vollständig vor.

Man sehe z. B. die Beschreibung eines Sturms beim Homer, *Iliad.* 4 B. v. 421.

„Wie wenn zum hallenden Helsengetöse der Meerestuth,  
Wog' an Woge, sich stürzt, vom Jeseos aufgewühlet;  
Weit auf der Höhe zuerst erhebt sie sich; aber ansehn  
Gegen die Weste zerfällt, laut donnert sie, und um den Vorstrand  
hängt sie krumm aufbrandend, und fernhin speit sie den Salschaum.“

Man vergleiche sie nur mit der Uebersetzung des Pope, oder mit der Beschreibung eines spätern Dichters und man wird den Vorzug der homerischen Sprache im Ausdrucke sichtbarer Erscheinungen gewahr werden. Zuerst gibt er die Sache, die er malen will, nur überhaupt an: „Die Meerestuth stürzt sich“; aber er setzt ein Beiwort hinzu: „Wog' auf Woge“, das der Imagination schon ein sehr zusammengelegtes Bild gibt. Es zeigt das Drängen einer Welle gegen die andre an, die Schnelligkeit, mit der auf jede heran-

rollende und sich zerschlagende Welle eine zweite und eine dritte folgt, die das Auge beinahe mit der ersten vermischt: Pope drückt dies einzige Wort durch zwei Zeilen aus.

Die Wellen fluten neu geordnet an den Strand,  
Die hintre Wog' stürzt auf der vordern sich an's Land.“

Das Wort: „aufgewühlet“ zeigt nicht bloß wie das englische: „The Winds move the Seas“ (die Winde bewegen die Fluten) die Bewegung an, sondern es bestimmt auch die Art der Bewegung; es ist ein innerer Aufruhr, der das Wasser von der Tiefe in die Höhe treibt. Pope scheint dies durch einen andern Vers ausgedrückt zu haben:

„Bis mit des Sturms Anwuchs die Tiefe sich erhebt.“

Bis so weit hat Pope den Homer zwar umschrieben, aber doch ausgedrückt; — aber wo dieser die Beschreibung der auf einander folgenden Gestalten des stürmischen Meeres anfängt, da verläßt ihn sein Uebersetzer gänzlich. Eine allgemeine Redensart gilt für eine Menge bestimmter und malerischer. Erstlich wird das Meer nur noch leicht bewegt, es rührt sich, noch ist die Bewegung mitten im Meere, die Wellen zerschlagen sich gegen einander, keine reicht bis an's Ufer. — Aber der Sturm wächst, die Wellen werden größer, eine treibt die andere fort, die letzte bricht sich schon mit großem Geräusch am Lande. Der Sturm erreicht seine größte Höhe, die Wellen thürmen sich bei den Vorgebirgen, wo sie weniger Raum haben, sich auszubreiten, krümmen sich in ihrer größten Erhebung, werfen an ihrer Spitze einen weißen Schaum aus und stürzen wieder zurück. Diese auf einander folgenden Erscheinungen wird schwerlich irgend eine neuere Sprache mit gleicher Genauigkeit und Kürze ausdrücken können.

So werden wir in den meisten Beschreibungen Homers immer den Anblick, den die Sache gewährt, die Art und Weise, wie sie sich dem Auge darstellt, genau angegeben finden. Wenn wir bloß sagen, er hat ihn mit seinem Schwerte durchbohrt, so sagt er:

— — — „Daß ihm die Spitze,  
Vorn die Blase durchbohrend, am Schambein wieder hervordrang.“

Der Spieß ging durch, er kam vorne wieder hervor: die Spitze war auf der entgegenstehenden Seite von der, wo er sie eingestoßen hatte.

Wenn er das Schwärmen der Bienen beschreibt, so zeigt er uns alles, was das Auge dabei vorzüglich rührt; erst das unaufhörliche Hervorkommen eines Schwarms nach dem andern aus dem Stode; dann die zusammengedrängten Truppe, die nur einen Körper auszumachen scheinen; dann die Zertheilung und die mannichfaltigen Richtungen dieser Haufen (*Ilias* 2, 87):



Wie wenn Schaaren der Bienen dahersiehn, dichtes Gewimmel,  
Aus dem gehöhlten Feld in beständigem Schwarm sich erneuen;  
Sekt in Trauben gedrängt umliegen sie Blumen des Reizes;  
Andere hier unzählbar entflohen sie, andere dorthin."

Singegen sind wir in Namen abstrakter Begriffe und in Ausdrücken für die Verhältnisse derselben reicher. Wir haben erstlich weit mehr Abstrakta gemacht, mehr Kräfte der Dinge, mehrere ihrer gemeinschaftlichen Eigenschaften, mehrere Beziehungen derselben auf einander wahrgenommen, und also auch benannt. Besonders haben wir in den Fähigkeiten und Operationen des Geistes eine Menge Unterschiede durch eigene Wörter kenntlich gemacht, die bei den Alten sich unter einem gemeinschaftlichen Namen vermischten. Ueberdies haben wir Wörter, die diese abstrakten Begriffe geradezu ausdrücken; die den Verstand unmittelbar darauf führen, und ohne erst den Umweg durch ein gewisses Bild zu nehmen, aus dem jeder sich den hiehergehörigen Theil selbst aussuchen muß. Es sind zwar in allen Sprachen die Wörter für die Dinge aus der unsichtbaren und geistigen Welt, ihrem Ursprunge nach Metaphern. Aber dieser Ursprung ist bei uns vergessen, die Metapher wird nicht mehr bemerkt. Bei den Alten war eben diese Metapher das einzige Mittel, sich den Begriff entweder selbst zu bilden, oder ihn andern verständlich zu machen. Die Etymologie erhält bei uns noch die Denkmäler dieses Ueberganges von den sichtbaren Gegenständen zu den abstrakten. Aber der Sprachgebrauch läßt uns nicht mehr an die ersten gedenken. — Ursprünglich konnte man sich den Begriff eines Worts anders nicht aufklären, als indem man entweder das Ding selbst, oder sonst etwas zeigte, das dem Dinge ähnlich war. Im letztern Falle mußten die Vergleichungsstücke, die die Merkmale des Begriffs aus machten, nothwendig nach der verschiedenen Fähigkeit oder Aufmerksamkeit dessen, der die Vergleichung anstellte, verschieden sein; und der Begriff war daher schwankend und wurde auf sehr ungleichartige Gegenstände angewandt. Jetzt kommen wir freilich ebenfalls zuletzt zu diesem einzigen Hülfsmittel; aber nur erst nach einem längern Umwege. Wir erhalten die Idee eines abstrakten Wortes, indem wir es in eine ganze Menge anderer verwandeln, die konkreter und von den sinnlichen Begriffen so zu sagen weniger entfernt sind. So lösen wir immerfort Wörter in Redensarten auf, bis wir endlich auf solche kommen, die nicht anders als durch die Gegenwart des Objekts oder durch eine Metapher klar werden können; diese Verwandlung heißen wir Erklären. Wir werden also den Ursprung unsrer abstrakten Ideen aus den sinnlichen weniger gewahr, weil wir erst nach einer Succession von andern abstrakten Ideen darauf zurückkommen; und gemeiniglich diese Kette nicht bis so weit fortführen. In der ältesten Sprache war dieser Ursprung gleich unmittelbar bei jedem Worte sichtbar.

Ein Bild für das Auge oder Ohr war das nächste Glied, an welches der allgemeine Begriff geknüpft war.

Drittens. Die älteste Sprache ist malerischer als die unsrige; malerischer in einer doppelten Bedeutung. Erstlich: weil sie noch weniger zusammengesetzte Ideen ausdrückte, so hatte sie auch noch weniger abgeleitete, und mehr Stammwörter; diese Stammwörter, je näher sie ihrem Ursprunge sind, je weniger sie noch an den ersten Tönen geändert haben, welche die Menschen bei Erblickung eines gewissen Gegenstandes ausstießen, und die sie nachher brauchten, um ihn andern wieder eingedenk zu machen: desto mehr kommen sie mit der Sache selbst im Tone oder Accent überein. Das Malen der Gegenstände für's Ohr ist bei einer solchen Sprache weniger die Absicht des Dichters und das Werk seiner Kunst, als eine natürliche Wirkung der Wörter und Ausdrücke, welche die einzigen waren, die er wählen konnte. Zweitens: jedes Wort, das den sinnlichen Anblick der Sache unmittelbar in der Einbildungskraft rege macht, und zu dessen Bezeichnung nur ganz allein bestimmt ist, malt die Sache, in sofern die Erweckung des Bildes in der Imagination die erste und die einzige Wirkung ist, die es thut. Es gibt in jeder Sprache Wörter, die von einer Sache oder Handlung gerade nur den sinnlichsten Theil ausdrücken, und denselben so gerade zu, so ohne allen Nebenbegriff vorstellen, daß man an nichts als an diesen sinnlichen Anblick der Sache denken kann. Andre hingegen drücken mehr eine innre Beschaffenheit und Einrichtung des Dinges aus, oder stellen es zugleich mit gewissen Nebenzügen vor, die den Eindruck des bloß sinnlichen Bildes schwächen, und die Idee mehr intellektuell machen. Starr ansehen und begaffen, etwas befühlen und betasten, sagt einerlei; aber das erste drückt mehr die Handlung, und das andre mehr die körperliche Bewegung aus, die dabei vorgeht. Die alten Sprachen hatten einen Ueberfluß von der ersten Gattung von Wörtern und Redensarten. Die unsrigen haben auch noch einige. Aber fast die meisten derselben sind in dem Munde des Böbels. Es gibt bei uns eine Menge solcher niedrig gewordener Ausdrücke, die kein Mann von guter Lebensart, und noch weniger ein Schriftsteller brauchen darf, und die doch die Sache weit sinnlicher bezeichnen, sie, so zu sagen, weit mehr vor Augen stellen, als die edlern Ausdrücke.

Von allen diesen Verschiedenheiten nun in den Sachen, welche gekannt wurden, in der Methode sie zu erlernen, in den Werkzeugen sie auszudrücken, was mußten davon die Folgen in Absicht der Werke selbst sein, die das Genie aus diesem Stoffe und in einer solchen Sprache hervorbrachte?

Erstlich muß in den alten Schriftstellern nothwendig mehr Originelles sein. Wir nennen original, was seine nächste und



unmittelbare Ursache in dem Dinge selbst hat, an welchem es erscheint. Diejenigen Gedanken sind original, die dem Menschen, der sie hat, ganz eigen, aus der individuellen Natur seines Geistes und seiner Verfassung entsprungen sind, und die eben deswegen von keinem andern eben so gedacht werden können.

Jeder Mensch hat seine eigenthümliche Form des Geistes, so wie seine Gestalt. Er ist anders organisiert als die übrigen; die Gegenstände bringen in seinen Werkzeugen durch dieselbige Einwirkung doch andre Bewegungen hervor, und malen sich in seiner Seele mit andern Schattirungen ab. Er hat eine andre Anlage seiner Fähigkeiten, und richtet also seine größte Aufmerksamkeit auf andre Gegenstände, oder auf andre Theile derselben. Die Reihe der Dinge selbst, die er sieht, und die Ordnung, in welcher er sieht, ist verschieden; und seine neuen Erfahrungen finden also bei ihm eine andre Grundlage vorher eingesammelter Begriffe, als bei jedem andern. Er hat andre Veranlassungen, sich an seine gemachten Erfahrungen zu erinnern. Also bleiben bei ihm gewisse Ideen haften, die den übrigen entziehen, weil gerade nur er den Anstoß gehabt hat, sie so oft als nöthig war, zu erneuern. Dafür werden andre ihm dunkel, auf die ihn seine Umstände nicht oft genug wieder zurückgeführt haben. Er hat andre Neigungen, und daher auch andre Bedürfnisse, die Sachen kennen zu lernen. Er hat endlich andre Beispiele vor sich; und hat seine einzelnen Begriffe auf eine andre Art zusammengesetzt. In allen den Ideen, die der Geist aus solchen Operationen selbst hervorbringt, die er aus seinen eignen Erfahrungen, durch seine eigne Art von Abstraktion schöpft, muß jeder Mensch etwas Eigenthümliches, oder mit einem andern Worte etwas Originelles haben. Wir geben aber den Gedanken desselben diesen Namen nur alsdann, wenn die Unterschiede merklicher, und die Gedanken selbst von Wichtigkeit sind.

Also nur in denjenigen Begriffen eigentlich kann es eine vollkommene Uebereinstimmung unter mehreren Menschen geben, die sie sich einander, schon unter einer abstrakten Form mit Wörtern ausgedrückt, überliefert haben. Diese Wörter und Ausdrücke sind in unsrer jetzigen Welt für die Bedürfnisse und die Güter des Geistes, das heißt für die Ideen, ungefähr eben das geworden, was das Geld in Absicht der äußern Güter und Bedürfnisse ist; eine Art von konventionellen Zeichen, die man im gesellschaftlichen Verkehr an die Stelle der Sache selbst setzt, gibt und empfängt, nicht weil sie selbst das sind, was man begehrt oder mittheilen will, sondern weil man voraussetzt, daß jeder sich bei Gelegenheit den wirklichen Werth des Dinges, den sie vorstellen, dafür eintauschen könne. Diese Wörter ruhen eben so oft ungebraucht in dem Gedächtnisse des Gelehrten, als das Geld im Kasten des Reichen, und

befriedigen ihre Besitzer nur mit der bloßen Möglichkeit, sich die Vorstellungen oder die Vergnügungen zu verschaffen, deren Symbole sie sind. Mit beiden lassen wir unsre Kinder lange vor der Zeit spielen, ehe sie begreifen können, wozu das eine angewendet werden könne, und was die andern bedeuten.

Nämlich eine solche allgemeine Idee, die Jemand aus seinen eignen Beobachtungen noch nicht gefunden hat, muß, wenn sie bei ihm eine wirkliche Idee werden soll, erst mit den Erfahrungen zusammengehalten, und aus denselben so zu sagen aufgeklärt und bestätigt werden. Sie ist alsdann eine Art von Wegweiserin, die ihm bei dem vorkommenden Falle anzeigt, worauf er zu sehen habe: und wenn er nun das Ding oder die Seite desselben auffindet, von welchem andre zuerst diesen Begriff genommen haben; wenn er unter den Factis, die ihm vorkommen, das Muster entdeckt, wovon die Wahrheit, die er zuvor den Worten nach gesagt hatte, der Ausdruck sein soll; dann ist es erst wahrhaftig sein Begriff, und sein Verstand weiß, was die Worte sagen wollen. Aber die nach dieser Methode aufgeklärte Vorstellung hat weit weniger die unterscheidende Form seines Geistes, weil der Verstand dabei weniger frei zu Werke gegangen, weil die Aufmerksamkeit schon immer von der vorhergesagten wörtlichen Idee geleitet worden, weil die Arbeit des Geistes mehr darauf gerichtet gewesen ist, die Dinge so anzusehen, sie sich so vorzustellen, wie es mit der Beobachtung und der Meinung der übrigen übereinstimmte, als die Sache in ihrem ganzen Umfange und nach der sämmtlichen Summe der Eindrücke, die sie auf ihn zu machen fähig war, kennen zu lernen.

Nun ist klar, daß in dem ältesten Zustande der Ideen mehr als jetzt gewesen sein müssen, die jeder Mensch für sich aus seinen eignen Empfindungen, so gut er konnte, herleitete; und daß hingegen in dem unsrigen, die überlieferten und mit gewissen Wörtern bezeichneten Ideen die Oberhand haben, solche, die nur umgetauscht, nicht von dem Geiste selbst hervorgebracht und geprägt werden. In jenem erwuchs der Mensch ohne viel Unterricht. Aber desto mehr Gelegenheit, Mühe und Aufforderung hatte er, seine Sinne zu brauchen. Was hernach sein Verstand mit den dergestalt gesammelten Ideen anfangen sollte: das hing noch weit weniger von der Zeitung und dem Beispiele anderer, als von dem natürlichen Hange und den freiwilligen Bewegungen eines jeden ab. Was jeder von der Natur oder vom Menschen kannte, das hatte er selbst an ihr gesehen. So oft er davon redete, so stand vor seiner Einbildungskraft wieder die Person, der Vorfall, die Begebenheit, an der er zuerst diese Beschaffenheit oder dieses Verhältniß wahrgenommen hatte. Bei ihnen hatte, nach des Protagoras System, noch jeder Mensch seine eigene Wahrheit. — Bei uns hingegen kommt der



Unterricht den Sinnen lange zuvor. Wie viel Namen sind nicht in dem Munde unsrer Kinder und Erwachsenen, ehe sie die Objekte gesehen haben; und die sie zum Theil niemals recht sehen. Wie viel Ausdrücke von Eigenschaften und Verhältnissen der sichtbaren und moralischen Welt brauchen wir nicht, ehe wir jemals durch unsre eignen Umstände sind veranlaßt worden, diese Verhältnisse kennen zu lernen, und ehe uns die Verknüpfungen der Dinge vorgekommen sind, bei welchen allein dieselben sich haben entdecken lassen. Wie viel allgemeine Sätze und Sentenzen, und Regeln und Sittensprüche, können wir nicht schon auswendig, ehe wir noch den kleinsten Theil der vorläufigen Ideen haben, an deren Kette jene erst das letzte Glied sein sollten. Unsre Ammen und unsre Lehrmeister bringen uns eine Menge solcher präsumptiver Kenntnisse durch Wörter und Formeln bei, von denen wir vor der Hand nur so viel wissen, daß etwas dabei gedacht werden soll, und von andern gedacht worden ist: die wir aber erst hinterdrein, und oft sehr spät, mit wahren Gedanken ausfüllen können. Wir hören und reden schon viel von menschlichen Handlungen und Tugenden und Fehlern, ehe wir noch einen Menschen mit Aufmerksamkeit haben handeln gesehen. Je mehr also die natürliche Ordnung unsrer Aufklärung umgekehrt wird; je mehr wörtliche abstrakte Ideen vor den sinnlichen und Erfahrungsideen vorhergehen, je mehr der Beobachtungsgeist dem System nachfolgt, und dasselbe nur zu bestätigen sucht: desto mehr Gleichheit unter den Begriffen mehrerer, die jetzt bloß den gemeinschaftlichen Theil ihrer Fähigkeiten und nach einerlei Vorschrift geübt, und den eigenthümlichen vernachlässigt haben; desto weniger Originelles also.

Und so finden wir's auch in der That, wenn wir die Werke der Alten und Neuern ansehen. Muß es nicht einen etwas denkenden Menschen wundern, wenn er hört, daß alle die vornehmsten Gattungen der Dichtkunst, die, welche noch bis auf den heutigen Tag den ganzen Umfang menschlicher Werke in dieser Art zu umfassen scheinen, gerade zu der Zeit sind erfunden und festgesetzt worden, da man am wenigsten über die Natur dieser Gattungen, und über die Verschiedenheiten, deren dieselben fähig wären, nachdenken konnte? Ist es nicht augenscheinlich, daß diese verschiedenen Dichtungsarten nur so viel verschiedene Gestalten waren, welche die Begriffe in dem Kopfe der ersten Schriftsteller annahmen? Daß die Klassifikation derselben, die wir jetzt als nothwendig ansehen, zum Theil von dem zufälligen Umstande abhing, daß gerade solche und solche Genies die ersten waren, welche die Aufmerksamkeit der Nationen auf sich zogen? Der erste poetische Erzähler alter Geschichte, und der, welcher in der Ode die Empfindungen bloß aus den Thatfachen herauszog, und diese als eine Art gröbern Stoffs liegen ließ, und der, welcher die Begebenheiten vor den Augen seiner Zuschauer

vorgehen ließ: waren das Leute, welche bemerkt hatten, wie vielerlei Formen die Vorstellung einerlei Sachen annehmen könnte? Oder geriethen sie nicht vielmehr darauf, weil sie nach keinem Muster gebildet, sich bloß den Bewegungen ihres eignen Geistes überließen; und also durch die größre Leichtigkeit, die sie fanden, sich die Sachen auf die eine als auf die andre Art vorzustellen, getrieben wurden, diese zu wählen? Sobald aber die ersten Schriftsteller einen Grad von Ansehen und Ruf erhalten hatten: so wurde nunmehr die natürliche Wirklichkeit der nachfolgenden gestört. Jedermann war auf diese Werke aufmerksam, und machte sich mit denselben bekannt. Eine neue Laufbahn zur Ehre und zur Achtung war geöffnet. Am Ende derselben sah man diese Männer angelangt. Jedermann setzte sich also nunmehr in Bewegung: nicht mehr dahin, wohin er selbst natürlicher Weise ohne Wegweiser gegangen sein würde, sondern dahin, wo er sahe, daß andre vor ihm glücklich gewesen waren. Endlich kam die Philosophie, die immer Gründe findet, warum das Ding, das auf die eine Art geschehen ist, nur auf diese einzige Art geschehen konnte; theilte die Dichtkunst *a priori* in so viel Klassen, als der Zufall und die Natur der ersten Dichter verschiedene Werke hervorgebracht hatten, und schränkte nun vollends die Freiheit der folgenden Schriftsteller durch den Schein von Vollständigkeit ein, den sie dieser Klassifikation gab.

So haben bei allen Arten der Erfindungen die besondern Umstände, die Talente und der Geschmack der ersten Person, die durch dieselbe bekannt worden ist, entschieden, nach welchen Regeln alle künftige arbeiten sollten. Die erste Entdeckung eines neuen Werks zum Nutzen oder zur Bequemlichkeit der Gesellschaft, ist ein Werk des Zufalls, das heißt eines Zusammenflusses von Ursachen, die wir nicht auseinandersehen können. Sobald der Mensch die Früchte derselben genießt: so gibt ihm seine Trägheit so viel Anhänglichkeit an die Form, unter welcher er die Sache zuerst gesehen hat, daß nun gar nicht mehr davon die Rede ist, ob nicht vielleicht, wenn noch nichts erfunden wäre, sein eigner Verstand ihn auf einem andern Wege zu demselben Ziele würde geführt haben. Eine zweite Erfindung kostet oft mehr als die erste, weil man, außer der Schwierigkeit der Unternehmung selbst, noch zugleich den Hang der Nachahmung überwinden muß.

In der That, ist es wohl begreiflich, daß die Empfindungen des Menschen in Versen oder in Prose sich auf nicht mehr als vier oder fünferlei Arten sollten mittheilen lassen; daß es entweder eine Erzählung mit Götter- und Heldengeschichten, und Wundern, und Erscheinungen; oder eine dialogische Vorstellung, und zwar diese, wenn sie traurig ist, zwischen Königen und Fürsten, und wenn sie lustig ist, zwischen Bürgern und Bedienten; oder daß es ein Gesang,



und in diesem alsdann nur Empfindungen mit Enthusiasmus und Unordnung; oder daß es endlich eine Fabel sein müsse, wenn etwas ein Gedicht sein soll? Man stelle sich einmal vor, unser Klima wäre zuerst bevölkert, unsre Nation zuerst civilisirt, unsre Sprache zuerst ausgebildet worden. Unsre Religion, unsre Geschichte, unsre Naturkenntnisse, unsre Regierungsformen wären die ältesten gewesen. Hätte sich wohl auch ein einziges Stück der alten Dichtkunst so vorstellen lassen, wie es jetzt ist? Hätte wohl irgend ein Mensch an Epopeen und Oden und Schauspiele nach Art der Alten denken können? Würden wir wohl, wenn wir von der ganzen Natur und dem menschlichen Geschlechte nichts weiter gewußt hätten, als was wir jetzt wirklich vor Augen haben, alle die Einrichtungen abgerechnet, die schon den Geist der alten Zeit in die unsrige verpflanzen; würden wir wohl auf viele von den Regeln gekommen sein, die jetzt die klassischen Schriftsteller der Neuern beobachten?

Man sehe nur, wie genau die ganzen Formen unsrer poetischen Werke zu der Lage und Verfassung und Geschichte von Griechenland, und wie wenig sie zu der unsrigen passen. Bei jener machen sie einen Stein des ganzen Gebäudes aus, bei uns sind sie ein angeflückter Zierrath. Ihre Epopee enthielt ihre älteste Geschichte, den Ursprung ihrer Städte und ihrer großen Geschlechter. Was der Dichter dort in eine zusammenhängende Erzählung brachte, das hörte stückweise schon das Kind an der Brust seiner Mutter, das besang der Jüngling an den Festen der Götter und Helden, davon redete der Sachwalter vor Gerichte, der Patriot im Rathe, der Heerführer im Felde. Ihre Oden, ihre Schauspiele, der Stoff und die Form derselben, waren in die besondern Ceremonien ihres Gottesdienstes, oder in die besondern Feierlichkeiten ihrer Zusammenkünfte, oder in die Verfassungen ihrer Regierungsformen so eingewebt, daß sie nur unter diesen auf alle Weise ihre Veranlassung, ihre Beziehung, ihre volle Wirkung hatten.

Der Glanz, den ein berühmt gewordener Dichter oder Redner von sich wirft, blendet ohne Zweifel seine unmittelbaren Nachfolger am meisten, und die Nachahmungssucht ist in der That niemals ausschweifender und slavischer, als gleich nach der Epoche der Erfinder. So war es in Griechenland, so in Rom, so in Italien zu den Zeiten Petrarch's. Die ersten Dichter wurden von den nächsten Jahrhunderten nicht bloß als Originale angesehen, die man aus freier Hand nachzeichnen wollte, sondern als Modelle, in welche man sein Werk bis auf die kleinsten Fugen passen mußte. — Nach und nach, da die Anzahl der aufgeklärten Völker, unter denen es Dichter gibt, größer geworden, haben sich auch die Originale vermehrt: die Verehrung hat sich getheilt, die Philosophie hat uns Möglichkeiten gewiesen, wo wir auch noch keine Beispiele haben, und

wir, die wir jetzt so spät kommen, haben eben dadurch, daß uns so viele Muster zum Nachahmen überliefert worden, den Vortheil erlangt, daß es uns leichter wird, mitten unter der Nachahmung noch etwas von dem eignen unsers Kopfes und Herzens zu behalten.

So erhält der menschliche Geist in seinem weitesten Fortgange auf einige Art das Recht wieder, was er bei seinen frühesten Versuchen gehabt hatte. Die ersten Genies waren Originale gewissermaßen aus Nothwendigkeit. Was hätten sie anders sein sollen, da sie die ersten waren? Die nachfolgenden waren viele Jahrhunderte durch, aus Trägheit und aus Bewunderung, ihre Nachahmer. Dieser Einfluß würde vielleicht nicht so lange und so mercklich fortgedauert haben, wenn nicht Zwischenzeiten von Unwissenheit und Barbarei den menschlichen Geist auf seiner Laufbahn aufgehalten oder ihn beinahe wieder ganz bis an die Schranken zurückgebracht hätten. Und wäre es nur noch reine einfältige Unwissenheit, ein Mangel aller Kultur gewesen: so hätte sie wenigstens die Freiheit des Menschen in den Operationen seiner Sinne und seines Verstandes wieder herstellen können. Die Gesellschaft und die Wissenschaften hätten alsdann ihre Reise wieder von vorne angefangen; und nach einer Reihe ähnlicher Revolutionen wären unsre Homere oder Solons doch auch erschienen. Aber so waren es Jahrhunderte einer verkehrten umgestalteten Gelehrsamkeit. Die Anhänglichkeit für das Alterthum dauerte fort, aber man kannte und verstand dieses Alterthum nicht mehr. Als man sich nun aus dieser Dunkelheit hervorarbeitete; so hatte man die alten Muster noch immer im Gesichte. Die Erhabenheit derselben über alles, was in den spätern Jahrhunderten oder von andern Nationen war hervorgebracht worden, war augenscheinlich. Die Hochachtung für sie mußte ohne Grenzen sein. Die Schwierigkeit, die es kostete, sie zu finden und zu ergänzen, und die Arbeit, die man sich machte, sie zu erklären, waren sehr geschickt, diese Hochachtung noch höher zu treiben. Nach und nach ist dieses Studium durch die Menge der schon vorhandenen Hilfsmittel weniger schwer, und nach eben dem Maße weniger eifrig geworden. Der Mann von Genie hat auch bei der Lesung der Alten doch noch einige Mühe übrig behalten, an seinen eignen Ideen zu arbeiten. — Die Philosophie hat endlich ihr Licht auch an diese Gegenstände gebracht. Sie hat uns die Regeln, die ihren Grund in dem Beständigen der menschlichen Natur haben, von denen unterscheiden gelehrt, die aus dem veränderlichen Zustande derselben fließen.

Alles das zusammengekommen hat zwar nicht unsrer Literatur die Grundzüge nehmen können, die von der alten griechischen und römischen in ihr liegen: aber es hat doch wenigstens die Gestalten und Farben derselben geändert.



Eben diese Philosophie ist es, welche unsre Schriftsteller noch zu Originalen, wenigstens in einzelnen Theilen ihrer Werke, machen kann.

Nämlich derjenige Theil der Dinge, welcher der Empfindung nicht unmittelbar offen liegt, der erst durch eine Reihe von Beobachtungen und Schlüssen aus ihnen gefunden werden muß, wird da genauer erkannt, wo nicht jeder Mensch mit seinen Erkenntnissen immer von vorne anfangen, und alle die ersten einfachsten Erfahrungen wieder durchwandern muß, sondern wo er bei seinem Eintritt in die Gesellschaft das Resultat von den Erfahrungen seiner Vorfahren concentrirt erhält, und von diesen nunmehr ausgehen kann. Die ältesten Menschen spannen sich, so zu sagen, den ganzen Faden ihrer Ideen selbst: sie kannten ihn deswegen genau, er war völlig ihre, aber weit fortgesetzt war er nicht. Jetzt bekommt jeder Mensch durch Ueberlieferung und Unterricht schon ein ganzes Gewebe von Ideen in die Hand, das er selbst noch nicht übersehen kann, das er indeß als einen unbekannten Schatz verwahrt, bis er es nach und nach bei Gelegenheit auseinander wickelt. — Und alsdann erst, wenn er damit fertig ist, dasjenige, was er von fremden Gedanken bekommen hatte, in seine eignen zu verwandeln: alsdann erst kann er nun anfangen, umherzugehen und sich selbst Gegenstände für seine eigne Bearbeitung aufzusuchen.

Zu denjenigen Dingen, deren Kenntniß nicht blos Empfindung, sondern auch Zergliederung des Empfundnen verlangt, gehört die Entstehung und die Abwechselung der Begierden; aber noch weit mehr die Art der Erzeugung und der Entwicklung der Ideen selbst, der Mechanismus, nach welchem die Seele bei ihren Operationen verfährt, die Triebwerke und die Gesetze ihrer Bewegungen. Diese müssen wir also von Rechtswegen besser kennen, als die Alten. Hingegen die Aeußerungen derselben, die Geberdensprache, die von der Leidenschaft unwillkürlich ausgestoßenen Worte; alles, was vom innern Menschen merklich in den äußern übergeht: das konnten sie so gut wissen wie wir, denn es gehören nur Augen und Aufmerksamkeit dazu; ja sie bemerkten es vielleicht besser, eben weil sie nichts weiter zu bemerken hatten. Daraus entspringen zwei Unterschiede zwischen unsern Dichtern und den ihrigen. Erstlich: jene zeigen uns mehr das Innere, diese mehr das Aeußere der menschlichen Handlungen. Unsre Dichter sind schon eine Art Metaphysiker, und müssen es fast für uns sein. Sie zergliedern die Empfindung, die der Alte ganz einfach durch ein Wort ausgedrückt hätte, in die Summe der einzelnen Bewegungen, aus denen sie sich erklären läßt. Sie sagen uns nicht blos die Gedanken, die der wirklich hatte, welcher in der vorgestellten Verfassung war; sondern auch die, welche blos dunkel in seiner Seele zum Grunde lagen, und in

der Leidenschaft sich äußerten, ohne von dem Verstande bemerkt zu werden. Sie sondern in dem Gemälde der menschlichen Seele die Züge, die in Eins verlaufen waren, von einander ab, und lassen die geheimern kleinern Triebfedern einzeln vor unsern Augen spielen, welche die Natur uns nicht anders als in ihrer vereinigten Wirkung zeigt. Der Alte hingegen nennt das Phänomen so im Ganzen, wie wir es sehen, beschreibt und erklärt nichts; ist genau, reich, umständlich, wenn er die Wirkungen erzählt; unbestimmt, arm, kurz, wenn er ihre Ursachen angibt. Zweitens: wenn unsre Dichter originell sein sollen: so können sie es nicht anders sein, als durch neue Entdeckungen in diesem Theile der Natur. Der andre Theil ist erschöpft, oder für uns zerstreute Zuschauer weniger sichtbar. Und so sind auch diejenigen originell geworden, welchen wir zu unsern Zeiten dieses Verdienst zugestanden haben. Sie haben irgend eine neue Klasse der Empfindungen wahrgenommen, verborgne Unterschiede und Schattirungen sonst ähnlicher Veränderungen der Seele entdeckt, die Begriffe, die in einer zusammengesetzten Vorstellung oder einer Begierde verborgen liegen, richtiger erforscht. Die Alten konnten originell sein, selbst in dem ganz sichtbaren Theile der Natur.

Der Vorzug, den in diesem Stücke unser Jahrhundert vielleicht vor allen übrigen voraus hat, ist augenscheinlich. Man müßte in der That seine eigne Empfindung verleugnen, wenn man sagen wollte, daß man den Menschen von seiner innern Seite, die Philosophie seines Herzens, in den Alten mehr oder nur eben so gut kennen lernte, als in einigen vortrefflichen Werken der Neuern. Vielleicht sind dafür Handlungen und Reden bei jenen genauere Kopien der damaligen Natur, als sie es bei unsern Dichtern von der unsrigen sind. Unsre Imagination bekommt dort vielleicht getreuer Bilder: aber unser Verstand erhält weniger Begriffe, oder weniger Unterschiede unter ähnlichen Begriffen. Unser Herz wird vielleicht heftiger angegriffen; aber die Schläge sind einförmiger, und zielen mehr darauf ab, das Ganze unserer Empfindungen überhaupt in Bewegung zu setzen, als eine jede einzelne Saite derselben besonders zu rühren.

Kein Unterschied zwischen den alten und neuen Dichtern ist sichtbar als der, daß jene mehr Dinge wußten und schilderten, dieser ihre Kenntnisse eingeschränkter, aber tiefer sind.

Es gibt jetzt unter dem Haufen der wißbaren Dinge einen Theil, der, so zu sagen, das gemeinschaftliche Gut aller menschlichen Geister ausmacht, Gegenstände, die allen gleich wichtig, ungefähr gleich bekannt sind, und deren Erlernung die gewöhnliche Art der Übung ist, die jeder seinem Verstande gibt. Andre hingegen sind nur das Eigenthum einer gewissen Gattung von Menschen: die übrigen



kennen sie nicht. Und von der Unwissenheit bis zur Verachtung ist nur noch ein Schritt: — sie nehmen auch keinen Theil daran. Ein solcher Unterschied war in der ersten Epoche weniger sichtbar. Der alte Dichter breitete sich also in der That über den ganzen Umfang der Natur, der Künste und der Geschäfte des Menschen aus. Die Beschreibung eines Wagens, eines Rades, einer Handarbeit, eines Schildes, eines Gebäudes war für ihn beinahe gleich erheblich. Alles war noch neu. Heute zu Tage ist der Dichter in allem, was zu den Arbeiten der niedern Klassen gehört, unwissend; und der Leser in Absicht derselben eitel. Der eine ist nicht im Stande, sie zu beschreiben, und der andre hat kein Interesse, sie kennen zu lernen.

Von wie viel Sachen mußte Homer nicht Kenntnisse haben, von denen unsre heutigen Dichter nichts wissen; eben deswegen nichts wissen, weil sich jetzt so viel davon wissen läßt: aber nur durch Studium und Fleiß, da Homer, zu dessen Zeit jede Klasse der Kenntnisse noch arm war, leicht den ganzen Vorrath einsammeln konnte, ohne selbst recht zu wissen, wie er zu demselben gekommen war. Welcher Dichter weiß jetzt bei uns, wann die Plejaden auf- und untergehen? welcher Wind der angenehmste und welcher der Regenwind sei? welche Tage zur Saat dieser oder jener Frucht taugen? Wer kennt den Bau des Pfluges, des Weberstuhls, des Schiffes, und weiß die Handgriffe, durch die sie gebraucht werden? Wem ist die Beschaffenheit und die Lage aller Städte und Dörfer seines Vaterlandes so gut bekannt, als dem Homer die von Griechenland und Klein-Asien? Wer kennt die Rüstung unsrer Soldaten, ihre Art zu fechten, die Anordnung eines Heeres so gut? Wer ist von den Erdarten, den besondern Produkten, dem Klima jeder Provinz so gut unterrichtet, als Homer, dessen gewöhnlichste Beiwörter davon entlehnt sind? Alles das sind Dinge, die uns entweichen, weil wir unsern starren Blick nur auf Einen oder wenige Gegenstände gerichtet haben, um diese ganz zu durchschauen; da jene ihr freies unangestregtes Auge in der ganzen weiten Welt umher-schweifen, und auf jedem Gegenstande ruhen ließen, der sich durch irgend eine Art von Neuheit oder Sonderbarkeit auszeichnete.

Was insbesondere die Natur außerhalb dem Menschen betrifft; von wie viel Thieren oder Pflanzen können unsre Dichter reden, ohne unverständlich oder niedrig zu werden? Wie viele von den Erscheinungen der todten Natur sind nicht gänzlich aus der Zahl nachahmbarer Objekte bei uns ausgestrichen, weil sie weder recht genau gekannt werden, noch edle Namen haben, noch bei dem Leser diese schon vorläufige Kenntniß der Sache finden, ohne welche die beste Beschreibung für ihn bloße Wörter sind? Andre werden noch in unsre Nachahmungen aufgenommen, aber wir schildern sie nicht nach unsern eignen Beobachtungen, sondern nach Begriffen, die

wir von andern und größtentheils von alten Dichtern überkommen haben. Sehr wenige sehen die Natur so, wie sie innerhalb ihres eignen Gesichtskreises liegt, und wie sie deswegen von einem Bezirke zum andern abwechselte. Den Beschreibungen der Alten sieht man es an, daß sie auf der Stelle sind gemacht worden; alles schüttet sich nur auf ihr Land, ihre Menschen, ihre Geschichte. Selbst jede ihrer Erfindungen hing auf gewisse Weise mit der Wahrheit zusammen. Unsre Erfindungen gehen in die weite Welt hinaus; und sehen dem einen Lande, der einen Epoche so ähnlich wie der andern. Wir richten uns bloß nach den allgemeinen Gesetzen der Natur; sie, weit mehr nach den Verfassungen und Denkmälern ihres Volks.

Aus dem, was wir bisher gesagt haben, wird sich erklären lassen, was die Simplicität heiße, die man den ältesten Schriftstellern, als einen ihnen eignen Charakter zuschreibt, und die, wie man vorgibt, die größte Schwierigkeit für den Uebersetzer derselben in eine unsrer Sprachen ausmacht. Diese Simplicität ist nichts anders, als die zusammengefaßte unentwickelte Empfindung aller der Verschiedenheiten zwischen der Art, wie wir die Sachen sehen und ausdrücken, und zwischen der andern. Ungefähr folgende Stücke sind einige von den Ursachen dieser Empfindung. Sie schildern alle Arten von Gegenständen, seltene und gemeine, bekannte und fremde; wir sind gewohnt, nur gewisse Gegenstände der Beschreibung und Betrachtung werth zu halten. Sie gehn mit ihrer ganzen Absicht niemals weiter, als uns das Bild der Sache, von der sie reden, zu überliefern. Wir brauchen die Begebenheiten, die wir erzählen, die Objekte, die wir schildern, gemeinlich nur als Gelegenheiten, eine Anzahl guter Ideen, die wir in unserm Kopf gesammelt haben, anzubringen. Sie legen niemals in den Ausdruck einen größern Reichtum von Gedanken, als der in dem Gegenstande selbst liegt. Wir haben fast immer noch außer der Absicht, der Imagination des Lesers ein gewisses Bild vorzustellen, die zweite, in seinem Verstande gewisse Betrachtungen zu veranlassen. Sie suchen gering-scheinende Gegenstände, wenn sie ihnen auf ihrem Wege aufstießen, nicht durch seine Nebenzüge, durch veranlaßte Anwendungen derselben, durch bewirkte kleine Verhältnisse mit erheblichen, wichtig zu machen. Bei uns wird der gute Schriftsteller in diesem Falle immer eine Art von Kunstgriff gebrauchen, uns noch an etwas anders denken zu lassen, als was er geradezu sagt. Sie nahmen allen ihren Stoff fast durchgängig aus der Geschichte ihres Landes, und noch dazu aus einer gewissen Epoche derselben; sie erfanden niemals ganz neue Subjekte, sondern setzten höchstens zu den alten einige neue Umstände hinzu; alle ihre Fabeln haben auch deswegen einen gemeinschaftlichen Charakter. Wir haben in den unsrigen mehr Mannich-faltigkeit, weil sie ganz von unsrer Wahl abhängen. Sie suchten



in ihren Gemälden nur Wahrheit, nicht Abwechslung; und wenn deswegen in dem Laufe der Begebenheit dieselbe Sache wieder vorkam: so scheuten sie sich nicht, sie auf dieselbige Art zu sagen. Wir sind mit der Richtigkeit noch nicht zufrieden, oder wir opfern auch wohl einen Theil derselben auf, wenn nur unsre Neugierde unterhalten wird; das immer Veränderte in den Vorstellungen ist für unsre Seelen, deren übrige Triebfedern schon zum Theil abgenutzt sind, ein nothwendiger Reiz geworden, wenn sie uns gefallen sollen. Sie richten sich in der Umständlichkeit ihrer Schilderungen nicht nach der Rangordnung, die unser Stolz oder auch der Mißbrauch gewisser Sachen unter den Gegenständen gemacht hat. Bei uns werden nur wenige ausführlich gezeigt, andre kommen nur berührt wieder, noch andre müssen wir mit einer Decke überziehen, die sie geheimnißreicher und anziehender zugleich machen. Sie fassen in ihrem Ausdrucke alles das in Eins zusammen, was in der Empfindung der Seele nur als einfach vorkommt. Wir sondern das alles von einander ab, und drücken es einzeln aus, was der Verstand Mannichfaltiges in dieser Empfindung wahrnimmt. Ihre Vorstellungen gehen sehr auf das Einzelne, und bestimmen jeden Theil der Sache, wenn ihr Anblick geschildert werden soll; sie halten sich blos an das Allgemeine, und geben nur überhaupt die Gattung an, wenn ihre Kräfte und Gesetze berührt werden. Wir hingegen geben von den sichtbaren Veränderungen nur ungefähre schwankende Bilder, von den geistigen genaue zergliederte Begriffe.

Aus dem Haufen dieser Verschiedenheiten wollen wir noch besonders zweie heraus heben.

Erstlich: alle alten Gedichte der Griechen sind eine Art von Denkmälern, die zwar nicht die genaue Wahrheit und die wirkliche Geschichte enthalten, aber doch etwas ihr Aehnliches überliefern. Alles, was ihre Dichter von ihren Göttern und Helden erzählen, so unwahrscheinlich es auch sein mag, wenn es mit der Natur der Dinge und des Menschen überhaupt verglichen wird, bekommt doch eine Art von Glaubwürdigkeit, wenn man es mit der Natur und der besondern Geschichte des Landes vergleicht. Das System ihrer politischen und gottesdienstlichen Einrichtungen, viele unleugbare Fakta der folgenden Zeiten, viele fortdauernde Spuren der ältesten Periode hängen auf gewisse Weise mit den Fabeln der Dichter zusammen, und scheinen dieselben vorauszusehen. Zwischen der wirklichen und der mythologischen Geschichte war doch ein gewisses Band, das, wenn es nicht der letztern die Glaubwürdigkeit erwarb, ihr wenigstens mehr Interesse gab, und sie ungefähr zu eben dem machte, was unsre Hypothesen in der Naturlehre sind, zu Voraussetzungen, aus denen sich Umstände und Begebenheiten, die wirklich erfolgt sind, erklären lassen. Die Dichtkunst scheint sich bei allen Völkern,

die ihre Ausbildung nicht von andern bekommen haben, ihre Götter und Helden und die ehrwürdigsten Zeiten ihres höchsten Alterthums zugeeignet zu haben. Wie Homer und Sophokles auf den trojanischen Krieg, so kommt David immer auf die Ausführung aus Aegypten und den Untergang der Aegypter zurück.

Nothwendig aber mußte das, was wir zu unsern Zeiten als die Absicht der Dichtkunst ansehen, durch diese eingeschränkte Wahl ihrer Subjekte zum Theil vernichtet, zum Theil in einen bloßen Nebenzwec ver wandelt werden. Die Personen wurden weder gut noch böse von den Dichtern gewählt; sie wurden so genommen, wie sie Jedermann glaubte. Die geheimen Triebfedern der unsichtbar wirkenden Kräfte sprachen den Dichter davon frei, die Bewegungsgründe und Veranlassungen unter den sichtbaren Kräften und in ihren bekannten Gesetzen aufzusuchen. Die Begebenheit im Ganzen ward schon als bekannt und geglaubt vorausgesetzt; es wurde also nicht mehr gefragt, ob sie habe geschehen können: nur das, was nach dieser Voraussetzung in den einzelnen Theilen der Handlung hatte erfolgen können oder müssen, nur das war dem Dichter übriggelassen, nach seiner Kenntniß von Natur und Wahrscheinlichkeit zu bestimmen. Das Principium war die Ueberlieferung, aus diesem durfte nur richtig gefolgert werden. — Die moralischen Zwecke also, Thorheiten zu verspotten, oder Tugenden zu empfehlen, oder Wahrheiten zu lehren, fanden bei Kenten nicht Statt, die nicht einen eignen Stoff bearbeiteten, sondern einen solchen, welcher das Eigenthum der Nation geworden war. — Ihre Fabeln waren eben deswegen einfacher, nicht blos weil sie das Einfache liebten, weil ihr Genie fruchtbarer war, aus sehr wenigen Zufällen eine Menge interessanter Reden und Handlungen herauszuziehen; sondern vornehmlich weil ihnen diese Fabeln so einfach waren überliefert worden, weil es Fabeln waren, die man nicht zum Vergnügen erdichtet hatte, sondern die nach und nach durch unmerkliche Zusätze und Abänderungen aus der ersten Tradition waren gebildet worden. — Ueberhaupt muß alles das, was von einem einzigen Kopfe in der Absicht hervorgebracht wird, zu unterrichten oder zu rühren, einen ganz andern Charakter haben, als was so zu sagen das Resultat von tausend Köpfen, und der Zusammenfluß von Ideen und Meinungen einer noch ganz unkultivirten Nation ist.

Für uns ist dieses Band, das die dichterische Welt mit der wirklichen zusammenhing, zerrissen; die Erdichtungen oder selbst die Geschichten, welche die Dichter bearbeiten, können auf uns keine andere Beziehung haben, als die ihnen zukommen, insofern es menschliche Begebenheiten sind; wir müssen also nothwendig von einer andern Seite den Eindruck verstärken, der ihnen von der einen abgeht. Unser Verstand und unser Herz sind dem Vergnügen ver-



schlossen, das dem Griechen die Thaten seiner ältesten Helden, durch seine ältesten Weisen beschrieben, machen mußten; aber beide stehen immer noch dem Vergnügen offen, das mannichfaltige und lebhaftes Ideen oder gesellschaftliche Neigungen in ihnen erregen kann. Unser Dichter muß nothwendig mehr Absichten sich vorsetzen, als sein Werk unmittelbar ankündigt.

Bei der Bildung unserer neuen Dichtkunst ist ein Streit von entgegengewirkenden Ursachen merklich. Durch die Bewunderung, die man für die Alten hatte, wurde man zu der Nachahmung derselben gezogen, man suchte so viel man konnte, sich in ihre Zeit und Umstände zu versetzen, ihre Denkungsart anzunehmen, und sah die Ähnlichkeit mit ihnen für das höchste Verdienst eines Werks an. Durch die Veränderungen hingegen, welche unterdessen in Sprache und Religion und Wissenschaften und sogar Aberglauben vorgegangen waren, wurde diese Nachahmung zum Theil unmöglich. Man konnte nicht mehr völlig sich in den Gesichtspunkt setzen, aus dem die Alten die Dinge angesehen hatten, oder man kam immer von Zeit zu Zeit wieder zu dem seinigen zurück. So vermischten sich die Farben des Antiken und des Modernen; Begriffe, die ihre Gegenstände nur in jener Zeit hatten, mit einer Ausführung derselben, die nur auf die unsrige paßte.

Und diese Nachahmung mußte nothwendig mehr auf den äußern Bau, auf die Wahl der Verzierungen, auf die Form des Werks gehen, als auf das innere Wesen desselben. Man überliefert uns die Alten als Muster der Vortrefflichkeit, die das Zeugniß aller Jahrhunderte für sich haben. Aber diese Vortrefflichkeit nehmen wir anfangs nur auf Treu und Glauben an, und weit eher, als wir sie durch uns selbst in ihren Werken zu finden im Stande sind. Denn die Sprachen, in denen sie geschrieben sind, erfordern ein langes Studium; und wenige gelangen dazu, sie bis auf den Grad zu kennen, daß das Lesen des Originals auf sie denselben unmittelbaren Eindruck des Vergnügens macht, nach welchem wir ohne weitere Regeln von dem Vorzuge eines Werks urtheilen können. Dasjenige, wovon dieser Eindruck abhängt, liegt in der That bei den Alten wie bei den Neuen weit weniger in dem, was sich durch allgemeine Regeln sagen, erklären und finden läßt, als in der unermessbaren Richtigkeit und Malerei des Ausdrucks; in tausend Kleinigkeiten, die so in das Innere der Sprache verwebt sind, daß nicht der Verstand, sondern nur das Gefühl sie bemerken kann. Man darf sicher aus der Schwierigkeit, die es kostet, sich ein solches Gefühl zu erwerben, und der Menge der Bewunderer, die dem unerachtet die Alten haben, schließen, daß der größte Theil es nur aus einer falschen Scham ist; sie fürchten durch einen öffentlichen

Widerspruch gegen die allgemeine Meinung sich den Verdacht eines üblen Geschmacks oder eines Mangels an Kenntniß zuzuziehen.

Was also von den Alten am meisten nachgeahmt wurde, was sich bei ihnen auf etwas Allgemeines und Deutliches bringen, in Regeln abfassen, in ein System vereinigen ließ; das ist, ihre Geschichte, ihre Maschinen, ihre Metaphern, der Gang ihrer Epopee, ihres Trauerspiels, ihrer Ode, ihre Erklärungen der natürlichen Phänomene, ihre politischen Gesinnungen (z. B. ihre ausschließende Hochachtung für die Tapferkeit, und für die Ehre eines Kriegers), ihre Anzeichen und Prophezeiungen, u. s. w. —

Im Einzelnen hingegen, in der Ausführung behalten die Werke der Neuern, so sehr sie sich auch mit dem Geiste der Alten mögen genährt haben, doch immer das Gepräge eines Jahrhunderts, das immer weniger und weniger sinnlich wird; dessen Imagination sich immer weiter von der bloßen Zusammenfügung von Bildern entfernt, und unter der Aufsicht der Philosophie nur an der Verschönerung allgemeiner Ideen arbeitet. Das System der Alten war rein, einfach, ganz allein durch ihre eigenen Umstände bestimmt; das unsrige ist vermischt, zusammengesetzt, der Abdruck zweier verschiedenen Gestalten des menschlichen Geschlechtes zugleich.

Es ist eine bekannte Anmerkung, daß es sehr wenig schön gesagte Gedanken gibt, die nicht etwas Falsches enthielten, die nicht, um schön zu werden, etwas hätten müssen übertrieben werden. Man muß entweder das in der vollkommensten Allgemeinheit ausdrücken, was nur auf einige Fälle paßt, oder man muß den höchsten Grad nennen, wo nur ein niedrigerer vorhanden ist. Ideen, die nur einige Verschiedenheiten haben, müssen durch die Verbergung ihrer Ähnlichkeiten zu einem vollkommenen Kontraste erhöht; andere, die sich nur in einigen Merkmalen ähnlich sind, zur vollkommenen Uebereinstimmung gebracht werden. Man untersuche einmal die glänzendsten Ideen aus den besten philosophischen Dichtern unsers Jahrhunderts, aus den Philosophen selbst, die aber zugleich schön schreiben wollen, und frage sich, ob die Sache genau immer so sei, wie sie sie vorstellen? ob es nicht oft eben so viel Ausnahmen als Fälle gebe, die unter die Regeln passen? ob nicht etwas von der Wahrheit habe verschwiegen oder verfälscht werden müssen, um die Vorstellung stark und neu zu machen?

Diese vorsätzliche Unwahrheit in den Gedanken, die ihren Ausdruck reizender macht, würde ich zu einem unterscheidenden Charakter der Neuen machen, und hingegen das Mathe und wie es scheint Kraftlose im Ausdrucke, mit einer genauen Wahrheit verbunden, zum Charakter der Alten.

Wenn zum erstenmal ein beobachtender Geist, eine Verbindung der Dinge, eine gewisse Folge von Ursachen und Wirkungen, eine



Ähnlichkeit oder Verschiedenheit unter den Gegenständen, gewisse Regeln in den Operationen des Menschen und der Natur entdeckt hatte: so war die Neuheit dieser Erfindung schon genug, den Ausdruck auffallend und stark zu machen. Ich begreife recht wohl, warum gemeine Gedanken, Sentenzen, die jetzt in dem Munde unsrer Kinder und unsrer Diener sind, in den ersten Zeiten einem Manne den Titel eines Weisen erwerben konnten. Denn in der That solche Gedanken und Sentenzen sind alles, was uns die philosophische Geschichte von den meisten der ersten Weisen aufbehalten hat. Ein solcher Gedanke war von großem Werthe, als er das erstemal aus der Hülle der einzelnen Erfahrungen herausgezogen, und mit allgemeinen Worten noch richtig und bedeutend abgebildet wurde. Es gehörte ein hoher Grad von Scharfsinn dazu, diese ersten Grundsätze, auf die noch durch keine vorhergehenden allgemeinen Begriffe die Seele geführt wurde, der Natur selbst abzulernten. Man denke nur, wie schwer es uns jetzt noch wird, jetzt da wir einen so großen Vorrath von erklärten zergliederten Ideen haben, deren Ausdrücke wir nur auf eine neue Art zusammenzusetzen dürfen, um das Eigenthümliche unsrer eignen Ideen auszudrücken: wie schwer es uns dem unerachtet noch wird, ein Gefühl, das wir ohne Anweisung oder Beispiel, bloß durch die Verbindungen und Umstände unsers eignen Lebens bekommen haben, bis zu der Deutlichkeit zu erhöhen, daß es sich mit Worten verständlich ausdrücken und mittheilen läßt. Und man wird begreifen, welches in der That die Größe eines Geistes sein mußte, der, ohne diese Hülfsmittel, seine Sprache zum erstenmal zu dem Ausdrucke solcher ihm eignen Erfahrungen bringen, und die Form finden mußte, in welchem seine Idee kenntlich blieb. Aber mehr brauchte es auch alsdann nicht, sie vortrefflich zu machen. Bei uns hingegen ist diese erste Anzahl von Ideen schon durch tausend Köpfe gegangen, von allen gedacht, gesagt, und etwas berührt worden. Einen großen Theil davon lernen wir schon an der Brust unsrer Mütter, oder auf dem Arme unsrer Wärterinnen. Unser Umgang, unsre Bücher, alles erfüllt uns mit solchen Grundsätzen und Bemerkungen, und macht uns mit ihnen so bekannt, daß wir sie anfangen geringe zu schätzen. Ihnen also mehr Leben und Stärke in unsrer Seele zu geben, müssen sie durch den Ausdruck erhöht, geschärft, verfeinert werden. Wenn man die Bilder und Ideen seines Kopfes für das Vergnügen eines Fremden zureichten will: so muß man sie dem andern nicht bloß mittheilen, denn er hat die meisten derselben schon, und er würde sie also als ein Geschenk, das man ihm mit seinem Eigenthume machen wollte, verachten: sondern man muß ihm zugleich eine ausgebreitere Nutzbarkeit derselben, einen größern Umfang von Fällen, die er darunter zusammenfassen kann, eine größere Mannichfaltigkeit

von darin verborgenen Vorstellungen zeigen, als er bisher in ihnen wahrgenommen hat. Was man seine Gedanken nennt, sind gemeinlich solche, wo außer der ersten offenbaren und deutlich ausgedrückten Verbindung der Ideen, noch eine andre verstecktere bloß angezeigte, ein Verhältniß derselben unter sich oder mit gewissen Gegenständen gemeint ist. Starke Gedanken sind die, wo mannichfaltige Wirkungen unter eine einzige Ursache, viele Fälle unter eine Regel, viele Ideen unter einen einzigen Ausdruck gebracht werden.

Wir finden einen großen Theil dieser Anmerkungen durch eine Art von Originalen bestätigt, die aus den alten Zeiten zu uns gekommen sind; ich meine die Stücke der alten hebräischen Poesie. Hier sehen wir eine andre Natur, andre Meinungen, andre Begebenheiten, eine andre Verfassung eben so ungehindert auf den Geist des Dichters wirken. In der That sind auch die Werke, die er hervorbringt, eben so originell, eben so seinem Volke und Lande angemessen, als die Werke der Griechen den ihrigen. Nur ist hier die Denkungsart noch antiker; die Einbildungskraft noch geschäftiger, der Bilder noch mehr, der abstrakten Begriffe noch weniger, und diese noch schwankender; die Sprache nicht bloß allegorisch, sondern zum Theil noch hieroglyphisch: noch mehr Feuer und Enthusiasmus in der Beschreibung der sichtbaren Natur; noch weniger Kenntniß des innern Menschen, seiner Fähigkeiten und Neigungen; die Ideen noch alle mehr einzeln, alle gleichsam noch einfache Erschütterungen der Empfindung, ohne bemerkte Verhältnisse; aber alle diese Gegenstände immer in Beziehung auf die Religion; der ganze Stoff der Dichtkunst durch die beständige Verbindung mit einer Gottheit belebt und veredelt; und zwar einer Gottheit nach dem würdigsten Begriffe, den sich je der menschliche Geist von diesem Wesen gemacht hatte.

Auch diese Dichter haben wir nachzuahmen angefangen. Aber wir können uns in der That noch weniger in ihre Zeit und in ihren Geist versetzen. Einmal sind der Denkmäler selbst zu wenig. Nur eine lange und häufige Lektüre kann endlich aus der Menge dunkler verworrener Begriffe, die jedes Stück einzeln von dem Charakter einer solchen alten Zeit zurückläßt, ein klares Ganze machen. Ueberdies wenn Sprache und Verfassung schon zu weit von uns entfernt sind: so geht der Unterschied der Denkungsarten und das Eigenthümliche der Alten bis zum Unverständlichen; wir haben nur ungeschärfte, nur ungewisse Vorstellungen, wo wir von unsern gewöhnlichen zu weit abgehen sollen.

Alles also, was von den Alten und Neuen ist gesagt worden, gibt uns zusammengenommen folgende Charaktere von beiden:

Die Alten waren Originale, weil sie nichts anders als die Natur selbst zum Muster hatten. Diese Natur war ihr Gegen-



stand nach allen ihren Theilen. Sie beobachteten ihre Erscheinungen in den verschiedensten Klassen; kein Theil der Dinge, keine Verrichtung des Menschen war ihnen völlig fremde oder verächtlich. Aber sie kannten auch von der Natur nichts als die Oberfläche, und sorgten für nichts weiter. Ihre Sprache war dazu gemacht, sinnliche Bilder auszudrücken, und ihr Geist hatte wenig andre. Selbst die reinen Ideen des Verstandes erschienen noch unter körperlicher sichtbarer Gestalt. — Ihr Stoff war nicht das Werk ihres Willens, sondern eine Folge ihres Zustandes, und also genau mit ihm übereinstimmend. Das Gefallen war nicht ihre Absicht. Ihre Werke sind die Wirkungen eines sich selbst gelaknen Geistes, der in seinen Operationen nur von der Natur der Dinge und seinem Instinkte geleitet, dieselben durch seine freiwilligen Entwürfe und Absichten in ihrer Richtung verändert.

Die Kueyern können in den meisten Fällen nicht mehr Originale sein, — nicht nur weil schon so viel vor ihnen ist gesagt, schon die ersten sichtbarsten Phänomene der Natur ihnen sind weggenommen worden: sondern vornehmlich, weil sie sich eher mit den Beschreibungen als mit den beschriebenen Gegenständen bekannt machen, und eher die Begriffe von den Dingen als ihre Bilder bekommen. — Die Natur hat den Augen jedes menschlichen Geistes eine eigne Struktur gegeben, damit die Natur sich anders in ihnen abbilden soll. Aber wir verschließen sie, und lassen uns dafür erzählen, was andre vor uns gesehen haben. — Wo wir also noch original sein können, das ist in den feinem Beobachtungen innerer Eigenschaften und Einrichtungen des menschlichen Geistes, der Denkungsart, der Sitten. — Die Gegenstände der Nachahmung sind weit eingeschränkter. Ein Theil ist unbekannt, ein andrer verächtlich geworden. — Aber diese wenigen kennen wir besser, und haben sie mehr durchdrungen. Unfre Sprache ist für abstrakte Begriffe gemacht, und unser Geist hat ihrer weit mehr als Bilder. Wenn Verstandesideen durch Bilder ausgedrückt werden, so ist es nicht mehr Bedürfnis, sondern Zierrath; es ist nicht mehr die einzige, sondern eine uns fremde Art, sie zu denken. — Wir wählen unsern Stoff; unfre eignen Umstände können uns nichts weiter als Bemerkungen des Einzelnen zur Ausführung verschaffen. — Unser Zweck ist das Vergnügen unsrer Leser, und unser Ruhm. — Die Werke unsrer Zeit sind Denkmäler von dem, was der menschliche Geist nach Absicht, mit Bewußtsein und durch sich selbst hervorzubringen im Stande ist.

### Ueber fehlgeschlagene Erwartungen.

Keine Beobachtung wird im menschlichen Leben so häufig und in dem Leben mancher Menschen so unaufhörlich gemacht, als daß Erwartungen fehlgeschlagen: — und zwar die hoffnungsvollen sowohl, als die fürchterlichen. Wenige Güter sind, wenn wir sie erlangen, von so großem Werthe, — wenige Vergnügen so ergötzend, als wir uns beide einbildeten, da wir sie wünschten. Oder verringert auch die Gegenwart der Sache die günstige Vorstellung nicht, welche wir bei der Voraussetzung von ihr hatten, so vermischen sich doch vielleicht mit dem Genuße kleine Unannehmlichkeiten, auf die wir nicht rechneten, als wir sie zum Ziele unsers Bestrebens machten, — Unannehmlichkeiten, die, so geringfügig sie sein mögen, doch wegen ihrer Mannichfaltigkeit oder wegen ihrer Dauer im Stande sind, die frohe Empfindung in dem Besitze weit höherer Güter zu vernichten. Können nicht Fliegen und Mücken den schönsten Sommertag in der anmuthigsten Gegend verdrießlich und, wenn man nicht sehr viel Geduld hat, zuletzt unerträglich machen?

Am öftersten aber erlangen wir das, worauf wir rechneten, gar nicht. Der Lauf unsers Lebens im Großen, der Lauf der Begebenheiten jedes Tages im Kleinen geht, wie der Lauf der Ströme, nirgends gerade, nirgends ununterbrochen auf das Ziel los, welches wir zu erreichen suchen. Ehre, Reichthum oder Ruhe kommt uns selten von der Seite oder in dem Zeitpunkte, wo wir Unwartbarkeit darauf hatten. Und eben so thun wir jeden Tag vergebliche Gänge; finden den Freund, in dessen Umgange wir uns aufzuheitern versprachen, nicht zu Hause, werden auf einer Spazierreise, durch die wir uns erholen wollten, von einem Ungewitter oder einer Kolik überfallen, und bringen von einem Freudenfeste, auf welches wir uns mehre Tage hindurch geschickt gemacht hatten, nur die Erinnerung gehabter langen Weile und eine verdrießliche Laune zurück.

Aber eben so trügen uns unsere traurigen Ahnungen. Es ist schon eine Bemerkung des Horaz, daß wenige Menschen an der Krankheit sterben, die sie im Leben am meisten geängstigt hat. Unfälle, die unser ganzes Glück zu zerstören drohten, gehen oft ohne merklichen Schaden vorüber; andere werden sogar unerwartete Gelegenheiten zu einem größern Wohlstande. Personen oder Sachen werden uns geraubt, deren Verlust uns unübersteiglich scheint; und wir überleben ihn nicht nur recht wohl, sondern wir genießen von diesem Zeitpunkte an einer bessern Gesundheit und



eines größern Trostes. Ich habe Eltern, zärtliche Eltern gekannt, die an einem Tage ihrer schon halb erwachsenen Kinder beraubt wurden, und sich und Andern die unglücklichsten aller Sterblichen schienen, und die doch in der Folge so ruhige und heitere Tage erlebten, als vielleicht die mit der väterlichen und mütterlichen Zärtlichkeit unzertrennlichen Sorgen ihnen nicht würden vergönnt haben. Was bei solchen Vorfällen im Großen geschieht, sehen wir im alltäglichen Leben im Kleinen. In einer Gesellschaft, in welche wir aus Furcht schrecklicher langen Weile missthuldig gingen, werden wir recht wohl unterhalten. Wir treten eine Lustreise mit dem ungünstigsten Anscheine des Himmels an, und genießen auf demselben des angenehmsten Wetters. Wir fürchten einen Streit, einen verdrießlichen Auftritt mit unsern Hausgenossen, den Verweis eines Höhern, und werden mit einer leichten und selbst angenehmen Entwicklung der Sache überrascht.

Woher kommt denn nun diese so oft wiederholte Täuschung menschlicher Voraussetzungen? Gibt es irgend eine Gottheit, die der menschlichen Klugheit spotten will, und sich über die Verlegenheiten belustigt, in welche wir durch die unerwarteten Wendungen unserer Schicksale gerathen? Liegt es an uns, daß wir die Dinge zu schlecht beobachteten, und daher falsch beurtheilten, oder liegt es an den Dingen, daß sie zu unordentlich durch einander laufen, als daß wir irgend eine zuverlässige Regel aus ihrer Beobachtung ziehen könnten?

Ohne Zweifel findet beides unter gewissen Einschränkungen Statt.

Es ist richtig, daß in Absicht dieses Fehlschlagens der Erwartungen ein großer Unterschied zwischen Menschen und Menschen ist. Wir werden einige unaufhörlich darüber klagen hören, indeß sich andere ihres Glücks und des Gelingens ihrer Anschläge rühmen. Mögen die einen vielleicht aus Verdruß oder Zaghaftigkeit die Vorstellungen ihres Unglücks übertreiben; mögen die andern aus Eitelkeit ihr Glück vergrößern: immer wird doch der unbefangene Richter zugestehen, daß in den Schicksalen einiger Menschen eine gewisse Uebereinstimmung zwischen ihren Erwartungen und den Erfolgen herrscht, in den Schicksalen anderer ein immerwährender Widerspruch der Begebenheiten mit den Voraussetzungen vorkommt. Der Mensch, welchem dieses letztere widerfährt, und der sich selbst keine Schuld beimessen will, nennt die Sache Unglück. Und oft bleibt allerdings etwas Unerklärliches in dieser Gleichförmigkeit der die Erwartungen täuschenden Vorfälle, — etwas, das vielleicht nur von der Regierung einer höhern Hand abgeleitet, oder durch den Zusammenhang des ganzen Weltalls erklärt werden kann. Aber gewiß läßt sich auch die Ursache jenes Unterschieds sehr oft entdecken, wenn

man auf den Geist und den Charakter der Personen Achtung gibt, unter welchen er Statt findet.

1) Die Personen, deren Voraussetzungen am öftersten eintreffen, sind die, welche am besten beobachten. Alle Voraussetzung ist ein Schluß von dem Gegenwärtigen auf das Künftige. Wer die Ursachen nicht kennt, kann von den Wirkungen nicht urtheilen. Je genauer also ein Mensch in den Sachen, wobei er auf die Zukunft gewisse Rechnungen zu machen, oder für dieselbe Entschlüsse zu fassen hat, alle Kleinen, ihm jetzt vor Augen liegenden Umstände bemerkt, desto richtiger wird er bestimmen können, was darauf erfolgen werde. Diese Beobachtungen oder diese Schlüsse geschehen nicht immer mit vollem Bewußtsein, und so, daß man Andern davon in den Augenblicken Rechenschaft geben könnte, und eben deswegen sehen ihre Resultate einer Art von Eingebung ähnlich. Hierin liegt der sogenannte Takt, der zur Ausführung weit aussehender oder feinen Aufschub leidender Unternehmungen nöthig ist, von denen die erstern durch die Größe ihres Umfangs, die andern durch die Kürze der Zeit ausführliche Untersuchungen unmöglich machen.

Bei einigen Menschen ist es der erste Blick, der ihnen die Sachen in dem richtigsten Lichte zeigt. Viele würden lange nicht so oft ihres Endzwecks verfehlen, wenn sie bei dem Entschlusse blieben, zu welchem sie sogleich, als ihnen die Angelegenheit vorgelegt wurde, durch eine Art von Instinkt geneigt waren. Zu dieser Verfolgung seines ersten Gedankens gehört beim Menschen Festigkeit, Muth und Selbstvertrauen. Man bemerkt auch, daß Personen, welchen diese Eigenschaften fehlen, sich öfter als andere von gleichen Geistesfähigkeiten in ihren Erwartungen betrogen finden. Die Ursache kann schwerlich eine andere sein, als weil sie, zu wankelmüthig, den Eingebungen ihres noch ungeschwächten Geistes zu folgen, und durch die endlosen Ueberlegungen, zu welchen ihre Unentschlossenheit sie veranlaßt, ermüdet, zuletzt entweder die Gegenstände unrichtiger als anfangs beurtheilen, oder, wenn sie gar kein Uebergewicht der Gründe auf irgend einer Seite entdecken können, die Entscheidung dem Zufalle überlassen.

Andere aber sind dazu gemacht, die Sachen auszugrübeln, und gelangen durch anhaltendes Nachdenken und eine ausführliche Entwicklung ihrer Ideen wirklich dazu, richtig und mit Zuverlässigkeit zu durchschauen, was ihnen bei der ersten Ansicht dunkel oder zweifelhaft war. Ob ein Mensch zu der einen oder zu der andern dieser beiden Klassen gehöre, kann er am besten aus dem Erfolge seiner Ueberlegungen abnehmen. Wenn bei ihm durch die weitläufige Berathschlagung, durch die langsame Abwägung der beiderseitigen Gründe eine positive Entscheidung hervorgebracht wird, bei der er sich völlig beruhigt, und von der er, trotz aller neuen Ein-



fälle, die er selbst hat, oder der Rathschläge, die ihm andere geben, bei der Ausführung nicht mehr abgeht, so ist dieser Weg für ihn wahrscheinlich der rechte.

Eine Meditation, auf die eine standhafte Ueberzeugung folgt, hat die Vermuthung für sich, daß sie mit Ausfindung der Wahrheit geendigt habe. Wen aber seine Ueberlegungen, so tief sie in die Sache hineinzugehen, und so sehr sie seine theoretische Kenntniß derselben zu erweitern scheinen, doch nicht fest und entschlossen machen; wer die praktischen Resultate seines angestrebten Nachdenkens doch nicht gegen das Ansehen fremder Meinungen oder gegen die Veränderlichkeit seiner eignen Gemüthsstimmung aufrecht zu erhalten weiß, der wird wahrscheinlich besser dabei fahren, wenn er seinem ersten Gedanken folgt, als wenn er sich zu ausführlich mit sich selbst berathschlägt. Die Gefahr, zu irren, in so fern sie aus Unwissenheit oder aus Schwäche der Denkkraft entsteht, ist in beiden Fällen gleich; aber die, welche aus der Verwirrung der Begriffe entsteht, ist dem zweiten Falle eigenthümlich. So verblinden manche, wenn sie einen Gegenstand zu lange mit unverwandten Augen ansehen.

2) Eine Ursache, welche viele fehlgeschlagene Erwartungen veranlaßt, ist, daß die Menschen überhaupt zu große haben, und diejenigen werden ohne Zweifel am öftersten betrogen, die vom Zufalle oder von andern Menschen zu viel erwarten. Das geschieht aus Eigendünkel, aus Begehrlichkeit, aus Trägheit.

Die Eigenliebe, so wie sie den Menschen verführt, von seiner Person und seinen persönlichen Eigenschaften zu groß zu denken, so gibt sie ihm auch zu hohe Ideen von den Belohnungen, die er verdient, und hiermit zugleich zu schmeichelhafte Hoffnungen von dem Glücke, das ihm bevorsteht. Denn man stellt sich leicht angenehme und glückliche Erfolge, so außerordentlich sie sein mögen, als wahrscheinlich vor, wenn man glaubt, daß man werth sei, dergleichen zu erfahren. Der, welcher sich einbildet, seiner Thaten oder seiner Schriften wegen Ruhm zu verdienen, mag für jetzt immerhin noch unbekannt oder selbst verachtet sein; im Grunde seines Herzens lebt doch die Hoffnung, daß seine Verdienste künftig einmal in dem gehörigen Lichte erscheinen und von der Welt werden anerkannt werden. Der, welcher sich selbst für liebenswürdig hält, sieht einer vortheilhaften und ehrenvollen Heirat bis in's eintretende Alter entgegen. Und so ist mit jeder Einbildung von einem gewissen Verdienste die geheime Hoffnung verbunden, daß es noch einmal den ihm angemessenen Lohn erhalten werde. Diese Empfindung, welche tief in der menschlichen Natur eingewurzelt ist, mag vielleicht die Ahnung einer Wahrheit sein. Dem bessern Menschen steht vielleicht zu der einen oder der andern Zeit ein besseres Schicksal bevor, und wenigstens ist es unserer vernünftigen Natur gemäß, Glückseligkeit

mit Tugend in unsern Vorstellungen zu verknüpfen. Nichts desto weniger ist es gewiß, daß, wenn der Mensch diese seine Verdienste zu hoch berechnet, und wenn er bestimmte Belohnungen in diesem Leben erwartet, er eben deswegen öfters als andere in seinen Erwartungen getäuscht wird.

Bei andern entsteht diese zuversichtliche Hoffnung glücklicher Begebenheiten aus der Stärke der Begierde selbst, die sie nach dem gehofften Gegenstande haben. Die meisten Leidenschaften haben den Zauber, daß sie uns die Schwierigkeiten verbergen, die ihrer Befriedigung im Wege stehen. Wenn sie bis zu einem ungewöhnlichen Grade der Heftigkeit steigen, so können sie sogar den Menschen in denjenigen Zustand des Wahnsinnes versetzen, in welchem er trotz des Zeugnisses seiner Sinne und seiner Vernunft das Gut, dessen Wunsch seine ganze Seele erfüllt, wirklich schon zu besitzen glaubt. Dieser Uebergang vom heftigen Begehren zur Ueberredung von dem Besitze der Sache hat die Tollhäuser mit so viel Unglücklichen angefüllt, die sich für Könige und Fürsten oder die sich für begünstigte Liebhaber irgend einer schönen oder vornehmen Dame halten. Aber auch bei jenen niedern Graden der Leidenschaft, bei welchen die gesunde Vernunft noch Meister über die Einbildungen bleibt, wird durch die Lebhaftigkeit, welche der Vorstellung eines heftig gewünschten Gegenstandes eigen ist, auch die Hoffnung ihn zu erhalten erregt. Je mehr also ein Mensch Leidenschaften, und je heftigere er hat, desto mehr und desto gewissere Erwartungen hat er, und desto öftern und schmerzlichern Täuschungen ist er also ausgesetzt. Je größere Dinge er begehrt, desto seltene Zufälle gehören dazu, sie ihm zu verschaffen, und die Unwahrscheinlichkeit eines glücklichen Erfolgs wächst mit dem Ausschweifenden der Wünsche.

Ob vereinigt sich beides: Stolz und ungezügelter Begierde. Das geschieht bei denen, die sich ihres Glückes selbst als eines Verdienstes rühmen und, wie Cäsar, glauben, daß die zerbrechlichste Barke im Sturme sich erhalten müsse, wenn sie derselben ihre Person und ihre Entwürfe anvertrauen. Die Einbildung, so sehr sie an sich Irthum ist, kann wirklich großen Männern in außerordentlichen Fällen nützlich sein, besonders um die, welche unter ihrer Anführung an dem Unternehmen Theil haben, beherzt zu machen. Aber wenn sie bei gewöhnlichen Menschen und in den Angelegenheiten des Privatlebens herrschende Meinung wird, so ist sie die fruchtbare Quelle verunglückter Wagstücke.

Fast jeder Mensch traut, besonders wenn er in die entfernte Zukunft hinaus denkt, seinem Glücke mehr zu, als er billig sollte. Zwar für den gegenwärtigen Tag sind die meisten ängstlich und furchtsam genug; aber in einem dunkeln Winkel ihrer Seele liegt der Gedanke verborgen, daß in künftigen Jahren sich günstige Vorfälle ereignen



werden. Daher sind sie so karg mit ihren Diensten oder mit ihrem Gelde, wenn sie heute jene zu leisten, dieses zu geben aufgefordert werden, und hingegen so freigebig mit Versprechungen, die sie erst nach langer Zeit zu erfüllen haben. Es ist nicht immer die Absicht zu täuschen, was sie zu diesem letztern so bereitwillig macht. Nein, sie trauen der Zukunft zu viel Gutes zu: sie glauben ehrlicher Weise, daß bis zu dem bestimmten Zeitpunkte die Umstände zu ihrem Vortheile sich abändern, ihre Hülfquellen sich vermehren und die Erfüllung ihrer Zusagen erleichtern werden.

Diese gemeine Schwachheit der Menschen wächst bei einigen zu einer schädlichen Thorheit an. Der äußerste Grad davon zeigt sich bei gewissen halb Blödsinnigen, die, mitten im Elende, von einem großen Glücke reden, das ihnen nach ihrer Meinung bevorstehen soll. Aber auch ohne sich durch völlig ungereimte Erwartungen unmöglicher Ereignisse zu täuschen, sind die, welche ihrem Glücke und der Gunst des Zufalls zu sehr vertrauen, immer in Gefahr, ein Spiel desselben zu werden, und sich am Ende eine desto bitterere Zukunft zu bereiten, je übertriebener die Hoffnungen waren, welche sie sich bei der Aussicht auf dieselbe machten.

Dieses Fehlschlagen überspannter Erwartungen ist

3) den trägen und sinnlichen Menschen eigen, die, je weniger sie selbst zur Erreichung ihrer Endzwecke zu thun Lust haben, desto mehr vom Zufalle und von andern Menschen fordern. Wer nicht mehr begehrt, nicht mehr hofft, als was ihm sein Fleiß, der Grad von Nutzbarkeit, den er in der menschlichen Gesellschaft hat, die Wichtigkeit der Dienste, die er dem gemeinen Wesen oder einzelnen Personen leistet, geradezu und unmittelbar verschaffen können, der wird gemeinlich, wenigstens in den Hauptsachen, erhalten, was er hofft. Wer aber glaubt, daß durch zufällige Umstände, die er nicht veranstaltet hat, sich seine Belohnungen über das gewöhnliche Maß vergrößern werden; wer sein Schiff auf dem Strome des Lebens nicht bloß fortrudern will, sondern einen besonders günstigen Wind, der in seine Segel stoßen soll, erwartet, der wird immer Ursache haben, über sein Unglück und fehlschlagende Hoffnungen zu trauern.

Alles Gute, sagt ein uralter griechischer Dichter, haben die Götter den Menschen zu Kauf gegeben, und Arbeit ist der Preis, den sie dafür fordern. Wer also die Güter, die er sich verdienen soll, geschenkt haben will; oder wer für das, was er bezahlt, mehr Waare verlangt, als der Marktpreis mit sich bringt, der wird mit dem Handel und der Welt sehr unzufrieden sein.

Indessen ist nicht zu leugnen, daß, wenn in irgend einem Umstande des menschlichen Lebens das, was man Glück nennt, — die einen Menschen vor dem andern auszeichnende Gleichförmigkeit günstiger oder widriger Zufälle, — sich deutlich zu zeigen scheint, es

in diesem Umstande ist, daß die Vermuthungen des einen Menschen bei gleicher Klugheit und gleich reifer Ueberlegung öfter mit den Erfolgen zusammentreffen, als die des andern. Daraus entsteht, daß die Veranstaltungen des einen immer passender sind und daher ihre beabsichtigte Wirkung thun, indeß der andere bald seine gemachten Vorkehrungen unnöthig, bald die nothwendigen von sich versäumt findet, immer aber seine frühern Handlungen mit den spätern Ereignissen im Widerspruche steht, wodurch jene zwecklos und oft ihm nachtheilig werden. Bei gewissen Menschen stimmt, wie es scheint, die Kausalität der Natur mit dem Principe der Freiheit, der Lauf der Dinge mit den Begriffen ihres Verstandes und den Entschlüssen ihres Willens, die Wirksamkeit der unbekannten Ursachen des Weltalls mit ihrer eignen eingeschränkten, aber vernünftigen Thätigkeit besser als bei andern zusammen. Sie sind, — um mich des Ausdrucks einer veralteten Thorheit zu bedienen, — mit der Welt, in der sie leben, in vollkommenem Rapport. Die Regelmäßigkeit, mit welcher der Zufall seine Würfe den Erwartungen des einen Menschen standhaft zuwider, den Erwartungen des andern gleichförmig gemäß thut, ist schon von uralten Zeiten her bemerkt worden. Man hat sie, wie alle wunderbaren Erscheinungen, durch erdichtete Erzählungen vergrößert, um sie noch wunderbarer zu machen; und weil in der ganzen Natur nichts vollkommen regelmäßig ist, als der Lauf der Gestirne, diese zu ihrer Erklärung zu Hülfe gern. Der vernünftige Gottesverehrer, welcher sich über die Dinge, deren Ursachen er nicht ergründen kann, wenn sie ihm doch zu wichtig sind, um stillschweigend bei Seite gelegt zu werden, durch ihre möglichen Absichten zu beruhigen sucht, kann sich sehr wohl vorstellen, daß es zu der Erziehung mancher Menschen gehöre, sie mehr Fehltritte in der Welt thun und mehr Fehlschlüsse machen zu lassen als andere.

Zum Theil wirkt auch das Glück rückwärts auf den Menschen, ihm diejenigen Eigenschaften zu geben, welche zum Glücke führen. Personen, in deren Leben die Dinge sich oft so ereignet haben, wie sie sich dieselben zuvor eingebildet hatten, werden muthiger und daher zu Geschäften geschickter. Die Dreistigkeit, welche sie erhalten, ist eine nützliche Eigenschaft, nicht nur bei der Ausführung, sondern auch bei der Beurtheilung der Sachen. Wer in seine Einsichten wegen des öftern Fehlschlagens seiner Erwartungen ein großes Mißtrauen zu setzen anfängt, ist, wenn er zu einer neuen Unternehmung geht, wie ein schüchterner Mensch, wenn er in eine große und fremde Gesellschaft tritt. In der Verlegenheit, in welcher er sich vom ersten Augenblicke an befindet, hört und sieht er nichts mehr genau, und seine eigenen Talente stehen ihm nicht mehr zu Gebote. Er wird unfähiger, und hat also auch falschere oder zweideutigere Ahnungen



als bei einem ruhigen Zustande des Gemüths sich von dem Maße seiner Einsichten erwarten ließe.

Dagegen wird der Mensch, welcher sich im entgegengesetzten Falle befindet, leicht stolz, übereilt und verwegen. Vornehmlich aber lernt er sich selbst weniger kennen, und wird an die äußern Dinge immer stärker angefesselt.

Ohne Zweifel schmerzt nichts so sehr, als oft fehlschlagende Erwartungen; aber gewiß wird auch durch nichts ein zum Nachdenken fähiger Geist so lebhaft als durch sie erweckt, die Natur der Dinge oder seine eigene Handlungsweise, — die Gesetze, wonach die natürlichen und moralischen Ursachen in der Welt wirken, oder die Methoden, nach welchen er selbst zu urtheilen und zu schließen pflegt, — zu erforschen, es sei, um die Quelle seiner irrigen Voraussetzungen zu entdecken und, wo möglich, künftig richtiger zu ahnen; es sei, um sich zu beruhigen, und sein Gemüth an einen schlechten Erfolg gut gemeinter und gut überlegter Anschläge zum voraus zu gewöhnen.

So ungleich aber sich das Schicksal oder die Urtheilskraft der Menschen in der glücklichen Ahnung oder der weisen Berechnung der Zukunft zeigen mag, so ist es doch das allgemeine Loos der Menschheit, oft und vielfältig in ihren Ansichten betrogen zu werden.

Die Welt nämlich ist nicht allein für uns gemacht. Unsere Wünsche hingegen, unsere Entwürfe und unsere Erwartungen gehen bloß von uns selbst aus, und vereinigen sich wieder in uns. Jedes Ding in dem großen Universum hat seine eigne Natur, seine eigne Laufbahn, so zu sagen, — sein von den Absichten anderer Dinge unabhängiges Ziel. Alle diese Wirkungen durchkreuzen sich, — vereinigen sich das eine Mal, und zerstören sich zu andern Zeiten, — zwar alles nach einem Plane (so glaubt und hofft es der Gottesverehrer), aber doch nach einem Plane, den wir nicht übersehen können. Nur so viel wissen wir, daß bei diesem Streite aller Elemente und aller thätigen Kräfte gegen einander doch die Fortdauer des Ganzen, die Erhaltung der Gattungen und selbst das Wohlfeyn eines großen Theils der Individuen bestehen kann. Was habe ich aber Ursache, mich zu wundern, daß bei diesem so unendlich mannichfaltigen Streben unzähliger körperlichen und geistigen Kräfte, wovon jede, von mir unabhängig, nach ihren eignen Gesetzen fortwirkt, meine eignen Keinen Bestrebungen oft gleichsam ausgedrängt, und meine Erwartungen, die sich nur auf die Kenntniß einiger wenigen mir nahen Ursachen gründen, betrogen werden?

Das äußere Wohl des Menschen ist in einem so verwickelten System allerdings sehr unsicher; aber seine innere Vollkommenheit kann dabei bestehen. Ja, man kann annehmen, daß eben dieser uns unübersehbare Kampf aller Naturkräfte unter sich und mit unsern Bemühungen, und die daraus entstehende Unsicherheit unserer Hoff-

nungen und unserer Entwürfe die Welt zu dem Uebungsplatze machen, der sie in den Augen des Weisen ist.

Denn das wird der vernünftige Mann, wenn er so oft in seinen festgegründeten Erwartungen betrogen worden ist, und seine nach reifster Ueberlegung angefangenen Unternehmungen hat mißlingen sehen, — was wird er thun? Seine Hände in den Schooß legen und abwarten, was über ihn kommen werde? — Das ist überhaupt dem Menschen nicht möglich; und der vernünftige Mann wird es auch nie wollen. — Oder sich dem Armuthe und der Niedergeschlagenheit Preis geben? — Dadurch würde er, mit besserem Erfolge an seinem Glücke zu arbeiten, noch unvernünftiger, und in der Beurtheilung der Zukunft und ihrer Wahrscheinlichkeiten noch kurz-sichtiger werden. — Was bleibt ihm also übrig? Er muß von den äußern Dingen unabhängig werden lernen, ohne doch etwas von seiner, sich auf diese äußern Dinge beziehenden Thätigkeit nachzulassen. In den Handlungen selbst, die er thut, in dem Fleiße, den er auf seine Geschäfte verwendet, in den guten Gesinnungen, die er dabei in sich belebt, in der Ueberlegung und dem Nachdenken, welche er anzustellen, — und in der Tugend und Stärke des Geistes, welche er zu beweisen Gelegenheit hat, muß er einen Endzweck zu finden wissen, dessen Erreichung ihm gewiß ist, und der ihn schadlos hält, wenn er den andern Endzweck, den seine Handlungen in gewissen äußern Erfolgen haben, verfehlen sollte. Auf diese Art ist es möglich, die beiden, sonst unverträglich scheinenden Sachen zu vereinigen; so munter und dreist an jedes Geschäfte zu gehen, als wenn man einem glücklichen Ausgange sicher entgegen sähe, und doch sich auf einen ungünstigen zum voraus gefaßt zu machen.

Dieser weise Mann wird theils überhaupt seine Erwartungen herabstimmen, theils wird er bei seinen Entwürfen die Möglichkeit des Irrthums mit in Rechnung bringen, und die zum Stolz verleitende Freude, die, bei sicherer Hoffnung einer glücklichen Aus-führung, nur zu leicht im Gemüthe Platz gewinnt, mäßigen. Durch beides werden sein Verstand und sein moralischer Charakter gewinnen.

Es ist unausbleiblich, daß, so lange sich der Mensch als ein einzelnes von allen übrigen getrenntes Wesen betrachtet, und in seinen Ideen eben so egoistisch auf sich selbst eingeschränkt ist, als in seinen Gefühlen und Wünschen, er sich leicht Alles zu fordern, Alles zu erwarten berechtigt glaubt, was zu einem glücklichen Leben nach seiner Meinung gehört. In den Augenblicken, wo solche Gesinnungen herrschend werden, würde der Mensch nicht ungern die ganze Welt aufgeopfert sehen, um nur eine seiner Lieblingsneigungen zu befriedigen. Nur erst, wenn er den Zusammenhang, in welchem



er mit unzähligen, zu gleichem Wohlfeyn berechtigten Geschöpfen steht, — und die Unmöglichkeit einsieht, daß diese alle, in Allem, was sie begehren, zugleich befriedigt werden können, lernt er seine Wünsche einschränken. Von diesem Zusammenhange, — von dieser Unmöglichkeit aber wird er durch theoretische Beweise bei weitem nicht kräftig genug überzeugt. Er muß beides erfahren, wenn er dadurch zu einer veränderten Denkungsart gebracht werden soll. — Und wie kann er diese Erfahrungen anders machen, als wenn ihm oft in seinen Entwürfen entgegen gearbeitet wird, — als wenn er seine zu weit getriebenen Ansprüche und Hoffnungen unter den Ansprüchen und Bestrebungen anderer Menschen erliegen sieht, und bald durch den Einfluß des Himmels und der Elemente, bald durch den der Meinungen und der gesellschaftlichen Einrichtungen, seines sicher erwarteten Glücks verlustig geht. Anfangs schreibt er dies vielleicht bloß einem Mangel der Einsicht von seiner Seite, oder einer Ungerechtigkeit von Seiten anderer Menschen zu, und hofft immer noch jene zu verbessern und gegen diese Schutz zu finden. Am Ende erkennt er es für ein Gesetz der Natur, daß immer ein Ding das andere, ein Mensch den andern einschränken soll; daß, indem jede einzelne Kraft so weit um sich zu greifen und ihren Wirkungskreis so sehr zu erweitern sucht, als sie kann, alle in einer gewissen Sphäre erhalten werden. So sucht er denn endlich seine Wünsche schon zum Voraus so einzuschränken, wie die Natur der Dinge die Wirksamkeit seiner Kraft eingeschränkt hat. Er begehrt, durch Zeit und Erfahrungen gereist, nicht mehr einen so großen Antheil an den Gütern der Erde, als er im ersten Aufbrausen jugendlichen Stolzes und jugendlicher Lüsterheit in Anspruch nahm, weil er gewahr wird, daß er ihm, ohne die Harmonie des Ganzen zu stören, nicht zu Theil werden könne.

Glücklich ist der Mann, welcher es versteht, bis an das Ende seines Lebens, sich in seinen häuslichen und öffentlichen Geschäften, in den Arbeiten seines Verstandes und in denen seiner Hände, immer so zu beeifern, als wenn er die höchsten Belohnungen von Ruhm und Glück für ihre gute Ausführung hoffte, und doch mit der Achtung weniger Freunde und einem mäßigen Einkommen so zufrieden zu sein, als wenn er sich keiner Talente und keiner Anstrengungen bewußt wäre. So vergnügt sich unter allen Spielern keiner besser, als der, welcher während des Spiels die größte Aufmerksamkeit anwendet, um gut zu spielen, und am Ende desselben mit dem kleinsten Gewinne fröhlich nach Hause geht.

## Ueber die Muße.

Unter Muße verstehe ich diejenige Lage eines Menschen, in welcher es ihm frei steht, sein Gemüth mit jedem Gegenstande zu beschäftigen, welcher ihm vorzüglich gefällt.

Das Wesentlichste bei derselben ist also die innere Freiheit des Geistes, in der Wahl der Sachen, auf die er seine Aufmerksamkeit richtet, und überhaupt derer, wozu er seine Kräfte brauchen will.

Der Muße stehen zwei verschiedene Zustände entgegen: das geschäftige und das zerstreute Leben. In dem ersten sind es aufgegeben und befohlene Arbeiten, in dem andern sind es verabredete Vergnügungen, welche das Gemüth, zu bestimmten Zeiten, auf eine von seiner freien Wahl unabhängige Art, fortdauernd beschäftigen. Der Hofmann, in aller seiner Herrlichkeit, hat so wenig Muße als der Tagelöhner oder Handwerksgehilfe, der für sein Brod arbeitet. Beide stehen unter einem Herrn; Beide sind eingespannt in ein Joch, unter welchem sie ihren vorgezeichneten Weg, einen Tag wie den andern, wandeln müssen.

Von der Muße ist der Müßiggang sehr weit unterschieden. Dieser ist Unthätigkeit; jener ist die äußere Möglichkeit einer freiwilligen, selbstgewählten, also der edelsten Thätigkeit.

Es kommt auf die Stärke des freien Geistes an, ob eine gewisse Lage ihm Muße gewähren soll. Geschäfte, die den einen Menschen zu Boden drücken, die ihn nicht frei athmen lassen, sind dem andern ein Spiel und hindern ihn nicht, sein Andenken auf andere Gegenstände auszubreiten, gesetzt auch, daß sie ihm nicht erlaubten, ihnen einen eigenen Zeitraum zu widmen. Der eine wird durch den Rausch zu vieler gesellschaftlichen Ergötzungen trunken, und vergift sich, seine Pflichten und alles vernünftige Nachdenken. Der andere lebt in eben dem Geräusche, und bleibt nüchtern, seiner mächtig, ein denkender Mann, vielleicht ein beobachtender Philosoph. — Jedem Menschen ist diejenige Lage schädlich, welche ihm seine Geistesfreiheit raubt, und seine Vernunft verdunkelt. — Es ist daher das arbeitssame und das zerstreute Leben von sehr verschiedenem Einflusse auf verschiedene Menschen. Die schwachen werden durch das erste bloße Routiniere, durch das andere leichtsinnig, gedankenleer oder ausschweifend. Die starken hingegen können durch die Arbeit geübt, und durch die Zerstreuung verfeinert werden, ohne von ihren natürlichen Anlagen etwas einzubüßen.

Weil aber doch nur wenige Menschen diese überwiegende Selbstmacht haben, welche die Menge aufgedrungener Objecte, es mögen



ernsthafte oder ergötzende sein, gleichsam zu überwältigen und so zu bearbeiten wüßte, daß ihre intellektuelle und moralische Vollkommenheit darunter nicht litte, so ist es allerdings etwas Wünschenswürdiges für einen an sich thätigen und fähigen Geist, von diesem Dringen und Drängen äußerer Gegenstände frei zu sein, und weder durch einen Obern, noch durch die Noth, noch durch die bloße Lage in der Welt, immer von einer Beschäftigung, von einer Idee zur andern getrieben zu werden. Wenn diese äußere Spannung einem Manne von ausgezeichneten Talenten und edlen Gesinnungen zu Theil wird, einem Manne, der, durch eignen Trieb, mit Wahrheit und Tugend unablässig beschäftigt ist, dann ist sie wirklich, wie Sokrates sie nannte, etwas Heiliges; ein ehrwürdiger Zustand, ähnlich dem, in welchem wir uns das höchste Wesen vorstellen.

Gelassene, ruhige Thätigkeit ist an sich schon eine herrliche Eigenschaft. Thätigkeit, aus eigner Wahl, ist ein zweiter königlicher Vorzug. Wenn sie nun auch noch ununterbrochen auf einen großen und gemeinnützigen Zweck gerichtet sein kann, weil keine äußere Störung sie abbricht, dann kann sie den Menschen hoch erheben und der Welt wichtige Dienste leisten.

Aber für den unvollkommenen Menschen, der noch auf den ersten Stufen seiner Ausbildung steht, ist Muße kein schicklicher Boden, in dem er gedeihen könnte. So wie bei allen Menschen äußere Gegenstände zuerst die Sinne in Bewegung setzen müssen, ehe ihr Verstand anfängt, sich zu äußern, so müssen bei den meisten Menschen aufgegebenen Geschäfte erst ihre geistigen Kräfte in eine regelmäßige Wirksamkeit bringen, ehe diese, sich selbst überlassen, zur Veredlung ihrer selbst, oder zum Besten der Welt mit Erfolg arbeiten können.

Der dumme Mensch schläft ein, sobald er mit seinen Händen und Füßen nichts mehr zu thun hat. Der halb gebildete Geist verlangt wenigstens einen, ihm von andern für sein Nachdenken vorgelegten Gegenstand; er hat eines Anstoßes und einer Richtung nöthig, die ihm nur durch die Pflichten eines gewissen Amtes, oder durch die Geschäfte eines bestimmten Berufs gegeben werden können. Es sind nur die auserwählten Menschen, die, wie Cicero es vom Africanus sagt, dann am lebhaftesten sich zu beschäftigen wissen, wenn sie am meisten von aller Nothwendigkeit, zu arbeiten, frei sind.

Die gankelnde Bewegung der Sonnenstäubchen ist das Bild unruhiger Geschäftigkeit; die Bewegung der himmlischen Körper ist das Bild der thätigen Muße. Die Eile und das beständige Zurückprallen ist der Charakter der ersten; die Beständigkeit und das sichere, obgleich langsame Gelangen zum Ziele unterscheidet die zweite.

Wer könnte von der Muße reden, ohne des Landlebens und der Wissenschaft zu gedenken? An keinem Orte ist die Muße so erwünscht, als auf dem Lande; mit keinem Gegenstande kann sie so völlig ausgefüllt werden, als mit dem Anbaue der Wissenschaften. Die Stadt ist der Sammelplatz der Gewerbsarbeiten, der Standort der Regierungsgeschäfte und der Zerstreuungen; das Land ist der Aufenthalt der Muße, der Sitz des Nachdenkens, der Freiheit und der selbst gewählten Beschäftigung. Schon der bloße Anblick der Natur und ihrer Abwechselungen bieten dem geschäftlosen Manne eine immer bereitliegende Quelle von Vergnügen und Unterhaltung, und vielleicht die einzige dar, die auf lange Zeit aushält, und ganz in seiner Gewalt steht. Aber wie reich ist diese Natur nicht erst an Geistesnahrung und Arbeitsstoff für den, welcher sie entweder in ihrer verborgenen Wirksamkeit zu beobachten weiß, oder der sich durch die Empfindungen, welche sie erregt, zu höhern Betrachtungen erwecken läßt. Welcher glückliche Zustand, wenn der Mensch einen, zwar nur sehr kleinen Theil des großen Weltalls, geschnüdt mit allen Reizen des Frühlings, vor sich liegen, und dessen lebendige Kräfte sich vor seinen Augen entwickeln sieht, indem er zugleich über das Ganze, über den Ursprung desselben, über seine empfindende und vernünftige Bewohner, über die Veränderungen, die mit denselben vorgegangen sind, und über die vermittelnden Schicksale, für die sie aufbehalten sind, nachdenkt! — Nie wird mir das Alterthum und dessen Geschichte wichtiger, als wenn die gemeinschaftlichen Gegenstände, welche von allen Generationen gesehen worden sind, mir eben jetzt vor Augen stehen; und die gemeinschaftlichen Freuden, welche von allen genossen worden sind, eben jetzt meine Sinne und meinen Verstand beschäftigen. Auch sie, jene Helden und Weisen der Vorzeit, sahen diese Sonne und erwärmten sich an ihren Strahlen; auch sie freuten sich des wiederkehrenden Frühlings, und wurden auf ihren Fluren und Wiesen von denselben Gestalten, Farben, Tönen und Gerüchen, als ich, ergötzt und erquickt. Oder ist es die unsichtbare Welt, der Geist des Menschen, Gott und die Zukunft, auf welche mein Nachdenken gerichtet ist? Was führt mich mehr in sie hinein, — was unterstützt das Bestreben der Vernunft, über die Sinnlichkeit emporzusteigen, durch mehr verwandte Empfindungen, als die in die Augen fallende, harmonische Wirksamkeit von Himmel und Erde, zum Entstehen und Wachsen der künstlich gebauten Pflanzen, zum Leben und Vergnügen der empfindenden Thiere? Kommen Augenblicke der Ermattung, wo die Geisteskräfte sinken und der Faden der Unterjochung abreißt, gleich sind auf dem Lande sinnliche Gegenstände bei der Hand, welche auch unabhängig vom Nachdenken vergnügen können, — Gegenstände, welche den Geist, ohne



ihn zu zerstreuen, abspannen, die Lebensgeister erfrischen, und den Menschen, nach einigen Augenblicken der Ruhe, gestärkt wieder an seine Arbeit gehen lassen.

Das Landleben wird wenigen Menschen lange gefallen, wenn sie nicht entweder das Land selbst, welches sie bewohnen, oder an dessen Stelle das Feld der Wissenschaft und der Literatur anbauen. Auf der andern Seite wird Einsamkeit und Studiren selbst dem, welcher sich, unabhängig von andern Menschen, zu vergnügen und zu beschäftigen am besten versteht, weit eher lästig, wenn er in die Mauern einer Stadt eingeschlossen ist.

Natur und Wissenschaft sind für einander gemacht. Jene stellt dem Menschen die äußern Gestalten und die sichtbaren Abwechslungen der Dinge vor Augen, deren innere Natur und geheime Triebfedern diese untersucht. In dem vereinigten Genuße von beiden kann er es, ohne anderer Geschäfte oder Vergnügungen zu bedürfen, am längsten aushalten. Und hat er nur einen Freund bei sich, welcher den Geschmack an der Natur und die Liebe zur Wissenschaft mit ihm gemein hat; ist es ihm in seiner Lage nur noch möglich, einigen Personen wohlzuthun und andern Dienste zu leisten: o, dann kann er, bei dieser ländlichen Muße, so thätig und so glücklich sein, als die eingeschränkte Natur des Menschen nur immer erlaubt.





*Möser*

Justus Möser.

~~~~~


Justus Möser.

(Geb. 14. Dec. 1720. Gest. 8. Jan. 1794.)

In Justus Möser tritt uns eine Persönlichkeit entgegen, die nicht nur der vollen Bewunderung und Liebe der Zeitgenossen sich erfreute, sondern der auch unsere Gegenwart noch eine gleich warme Theilnahme entgegenbringt. Und dies mit Recht, denn die Volksthümlichkeit seiner Gesinnung, seine national-patriotische Deutschtum, der gediegene und gebildete Charakter seiner Schriften, die seltene, durch alle seine Werke hindurch gehende Tüchtigkeit in intellektueller, wie moralischer Hinsicht verdienen die Liebe und Verehrung aller Zeiten.

Möser, am 14. Dec. 1720 zu Osnabrück geboren, gehörte durch Abstammung und Erziehung (sein Vater war Kanzleidirektor) jenem protestantischen Mittelstande an, dem unser 18. Jahrh. fast ausnahmslos die Heroen seiner Kultur verdankt. Von seinen ersten Jugendjahren wissen wir wenig. In Jena und Göttingen studirte er (seit 1740) Rechtswissenschaft, wußte aber zugleich durch Beschäftigung mit den neueren Sprachen und Literaturen seinen Geschmack zu bilden und seinen Gesichtskreis zu erweitern. Nach der Rückkehr von der Hochschule entwickelte er als Sachwalter in seiner Vaterstadt ein so reiches Talent, besonders aber einen so edlen und tüchtigen Charakter, so viel Muth und Hingebung für das Recht der Unterdrückten, daß ihm die allgemeinste Liebe und Hochachtung zu Theil ward, und die Regierung *) 1747 dem kaum 27jährigen

*) Osnabrück war bazumal ein selbständiges Rändchen, das abwechselnd unter einem katholischen und einem protestantischen Bischof stand, welcher letztere dem Hause Braunschweig-Lüneburg angehören mußte.

Manne den ehrenvollen und wichtigen Posten eines Advocatus patriae, d. h. eines Anwalts des Staates in Rechtsstreitigkeiten, übertrug, während zugleich die Ritterschaft ihn zum Sekretär, bald darauf (1755) zum Syndicus ernannte, so daß das gewiß seltene Verhältniß eintrat, daß er gleichzeitig Bevollmächtigter der Regierung und einer ständischen Korporation war. Als die Drangsale des 7jährigen Kriegs auch über Osnabrück kamen und von dem Bisthum die schwersten Kontributionen gefordert wurden, bewährte sich Möser's Tüchtigkeit im glänzendsten Licht, indem er als Landesdeputirter im feindlichen Lager durch sein umsichtiges und gewandtes, wie energisches Auftreten die Erlassung eines großen Theils der Kriegskosten auswirkte. Gegen Ende des Kriegs in wichtigen Landesangelegenheiten nach London gesandt, benutzte er seinen Aufenthalt in der Weltstadt, um sich mit den Staatseinrichtungen und Bildungszuständen Englands vertraut zu machen, was von wesentlichem Einfluß auf seine weitere Entwicklung war. Namentlich reifte hier seine Grundansicht, daß das Neue und Bessere nicht aus dem Umsturz, sondern aus der naturgemäßen und organischen Entfaltung des Bestehenden hervorgehen könne. Als darauf 1761 nach dem Tode des bisherigen katholischen Bischofs der zweite, erst 7 Monat alte Sohn des Königs von England das Bisthum Osnabrück erhielt, wurde ihm Möser als geheimer Referendar beigeordnet und vom König ausdrücklich bestimmt, daß ohne Möser's Gutachten in keiner wichtigen Sache Beschluß gefaßt würde. So in der That der erste Rathgeber der Regierung, trat er jetzt in eine glückliche Zeit ruhigen, wahrhaft patriarchalischen Wirkens und entwickelte auf kleinem Gebiet die umfassendste und segensreichste staatsmännische Thätigkeit. Körperlich wie geistig noch rüstig, starb Möser am 8. Jan. 1794, im 74. Lebensjahre. Das ganze Land trauerte um ihn.

Möser war von hohem starken Wuchse und besaß eine feste Gesundheit. Sein Wesen war bürgerlich gediegen, schlicht und gemessen, ohne Pedanterie. Auf persönliche Auszeichnung legte er keinen Werth; nur auf wiederholtes Verlangen der Regierung hatte er 1783

den Titel eines geheimen Justizrathes angenommen. Als Beamter verlor er über den Pflichten seines Amtes nie die höhern Interessen des Weltbürgers und Menschenfreundes außer Augen. Er war seit den traurigen Zeiten des 30jährigen Kriegs vielleicht der erste Staatsmann, der es offen aussprach, daß Wahrheit und Redlichkeit auch im Staatsleben die erste Pflicht sei. Und was er als solcher wollte und dachte, wie ihm keine Regung, kein Bedürfniß des Volkslebens entging, wie er zu allen Fragen und Aufgaben der Zeit entschlossen und selbstbewußt seine Stellung nahm, das finden wir in seiner schriftstellerischen Thätigkeit abgespiegelt, die besonders auf zwei Gebieten Bedeutendes leistete, auf dem historischen und publicistischen. Möser's „Osnabrückische Geschichte“ (1768), obwohl unvollendet und kein abgerundetes Geschichtswerk im gewöhnlichen Sinne, behauptet immerhin einen hohen Werth. Sie ist das Erzeugniß einer starken, innigen, gesunden Vaterlandsliebe, und eines reichen Quellenstudiums, ausgezeichnet durch volksthümlich-politische Tendenz und durch jenen ungehämten kernigen Ausdruck, der Möser eigen ist und der in Verbindung mit der tiefen Kenntniß des deutschen Volkslebens dem Werke eine allgemeine national-literarische Bedeutung verleiht. Das Hauptresultat seiner publicistischen Thätigkeit sind die „Patriotischen Phantasien“, eine Sammlung kleinerer Aufsätze, welche (seit 1766) zuerst in dem Osnabrücker Intelligenzblatt erschienen und später durch seine Tochter, Frau von Voigts, gesammelt und herausgegeben wurden (4 Bde., 1774 ff.). Möser hatte bei Abfassung derselben, nach eigenem Geständniß, die Absicht, das Volk seines Landes mit den öffentlichen Angelegenheiten und der Art und Weise, wie diese verwaltet wurden, bekannt zu machen; jeder Bürger solle glauben, die öffentlichen Anstalten würden auch seinem Urtheile vorgelegt, hierin solle er sich fühlen, sich heben und mit dem Gefühl seiner eignen Würde auch einen hohen Grad von Patriotismus bekommen; er wünschte es durch seine Mittheilungen dahin zu bringen, daß die Gesetze und ihr Geist lebhaft in den Geist jedes Bürgers eindringen

möchten. „Denn (sagt er) es schien mir nicht genug, daß ein Land mit Macht und Ordnung beherrscht werde, sondern es sollte dieser große Zweck auch mit der möglichsten Zufriedenheit aller derjenigen, um deren willen Macht und Ordnung eingeführt sind, erreicht werden.“ In diesem Sinne sind denn die „Patriotischen Phantasien“ wahre Musterstücke zu nennen, die Möser den Namen eines der ersten und ächtesten deutschen Volkschriftsteller für alle Zeiten sichern. Sie beschränken sich übrigens keineswegs auf die öffentlichen Angelegenheiten, sondern verbreiten sich über alles, was den Staatsbürger überhaupt, und insbesondere den Staatsmann und Beamten, was den Stadt- und Landbewohner, den Kaufmann, den Handwerker, selbst den Gelehrten, was den Familienvater und die Hausmutter, was endlich den Menschen als solchen in geistiger und sittlicher Hinsicht berührt. Gleich bewundernswerth wie die Mannichfaltigkeit des Stoffs ist aber auch die Art der Behandlung und das Gesagte selbst. „Immer (so urtheilt Göthe) ist Möser über seinen Gegenstand erhaben und weiß uns eine heitere Ansicht des Ernstesten zu geben, bald hinter dieser, bald hinter jener Maske halb versteckt, bald in eigner Person sprechend, immer vollständig und erschöpfend, dabei immer froh, mehr oder weniger ironisch, durchaus tüchtig, rechtschaffen, wohlmeinend, ja manchmal derb und heftig, und dieses alles so abgemessen, daß man zugleich den Geist, den Verstand, die Leichtigkeit, Gewandtheit, den Geschmack und Charakter des Schriftstellers bewundern muß. In Absicht auf Wahl gemeinnütziger Gegenstände, auf tiefe Einsicht, freie Uebersicht, glückliche Behandlung, so gründlichen als frohen Humor wüßte ich ihn Niemand als Franklin zu vergleichen.“ — Noch ist unter Möser's Schriften das „Sendeschreiben“ hervorzuheben, worin er mit rühmenswerthem Freimuth die deutsche Sprache und Literatur gegen Friedrichs II. Verunglimpfungen vertheidigte.

Sämmtliche Werke, neue Ausgabe, 10 Bde., Berlin 1842.

Aus den „Patriotischen Phantasien.“

Die Spinnstube.

Eine Donabrückische Geschichte.

Selinde, wir wollen sie nur so nennen, ihr Taufname war sonst Gertraud, war die älteste Tochter redlicher Eltern, und von Jugend auf dazu gewöhnt worden, das Nöthige und Nützliche allein schön und angenehm zu finden. Man erlaubte ihr jedoch, so viel möglich, alles Nothwendige in seiner größten Vollkommenheit zu haben. Ihr Vater, ein Mann von vieler Erfahrung, hatte sie in Ansehung der Bücher auf ähnliche Grundsätze eingeschränkt. Die Wissenschaften, sagte er oft, gehören zum Leppigen der Seele; und in Haushaltungen oder Staaten, wo man noch mit dem Nothwendigen genug zu thun hat, muß man die Kräfte der Seelen besser nützen. Selinde selbst schien von der Natur nach gleichen Regeln gebaut zu sein, und alles Nothwendige in der größten Vollkommenheit zu besitzen.

Die ganze Haushaltung bestand eben so. Wo die Mutter von einer bessern Art Kühe oder Hühner hörte, da ruhte sie nicht eher, als bis sie daran kam.

Man fand das schönste Gartengewächse nur bei Selinden. Ihre Mühen gingen den märtischen weit vor; und der Bischof hatte keine andre Butter auf seiner Tafel, als die von ihrer Hand gemacht war. Was man von ihrer Kleidung sehen konnte, war klares oder dichtes Linnen, ungestickt und unbesezt; jedoch so nett von ihr gestäubt, daß man in jedem Stiche eine Grazie versteckt zu sehn glaubte. Das Einzige, was man an ihr Ueberflüssiges bemerkte, war ein Heideblümchen in den lichtbraunen Locken. Sie pflegte aber diesen Staat damit zu entschuldigen, daß es der einzige wäre, welchen sie jemals zu machen gedächte; und man konnte denselben um so viel eher gelten lassen, weil sie die Kunst verstand, diese Blumen so zu trocknen, daß sie im Winter nichts von ihrer Schönheit verloren.

In ihrem Hause war Eingangs zur rechten Hand ein Saal oder eine Stube, welches man so genau nicht unterscheiden konnte. Vermuthlich war es ehemals ein Saal gewesen. Jetzt ward es zur Spinnstube gebraucht, nachdem Selinde ein helles, geräumiges und reinliches Zimmer mit zu den ersten Bedürfnissen ihres Lebens rechnete. Aus derselben ging ein Fenster auf den Hühnerplatz; ein anderes auf den Platz vor der Thüre, und ein drittes in die Küche, der Kellertür gerade gegenüber. Hier hatte Selinde manchen Tag ihres Lebens arbeitsam und vergnügt zugebracht, indem sie auf einem dreibeinigten Stuhle, (denn einen solchen zog sie dem vierbeinigten vor, weil sie sich auf demselben, ohne aufzustehen und ohne alles Geräusch auf das geschwindeste herumdrehen konnte) mit dem einen Fuße das Spinnrad und mit dem andern die Wiege in Bewegung erhalten, mit einer Hand den Faden und mit der andern ihr Buch regiert, und die Augen bald in der Küche und vor der Kellertür, bald aber auf dem Hühnerplatze oder vor der Hausthür gehabt hatte. Oft hatte sie auch zugleich auf ihre Mutter im Kindbette Acht gehabt, und die spielenden Geschwister mit einem freudigen Liede ermuntert. Denn das Kindbette ward zu der Zeit noch in einem Durtich (dortoir) gehalten, wovon die Staatsseite in die Spinnstube ging und mit schönem Holzwerk, welches Pannel hieß, nun aber minder glücklich *) Voiserie genannt wird, geziert war. Desgleichen hatten die Eltern ihre Kinder noch mit sich in der Wohnstube, um selbst ein wachsam Auge auf sie zu haben. Ueber dem Durtich war der Hauptschrank, worin die Briefschaften, die Becher und andere Erbschaftsstücke verwahrt waren; und auch diesen hatte Selinde zugleich vor Dieben bewahrt.

Wenn die langen Winterabende herankamen, ließ sie die Hausmägde, welche sich daher ebenfalls überaus reinlich halten mußten, mit ihren Rädern in die Spinnstube kommen. Man sprach sodann von allem, was den Tag über im Hause geschehen war, wie es im Stalle und im Felde stünde, und was des andern Tages vorzunehmen sein würde. Die Mutter erzählte ihnen auch wohl eine lehrreiche und lustige Geschichte, wenn sie haspelte. Die kleinen Kinder liefen von einem Schoofe zum andern, und der Vater genoß des Vergnügens, welches Ordnung und Arbeit gewähren, mittlerweile er seine Hände bei einem Fische oder Vogelgarn beschäftigte, und seine Kinder durch Fragen und Räthsel unterrichtete. Bisweilen ward auch gesungen, und die Räder vertraten die Stelle des Basses. Um alles mit wenigem zu sagen: so waren alle nothwendige Einrichtungen in dieser

*) Pannel, ouvrage a pans, oder Stückelarbeit, wovon auch das Wort Pfennig als das erste Stück eines Schillings seinen Ursprung hat, bracht die Sache unstreitig besser aus als Voiserie.

Haushaltung so verknüpft, daß sie mit dem mindesten Zeitverlust, mit der möglichsten Ersparung überflüssiger Hände und mit der größten Ordnung geschehen konnten; und die Spinnstube war in ihrer Anlage so vollkommen, daß man durch dieselbe auf einmal so viele Absichten erreichte, als möglicher Weise erreicht werden konnten.

Nicht weit von dieser glücklichen Familie lebte Arst; der einzige Sohn seiner Eltern, und der frühe Erbe eines ziemlichen Vermögens. Als ein Knabe und hübscher Junge war er oft zu Selinden in die Spinnstube gekommen, und hatte manche schöne Birn darin gegessen, welche sie ihm geschält hatte. Nach seiner Eltern Tode aber war er auf Reisen gegangen und hatte die große Welt in ihrer ganzen Pracht betrachtet. Er verstand die Baukunst, hatte Geschmac und einen natürlichen Hang zum Ueberflüssigen, welchen er in seiner ersten Jugend nicht verbergen konnte, da er schon nicht anders als mit einem Federhute in die Kirche gehen wollte. Man wird daher leicht schließen, daß er bei seiner Wiederkunft jene eingeschränkte Wirkthchaft nicht von ihrer besten Seite betrachtete und die Spinnstube seiner Mutter in einen VorSaal verändert habe. Jedoch war er nichts weniger als verderbt. Er war ein billiger und vernünftiger Mann geworden, und sein einziger Fehler schien zu sein, daß er die edle Einfalt als etwas Niedriges betrachtete und sich eines braunen Tuchs schämte, wenn andre in goldgesticktem Scharlach über ihn triumphirten.

Seine Eltern hatten seine frühe Neigung zu Selinden gern gesehen, und die ihrigen wünschten ebenfalls eine Verbindung, welche allen Theilen eine vollkommene Zufriedenheit versprach. Seinen Wünschen setzte sich also nichts entgegen; und so viele Schönheiten als er auch auswärts gesehen hatte, so war ihm doch nichts vorgekommen, welches ihre Reizungen übertroffen hätte. Er widerstand daher nicht lange ihrem mächtigen Eindruck, und der Tag zur Hochzeit ward von den Eltern mit derjenigen Zufriedenheit angefezt, welche eine ausgefuchte Ehe unter wohlgerathenen Kindern insgemein zu machen pflegt. Allein so oft Arst seine Braut besuchte, fand er sie in der Spinnstube, und er mußte manchen Abend die Freude, seine Geliebte zu sehen, mit dem Verdruß, zwischen Rädern und Kindern zu sitzen, erkaufen.

Er konnte sich endlich nicht enthalten, einige satyrische Züge gegen diese altväterische Gewohnheit auszulassen. „Ist es möglich,“ sagte er einstmahl gegen den Vater, „daß Sie unter diesem Gekumse, unter dem Geplauder der Mägde und unter dem Lärm der Kinder so manchen schönen Abend hinbringen können? In der ganzen übrigen Welt ist man von der alten deutschen Gewohnheit, mit seinem Gesinde in einem Rauche zu leben, zurück gekommen, und die Kinder

können unmöglich edle Gefinnungen bekommen, wenn sie sich mit den Mägden herumzerren. Ihre Denkungsart muß nothwendig schlecht, und ihre Ausföhrung nicht besser gerathen. Ueberall, wo ich in der Welt gewesen, haben die Bediente ihre eigne Stube; die Mägde haben die ihrige besonders; die Kammerjungfer sitzt allein; die Töchter sind bei der Französin; die Knaben bei dem Hofmeister; der Herr vom Hause wohnt in einem und die Frau im andern Flügel. Bloss der Eßsaal nebst einigen Vorzimmern dienen zu gewissen Zeiten des Tages, um sich darin zu sehen und zu versammeln. Und wenn ich meine Haushaltung anfangte, so soll die Spinnstube gewiß nicht im Corps de logis wieder angelegt werden."

"Mein lieber Arist," war des Vaters Antwort, "ich habe auch die Welt gesehen, und nach einer langen Erfahrung gefunden, daß Langeweile unser größter Feind, und eine nützliche Arbeit unsere dauerhafteste Freundin sei. Da ich auf das Land zurückkam, überlegte ich lange, wie ich mit meiner Familie meine Zeit für mich ruhig und vergnügt hinbringen wollte. Die Sommertage machten mich nicht verlegen. Allein die Winterabende fielen mir desto länger. Ich fing an zu lesen, und meine Frau nähte. Im Anfang ging alles gut. Bald aber wollten unsere Augen diese Anstrengung nicht aushalten, und wir kamen oft zu dem Schlusse, daß das Spinnen die einzige Arbeit sei, welche ein Mensch bis in's höchste Alter ohne Nachtheil seiner Gesundheit aushalten könnte. Meine Frau entschloß sich also dazu; und nach und nach kamen wir zu dem Plan, welcher Ihnen so sehr mißfällt. Dies ist die natürliche Geschichte unsers Verfahrens; nun lassen Sie uns auch Ihre Einwürfe als Philosophen betrachten.

In meiner Jugend diente ich unter dem General Montecuculi. Wie oft habe ich diesen Helden in regnigten Nächten auf den Vorposten, sich an ein schlechtes Wachtfeuer niedersetzen, aus einer versauerten Flasche mit den Soldaten trinken, und ein Stück Kommissbrod essen sehen? Wie gern unterredete er sich mit jedem Gemeinen? Wie aufmerksam hörte er oft von ihnen Wahrheiten, welche ihm von keinem Adjutanten hinterbracht wurden? Und wie groß dünkte er sich nicht, wenn er in der Brust eines jeden Gemeinen Muth, Geduld und Vertrauen erweckt hatte? Was dort der Feldherr that, das thue ich in meiner Haushaltung. Im Kriege sind einige Augenblicke groß; in der Haushaltung alle, und es muß keiner verloren werden. Sollte nun aber wohl dasjenige, was den Helden größer macht, den Landbauer beschimpfen können? Ist der Ackerbau minder edel als das Kriegshandwerk? Und sollte es vornehmer sein, sein Leben zu vermietthen, als sein eigner Herr zu sein, und dem Staate ohne Sold zu dienen? Warum sollte ich also

nicht mit meinem Gesinde, wie Montecuculi mit seinen Soldaten umgehen?

Ein gesunder und reinlicher Mensch hat von der Natur ein Recht, ein starkes Recht, uns zu gefallen. Der Ehrgeizige braucht ihn; die Wollust sucht ihn; und der Geiz verspricht sich alles von seinen Kräften. Ich habe allzeit gesundes und reinliches Gesinde; und bei der Ordnung, welche wir in allen Stücken halten, fällt es uns nicht schwer, es wohl zu ernähren und gut zu kleiden. Das Kind macht nicht bloss den Staatsmann; es macht auch eine gute Hausmagd; und es kann Ihnen, mein lieber Arist, nicht unbemerkt geblieben sein, daß der Zuschnitt ihrer Mähen und Wänser ihnen eine vorzügliche Leichtigkeit, Munterkeit und Achtsamkeit gebe. Ich erniedrige mich nicht zu ihnen; ich erhebe sie zu mir. Durch die Achtung, welche ich ihnen bezeige, gebe ich ihnen eine Würde, welche sie auch im Verborgnen zur Rechtschaffenheit leitet. Und diese Würde, dieses Gefühl der Ehre dient mir besser als andern die Furcht vor dem Zuchthause. Wenn sie des Abends zu uns in die Stube gelassen werden, haben sie Gelegenheit, manche gute Lehren im Vertrauen zu hören, welche sich nicht so gut in ihr Herz prägen würden, wenn ich sie ihnen als Herr im Vorübergehen mit einer ernsthaften Miene sagte. Durch unser Betragen gegen sie, sind sie versichert, daß wir es wohl mit ihnen meinen, und sie mühten sehr unempfindliche Geschöpfe sein, wenn sie sich nicht darnach besserten. Ich habe zugleich Gelegenheit, ohne von meiner Arbeit aufzustehen, und meine Zeit zu verlieren, von ihnen Rechenschaft wegen ihrer Tagesarbeit zu fordern, und ihnen Vorschriften auf den künftigen Morgen zu geben. Meine Kinder hören zugleich, wie der Haushalt geführt, und jedes Ding in demselben angegriffen werden muß. Sie lernen gute Herrn und Frauen werden. Sie gewöhnen sich zu der nothwendigen Achtsamkeit auf Kleinigkeiten; und ihr Herz erweitert sich bei Zeiten zu den christlichen Pflichten im niedrigen Leben, wozu sich andre sonst mehr aus Stolz als aus Religion herab lassen. Ordentlich Weise aber lasse ich meine Kinder mit dem Gesinde nicht allein. Wenn es aber von ungefähr geschieht, so habe ich weniger zu fürchten, als andre, deren Kinder mit einem verachteten Gesinde verstoßene Zusammenkünfte halten. Ich muß aber dabei bemerken, daß ich meine Kinder hauptsächlich zur Landwirthschaft, und zu derjenigen Vernunft erziehe, welche die Erfahrung mit sich bringt. Von gelehrten Hofmeistern lernen tausend die Kunst, nach einem Modell zu denken und zu handeln. Aufmerksamkeit und Erfahrung aber bringen nützliche Originale oder doch brauchbare Kopien hervor."

Arist schien mit einiger Ungeduld das Ende dieser langen Rede zu erwarten, und vielleicht hätte er Selindens Vater in manchen

Stellen unterbrochen, wenn der Ernst, womit diese ihrem Vater zuhörte, ihn nicht behutjam gemacht hätte. „Es ist einem jeden nicht gegeben,“ fiel er jedoch hier ein, „sich mit seinem Gesinde so gemein zu machen; und ich glaube, man thut allezeit am besten, wenn man sie in gehöriger Ehrfurcht und Entfernung hält. Alle Menschen sind zwar von Natur einander gleich. Allein unsre Umstände wollen doch einigen Unterschied haben; und es ist nicht übel, solchen durch gewisse äußerliche Zeichen in der Einbildung der Menschen zu unterhalten. Mit eben den Gründen, womit Sie mir die Spinnstube anpreisen, könnte ich Ihnen die Dorfschenke rühmen. Und vielleicht bewiese ich Ihnen aus der Geschichte des vorigen Jahrhunderts, daß verschiedene Kaiser und Könige, wenn ihnen die allezeit in einerlei Gemüthsuniform erscheinenden Hofleute Langlebige verursacht, sich oft in einem Bauernhause gelabt, und ihren getreuesten Unterthanen unerkannter Weise zugezogen haben.“

„Und Sie wollten dieses verwerfen?“ versetzte Selindens Vater mit einem edlen Unmuth. „Sie wollten eine Handlung lächerlich machen, welche ich für die gnädigste des Königs halte? Kommen Sie,“ fuhr er fort, „ich habe hier noch ein Buch, welches ich oft lese. Dieses ist Homer. Hier hören Sie (und in dem Augenblick las er die erste Stelle, die ihm in die Hand fiel): der alte Nestor zitterte ein wenig, aber Hektor kehrte sich an nichts. Welch eine natürliche Schilderung! rief er aus. Wie sanft, wie lieblich, wie fließend ist diese Schattirung in Vergleichung solcher Gemälde, worauf der Held in einem einfarbigen Purpur steht, den Himmel über sich einstürzen sieht, und den Kopf an einer poetischen Stange umerschrocken in die Höhe hält? Wodurch war aber Homer ein solcher Maler geworden? Wahrlich nicht dadurch, daß er alles in einen prächtigen, aber einförmigen Modeton gestimmt, und sich in eine einzige Art von Nasen verliebt? Nein, er hatte zu seiner Zeit die Natur überall, wo er sie angetroffen, studirt. Er war auch unterweilen in die Dorfschenke gegangen, und der schönste Ton seines ganzen Werks ist dieser, daß er die Mannichfaltigkeit der Natur in ihrer wirklichen und wahren Größe schildert, und durch übertriebene Vergrößerungen oder Verschönerungen sich nicht in Gefahr setzt, statt hundert Helden nur einen zu behalten. Er ließ der Helene ihre stumpfe Nase, ohne ihr den schönen Hügel darauf zu setzen; und Penelopen ließ er in der Spinnstube die Aufwartung ihrer Liebhaber empfangen.“

Arist wollte eben von dem Durtich sprechen, welcher beim Homer wie ein Vogelbauer in die Höhe gezogen wird, damit die darin schlafenden Prinzen nicht von den Nasen oder andern giftigen Thieren angegriffen würden. Allein der Alte ließ ihn nicht zum Worte kommen, und sagte nur noch: „Ich weiß wohl, die veredelten,

verschönerten, erhabenen und vermöhten Köpfe unsrer heutigen Welt lachen über dergleichen Gemälde. Allein mein Trost ist: Homer wird in England, wo man die wahre Natur liebt, und ihr in jedem Stande Gerechtigkeit widerfahren läßt, mehr gelesen und bewundert, als in dem ganzen übrigen Theile von Europa; und es gereicht uns nicht zu Ehre, wenn wir mit dem niedrigsten Stande nicht umgehen können, ohne unsre Würde zu verlieren. Es gibt Herren, welche in einer Dorfschenke am Feuer mit vernünftigen Landleuten, die das ihrige nicht aus der Encyclopädie, sondern aus Erfahrung wissen, und aus eigenem Verstande wie aus offnem Herzen reden, allezeit größer sein werden, als orientalische Prinzen, die, um nicht klein zu scheinen, sich einschließen müssen. Wenn wir dächten, wie wir denken sollten: so müßte uns der Umgang mit ländlichen unverdorbenen und unverstellten Originalen ein weit angenehmer Schauspiel geben, als die Bühne, worauf einige abgerichtete Personen ein auswendig gelerntes Stück in einem geborgten Affekte daher schwagen.“

Wie Selinde merkte, daß ihr Vater eine Wahrheit, welche er zu stark fühlte, nicht mehr mit der ihm sonst eignen Gelassenheit ausdrückte, unterbrach sie ihn damit, daß sie sagte: „sie würde sich's von Aristen als die erste Gefälligkeit ausbitten, daß er seiner Mutter Spinnstube wieder in den vorigen Stand setzen ließe.“ Und sie begleitete diese ihre Bitte mit einem so sanften Blick, daß er auf einmal die Satyre vergaß, und ihr unter einer einzigen Bedingung den vollkommensten Gehorsam versprach. Selinde wollte zwar Anfangs keine Bedingung gelten lassen. Doch, sagte sie endlich: „die Bedingungen eines geliebten Freundes können nichts Widriges haben, und ich weiß zum voraus, daß sie zu unserm gemeinschaftlichen Vergnügen sein werden.“ Arist erklärte sich also, und es ward von allen Seiten gut gefunden, daß Selinde ein Jahr nach ihres Mannes Phantasie leben, und alsdann dasjenige geschehen sollte, was sie beiderseits wünschen würden. Jeder Theil hoffte in dieser Zeit den andern auf seine Seite zu ziehen.

Der Hochzeitstag ging fröhlich vorüber, und wann gleich Arist sich an denselben in seiner schönsten Größe zeigte, so bemerkte man doch auf der andern Seite nichts, was man Ueberfluß nennen konnte. Selindens Vater kleidete alle Arme im Dorfe neu; nur sich selbst nicht, weil sein Rock noch völlig gut war. Er gab nicht mehr als drei Speisen und ein gutes Bier, welches im Hause gemacht war. Denn der Wein war damals noch keine allgemeine Mode, und es hatte sich kein Leibarzt beifallen lassen, der Braunaahrung zum Nachtheil das Wasser gesunder zu finden. Die Braut trug ihr Heideblümchen, und die lebenswürdige Sittsamkeit war das durchscheinende Gewand vieler edlen und mächtigen Rei-

zungen. Sie war weiß und nett ohne Pracht. Des andern Morgens aber erschien sie nach der Abrede in unaussprechlichen Kleidungen. Denn die Zeit hat die Modenamen aller Kopfzeuge, Hüllen und Phantasien, welche zu der Zeit zum Puz eines Frauenzimmers gehörten, längst in Vergessenheit kommen lassen. Und wenn sie solche auch erhalten hätte: so würde man sie doch eben so wenig verstehen, als dasjenige, was man in der Limburger Chronik*) von gemütherten, geflügerten, verschnittenen und verzattelten, von kleinspalt, kogeln, sortett und disseltt liest.

Selinde, die alles, was sie war, jederzeit aus Ueberlegung war, spielte ihre neue Rolle wirklich schöner, als wenn sie solche gelernt hätte. Sie stand spät auf, saß bis um neun Uhr am Kaffeetische, puzte sich bis um zwei, aß bis um viere, spielte bis achte, setzte sich wieder zu Tische bis zehne, zog sich aus bis um zwölf und schlief wieder bis achte; und in diesem einformigen Zirkel verfloß der erste Winter in einer benachbarten Stadt, wohin sie sich nach der Mode begeben hatten.

Wie der folgende Winter sich näherte, fing Arift allmählig an Ueberlegungen zu machen. Sein ganzes Hausgefinde hatte sich nach seinem Muster gebildet. In der Haushaltung war vieles verloren, vieles nicht gewonnen, und in der Stadt ein ansehnliches mehr als sonst verzehrt. Er mußte sich also entschließen, auf dem Lande zu bleiben, wofern er seine Wirthschaft in Ordnung halten wollte. Selinde hatte ihm bis dahin noch nichts gesagt. Denn auch dieses hatte er sich bedungen. Allein nunmehr da das Probejahr zu Ende ging, schien sie allmählig mit einem Blicke zu fragen,

*) Die Worte davon lauten in fastis Limburg, S. 18, also: Die Kleidung von den Leuten in deutschen Landen war also gethan. Die alte Leute mit Namen, trugen lange und weite Kleider, und hatten nicht Knauff, sondern an den Armen hatten sie vier oder fünf Knäuff. Die Ermel waren bescheidenlich weit. Dieselben Röcke waren um die Brust oben gemüthert und geflügert, und waren vornen aufgeschliffen bis an den Gürtel. Die junge Männer trugen kurze Kleider, die waren abgeschnitten auf den Lenden, und gemüthert und gefalten mit engen Armen. Die Kogeln waren groß. Darnach zu Hand trugen sie Röcke mit vierundzwanzig oder dreißig Weren, und lange Hoiden, die waren geknaufft vornen nieder bis auf die Fuß. Und trugen stumpe Schuhe. Giltliche trugen Kugeln, die hatten vornen einen Kappen und hinten einen Kappen, die waren verschnitten und gesattelt. Das manches Jahr gewähret. Herren, Ritter und Knechte, wann sie hofgarthen, so hatten sie lange Kappen an ihren Armen bis auf die Erde, gesäubert mit Kleinspalt oder mit Bund, als den Herren und Ritters angehört, und die Knechte als ihnen angehört. Die Frauen gingen gekleidet zu Hof und Dancen mit paar Kleidern, und den Unterrock mit engen Armen. Das oberste Kleid hieß ein Sortett, und war bei den Seiten neben unten aufgeschliffen, und gesäubert im Winter mit Bund, oder im Sommer mit Zundel, das da ziemlich einem jeglichen Weib war. Auch trugen die Frauen der Burgerken in den Städten gar zierliche Hoiden, die nannte man Hüllen, und war das kleine Gespenst von Disseltt, krauß und eng beisammen gefalten mit einem Same beinahe einer Spannen breit, deren löstet einer neun oder zehn Gülden. (Die Kugeln hingen vermunthlich auch an den Kappen; und rührt daher das heutige Sprichwort: Kappen und Kugeln verspielen).

wiewohl mit aller Bescheidenheit, und nur so, daß man schon etwas auf dem Herzen haben mußte, um diesen Blick zu verstehen.

Zur Zeit, wie Arift in Paris gewesen war, hatte man eben die Spinnräder erfunden, welche die Damen mit sich in Gesellschaft trugen, auf den Schooß setzten, und mit einem stählernen Haken an eben derselben Stelle befestigten, wo jetzt die Uhr zu hängen pflegt. Man drehte das Rad mit einem schönen kleinen Finger, und tändelte oder spann mit einem andern. Von dieser Art hatte er heimlich eines für Selinden kommen lassen; und für sich ein Gestell zu Knötgen. Denn die Mannsperionen fingen eher an zu knötgen als zu trenfeln.*) Ehe sich's Selinde versah, rückte Arift mit diesen allerliebsten Kleinigkeiten hervor; und gedachte damit eine Wendung gegen sein feierliches Versprechen zu machen. Vielleicht wäre es ihm auch eine Zeitlang geglückt, wenn nicht das charmanten Mädchen mit einer unendlichen Menge Verloguen wäre geziert gewesen. Sie wußte zwar die Geschichte ihres Ursprungs, und zu welchem Ende der Gott der Liebe diese kleinen Siegeszeichen erfunden hatte, nicht. Allein sie sah doch ganz wohl ein, daß dieser überflüssige Zierrath ein kleiner Spott über ihre ehemaligen Grundsätze sein sollte. Indessen schwieg sie und spann. Arift aber machte Knötgen.

Kaum aber war ein Monat und mit diesem die Neugier vorüber, so fühlte Arift selbst die ganze Schwere dieser langweiligen Tändelei. Längst hatte er eingesehen, daß nichts, als nützliche Arbeit, die Zeit verkürzen, und ein dauerhaftes Vergnügen erwecken könnte. Allein diese seine Erkenntniß war unter dem Geräusch jugendlicher Lustbarkeiten verschwunden; jetzt verwandelte sie sich aber in eine lebhaftere Ueberzeugung, da die Noth sich bei ihm als ein ernsthafter Sittenlehrer einstellte. Er fing also an, Selinden offenherzig und zärtlich zu gestehen, wie es wohl schiene, daß sie Recht behalten würde.

Die Scene, welche hierauf erfolgte, ist zu rührend, um sie zu beschreiben. Es ist genug, zu wissen, daß Selinde den Sieg, und eine ganz neue Spinnstube erhielt; woraus sie, wie zuvor, ihre ganze Haushaltung regieren konnte. Nur wollte Arift nicht, daß sie Eingangs zur Linken liegen sollte, weil er hier seinen Saal behalten, und die Damen, so ihn besuchten, wie im Mennet, von der rechten zur Linken führen wollte. Dies ward leicht eingeräumt; und jedermann weiß, daß sie beide unter Rädern und Kindern ein

*) Das Trenfeln, welches vor dreißig Jahren Mode war, bestand darin, daß man goldene und silberne Borten, auch feine Zeuge in ihre Häden auflösete. Viele modische Leute kauften sich neue Borten, um ihre Hände solchergehalt zu beschäftigen.

sehr hohes und vergnügtes Alter erreicht haben. Man sagt dabei, daß die damalige Landesfürstin ihnen die Ehre erwiesen, sie in der Spinnstube zu besuchen; und daß sie zum Andenken derselben eine dergleichen auf dem Schlosse zu Burg angelegt habe, welche bis auf den heutigen Tag die Spinnstube genannt wird.

Die Abmeyerung.

Eine Erzählung.

Du erinnerst dich noch wohl, wie wir zu Badbergen mit einander in die Schule gingen; ich glaube, es werden nun bald fünfzig Jahre sein. Meine Eltern bauten damals Retmars Erbe, welches unsere Vorfahren, wer weiß wie lange und zuerst als Eigenthümer, besessen hatten. Sie hatten jederzeit ihr nothdürftiges Auskommen darauf gehabt, ihrem Gutsherrn das seinige richtig bezahlt, und in guten Jahren noch wohl einen Thaler für ihre Kinder erübrigt. Allein mein Vater starb in seinen besten Jahren, nachdem er sich in der Ernte zu sehr erhöht haben mochte, und meine Mutter überlebte diesen Verlust nicht lange. Sie war noch nicht begraben, so kam der gutsherrliche Verwalter, welcher ehemals ein Procurator gewesen war, und schrieb alles auf, was im Hause war. Ich durfte mich diesem Beginnen nicht widersehen, weil es leider die Rechte so mit sich brachten, und ich mochte wollen oder nicht, so mußte ich ihm die von meinen Eltern hinterlassene Erbschaft, unerachtet mein Vater und Großvater verschiedene Stücke davon schon mehrmals gelöst hatten, auf's theuerste bezahlen, wenn ich nicht alles, was im Hause war, Früchte, Vieh und Hausgeräthe, auf einmal verlieren wollte. Das baare Geld, was sich fand, nahm er gleich zu sich; ich mußte also beim ersten Anfange borgen, und sogar die Kosten zu meiner Mutter Begräbniß. Dies setzte mich schon etwas zurück, und wie ich mich durch eine Heirat erholen wollte, forderte der Verwalter auch den Brautscas meiner Frau zum Weinkaufe für sie. Was sollte ich thun, Heinrich? Mein Gutsherr war unmündig, und der Verwalter von dem Richter bestellt, der die Leute schalten und walten, oder die Unterdrückten prozessen ließ. Es war kein Baum auf dem Erbe, den meine Vorfahren nicht gepflanzt hatten, und den ich nicht als Vater und Bruder betrachten konnte; Gebäude und Acker waren von ihnen und auch in gutem Stande, und diese mit dem Rücken anzusehen, war mir nicht möglich. Ich gab also alles hin, was mir meine Braut zubachte, und der Procurator nahm sogar zwei harte Thaler, die sie mir auf die Treue gegeben hatte, für die Schreibgebühr zu sich.

Nun dachte ich, würde ich doch arm und ruhig leben können. Allein der grausame Mensch behauptete, ich hätte bei dem Sterbfall etwas verschwiegen, und forderte mich darüber zum Eide. Diesen wollte ich ungern ablegen, und es ging daher zum Prozeß, den ich mit allen Kosten verlor, weil sich noch ein Fohlen, so ich in meines Vaters Hause angezogen hatte, in der Weide befand, das ich wohl gewußt, aber anzugeben vergessen hatte. Um die Kosten zu bezahlen, mußte ich neue Schulden machen, und weil ich vielleicht nicht mit dem Muthe und dem Eifer arbeitete, womit ich unter glücklichen Umständen mein Brod gewiß erworben haben würde, so schlugen mir einige Ernten nacheinander ab; ich verlor einige Pferde; und weil selten ein Unglück allein kommt, so ward ich auch zuletzt von der Viehsenche heimgesucht, so daß ich endlich so wenig die gutsherrlichen Gefälle als die schuldigen Zinsen gehörig bezahlen konnte. Meine Brüder, denen ich ihren Antheil aus dem Erbe geben mußte, drangen zu gleicher Zeit auf das ihrige. Ich ward verklagt, verdammt, gepfändet, und nach einigen kummervollen Jahren, zuletzt mit meiner Frau und sechs Kindern des Erbes, was ich dreißig Jahre im Schweisse meines Angesichts gebaut hatte, entsezt. Indessen brachte der Verkauf des meinigen noch so viel auf, daß meine Schulden insgesammt hätten bezahlt werden können, wenn die Unkosten nicht zu viel davon weggenommen hätten; und ich hatte wenigstens die Beruhigung, daß ich nicht als ein unredlicher Mann gehandelt hatte.

Ach Heinrich, du hättest unsern Abzug sehen sollen! Er würde dir gewiß mitleidige Thränen abgepreßt haben. Meine Frau hatte ihr jüngstes Kind, das damals zehn Jahre alt war, bei der Hand; und zwei andere saßen ihren Rock an, um sie zu halten, oder mit fortgezogen zu werden; zwei andere schrieten ihr nach und flehten, sie möchte sie doch mitnehmen, wohin sie auch ginge. Ich eilte mit meinem ältesten, um nicht von den Gerichtsbedienten aus dem Hause gewiesen zu werden, durch die Seitenthür in den Garten, und ohne mich umzusehen, fort. Keiner von uns hatte einmal daran gedacht, das letzte Brod, was uns noch übrig geblieben war, mitzunehmen. Ich weiß nicht, ob du dich noch unsern alten Trüwarts erinnerst? das arme Thier! ich werde es Zeit Lebens nicht vergessen. Vor Alter blind und entkräftet, konnte er uns kaum nachfolgen. Zitternd kroch er uns bis zu dem Stachelbeerenbusche nach, der, wie du weißt, bei der Thüre nach der Wiese stand, und wo er sich sonst zu sonnen pflegte. Hier legte er sich nieder. Wir andern gingen fort, ich rief ihm, er wedelte mit dem Schwanz, ohne aufzustehen; ich lockte ihn und schrie Trüwart, Trüwart; er heulte noch einmal und starb. Auch ich hätte mein Grab bei ihm finden können; aber es gefiel Gott, mein Leben für meine Kinder zu fristen."

Hier machte der Alte eine Pause, und sah seinem Freunde in's Auge, das von Thränen überfloß. Für ihn selbst war dieses eine Geschichte, die er schon sehr oft überdacht hatte. Eine einzige Thräne entfiel seinem Auge und er fuhr fort. . . .

Es kann dieses noch fortgesetzt werden. Der Stoff dazu liegt in the men of Feeling. Vorerst aber wollen wir hier abbrechen, nachdem der Held Trüwart gestorben. Ich meine, daß dieses der erste Hund sei, mit dem sich ein Trauerspiel geendigt hat. Es ist aber auch ein ländliches Trauerspiel.

Johann, seid doch so gut!

Johann! Nun wo bleibt der Kerl? So fort, lauft mir zu dem verfluchten Schuster, und sagt ihm, wo er mir die Stiefeln nicht in Zeit von zwei Stunden in's Haus lieferte, so sollte er fünfzig Stockprügel haben; und du eben so viel, wenn du nicht läufst, was du kannst. . . .

„Ja, Herr Hauptmann,“ sagte Johann, und ging, ohne eine Nerve mehr als gewöhnlich, anzustrengen. Allein, indem er noch so ging, rief der Hauptmann: „Johann! bringt mir doch etwas Tabak mit.“ „Recht gern,“ versetzte dieser, und ging etwas eifertiger zu seinem Hute. In dem Augenblick, da er aus dem Hause gehen wollte, kam ihm der Herr nach, und sagte mit einem sehr freundschaftlichen Tone: „Johann, ihr könntet mir wohl einen rechten Gefallen thun, wenn ihr zu meiner Frau (diese war auf einem nahegelegenen Landgute) hinaus liefet und ihr sagtet, daß ich diesen Mittag einige gute Freunde mitbringen würde; ihr müßt aber, wie ihr wißt, in der Stunde wiederum hier sein.“

Wer lief freudiger als Johann? In weniger als einer Stunde waren alle Aufträge verrichtet, unerachtet das Landgut beinahe eine Stunde von der Stadt lag; und der Hauptmann sah mit Verwunderung seinen Diener noch eher, als er ihn erwartet hatte, zurück kommen, ihn seinen Bericht mit Freuden abstaten, nach einer kleinen Lobeserhebung von seinem Herrn, verschiedene Bedürfnisse, welche die Frau Hauptmännin verlangt hatte, wiederum heraustragen, den Mittag unverdrossen aufwarten, den Nachmittag seine Geschäfte thun, und in der Nacht zu Fuße neben seines Herrn Pferde nach der Stadt traben; anstatt daß er sonst gerade nur dasjenige that, was er thun mußte, so oft ihm sein Herr ohne Vorrede: Johann, thue das! sagte.

Der Oberst! welcher mit von der Gesellschaft gewesen war und die Unverdrossenheit des jungen Menschen bewunderte, bat den

Hauptmann inständig, ihm diesen Bedienten zu überlassen; lange hätte er gewünscht, einen solchen Kerl zu haben, alles Gesinde, was er hätte, wäre träge und faul, und man müßte den Leuten alles, was sie thun sollten, in's Maul stopfen, unerachtet er doch meinte, daß sie es besser bei ihm hätten als sonst irgendwo in der ganzen Stadt, und daß er ihnen den Lohn noch kürzlich verbessert hätte. . . .

„Von Herzen gern,“ sagte der Hauptmann, „allein der Herr Oberst müssen mir einen von den übrigen wieder überlassen, weil ich so gleich keinen andern habe. . . .“

Gut, der Wechsel wurde vollzogen; Johann kam bei dem Herrn Obersten, und Peter, ein städtischer Maulaffe, bei dem Hauptmann. Kaum waren acht Tage vorüber, so führte der Oberst seine vorige Klage, und Johann, dem er doch seinen Lohn verbessert hatte, war nicht besser als die übrigen. Peter hingegen wollte sich für den Hauptmann, der, ob er gleich bisweilen mit Stockprügeln drohte, allemal zu rechter Zeit ein gutes Wort gab, zu Tode laufen.

„Ich weiß nicht, wie Sie es in aller Welt anfangen,“ sagte der Oberst zu ihm, „daß Ihre Leute Ihnen so gut dienen; ich gebe den meinigen einen bessern Lohn, sie haben mehrere Freiheit und weniger Arbeit als bei Ihnen, sie erhalten außerdem so viel Spielgelder, und doch. . . .“

„D,“ erwiderte der Hauptmann, „daran liegt es alles nicht. Der Mensch ist ein wunderliches Thier; sein Körper steht unter unsrer Fuchtel, aber seine Seele nicht. Wir können diese zwar auch nach unserm Gefallen regieren, aber dann wird sie immer enger und kleiner, und man kann einem nicht befehlen, Wiß und Verstand zu haben. Dieses sind Eigenschaften, welche wir in andern auf mancherlei Art erwecken, nähren und unterhalten müssen. Wenn ich zu meinem Koch sage: schaffe mir eine Pastete, so schafft er mir eine, dergleichen ich ihm alle Jahre eine mit allen Ungevvittern in die Küche schicke. Sage ich aber: Mein guter Koch, mach mir doch einmal eine Pastete, so wie die Frau Oberstin gerne ißt, und so, daß wir beide Ehre davon haben; so können Sie glauben, der König hat sie nicht besser. Meiner Frau geht es mit ihrem Kammermädchen eben so. Ist die Here übler Laune, so sitzt meiner Frau das Zeug ordentlich und steif, aber nicht ein bißchen gefällig; sie sieht aus, wie eine Schuldigkeit in puris naturalibus. Meine Frau, die dieses weiß, versäumt es daher nie, ihr, so oft sie ein wenig glänzen will, schon früh Morgens ein gutes Gesicht zu machen, sie ihre liebe Lissette zu nennen, und ihr alles bittweise zu befehlen. Und dann lacht gewiß aus jeder Schleife, die sie ihr anlegt, eine Grazie. Dieses hindert aber nicht, daß sie nicht bisweilen, wenn meine Frau im Nachtzeuge bleiben will, das dumme Thier zum Henker schickt, und ihr sogleich das Haus zu räumen befiehlt, wenn sie es nicht besser

verdient. Nein; dieses muß auch sein, man muß zu rechter Zeit das Böse mit dem Guten abwechseln lassen, wenn jedes die gehörige Empfindung erregen soll.“

„Ei zum Heiter!“ versetzte der Oberst, „wer kann mit den Menschen solche Capriolen machen? Ich befehle meinen Leuten trocken und gut, was sie thun sollen, bezahle sie richtig, gebe ihnen, was sich gebührt, auch noch wohl zu Zeiten ein mehreres, und mehr kann ich nicht thun; ich habe andre Sachen zu bedenken, als mich mit dergleichen Kleinigkeiten abzugeben, und ...“

„Aber, Herr Oberst! wie macht es unser König? Dem einen schreibt er: Mein Herr General, dem andern: mein lieber Herr General, dem dritten: mein lieber Freund; den einen versichert er beim Schlusse seiner Gnade, den andern umarmt er, den dritten umarmt er von ganzem Herzen; bisweilen befiehlt er trocken, bisweilen gnädig, bisweilen gar freundschaftlich und zärtlich. Alles dieses thut er, um seinen Generalen neuen Eifer, schärfere Einsichten, muthigere Unternehmungen und gleichsam eine besondere Seele einzusößen. Jeder ist schuldig, ihm zu dienen, jeder hat seinen Sold richtig, auch noch wohl eine gute Verbesserung. Allein um Verstand, Zutrauen und Liebe im höchsten Grade zu erwecken, um alle Kräfte in Bewegung zu bringen, macht er es wie eine schlaue Kofette, die ihres Liebhabers Beutel rein auslegen will. Die hüzigen Liebhaber opfern Gut und Blut auf, und so will die Welt, so mein Koch regieret sein ...“

Der Oberst schüttelte den Kopf; Johann ging seinen steifen Gang und that seine Pflicht; Peter ließ seinen Hut nach der neuesten Mode fassen, und that, was er immer konnte. Dabei aber aß der Hauptmann allezeit gute Pasteten, und die Frau Hauptmännin war ganz allerliebste gekleidet.

Das abgeschaffte Herkommen.

Eine lehrreiche Geschichte.

Nicht weit von der Burg zu Holte wohnten vor lieben langen Jahren ein Paar frommer Hausleute, welche den edlen Herrn daselbst für ihren gnädigen Guts Herrn erkannten, und ihm so wie es das Herkommen mit sich brachte, getreu und redlich dienten. Ihre einzige Tochter, ein frisches schlankes Mädchen, hatte ihres gleichen unter allen zu dieser Burg gehörigen Leuten nicht, und wenn sie jährlich auf der Hofsprache*), welche die Herrschaft damals noch

*) So wird der Versammlungstag der hofhörigen Leute im Stifte Osnabrück genannt.

mit ihrer Gegenwart zu beehren pflegte, tanzte, so hätte man schwören sollen, es sei niemals ein Holzhuh an ihre Füße gekommen. Ihre Stimme war so rein und klingend, daß man es allemal auf der Burg hören konnte, wenn sie unten im Sundern*) mit den Nachtigallen wetteiferte; und die Hausarbeit ging ihr so leicht von der Hand, daß der guten Mutter das Herz lachte, wenn sie ihr liebes Kind die Dröschke wenden sah.

Lange hatte der Sohn des alten Burgherrn, ein junger Herr, der jetzt die Jahre der Knappschafft angetreten hatte, und mit Vergnügen der Zeit entgegen sah, da er auf Abenteuer reisen sollte, die schöne Sylka, so war der Name der Dirne, insgeheim bewundert, und manchen Abend das Fenster in dem dicken Thurm auf der Burg geöffnet, um sich an ihrer Stimme bei stiller Abendzeit zu ergötzen. Oft hatte er schon seiner gnädigen Frau Mutter angelegen, sie zu sich auf die Burg zu nehmen, und im Perlenstricken und Haarflechten unterweisen zu lassen, und dermaleinst ein geschicktes Hofmädchen, denn der Titel Kammerjungfer war derozeit noch nicht üblich, daraus zu erziehen. Allein da die Eltern ihr einziges Kind nicht gern mißten, und noch weniger die Auerbin ihres Hofes zu falschen Hoffnungen und gewissen Thorheiten verwöhnt haben wollten: so hatte der alte Burgherr, ein Mann, der zwar manchen Biedermann ritterlich erschlagen, und manchen Bürger gebrandschatt, doch niemals einem frommen Ackersmann das mindeste Leid zugefügt hatte, sich allezeit dagegen gesetzt, so oft sein Sohn den Beifall der gnädigen Frau Mutter erschwemelt hatte. Denn damals richtete sich der Haushalt noch nach den Befehlen des Herrn.

Endlich aber wagte er es doch, den Gegenstand seiner jugendlichen Wünsche, da er sie auf grüner Heide allein fand, um einen Kuß anzusprechen, und vielleicht hätte sie ihm solchen in aller Unschuld nicht verwehrt, wenigstens hat man nicht gehört, daß sie ein saures Gesicht dazu gemacht; wenn nicht die Mutter, welche hinter der Heide stand, auf's eifrigste ihrer Tochter zugerufen hätte: „Kind, thue es nicht, es möchte eine Pflicht daraus werden.“

Mutter und Tochter wußten damals noch nicht, was wir jetzt wissen, daß ein Kuß, aus Pflicht gegeben, niemals so strenge als ein anderer Hofdienst gefordert werde. Ihr Vahn war also leicht und um so viel mehr zu entschuldigen, da sie von Jugend auf in dem Glauben erzogen waren, daß derjenige, der seinen Hof mit einer neuen Pflicht belüde, ewig auf demselben spuken gehen müßte; ein Glaube, der ihnen jederzeit mehrere Dienste, als alle Gründe, womit die geringen Leute selten recht umzugehen wissen, geleistet hatte.

*) Sundern ist ein beträchtliches Gefölz.

Der junge Herr erbot sich indeß gegen die Mutter bei ritterlichen Ehren, ihrer Tochter den Kuß so insgeheim zu geben, daß niemals ein Zeuge darüber geführt werden könnte. Er versprach in allem Ernst, weder seinem Herrn Vater noch seiner Frau Mutter das mindeste davon zu sagen, und versicherte, daß der Kuß solcher- gestalt niemals in's Lagerbuch geschrieben werden sollte. Allein die Mutter beharrte auf ihrem Sinn, und meinte endlich: sie müßte wenigstens vorher ihren Mann darüber zu Rathe ziehen. Das Mädchen allein sagte nichts; und man weiß bis auf diese Stunde nicht, ob sie nicht gern gewünscht hätte, ihren Hof mit dieser Pflicht zu beladen.

Wie sie des Abends zu Hause kamen, und einmüthig beim Herde saßen, erzählte die Mutter der Sylka ihrem Mann den ganzen Vorfall. Sie ließen beide ihre Gedanken lange darüber gehen; endlich aber sagte der Alte, ein Mann von vieler Erfahrung: „Die Sache betrifft nicht bloß mich, sondern alle zur Burg gehörige Leute. Wenn der Guts herr einmal das Recht hat, einen Kuß von unserm Mädchen zu fordern; so wird er es mit der Zeit von allen begehren. Es ist also am besten, ich trage es dem ganzen Hofe vor; und was dieser beschließt, das soll geschehen.“

Früh wie die Sonne aufging, eilte der Alte zum Meierhofe, und erhielt sogleich von dem Nedemeier, daß eine Hoffsprache angesagt wurde. „Ihr Männer vom Hofe,“ fing hierauf der beredete Nedemeier seine Rede gegen die versammelten Hofesgenossen an, „ihr wißt, wie oft ich das Unglück beklagt habe, daß alle unsere Pflichten jetzt nach dem Herkommen beurtheilt werden. In den ältesten Zeiten, wie ich von meinen Vorfahren gehört habe, war es nicht also; sondern die Genossen eines Hofes hatten alle nach ihrem unterschiedenen Verhältnisse einerlei Pflichten, welche auf einer Tafel, so hinter dem Altar hing, beschrieben waren. Man wußte von keinem Lagerbuche und von keinem Besitze, sondern richtete sich lediglich nach dieser öffentlichen und geheiligten Urkunde. Und man sagt, daß im Anfange mit Fleiß die Pflichten in jedem Hofe gleichförmig gemacht worden, um den geringen Mann gegen alle einzelne Ausbürdungen zu versichern. Zu dieser Zeit machte man sich kein Bedenken daraus, der gnädigen Herrschaft ein Fuder Wein aus dem Rheingau zu holen, oder ihr den Heerwagen bis auf die renfalschen Gefilde zu fahren. Denn wir waren durch jene öffentliche Urkunde sicher, daß alles dasjenige, was einer über die durchgängig gleiche Pflicht leistete, in Ewigkeit eine Gefälligkeit bleiben würde. Und wer von uns wollte sich auch noch weigern, einem so braven Herrn, als unser alter Guts herr ist, nicht alles aufzuopfern, was in seinem Vermögen wäre, wenn es ohne Folge geschehen könnte? Allein seitdem man angefangen hat, lediglich darauf zu sehen, was der

Guts herr bei jedem hergebracht hat; seitdem unsere Pflichten nicht mehr hinterm Altar in unsrer Bauernkirche, sondern in Büchern beschrieben stehen, welche vor hundert Jahren Niemand gekannt hat: seit dieser Zeit, sage ich euch, hat sich das Unglück über uns arme hoffhörige Leute wie eine Flut ausgebreitet. Wir dürfen unserm Guts herrn, so gern wir auch wollten, nichts zu Gefallen thun; wir können seine Gnade durch unsern besten Willen nicht verdienen: wir haben dagegen von ihnen auch keine zu hoffen; und so wird die natürliche Bewegung der Erkenntlichkeit in uns erstickt; wir müssen alle Augenblicke grobe Tölpel heißen, und sind es vielleicht auch aus Nothwendigkeit, weil wir kein Ei bringen können, das nicht gleich angeschrieben wird. Es ist also auch nicht rathsam, daß eure Tochter dem jungen Herrn einen Kuß verstatte. Denn wenn derselbe auch nicht angeschrieben und in Gegenwart einiger Zeugen gegeben wird: so haben die verwünschten Rechtsgelehrten einen Eid erfunden, womit sie uns armen Leuten gleich auf den Leib fallen. Das Mädchen kann den empfangenen Kuß nicht abschwören; und dann heißt es, der Guts herr ist im Besitze; und Besitz entscheidet jetzt alles; da doch ehemals weder der Besitz noch der Eid gegen die öffentlich bekannten Hofesrechte zugelassen wurde. Ein anders wäre, wenn unsere gnädige Herrschaft die Pflichten, welche aus jedem Hofe gehen, von neuem öffentlich beschreiben, und auf steinernen Tafeln in der Kirche wieder aufhängen lassen wollte. Alsdann möchten sie so viel Küsse, so viel Hühner und Eier verlangen als sie nur wollten. Mit Freuden sollten unsre Töchter sie hinbringen; wir wollten ihnen dienen, so oft sie es nöthig hätten, und sie würden sich auch ihrer Seits gegen uns mitleidig beweisen, wenn wir einmal nicht im Stande wären, unsre Pflicht zu leisten.“

Raum hatte die versammelte Menge dem Nedemeier ihren Beifall gegeben: so ging der Vater der Sylka nach Hause, um seiner Frau die Meinung des Hofes bekannt zu machen; und diese brachte es durch ihre schöne Tochter dahin, daß das Herkommen ganz abgeschafft, und die Tafel in der Kirche wieder aufgehängt wurde.

Seitdem hat man zwar in dieser Gegend oft im Finstern einen Kuß gehört; aber niemals geglaubt, daß es eine Spure der Sylka sei; und ihre Nachkommen wissen es ihr noch jetzt Dank, daß keine Mutter über die Hecke rufen könne: „Thue es nicht, es wird eine Pflicht daraus.“

Schreiben eines reisenden Franzosen an seinen Wirth in Westphalen.

Gott sei Lob und Dank, daß ich doch endlich wieder hier und einigermaßen bei halbmenschlischen Geschöpfen bin; denn in H. . . hat doch Einer oder der Andere die Seine gesehen, oder im Parterre pfeifen gehört. Aber bei euch in Westphalen ist das ein Wust von runden ehrlichen Leuten, die man ohne Schaden nach dem Gewichte verkaufen könnte; man ersticht bei eurer vielen Gesundheit, und eure sogenannten Damen haben eine Physiognomie, wobei einem angst und bange werden sollte, wenn sie nicht zum Glück für uns vernünftig wären. Sie haben nichts von dem sanften Gelispel, nichts von der zärtlichen Mattigkeit, nichts von der zitternden Empfindsamkeit, und überhaupt nichts von der unaussprechlichen Morbidez, welche die geringste Bürgerfrau in Paris sich, so oft sie will, zu geben weiß. Das seine Sonderbare, die künstlichen Launen, die schlauen Quälereien, und alle die kleinen allerliebsten Epiken, womit das andere Geschlecht bei uns eine rechte Zauberkrast ausübt, sind ihnen eben so unbekannt, als unsere schwebenden Ruhebetten im rosenfarbigen Sommerkabinet. Sie lachten sogar über die letztern, wie ich ihnen einmal einen Begriff davon geben wollte, und glaubten, welche Einfalt! man könnte bei gewissen Vorfällen wohl von Natur schamroth werden, ohne eben nöthig zu haben, das Licht durch rothe Vorhänge fallen zu lassen, und mit diesem Widerscheine einem leichtfertigen Halle das Ansehen einer überwundenen Tugend zu geben. So entfernt seid ihr noch von den herrlichen Kunsttrieben und Kunsttugenden, die sich doch zu den natürlichen, wie eine Pastete von La Boulaye zu euren großen Bohnen verhalten. Eine solche thierische Art von Menschen, die ihre Seele bloß mit gesunden Wahrheiten füttert, und wenn man ihr die neuesten Erfindungen in der Kunst zu genießen, mit den feurigsten Farben malt, oder ein Operetchen von Gretry mit aller Grazie vorsingt, kaltstimmig antwortet, daß wir das Italienische nur süß und leicht, das Englische schwach und mißhellig, ihr Deutsches aber vollends lahm machen, habe ich in meinem Leben nicht angetroffen.

Der Gang zum Vernünftigen und Nützlichen ist zwar freilich nicht zu verachten; und ich gönne es euern Bauern gern, daß sie lieber eine gute lange Predigt als eine Opera hören. Aber daß Leute von Stande einen solchen groben Geschmack haben; und daß Damen, die doch nur zum Vergnügen in der Welt erschaffen sind, ein solches Pflanzleben führen können, dieses ist mehr als ein

Philosoph berechnen kann. Wenn man dergleichen Charaktere auf unserer Bühne vorstellen wollte, so würde die parisißche Welt den Verfasser für eine so abenteuerliche Uebertretung der menschlichen Natur ohne Barmherzigkeit auspeifen; und entdeckte er ihnen dann vollends, was ich noch weiter gesehen, daß alle eure verheirateten Weiber Kinder, und oft sehr viele haben; daß sie ihre edelste Zeit mit deren Erziehung zubringen; und daß es bei euch Männer gibt, welche dergleichen Kindermütter mit zärtlichen Augen ansehen können: so würde ihn der ganze Hof ohne Gnade für verrückt ausschreien. Dem Böbel allein liegt es ob, die Welt zu bevölkern; und eine so einfältige Fruchtbarkeit ist der höchste Grad der Dummheit.

Und eben so denke ich von allen euren baren Tugenden, offenen Herzen. Jene sind wie eure rohen Schinken, und diese gleichen einer nackten Haut ohne Schminke, die man ohne zu schaudern nicht ansehen kann. Dafür ist es hier denn doch noch gülden, da ist noch Tugend so schön wie Butter à quatre couleurs.

Eure Mannthiere sind aber in ihrer Art fast noch lächerlicher. Diejenigen, so bei uns das Land regieren, haben ihre Hauskanzleien, welchen sie einmal für alle sagen: zugestanden, was Geld einbringt, und alles Uebrige abge schlagen. Die Ausfertigungen gehen demnachst ihren Gang, und es braucht keines weitem Vortrags. Der Staat ist da das Generalhospital; wenn der Arzt nur einmal gesagt hat: Zur Rechten Ader gelassen, zur Linken abgeführt: so wissen die Handlanger mehr als zu viel. Was würde es auch für eine erschreckliche Arbeit sein, alle Krankheiten zu untersuchen oder alle Sachen selbst einzusehen, und so wie euer Herr M. . . thut, bei jedem Ja und Nein, was er auf die eingekommenen Vorstellungen setzt, mit einem Buchstaben noch besonders zu bemerken, ob das Nein piano, andante, andantino, grave, forte, piacevole, grazioso, oder stoccato, und allabreve ertheilt werden soll?

In eurem Lande hingegen arbeiteten dergleichen Herren oft für einen armen Bauern, als wenn des ganzen Landes Wohlfahrt daran läge, ob ein Hundert dergleichen Krautköpfe mehr oder weniger in der Welt wären; die edlen Abendstunden, die in der ganzen vernünftigen Welt der Freude heilig sind, werden nicht einmal der Arbeit entzogen, und um zu ihnen zu kommen, braucht man so wenig den Schweizer als den Kammerdiener zu bestechen. Euer ganzer Adel braucht nicht so viel wohlriechende Wasser, als ich für meine Person allein, und dünkt sich groß, ohne auch nur einmal von weitem gesehen zu haben, wie unser König sein Hemd anzieht, oder sein Morgengebet abstößt. Eure Gelehrten wissen kaum mit dem Hunde einer Dame, geschweige denn mit vernünftigen Menschen umzugehen; und der geringste Schußflicker in Paris hat mehr seine Lebensart als euer bester Vollmeier. Ich begreife gar nicht, wie es

sich in einem solchen Lande leben läßt, wo die Leute nichts thun, als arbeiten, essen, schlafen, und sich wohl befinden; wo man keinen König zu bedauern, keinen Minister zu verfluchen, keine Gräfin zu kreuzigen, keine Commis zu spießen, keine Verordnung zu ver-spotten, keine Freunde zu stürzen, keine Großen zu hassen, keine Parteien zu erheben, und keine Krankheiten zu erzählen hat; wo es keine Männer zu betrügen, keine Weiber zu verführen, keine Tugend zu kaufen oder zu verkaufen, keine Patrioten zu erhandeln, und keine Betrüger zu verehren gibt; kurz, wo die Uebertretung aller zehn Gebote Gottes einem so wenig Ansehen als Vergnügen gibt. Nur Schade, daß ich nicht daran gedacht habe, ein Geschöpf eurer Art mit nach Paris zu nehmen, um den Herrn von Büßon besser in Stand zu setzen, die Klasse der Abweichungen in der menschlichen Art noch mehr zu bereichern, und ein Gerippe von euch in der Kammern des Königs mit meiner Beschreibung aufzustellen. Hiemit Gott befohlen, und die Rechnung bezahlt, womit ich dich bei meiner Abwesenheit beehrt habe.

Die Politik der Freundschaft.

„Zu ihr hin will ich gehen; ihr sagen, daß sie die niederträchtigste Kreatur von der Welt sei; daß sie das edelste und zärtlichste Vertrauen gemißbraucht, und mich auf eine recht schändliche Art hintergangen habe. Ja dies will ich thun; diese Genugthuung will ich haben. Ich will sie in ihren eignen Augen erniedrigen, ihr den verrätherischen Brief vorlegen, und sie dann ihrer Scham und den Bissen ihres Gewissens überlassen. . . .“

„Und wenn Sie das denn nun gethan haben, Madame?“

„So bin ich gerochen.“

„Gerochen? und wodurch? Dadurch, daß Sie Ihre ganze Schwäche zeigen? Das ist in der That eine sonderbare Rache. O meine liebe Ismene; sollten Sie mich je beleidigen, so glauben Sie nicht, daß ich es Ihnen so leicht machen werde, mich zu vergessen und sich zu beruhigen.“

„Also sollte ich es mir wohl gar nicht einmal merken lassen, Arist, daß ich so schändlich hintergangen bin?“

„Nein, Ismene. Ihr Eifer mag noch so gerecht, das Ihnen widerfahrene Unrecht mag noch so klar sein: so muß es der letzte Schritt unter allen sein, seinen Freund wissen zu lassen, daß man von seiner uns zugefügten Beleidigung unterrichtet sei. Nie kann dieser uns hernach wieder unter die Augen treten, ohne sich zu schämen; und wer sich vor uns zu schämen hat, der flieht uns erst,

haßt uns leicht, und verfolgt uns zuletzt, um sich eines beschwerlichen Zeugen seiner Unwürdigkeit zu entledigen.“

„Aber wenn mir nun der Haß und die größte Feindschaft einer solchen Person als diejenige ist, worüber ich mich beklage, annehmbarer wäre als alle die Freundschaft, welche sie mir ehemals gezeigt hat?“

„Das ist nicht möglich. Eine Person, welche Sie einmal werthgeschätzt haben, kann nicht ohne alle Verdienste sein. Sie muß werth sein, gebessert und wiedergewonnen zu werden; und das können Sie nie hoffen, wenn Sie ihr einmal gerechte Vorwürfe gemacht haben. Falsche Vorwürfe treffen flach; aber wahre fassen tief, und man vergißt sie um so viel weniger, je mehr man sie verdient hat. Sie benehmen dem Schuldigen seinen Werth; und diejenige redliche Zuversicht, welche doch zum wahren Vertrauen und zu einer aufrichtigen Freundschaft unentbehrlich ist. Erinnern Sie sich nur einmal Ihrer Geschichte mit Cephisen. Diese Ihnen jetzt so werthe Freundin hatte Ihnen fälschlich ein Verbrechen Schuld gegeben, welches man niemals erweist, und allezeit ohne Beweis glaubt. Sie hörten es und beruhigten sich damit, daß es aus Eifersucht geschehen sein könnte. Sie veränderten nichts in Ihrem Betragen gegen sie. Sie bezeugten ihr immer das zärtliche Vertrauen, die nämliche Achtung und eben die Gefälligkeiten, welche Sie allezeit gegen sie gehabt hatten. Keine Zurückhaltung, kein Ernst im Blicke verrieth die mindeste Empfindlichkeit. Kaum waren einige Wochen verflossen, so gereuete Cephisen ihre Verleumdung. Sie ward unruhig, und das Bekenntniß ihres Verbrechens schwebte ihr hundertmal auf der Zunge, ohne daß sie es wagen mochte, um Verzeihung zu bitten. Von der edelsten Reue gerührt, kam sie endlich in Gesellschaft derjenigen Personen, gegen welche sie mit der falschen Beschuldigung herangegangen war, zu Ihnen, und that Ihnen unter tausend Thränen gleichsam eine öffentliche Erklärung. Damals gestanden Sie mir, Ismene, daß Sie sich keinen Begriff von einer edleren Gemüthung machen könnten, als diese gewesen wäre. Ihre Zärtlichkeit für Cephisen verdoppelte sich, und dasjenige, was unter andern die größte Feindschaft veranlaßt haben würde, ist der Grund einer der dauerhaftesten Freundschaften geworden. Würde aber der Erfolg eben so angenehm gewesen sein, wenn Sie Ihre Freundin gleich zur Rede gestellt, derselben ihre Verleumdung vorgeworfen, und sie damit auf ewig ihrer Schande überlassen hätten? Würde die Reue Cephisens jemals zugereicht haben, eine völlige Verzeihung unter Ihnen herzustellen? Und war nicht gleichsam Ihr heroischer und freiwilliger Entschluß nöthig, um ihr ein Vertrauen

zu sich selbst, um mit diesem die Würde wieder zu geben, sich als eine Freundin in Ihre Arme werfen zu können?"

"Es ist wahr, Arist, ich fühle die Wahrheit dessen, was Sie sagen: und bin nun zu groß, um in Vorwürfe auszubringen."

"Glauben Sie nur, liebenswürdigste Freundin, der Unschuldige verzeiht leicht. Aber der Schuldige kann nie wieder ein Herz zu uns gewinnen, wofern wir ihm nicht helfen, sich vor dem Richterstuhl seines eignen Gewissens zu rechtfertigen, und erst wiederum ein Vertrauen zu sich selbst zu gewinnen. Die Gelegenheit dazu können wir ihm nicht besser unterlegen, als wenn wir ihn zuerst in der guten Meinung lassen, daß wir sein Verbrechen nicht wissen. Hierdurch wird er allmählig sicher; bemüht sich erst, etwas wieder gut zu machen, wird immer eifriger, und zuletzt, nachdem er uns viele neue Beweise von seiner Redlichkeit gegeben, wagt er es, Verzeihung für das Vergangene zu erwarten und zu bitten. Eher kann er es nicht thun, ohne sich in seinen eignen Gedanken zu erniedrigen. Es fehlt ihm auch die Gelegenheit zu jener Rechtfertigung, wofern wir ihn gleich durch verdiente Vorwürfe beschämen und entfernen."

Dies wird aber doch wohl nur die Pflicht gegen solche schuldige Freunde sein, die wirklich Verdienste haben?"

"Freilich; aber selten ist ein Mensch ohne einige Verdienste; und man kann auch oft einen Bösewicht auf kurze Zeit oder in einzelnen Geschäften ehrlich machen, wenn man ihn für ehrlich hält, und Vertrauen auf ihn setzt. Es gereicht der Tugend zur Ehre, daß auch der böseste Mensch denjenigen ungern hintergeht, der ihn für einen rechtschaffenen Mann hält. Glauben Sie, Ismene, daß ich nicht bisweilen in die Versuchung gerathen würde, Ihnen ungetreu zu werden, wenn ich versichert wäre, daß Sie ein Mißtrauen in mich setzen?"

"O schweigen Sie, Arist; oder Ihre Gründe fangen an bei mir allen ihren Werth zu verlieren."

Es ist allezeit sicherer, Original als Kopie zu sein.

Predigten helfen wirklich nicht! gedruckte Verordnungen auch nicht, auch keine Satyren von gewisser Art, welche eine herrschende Thorheit gleichsam anbellten. Es wird eine feinere Aufmerksamkeit der Landesobrigkeit, ein großes Exempel, ein vornehmer Ton erfordert, um die stille Größe zu erheben, und die prächtigen Thronen von dem Thron ihrer Einbildung zu stürzen. Gewisse fürstliche Kinder durften nur vor einigen Jahren laut vor Tische beten; ein

Monarch durfte nur alle Mächte bei seiner Gemahlin schlafen; eine Herzogin durfte ihr Kind nur in der Kirche taufen lassen. . . so gleich fand die ganze äffende Welt das Gegentheil ärgerlich. Ich muß Ihnen bei dieser Gelegenheit meine erste Reise nach Paris erzählen. Wie ich dort ankam, hätte ich mich um alle Welt nicht in einem deutschen Kleide zeigen mögen, ungeachtet ich die meinigen in Stille, wo man doch die Mode täglich aus der Quelle erhält, so ziemlich einfügen lassen. Ich schickte deswegen nach einem Schneider, und wurde nicht wenig betreten, als bald darauf ein Mann in einem schwarzen sammetnen Kleide, welchen ich aus meinem halb eröffneten Fenster in einer Kutsche ankommen sah, zu mir in's Zimmer trat, und mich sogleich von oben bis unten betrachtete. Ich bat ihn, sich nieder zu lassen, und mir zu sagen, womit ich ihm dienen könnte, als er mich fragte, ob ich ein Kleid *Couleur du jour* verlangte? Und noch merkte ich kaum, daß dieser Mann ein Schneider war, der mir bereits mit seinen Augen die Maße zum Kleide genommen hatte. Denn er bat mich zugleich, ihm noch den Abend die Ehre zu thun und ein *Soupe à la sa petite maison* bei ihm einzunehmen; jetzt aber zu erlauben, daß er wieder fortleiten dürfte, weil er noch einen deutschen Prinzen und sechs *Hofcavaliers* zu machen hätte. Ich dankte ihm voll Verwirrung, und hätte ihn vielleicht an den Wagen begleitet, wenn mich nicht ein anderer Mann in einem eben so prächtigen Kleide an der Thür aufgehalten hätte. Dieses war mein Hauswirth, welcher mir, weil ich einen Friseur verlangt hatte, seine unterthänigen Dienste anbot, und mich fragte, ob ich *en aimable étourdi, en abbé minaudant, en Mousquetaire à la morbleu, en homme à sentimens* oder auch *en Reitre allemand* aufgesetzt sein wollte? so sollte gleich sein erster *Commis*, der, ich weiß nicht, wieviel Herzüge frisierte, seine Aufwartung bei mir machen. Bald hätte ich mir letzteres erwählt, wenn nicht eben ein bestellter *Mietlakai* herein getreten wäre, und ohne alle weitere Vorrede befohlen hätte, mich *à la meaupon* zu frisiren. Dieser junge Mensch hieß meinen Wirth im Staatskleide sogleich einen *sot*; zeigte mir in einer Sekunde eine nagelneue Dose vom Martin, eine goldene Uhr von *Du tertra*, *Mandjetten à triple rang*, und überhin *la plus fine jambe du monde*. Jetzt trat mein Freund, ein junger allerliebster Franzose, herein, dem ich aus Holland empfohlen worden. Niemals bat sich ein Mensch mehr über meine Ankunft erkundet als dieser. Ich getraue mir sein Bild nicht zu entwerfen. Es war ein ganz unbeschreiblicher Mann, und unser Vertrauen ging sogleich über alles. Er sagte mir, nachdem er meine Gestalt durchgelaufen war, mit einer Aufrichtigkeit, die mich noch rührt, wie er mich schwerlich in die gute Gesellschaft bringen könnte, weil ich die platteste Figur

von der Welt wäre. Doch, setzte er endlich hinzu, wollte er, um seine Zeit zu verlieren, mich als einen Bären einführen, wenn ich nichts dawider hätte. Alsdann will ich heute überall herum gehen, und meinen Freunden bekannt machen, daß ich ihnen morgen ein ganz neues Original aus Deutschland zeigen würde, desgleichen seit Erschaffung der Welt noch nicht in Paris gewesen wäre; ich will eine Beschreibung dabei machen. . . . Und hier machte er wirklich eine, worin ich bis auf die Taten und das Fell eine ziemliche Aufrichtigkeit fand. Was sollte ich thun? Mein Freund ging mit einem *Sansadieu* und *jusqu'à revoir* davon, und überließ mich meinen Betrachtungen. Die ersten waren nicht die ruhigsten. Endlich aber faßte ich das Herz, mir selbst getreu zu bleiben, und mich so zu zeigen, wie ich glaubte, daß ich mich zeigen mußte. Und auf einmal war ich über meinen Schneider, meinen Friseur, und meinen Miethlakaien erhoben. Mein Freund freute sich des andern Tages, mich in vollkommener Bärengestalt zu finden, und ich, der Bär, und er, der Bärenleiter, fuhren glücklich in die Gesellschaft. Ich merkte gleich ein vorwichtiges Aussehen, nahm aber doch den Ton der Gesellschaft an, und erzählte ihnen meine Geschichte mit der aufrichtigsten Einfalt, welche der Wahrheit bisweilen so vielen Nachdruck geben kann. Und was meinen Sie, daß darauf erfolgte? Ein Frauenzimmer, welches ich aus Erkenntlichkeit billig als das schönste in der ganzen Gesellschaft rühmen muß, nahm das Wort mit einigem Eifer und sagte: „Es ist doch kein abgeschmackter Ding in der Welt, als ein junger Pariser. Er hat die Vernunft, einzusehen, daß er selbst das lächerlichste Original sei, und will doch, daß Fremde sich nach ihm bilden sollen. Er ist stolz genug, zu glauben, daß seine Narrheit unnachahmlich sei, allein um das böshafte Vergnügen zu haben, sich gegen einige Kopien halten zu können, beredet er andere zur Nachahmung, welche, wenn sie seine Vorzüge erreichen könnten, ihn rasend machen würden. Er glaubt zu gefallen, wenn wir ihn zur Puppe erniedrigen, und seinen Anzug in eben der Absicht loben, womit wir unsern Schooßblinden die Ohren zerren. Sie, mein Herr,“ fuhr sie gegen mich fort, „werden hoffentlich dem bessern Theil unserer Nation die Ehre erweisen, und sich dadurch nicht irren lassen. Wenn Sie einige besondere Thorheiten aus Ihrem Vaterlande mitgebracht haben: so gönnen Sie uns das Vergnügen, den Kontrast zu bemerken, und seien versichert, daß wir auch unter demselben Verdienste zu erkennen wissen.“

Mein junger Franzose fand dieses göttlich, und breitete überall zu meinem großen Vergnügen die komische Scene aus, welche er mit seinem Bären gespielt hatte, wodurch er mir in kurzer Zeit so

viele Achtung erwarb, daß ich meines Schneiders gar nicht mehr nöthig hatte.

Ich erzählte bei meiner Wiederkunft diese Geschichte einem guten Bürger, welcher sich in seinem braunen Kleide immer hinter die Hausthüre stellte, so oft sein Nachbar, ein Rannengießer, in einem rothen Manchester auf die Gasse trat. „Aber,“ versetzte er, „die Großen in der Stadt sind so, daß sie einen ehrlichen Bürgersmann nicht über die Achsel ansehen, wenn er nicht Staat macht; meine Frau schämt sich bereits, mit mir in die Kirche zu gehen, und meine Mademoisellen Töchter struken vor mir hin, ohne mich anzusehen, da ich doch ihr wirklicher Vater bin, und ihnen ihren Flitterstaat im Schweife meines Angesichts erworben habe.“ „Was das erste betrifft,“ erwiderte ich ihm: „so bin ich gewiß, daß die Großen in der Stadt eben wie die französische Dame denken; daß sie in der Nachahmung des Rannengießers, die spielende Kopie eines vielleicht guten Originals fanden, und daß der König selbst mehr Achtung für die Verdienste eines großen Künstlers, als für das sammetne Kleid eines französischen Schneiders habe; seine Frau,“ fuhr ich fort, „würde sich weihen lassen, wenn er ihr die Ehre verschaffte, die Frau des größten Meisters von seinem Handwerke zu sein, und seine Tochter würde im zwanzigsten Jahre schon einsehen, daß die Ehe mit einem ehrlichen Bürger der leeren Erwartung auf einen Mann mit der Dose vom Martin, und mit der Uhr von Du tertro unendlich vorzuziehen sei. Ich versicherte ihn, wenn er nun das Ziel seiner Wünsche erreichen, und sich alle Sonntage in einem damastenen Schlafrocke zeigen könnte, daß sein Nachbar sodann seinen Bauch in einem französischen Stoff zu Fenster legen würde; und daß er niemals ein Narr werden könnte, ohne zu verhindern, daß ein anderer nicht noch ein größerer Narr würde; ich machte ihn endlich begreifend, daß vieles in der Einbildung beruhte, und daß die Einbildung ein Mädchenkopf wäre, welcher so lange schwärmte, als er auf einem jungen Kumpfe saße.

Allein, um ihn völlig zu überzeugen, hätte ich ein großer Herr sein, und ihm alsdann diejenige Achtung in der That bezeigen müssen, die ich ihm jetzt nur mit Schlüssen beweisen konnte.

Wie viele Mittel haben die Großen nicht, den Oeringern die falsche Scham zu benehmen, wodurch sie zu prächtigen Thorheiten verleitet werden! *Le ridicule est la raison du sot*; und wie viele gibt es nicht, die keinen andern Grund anzugeben wissen, als diesen! Das Lächerliche oder Verächtliche hängt nicht von einem braunen oder sammetnen Kleide, sondern gar sehr von dem Werthe ab, welchen der herrschende Ton diesen Sachen beilegt; und der herrschende Ton kostet den Gesetzgebern oder den Gesetzgeberinnen oft nur einen süßen Traum. Zwei Millionen und siebenmal hundert-

tausend Thaler sind in zehn Jahren für gestickte Sachen aus dem Lande gegangen; und in den nächsten zehn Jahren fliegt eine Million fort, bloß für Mahagoni-Meubles. Und warum das? Weil es die Marquisin schön findet. O wenn diese kluge Dame doch ihren Beifall einem geschickten Tischler gäbe, und ihn zu neuen Geschöpfen aus Eichenholz vermöchte: wie vieles würde sie, der Handwerker und das Land dabei gewinnen!

Das leichteste Mittel, um zu gefallen.

Man schreibt viel von der Kunst zu gefallen; und wenn jemals die Regeln Krücken gewesen, welche der Kranke gebraucht, und der Gesunde verwirft: so ist es in dieser Kunst. Das ganze Geheimniß besteht in einem großen Verdienste und einem Loche am Strumpfe, oder, um mich deutlicher zu erklären: man bemühe sich, der erste in seiner Art zu werden, und gebe dem Feinde einen, und dem Freunde zwei Fehler preis. Der Reid des erstern, und die Phantasie des andern wird durch dieses geringe Opfer befriedigt, und der eine wie der andere so sanft erhöht werden, daß er sich selbst bei uns gefallen wird. Denn die Kunst zu gefallen besteht nicht so wohl darin, daß wir andern, sondern andere sich mit uns gefallen.

Ein vollkommener Mensch würde unerträglich sein, und dieses aus sehr natürlichen Ursachen. Erstlich würden wir seiner Vollkommenheit einen Anspruch auf Vorzug und Bewunderung leihen, und dieses räumt unser theures Selbst ungern ein. Zweitens würden wir ihm keine Schwäche zeigen wollen, und in seiner Gesellschaft alle unsre Kräfte anspannen, um dieses zu verhindern. Niemand aber ist gern beständig in einer Staatskleidung, und noch weniger in einer Staatslaune. Drittens würden wir gegen einen solchen Moidor nicht gerne unsre Scheidemünze auskramen, und also in unsern eigenen Augen alberne Geschöpfe bleiben. Dies ist nun ein pro primo, pro secundo und pro tertio. Mehrere Ursachen darf ein Pedant nicht haben.

Noch gefährlicher aber ist es, und dieses ist der gemeinste Fall, wenn wir Fehler haben, und doch keinen einzigen zeigen wollen; wenn von der Fußsohle an bis zur leeren Scheitel alles in der feinsten Ordnung erscheint. Da kommt die beleidigte Eifersucht mit ihrem scharfen Auge, und richtet die Seele so viel strenger, je weniger der äußerliche Bau ihr einen Fehler preis geben will. Sie bringt Gold, welches den Strich gehalten, unter die Kapelle, und

wehe dann dem armen Sünder, wenn er hier die Probe nicht hält! Wer gefallen will, muß, wohl zu verstehen, des andern Narr werden. Er hat nur die Wahl über die Art.

Trostgründe bei dem zunehmenden Mangel des Geldes.

Geld! entsetzliche Erfindung! du bist das wahre Uebel in der Welt. Ohne deine Zauberei war kein Räuber oder Held vermögend, das Mark zahlreicher Provinzen in eine Hauptstadt zusammen zu ziehen, und unzählbare Heere zum Fluch seiner Nachbarn zu erhalten. Du warst es, wodurch er zuerst die Heerden seiner getreuen Nachbarn, ihre Ernten und ihre Kinder sich eigen machte, und zum Unglück einer künftigen Welt, den Schweiß von Millionen armen Unterthanen in tiefen Gewölben bewachen ließ. Ehe du erfunden wurdest, waren keine Schatzungen, und keine stehende Heere. Der Hirte gab ein Böcklein von seiner Heerde, der Weinbauer von seinem Stode einen Eimer Weins, und der Adersmann den Zehnten gern von allem, was er baute: denn er hatte genug für sich, und genoß des Opfers mit, welches er von seinem Ueberflusse brachte. Der Herr war froh, seinen Acker zu verleihen, und so viel Korn dafür zu empfangen, als er für sich und seine Freunde gebrauchte. Er würde erstaunt sein, wenn ihm sein Knecht, durch die Zauberkraft des Geldes, die ganze Ernte von fünfzig Jahren zum Antrittsgelde oder zum Weinkaufe hätte opfern wollen.

Welch ein grausames und lächerliches Geschöpf würde ein Geizhals zu der Zeit gewesen sein, da man keine Zauberei, die Kunst, das Vermögen von hundert Mitbürgern in einer papiernen Beschreibung zu besitzen, noch nicht kannte! Berge von Korn, unzählbare Heerden hätten seinen Schatz ausmachen müssen. Zwischen diesen Reichthümern hätte er verbungern, hätte er den Armen nichts mitgeben, hätte er die Bedürfnisse des Staats dem Geringern zuwälzen sollen? Auf seinem Kornhaufen würde man den Böhewicht verbrannt haben; und wer hätte seinen Vorrath vor Wärmern, seine Heerden vor Seuchen und ihn selbst wider die Rache seiner Nachbarn sicher stellen wollen?

Ehe du kamst, war die Wohlthätigkeit, die gemeinste Tugend; wenn man es eine Tugend nennen kann, was die natürliche Folge verderblicher Güter war. Komm zu mir, sprach der Reiche zum Armen, und labe dich von meinem Biere, und is von meinem Brode. Es verdirbt ja doch, und die Ernte ist wieder vor der Thür. Soll ich für die Würmer sparen, und dich darben lassen? So sprach der

Deutsche, wie er noch dem römischen Gelde fluchte; und in der Wohlthätigkeit besaß er alle Tugenden.

Ehe du kamst, war der Unterschied der Stände und die Begierde, sich zu erheben, nicht groß unter den Menschen. Jetzt hat der Himmel oft Mühe, ohne Wunder einen Reichen arm zu machen, da er seine Früchte in hartes Metall verwandelt, und bei unzähligen Schuldnern verwahrt. Damals aber lebte er mit seiner Heerde und mit seinen Scheunen unter der unmittelbaren Furcht von jedem Wetterstrahle; und dankbar und gefühlvoll betete er die göttliche Vorsehung bei jeder Landplage gleich den geringsten unter seinen Flurgenossen an.

Ehe du kamst, war noch Freiheit in der Welt. Keine Macht konnte unbemerkt und sicher den Schwächern zu Haupte steigen, kein Richter konnte heimlich bestochen werden, und brauchte sich bestechen zu lassen, kein Bankstücker konnte eine Rechtsache weiter bringen, als seine Fütterung reichete, kein Thor mit einem Jüder Korn nach dem Kammergerichte reisen, und kein Kluger in die Versuchung gerathen, mehr Prozesse für andre zu führen, als er zu seiner täglichen Nothdurft und Nahrung gebrauchte. Größere Feindschaften währten nicht länger als bis der Kriegsvorrath verzehrt war; und der Hunger war ein sicherer Friedensbote.

Ehe du kamst, wußte man nichts von fremden Thorheiten und Lastern. Deutschland konnte weder in Frankreich verzehrt, noch die Ernten aus Westphalen für Wein und Kaffee verandt werden. Wer satt hatte, konnte nichts mehr verlangen, und satt hatten alle Länder, denen der Himmel Vieh und Futter gab. Jeder liebte seinen eignen Acker und sein Vaterland, weil er nicht anders reisen konnte als ein Bettler, auf die Rechnung der allgemeinen Gastfreierheit, und wo er mit einer stolzen Begleitung reisen wollte, als ein Feind zurück gewiesen wurde.

Ehe du kamst, war der Landbesitzer allein ein Mitglied der Nation. Man kannte eines jeden Vermögen, und die Anwendung der Strafgesetze geschah nach einem sichtbaren Verhältniß. Die Gerechtigkeit konnte einem jeden das seinige mit dem Maßstabe in der Hand zumessen; die Gleichheit der Menschen durch eine sichere Anweisung der Ackerzahl bestimmen, und ewig verhindern, daß keiner zwei Erbtheile zusammen brachte. Man kannte keine geldreiche Leute, diese Verräther der menschlichen Freiheit; das Mittel, Schulden zu machen, und tausend Schuldner zu heimlichen Sklaven zu haben, war den Menschen unerhört. Die Kinder konnten den väterlichen Acker nicht schätzen lassen, und von dem gesetzmäßigen Erben nicht fordern, daß er ihnen den Werth desselben zu gleichen Theilen herausgeben sollte. Er gab ihnen Pferde und Kinder; der Richter oder Gutsherr beurtheilte die Billigkeit in diesem Stücke

leicht, weil sie auf sichtbaren Gründen beruhte, und der Staat duldete es nicht, daß der Acker mit jährlichen Abgisten zum Vortheil der abgehenden Kinder beschwert wurde.

Ehe du kamst, entschieden Klugheit und Stärke, diese wahren Vorzüge der Thiere und Menschen, das Schicksal der Völker. Die Krämer herrschten nicht mit ihrem Gelde über die Tapfersten; und der Zugang zu den geheimsten Staatsrathen konnte für eine Tonne Pöfelfleisch nicht so leise als für eine Tonne Goldes in Wechseln eröffnet werden.

Glückselige Zeiten! denen wir uns nunmehr wieder nähern können, da die mächtige Zauberin zusehends verschwindet. Wie mäßig, wie ruhig, wie sicher werden wir leben, wenn wir ohne Geld alles mit Korn wieder bezahlen können; wenn der Steuereinknehmer, der Gutsherr, der Richter und der Gläubiger nicht mehr nehmen mögen, als sie mit Gewalt verzehren, und vor Wurmern bewahren können! wenn der Bettler mit seinem täglichen Brode zufrieden sein muß, und keine Pfänder mehr verkauft werden können!

Bedauret demnach, edle Mitbürger, den Mangel des Geldes nicht. Bemüht euch vielmehr, den Rest dieses Uebels vollends los zu werden! Werft eure Reichthümer in's Meer oder schickt sie den bösen Nationen zur Strafe zu, die euch mit Wein, Kaffee und neuen Moden versorgen. Hungert die Einwohner der Städte, die ohne Ackerbau, bloß von eurer Thorheit leben, völlig aus, und zwingt sie, euch bei eurer Mäßigkeit zu lassen. Ihr braucht alsdann nichts wie Mausefallen, um euch für die gefährlichste Art von Feinden und Dieben sicher zu stellen.

Johann Jakob . . .

N. S.

Ich hoffe, meine geneigten Leser werden, dem Sophisten zu gefallen, wenn sie auch dessen Gründe nicht beantworten können, keinen Kreuzer wegwerfen. Ich wünsche aber auch, daß sie die Deklamationen der Freigeister unsrer Zeiten gegen die Grundwahrheiten der Religion und Moral mit einer gleichen Wirkung lesen mögen.

Die Politik im Unglück.

Briefe eines Frauenzimmers.

H . . . den 30. Dec. 1773.

Verbrennen Sie geschwind meinen letzten Brief, worin ich über den hohen Fall unserer großen A . . . gespottet habe. Wahr bleibt es zwar immer, sie ist eine recht stolze Frau. Da sie sich aber durch das größte Unglück, was ihr begegnen konnte, nicht niederschlagen läßt; und in der Art, womit sie solches erträgt, so viele Klugheit als Standhaftigkeit zeigt: so soll sie von nun an nicht mehr der Gegenstand meines Spottes, sondern meiner größten Hochachtung sein. Auf einmal ein Vermögen, was man auf 500,000 Mark schätzte, zu verlieren; ein Haus, was das prächtigste in der Stadt war, mit einem kleinen Stübchen zu verwechseln; Equipage und Livree, wenn man von Jugend auf daran gewöhnt ist, nicht mehr zu haben; selbst die Stelle der Hausmagd und der Kammerjungfer vertreten zu müssen; sich von dem Vergnügen, in allen Gesellschaften zu glänzen, hundert Bewunderer und Anbeter um sich zu haben, und den Ton in allen Moden zu geben, plötzlich beraubt zu sehen . . . und diesen entsetzlichen Fall mit Klugheit und Standhaftigkeit zu ertragen, sich in alle die traurigen Folgen desselben gelassen zu schicken, darin einen neuen Muth zu fassen, und der häßlichen Freude aller Reiderinnen kein niederträchtiges Opfer zu bringen . . . wenn das keine Bewunderung verdient: so weiß ich nicht mehr, was man bewundern soll. Des Tags vorher, wie der Bankerott ihres Mannes ausbrach, war sie noch in ihrem völligen Glanze bei mir; aber gestern besuchte sie mich in ihrem neuen Aufzuge, kam durch den tiefen Schnee zu Fuße, und hatte ihr wollenes Röckchen so aufgehoben, als wenn sie besorgt gewesen wäre, daß etwas daran verderben möchte. „Ich habe nicht ermangelt wollen,“ sagte sie zu mir, „mich Ihnen zu empfehlen; und Sie zu ersuchen, mir einige Arbeit zu gönnen, wenn Sie mich dazu tüchtig halten.“ Sie sagte dieses mit einem so freimüthigen und ungezwungenen Anstande, und redete von ihrem Unglücke mit so vieler Mäßigung, daß ich ohne alle Besorgniß, sie zu kränken, ganz frei mit ihr darüber reden konnte. Wir philosophirten lange zusammen, ohne daß ihr eine bittere Klage gegen ihren Mann oder dessen Gläubiger entfiel. Sie ließ sich, sie ließ Andern Gerechtigkeit widerfahren; und das mit so vieler Würde, daß ich es nicht wagen mochte, ihr einige Hülfe anzubieten.

Aber beim Weggehen konnte ich mich nicht enthalten, sie zu umarmen und ihr in's Ohr zu sagen: sie wäre eine recht stolze Frau. „Das bin ich,“ erwiderte sie, „und jetzt noch mehr als jemals; ich will zeigen, daß ich bessere Ansprüche auf Hochachtung habe, als diejenigen waren, die mir vorher das Glück geliehen hatte;“ und ohne Knicks ging sie fort. Was sagen Sie dazu, meine Theuerste! verdient ein solches Beispiel nicht eine Stelle in der bürgerlichen Geschichte? Leben Sie wohl für heute.

H . . . den 18. Nov. 1773.

In voriger Woche ist man endlich mit dem öffentlichen Verkauf der A . . . schen Sachen zu Ende gekommen. Die Frau war immer dabei, und sorgte dafür, daß alles ordentlich vorgelegt, und zum theuersten verkauft wurde. Die Neugierde hatte eine Menge von Leuten herbeigezogen, um dieses sonderbare Schauspiel mit anzusehen; vielleicht auch um ihre Augen an der gefallenen Schönen zu weiden. Aber diese schien darauf nicht einmal Acht zu haben; sie brachte ihren Schmuck, ihre Kleidung und alle ihre besten Sachen, so wie ein Stück nach dem andern verkauft wurde, selbst hervor. Es war eine ungeheure Menge von allerlei zum weiblichen Putz gehörigen Ueberflüssigkeiten, und darunter wirklich sehr viel kostbares, was die vornehmste Dame sich nicht besser hätte wünschen können. Sie that dieses mit einer solchen Entschlossenheit, daß sie von Jedermann bewundert wurde. Man bemerkte weder Verzweiflung noch Betrübniß in ihren Augen; sondern höchstens dann und wann ein kleines Lächeln, welches der vergänglichen Ehre zu spotten schien. Nur wie sie ihre Hemden hereinbrachte, glaubte man, und sagte es sich einander in's Ohr, daß sie draußen geweint haben müßte; und wirklich ihre Augen hatten eine etwas geschwindere Bewegung, wie man wohl zu haben pflegt, wenn man eine ausbrechende Thräne in der Geschwindigkeit verbergen will. Ein reicher Kaufmann erstand die Hemden, und wollte ihr ein Geschenk damit machen. Allein sie weigerte sich, solche wieder anzunehmen, unter dem Vorwande, daß sie sich künftig mit ganz andern behelfen müßte. Beide wurden hierüber verlegen; der Kaufmann, weil seine Gabe öffentlich verschmäht wurde, und sie, indem sie aus der plötzlichen Stille der ganzen Gesellschaft merkte, daß man ihr diesen Stolz übel deutete. Sie, die es am ersten fühlte, überwand sich aber gleich, und nahm das Geschenk unter der Bedingung an, wenn es ihr erlaubt würde, die Hemden wieder zu verkaufen, und statt derselben das Geld anzunehmen. Der Stolz des Kaufmanns ward hiedurch sogleich auf die angenehmste Art beruhigt; er nahm selbst

ein Hemd nach dem andern, bot es den Anwesenden feil, und nun war keine Dame, die nicht wenigstens ein Hemde vierfach bezahlte, für das schlechteste gab man hundert Mark. Hier konnte das edle Weib den Thränen nicht widerstehen; diese allgemeine Theilnehmung an ihrem Unglück brach ihr das Herz; und die ganze Gesellschaft gab sich die zärtlichste Mühe, ihr etwas Tröstliches und Verbindliches zu sagen. „In meinem größten Glück“, erwiderte die rechtschaffene Frau, „ist mir nie so sehr geschmeichelt worden, als heute. O Unglück, wie vieles lehrst du mich! und wie vieles habe ich dir zu danken!“

In dem Taumel der Dankbarkeit und zärtlichen Empfindungen riß ich sie nach geschlossenem Verkauf mit fort in meinem Wagen, und brachte sie unvermuthet zur Gesellschaft, worin sie vordem die erste Person gespielt hatte. Es schien ihr dieses zwar nicht angenehm zu sein; jedoch fand sie sich sogleich; und begegnete den jungen Herren, die sich mit einem neugierigen Ungestüm um sie versammelten, mit einer unachahmlichen Bescheidenheit. Der Kreis verlor sich, ohne daß sie ihn verschonte oder aufzuhalten bemüht war. Sie fühlte ihre Würde, ohne daraus eine Rolle zu machen; und erweckte stilles Mitleid, ohne die Unglückliche zu spielen. Diejenigen, welche sie zuerst mit einer häßlichen Freude erblickt hatten, vertieften sich in heimliche Bewunderung, und verzeigten ihrem Unglück den unbeleidigenden Stolz. Man wollte, sie sollte spielen; aber sie verbat durchaus die Karte, und wie die übrige Gesellschaft sich diesem gewöhnlichen Vergnügen überließ, setzte sie sich zu unserm redlichen R., der auch nicht zu spielen pflegt, und zog ihn, wie ich aus einigen Worten schloß, über verschiedene Entwürfe zu Rathe, welche sie in Absicht auf ihren und ihrer Kinder künftigen Unterhalt gemacht hatte. Er antwortete ihr nur immer mit Lebhaftigkeit: „O alles, was Sie unternehmen, wird Ihnen gerathen; meine Kasse ist Ihnen zu Dienste; mit einer so klugen Einschränkung, mit einem so entschlossenen Rathe, mit so vieler Einsicht.“ Aber sie unterbrach ihn oft, und schien mit allen diesen treuherzigen Schmeicheleien unzufrieden zu sein, wie ich aus der Bewegung ihrer Hände wahrnahm, die, was mir in's Lachen fiel, so eifrig gegen einander gingen, als wenn sie noch ihren Fächer mit Brillanten darin gehabt hätte. Was endlich beschlossen wurde, hörte ich nicht; sie dankte ihm aber auf die verbindlichste Weise, und fuhr mit mir zurück, da ich sie denn bei ihrer Wirthin, einer Handschuhmacherin abschiedte, die ihr sogleich entgegenflog, und sie auf das Lieblichste bewillkommte.

Gute Nacht, meine Liebe, sagte sie zu mir! und dieses will ich auch jetzt zu Ihnen sagen: Also gute Nacht, meine Liebe.

Ich habe gestern den ganzen Abend mit unserer guten A. philosophirt; es ist ein allerliebste vernünftiges Weib. Wir kamen auf die Scham, welche eine unglückliche Person in ihrer Erniedrigung insgemein empfindet, und auf die falschen Mittel, die sie denn ergreift, um ihre Blöße zu bedecken. Dieses, merkte ich wohl, war eine Lieblingsunterredung für sie, weil sie dadurch eine Gelegenheit erhielt, den Plan ihres ganzen Betragens zu rechtfertigen, und Unglückliche, wie Sie wissen, thun nichts lieber, als sich rechtfertigen. Ich will sehen, ob ich den Sinn ihrer Worte wieder zusammenbringen kann; denn ich wünschte Ihnen auch ein recht vortheilhaftes Bild von ihr zu machen. „Wenn Sie Ihren Wagen zerbrechen“, sagte sie zu mir, „so machen Sie sich keinen Schimpf daraus, zu Fuße und auch wohl ein bißchen durch den Koth zu gehen, wenn es nicht anders sein kann; bleibt irgend ein Schuh stecken, nun so versteht's sich, man geht sodann im Strumpfe, besonders wenn es kein Wetter ist, sich lange zu verweilen. Unterwegs erzählen Sie denn allen, die Ihnen begegnen, ihr kleines Unglück, damit die Leute nicht glauben mögen, Sie wären von den Leuten, die zu Fuße reisten; sagen auch wohl zu sich selbst, daß Sie dieses nur um deswillen thäten, damit man Sie nicht für eine Landstreicherin ansehen möchte, die irgendwo mit einem Schuße flüchten müssen; denn man will doch in seinen eignen Augen nicht gern eitel scheinen; und wenn Sie diese kleine Ceremonie mit sich und andern beobachtet haben: so schämen Sie sich ihres Zustandes, wenn Sie in einem Schuße zu Fuße gehen, nicht weiter. Dieses ist nun gerade mein Fall auch; nur mit dem Unterschiede, daß meine Reise zu Fuße vielleicht etwas länger ist, und besonders, daß ich die eitle Erzählung sparen kann. Die ganze Stadt weiß meinen Fall; habe ich ihn verdient: so muß ich mich bessern, wo ich nicht im Koth stecken bleiben will; und habe ich ihn nicht verdient, so muß ich auch laufen, daß ich auf's Trockne komme. In beiden Fällen thut meine Aufführung dasjenige, was Ihre kleine Erzählung thut. Sie sagt den Leuten, zu welchen allen ich nicht selbst gehen möchte, daß ich nicht als eine Landstreicherin zu Fuße gehe. Meine Einschränkung bis auf's Nothwendigste hat die Wirkung, daß mich Niemand flieht, weil Niemand besorgen darf, daß ich etwas von ihm bitten oder borgen will. Je mehr ich in meinen Handlungen Klugheit und Entschlossenheit zeige, desto größer ist das Vertrauen, was ich mir erwerbe, und die Achtung, die ich auf diese Weise erlange, hält mich für die Bewunderung schadlos, die man ehemals meinem Aufzuge weiste. Ein bißchen Koketterie läuft hier vielleicht mit unter; aber dieses edle Zugrediens unserer Natur mag immer bleiben, wenn es so gut wirkt. Wenn ich mich in einem falschen Staate erhalten, und in einem prächtigen Glend leben wollte: so würden Sie mir nicht so freundschaftlich begegnen, Sie würden sich vor meinen Klagen und Zumuthungen

fürchten, mir aus dem Wege gehen, wohl gar meine Redlichkeit in Zweifel ziehen, und mich für eine stolze Frau halten. Dieses ist meiner Empfindung nach so klar, daß ich keinen Menschenverstand haben müßte, wenn ich hier in der Wahl der Mittel fehlte. Die falsche Scham findet sich bloß in dem Herzen einer Kokette ohne Verstand, die ihre eigenen Vortheile nicht kennt, und bloß in einer einzelnen Situation, wo ihr alles zu Hülfe kommt, glänzt, so bald ihr aber die fremde Hülfe fehlt, sich die Bewunderung erbetteln will. Was könnte mich reizen, auf die Gefahr lächerlich zu werden, eine so elende Figur zu machen, da ich den sichern Weg, im Unglück groß zu bleiben, vor mir habe? oder halten Sie es für etwas Großes und Nachahmungswerthes, daß die Frau eines Schubstüfers in Rom nicht zur Kirche geht, ohne einen Dominichino hinter sich zu haben, den sie sich für einen Stüber miethet? Mir gefällt nichts, als was meinen Umständen angemessen ist; hiemit verföhne ich aller Welt Stolz und Neid, und man steht mir dagegen die Hochachtung freiwillig zu, die ich vergeblich fordern, und noch vergeblicher erbetteln würde.

Mich dünkt, dieses ist eine sehr vernünftige Politik; ich finde nun nicht, daß sie sich ihres wollenen Röckchens zu schämen habe, und verehere die Frau, die ihn mit so vieler Ueberlegung angelegt hat. Vor acht Tagen sah ich sie bei dem französischen Residenten. Es half nichts: sie mußte sich in ihrem jetzigen Anzuge malen lassen, und der Maler hat seitdem schon mehr als zehn Kopien davon machen müssen. So begierig ist Jedermann, ihr seine Hochachtung zu zeigen. Es fällt mir hiebei ein, daß Sie mir auch noch Ihr Bildniß schuldig sind. O! lassen Sie sich doch ja auch in Ihrem ländlichen Anzuge malen, die große Draperie hat jetzt vieles von ihrem Werthe bei mir verloren; ich schätze heute nichts als Vernunft und Herz; und Sie, meine Theuerste! die beides von der besten Art besitzen.

H... den 5. Februar 1774.

Sie haben Recht, meine Liebe, es ist nicht allen gegeben, oder besser, nicht alle verstehen die Kunst, sich so fein herabzulassen, wie es unsere A... thut; besonders wenn es ein Muß ist. Allein besser ist doch immer besser; und Jedermann muß gestehen, daß sie in der Art, wie sie ihren Fall ertragen, einen großen Verstand gezeigt habe. Es ist ihr aber auch so leicht nicht geworden, wie es jetzt nach geschetzener Arbeit aussieht. Ich wünsche, daß Sie es nur einmal aus ihrem eigenen Munde hören möchten, wie sauer ihr der erste Kirchgang nach ihren veränderten Umständen geworden ist,

und was die Frau gelitten, wie ihres Vaters Bruder ihr den Auftrag gethan hat, einen Ammenplatz anzunehmen. Sie würden gewiß eben so laut mit ihr heulen, wie ich gethan habe. „Bei aller Entschlossenheit, und mit einem Muthe, worauf ich mich lange geübt hatte,“ sagte sie, „stieg mir doch immer das Herz in die Höhe, wie ich das erstemal in die Kirche ging, ich hätte keinen Laut hervorbringen können; und wie ich vor die Kirchenthür kam, wo sonst mein Wagen gehalten, und ein Bedienter mir Platz gemacht hatte, preßte sich eine wahrlich recht bittere Zähre aus meinen Augen, so heißtrocken sie auch waren. Im Hingehen durch die Kirche zogen sie sich fest zu, und wie ich mich gesetzt und gebetet hatte, mußte ich die Augenlider mit dem Finger unvermerkt ein bißchen in die Höhe schieben, weil sie nicht aufgehen wollten; und ich konnte sie nicht wenden, ohne überall einem spöttischen oder neugierigen Blicke zu begegnen. Unter diesem drückenden und schadenfrohen Anschauen habe ich wohl zehn Sonntage zubringen müssen, ehe die hämische Neugier sich allmählig zu einer mitleidigen Bescheidenheit gewöhnen wollte. Aber doch war diese Empfindung noch nichts gegen dasjenige, was ich bei der grausamen Barmherzigkeit meines Oheims empfand. Sie wissen, mein Kind, das nur acht Wochen alt war, als mich das Unglück traf, starb während dem ersten Schrecken; und ich hatte es selbst gefaßt, weil es eben damals Mode war, und die Prinzessin von... sich dieser mütterlichen Pflicht unterzogen hatte. Mein Oheim ließ mich sogleich rufen, und fragte mich ohne weitere Umstände, wie es mit der Milch stünde, und ob ich wohl das Kind der Amtmännin zu... die eben in den Wochen gestorben war, annehmen wollte; ich würde dort, fügte er, ohne meine Antwort zu erwarten, hizu, gut gehalten werden, den Leuten hier aus den Mäulern kommen, und die Kost besser haben, als ich sie mir mit meiner Hände Arbeit würde verschaffen können; meine beiden Kinder wollte er indeffen unterzubringen suchen... Sie können denken, wie mir hiebei zu Muthe war, und was es mir kostete, einem jungen naseweisen Arzte, den mein Oheim hatte rufen lassen, und der mir als einer künftigen Amme allerhand Fragen that, nicht eine Grobheit zu sagen. Zu meinem Glücke erstarben mir die Worte im Munde, ich fing an zu schluchzen, meine Beine wollten mich nicht halten, ich fiel auf einen Stuhl, und in dem Augenblick kam ein Brief von dem Amtmann, worin er meldete, daß er aus Besorgniß, das Schrecken möchte meine Milch verdorben haben, ein gutes Landmensch in meine Stelle genommen hätte, und mir also nicht dienen könnte. Hier fing ich an Athem zu schöpfen, und mein Oheim war so gut, mich mit dem zärtlichen Troste, wie er es sehr bedauerte, daß die Gelegenheit fehl geschlagen wäre, zu verabschieden. Und für diese Güte mußte ich ihm denn noch danken.“

O! wären Sie doch bei dieser Erzählung gegenwärtig gewesen! die arme Frau saß neben mir auf dem Kanape, vornübergebogen, den Ellenbogen auf das Knie gestützt, die Augen auf den Boden geheftet, und schlug sich bei dem Wort danken mit der zugemachten Hand vor die stolze Stirne. Ich legte ihr meine Arme um den Rücken, und bat sie freundschaftlich, nicht wehmüthig zu werden. Aber sie fühlte und hörte es nicht; und war bei der bloßen Erzählung dieser grausamen Erniedrigung ganz außer sich gerathen. Dennoch hat sie sich damals überwunden, und ihren Oheim nicht böse gemacht, von dem sie auch noch die beste Hilfe genießt. Ja, sie hat ihn durch ihre kluge Einschränkung, und eben dadurch, daß sie ihn von aller Furcht befreit hat, ihr einige Hilfe geben zu müssen, nach und nach dergestalt eingenommen, daß er sehr vieles für sie thut, und in ihrer Gesellschaft eine wahre Freude findet. Bloß das erste Schrecken, daß sie mit ihren Kindern ihm nur allein auf den Hals fallen würde, hatte den guten Schöps dahin gebracht, seine Nichte als Amme auszubieten.

Hier dachte ich meinen Brief zu schließen, aus Furcht, er möchte zu lang werden. Da ich aber eben Zeit und Lust zu schreiben habe, weil die Gesellschaft abgesetzt ist: so will ich Ihnen doch noch eins von meiner Heldin erzählen. Sie können es aber nach Ihrer Bequemlichkeit Morgen oder Uebermorgen lesen.

Wie sie Braut gewesen war, hatte ihr ein alter Bedienter ihres Vaters heimlich tausend Mark zu Vandalgelde geliehen, was sie auch in einigen Abenden glücklich vermanst hat. Dieses Geld war des armen Kerls ganzes Vermögen, was er in seinem dreißigjährigen Dienste erspart hatte. Bei dem Ausbruch des Konkurses hatte sie sich dieser Schuld nicht erinnert; der Gläubiger hatte sie auch aus Achtung für ihr väterliches Haus nicht gemahnt; und so war der Konkurs geendigt, ohne daß dieser ehrliche Mann etwas erhalten hatte. Auf einmal kommt er vorige Woche zu ihr, sagt aber doch kein Wort von seiner Forderung, sondern begegnet ihr, wie der Tochter seines vormaligen Herrn. Allein sie fällt vor Schrecken zur Erde; und „nie,“ sagte sie einige Tage nachher zu mir, „habe ich das Entsetzliche meines Zustandes so sehr empfunden als in diesem Augenblicke. Meine ganze Habseligkeit,“ fuhr sie fort, „bestand damals eben in drei Mark vier Schillingen; das Geld, was ich für meine Hemden empfangen hatte, und mir geschenkt wurde, hatte ich zur Befriedigung einiger geringen und armen Gläubiger, die aus dem Konkurs nichts empfangen sollten, angewandt, weil ich es nicht ertragen konnte, daß diese Leute, die das Ihrige sauer verdient, und selbst kein Brod hatten, über mich seufzen sollten. Zu verkaufen hatte ich nichts, weil ich weiter nichts behalten, als was zur äußersten Nothdurft gehörte. Was sollte ich thun? ... Der

arme Kerl fing an zu weinen, und wollte mich trösten, indem er sagte, er käme ja nicht, um etwas von mir zu begehren, er wollte wohl sehen, daß er sich noch behülfe. Aber ich erinnerte mich jetzt, daß er schon zur Zeit, wie ich noch im Ueberfluß lebte, Noth gelitten, und die Zinsen, die ich ihm damals bezahlt, ängstlich begehrt hatte. Ich erinnerte mich, o meine Theuerste, welche Erinnerungen! daß er Frau und Kinder hatte, die mich zu Zeiten um einige Beihilfe angesprochen, und nun mußte ich hören, daß dieser Mann bescheiden genug sein wollte, mir das Seinige zu lassen. . . . O mein Freund, rief ich ihm ängstlich zu, komm er Morgen wieder, er soll das Seinige bis auf den letzten Pfennig erhalten, wenn noch Menschen in der Welt sind, die ein Herz haben. Mehr konnte ich nichts sagen, ein heimlicher Fluch auf mich selbst entwich mir in einer Art von Wuth, ich ging aber noch desselben Tages in die Gesellschaft bei dem Residenten; zog ihn mit einer Lebhaftigkeit, die er, wie ich wohl merkte, für eine halbe Verwirrung ansah, auf die Seite, und erzählte ihm mein Unglück. Ach er . . . (das Wort wollte nicht heraus, und ihr Gesicht glühte) . . . sammelte für mich, und ich erhielt das Geld für den guten Menschen, der es des andern Tages durchaus mit mir theilen wollte, das ich aber, dem Höchsten sei Dank! nicht angenommen habe. . .

Gestehen Sie jetzt, meine Theuerste! daß die seine Herablassung, wie Sie es nennen, die ganze Kraft einer edlen Seele, eine wahre Rechtschaffenheit, und die größte Ueberwindung erfordere. Gestehen Sie aber auch, daß man einer solchen Person nicht zu viel Hochachtung erweisen könne, und daß wir Recht haben, wenn wir uns um die Wette beeifern, dieser Unglücklichen einige angenehme Stunden zu verschaffen. Gestehen Sie endlich, daß es auch in dem städtischen Zirkel bisweilen eine schöne Natur gebe, die eine heilige Betrachtung verdient! ich bin davon ganz entzückt. . . auch mir ist dabei eine süße Thräne entfallen. . . könnte ich Sie, meine Beste, in einem glücklichen Augenblicke versichern, daß ich ganz die Ihrige sei?

H . . den 26. März 1774.

Wie ich mein letzteres eben endigte, kam mein alter Vicentiat F . . . zu mir; und von einer Thorheit zur andern ging ich endlich so weit, daß ich ihm meinen Brief, den ich an Sie geschrieben hatte, vorlas. „Hab's lang gesagt, mag's aber auch wohl wiederholen,“ fing er an, wie ich auf den Dinkel Schöps kam, „wir sind alle solche Schöps'n. Wenn ein unglückliche Person die Wien hat, daß sie uns beschwerlich fall'n wird, und diese Wien hat ein jede, so lang' sie ein' nicht fingerdeutlich vom Gegentheile überführt: so

will man sie stracks zur Kinderwärterin abwürdig; 's ist hier keine Hülfe, denkt man, ein wenig's erlöst nicht, und nach vielem wird wiederum viel, und mehr erfordert werden, als man geben kann. Besser also flugs als langsam gebroch'n, und sich Undank erkauf. Mag sie 's doch sich selbst zurechnen, daß man ihr aus dem Geleise weicht, kömt's ja gescheuter anfangen; 'n mal, auch wol zweimal hilft man ihr wohl, aber dann ist's auch aus, ihr Unglück kummert ein'n weiter nicht. Wenn man aber weiß, daß die Person ihre tausend und ein Bedürfnisse so gemindert hat, daß sie von dem Krautkopfe, den sie noch übrig hat, satt wird: o so freut's ein'n zu helfen; man läuft ihr überall entgeg'n, hält ihr den offenen Beutel zu, und ist bei meiner Frau ein großmüthiger Patron. Das Helfen und Trösten ist dann so süß, das Zutrauen so bequem, alles, was man thut, wirkt so a propos, Dankbarkeit und Wohlthun begegnen sich so herzlich, daß es eine rechte Kraftsuppe vor mich ist, wenn ich die größte Wohlthat in eine verfluchte Schuldigkeit verwandeln kann. . ."

Ich mag Ihnen das Uebrige nicht herschreiben; Sie kennen ihn, meine Theuerste, und wissen, daß er zwar richtig im Text, aber sehr kauderwelsch in seinem Vortrage ist. Ich habe seit meinem letzten die A. . nicht gesehen; indessen aber doch gehört, daß ihr Mann, der sich, wie man ihn beschuldigte, mit seinem Hauptbuche, unsichtbar gemacht hatte, in A. . angelangt ist. Vernünftlich wird er sein Unglück rechtfertigen können; und solchergestalt seinem guten Weibe den einzigen Trost verschaffen, der ihr fehlte. Es nagte sie unaufhörlich, daß er überall für einen Betrüger gelten mußte; und über diesen Punkt habe ich nie mit ihr sprechen mögen, sie auch nicht mit mir.

Gleich zu Anfang ihrer Ehe klagte sie mir 'einmal, daß ihr Mann die Glücksspiele, und besonders das Lotto, so sehr liebte; und ich wollte wohl sagen, daß dieses, wiewohl ganz zufälliger Weise, auch auf ihre Lebensart einen übeln Einfluß gehabt hat. „Ich erwartete gestern,“ sagte sie mir damals, „meinen Mann bei einem kleinen häuslichen Abendessen, und hatte mir eine kleine unschuldige Freude daraus gemacht, daß ich ihn ein Kinderhemdchen zeigen wollte, das ich selbst fertig gemacht hatte; ich rechnete auf sein Lob, als meine einzige Belohnung, und mein Herz schlug vor sanfter Freude bei dem Geräusche eines jeden Wagens, der durch unsre Gasse fuhr. Da wird er sein, dachte ich . . . aber er kam nicht; das Essen, das ich bereitet hatte, verdarb am Feuer, und alle meine Erwartungen wurden getäuscht. Wie er endlich spät kam, war ich unmutig, hatte keine Freude mehr, ihm meine Arbeit zu zeigen; und er war so voll von einem Gewinnte, den er gethan hatte, daß ich mich schämte, ihm zu sagen, wie ich heute acht Schilling mit Nähen erspart hätte.“

Ich achtete damals auf diese ihre Klage so sehr nicht; und wir ließen es beide bei der allgemeinen Anmerkung bewenden, daß ein Spieler, wenn er auch sonst nichts Uebels thäte, schon aus dem einzigen Grunde strafbar wäre, daß er den kleinen häuslichen Fleiß, worauf doch so vieles ankommt, und wovon das Glück der meisten Haushaltungen abhängt, völlig ersticke, und einem guten Weibe die Gelegenheit raubte, ihm durch ihre Aufmerksamkeit, Ordnung und ein selbst gemachtes Gericht zu gefallen. Nach der Zeit habe ich wohl gedacht, daß er eben durch die kalte Gleichgültigkeit, womit er auf die stillen Tugenden seiner Frau herab sah, durch die wenige Aufmerksamkeit auf ihre kleinen Liebesfeste, womit sie ihn bisweilen zu überraschen wünschte, und durch das beständige Gespräch von Summen, die verloren oder gewonnen waren, sie endlich auch dahin gebracht hat, täglich in Gesellschaften zu gehen, immer zu spielen, und ihre Haushaltung von selbst gehen zu lassen.

Sie hatte zu vielen Stolz, um sich für eine zweite Rolle zu schicken. Sie würde als die beste Haushälterin, als die zärtlichste Mutter, und als die vernünftigste Frau, überall die erste gewesen sein. Und wie sie in diesem Plan, welchen sie sich gleich nach den verräuschten Honigmonaten ihres Ehestandes gemacht hatte, von ihrem unvorsichtigen Manne gestört wurde: so suchte sie die erste Rolle unter unsern glänzenden Prinzessinnen zu erhalten; und die Person, die sich mit ihrem Kinderhemdchen eine Fürstin dünkte, achtete hernach achthundert Mark nicht so viel, als ihre acht Schillinge. Dieses halte ich für den wahren Grund ihres Verderbens; und ihre jetzige Aufführung zeugt von ihren ersten Grundsätzen. Auch in ihrem Unglücke ist sie mit keiner zweiten Rolle zufrieden. Man sieht, sie will auch hier die einzige in ihrer Art sein.

Wie glücklich sind Sie, meine Beste, auf dem Lande, wo der Mann die gefährlichen Reizungen der Glücksspiele nicht sieht, Arbeit als ein Bedürfnis liebt, und dann auch die nützlichen Eigenschaften einer liebenswürdigen Gehilfin verehrt. Jeder Abend bringt sie zusammen; jedes Gericht, das Sie ihm vorsetzen, wird mit dankbarer Freude genossen; jede Erzählung von dem, was Sie des Tages wohl ausgerichtet haben, heftet ihn an Ihren Blick, die Kinderchen empfangen den Segen von beiden; und eine ungestörte Ruhe erwartet sie nach dem lieblichen Abend. . .

Ich darf heute nicht weiter schreiben, mir Kocht das Blut noch von einem nächtlichen Valle, und ich muß einmal zu meinen Kindern gehen, die ich in drei Tagen nicht gesehen habe. Küssen Sie meine Gvatterin, und wenn Sie heute Abend Ihrem Eheherrn meinen Brief vorlesen: so lassen Sie das aus, was ich von ihm gesagt habe; er würde sonst beide Flügel schlagen, und hoch krähen. Es ist genug, daß ich euch Landleuten heute den Sieg lasse; den

Triumph könnt ihr sparen; habt ja auch keine jungen Herrn, die ihm zuschauen und den Wagen ziehen können. Der Triumph mag also für uns bleiben, und für euch die gerechte Sache und mein Herz. Können Sie etwas Mehreres verlangen? . . . Nun ja, einen Kuß! . . . den drückte ich in die Stelle meines Namens.

H . . . den 26. Juni 1774.

Die A . . . hat ihren Mann glücklich wieder. Die Stockjobberei *) hat auch ihn, wie viele andre, gestürzt. In der Angst war er nach England gereist, weil er glaubte, daß ihn sein dortiger Kompanion hintergangen hätte; und wirklich hat er durch seine geschwinde Reise noch vieles gerettet. Seine Gläubiger haben sich mit 60 Procent begnügt, nachdem er ihnen seinen Zustand aufrichtig eröffnet; und nun hat er noch so viel übrig, daß er bei Fleiß und Ordnung ein mäßiges Auskommen finden wird. Der große Eindruck, den seine Frau durch ihr Betragen im Unglück bei allen und jeden gemacht hat, ist ihm sehr zu statten gekommen. Jeder glaubte, ihr eine Gerechtigkeit zu thun, indem er von seiner Forderung so viel nachließ. Man hätte mehr gethan, wann sie gewollt hätte. Allein da sie auch dasjenige zu bezahlen gedankt, was ihre Gläubiger jetzt nicht fordern wollen, so bald sie die Erbschaft von dem Oheim Schöps thut: so verlangte sie nicht mehr, als die gegenwärtige Noth erforderte. Sie wohnt jetzt in einem zwar kleinen, aber doch nicht schlechten Hause, und hat ihre Haushaltung so nett eingerichtet, daß es ein Vergnügen ist, sie zu sehen. Ich habe sie neulich besucht, und sie vergnügter als jemals gefunden. „Nichts,“ sagte sie, „gleich dem häuslichen Vergnügen, und besonders dem Vergnügen, sich in jedem Augenblick einen kleinen Gewinn zu verschaffen, es sei durch Ersparen oder Erwerben. So verächtlich es auch den großen Geistern vorkommen mag, so wahr ist es doch, daß ein selbsterwerbener Schilling das Herz mit einer großen Freude erfüllen könne. Jeder Augenblick, den ich mir zu Ruhe mache, verschafft mir dieselbe, und ich lasse nicht viele ungenutzt vorüber. Die Ordnung, diese edle Freundin des Fleißes, macht alle diese kleinen Gewinne beständig sichtbar, und ich gefalle darin mir selbst und meinem Manne so sehr, daß wir uns nicht begegnen, ohne einander darüber etwas Verbindliches zu sagen. Es war eine Zeit, wo ich mich wunderte, wie die Leute in niedrigen Ständen, ohne Gesellschaft und Spiel, ohne Opera und Komödie, ohne Lustfahrten und Lektüre einen Tag wie den andern zubringen könnten, da man doch bei jenen

*) Die Stockjobberei ist eine Art von Aktienträumerei, die vor zwei Jahren in England auf's höchste gestiegen war.

großen Lustbarkeiten oft die größte Langeweile hätte, und ein herzliches Vergnügen sehr oft vergeblich suchte. Ich finde aber, daß der häusliche Trieb, etwas zu ersparen und zu gewinnen, und von diesem Gewinne mit Ordnung wohl zu thun, die Quelle des reinsten, stillsten und dauerhaftesten Vergnügens sei. Er erhält einen in beständiger Beschäftigung, verbannt auch die kleinste Langeweile, führt seine Belohnung fast immer mit sich, versüßt jede Mühe, erweckt und befriedigt wahre Bedürfnisse, schmeichelt einem auf die unschuldigste Art, und macht jeden Morgen nach einem sorgenfreien Schlafe heiter. Ein schöner Apfel und ein frisch gelegtes weißes Ei ergötzt mich länger, als alle Schönheiten der Natur aus dem Kasten der Dichter; und eine Nadel, die ich finde, macht mir eine kleine, obgleich unvermerkte Freude. Jede Rath, die ich fertig gemacht habe, ist für mich eine Frühlingsblume, und der Beifall, den ich darüber von meinem Manne erhalte, ist die süßeste Schmeichelei. Nützliche Arbeiten geben zugleich mehr Stoff zu Unterredungen, als alle Thorheiten der Stadt, und das unschuldige Spiel meiner Kinder nährt meine Seele mehr, als die beste Operette. Habe ich vollends ein Brätchen mit einem Freunde zu theilen: so verachte ich alle Tafseln unserer fürstlichen Verschwendenden . . .

Was dünkt Ihnen, sollte man nicht Lust bekommen, alles wegzuzwerfen, um so klein und vergnügt zu leben? Wir handeln wahrlich thöricht, daß wir uns die vielen Vergnügungen der Wirthschaft entziehen, und uns dafür nichts wie leere Stunden verschaffen, die wir hernach nicht auszufüllen wissen. Jedoch Sie, meine Beste, machen Ihre Käse selbst, und fühlen das Leere unserer glänzenden Freuden nicht. O bleiben Sie immer dabei! bleiben Sie aber auch immer meine zärtliche Freundin, wie ich die Ihrige.

Das Glück der Bettler.

Neulich sah ich einen Handwerksmann mit seiner Frau bereits um 4 Uhr des Morgens in seiner Werkstätte an der Arbeit. Der Mann schien mir munter und zufrieden zu sein, die Frau aber mit einer gewissen ängstlichen Eilefertigkeit zu spinnen. Auf eine kleine Warnung: sie würde sich auf diese Weise überarbeiten, antwortete sie mit Seufzen: „Ach, ich habe acht lebendige Kinder.“ Und in dem Augenblicke traten die vier ältesten schon munter herein, um zu beten und zu arbeiten. Der Anblick war überaus rührend; und der Mann erzählte mir mit einem anständigen Stolz, wie sauer er es sich werden ließe, als ein ehrlicher Mann mit den Seinigen durch die Welt zu kommen; und wie sichtbar Gott seinen Fleiß

und Ordnung segnete. „Wir haben,“ sagte er hinzu, „im Anfange oft Wasser und Brod genossen, waren aber gesund und freudig dabei, bis uns endlich Gott mit Kindern segnete, und mein täglicher Verdienst mit ihnen zunahm. Sauer ist es mir geworden,“ schloß er, „blutsauer! aber ich habe Brod, und bin vergnügt.“

Ich verglich hiemit eine Scene, die mir einmal zu London in einem Speisefeller, im Kirchspiele St. Giles aufgestoßen ist. Herr Schuter, ein berühmter Acteur auf dem Schauspielplatz im Covent-Garten, welcher damals eben die niedrigen Klassen der Menschen studirte, um sich in der komischen Malerei fest zu setzen, und eine völlige Kenntniß vom high live below stairs zu erhalten, führte mich dahin. Die Magd, welche uns empfing, setzte geschwind die Leiter an, worauf wir herunter stiegen, und zog solche sogleich wieder heraus, damit wir ihr ohne Bezahlung nicht entlaufen möchten. Im Keller fanden wir zehn saubere Tische, woran Messer und Gabel in langen Ketten hingen. Man setzte uns eine gute Rindfleischsuppe, etwa 4 Loth Rindfleisch mit Senf, einen Erbsen-Budding mit etwa 6 Loth Spect, 2 Stück gutes Brod und 2 Gläser Bier vor; und vor der Mahlzeit forderte die Wäscherin unser Hemd, um es während derselben zu waschen und zu trocknen; alles für 2½ Pence oder 16 Pfennige unserer Münze, mit Einschluß der Wäsche. Doch diese Beschreibung im Vorübergehen. Am Sonntag wird kein Hemd gewaschen; und dafür ½ Pfund gebratenes Rindfleisch mit Kartoffeln zur Mahlzeit aufgesetzt.

In diesem Keller fanden wir uns in Gesellschaft der Gassenbettler. Da wir uns vorher eine dazu schickliche Kleidung vom Trödelmarkte gemiethet hatten, so wurden wir bald mit ihnen vertraut; und man that uns leicht die Ehre an zu glauben, daß wir Diebe oder Bettler aus einem andern Kirchspiel wären. Allein wie sehr erkannten wir nicht, als wir die angenehme und unbekümmerte Lebensart dieser Bettler erblickten.

Erstlich zählte ein jeder seinen Gewinnst vom Tage; und besonders ließen sich die Blinden von zweien andern ihre Einnahme öffentlich und auf ihre Ehre zählen, damit sie von ihren Führerinnen nicht betrogen werden möchten. Es war keiner unter ihnen, der nicht doppelt und dreimal so viel erbettelt hatte, als der fleißigste Handwerksmann in einem Tage verdienen kann. Nachdem das Finanzwesen in Ordnung gebracht, und die Mahlzeit vorüber war, ließ sich ein jeder, nach Gewohnheit, einen Bumper mit starkem Porterbier geben, welcher auf die Gesundheit aller wohlthätigen Seelen ausgeleert wurde. Hierauf spielten die Blinden zum Tanz; und es war ein Vergnügen, zu sehen, wie geschickt Bettler und Bettlerinnen, auch sogar einige, die des Tages über lahm gewesen waren, mit einander tanzten. Die kräftigsten Gassenlieder folgten

auf diese Bewegung, bis endlich der erwartete Durst erfolgte. Dann ward von gewärmtem Porter und Rum ein starker Punsch gemacht, die Zeitung dabei gelesen, und der Abend bis drei Uhr des Morgens mit Trinken und politischen Urtheilen über das Ministerium auf das Vergnügteste zugebracht.

Ueberhaupt aber hat der Bettelstand sehr viel Reizendes. Unser Vergnügen wird durch nichts besser befördert als durch die Menge von Bedürfnissen. Wer viel durstet, hungert und friert, hat unendlich mehr Vergnügen an Speise, Trank und Wärme, als einer, der alles im Ueberfluß hat. Was ist ein König, der nie zum Hungern oder Dursten kommt, und oft zwanzig große und kleine Minister gebraucht, um eine einzige neue Kigelung für ihn auszufinden, gegen einen solchen Bettler, der sechs Stunden des Tages Frost, Regen, Durst und Hunger ausgehalten, und damit alle seine Bedürfnisse zum höchsten gereizt hat; jetzt aber sich bei einem guten Feuer niederlegt, sein erbetteltes Geld überzählt, vom Stärksten und Besten genießt, und das Vergnügen hat, seine Wollust verstoßener Weise zu sättigen? Er schläft ruhig und unbesorgt; bezahlt keine Auflagen; thut keine Dienste; lebt ungefucht, ungefragt, unbeneidet und unverfolgt; erhält und beantwortet keine Komplimente; braucht täglich nur eine einzige Lüge; erhötet bei keinem Lohne im Strumpfe, kratzt sich ungeschert, wo es ihm juckt; nimmt sich ein Weib, und scheidet sich davon unentgeltlich und ohne Prozeß; zeugt Kinder ohne ängstliche Rechnung, wie er sie versorgen will; wohnt und reißt sicher vor Dieben, findet jede Herberge bequem, und überall Brod; leidet nichts im Kriege oder von betrügerischen Freunden; trost dem größten Herrn, und ist der ganzen Welt Bürger. Alles, was ihm dem Anschein nach fehlt, ist die Delikatesse, oder derjenige zärtliche Ekel, womit wir alles, was nicht gut aussieht, verschmähen. Allein, wer ist im Grunde der Glückseligste; der Mann, der ein Stück Brod, wenn es gleich sandig ist, vergnügt hinunter schlucken kann, oder der Zärtling, der in allen Herbergen hungern muß, weil er seinen Mundkoch nicht bei sich hat? Und wie sehr erweitert derjenige nicht die Sphäre seines Vergnügens, der sich jenes Brod wohl schmecken läßt?

Wie beschwerlich ist dagegen der Zustand des fleißigen Arbeiters, der sich von dem Morgen bis zum Abend quält, sich und seine Familie von eigenem Schweiße zu ernähren? Alle öffentliche Lasten fallen auf ihn. Bei jedem Ueberfall feindlicher Parteien muß er zittern. Um sich in dem nöthigen Ansehen und Kredit zu erhalten, muß er oft Wasser und Brod genießen, seine Nächte mit ängstlicher Sorge zubringen, und eine heimliche Thräne nach der andern vergießen. . . . Wenn ich solchergestalt den ehrlichen fleißigen Arbeiter mit dem Bettler vergleiche: so muß ich gestehen, daß es eine überaus

starke Versuchung sei, lieber zu betteln als zu arbeiten. Das Einzige, was den Bettlern bisher gefehlt, ist dieses, daß ihre Nahrung unrühmlich gewesen, und diesem Fehler will ich nächstens abhelfen.

Etwas zur Verbesserung der Armenanstalten.

Wie, Sie wollen das Betteln rühmlich machen? In der That, das fehlt den faulen Müßiggängern noch. Allein herunter mit dem Schleier, herunter mit dem Regentuche, worin sich viele unserer Bettlerinnen verstecken, um ihre Ehre nicht zu verlieren. Verdient eine arme unglückliche Person so viel Schonung, so sorge man für sie daheim, und setze dieselbe nicht der traurigen Nothwendigkeit aus, ihr Brod vor den Thüren zu suchen. Verdient sie es aber nicht, so verfolge Schimpf und Verachtung den verschuldeten Bettler. Er gehe, wenn er ja gehen soll, als ein Schensal durch die Gassen, und sei allen jetzt wandenden, jetzt auf die faule Seite nach und nach sinkenden, jetzt sorglos darauf los zehrenden Einwohnern ein so schreckliches Exempel, daß sie sich lieber das Blut aus den Fingern arbeiten, und Wasser und Brod genießen, als auf künftige Almosen ihre Zeit und ihren Fleiß ungenutzt verschlafen oder verprassen. Eine Bettlerin im Regentuch ist eine Satyre wider die Obrigkeit, die entweder die Unglückliche nicht versorgt, oder die Schuldige nicht strafft. Nirgends gibt es mehr Bettler, als wo eine unüberlegte Gültigkeit sich als christliches Mitleid zeigt, und jeden Armen ernährt; nirgends gibt es weniger, als bei den Fabriken, wo man den Bettler, der noch arbeiten kann, auf dem Misthaufen sterben läßt, um andere zum Fleiße zu zwingen.

Doch ich will die Sache gelassen betrachten. Von dem großen Gesetze, daß Niemand im Staat sein Brod umsonst haben müsse, weil die Versuchung zur Faulheit sonst zu stark werden würde, und daß es besser sei, denjenigen, der nur noch einzig und allein ein gesundes Auge übrig hat, sein Brod durch eine ihm anvertraute Aufsicht verdienen zu lassen, als ihn auf dem Faulbette zu ernähren, will ich jetzt nichts erwähnen. Es ist bekannt genug; der Satz, worauf ich bauen will, soll sein, Armuth muß verächtlich bleiben.

Nur muß man mich wohl verstehen. Ein gesunder fleißiger Mensch ist nie arm. Der Reichtum besteht nicht im Gelde, sondern in Stärke, Geschicklichkeit und Fleiße. Diese haben einen goldenen Boden, und verlassen einen nie; das Geld aber sehr oft. In der letzten Ernte sah ich die Frau eines Heuermanns, deren Mann ein Hollands-Gänger ist, welche selbst mähte und band, und ihr vierteljähriges Kind neben sich in der Kirche liegen hatte, wo es

so ruhig wie in der besten Wiege schlief. Nach einer Weile warf sie müthig ihre Sense nieder, setzte sich auf eine Garbe, legte das Kind an die gesunde Brust und hing mit einem zufriedenen und mütterlichen Blicke über dem saugenden Knaben. Wie groß, wie reich, dachte ich, ist nicht diese Frau? Zu mähen, binden, säugen und Frau zu sein, gehören sonst vier Personen. Aber dieser ihre Gesundheit und Geschicklichkeit dient für viere. Die Natur zeigt hier eine homerische Allegorie für die Arbeitsamkeit ohne Caylus und Winkelmann.

Wenn ich es also als ein Gesetz annehme, daß Armuth schimpfen müsse, sobald sie nicht durch ein besonderes Unglück ehrlich gemacht wird, so verstehe ich darunter den Mangel, der aus Ungeschicklichkeit und Faulheit entspringt, und mache mit Fleiße dieses große Gesetz hart, weil wir von Natur ohnehin weichherzig genug sind, mit jedem Armen ohne Untersuchung Mitleid zu haben, und unser Herz insgemein den Verstand betrügt, wenn es auf's Wohlthun ankömmt. Das Sprichwort: Armuth schimpft Niemand, dient insgemein nur dem stolzen Armen, dessen Eitelkeit sich beleidigt fühlt. Und wenn wir mit dem Armen in's Verhör gehen, so finden sich immer viele zweideutige Umstände zu seiner Entschuldigung. Daher mag die Armuth überhaupt immer etwas Verächtliches behalten; wenn wir nur dabei unsere Hochachtung gegen die Frau, die zugleich mäht, bindet und säugt, verdoppeln. Jene Verachtung und diese Hochachtung müssen zusammen bleiben, und die Bewegungsgründe zum Fleiße verstärken.

Dieses Gesetz muß aber nicht eher in Uebung kommen, bevor wir nicht einige Voranstalten gemacht haben, wozu folgende meines Ermessens hinreichen werden. Man theile alle Arme in drei Klassen.

In die erste Klasse sollen diejenigen kommen, welche durch Unglücksfälle oder Gebrechlichkeit arm sind, und einige Schonung verdienen.

In die andere: alle, welche eben keine Schonung verdienen, und sich nur damit entschuldigen, daß sie keine Gelegenheit zu arbeiten haben, um ihr Brod zu gewinnen.

In die dritte: alle muthwilligen Bettler, die durch ihr eigenes Verschulden arm sind, und gar nicht arbeiten wollen, ungeachtet sie Gelegenheit, Geschicklichkeit und Kräfte dazu haben.

Die Einrichtung dieser Klassen wird mit Zuziehung der Pfarrer und mit der genauesten Untersuchung gemacht; sodann aber die erstere Klasse durch öffentliche Vorsorge zu Hause versorgt; die andere mit Arbeit versehen, und die dritte in dem angelegten Werkhause dazu gezwungen.

Man sieht leicht ein, daß bei diesem Plan alles auf die Vorkerkungen für die zweite Klasse ankomme. Und wenn ich zeige, daß mit den Armengeldern, welche jetzt vertheilt werden, noch halb so viel mehr als sonst ausgerichtet werden könne, so glaube ich wenigstens einen guten Rath dazu mitgetheilt zu haben. Ich will solchen auf einen ganz leichten Satz bauen. „Man nehme z. B. in seine Hand zwei Thaler, und gebe einigen Armen davon 6 Mgr., so sind 12 Personen versorgt. Man lasse aber diese 12 Personen jede 2 Stücke Garn, welche zusammen 4 Mgr. werth sind, spinnen, und bezahle ihnen solche mit 8 Mgr., so ernährt man

- a) mit eben diesen zweien Thalern 18 Personen; jede davon bekommt
- b) 2 Mgr. mehr; es bleiben
- c) die Armen durch die Arbeit gesund; sie genießen
- d) ihr Brod nicht umsonst; locken also
- e) andere nicht zum Unfleiß; und laufen
- f) nicht herum.“

Diese Sätze sind klar; nur wird man sagen:

Die Armen werden entweder das Garn von andern aufkaufen, oder es werden auch selbst fleißige Leute sich zu den Armen gesellen, um ihr Garn zum doppelten Preise zu verkaufen.

Der Einwurf ist richtig. Allein hier muß man durch einigen Schimpf vorbeugen.

Man wähle folglich ein öffentliches Zimmer auf einem Armenhofe. Dort seien Näder und Flachs. Dieses sei des Winters gewärmt und erleuchtet, und von dem frühesten Morgen bis zum spätesten Abend keinem Armen verschlossen. Und was in diesem Zimmer gesponnen wird, das werde doppelt bezahlt. Der Schimpf, in einem öffentlichen Zimmer zu spinnen, und in der Zahl der Armen bekannt zu sein, wird den fleißigen und empfindlichen Mann hinlänglich abhalten, seine Hand sinken zu lassen. Geringe ist eben dieser Schimpf nicht unschwer für diejenigen zu tragen, die sonst auf den Gassen betteln, und von Obrigkeit wegen in die zweite Klasse gesetzt sind. Die Anstalt wird den Betrug verhüten, und bei einem Lichte und einer Wärme können mehrere Personen zusammen sitzen, mithin vieles ersparen. Dabei hat jeder Arme seine Freiheit, zu gehen und zu kommen, und wenn er des Tages eine bessere Arbeit findet, solcher nachzugehen.

Sobald ist aber nicht die öffentliche Anstalt gemacht, so muß Keiner sich unterstehen zu betteln, oder er muß sich gefallen lassen, in die dritte Klasse gesetzt, in's Werkhaus eingesperrt und zur Arbeit gezwungen zu werden. Denn nun ist die Entschuldigung, daß

er keine Gelegenheit habe, sein Brod zu verdienen, gehoben, und folglich die Obrigkeit berechtigt, das letzte Mittel zu gebrauchen.

Die Armengelder in hiesiger Stadt, welche von Obrigkeit wegen gesammelt, und vor den Thüren gegeben werden, belaufen sich des Jahrs zum allerwenigsten auf 12,000 Thaler. Davon sollen 40 Hausarme einen jährlichen Zuschuß von 50 Thalern empfangen, so bleiben noch 10,000 Thaler übrig. Wenn diese auf obige Art verwendet werden, so können 150 Arme der zweiten Klasse jeder das Jahr 100 Thaler verdienen; und so viel Arme finden sich hoffentlich nicht.

Man wird einwenden: „Die Anstalt sei ganz gut, wenn man jährlich mit Gewißheit auf eine sichere Summe rechnen könnte.“ Allein warum kann man das nicht? In der Stadt London sind die Almosen von jedem Hause fixirt und zum Stat gebracht. In Deutschland, oder doch wenigstens in einem großen Theil desselben, hat man die unbeständigsten Gefälle zu fixiren gewußt. Warum sollte dieses nicht auch mit den Almosen geschehen können? Wir legen Schatzungen an, um Pulver zu kaufen, und die besten Städte damit in den Grund zu schießen. Sollte man denn nicht auch so etwas thun können, um andere wiederum glücklich zu machen? Sind die Armen nicht ein eben so wichtiger Gegenstand der öffentlichen Vorsorge als andere Dinge? Und würde sich nicht jeder Hauswirth jährlich gern zu einem gewissen Almosen-Beitrag selbst subscribiren, wenn er dagegen von allem andern Ueberlauf entbunden sein könnte? Würden diese Gelder nicht besser angewandt werden, als diejenigen, die wir ohne genügsame Prüfung vor den Thüren oft an Unwürdige verschwenden? Und werden wir von unserm neuangelegten Werthause, welches wir mit so großen Kosten aufgeführt haben, den wahren Vortheil haben, wofür wir nicht durch jene Klassifikation zuvor alle mögliche Ungerechtigkeit entfernen? Wie viele Vermächtnisse, Hospitäler und Stiftungen ließen sich nicht ohnehin mit jener Anstalt für die Armen vereinigen, so daß eins dem andern die Hand böte, und den Fleiß gemeinschaftlich beförderte?

Das war der Kammerjungfer recht.

„Es kommt so Mancher durch die Welt . . .“
 „Freilich, mein gutes Kind! aber wie? wie? — das ist die Frage. Wenn du verhungerst, kommst du auch durch die Welt, und vielleicht ehrlicher, als wenn du an einer Bratwurst erstickst; aber darum ist es noch eben nicht nöthig, vor Hunger zu sterben, oder

eine Lebensart zu ergreifen, wo man ja so kurz und gut durch die Welt kommen kann. Ein kindischer Einfall ist es, verstehst du mich, Lisette, mit allem durch die Welt zu kommen. Man bleibt doch nicht darin, so gern man auch wollte, und Millionen kommen durch, ohne daß man dabei setzen kann gut! Ich dachte, du wartetest auch noch ein bißchen, ehe du es versuchtest, in der Hanse durch die Welt zu kommen."

"Aber, gnädige Frau, wenn es Gott doch so versehen hätte. . . ." "Nicht wahr, so helfen alle meine Ermahnungen nichts, so ist die menschliche Klugheit überflüssig. Weißt du aber wohl, wie ich diesen andächtigen Schnörkel schon oft geheißsen habe? Das Faublette aller Thörinnen, und die Ausflucht verliebter Dinger, die mit offenen Augen in ihr Unglück rennen. Gottes Verhängniß ist so, daß wir eine vernünftige Wahl der Mittel treffen, nicht aber auf Gerathewohl zusammen laufen, ein halb Duzend unglückliche Kinder in die Welt setzen, und für dieselben das Brod vom Himmel erwarten sollen."

"Ach!" erwiderte das gute Kind, "Ow. Gnaden haben zu leben, und einen Herrn Gemahl, der Ihnen dieses Leben so süß, so süß macht; mich dünkt, o verzeihen Sie mir meine Freiheit! Sie haben gut predigen, und wissen nicht, wie einem armen Mädchen, das nun fünfzehn Jahre gedient hat, und auch wohl einmal ein bißchen eigenes Brod mit einem guten Manne theilen möchte, so recht zu Muth ist. Wären Sie an meiner Stelle und ich an der Ihrigen. . ."

"Nun heraus damit, hier ist ein Dukaten, wenn du mir aufrichtig sagst, was ich gethan haben würde, wenn ich an deiner Stelle gewesen wäre?"

"Sie hätten unsern Johann schon früher genommen; es ist ein gar zu hübscher guter Mann."

"Was, Mensch! du meinst, ich hätte deinen Kerl genommen? geh mir aus den Augen, und wisse, daß ich nun und nimmermehr mich darum bekümmern will, wie du durch die Welt kommen wirst; zaudere nur nicht lange, und wenn du nun ein Nest voll Kinder hast, und dann Krankheit und Unglücksfälle, die natürlichen Folgen solcher unbefonnenen Ehen, dich und deinen Kerl außer Stand setzen, das Brod für so viele zu gewinnen, so denke an mich, komme mir aber nicht, um dir ein Stück Brod zu geben. Denn wer sich nicht rathen lassen will, dem ist auch nicht zu helfen."

Lisette ging, ihre Noth ihrem lieben Bräutigam zu klagen, vielleicht auch, um die Süßigkeit des Trostes zu genießen, womit die Liebe in solchen Fällen gleich bei der Hand ist. Zu ihrem Glück aber begegnete sie ihrem Herrn in dem Vorzimmer, der ihre glühenden Wangen bemerkte, und sah, wie sie eine bittere Thräne mit allen Fingern aus den Augen rieb. "Nun, Lisette," redete er sie

an. . . . Aber die gnädige Frau, welche seine Tritte bereits vernommen hatte, und an der Thür horchte, kam ihm hier ganz feierlich in den Weg, und nöthigte ihn, sich von ihr selbst die schreckliche Begegnung, welche sie von dem dummen Gesichte, das äußerlich einer Heiligen gliche, im Herzen aber voll Bosheit wäre, erzählen zu lassen.

Nun das mußte ihm freilich angenehmer sein, als alles, was die Kammerjungfer ihm auch noch so bitterlich hätte klagen können; und so hörte er denn mit der Geduld eines Ehemannes die fürchterliche Geschichte von einem Ende bis zum andern an, ohne sie auch nur einmal mit einer Anmerkung zu unterbrechen, jedoch nicht ohne einige, welche der Leser leicht hinzudenken wird, für sich zu machen. Seiner Frau Unrecht zu geben, war in diesem Augenblick nicht rathsam, die arme Lisette zu bedauern, gefährlich, und die Sache doch so laufen zu lassen, etwas hart. Er wandte sich also auf die Seite seines Kammerdieners, und erzählte ihr, was ihm derselbe nun seit vielen Jahren für Dienste geleistet hätte, wie sehr er wünschte, demselben endlich ein bißchen eigenes Brod zu verschaffen, und wie er geglaubt hätte, daß sie für Lisetten, die ihr nun fünfzehn Jahre treu gedient, gleiche Gefinnungen hegte. Inzwischen, und da er dieses nicht fände, so wollte er für seinen Bedienten auf eine andere Art sorgen.

"Das wünschte ich nun eben nicht," versetzte sie eifrigst, "daß etwa die Kammerjungfer der überlugen Frau Oberstallmeisterin durch Sie versorgt werden sollte. Mich dünkt, es steht einer Herrschaft allemal wohl an, wenn sie zunächst für die Ihrigen sorgt, und Lisette mag sein was sie will, so ist sie doch so lange Zeit bei mir gewesen, daß ich sie nicht auf die Gasse setzen will. Aber sie kann noch warten, und ihr Johann auch, wie mich dünkt. . ."

"Nun freilich," erwiderte der schalkhafte Mann, "sie sollen warten, so lange es Ihnen gefällig ist; ich dachte mir, weil eben unser Organist verstorben ist, und Johann recht sehr gut die Orgel schlägt, ich wollte lieber ihn, als einen andern, den mir die Frau Priorin von . . . empfohlen hat, dazu nehmen."

"Ich weiß nicht, was die Priorin sich immer untersteht, ihre Leute auf unsere Kosten zu versorgen: hat sie doch lehthin meinen Bedienten, für welchen ich mir von ihr die Stiftschreiberstelle ausbat, mit der kahlen Entschuldigung abgewiesen, daß er sich zu spät gemeldet hätte. Nein, Ihr Johann muß Organist werden, und Lisette. . . ja, wenn das Mensch nur nicht so viel Staat auf dem Leibe hätte. Es ist ein Unglück mit den Kammerdienern und Kammerjungfern; sie gewöhnen sich so sehr den Herrn und die Frau zu spielen, daß sie hernach in keinem Stande auskommen

können, und bei aller Fürsorge, die man für sie trägt, dennoch zuletzt betteln müssen."

"O! das ist eine sehr wahre Bemerkung," schloß endlich der liebe Mann; "und ich habe lange gedacht, daß Johann nicht Organist, und Lisette nicht Frau Organistin werden sollte, ohne vorher beide ihren jetzigen Flitterstaat zu verkaufen, und sich so zu kleiden, wie Sie, meine Liebe, es ihnen vorschreiben würden. Was dünkt Ihnen, wenn wir ihnen für ihre langjährigen Dienste ein kleines Gnadengehalt unter der Bedingung dabei gäben, daß die Frau Organistin nicht anders, als in einem Rock von Camelot zur Kirche kommen, widrigenfalls aber sogleich ihr Gnadengehalt verlieren sollte?"

Sie versprach dieses in nähere Ueberlegung zu nehmen, und klingelte sogleich, wie der Mann weg war, der betrübten Lisette, die nun in Erwartung ihres förmlichen Abschiedes mit Zittern heraus kam. "Höre," redete sie dieselbe an, "du hast mich diesen Morgen auf eine recht empfindliche Art beleidigt, aber ich war selbst Schuld daran, und hier hast du den Dukaten, den ich dir versprochen habe, betrachte ihn alle Tage einmal, und — bleibe immer so aufrichtig, wie du heute gewesen bist."

Lisette, welche sich in diese Rede gar nicht finden konnte, wußte nicht, was sie antworten sollte, und die gnädige Frau fuhr fort: "Ich sehe wohl, Johann ist dir lieber als ein Dukaten. Nimm ihn also, wie ich ihn genommen haben würde, wenn ich an deiner Stelle gewesen wäre." — Noch hatte das Mädchen nicht das Herz, diese gute Laune für Ernst aufzunehmen. — "Aber wisse, daß er unter keiner andern Bedingung Organist, und du nicht Frau Organistin werden wirst, als bis ihr euch beide schriftlich anheischig macht, daß du Zeit deines Lebens nicht anders als in einem Rock von Camelot zur Kirche gehen wollest. Doch," fügte sie etwas erweicht hinzu, "magst du auf hohen Festtagen den blauen tastenen Rock, welchen ich dir jüngst bei einer gewissen Gelegenheit geschenkt habe" — Das Kammermädchen weinte vor Freuden — "und den gelben, und grünen, und schwarzen..."

Es war Zeit, daß der gnädige Herr herein trat, sonst wäre die gnädige Frau gar zu weich geworden. Dieser machte also der barmherzigen Strenge ein Ende, und bestimmte dem jungen Brautpaar zu dem Dienste, welchen er ihm gab, ein jährliches Gnadengehalt unter der Bedingung des camelottenen Rocks. Jedoch wurde der blaue seidene für die hohen Festtage, der gnädigen Frau zu Ehren, beibehalten.

So mag man auch noch im Alter lieben.

Stille! stille! mein Freund, verliebt möchte ich nun eben nicht gern heißen; aber wenn Sie einen andern Ausdruck haben, der einen liebenden Mann bezeichnet, und minder anstößig ist, so geben Sie ihn mir immer, ob ich schon mein siebenzigstes Jahr zurückgelegt habe. Denn ich liebe in der That, und möchte es gern bis an mein seliges Ende thun, wenn es der Vorsehung gefallen sollte, solches noch einige Jahre hinauszusehen. Es wird einem so sanft, so warm dabei, daß man alles Uebel darüber vergißt, und wenn meine lebenswürdige Freundin mich besucht, so ist es, als wenn die Mittagssonne im Winter durch's Fenster auf meinen Fuß scheint, und die Gicht sanfter stechen macht. Meine Augen heitern sich auf, der Husten wird wohlthätiger, und die Runzeln dehnen sich in lauter sanfte Wellenlinien aus. Ich werde munter und gesprächig, und wenn sie mich beklagt, so verwandelt sich der verstockteste Gram in geduldiges Leiden.

Eine bessere Arznei für die Beschwerden des Alters als die Liebe kenne ich nicht. Das Alter ist von Natur kalt, die Leidenschaften, welche unser Herz in der Jugend aufschwellen, wirken nur noch in die Füße, das Blut stockt in den verbeimerten Gefäßen, die Nerven haben ihre leichte Reizbarkeit, und alles hat seinen Ton verloren. Aber die Liebe bringt alles wieder in Gang, und erneuert durch ihr sanftes Feuer die erkalteten Theile. Ihre Schmeicheleien sind doppelt kräftig, weil sie unerwartet sind, und das Verdienst derjenigen, die sich zu uns herabläßt, wächst in unsern Augen: wir gefallen uns von Neuem, und zu einer Zeit, wo wir Niemandem mehr zu gefallen glaubten. Dieses Gefallen an uns selbst gibt uns gleichsam eine neue Seele, und erzeugt einen Stolz, der dem Zittern widersteht, und das Fieber abwehrt, was uns sonst, wenn wir einmal den Muth verlieren, minder rüstig findet.

Das alles, mein Freund, erwarte ich von meiner Liebe; und ich darf sagen, daß ich ihr noch ein mehreres zu verdanken habe. Ein Zug vom Geize mischte sich in meine Ausgaben, ich floh die Menschen als falsch und flüchtig, ich ward mürrisch und andern überlästig, ich vernachlässigte den Wohlstand, tadelte jede Freude, litt mit Ungeduld, schwieg, wann ich reden konnte, und erzählte, wenn mich Niemand hören wollte. Das alles hat sich verloren, und die Begierde zu gefallen hat mich so aufmerksam gemacht, daß ich fast alle Fehler des Alters vermeide. Selbst die Jugend, welche doch sonst ein ausschließliches Recht auf alle Freuden der Schöpfung behauptet, und den verliebten Alten so gern das Grab zeigt, erhält

nicht so viel Blöße von mir, daß sie mich lächerlich machen könnte. Aber ich habe auch meiner liebenswürdigen Freundin noch nie die Hand oder den Mund geküßt, ich habe ihr noch nie etwas von meiner Liebe gesagt, nie ihr solche mit einem Blicke zugewinkt oder mich auf andere Art gegen sie erklärt; ich denke sie auch nie zu heiraten, oder vom Heiraten abzuhalten; vielmehr bin ich für sie auf eine recht anständige Partie bedacht. Meine ganze Liebe geht nicht weiter, als sie vollkommen glücklich zu machen, und mein Herz an der Zufriedenheit zu weiden, die ich in dem ihrigen erschaffen will. . . . Doch die Glocke schlägt fünf, dieses ist die Zeit ihres Besuchs; ich werde sie bitten, diesen Brief zuzumachen, und wenn sie unter der Versuchung erliegt, ihn zu lesen, so wird sie mein ganzes Geheimniß wissen.

Von Jhr.

Das Wort Geheimniß könnte nur immer wegbleiben; er liebt mich, und ich liebe ihn, dessen bin ich mich völlig bewußt. Nur schämt er sich, es mir zu gestehen. Ich bin dagegen desto dreister, und habe ihm schon hundertmal meine Hand angeboten, wenn sie ihn glücklich machen könnte. Aber da spricht er, ich sei ein närrisches Mädchen, und er liebe mich zu sehr, um mich zur Kränze zu gebrauchen. Jetzt soll ich durchaus seines Bruders einzigen Sohn heiraten. Dann will er uns sein ganzes Vermögen übertragen, und seine Tage bei uns zubringen. Da freut er sich dann schon im voraus über unsere künftige Freude, und ordnet, wo wir des Morgens zusammen trinken und des Abends miteinander essen sollen, und welche Tage in der Woche er allein zubringen wolle, um uns nicht immer mit seiner Gesellschaft beschwerlich zu fallen. In diesen Plan hat er sich so verliebt, daß er mir keine Ruhe läßt, um mich zu entschließen, und den Mann, welchen er für mich bestimmt hat, von seiner Hand anzunehmen. Was soll ich thun? ich zittere, wenn ich daran denke, daß sein guter Plan fehl schlagen könne, und wollte es lieber auf mich allein ankommen lassen, ihn so glücklich zu machen, als er es um mich verdient. Aber da hilft kein Zittern; er ist in diesem Stück unerbittlich und wird ordentlich böse, wenn ich ihm hierüber in allem Ernst zusehe, und doch ist er noch immer so heiter wie der jüngste Mann; aber das macht das Vergnügen, Gutes zu thun, welches er sich täglich und stündlich verschafft, und worin er so sinnreich ist, daß man ihm gar nicht entweichen kann, wenn er einem wohl thun will. Er kann wohl schreiben, daß er mir nie die Hand geküßt habe, aber er sollte auch sagen, wie oft ich es ihm gethan, und wie oft er mich vor unniger Dankbarkeit weinen mache. Ich glaube bisweilen, er habe sein Spiel mit meinem Herzen, und suche dem Dante eine Thräne abzulocken, die er der Liebe nicht

schuldig sein mag, und die ich ihm so gern gebe, ohne zu untersuchen, woher sie rührt. Indessen will ich seinem Willen folgen, und er kann meine Hand seinem Better geben. Aber dieser muß nie von mir verlangen, daß ich ihn höher achten soll, als den Mann, den ich vor allen glücklich zu machen wünsche. Hieraus mache ich kein Geheimniß, er und die ganze Welt mag es wissen, und wenn mein Zukünftiger so ungerecht wäre, mir dieses zu verdenken, hassen wollte ich ihn, recht von Herzen hassen. . .

Von Jhm.

Wie sich das so artig gegen einander erklärt, mein Freund! wir sind beide allein, und schreiben Ihnen, was wir uns einander zu sagen haben! In der That ein sonderbarer Einfall. Aber nichts überwindet die Tugend eines siebenzigjährigen Mannes, der an beiden Füßen gelähmt ist. Ich segne mein Alter und meine Sicht, die mir die unverdächtige Freiheit verschafft, meine geliebte Freundin wöchentlich zweimal zu sehen, und schmähe auf meinen Better, daß er so lange ausbleibt, um dem guten Kinde das zu sagen, was ich ihm, wenn ich fünfzig Jahre weniger hätte, gern selbst sagte.

Nun erwarte ich aber auch von Ihnen, daß Sie meiner Liebe Beifall geben, und die Bewegungsgründe rechtfertigen, woraus ich handle. In unserm ganzen Leben haben wir keine getreueren Freunde als unsre Neigungen und Leidenschaften, und wer sein theures Selbst untersucht, wird finden, daß sie der Tugend die größten Dienste leisten. Unter allen ist die Liebe als Leidenschaft diejenige, so unser Wohlwollen, unsre Großmuth und unsre Thätigkeit auf's angenehmste unterhält, und sich am besten zu einem gichtbrüchigen Körper schickt, den der Ehrgeiz zu sehr erschüttern und der Geiz auszehren würde. Sie führt die schmeichelhaftesten Wirkungen mit sich, und Schmeicheleien sind unserer Eigenliebe in jedem Alter willkommen. Unter dem Schutze der Achtung, welche uns ein lebenswürdiges Frauenzimmer erzeigt, gehen wir in Gesellschaften noch so mit durch, und die Jugend muß uns ehren, wenn sie derjenigen gefallen will, die uns ihrer vorzüglichen Aufmerksamkeit werth hält. Wie viel Bewegungsgründe, um auch im Alter zu lieben! wie viel Bedürfniß! wie viel Klugheit! wie viele gute Folgen! wie viele schöne Tage in dem Winter, nach welchem wir keinen Frühling mehr zu erwarten haben!

Und wenn nun das junge Ehepaar glücklich ist? wenn es gute Gesellschaften hat, die ich mit genießen, und verlassen kann, so bald es mir gefällt? wenn ihre Freunde auch die meinigen werden, und alle sich vereinigen, mir Leben und Freuden zu erhalten? Sollte ich sie dann nicht noch zärtlicher lieben! und sollte ich nicht die Siege

mit genießen, die sie über einander erhalten? Ich der Schöpfer ihres Glücks! und sie meine dankbaren Geschöpfe! O Freund! meine Liebe schwärmt: aber liebend will ich sterben, und nicht ungeliebt dahin scheiden!

Die Erziehung mag wohl slavisch sein.

Es ist wunderbar, wie weit uns oft eine glänzende Theorie verfolgen kann. Wenn einer das Laufen lernen soll: so läßt man ihn in schweren Schuhen und im gepflügten Lande laufen, dagegen aber sollen Kinder, woraus man große Männer ziehen will, alles spielend fassen. Es wird ihnen alles so süß und so leicht gemacht, sie durchfliegen den Kreis aller Wissenschaften, oder die so beliebt gewordenen Encyclopädien, so früh und so kühn, man bewundert die Wissenschaften, welche die Kinder auf ihren Rollwagen führen, so annehmend, daß man denken sollte, der römische Medner, welcher seine Brust erst lange Jahre unter einer bleiernen Platte arbeiten ließ, um sie hernach mit desto mehrerer Macht heben zu können, sei ein großer Narr gewesen, und hätte besser gethan, die Wissenschaft in einem Kalender zu studiren. Was kommt aber bei diesem unserm spielenden Lernen heraus? Süßes Gewäsche, leichte Phantasien und ein leerer Dunst. Der Geist bleibt schwach, der Kopf hat weder Macht noch Dauer, und alles sieht so hungrig aus, wie die heiße Liebe eines verlebten Greises. Der junge Mensch, der sich nun als ein großer Mann zeigen soll, gleicht einem Kaufmann, welcher eine Handlung durch die ganze Welt anfangen will, ohne irgend ein Kapital oder auch nur einmal einen mäßigen Vorrath von Produkten zu haben.

Ganz anders verhält es sich mit dem Knaben, der, so viel es ohne Nachtheil seiner Leibes- und Seelenkräfte geschehen können, von Jugend auf zu einem eisernen Fleiße, und zur Einsammlung nützlicher Wahrheiten angestrengt worden. In dem Augenblick, da er anfängt sich zu zeigen, hat er einen ganzen Vorrath von nützlichen Wahrheiten in seiner Macht, und die Gewohnheit hat ihm eine zweite Natur zur Arbeit gegeben. Eine Wahrheit zeugt die andre, und die Masse derselben wuchert in seiner Seele mit fortgehendem Glücke. Die schönen Wissenschaften machen bei ihm ihr Glück, wie Maler und Bildhauer bei einem reichen Bauherrn, der alles, was zu dem prächtigsten Gebäude erfordert wird, selbst besitzt und reichlich bezahlen kann; anstatt daß diese verschönernten Künste jenen jungen Herrn weiter zu nichts dienen, als Puppen zu schnitzen.

Einen solchen Reichthum von Wahrheiten und Kenntnissen wird man aber nie spielend, und auf die Art erlangen, wie viele Kinder jetzt erzogen werden. Die Vorsicht hat den Menschen nichts ohne große Arbeit zugebracht, und wenn das Kind auch hundertmal weint, und mit Strafen zum Lernen und zu Fertigkeiten gezwungen werden muß, so sind dieses wohlthätige Strafen, und die Thränen wird er seinen Lehrern einst verdanken.

Woher kommt aber eigentlich dieses Verderben? Von dem Ton unserer Zeiten, nach welchem der Lehrer sich entweder einen groben Bedanten schelten, oder mit dem Kinde säuberlich verfahren muß. Da ist kein großer Herr, keine zärtliche Mutter, welche nicht diesen Ton führt, und der Lehrer, der endlich auch die Kunst zu schmeicheln lernt, führt seinen Untergebenen spielend zu der Geschicklichkeit, von allen Dingen wichtig zu sprechen, und kein einziges aus dem Grunde zu verstehen; er läßt ihn auf einem gewachsenen Boden tanzen, und bekümmert sich nicht darum, ob er dereinst auf einem Steinpflaster den Hals brechen werde!

Eine Erzählung, wie es viele gibt.

Die Kunst, in Gesellschaften zu erzählen, erfordert eine eigne Geschicklichkeit; und sie sollte billig mehr als andere studirt werden, da sie in der That wichtiger ist, und einem öfterer als andere freie Künste zu Statten kommt. Gleichwohl wird sie jetzt ganz vernachlässigt, seitdem gewisse Leute sie zum Handwerke herabgewürdigt, und die guten Gesellschaften genöthigt haben, ihr den Abschied zu geben. Nur Wenige denken daran, wie sie zu einer Erzählung die Anlage machen sollen; um die Erfindung der Wahrheit, welche dadurch gelehrt werden soll, und deren Wichtigkeit fast ihren ganzen Werth entscheidet, bekümmern sie sich am wenigsten; und die Art der Behandlung ist ihnen fast gleichgültig, da sie nicht einmal vorher überlegen, ob die Wahrheit, so sie vortragen wollen, eine lustige oder ernsthafte Einkleidung erfordere; und doch ist nichts gewisser, als daß die größte Wirkung von der Art der Behandlung abhängt. Oft fordert der Gegenstand nur eine leichte Anspielung auf eine schon bekannte Geschichte; oft bloß das Resultat oder die Lehre einer Fabel, oft einen spitzigen und treffenden Wink, oft eine sanfte und versteckte Lehre, die man angenehmer errathen läßt, als sagt; allemal aber eine kurze Erwartung und völlige Befriedigung; welche sich beide nicht erreichen lassen, wo man nicht beständig seine ganze Aufmerksamkeit auf den Zweck richtet, alles, was nicht zu demselben wirkt, vorbei läßt, dasjenige aber, was dazu dient, wohl

ordnet, den Hauptzügen mehr Licht, als den Nebenzügen gibt, und zuletzt die Begierde des Zuhörers mit einer wichtigen Wahrheit, oder, welches einerlei ist, mit einer vernünftigen Freude, so wie sie von einer solchen kleinen Erzählung zu erwarten ist, sättigt. Der gewöhnliche Lauf unserer Erzählungen ist insgemein wie in der folgenden, welche ich neulich mit eigenen Ohren habe anhören müssen.

„Hiebei fällt mir ein,“ fing Jemand an, „was mir einmal unterwegs begegnete, wie ich nach Münster fuhr. Ja ich glaube, es war nach Münster, denn meine Frau war damals mit ihrem ersten Kinde schwanger, und sie wollte noch gern vor ihrer Niederkunft das dortige neue Schloß besuchen. Wir waren auf der ersten Station von hier, ich meine zu Lengerich, oder zu Latbergen, das kann ich eben so genau nicht sagen, es liegt auch so viel nicht daran; und die Frühjahrszeit war so angenehm, denn es war in der Woche nach Ostern, und wir hatten Ostern damals etwas spät gehabt, so daß es beinahe zu Ende des Aprils eingefallen war, daß wir beide, ich und meine Frau, welche damals noch nicht daran dachte, daß ihr der Tod das Kind, womit sie zum erstenmal gesegnet war, so früh wieder rauben würde, vor der Thür standen, und sahen, wie die Leute im Mondeuschein spazieren gingen. Denn, wo ich nicht irre, so war es ein Festtag, und wohl gar der erste Mai, der, wo mir recht ist, noch dazu auf einen Sonntag fiel, so daß man es wohl für einen doppelten Festtag halten konnte. Auf einmal entstand ein Geschrei ganz aus der Ferne (das Haus, worin wir waren, lag nach dem Felde zu, und nicht weit davon stand etwas Holz, so jedoch nur aus einigen alten Föhren und zottig bemooften Eichen besteht) und zwar aus der Gegend dieses Holzes, so daß alle Spazierende ihre Ohren wie ihre Füße dahin richteten. Ich sagte zu meiner Frau: „Wollen wir auch hingehen? wir haben doch nichts Besseres zu thun, weil es noch wohl eine Stunde währen soll, ehe der Postillon, der dem einen Pferde noch ein Eisen unterlegen lassen muß, und seine Futtersäcke noch nicht angefüllt hat, fertig sein wird.“ „Ja,“ sagte meine liebe Frau, „wie du willst, ich bin bereit, und es soll mir recht angenehm sein, mich noch ein bißchen zu vertreten. Denn von dem Fahren sind mir die Füße etwas angelaufen, und da wir die Nacht fahren wollen, so ist's vielleicht in meinen Umständen gesund, daß ich ein bißchen gehe.“ Wir folgten also den Uebrigen nach, und meine Frau hätte bald den einen Pantoffel verloren, weil sie ihre Schuhe wegen des vorerwähnten Umstands ausgezogen hatte. Wie wir auf dem Felde waren, hörten wir immer mehr schreien; ich dachte, was Henker mag da zu thun sein, es gibt doch in dem Holze wohl keine Räuber, diese können sich gewiß nicht darin aufhalten, da sich kaum ein Hase darin verbergen kann; und wenn es auch wäre: so sind unser so

viel, daß sie uns nichts thun sollen. Doch war mir Angst, meine Frau möchte sich in ihren Umständen erschrecken, und so entschloß ich mich, eben mit ihr wieder zurück zu kehren, als ich ein lautes Gelächter hörte. Nun sprach ich zu meiner Frau: hier wird gewiß nichts schreckhaftes sein, wir wollen in Gottes Namen hingehen. Wirf aber meinen Ueberrock über dich, damit du dich nicht verkältest, denn es war doch etwas frisch geworden, und ich hatte meinen Ueberrock, den ich auf der Reise zu tragen pflege, anbehalten. Wir gingen also getrost fort. Wie wir hinkamen, sahen wir eine Menge Volks um einen großen Baum versammelt, und indem alle sprachen, hörten wir nicht, was einer sagte. Was ist hier zu thun, sagte ich zu einem Manne, der bei mir stand, und der, wie es schien, etwas mehr war als die andern? O! nichts, war seine Antwort, es ist schon fort; und wie ich mich weiter erkundigte, denn ich konnte unmöglich glauben, daß man um nichts ein solches Geschrei gemacht haben würde, siehe da, was meinen Sie wohl, was es war? Ich will es Ihnen nur kurz und gut sagen, denn wozu dient die Weitläufigkeit, es hatte eine große Gule da gefressen.“

So wird der Faden unsrer mehesten Erzählungen ausgezogen, so die Erwartung gemindert, und so betrogen. Wahrlich ein graufames Verfahren, da nichts aufrichtiger ist, als die menschliche Begierde, etwas Neues und Wunderbares zu hören; und es in der That eine Sünde ist, diesen edlen und gutherzigen Trieb, da er jetzt die angenehmste Befriedigung seiner Mühe hofft, in einem kalten Schauer zu ersticken. Geschieht dieses nun vollends bei einer Mahlzeit, wo man dem Erzählenden zu Ehren, und um ihm mit einem unverwandten Auge seine Aufmerksamkeit zu beweisen, den Braten kalt, und den Wein warm werden läßt: so hat man die Ursache der öftern üblen Verdaunungen, der daraus folgenden Koliken, und anderer gefährlichen Zufälle lediglich einem solchen Erzähler zuzuschreiben.

Zwar leidet er dafür seine Strafe, wenn die ganze Gesellschaft, deren Ohren er mit der Witterung seiner Geschichte an sich gezogen hat, auf einmal durch ihr kältsinniges Schweigen ihren Stel zu erkennen gibt. Allein man kommt nicht zusammen, um ein verdrießliches Straßamt auszuüben, sondern um sich zu erheitern, und auch wohl durch eine lehrreiche und scherzhafte Erzählung zu ergötzen.

Wie man zu einem guten Vortrage seiner Empfindungen gelange.

Ihre Klage, liebster Freund! daß Sie sich in Ausdruck und Vorstellung selten ganz vollkommen genug thun können, wenn Sie eine wichtige und mächtig empfundene Wahrheit andern vortragen wollen, mag leicht gegründet sein; aber daß dieses eben einen Mangel der Sprache zur Ursache habe, davon bin ich noch nicht überzeugt. Freilich sind alle Worte, besonders die todten auf dem Papier, welchen es wahrlich sehr an Physiognomie zum Ausdrucke fehlt, nur sehr unvollkommene Zeichen unsrer Empfindungen und Vorstellungen, und man fühlt oft bei dem Schweigen eines Mannes mehr, als bei den schönsten niedergeschriebenen Reden. Allein auch jene Zeichen haben ihre Begleitungen für den empfindenden und denkenden Leser, und wer die Musik versteht, wird die Noten nicht slavisch vortragen. Auch der Leser, wenn er anders die gehörige Fähigkeit hat, kann an den ihm vorgeschriebenen Worten sich zu dem Verfasser hinaus empfinden, und aus dessen Seele alles heraus-holen, was darin zurückblieb.

Eher möchte ich sagen, daß Sie Ihre Empfindungen und Gedanken selbst nicht genug entwickelt hätten, wenn sie solche vortragen wollen. Die meisten unter den Schreibenden begnügen sich damit, ihren Gegenstand mit aller Gelassenheit zu überdenken, sodann eine sogenannte Disposition zu machen, und ihren Satz darnach auszuführen; oder sie nützen die Heftigkeit des ersten Anfalls, und geben uns aus ihrer glühenden Einbildungskraft ein frisches Gemälde, was oft bunt und stark genug ist, und doch die Wirkung nicht thut, welche sie erwarteten. Aber so nöthig es auch ist, daß derjenige, der eine große Wahrheit mächtig vortragen will, dieselbe vorher wohl überdenke, seinen Vortrag ordne, und seinen Gegenstand, nachdem er ist, mit aller Wärme behandle: so ist dieses doch noch der eigentliche Weg nicht, worauf man zu einer kräftigen Darstellung seiner Empfindungen gelangt.

Wir mag eine Wahrheit, nachdem ich mich davon aus Bildern und aus eiguem Nachdenken anterrichtet habe, noch so sehr einleuchten, und ich mag mich damit noch so bekannt dünken: so wage ich es doch nicht, sogleich meine Disposition zu machen, und sie darnach zu behandeln; vielmehr denke ich, sie habe noch unzählige Falten und Seiten, die mir jetzt verborgen sind, und ich müßte erst suchen, solche so viel möglich zu gewinnen, ehe ich an irgend einen Vortrag, oder an Disposition und Ausführung denken dürfte. Diefemnach werfe ich zuerst, sobald ich mich von meinem Gegen-

stande begeistert und zum Vortragen geschickt fühle, alles, was mir darüber beifällt, auf's Papier. Des andern Tages verfare ich wieder so, wenn mich mein Gegenstand von neuem zu sich reißt; und das wiederhole ich so lange, als das Feuer und die Begierde zunimmt, immer tiefer in die Sache einzudringen. So wie ich eine Lieferung auf das Papier gebracht, und die Seele von ihrer ersten Last entledigt habe, dehnt sie sich nach und nach weiter aus, und gewinnt neue Aussichten, die zuerst noch von nähern Bildern bedeckt wurden. Je weiter sie eindringt, und je mehr sie entdeckt, desto feuriger und leidenschaftlicher wird sie für ihren geliebten Gegenstand. Sie sieht immer schönere Verhältnisse, fühlt sich leichter und freier zum Vergleichen, ist mit allen Theilen bekannt und vertraut, verweilt und gefällt sich in deren Betrachtung und hört nicht eher auf, als bis sie gleichsam die letzte Gunst erhalten hat.

Und nun, wenn ich so weit bin, womit insgemein mehrere Tage und Nächte, Morgen- und Abendstunden zugebracht sind, indem ich bei dem geringsten Anschein von Erschlaffung die Feder niederlege, fang' ich in der Stunde des Berufs an, mein Geschriebenes nachzulesen und zu überdenken, wie ich meinen Vortrag einrichten wolle. Fast immer hat sich während dieser Arbeit die beste Art und Weise, wie die Sache vorgestellt sein will, von selbst entdeckt; oder, wo ich hierüber noch nicht mit mir einig werden kann: so lege ich mein Papier bei Seite, und erwarte eine glücklichere Stunde, die durchaus von selbst kommen muß, und leicht kommt, nachdem man einmal mit einer Wahrheit so vertraut geworden ist. Ist aber die beste Art der Vorstellung, die immer nur einzig ist, während der Arbeit aus der Sache hervorgegangen: so fang' ich allmählig an, alles, was ich auf diese Art meiner Seele abgewonnen habe, darnach zu ordnen, was sich nicht dazu paßt, wegzustreichen, und jedes auf seine Stelle zu bringen.

Insgemein fällt alles, was ich zuerst niedergeschrieben habe, ganz weg, oder es sind zerstreute Einheiten, die ich jetzt nur mit der herauskommenden Summe zu bemerken nöthig habe. Desto mehr behalte ich von den folgenden Operationen, worin sich alles schon mehr zur Bestimmung geneigt hat, und der letzte Gewinn dient mehrentheils nur zur Deutlichkeit und zur Erleichterung des Vortrags. Die Ordnung oder Stellung der Gründe folgt nach dem Hauptplan von selbst, und das Kolorit überlasse ich der Hand, die, was die erhaltene Einbildung nunmehr mächtig fühlt, auch mächtig und feurig malt, ohne dabei einer besondern Leitung zu bedürfen.

Doch will ich eben nicht sagen, daß Sie sich sogleich hierin selbst trauen sollten. Jeder Grund hat seine einzige Stelle, und er wirkt nicht auf der einen, wie auf der andern. Gezeigt, ich wollte Ihnen beweisen, daß das frühe Disponiren sehr nützlich sei, und singe damit

an, daß ich Ihnen sagte: „Garrick bewunderte die Clairon als Frankreichs größte Actrice; aber er fand es doch klein, daß sie jeden Grad der Raserei, worauf sie als Medea steigen wollte, vorher bei kaltem Blute und in ihrem Zimmer bestimmen konnte:“ so würden Sie freilich die Nichtigkeit der Vergleichung leicht finden, aber doch nicht alles dabei fühlen, was ich wollte, daß Sie dabei fühlen sollten. Garrick disponirte seine Rolle nie zum Voraus, er arbeitete sich nur in die Situation der Person hinein, welche er vorzustellen hatte, und überließ es dann seiner mächtigen Seele, sich seiner ganzen Kunst nach ihren augenblicklichen Empfindungen zu bedienen. Und das muß ein jeder thun, der eine mächtige Empfindung mächtig ausdenken will.

Das Koloriren ist leichter, wenn man es von der Haltung trennt; aber in Verbindung mit derselben schwer. Hierüber lassen sich nicht wohl Regeln geben; man lernt es bloß durch eine aufmerksame Betrachtung der Natur und viele Uebung, was man entfernen oder vorrücken, stark oder schwach ausdrücken soll. Das Mehrste hängt jedoch hiebei von der Unterordnung in der Gruppierung ab, und wenn Sie hierin glücklich und richtig gewesen sind: so wird die Verschiedenheit des Standortes, woraus die Leier, wofür Sie schreiben, ihr Gemälde ansehen, nur eine allgemeine Ueberlegung verdienen.

Unter Millionen Menschen ist vielleicht nur ein einziger, der seine Seele so zu pressen weiß, daß sie alles hergibt, was sie hergeben kann. Viele, sehr viele haben eine Menge von Eindrücken, sie mögen nun von der Kunst oder von der Natur herrühren, bei sich verborgen, ohne daß sie es selbst wissen; man muß die Seele in eine Situation versetzen, um sich zu rühren; man muß sie erhitzen, um sich aufzuschließen, und zur Schwärmerei bringen, um alles aufzuopfern. Horaz empfahl den Wein als eine gelinde Tortur der Seele; andre halten die Liebe zum Gegenstande für mächtiger, oder den Durst zu Entdeckungen: jeder muß hierin sich selbst prüfen. Rousseau gab nie etwas von den ersten Aufwallungen seiner Seele; wer nur diese und nichts mehr gibt, der trägt nur solche Wahrheiten vor, die den Menschen insgemein auffallen und jedem bekannt sind. Er hingegen arbeitete oft zehnmal auf die Art, wie ich es Ihnen vorgeschlagen habe, und hörte nicht auf, so lange noch etwas zu gewinnen übrig war. Wenn dieses ein großer Mann thut: so kann man so ziemlich sicher sein, daß er weiter vorgedrungen sei, als irgend ein anderer vor ihm. So oft Sie sich mächtiger in der Empfindung, als im Ausdruck fühlen, so glauben Sie nur dreist: Ihre Seele sei faul, sie wolle nicht alles hervorbringen. Greifen Sie dieselbe an, wenn Sie fühlen, daß es Zeit ist, und lassen sie arbeiten. Alle Ideen, die ihr jemals eingebrückt sind, und die sie sich selbst aus den eingedrückten unbemerkt gezogen

hat, müssen in Bewegung und Blut gebracht werden; sie muß vergleichen, schließen und empfinden, was sie auf andere Art ewig nicht thun wird; sie muß verliebt und erhitet werden gegen ihren großen Gegenstand. — Aber auch für die Liebe gibt es keine Disposition; kaum weiß man es nachher zu erzählen, wie man von einer Situation zur andern gekommen ist.

Ueber das Kunstgefühl.

Von einem Weinhändler.

Hiebei übersende ich Ihnen, nebst tausend Dankfagungen für Ihre mir lezthin bewiesene viele Freundschaft, das Häßchen, was Sie verlangt haben. Der Wein ist gut, und wenn er das noch hätte und dieses nicht, so wäre mir das Stück davon nicht für tausend Gulden feil.

Lachen Sie nicht über diese seltsame Sprache; es hat nicht viel gefehlt, oder ich wäre dadurch bei meiner lezten Durchreise durch D . . . zum Mitgliede eines gelehrten Klubs aufgenommen worden. Unser guter Freund, der Kanonikus L . . . , der vermuthlich nicht wußte, wie er den Abend mit einem Weinhändler zubringen sollte, hatte mich dahin geführt; und ich fand über zwanzig junge Herren zusammen, die immer das Wort Kunstgefühl im Munde hatten, und von dessen Mangel in gewissen Gegenden ein Langes und Breites sprachen. Der eine beschuldigte mit einer viel bedeutenden Miene das feindselige Klima, der andre schob die Schuld auf die schlaffe Regierungsform, ein dritter klagte die philosophische Erziehungsart an, und ein vierter brachte sogar die Religion mit in's Spiel: um den eigentlichen Grund zu bestimmen, warum in dem einen Lande mehr Kunstgefühl und Geschmack sei, als in dem andern.

Nachdem ich den Gelehrten meiner Meinung nach lange genug zugehört hatte, so glaubte ich endlich auch mit etwas von meiner Weisheit aufwarten zu dürfen, und sagte zu ihnen: Aber um des Himmels willen, wie können Sie sich über eine solche Sache so lange zanken? Ich kenne alle Gewächse des Rheingaus, und will nicht allein alle Arten, sondern auch alle Jahrgänge auf das genaueste unterscheiden; das ist aber von Ihnen keiner im Stande, und woher rührt dieser Mangel des Geschmacks bei Ihnen? Wahrlich nicht vom Klima und auch nicht von der Religion, sondern weil Sie nicht, wie ich, von Jugend auf in Kellern gewesen sind, und nicht alle Arten von Weinen oft genug versucht haben.

Anfangs schienen sie zu stußen; aber bald sagte einer: das wäre etwas ganz anders; ein solches Memorienwerk, als diese Weinkenntniß wäre, könne ein jeder lernen. Der Geschmack, der dazu gehörte, sei nicht der wahre Kunstgeschmack, der prüfen und glücklich wählen könnte; es sei etwas ganz anders, eine Menge von Weinen zu kennen und zu entscheiden, welches der beste sei; man müßte sich ein Ideal machen können. . . .

Das wäre doch der Henker, versetzte ich, und nahm das Glas, was eben vor mir auf dem Tische stand: dieser Wein dahier ist ein Markbrunner von 1759, und wenn er das noch hätte und dieses nicht: so wäre es der schönste Markbrunner, den ich jemals getrunken habe; ich prüfe, wähle und entscheide hier besser, als der Präsident von allen gelehrten Akademien in Europa, und will denjenigen erwarten, der meinen Geschmack tadeln wird. So will ich mir in jeder Art des Rheinweins nicht allein den größten Grad der Güte, sondern auch, weil Sie doch von Kunst-Idealen sprechen, das möglichst vollkommene Wein-Ideal in Rüdesheimer, Hochheimer, Laubenheimer, und kurz in allen unsern Weinen denken; ich will so gut, als wenn ich sie wirklich getrunken hätte, die Weine schmecken, die aus unsern Trauben vom Kap an bis in Westphalen gezogen werden können; und wenn das nicht Kunstgefühl ist, so weiß ich nicht, was es sei.

Die ganze Gesellschaft lachte immerfort über meinen Eifer, und wiederholte das Wort: wenn er das noch hätte und dieses nicht. Aber ich störte mich daran nicht, und behauptete: daß es das einzige Mittel wäre, dessen sich alle Kunstverständige, zu verstehen von denen, die durch den Keller gezogen würden, bedienen, um zu hohen Idealen der Vollkommenheit zu gelangen; und daß derjenige, welcher nicht lange die Keller besucht, und fleißig geschmeckt hätte, nie zu einem so festen und richtigen Weingeschmack gelangen sollte.

So wie endlich der Lärm sich zu einer ruhigen Betrachtung herabstimmte, fügten einige an auf meine Seite zu treten; aber wie die andern darauf drangen, daß man, um Geschmack zu haben, nach Gründen billigen oder verwerfen müßte, verstummten meine Freunde wieder.

Sackerlot! rief ich, nach Gründen? Nach Gründen? Freilich nach Gründen, aber doch wohl nicht nach solchen, die ihr Herren in eurer armseligen Sprache ausdrücken könnt. Lavater hat auch Gründe angegeben, um die Physiognomien zu erkennen, und die guten von den schlechten zu unterscheiden. Aber beim Clement, wann ich einem Kerl in's Gesicht schaue: so will ich tausendmal eher wissen, was der Knabe im Schilde führt, als alle diejenigen, so ihn nach den von jenem großen Meister angegebenen Gründen

beurtheilen. Ich habe mehr Menschengesichter gesehen, als ich Weine geschmeckt habe; und die Eindrücke, so ich von ihnen behalten habe, dienen mir zu so viel Werkzeugen der Menschenkenntniß. Mit allen diesen Werkzeugen berühre ich den Kerl auf einmal, mein ganzes Gefühl fließt um seine Form, und ich drücke ihn damit so ab, daß ich ihn habe wie er da steht, von innen und von außen; aber die Gründe davon klar zu denken, sie in einen dünnen elenden Faden auszuspinnen und andern mitzutheilen, das verstehe ich so wenig, daß ich vielmehr glaube: es sei nicht möglich, und unsre Sprache sei so wenig das Werkzeug, alle Empfindungen, die wir durch unsre fünf Sinne erhalten, auszudrücken, als die vier Species das Mittel sind, unendliche Größen zu berechnen.

Hier ging nun der Streit von neuem an; ich behauptete, daß einer, der des Menschen Gesicht in einem Hui mit zehntausend, obgleich unerklärbaren Tangenten berührte, richtiger davon urtheilte, als ein anderer, der immer nur ein einzelnes Fühlhorn ausstreckte, und dasjenige, was er dadurch empfände, deutlich beschreiben könnte. Und hieraus zog ich sodann die Folge: daß es notwendig in allen Arten des Geschmacks zuerst darauf ankäme, wie viel einer Tangenten hätte, und ob solche richtig wären? Dieses bewiese der Italiener, der täglich gute Gebäude und Gemälde schaute und schöne Musik hörte; durch die Eindrücke, so er davon erhielt, gelangte er zu vielen und richtigen Tangenten, und es ginge ihm mit dem Geschmack in der Musik und der Baukunst, wie mir mit dem Weine. Das Vergleichen und Entscheiden folge von selbst, sobald man vieles kenne und neben einander stelle; und es fehle mir da an Kunstgefühl und Geschmack, wo man keine Gelegenheit hätte, sich Tangenten zu erwerben.

Der eine fragte mich: ob es nicht da schlechterdings an dem Weingeschmack fehlen würde, wo wie in der Türkei, die Religion den Wein verböte, und ob also nicht die Religion eine Hinderungsursache des Kunstgefühls sein könnte? Der andre: ob ich nicht am liebsten in solche Länder reiste, wo der Wein gut bezahlt würde? und ob ich viel Wein in den Staaten absekte, wo die Untertanen, von Lasten niedergedrückt, das Weintrinken vergäßen? Der dritte: ob nicht ein Klima vor dem andern mehr Wasser als Wein erforderte? Der vierte: ob man zu einem guten Weingeschmack gelangte, wenn man wüßte, daß der eine = A, und der andere = B, der dritte aber, der mit beiden übereinkäme, = AB wäre? und alle wollten nun wieder ihren vorigen Satz behaupten: daß Religion, Regierungsform, Klima und Erziehung den guten Geschmack hindern und befördern könnten.

Hier glaubte man mich recht in die Enge getrieben zu haben. Aber da ich ihnen so weit Recht gab, als sie Recht hatten: so mußten

sie mir auch Recht geben, daß Religion, Klima, Regierungsform, und eine gewisse Art von Studiren, an und für sich keinem Menschen den Geschmack geben oder bilden würden, wosfern er ihm nicht dadurch gegeben würde, daß er recht viele und richtige Tangenten bekäme, und so käme alles darauf an, wie man ihm diese beibrächte. Hierüber wollte ich mir den Ausspruch des gelehrten Klubbs erbitten, und mich und meine Weine inmittelst bestens empfehlen haben.

Dieser fiel endlich dahin aus: daß das Kunstgefühl des Weins und dessen Wissenschaft zwei ganz unterschiedene Studien wären, wovon jede in ihrem besondern Keller erlernt werden müßte. Ich aber behauptete: daß Mengs, der von der Kunst zu ihrer Wissenschaft übergegangen wäre, es in der letztern unendlich weiter gebracht hätte, als diejenigen, welche sich bloß mit der Wissenschaft der Malerei beschäftigt hätten; und daß es der Hauptfehler unsrer heutigen Erziehung sei, daß wir unsre Jugend früher zur Wissenschaft, als zur Kunst anführten.

Etwas zur Polizei der Freuden für die Landleute.

Wenn ich Polizei-Commissarius wäre, es sollte mir anders gehen: die Leute sollten mir wenigstens ein oder zwei Mal im Jahr, auf der Kirmeß oder auf Fastnacht, völlige Freiheit haben, einige Bände springen zu lassen, oder ich hieße nicht Herr Commissarius. Unsere heutige Mäßigkeit macht lauter Schleicher, die des Morgens ihr Gläschen und des Abends ihr Rännchen trinken, anstatt daß die vormalige Ausgelassenheit zu gewissen Jahreszeiten einem Domervetter mit Schloßen glich, was zwar da, wo es hinfällt, Schaden thut, im Ganzen aber die Fruchtbarkeit vermehrt. — Dagegen aber würde ich auch die täglichen Säufer, wenn sie sich auch nicht völlig berauschten, ohne Barmherzigkeit in's Zuchthaus schicken.

Mit allem ihren Lehren und Predigen haben es die Moralisten endlich so weit gebracht, daß die Leute, welche vorhin des Jahres einen Anker, aber an einem Tage herunterzackten, sich jetzt täglich mit einem geringern Maße, aber des Jahres nicht mit einem Silckfasse begnügen; und hier möchte ich wohl einmal fragen: ob wir bei diesem Tausche gewonnen oder verloren haben? Als Polizei-Commissarius sage ich: Nein. So viele Freuden uns auch der Schöpfer gibt, und so gern er es sehen muß, daß wir sie mit Dank und Mäßigung genießen, so offenbar finde ich, daß die Leute bei dem mäßigen Genießen zu Grunde gehen, die vorhin des Jahres nur

ein oder zwei Mal Kopfweh zu erleiden hatten; ich finde, daß es für die Polizei leichter sei, einmal des Jahres Anstalten gegen einen wilden Ochsen zu machen, als täglich die Kälber zu hüten.

Bei allem dem aber ist es doch auch hier zu verwundern, daß die Freuden und Ergödhungen unserer Vorfahren polizeimäßiger gewesen sind, als die unsrigen. In der ganzen bekannten Welt sind von den ältesten Zeiten her gewisse Tage dem Menschen dergestalt frei gegeben worden, daß er darin vornehmen konnte, was er wollte, in sofern er nur keinen Kläger gegen sich erweckte. Das Amt der Obrigkeit ruhte an denselben völlig, und der Fiskus selbst konnte nichts Besseres thun, als mitmachen. Man findet alte Stadtrordnungen, worin an zwei Tagen des Jahres alle Arten von Glücksspielen erlaubt wurden; die Obrigkeit duldete die Fastnachtszechen und Mummereien bis in die Kirchen, und sorgte bloß dafür, daß die unbändigen Menschen kein Unglück anfangen; die Uebermaße selbst wehrte sie Keinem. Man erinnert sich der Saturnalien wie der Narrenfeste; man weiß, was zur Karnevalszeit in und außer den Klöstern erlaubt war, und man sieht, ohne ein Montesquieu zu sein, daß aller Welt Obrigkeit, den Patriarchen zu Konstantinopel nicht ausgeschlossen, den Grundsatz angenommen hatte: die Thorheit muß wenigstens einmal im Jahre ausgähren, damit sie das Jaß nicht sprengt.

Eben dieser Grundsatz herrschte in andern Theilen bei unsern Vorfahren. Bei gewissen seltenen feierlichen Gelegenheiten zeigten sie sich in verschwenderischer Pracht, wenn sie täglich in einem schlichten Wamse gingen. Wenn sie mit einander haderten, so schonten sie so wenig ihrer Lunge als ihrer Häufte; und wenn sie sich freuten, so wollten sie bersten vor Lachen. Damit schonten sie ihre Feierkleider, und entwehrten sich des schwindstüchtigen Grams, und der Gefahr, von einer plötzlichen Freude zu sterben. Wir hingegen opfern der Mode durch tägliche kleine Ausgaben unser bestes Vermögen auf, verfolgen unsere Feinde mit der artigsten Manier, und schwindeln bei allen plötzlichen Zufällen.

Jedoch Scherz bei Seite! wenn ich Polizei-Commissarius wäre, die Leute sollten mir zu gewissen Zeiten mehr Freuden haben, damit sie zu andern fleißiger und ordentlicher würden. Ich weiß, wie dem Handwerksmanne der Sonntagsbraten schmeckt, wenn er sich die ganze Woche mit einem Gemüse beholfen hat, und wie zufrieden er mit seinem Gemüse ist, wenn er an den Sonntagsbraten gedenkt. Nach diesem wahren Grundsatz würde ich jedem Dorfe, wo nicht alle Monate, doch wenigstens alle Viertelsjahr ein Fest erlauben, um den täglichen Genuß — welcher zuletzt auch oft den Besten zum Uebermaße verführt und um so viel gefährlicher ist, je unbemerkter er im Finstern schleicht, und mit der lieben Gewohnheit, der andern

Natur, über Weg geht, so viel mehr einzuschränken. Eine Polizei, die ihre Aufmerksamkeit dahin wendete, würde wahrscheinlich glücklicher sein, als diejenige, welche wie die neuere alle Arten von Zechereien und Gelagen verbietet, und damit den durch keine Geseze zu bezwingenden heimlichen und öftern Genuß befördert, auch wohl selbst das Salz der Freude, was dem geplagten Menschen Reiz und Dauer zur Arbeit geben soll, völlig unschmackhaft macht.

In gewissen Ländern und besonders am Rheine läßt der Pfarrer des Sonntags das Zeichen mit der Glocke geben, wenn der Fiedeler in der Schenke auf die Tonne steigen darf; und nun fängt alles an zu hüpfen. In der ganzen Woche aber findet man daselbst keinen Menschen in der Schenke. In Frankreich, wo das Tanzen am Sonntag verboten ist, sieht man des Abends nach verrichteter Arbeit häufige Tänze, und die Nation ist nüchtern und fleißig. In Genf findet man die Handwerker alle Abend, wenn es die Witterung erlaubt, eine Stunde auf öffentlichen Plätzen, um sich von der unermüdeten Anstrengung des Tages zu erholen; und so ist überall, wo die Gesezgebung auf Erfahrungen gebaut wird, Freude und Arbeit vermisch, und die eine dient der andern mit mächtiger Hand.

In andern Ländern hingegen — wo die Feiertage nach einer geheimerischen Theorie abgeschafft, die blauen Montage eingezogen, die Faschnachts-Lustbarkeiten verboten, die Leichen- und Kindelbiere*) zu genau eingeschränkt, alle Zehrungen untersagt, alle Kirmesfreuden durch den nie schlafenden Fiskal gestört, und überhaupt alle Lustbarkeiten der Unterthanen, so viel immer möglich, unterdrückt sind — sieht man die Leute weit häufiger in den Schenken, stiller und trauriger, aber öfterer trinken, und auch weniger fleißig arbeiten. Ihre Wirthschaft geht bei allen Einschränkungen schlimmer, und der niedergeschlagene Mensch schafft mit seinen Händen dasjenige nicht, was der lustige schafft. Die Unterthanen sehen den Gesezgeber wie die Kinder einen grämlichen Vater an; sie versammeln sich in Winkeln, und thun mehr Böses, als sie bei mehrerer Freiheit gelhan haben würden. Sie dünken sich sicher, so oft sie sich nur nicht die Gälse brechen.

Bisher hat man noch kein eignes Polizei-Reglement für die Lustbarkeiten der Landleute gehabt, welches hauptsächlich daher rührt, daß die Gesezgeber lieber selber haben tanzen, als Andere tanzen lassen wollen. Es würde aber doch in dem Falle nöthig sein, wenn meine Wünsche erfüllt werden sollten. In demselben

*) In vielen westphälischen Dörfern gibt es noch güste Kindelbiere. Das ist, Gheleute, die keine Kinder haben, können einmal in ihrem Leben auch ein Kindelbier halten, damit sie sich wegen dessen, was sie andern geopfert haben, erholen können. Wahrlich, eine gutheisige Erfindung. Günst wird von Kühen gebraucht, die nicht kalben.

würde das Erste sein, daß in einem gewissen zu bestimmenden Distrikte nur eine einzige Schenke geduldet, diese gehörig und geräumig eingerichtet, und mit allem versehen sein sollte, was vernünftige Landleute ergözen könnte. Der Wirth sollte seine Vorschrift haben, was er geben und nicht geben dürfte; der Tag zur Lustbarkeit sollte bestimmt, und an demselben immer die nöthige Hülfe, um Unordnungen zu steuern, bei der Hand sein. Außer dem bestimmten Tage und einigen andern, die noch näher bestimmt werden könnten, sollte der Wirth gar keine Gäste sehen dürfen. Die Spiele sollten bestimmt und angemessen sein. Drei alte Männer sollten des Tages Richter sein, und alles entscheiden können, was der Ceremonienmeister anderwärts entscheiden kann. Wer sich denselben widersetzte, sollte sofort der in der Nähe stehenden Amtshülfe übergeben; der betrunkene Mann durch sie gegen einen gewissen Botenlohn sofort nach Hause gebracht, und die betrunkene Frau vor ihrer Heimführung öffentlich ausgeklatst werden. — Auf diese Weise glaube ich, daß die vielen und verderblichen Winkelschenten geschlossen, das beständige Leben im Wirthshause aufgehoben, der Mann, der die Erholung am meisten verdient, zum besten Genuß einer ordentlichen Freude verholfen, und überhaupt mit der Zeit ein besserer Nationalgeist erzielt werden könnte. Dabei verstände es sich von selbst, daß an diesen Tagen alle Frohnen und Bauerwerke aufhören, und dieselben also gewählt werden müßten, damit keine eilige Arbeit dadurch aufgehalten würde.

Der Werth der Komplimente.

Schreiben einer Wittve.

O meine Liebe! närrisch sollte man über die halbwitzigen Mannsköpfe werden. Gestern, wie wir uns zu einer Promenade fertig machten, sagte ich zu dem Herrn: — (seinen Namen errathen Sie leicht) „Geben Sie mir Ihren Arm, ich habe doch keine bessere Stütze.“ Hierauf machte er mir ein langes und breites Kompliment; ich mußte ihm Ehren halber antworten, und wir geriethen darüber zu aller Welt Wunder in einen höflichen Galimatias, wobei ich so roth ward, wie Scharlach, er aber sich die stolze Miene eines triumphirenden Komplimentirers gab. Die ganze Gesellschaft hatte, ehe ich es mir versehen, Theil an unserer Unterredung genommen, und was nach meiner Absicht bloß ein vertrauliches Wort zur Aufmunterung eines Mannes von gewissen Verdiensten sein sollte, erhielt durch das Gepränge, womit er solches aufhob, eine Art

von Gewicht, was mich ordentlich kränkte, und in Beziehung auf verschiedene andere von der Gesellschaft, in eine wahre Verlegenheit setzte. Wie ist es aber möglich, daß ein Mensch so wenig gesundes Gefühl haben, und jede sanfte Manier des Ausdrucks, wodurch man Gefälligkeit, Aufmerksamkeit und Empfindung in einer Gesellschaft von Freunden zu erwecken sucht, auf eine so rauhe Art behandeln könne?

Es ist, wie Sie wissen, meine Gewohnheit, daß ich in Gesellschaften entweder den Geringsten, oder denjenigen, worauf die andern am wenigsten achten, gern zu meiner Unterhaltung erwähle, und ihn oft, zu seiner eigenen Verwunderung, zum allerliebsten Manne mache. Dazu gehört nun mancher Blick der feinsten Aufmerksamkeit, manches verbindliche Wort, und auch wohl ein unfreiwilliger Druck der Hand, der so weggleitet, ohne daß er förmlich erwidert werden soll. Wenn man aber alles dieses, was das feinere gesellschaftliche Leben erfordert, in ein großes Licht setzen, mich wegen jeder Bewegung gleichsam zur Rechenschaft fordern, und alle Schattirungen zu besondern Farben heraus heben wollte, so würde man, ich weiß nicht was, aus mir machen können.

Bei dem Herrn ... ist es jedoch nicht Mangel von Gefühl, sondern bloß die Begierde, in fertigen und witzigen Antworten zu glänzen, die ihn zu einer solchen Unbesonnenheit verführt. Er weiß wohl, daß ich eine entschlossene Wittve bin, die keinen Menschen und am allerwenigsten ihn an sich zu ziehen gedenkt; er war überzeugt, daß dasjenige, was ich ihm sagte, bloß Gutherheit und keine auf's Fangen ausgelegte Lockung war; aber dem ungeachtet führte ihn das Glück, meine beste Stütze zu sein, zu einer solchen Schilderung seiner Schwachheit, daß ich, um dem Gezier ein Ende zu machen, in die nächste Ecke griff, und anstatt seines Arms den ersten Krüppelstock in die Hand nahm.

Sie, meine Beste, haben mir oft geklagt, daß es ein wahres Unglück für die Gesellschaften sei, auch selbst einem Freunde nicht alles sagen zu dürfen, was man für ihn fühlt. Ich habe aber die Wahrheit dieser Klage niemals so lebhaft empfunden, als damals. Wenn ein Freund nicht einmal die aufrichtigen Ergießungen der Freundschaft von der Liebe unterscheiden kann; wenn man auch gegen diesen noch etwas von dem, was man ihm gern sagte, zurückhalten muß, um seine ruhende Eigenliebe nicht aufzuwecken: wie sehr wird man denn nicht gegen einen Gleichgültigen mit jeder Gefälligkeit auf seiner Hut sein müssen! Das männliche Geschlecht muß einen eignen Grad von Selbstgefälligkeit besitzen, um sogleich jeden beifälligen Blick für einen verbuhlten Wink aufzunehmen zu können.

Jedoch Ihren lieben Freund nehme ich davon aus, das versteht sich. Diesem kann man sogar mit der Wahrheit schmeicheln, ohne daß er sich feierlich dagegen verwahrt. Er fühlt, was man ihm Angenehmes sagt, mit Bescheidenheit und Zärtlichkeit, und erwartet seine Gelegenheit, um uns eine eben so warme Empfindung abzulocken; oder er schmeichelt in Thaten, und läßt von seiner Erkenntlichkeit noch immer mehr errathen, als man davon sieht. Von der Nothwendigkeit des gegenseitigen Gefallens in der menschlichen Gesellschaft überzeugt, legt er einem vertraulichen Drucke nicht mehr bei, als darin liegt; und weiß wohl, daß auch die sanft getroffene Eigenliebe sich unterweilen durch einen Blick verräth, den man der Liebe zuschreiben könnte. Nie belästigt er diese süßen Ausbrüche der menschlichen Natur, diese für die Freundschaft so wichtigen Schwächen, mit widrigen Vermuthungen; nie schreckt er unser Herz durch eine witzige Antwort zurück, und wenn auch ein Zug von Liebe sich mit einmischet, so ist man doch bei ihm wegen einer augenblicklichen Empfindung über alle Auslegung ruhig.

Jedoch ich merke zu spät, daß ich über einen Text predige, anstatt Ihnen einen Brief zu schreiben. Verzeihung! Mein Unwille über einen Mann, der ein Kompliment höher aufnimmt, als es gemeint ist, und wohl gar einen sogenannten galanten Wettstreit sucht, war zu groß; er mußte Luft haben. Ich schließe Sie und Ihren lieben Freund zugleich in meine Arme, und bin alles, was Sie wollen, nur nicht Ihre

ganz gehorsamste Dienerin,
Amalia.

Wozu der Fuß diene?

Ein Gespräch zwischen Mutter und Tochter.

Das Kind. Mama! warum hat der Maler dort mitten über den schönen Spiegel eine Guirlande gemalt?

Die Mutter. Siehst du denn nicht, daß er dort geborsten ist, und daß er diesen Borst hat verbergen wollen?

Das Kind. Mama! warum hat der Kaufmann zu dem schönen Fitz, welchen Sie mir gegeben haben, ein Zeug voll Löcher genommen?

Die Mutter. Damit man bei der Schönheit der Farben die Löcher vergessen sollte.

Das Kind. Mama! sind denn überall Bөрste und Löcher, wo überflüssiger Schmutz ist?

Die Mutter. Ja, mein Kind, überall. Viel Puz ist immer ein Zeichen, daß irgendwo etwas fehlt, es sei nun im Kopfe, oder im Zeuge.

Sie tanzte gut und kochte schlecht.

Wie das Mädchen tanzt! wie ihr die Schultern stehn! Himmel! und der Nacken! Von dem übrigen will ich nichts sagen; ich glaube, der eü de Paris ist wieder Mode geworden! Aber ist es nicht eine Schande, ein junges Mädchen so erziehen zu lassen! Wenn es meine Tochter wäre, sie sollte mir anders tanzen lernen, oder so gleich zur Viehmagd verdammt werden. Ich weiß nicht, wie gewisse Eltern so blind sein können, daß sie nicht sehen, was ihren Kindern fehlt, und ihnen bei Zeiten die Knochen ein wenig zu rechte biegen. — Die Frau Oberamtswärthin würde in ihrem wohlgemeinten Eifer noch weiter fortgefahren sein, wenn nicht der Herr Rittmeister, der eben zu ihr trat, sie plötzlich unterbrochen hätte. „Was für eine Grazie!“ rief er aus, indem er auf ihre eigene Tochter wies; „ich glaube, ihr ganzer Körper ist nichts wie Harmonie, jede Bewegung zeigt neue Reize. Wie habe ich ein feineres Contour gesehen; sie scheint nicht zu gehen, sondern zu schweben; sie muß alle ihre Nerven unter den unmittelbaren Befehlen ihres Geistes haben, sonst wäre es nicht möglich, so viele Entzückung zu verbreiten. Mich dünkt, ich sehe ihre Mutter, wie sie als Braut den Ball eröffnete, und mit einem triumphirenden Schritte die bezauberten Zuschauer zu ihren Füßen riß.“ — „Stille! stille!“ versetzte die Frau Oberamtswärthin, „diese Zeiten sind vorbei, und wenn mein Mädchen gut tanzt, so hat sie mir vielleicht etwas zu danken, aber doch bin ich mit ihr noch nicht so recht zufrieden, ihr Auge ist noch etwas zu starr, und überhaupt zeigt ihre unschuldige Miene, daß der Körper mehr als die Seele tanzt.“ — Die Unterredungen auf den Ballen sind kurz, der Rittmeister ward zum Tanz gefordert, und während der Zeit die tanzende Gesellschaft das Auge durch ihre gleichförmigen Schweifungen ergökte, wollte die Frau Oberamtswärthin durch das Urtheil des Herrn Rittmeisters bestärkt, ihre vorhin abgebrochene Rede gegen ihre Nachbarin, die eine wohlhabende Pächterin war, fortsetzen. Allein diese, welche sich inmittelst etwas gefaßt hatte, ließ ihr nicht die Zeit dazu.

„Hören Sie, meine liebe Frau Oberamtswärthin,“ war ihre Rede; „diese Person, deren Stellung Ihnen so sehr mißfällt, tanzt freilich nicht zum besten, ob es mir gleich gut genug vorkommt. Allein ich muß Ihnen sagen, sie führt jetzt den ganzen Haushalt

meines Oheims, der, nachdem er seine Frau früh verloren und seine Kinder verheiratet hat, mit ihrer Hülfe seine ganze weitläufige Pachtung glücklich behauptet. Ehe sie zu ihm kam, mußte er alle Jahr für hundert Thaler holsteinische Butter zukaufen; und es mochte so viel eingeschachtet werden, als nur immer konnte, so waren, ehe ein halbes Jahr zu Ende ging, alle Vorrathskammern leer. Der Flachs, der des Jahrs gemacht war, schien zu verschwinden, so wenig kam davon zu gute, und das Linnengeräthe war dergleichen in der Haushaltung aufgegangen, daß mein Oheim, wie er seine Töchter aussteuerte, fast alles, was sie nöthig hatten, kaufen mußte. Nachdem die letzte Cousine verheiratet war, erhielt er noch eine Rechnung für Berliner Schuh, die sich auf 80 Thaler belief, und die sie in den beiden letzten Jahren verbraucht hatte. So lange diese, die insbesondere eine sehr geschickte Tänzerin war, die Haushaltung führte, fehlte es oft, wenn unvermuthete Gäste kamen, an einem Stück Fleisch; und ich erinnere mich an einem Mittage bei meinem Oheim eine Taubensuppe, eine Taubenpastete und gebratene Tauben gegessen zu haben. Dagegen hätten Sie den Vorrath von gangbarem und verdorbenem Puzwerke sehen sollen. Kaum war aber die Person, wovon wir erst redeten, ein Jahr bei ihm gewesen, so lieferte sie ihm aus dem Wolkenwerke von einem Jahre 180 Thaler, und die Haushaltung war dabei ohne fremde Butter geführt worden. Sie hatte ein Drittel weniger, als in den vorigen Jahren geschehen, einschachten lassen, und hatte noch einen hübschen Vorrath vom alten, wie es wieder zum neuen Einschachten ging. Es waren 270 Himten Brodkorn weniger verschleckt oder verschleppt; und aus dem Flache, da sie solchen in ihrem Haushalt nicht mit Vortheil hatte verspinnen lassen können, nur das Geld zu einigen Stücken Drell gewonnen. Mein Oheim hatte dabei keine Rechnungen bei dem Weißbäcker und Schlächter in der Stadt, sondern ersterer war mit Korn und letzterer mit Schlachtvieh aus der eignen Zucht bezahlt. Anfanglich sahen die verheirateten Kinder diese Person, die gleichwohl eine nahe Verwandtin von ihnen ist, mit bösen Augen an, und wünschten sie über alle Berge. Allein es waren nicht zwei Jahre verflossen, so verehrten sie dieselbe als ihre Mutter. Die jüngste Tochter verlor ihren Mann, und blieb mit zwei Kindern in der größten Dürftigkeit sitzen, weil der Verstorbene eine weitläufige und glänzende Pachtung, aber auch heimliche Schulden gehabt hatte. Sie nahm daher wieder zum elterlichen Hause ihre Zuflucht, und, sollten Sie es wohl glauben? eben diese Person hat aus der jungen Wittve eine aufmerksame Hauswirthin gemacht. Keine Hochachtung kann größer sein, als die, so sie der ungelenten Tänzerin bezeugt, der freilich die Schulterknochen nicht so abgerundet sind als andern, da

sie einen Kessel von zwei Eimern rasch auf's Feuer bringt, und alles mit angreift, was in der Haushaltung vorkommt; die aber doch durch ihr gutes und gefälliges Wesen einen Jeden einzunehmen weiß. Wenn eine solche Person mit eben der Feinheit tanzen sollte, womit ihre Mad. Tochter tanzt, so würde dieses in Wahrheit zu viel gefordert sein. Für sie ist es ein Ruhm, schlecht zu tanzen und gut Haus zu halten; für andere aber, die es nicht nöthig haben, sich um Küche und Keller zu bekümmern, und die wegen ihrer Geburt das elende Privilegium haben, müßig zu gehen, ist es umgekehrt. Sie hat jetzt viele Prätendenten, und unter diesen ist der Herr Oberamtmann zu . . ."

"Was," rief die Frau Oberamtinännin, "dieser sollte ein Auge auf sie haben? das kann ich unmöglich glauben. Er hat bisher meiner Tochter die Aufwartung gemacht, und ich will doch immer hoffen, daß er sie nur zum Besten habe." — In dem Augenblicke hatte der Herr Rittmeister seinen Tanz geendigt und unterbrach die Unterredung von neuem. Ich kann also auch nichts weiter davon erzählen. Doch habe ich nachher gehört, daß die Heirat mit der ungeschickten Tänzerin glücklich zu Stande gekommen, und ihr Mann, der Herr Oberamtmann, mehrmals gesagt habe: ihm wäre mehr mit einer guten Wirthin als mit einer kostbaren Zierpuppe gedient. Die Wittwe ist jetzt die glückliche Haushälterin ihres Waters, und hat das Herz, in schwarzen Schuhen zu tanzen.

Der alte Rath.

"Da liege, so lange bis ich dich wieder aufsehe," sagte Sidney zu seiner Brille, und warf sie unnüthig vor sich auf den Tisch, da sie seinen verdunkelten Augen nicht mehr die Dienste leisten wollte, die er vielleicht mit Unrecht von ihr forderte. In dem Augenblicke trat sein Bedienter herein, und meldete ihm eine Dame, deren Name nicht viel zur Sache thut, wenn sie auch Gertrud*) geheißt hätte. "Ich wollte, daß das Ungewitter alle Quälerinnen zum Henker führte; sagt ihr, ich sei nicht zu Hause," war die Antwort, womit er den Bedienten fortschickte. Gelassen nahm er darauf seine Brille wieder auf, und machte das Urtheil fertig, warum die Dame bitten wollte, und woran er vorher gearbeitet hatte. Raun hatte er sich in seinen Lehnstuhl zurückgelehnt, um eine Arbeit zu überdenken,

*) Der Kammergerichtsassessor von Lubold bemerkt es irgendwo in seinen *Observationibus*, daß alle Damen, so am Kammergericht Prozesse gehabt, diesen Namen geführt.

die ihm sein Fürst aufgetragen hatte, so kam ein Hoflakai und forderte ihn nach Hofe. "Der Fürst denkt doch, ein ehrlicher Kerl habe nichts zu thun, als hin und her zu laufen," murmelte er für sich, und eilte mit einem solchen Eifer, seinem Herrn aufzuwarten, daß er seine Brille darüber in Stücke warf. Der Fürst sprach ihn über die Sache, welche dieser bereits überdacht und wozu er den Plan schon völlig angelegt hatte; er konnte aber weiter nichts aus ihm bringen, als: "Ihro Durchlaucht müssen Geduld haben." Bei seiner Zurückkunft begegnete ihm ein alter unglücklicher Mann, den er vorher in bessern Umständen gekannt hatte, und der sich ihm furchtsam näherte. Mit einem wohlthätigen Eifer gab er ihm in der Geschwindigkeit alles Geld, was er bei sich hatte, und das nicht unbedeutend war, begleitete es aber mit dem rauhen Segen: "Nun geht in Gottes Namen." Zu Hause fand er jetzt seine Brille auf der Erde, schalt auf die ewigen Zeitverderber, und vollendete die Arbeit seines Fürsten, obgleich die Brille vor dem einen Auge geborsten war. Es ward indeß ein Abend, und seine lebenswürdige Nichte glaubte den Augenblick zu finden, ihn wegen ihrer Heirat, wozu er schon längst gewilligt hatte, zu sprechen. Wie sie in sein Zimmer trat, erzählte er ihr die Geschichte von seiner Brille, und das mit einem solchen Eifer, daß das arme Mädchen das Herz nicht hatte, ihres Anliegens zu gedenken. Als sie endlich traurig weggehen wollte, rief er ihr nach: "A propos! Cousine, eure Hochzeit wird bald sein; hier habt ihr, was ich euch vorerst mitzugeben gedachte, aber nun laßt mich mit allen Anstalten ungeschoren. Macht alles so gut, wie ihr könnt und wollt, ich will es bezahlen, aber nun nichts mehr davon hören. Versteht ihr mich?" Die arme Here ging furchtsam weg, sah, daß ihr der gute Onkel zehn tausend Thaler zum Brautschabe geschenkt hatte, und durfte es doch nicht wagen, ihm dafür zu danken. Beim Abendessen faßte sie seine Hand und benetzte solche mit einer dankbaren Thräne. Zum Unglück für sie war er eben in einem wichtigen Projekt vertieft; er fuhr also auf, und wie er ihre Nührung sah, sagte er ihr weiter nichts, als: "Nach' ich es denn immer unrecht?" In der Eilsfertigkeit, womit sie sich zurückzog, warf sie ein Glas Wein um, das vor ihr auf dem Tische stand. Hier forschte er mit der größten Sorgfalt nach, ob sie sich auch erschrocken, oder Schaden gethan hätte, beruhigte sie mit den freundschaftlichsten Worten, und erzählte ihr, um sie zu trösten, wie es ihm heute eben so mit der Brille ergangen wäre. . . . Der alte gute Rath!

Der junge Rath.

Die feine Welt hat eine gewisse allgemeine Sprache, worin sie sich bei jeder Gelegenheit etwas Angenehmes und Gefälliges sagt. Der Einfältige spricht sie so gut wie der Weise, und man umarmt einen Feind wie einen Freund mit einer gewissen zärtlichen Manier, über deren Werth man sich völlig versteht. Es gibt aber in dieser feinen Welt noch Leute, welche diese Sprache und diese Manier besonders studirt haben, jeden Ausdruck ihrer Augen, jeden Ton ihrer Stimme, jeden Druck ihrer Hand, und was noch mehr ist, selbst einen guten Theil ihres Verstandes und ihrer Tugenden in dieses Geschäft übertragen, und eine besondere Wissenschaft daraus machen. Man kann dergleichen Leute nicht hassen, so lange ihr Betragen nicht aus Falschheit herrühret; man muß sie auch dulden, wenn es nicht in's Abgeschmackte fällt; bei dem allen aber ist es doch das Zeichen eines kleinen Genies, so Vieles auf den bloßen Ausdruck zu geben, und anstatt sich Wahrheiten und Tugenden zu erwerben, nur immer den Grazien der Figur nachzustreben.

Selimor gehörte völlig in diese Klasse. Außer jener allgemeinen Sprache und den geläufigen Freundschaftsbezeugungen gegen alle seine Mitbürger in der feinen Welt hatte er die Kunst gefällig zu sein, auf's Höchste gebracht. Doriñde mochte vorlegen oder reden, so bezeugte ihr sein aufmerksames Auge, daß er alle ihre Gedanken und Bewegungen dankbar fühlte. Aus allen seinen Wendungen lächelte ihr eine sanfte Schmeichelei entgegen; und wenn der Fürst in den Hofsaal trat: so sprach die feinste Ehrfurcht aus jedem sanften Schritte, womit er den Boden des Zimmers berührte. Seine Stellung war der schönste Ausdruck einer liebenswürdigen Bescheidenheit; und alle Tugenden dienten seiner Begierde, der angenehmste Mann zu sein. Ohne Liebe und Freundschaft zu fühlen, wußte er die Spröde zu gewinnen, und der Zärtlichen einen Seufzer abzulocken. Die Flatterhafte sah sich flüchtig nach ihm um, und die Ernsthafte verweilte sich gern bei ihm. Kurz, in der ganzen feinen Welt war kein Auge, das ihn durchschaute; er herrschte durch die Größe seiner Kunst über alle verfeinerte Geschöpfe, und entzog ihnen durch die Macht seiner Bescheidenheit den ganzen Umfang seiner Herrschaft. Wäre das menschliche Leben nur ein Rosenmonat gewesen; so würde Selimor als der vollkommenste Mann gestorben sein.

Aber nun stellten sich auch rauhe Winter ein. Der Fürst war in Schulden gerathen und überwarf sich mit seinem Kammerpräsidenten, einem würdigen und geschickten, aber trockenen Mann.

Das Wohl des Herrn und des Staates erforderte durchaus diesen Mann beizubehalten, und Selimor wurde an ihn abgeschickt, eine Versöhnung zu stiften. Anstatt aber solche zu befördern, verdarb er die Sache, weil er die trockene Begegnung des Präsidenten für Grobheit aufnahm, und das Herz des Fürsten immer tiefer verwundete. Selimor übernahm endlich auf Begehren des Fürsten die Kammerfachen. Kaum hatte er solche ein halbes Jahr versehen: so war alles in Verwirrung, weil weder Arbeit noch Dauer in ihm war, und die bloße Manier außer der Sphäre der feinen Welt den Mangel wahrer Verdienste nicht ersetzte. Die redlichen und natürlichen Beamten verloren die Hochachtung wie den guten Willen für den Mann, der weder Erfahrung noch Wissenschaft hatte. Einer von den geringern Bedienten, dem der alte Präsident für seine zahlreiche Familie jährlich hundert Thaler aus seiner Tasche gegeben hatte, und den Selimor nun mit einem freundschaftlichen Lobe zu seinen betrübten Kindern schickte, hieß ihn einen Hoffschranzen, weil dieser den Werth der Geschöpfe aus der feinen Welt nicht besser einjah. Der Militärstand, der in dreien Monaten keine Zahlung gesehen hatte, und seine Ungeschicklichkeit in Geschäften bemerkte, schalt ihn einen süßen Herrn. Die Hofdamen, welche das Ihrige auch nicht erhielten, fanden ihn nun sehr fade, und wie er einer von ihnen einen kleinen Dienst mit aller der feinen Anständigkeit leistete, die er in seiner Gewalt hatte, zog diese ihm den Mann vor, der ihr rundweg ohne viele Präfixe diente; und fand es abgeschmackt, daß sie für jede Kleinigkeit ein zugeschnittenes Kompliment machen sollte. Eine Wittve, welche die gerechteste Forderung an die Kammer hatte, und sich bei ihm melden ließ, ward nicht vorgelassen, weil er hörte, daß sie keinen guten Ton im Vortrag hatte; und der Fürst, der zuletzt von allem, was vorging, auf das genaueste unterrichtet wurde, bezeugte ihm eine völlige Verachtung.

Selimor, der so vielen Unglücksfällen nicht widerstehen konnte, entzog sich endlich der feinen Welt, und starb, weil er Niemanden mehr gefallen konnte. Der einzige Hofbildhauer erbarmte sich seiner, und setzte ihm ein Denkmal, woran jeder die Draperie bewunderte, und die Figur, welche weder Größe noch Charakter und Erfindung zeigte, mit Gleichgültigkeit ansah.

Die moralischen Vortheile der Landplagen.

„O wenn doch erst Ostern; wenn nur erst der lange Winter vorüber sein möchte!“ sagte im vorigen Herbst ein Heuermann zu mir, der für sich, seine Frau und sieben Kinder nicht so viel geerntet hatte, als er bis Martini gebraucht; dem sein gesäeter Lein nicht aufgegangen war, und den die vorjährige Theuerung bereits außer Stand gesetzt hatte, seinem Wirth die sektverschiedene Heuer zu bezahlen.

Nun sprach ich gestern zu ihm: „Ostern ist da, und der lange Winter vorüber, und ich sehe, ihr lebt doch noch mit eurer Frau und allen euren Kindern! ich glaube zwar wohl, ihr habt euer Brod sauer erworben, aber es wird euch auch nie so gut geschmeckt haben, als diesen Winter, da es das rareste war, was ihr hattet.“

„Ja wohl ist es mir sauer geworden,“ antwortete er; „Sie sehen meine ganze Hütte ledig, meine Frau und Kinder nackt, und mich entkräftet; so sauer ist es uns geworden. Der Flachs, welchen wir noch hatten, war bald aufgesponnen; das Pfund Brod galt ein Stück Garn, und unser waren nur drei, die spinnen konnten, und neune, die essen wollten. Zur Arbeit außer dem Hause war keine Gelegenheit, und wie Weihnachten heran kam, war unser Flachs versponnen und verzehret; ach, ihr traurige Weihnachten! Meine Frau hatte ihre Röcke und Mägen bereits verzehret; wir konnten nicht zu Gottes Kirchen gehen. Sonst war nichts im Hause, woraus wir einiges Geld hätten lösen können, außer einer Kuh; ich wollte sie wegführen, sie zu verkaufen. Aber meine Frau und Kinder hielten sie fest umarmt, und wir schrien alle und standen so eine lange traurige Weile. Endlich ging ich fort, um den Jammer nicht länger zu erdulden. Ich ging zwei Stunden in der Absicht, die Meinigen nicht Hungers sterben zu sehen. Aber es war immer als wenn mich sechs Pferde zurückzogen; ich mußte wieder zu den Meinigen; und nun kam ich einen angefüllten Backofen vorüber, und die Noth, der süße Geruch, und die Gelegenheit machten mich zum Diebe. So sauer ist es mir geworden! Bei diesem gestohlenen Brode feierten wir unser Christfest. Aber nun stand ich des Morgens vor Tage auf, nahm meine Kuh, und brachte sie dem Manne, welchem ich das Brod gestohlen hatte. Mit tausend Thränen bekannte ich ihm meine That, und der Mann, den ich als einen harten und geizigen Mann gekannt hatte, gab sie mir wieder und einen Scheffel Roggen dabei. Seitdem hat mir mein Wirth, den ich die vorjährige Heuer noch schuldig bin, und den ich vorhin nicht ansprechen mochte, weil er selbst nichts übrig hat, ausgeholfen. Ach

Herr! es gibt doch noch Mitleiden in der Welt, es gibt noch heimliche Tugenden, die man nur zur Zeit der Noth erkennt!“

Die letzte Aumerkennung des guten Mannes gefiel mir; „was wollt ihr aber nun anfangen?“ fuhr ich fort.

„Ich muß jetzt nach Holland,“ sagte er, „um so viel zu verdienen, daß ich meine Schuld bezahle. Aber ich habe kein Reisegeld, und da ich von allen, die ich kenne, schon so viel Gutes empfangen: so mag ich keinen darum ansprechen; ich muß also doch meine Kuh . . .“ Hier konnte er vor Schluchzen nicht weiter reden, und manche Thräne rollte von dem abgehärmten Gesichte. — „Und wer weiß, ob ich aus Holland wieder komme, da ich mich nach einem so traurigen Winter schwächlich finde, und mich sehr werde anstrengen müssen, um nur erst so viel zu gewinnen, als ich für Korn und Heuer schuldig bin?“

Ich gab ihm zu seiner Reise, zu seiner Erhaltung für seine Kinder, — und nun eilte ich der heimlichen Tugend nachzudenken, welche die Noth in manchen Herzen aufschließt. Wie groß, wie edel, dachte ich, hat sich bei der gegenwärtigen Theuerung nicht manches Herz zeigen können? Was für verborgne Quellen der Tugend hat die Noth nicht eröffnet! und wie vielen Dank sind wir der Vorsehung nicht für diese Prüfung schuldig?

Lange glückliche und wohlfeile Zeiten schläfern den Menschen endlich ein; der Arme wird unerkennlich, weil ihm leicht geholfen wird, und die leichte Hülfe macht ihn nachlässig in seiner Arbeit. Der Philosoph spielt mit der besten Welt, und der Staatsmann mit eiteln Entwürfen. Bloss wollüstige Leidenschaften erheben sich aus der Ruhe, und sinken nach einer leichten Befriedigung wieder dahin. Die Tugenden gehen mit den Komplimenten ihren ebenen Weg; nichts zwingt zu Erfindungen und großen Entschlüssen; die öffentliche Vorsorge wird schlaff, und alles geht so gleichgültig wohl, daß auch selbst das größte Genie nur halb entwickelt wird.

Allein wenn die Noth herein bricht, wenn die Gefahr Helden fordert, und ein allgemeiner Ruf den Geist aufbietet, wenn der Staat mit seinem Untergange kämpft, wenn die Gefahr desselben sich mit jedem versäumten Augenblicke verstärkt, wenn die schrecklichste Entscheidung nur mit der großen Aufopferung abgewandt werden kann: dann zeigt sich alles wirksam und groß: der Redner wird mächtig, das Genie übertrifft seine eigenen Hoffnungen, Muth und Dauer begeistern den Freund, Herz und Hand öffnen sich mit gleicher Fertigkeit, Ausführungen folgen auf Entwürfe, und die Seele erstaunt über ihre eignen Kräfte. Sie findet in sich unbekannte Tugenden, erhebt sich und findet neue, und entdeckt auf ihrer Höhe die erweiterten Grenzen ihrer Pflichten. Die vorhin in ihrer

Ruhe angebeteten Größen verschwinden unter ihrem Fluge, und der Mensch zeigt sich als ein der Gottheit würdiges Geschöpf.

Wie mancher Same der Tugend käme vielleicht nie zum Keimen, und wie weniger zur Reife, wenn Noth und Unglück nicht wären? Wie vielen hat der Anblick eines abgekehrten Armen ihr eignes Herz bekannt gemacht? Und wie manchen Armen hat nicht der Hunger mit Gefühl, Dankbarkeit und Begierde zur Arbeit beseelt, wovon er vorhin nur schwache Anfälle hatte? Sollten nicht auch viele unsrer Landleute den Werth der Mäßigkeit und Sparsamkeit besser als vorhin eingesehen, und manche eine Menge von Sachen zu entbehren gelernt haben, welche ihnen sonst durchaus nothwendig schienen? Ich erwähne jetzt nichts von dem politischen Nutzen der Landplagen, er wird zu einer andern Betrachtung führen.

Wie nützlich, wie lehrreich sowohl für das Herz als den Verstand ist also nicht die jeßige Theuerung? Die gütige Vorsicht scheint es mit Fleiß so geordnet zu haben, daß dergleichen wenigstens eine in jedes Menschen Alter fallen muß. Ohne diese Erweckung würden viele ein sehr dummes Leben führen. Zwar gibt sich der feinere Theil der Menschen Mühe genug, häufigere Straßen des Himmels zu verdienen, und wenn er hieran nicht genug hat, sich selbst zu quälen. Allein dessen Gefühl bedarf auch der wenigsten Erweckungen; und der Himmel braucht eben kein Land zu strafen, um einige wenige Thoren zu züchtigen. Zu groß oder zu fühllos, um bei einem allgemeinen Unglück zu leiden, überläßt er sie ihrer martenden Einbildung.

Etwas zur Vertheidigung des sogenannten Aberglaubens unserer Vorfahren.

Unsere Vorfahren hatten die Gewohnheit, kleine Klöße an ihre Schlüssel zu binden, um sie nicht so leicht zu verlieren, oder, wenn sie verloren waren, so viel geschwinder wiederzufinden; und ebenso verführten sie auch mit den nützlichen Wahrheiten, welche sie der Jugend recht tief einprägen wollten: sie hingen jeder guten Lehre ein Klößchen an, damit sie ihr bald wieder einfallen, oder zu rechter Zeit in's Gedächtniß treten möchte. So sagten sie ihr z. B.: „Kinder! so manches Salzkorn ihr verstreuet, so manchen Tag werdet ihr vor der Himmelsthüre stehen müssen; legt die Messer nicht auf den Rücken, die heiligen Engel möchten sich darauf die Füße zerschneiden; seht des Abends nicht in den Spiegel, der Schwarze guckt euch über die Schulter —“; und die Erfahrung be-

stätigt es, daß diese Klößchen dem Gedächtnisse wenigstens eben so gut zu Hülfe gekommen sind, als die Reime, die, ehe die Schreibkunst recht gemein war, in gleicher Absicht gebraucht wurden; oder die Ohrfeigen, welche man der Jugend bei Beziehung der Grenzen zu geben pflegte.

In neuern Zeiten hingegen will man sogar bei Kindern alles durch reine Gründe zwingen, und fürchtet, jene Anhängsel möchten eine üble Wirkung thun, und die Leute zum Aberglauben verführen. Ich sehe aber doch nicht ein, wie dieselben einen größern Schaden anrichten könnten, als die Zauberwelt in der Oper, die Feenmärchen, die Fabeln, und andere Arten von Erdichtungen, worin man die Thiere vernünftig denken und sprechen, oder die Götter sich mit den Menschenkindern unterreden und bisweilen gar veründigen läßt. Hier fürchtet man nicht, daß die Leute, welche durch dergleichen sinnliche Darstellungen unterrichtet oder ergötzt werden, sich einst bei den denkenden und sprechenden Thieren Rathsch erholen, oder die gezauberte Welt für die wirkliche halten werden. Ja, wie jüngst ein gewisser Lehrer auf dem Lande seinen Schülern erzählte, daß, als der liebe Gott einmal spazieren gewesen, ein Schneider im Himmel sich zu dessen Throne geschlichen, und durch die darunter befindliche Oeffnung seinem Amtsbruder in der Welt, der eben eine Elle Tuch bei Seite gelegt, ein Thronbein auf den Kopf geschleudert hätte, worauf ihm aber der liebe Gott, als er von seinem Spaziergange zurückgekommen, und ihm sein Thron mit drei Beinen in die Augen gefallen wäre, zugerufen: „Wanne! Wanne! wenn ich so hastig wäre wie du, wie würde es dir ergangen sein!“ — so meinten die schalkhaften Jungen, der Thron müsse sehr wurmstichig gewesen sein, sonst würde ihn der Schneider nicht haben zerbrechen können; sobald haben sie ein, daß es nur eine Erdichtung war. Und wie oft haben nicht schon die Schlüssel Petri zur Unterlage einer moralischen Erzählung dienen müssen, ohne daß es Jemanden eingefallen ist, sich vor dem Himmel eine Thür zu denken? Die Götter- und Fabellehre unserer nordischen Vorfahren war nur so reichhaltig nicht an darstellenden Bildern, als die griechische, welche von Dichtern, Malern und Bildhauern bearbeitet war; und sie mußten sich daher, besonders als die christliche Religion ihre Götterlehre verdunkelte, in ihrem Vortrage, mit einem lieben Gotte, und einem bösen Geiste, oder mit einem bißchen Spukerei behelfen.

Nun müßte einer aber gewiß sehr übler Laune sein, wenn er diese Art, der Einbildung oder dem Gedächtniß zu Hülfe zu kommen, für den hellen Weg zum Aberglauben erklären, und alle diese Klößchen als so viel Merkmale der finstern Begriffe der ersten rohen Zeiten aufstellen wollte. Jedes Zeitalter und jedes Volk hat sich solcher Hülfsmittel bedient, um dasjenige in allegorische Handlung

zu verwandeln, was sich als trockene Lehre nicht so gut einprägen würde; und man kann dergleichen Mittel nur alsdann als abergläubisch verwerfen, wenn sie zum Betrüge gemißbraucht werden, und z. B. die Jäger den Glauben an den Tollwurm unterhalten, um ihn den Hunden der Bauern für Geld zu schneiden.

Anderer Ausnahmen gibt es freilich auch; aber diese werden eher durch die Regeln der Kunst als der Moral zu finden sein. Die Regeln der Kunst erfordern unter andern, daß den guten Geistern gute Handlungen, und den bösen böse zugeschrieben werden; und wenn dieses beobachtet ist, so befürchte ich von dem Bösen, der den eiteln Mädchen, die sich des Abends noch bespiegeln, über die Schultern guckt, nicht mehr als von allen Teufeln, die bei Milton oder Mephistock die ganze Maschine regieren.

Das gute alte Mährchen: daß derjenige, welcher einen Grenzstein verrückt, oder einen falschen Eid schwört, oder seinem Hofe etwas vergibt, spuken gehen müsse, ist immer noch ein eben so feines als kunstmäßiges Mittel, die Aufmerksamkeit auf jene wichtigen Pflichten zu erhalten. Ich bin einmal selbst bei einem Streite, worin die Frage zwischen zwei Nachbarn zu erörtern war: ob der Grenzstein gewichen sei oder nicht? Schiedsrichter gewesen. Der Eine sprach zu dem Andern: „Setze du den Stein, wie er stehen muß“; dieser aber antwortete: „Setze du ihn.“ „Nein,“ versetzte darauf der Erste, „ich will nicht darum spuken gehn;“ „und ich auch nicht,“ erwiderte der Letzte. Endlich baten mich beide, ich möchte den Stein richten, wie ich glaubte, daß er stehen müsse; und wie ich ihnen einen Vorwurf über ihre thörichte Spukerei machte, riefen beide: „O wir möchten um aller Welt willen nicht die Nachrede haben, daß wir uns etwas zugeeignet hätten, was uns nicht von Rechtswegen zukäme;“ und so war ihre ganze Spukerei der kurze symbolische Ausdruck des edelsten Gefühls.

Anstatt nun überall die Reste des Aberglaubens unserer Vorfahren aufzuspüren, und ihnen solche zur äußersten Einfalt anzurechnen, sollte man den Geist oder den Sinn dieser ihrer Lehrmethode aufsuchen, und sehen, ob die Allegorie wohl erfunden und mit der gehörigen Mäßigung gebraucht sei, und dann urtheilen, ob es seiner gewiesen sei, den Menschen in einen Wehrwolf, als mit den römischen Dichtern Jupiter in einen Ochsen zu verwandeln.

Der erste Jahreswechsel.

Eine Legende.

Gott hatte die Thür des Paradieses noch kaum abgeschlossen, als Eva von fern einen schönen weitglänzenden Apfelbaum erblickte, und zu ihrem lieben Adam sagte: „Siehst du wohl, auch da sind Äpfel.“ So wie sie dieses sagte, ging sie auch hinzu, und Adam voll tiefer Wehmuth, wozu ihm noch der Ausdruck mangelte, hinter ihr drein. „Ich wüßte nicht, was den Äpfeln fehlte, daß sie nicht eben so gut, als im Paradiese sein sollten,“ rief sie nach dem ersten Biß aus; aber Adam schüttelte den Kopf und spuckte das Abgebissene auf die Erde. So brachten sie eine Weile mit dem Kosten verschiedener Früchte zu, als Nacht und Müdigkeit die beiden Vertriebenen zur Ruhe lockte, und Adam zum erstenmal einschlief, ohne seiner Eva eine gute Nacht zu wünschen. Sie mußte indessen, wie alle Schuldigen, den Schmerz verbeißen, so gern sie auch ihrem Mann noch einmal gesagt hätte, daß er es besser verstehen, und sich von seinem schwachen Weibe nicht verführen lassen sollen.

Es regnete die Nacht gewaltig, und dabei war es schon etwas kalt, wie gemeinlich in den Herbstnächten. Ihre Pelze, welche ihnen Gott beim Abschiede auf die Reise gegeben hatte, waren durch und durch naß geworden, und ein nasser Pelz ist eine elende Decke. „Wir müssen es machen wie die Thiere, und uns künftig des Nachts in eine Höhle oder unter dem Laube verbergen,“ sagte Adam, und noch hatte er sich nicht dreimal umgesehen, als er einige große abgeschlagene Zweige entdeckte, solche an einem großen Baum stützte, und sich darunter ein besseres Lager bereitete. Sein Vergnügen war, solches jeden Tag immer mehr und mehr mit Schilf und großen Blättern gegen das Wetter, welches jede Nacht unfreundlicher wurde, zu versichern, und in der That hatte ihn die Noth recht sinnreich gemacht: denn die Hütte war so groß und geräumig, daß sie sich beide darin niederlegen, und vorn zur Thür hinaus setzen konnten.

Wenn sie hier des Morgens aufwachten, war ihr erster Blick nach der Sonne, und die erste astronomische Bemerkung, die sie machten, war, daß dieses große Licht immer mehr und mehr zurück blieb. „O Gott, o Gott,“ sagte Adam, — die armen Leute hatten noch keinen Winter gesehen, und im Paradiese lauter gleich lange schöne Tage gehabt — „ich befürchte, es stirbt nun so alles nacheinander aus. Man hört weder Frosch noch Vogel, die Früchte fallen überall ab, die Bäume verlieren ihre Blätter, und sogar das Dach unsrer Hütte fault, und fällt zusammen — ich fürchte, ich fürchte,

Gottes Zorn folgt uns nach, es geht alles aus, und wir mit, meine liebe Eva; auch du solltest wieder zu Erde werden.“ Hier entfiel ihm die erste bitterliche Thräne, und Eva schluchzte an seinem Halse: „Auch du.“

Alle Morgen, die Gott werden ließ, kam die Sonne später, und der Abend, da sie noch weder Feuer noch Licht kannten, so früh, die Tage wurden allmählig so kurz, daß sie nun schon nichts anders als eine lange ewige Nacht erwarteten, und bloß vom Hunger getrieben noch durch den dicken Nebel herum liefen, um einige abgefallene Früchte zu sammeln, wobei Eva immer glücklicher war als Adam, indem sie noch oft einen Apfel entdeckte, den der Mann übersehen hatte, und sich dann recht inniglich freute. Aber auch diese Hülfe hörte bald auf, die Thiere auf dem Felde sammelten fleißiger wie sie, und ein schöner Kürbis, den Eva einstmals im Triumph nach Hause gebracht, und über alle Äpfel im Paradiese erhoben, Adam aber, um ihr kein Recht zu lassen, aus der Hütte geworfen hatte, lag, wie sie ihn jetzt aussuchte, verfault da. Nun wühlte Eva mit ihren Händen Wurzeln aus der Erde, bis der Frost kam, und sich ihren noch nicht abgehärteten Fingern widersetzte. Endlich bedeckte ein tiefer Schnee den ganzen Erdboden, und vergrub das einsame Paar unter seiner armseligen Hütte. Keine Sonne leuchtete mehr, die ganze Natur war todt, kein Vogel sang, kein Kraut wuchs, und der blasse Schimmer des Schnees entdeckte ihnen nichts als ihr beiderseitiges Elend. Sie legten sich hin, um zu erstarren, um mit der ganzen Natur einzuschlafen, um nie wieder zu erwachen; aber der Hunger verstattete ihnen auch diese letzte Ruhe nicht. Sie mußten wider ihren Willen die Rinde von dem Laube ihrer Hütte nagen, Wurzeln unter sich hervorwühlen, und den Schnee auflecken. Eva fühlte dann und wann noch ein Herz unter dem ihrigen schlagen; „sollte dieses“, sagte sie zu Adam, „wohl das Kind sein, was ich mit Schmerzen gebären soll? sollte dieses wohl noch kommen, um unser Elend zu vermehren, und mit uns zu verhungern?“

Bei dieser und andern dergleichen traurigen Anmerkungen glaubte Adam zum erstenmale die Sonne wieder zu sehen; der Schnee vor der Hütte war dünner geworden, und er versuchte es, sich durch denselben mehr Licht zu verschaffen. Allein er konnte sie nicht entdecken. Des andern Tages hoffte er wiederum, und der erste Strahl fiel in seine Hütte; doch war dieses noch ein schwacher Trost, indem alles um ihn herum noch immer todt blieb. Nach und nach aber merkte er, daß der Strahl höher herabfiel, und mehrere Wärme mit sich brachte. Er maß ihn einen Tag und alle Tage, und fand alle Morgen mit einer Freude, die sich nicht ausdrücken läßt, daß er immer etwas höher fiel. Der Schnee fing jetzt an zu schmelzen, und einige Mücken tanzten vor dem Loche der Hütte. „Siehst du,“

sagte Eva, „das Leben kommt wieder in die Natur, und wir werden nicht sterben.“ In dem Augenblick flog auch ein Vogel bei ihrer Hütte vorüber, und jeder Morgen zeigte ihnen nun einen neuen Gegenstand, der sie entzückte und begeisterte. Alle Geschöpfe sangen, hüpfen und brühten Leben; alles, was Odem hatte im Walde und auf dem Gefilde frohlockte, und die leblose Natur fühlte den lebendigen Geist der Schöpfung. Auch Eva brachte im Maien den Erstling ihrer Liebe, und sah nach überstandnem Schmerze ihren Adam stolz an. Und nun rief Adam aus, indem er seinen neugeborenen Sohn aus der Hütte an's Licht brachte: „Ach Herr! wie wohl hast du auch den Winter gemacht, da du den Frühling auf ihn folgen läßt! Wie glücklich wird unser Leben sein, wenn auch hierauf einst ein anders folgt!“ — Er baute aber nun auch seine Hütte größer, sorgte im Sommer für den Winter, und in der Zeit für die Ewigkeit.

Johann konnte nicht leben.

Eine alltägliche Geschichte.

„Hast du es dem Thorfschreiber gesagt, Johann, daß er künftig seine schläfrigen Augen besser aufsperrn, und die Lügen, unter Gottes Geleite, ich meine die Frachtbriefe der Kaufleute, nicht so blindlings für Wahrheiten halten solle?“

„Ja, Herr Kriegsrath, aber die Leute müssen auch leben, und nach dem bekanten Sprüchwort . . .“

„Kein aber, mein guter Kerl! das bitte ich mir aus; und noch weniger Sprüchwörter, wenn sie auch aus deinem gestempelten ABC-Buch sein sollten. Sie sind mir verhaßter als die Rechtsregeln, und du weißt schon aus der Erfahrung, daß dergleichen im Kammeretat nicht gut gethan werden.“

„Je nun, ich sage ja weiter nichts, als der Mann kann von den hundert Thalern, die er des Jahrs hat, nicht leben, und wenn er die Augen zu weit aufthut: so thut die Kaufleute den Beutel zu.“

„Schon wieder eine Sentenz. Aber weißt du auch wohl, Johann, was Leben sei? Leben ist, ja Leben ist, daß man lebt. Aber wie? das ist die Sache. Der Fürst klagt, daß er nicht leben kann; der Feldmarschall kann nicht leben, der Kriegsrath kann nicht leben, der Thorfschreiber kann nicht leben, und vielleicht kannst du auch von den zehn Thalern, die ich dir des Jahrs gebe, nicht leben. Das ist mir ein Leben, wovon der Schluß allezeit ist, wir müssen Betrüger werden. Wenn ich dich zum Thorfschreiber beförderte, und dies ist doch dein größter Wunsch: so würdest du ja auch nicht leben können?“

„Freilich nicht, Herr Kriegsrath; aber ich hätte denn doch bessere Gelegenheit als jetzt bei Ihnen, meine fünf Sinne zu gebrauchen. Wenn ich alsdenn nur meine Augen des Tages einmal zuthue: so stehe ich weit besser, als wenn ich sie bei Ihnen Nacht und Tag aufsperr.“

„Und dennoch, du magst es mir nur auf mein Wort glauben, wirst du nicht leben können. Der König hörte einmal, daß ein Gartenjunge sich beschwerte, er könnte nicht leben. Er machte ihn darauf zu seinem Hofgärtner; allein, er konnte wieder nicht leben. Er kam als Sekretär bei der Gartenanklei; noch konnte er nicht leben. Er wurde endlich Oberintendant aller Gärten und Lustschlösser; und nun glaubte der Fürst, er würde gewiß leben können. Aber nein; Bob, so hieß er, hielt jetzt Kutschen und Pferde; er hatte Bediente; hielt Tafel und spielte, als wenn er große Lieferungen gehabt hätte; und wie ihn sein Herr fragte, ob er nun leben könnte: so gab er ihm zur Antwort: Ach! gnädigster Herr, der Staat erfordert heutiges Tages so viel; es gehört so vieler Ueberfluß zum Nothwendigen; man wird so wenig geachtet, wenn man nicht seinem Range gemäß lebt; die Frauen sind solche kostbare Puppen; und die Kinder, wenn ich sie standesmäßig erziehen soll, erfordern so viel, daß es unmöglich, ja unmöglich ist, als Intendant des Jahrs mit zweitausend Thalern auszukommen. . . Ich wette, Johann, du würdest auch Bob oder wohl gar Herr von Bob werden, wenn du erst ein paar Jahr Thorschreiber gewesen wärest.“

„Das käme auf die Probe an, Herr Kriegsrath. Indessen ist es doch so gut, als eine gestempelte Wahrheit, daß wenn die Frau Visitatorin eine schwarze Saloppe trägt, meine künftige Liebste als Thorschreiberin doch wenigstens eine von große-Beaute haben müsse.“

„Just so philosophirte Bob auch. Weißt du aber auch wohl, was er sagte, als er im Zuchthause von seiner Hände Arbeit leben mußte? Bin ich nicht ein erzdummer Narr gewesen, sagte er, daß ich mir gerade die größten Narren zu Mustern gewählt habe! Ich dachte also, mein lieber Johann, wenn die Frau Visitatorin kollerte: so mußte die Frau Thorschreiberin dermaleinst Verstand genug besitzen, sich nach ihrer Decke zu strecken. Du thust aber wohl am besten, daß du das Heiraten noch eine Zeitlang aufschiebst. Denn wirklich, die Weiber sind es jetzt, welche die Männer in's Zuchthaus bringen; und du könntest ohne das leicht dahin kommen, wenn du die Augen so oft verschlößest.“

„Ach Herr Kriegsrath, das hat gute Wege. Wenn der König ein Amt gibt, dem gibt er auch zu leben; dies erfordert die Billigkeit, die Gerechtigkeit, und was das vornehmste ist, sein eignes Interesse. Denn wer nicht gut lohnt, wird auch nicht gut bedient.“

„Nun kein Wort mehr, ich mag das Gewäsche gar nicht mehr hören. Dein Bruder ist Küster, und zieht dreimal in der Woche an die Glocke. Er hat also ein Amt; und nun soll ihn das Amt auch ernähren? Das wäre eine erschreckliche Sache. Wenn Bediente, die alle Stunden des Tages, und noch manche des Nachts ihrem Herrn aufopfern müssen, von ihrem Herrn fordern, daß er ihnen nach dem Stande, worin er sie setzt, zu leben gäbe: so ist ihre Forderung gerecht. Allein, daß der Mann, der ihm alle Monat ein paar Schuhe macht, sogleich von diesen zwölf paar Schuhen leben will, das ist unerträglich.“

„Hören Sie, Herr Kriegsrath, mein voriger Herr, ein Bürgermeister, sprach ebenso. Wovon, jagte er zu dem vorigen Präsidenten, muß ich, wovon müssen so viele Rathsherren leben? Wir sind nicht, gleich so vielen besoldeten Dienern, dem gemeinen Wesen in die Fütterung gegeben. Nein, die Bürgerschaften haben von jeher ganz andre Grundsätze gehabt. Sie wählen bemittelte Leute zu Bürgermeistern, und fordern von dem Rathsherrn, daß er von seinem Fleiße leben solle. Sie belohnen sie mit Ehre, mit Achtung und mit Liebe. Dies ist ihre Besoldung; das eine Jahr wie das andre; und die beste Besoldung von jenem rechtschaffenen Manne. Die großen Herren haben übel gethan, daß sie zu allen gemeinen Verwaltungen lauter besoldete Diener angenommen haben, die alle klagen, daß sie nicht leben können; und nicht wissen, wie sie leben wollen. Eine Zeitlang haben ihnen diese Diener plus über plus gebracht, aber am Ende nehmen sie plus über plus wieder weg; und der Herr hat nicht mehr übrig als er vorher übrig hatte. Es schadet ihnen aber nichts; indem sie oft die schlechtesten Leute zu ihren Dienern annehmen, und dann ihre Diener über alle andre erheben, und diejenigen, welche keine andre Besoldungen, als die Liebe und den Segen ihrer Mitbürger haben, unbillig heruntersetzen. In unserm Bürgerrath werden keine andre als angesehene und angesehene Leute zugelassen. Die Bedienungen der Stadt werden als Meibelaften betrachtet, die jeder nach seiner Ordnung mit übernehmen muß. Keiner wird besoldet. Besoldungen sind für die Unterbediente, die keinen Theil an unsrer Ehre haben. Und die Unterbediente, insbesondere aber den Untervogt und den Visitator besolden wir kürzlich, damit diese Leute nicht zu viel Zeit zum Spinitziren haben, sondern beim Graben, Spinnen und Arbeiten vergessen mögen, wie sehr sie die Bürger scheren können, wenn sie alles auf's schärfste suchen und Knötchen zu Knoten machen wollen. Wenn dergleichen Leute so viel Besoldung hätten, daß sie davon leben könnten: so würden sie müßige Spione abgeben, und nicht für's gemeine Beste, sondern bloß für die Kasse sorgen. So sprach mein voriger Herr, der Bürgermeister, zum seligen Präsidenten. Und

ich habe seitdem allezeit gewünscht, ein bemittelter Mann zu sein; das weiß der liebe Himmel.“

„Ist deine Predigt aus, Johann? Nun so gehe hin, und sage dem Thorschreiber, daß ihn der König seines Dienstes in Gnaden entlassen, und dich wieder an seine Stelle gesetzt habe.“

Wer war vergnügter als Johann? Er ward Thorschreiber und konnte nicht leben. Er heiratete die Kammerjungfer der Frau Kriegsärthin, und konnte noch nicht leben. Er that alle Tage zweimal die Augen zu, und konnte doch alle die Saloppen von große-Beaute, welche die junge Frau Thorschreiberin gebrauchte, nicht bezahlen. Sie machte ihn zum Hahnrei, und dem allen ungeachtet, konnte auch sie nicht leben. Sie kamen beide in's Zuchthaus. Nun konnten sie leben.

Schreiben einer Hofdame an ihre Freundin auf dem Lande.

Das heißt einmal auf dem Lande gewesen, und nun auch in meinem Leben nicht wieder. Bin ich doch beinahe erstickt von dem Dufte Ihrer groben Schüsseln! Welcher Mensch setzt einem dann noch Schinken und Kalbsbraten vor? Hatten Sie nicht auch noch einen Rinderbraten oder Martpudding? Es war ein Glück für mich, daß die Fenster offen waren, sonst wäre ich nicht lebendig aus dem Speisezimmer gekommen, so kräftig, so sättigend war alles bei Ihnen angerichtet. Ich glaube, Sie kennen bei Ihnen den Hunger, wie der geringste Tagelöhner. Gottlob! ich habe in zehn Jahren nicht gewußt, was Hunger sei, und setze mich nicht zu Tische, um zu essen, sondern bloß, um die unnütze Zeit zwischen dem Nachtische bis zur Cour zu vertreiben. Allein Sie... mit Augen voller Lust sehen Sie die Schüsseln. Und die Lichter? Himmel, waren doch in jedem so starke Dochte wie unsre Großmütter machten! Und sahen die Bediente nicht aus, als wenn sie die Wohlfahrt des Hauses einem jeden unter die Nase reiben sollten? In meinem Leben habe ich solche Physiognomien nicht gesehen. Die Leute müssen, deucht mich, in ihrem Leben nichts gethan haben, als essen. Ich mußte Ihrem Kammermädchen drei Schritte aus dem Wege gehen, um nicht in ihrer Atmosphäre die Lust zu verlieren.

Gestehen Sie es mir aufrichtig, es ist eine besondre Dummheit, welche Ihnen und den Landeuten überhaupt allezeit eigen bleibt, daß sie es nicht zu derjenigen feinen Vollkommenheit bringen, welche wir am Hofe haben. Wenn Sie einen Garten recht schön machen wollen: so suchen Sie die besten Früchte darin zu ziehen. Wollen Sie sich gut kleiden: so nehmen Sie vom besten Zeuge. Und zur

Speise? Nun das versteht sich. Friesisches Rindfleisch, holländisches Kalbfleisch, Karpfen von dreißig Pfunden und welche Hähnen so groß, wie sie für eine Bürgerhochzeit gemästet werden können, oder der Lord Anson sie auf der Insel Tinian fand. Je nun, von solcher Artung kann auch wohl eben kein seiner Geist in die Dickköpfe kommen. Und es ist kein Wunder, wenn sie sich immer wie die Kugeln zum Ziel werfen lassen.

Wie allerliebste sieht es dagegen nicht bei uns aus! Gärten haben wir da, ich will nur allein derer von Porzellan gedenken, worin alle Bäume und Blumen von einer schöpferischen Hand auf das ähnlichste nachgeahmt, und alle Jahreszeiten zu unserm Befehle sind. Fordert man Frühling: so ist alles in der Blüthe, und diese Blüthe hat so gar den ihr eignen Geruch. Will man Sommer: so schafft der Gärtner, daß alle Bäume mit den schönsten Früchten prangen, die nun freilich nicht zu essen, aber eben deswegen um so viel schöner sind, weil sie der gemeine Mann nicht sogleich herunter schlucken kann.

Unsre Tafeln geben den schönsten Gärten in der Pracht des Anblicks gewiß nichts nach, und auf den Anblick kommt doch alles an, weil man bei einer hohen Tafel mehr für ein göttliches Auge als für einen gemeinen niederträchtigen Magen sorgt. Jeder Tag, ja selbst jeder Gang hat seine eigne Farbe. Zur maigrünen Suppe sind die Nebengerichte ganz anders als zum himmelblauen Hedi schattirt; und ich wollte keinem Köche rathen, eine Brähe couleur de procureur general zu einer grünen mit Silber infrustirten Pastete zu geben, oder mosaïque auf dem Schinken aus andern Farben zusammenzusetzen, als wovon die Frisur an der Hammelkeule oder der Email andrer Krusten gemacht ist. Ich wollte keinem rathen, im Frühlinge, wo die Natur und die Tafel mit Blumen besetzt sein muß, einfarbige oder wohl gar rothe und gelbe Gallerte zu geben und die Tafel mit modernen Dormans zu groupiren, wenn der ganze Aufsatz à la Romaine ist. Der Kaiser, der sich durch die Erfindung der Farcen*) einen unsterblichen Namen gemacht und zuerst Fische von Schweinefleisch und Schinken von Käse erfunden hat, würde gegen unsre heutigen Köche eine schlechte Figur machen, und seine Tafel, worauf er oft zur Pracht alle Speisen in petit point oder künstlich gestickter Arbeit nachahmen ließ, gegen die unsrigen, wenn sie mit Gerichten von Porzellan oder Email besetzt sind, sehr verlieren. Unsere Köche sind in der Mythologie, der Geschichte, der Dichtkunst, der Malerei, der Heraldik und überhaupt in allen nur immer möglichen Künsten und Wissenschaften weit erfabrner als mancher Hofmeister, der doch sonst auch alles wissen muß, und es mühte

*) Hellogabalus primus de piscibus isitia fecit. Lamprid. in Hellog.

Schade sein, wenn sie nicht eine Belagerung besser ausbacken könnten als der größte Feldmarschall.

Urtheilen Sie also, was ich bei Ihnen auf dem Lande gelitten habe, wo Ihre Krebse nichts als Krebs, und Ihre großen Karpfen nichts als Karpfen waren. Wie ist es aber möglich, daß Sie Ihre Zeit so abgeschmackt zubringen, und Ihren Verstand so wenig üben können! Noch ist es Zeit, sich zu bekehren. Sie haben erst zwanzig Jahr, und eine Figur, die wenigstens etwas verspricht. Kommen Sie also zu uns. Ich will Ihnen die Manier und den Weg zur Bewunderung in einem Monate zeigen, und so können Sie vielleicht noch eine kleine Rolle am Hofe mitspielen. . . .

Antwort auf verschiedene Vorschläge wegen einer Kleiderordnung.

Seitdem man unlängst den Gedanken geäußert, daß eine Kleiderordnung so gar leicht nicht zu machen sei, wie sich manche wohl einbildeten, sind über zwanzig Vorschläge dazu eingelaufen, deren Verfasser nicht allein zu erwarten, sondern auch zu erfordern scheinen, daß man ihre Gedanken öffentlich mittheile, und ihnen den darauf gesetzten Preis zuerkenne.

Um allen diesen Forderungen auf einmal abzuhelfen, will man nur mit wenigem erklären, wie keiner unter allen die Sache auf der rechten Seite getroffen und den versprochenen Preis verdient habe. Einige Proben werden hoffentlich hinreichen, sie davon selbst zu überzeugen.

Alle sprechen von Bauern, als der untersten Klasse der Menschen; vermischen unter diesem Namen alles, was einen schatzbaren Acker baut; unterscheiden weder Freie noch Leibeigne, und wenn sie ja recht genau gehen wollen: so setzen sie Rollerbe, Halberbe und Rötter von einander, ohne zu untersuchen, ob einer sein eigen Erbgut oder einen fremden Acker baue; oder unter welchen Bedingungen er einen Hof bewohne. Und dann ist es bei ihnen keinem Zweifel unterworfen, daß nicht der Bürger den Rang vor dem besten . . . (leider hat unsre verrätherische Sprache kein Wort mehr, den ruricolam vom Colono zu unterscheiden) den Vorzug habe. Allein seit wann, möchte man wohl fragen, ist es dann ein Schimpf, seinen väterlichen Acker zu bauen? Seit wann hat die Vernunft dem Hochmuthe das Recht bestätigt, das Wort Bauer so unschicklich gebrauchen zu dürfen? Was kann einen Landesheerrn bewegen, denjenigen Mann für den schlechtesten zu halten, der monatlich seinen Schatz richtig bezahlt, und die erste Stütze des Staats ist? In

Spanien ist das Pflügen so schimpflich als in Deutschland das Abdecken. Sollten wir es etwan auch dahin bringen? die Hummeln ehren und die Bienen beschimpfen? Warum soll der schatzbare Landeigentümer, der sein angestammtes Gut mit eignen Hengsten baut, und der seinen Pudding so oft essen kann als er will, bei Thurm- und Leibesstrafe ein braunes Kleid tragen? weil er es aus Bescheidenheit bishero gern getragen hat, und es aus freier Wahl allezeit als ein Ehrenzeichen tragen wird?

Alle sind ferner geneigt, den fürstlichen Dienern überall große Vorzüge einzuräumen. Sollte aber der Mann, der seinen Ellbogen auf seinen eigenen Tisch stützt und von seinem Fleiße oder von seinem Vermögen wohl lebt und andern Gutes thut, nicht eben so gut sein, als der sich im Dienste krümmt? Soll man den Hunger nach Bedienungen, der jetzt überhand nimmt, und so manchen tapfern Kerl dem Fleiße und der Handlung entzieht, noch durch Vorzüge und Ehre reizen? Ist denn das deutsche Herz so tief herabgesunken, daß es schlechterdings den Dienst über die Freiheit setzt? Und sehen diese Leute nicht, daß, da sie solchergestalt allen Vorzug dem Dienste geben, kein Mann von Ehre und Empfindung der ungeehrten Freiheit getreu bleiben werde?

Alle sprechen von vornehmen und geringen Bürgern. Wer ist aber der vornehme und geringe? Der Mann, der aus seinem Komtor der halben Welt Gesetze und Königen Kredit gibt; oder der Pflastertreter, der in einem langen Mantel zu Rathe geht? Der Handwerker, der tausend dem Staate gewinnt, oder der Krämer, der sie herauschickt? Der Mann, der von seinen Zinsen oder der so von Besoldung lebt, und dem gemeinen Wesen in die Fütterung gegeben ist? Der Taugenichts, der seines wohlbeden Großvaters Rang noch mit geerbtem Stock und Degen behauptet, oder der Meister, der die beste Arbeit macht?

Keiner denkt an die Gefahr, die dem Lande bevorsteht, das dem Fleiße die Ehre raubt, von seinen wohl erworbenen Reichthümern zu glänzen. Wird denn auch wohl nur ein Hollandsgänger, wenn er etwas erworben hat, in sein undankbares Vaterland zurückkehren, wenn es ihm nicht erlaubt, seine silbernen Knöpfe zu zeigen? Werden wir nicht die Leute, so Mittel haben, ohne sich ein bißchen hervorthun zu dürfen, durch eine gar zu genaue Einschränkung zwingen, sich in solche Länder zu begeben, wo sie unter dem Schutze eines leeren Titels ihre Thorheit und ihren Reichthum nach Gefallen zeigen können? Werden wir diejenigen, so wir mit Gewalt in eine niedrige Klasse setzen, auch abhalten können, sich einen Adelsbrief oder einen Titel und mit diesem das Recht geben zu lassen, sich in derjenigen Farbe zu zeigen, die ihnen am besten gefällt? Oder werden etwa die Gesetze bloß für kluge Leute gegeben?

Es ist kein einziger unter ihnen, der nicht den Adel in Eine Klasse werfe, und ihn alt oder neu, bewiesen oder unbewiesen, reich oder arm, im Dienst oder außer Dienst unter Einer Rubrik setze. Glauben die Verfasser denselben durch diese Vermischung zu schmeicheln? Oder meinen sie, daß es etwas sehr vernünftiges sei, ein Oberheroldsamt aufzurichten, vor demselben alle Stammtafeln zu prüfen, und um zwei fehlender Ahnen willen, den bemitteltesten Mann, der sich auf diese Art beschimpft halten würde, aus dem Lande zu weisen? Glauben sie, daß die gemeine Ehre und der gemeine Vorzug sich eben so gut als der Hofrang und die Hofkleidung ausmachen lasse? Ein Fürst darf nur sein Hausrecht gebrauchen, um zu befehlen, daß dieser in dieser und jener in jener Kleidung an Hof kommen solle. Wer keine Lust dazu hat, der setzt sich in seinen Lehnstuhl und pfeift. Allein um die Kleider im ganzen Staat zu reguliren, ohne hier wider die Billigkeit, dort gegen die Klugheit, und dann gegen sein eigenes und des Landes Interesse anzustoßen, dazu gehört sehr viel. Ich erwähne nichts von der Tyrannei, welche darin steckt, wenn Vornehmere sich alles erlauben, und den Geringern alles untersagen wollen; nichts davon, woher sie die Befugniß nehmen wollen, zehn freien Eigenthümern das, und zehn andern das zu verbieten, und die Bürger eines Staats in willkürliche Klassen abzutheilen; und endlich nichts davon, wie gefährlich ein solcher Eingang für die allgemeine Freiheit sein würde, wenn ein Landesherr die gemeine Ehre wie die Hofehre bestimmen, und allein, die sich weigerten, täglich Brod und Löhnungen von ihm anzunehmen, in die niedrigsten Klassen zu verweisen. Was heute dem geringen Eigenthümer widerfährt, das wird dem großen auf die Zukunft, unmerklich zubereitet; und schon in Frankreich gilt keiner mehr oder er muß gedient haben: die Heerstraße zum Despotismus. In Holland und England weiß man von keinen Kleiderordnungen; und um dergleichen Dinge vernünftig zu bestimmen, werden große Exempel, edle Selbstverleugnungen und tapfere Lehrer und Prediger erfordert; der Zwang schimpft, und macht aus nuthigen, fleißigen und lebhaften Bürgern, eine träge, verzagte und kriechende Heerde.

Das englische Gärthchen.

Was das für eine Veränderung ist, meine liebe Großmama! Sollten Sie jetzt Ihre kleine Bleiche, worauf Sie in Ihrer Jugend so manches schönes Stück Garn und Linnen gebleicht — sollten Sie den Obstgarten, worin Sie, wie Sie mir oft erzählt haben, so manche Henne mit Küchlein aufgezogen, — sollten Sie das Kohl-

stück, worauf der große Baum mit den schönen roth gestreiften Aepfeln stand, — suchen: nichts von dem allen würden Sie mehr finden. Ihr ganzer Krautgarten ist in Hügel und Thäler, wodurch sich unzählige trumme Wege schlängeln, verwandelt; die Hügelchen sind mit allen Sorten des schönsten wilden Gesträuchses bedeckt, und auf unsern Wiesen sind keine Blumen, die sich nicht auch in jenen kleinen Thälerchen finden. Es hat dieses meinem Manne zwar vieles gekostet, indem er einige tausend Fuder Sand, Steine und Leimen auf das Kohlstück bringen lassen mußten, um so etwas Schönes daraus zu machen. Aber es heißt nun auch, wenn ich es recht verstanden, eine Schrubbery, oder wie andre sprechen, ein englisches Bosket. Ringsherum geht ein weißes Plantwerk, welches so bunt gearbeitet ist, wie ein Drellmuster, und mein Mann hat eine Dornhecke müssen darum ziehen lassen, damit unsre Schweine sich nicht daran reiben möchten. Von dem an der Bleiche angelegten Hügel kann man jetzt zwei Kirchthürme sehen, und man sitzt dort auf einem chinesischen Kanape, worüber sich ein Sonnenschirm von vergoldetem Bleche befindet. Gleich dabei soll jetzt auch eine chinesische Brücke, wozu mein Mann das neueste Modell aus England erhalten, angelegt, und ein eigener Fluß dazu ausgegraben werden, worin ein halb Duzend Schiltkröten, die bereits fertig sind, zu liegen kommen werden. Jenseits der Brücken, gerade da, wo der Großmama ihre Bleichstätte war, kommt ein allerliebster kleiner gothischer Dom zu stehen, weil mein Mann Gothisch Dom heißt. Wie ich vermuthe, hat er diese Idee aus dem Garten zu Stove genommen, worin der Lord Tempel so viele Tempel angelegt hat. Der Dom wird zwar nicht viel größer werden, als das Schilderhäuschen, worin der Onkel Toby mit dem Korporal Trim (doch Sie werden dieses nicht verstehen, Sie haben den Tristram Shandy nicht gelesen) die Belagerungen in seinem Garten kommandirte. Aber die gothische Arbeit daran wird doch allemal das Auge der Neugierigen an sich ziehen, und oben drauf kommt ein Fetiſch zu stehen. Kurz, Ihr gutes Gärthchen, liebe Großmama, gleicht jetzt einer bezauberten Insel, worauf man alles findet, was man nicht darauf sucht, und von dem, was man darauf sucht, nichts findet. Möchten Sie doch in Ihrem Leben noch einmal zu uns kommen, und alle diese Herereien mit ansehen können! Sie waren sonst eine so große Bewunderin der Bären und Pfauen von Tarus, womit in Ihrer Jugend die fürstlichen Gärten geschmückt waren; was für ein Vergnügen würde es Ihnen nun nicht sein, zu sehen, durch was für erhabene Schönheiten diese alfränkischen Sachen verdrängt worden! Sie müssen aber bald kommen; denn wir werden noch vor dem Winter nach Schereningen reisen, um den englischen Garten zu sehen, welchen der Graf von Bentinck dort auf den Sanddünen angelegt hat. Alles, was die Größe der Kunst

dort aus dem elendesten Sande gemacht hat; das denkt mein Mann müsse auf einem guten Ackergrunde gewiß gerathen; und er bedauert nichts mehr, als daß er die Sandhügel so mühsam anlegen muß, welche dort die See aufgespült hat. Von Scheveningen gehen wir dann vielleicht nach England, und so weiter nach China, um die große eiserne Brücke, den porzellainen Thurm von neun Stockwerken, und die berühmte Mauer in Augenschein zu nehmen, nach deren Muster mein Mann noch etwas hinten bei dem Stäckbeerenbusche, wo Sie Ihre Krausmünze stehen hatten, anzulegen gedenkt. Wenn Sie aber kommen: so bringen Sie uns doch etwas weißen Kobl aus der Stadt mit; denn wir haben hier keinen Platz mehr dafür. Ich bin in der ungeduldigsten Erwartung zc.

Anglomania Domen.

Also soll der handelnde Theil der Menschen nicht wie der spekulirende erzogen werden.

Sie glauben, liebster Freund, ich habe in dem Schreiben an den Fürsten . . . den Tänzer mit dem Tanzmeister, oder den Gelehrten mit dem Lehrer verwechselt? Woblan, ich will mich deutlicher erklären: warum ich den praktischen Unterricht dem wissenschaftlichen vorziehe, und warum ich glaube, daß der praktisch erzogene Mensch, wenn es zur That kommt, sein Abenteuer besser bestehe, als der andere.

Last uns nur gleich bei dem Landmanne anfangen; wie viel Standhaftigkeit zeigt derselbe nicht in seinem Unglücke? Brennt ihm sein Haus ab, oder raubt ihm ein Hagelschlag seine ganze Hoffnung im Felde: Gott hat es gegeben, Gott hat es genommen. Stirbt ihm sein gutes Weib, oder sein liebstes Kind: im ewigen Leben sieht er sie wieder. Unterdrückt ihn der Mächtige: nach dieser Zeit kommt eine andere. Raubt ihm der Krieg alles: Gott weiß, was ihm nützlich ist; und allezeit ist der Name des Herrn muthig gelobt. So finde ich fast durchgehends den Landmann, und auf dem Sterbebette sieht er, des Lebens satt und müde, seiner Abspannung vom Joch mit einer beneidenswerthen Ruhe entgegen, ohne aller der Tröstungen zu bedürfen, die sich der Gelehrte gesammelt hat, und bloß mit den Hausmitteln versorgt, die ihm der praktische Religions-Unterricht gewährt. Wo ist aber der Gelehrte, der aufrichtig sagen kann, so viel mehr Muth und Standhaftigkeit zu besitzen, als er wissenschaftlicher unterrichtet ist?

Eben so ist es in andern Verhältnissen. Wer griff mit mehrerer Zuversicht an, als Zietzen? Wer ging kühner in die Gefahr, als Cook? Und wer hat, nach Verhältniß aller Umstände, größere Schritte in der Erkenntniß gemacht, als ein Kind von zwei oder drei Jahren, das schon von allem spricht, ohne jemals eine deutliche Reflexion gemacht zu haben? Wenn ich alle Kriegsbücher und alle Reisebeschreibungen auswendig gelernt hätte: so würde ich in dem Augenblicke, da Sehen und Angreifen nur Eins sein muß, dasjenige nicht sein, was jene bloß praktisch unterrichtete Männer waren.

Sie glauben vielleicht, Zietzen und Cook würden größer gewesen sein, wenn sie bei gleichen Erfahrungen wissenschaftlich wären unterrichtet worden? O Freund! der Weg der letzten Art ist viel zu langsam; er läßt uns dasjenige nur stückweise genießen, was wir im praktischen Unterrichte auf einmal und im ganzen Zusammenhange fassen. Das Auge, welches die Stellung der Feinde tausend Mal gesehen hat, summiert Totaleindrücke zu Totaleindrücken; es vergleicht unendliche Massen mit unendlichen Massen, und bringt unendliche Resultate heraus: anstatt, daß der wissenschaftlich unterrichtete mit lauter einzelnen und bestimmten Ideen rechnet, und Regeln herausbringt, die, wenn's zum Treffen kommt, nie gegen den Totaleindruck bestehen, und einen in dem Kampfe der Leidenschaften höchstens mit dem Seufzer: Oh! troppo dura legge! verlassen.

Zum Vergnügen und bei müßigen Stunden stellt der praktisch unterrichtete auch wohl Untersuchungen seines Reichthums an, anatomirt einen Totalbegriff, und freut sich des Philosophen, der diesen schon vor ihm zerlegt, und jedem Theilchen desselben einen Namen gegeben hat; aber im Handeln hält ihn seine Metaphysik nicht auf, weil er in der Jugend damit nicht angefangen, und seine Seele nicht an den weit langsameren Gang deutlicher Ideen gewöhnt hat.

Eben so macht es das Frauenzimmer, wovon man sagt:

Illam quicquid agit, quoquo vestigia movit,
Componit furtim subsequiturque decor.

Sie hat das componere furtim nicht wissenschaftlich erlernt, sondern sich immer unter unzähligen Verhältnissen befunden, sich darnach, ohne dieselben in einzelne Begriffe zu zertheilen, gebildet, und eine solche Summe für ihr Betragen daraus gezogen, die kein Gelehrter jemals vollständig in einzelne Regeln auflösen wird. Ihre Regeln sind conereta, die, sobald sie durch die Abstraktion getrennt, oder auch nur deutlich gedacht werden können, nicht mehr ihre schnelle Wirkung behalten, indem das deutliche Denken ganzer Massen nicht so geschwind von Statten geht, als das Empfinden derselben,

und das Anständige oder Unanständige früher auffällt, als die Ursachen davon gedacht werden können. Empfindung kann nur durch Wiederempfindung völlig gefaßt, und nicht durch Worte ausgedrückt werden. *Le sentiment seul est en état de juger le sentiment*, sagt Helvetius.

In dem bekannten: *video meliora proboque, deteriora sequor* werden kleine abstrahirte Regeln den allmächtigen Wirkungen eines Totaleindrucks entgegen gestellt; und wie glücklich ist der Mensch, daß er durch diese und nicht durch jene zum Angriffe bestimmt wird! indem wahrlich mehr Gutes in der Welt unterbleiben würde, als jetzt darin Böses geschieht, falls es in des Menschen Vermögen wäre, sich an der Schmir abgezogener Regeln zu halten, oder jede seiner Handlungen so einzurichten, wie er es sich in seinem Lehrstuhle bei kalter Ueberlegung vorgenommen hatte.

Noch eins, zerlegen Sie einmal das *componere solum*, und untersuchen, woraus die Komposition besteht; nicht wahr, Sie finden nichts wie Lügen und Betrug? Man läßt scheinen, was man nicht hat, und verbirgt, was man nicht sehen lassen darf. Und dennoch wird der praktische Mann die holde Schöne wahr und tugendhaft finden, und des moralischen Anatomen lachen, der ihm solche theilweise unwahr und fehlerhaft zeigen kann. Eben so wird der durch den ganzen Eindruck der Schöpfung belehrte Bauer immer des metaphysischen Atheisten lachen, und Gott da erkennen, wo dieser ihn nach dem Maße verliert, als er trennt, theilt, und in's Unendliche geht. Unter jenen hat nie einer an seiner eigenen Existenz und seiner Freiheit gezweifelt; und es ist eine erstaunende Beruhigung, daß die Wirkung des Ganzen — Glaube an Gott ist, und der Zweifel bloß aus einem sublimirten Theilchen aufsteigt.

Ein strenger Moralist wird niemals ein guter Minister werden, weil er immer sein Verhalten mehr nach abstrahirten Regeln, als nach Totalbegriffen einrichten wird; und doch ziehen manche Fürsten, bei Besetzung der Ministerialstellen, den regelmäßig gelehrten dem praktischen Manne vor. Gewiß würden sie dadurch zu tausend Ungerechtigkeiten Gelegenheit geben, die Jeder natürlicher Weise begehrt, der nach seinem kurzen abstrakten Maßstab eine menschliche Handlung abmisst; wenn nicht zum Glück die mehrsten abgezogenen Regeln, in dem Augenblicke der Handlung und Entscheidung, dem mächtigen Totaleindrucke weichen müßten. In den mehrsten Ländern werden die Verbrecher noch nach abstrahirten Gesetzen verdammt; aber in England erkennen zwölf Totaleindrücke über die konkrete That.

Aber dem allen ungeachtet sollen Sie nicht glauben, daß ich den wissenschaftlichen Unterricht und die Gelehrsamkeit, welche daraus entsteht, verachte. Nein, ich sehe die Gelehrten als eine der edelsten

Klassen der Menschen an; der wissenschaftliche Unterricht besteht hier mit seinem Zwecke vollkommen, und ich weiß, daß der praktische Unterricht unendlich durch die Resultate des wissenschaftlichen gewonnen hat. Allein die Geschäftsmänner und die übrigen handelnden Menschen sollen diese Resultate nützen, ohne mit jenen einerlei Gang zu gehen; sie sollen, wie die Frau von Sevigni, den Verstand au bout de la plume haben, oder wie ein fertiger Musiker, die Noten durch's Auge in die Finger gehen lassen, und das *commercium rerum et animae*, wie es Baco nennt, so wenig durch das Denken der Zeichen, als durch deren Ausdruck aufhalten; und das läßt sich in Geschäften bloß von dem praktischen Unterrichte erwarten. Ich bedanke nie, was ich schreibe, und lese nur, was ich geschrieben habe, aber eben deswegen bin ich mit der größten Fertigkeit etc.

Ueber die Sittlichkeit der Vergnügungen.

Höre, Freund, ich geb's dir zu, es ist unnöthig, von den Dächern zu singen, wie süß die Liebe und wie lieblich der Wein sei; denn die Natur wird's dem Jungen schon sagen, und es ist besser, daß diese es thue, als daß eine Kupplerin die Rose vor der Zeit breche. Aber daß ich nun auch auf der andern Seite im Genusse aller Menschenfreuden so sparsam und püppisch sein soll, damit bleib mir vom Leibe; ich genieße, was ich vertragen und bezahlen kann, das ist mein Maß, und das Maß eines jeden redlichen Mannes unter der Sonne.*)

Du selbst hast mir zugestanden: daß es keine Sünde sei, ein Fürst, Graf oder Edelmann zu sein; unser Pfarrer hat es mehrmals öffentlich gepredigt: man könne hunderttausend Thaler besitzen und doch selig werden, ob's gleich ein bißchen hart herginge. Wenn ich also von der Ehre und vom Gelde so viel nehmen darf, wie ich vertragen und mit Recht erhalten kann, warum nicht auch von der Lust? Wir sind nicht in Amerika, wo man sich mit der Ehre der bloßen Menschheit begnügen muß, und so lange es dauert, so wenig ein Edelmann als ein Graf sein darf; wir sind auch keine Wieder-täufer, daß wir alle Freuden wie alle Güter gemein haben müssen; und wenn dieses nicht ist, wenn einer Feldmarschall sein darf, obgleich hunderttausend als Gemeine dienen müssen; wenn einer eine Million Pistolen besitzen mag, obgleich eine Million Menschen nicht

*) *Honny soit qui mal y pense.*

so viel Heller zählt: so denke ich auch, ich dürfte satt Pasteten essen, wenn gleich alle meine Nachbarn nur grob Brod zu kosten kriegen.

Du nennst das hart? . . . Gut. Mitleidiger Mann, ich will allen was mitgeben, es soll Niemand bei mir darben; ich will großmüthiger sein, als der König, der seine ganze Ehre für sich allein behält, und billiger, als der Reiche, der immer noch mehr sammelt. Wir Meister in der Kunst, sich zu vergnügen, haben einen edleren Hang, als beide, wir lassen keinen darben; und wir sind nicht glücklicher, als wenn die ganze Welt mit uns glücklich ist; wir theilen Opern, Redouten, Komödien, Pasteten und was wir haben, von Herzen gern mit; und böse Leute allein sind es, die uns nachreden, daß wir unsern Wein allein trinken. Unser größtes Vergnügen ist, recht viel vergnügte Leute zu machen; sind nicht eben die Redouten und Komödien gerade so eingerichtet, daß ein Jeder für ein Billiges daran Theil nehmen kann; und lachen wir wohl jemals herzlicher, als wenn die ganze Versammlung mittlacht? Also . . .

Aber das geht nicht: wir müssen arbeiten, wir haben Pflichten gegen uns, gegen andere, gegen Gott.

Nichtig, vollkommen richtig! Jedoch gesetzt, wir wohnten auf Otaheti, wo die Brodfrucht auf den Bäumen wuchs, und Jeder nur den Mund aufthun durfte, um satt zu werden; wo die Einwohner den ganzen Tag in der Sonne lagen, und nicht anders aufstanden, als um Komödien zu spielen, oder zu tanzen; wo Jungen und Mädchen sich beständig im Grase wälzten, und die Königin mit ihren Hofdamen den Engländern immerfort in die Arme lief; wo Essen und Trinken und Schlafen die einzige Berufsarbeit war; wo es keine Arme und keine Almosen gab, weil der Schöpfer für jedes menschliche Geschöpf mit gleicher Freigebigkeit gesorgt hatte; wo man, anstatt zu beten, alles nur mit Empfindung, die man kaum Dankbarkeit nennen konnte, genoss; sollten hier die Leute sich auch Pflichten machen? Sollten sie die Brodbäume abhauen, um Korn im Schweiß ihres Angesichts aus der Erde zu ziehen? oder sich in die spanischen Bergwerke schleppen lassen, um Ursache zu haben, Gott stündlich für ihre Errettung anzusehen zu können? He!

Du lachst! und meinst, Westphalen sei nicht Otaheti? Je nun, so kommen wir auf den rechten Fleck zusammen; so ist die Frage nicht, ob Redouten und Komödien erlaubt sind, nein! alles kommt dann darauf an, ob sie dem Orte, worin sie gehalten werden, angemessen sind; und ob die Person, welche sie besucht, ihre Pflichten dabei verletzt? Aber wozu denn die allgemeinen Urtheile über ihre Sittlichkeit und Unsittlichkeit in Ansehung unbestimmter Dörfer und Personen?

Man gewinnt doch noch immer etwas damit; man hält doch noch Manchen zurück, der sich sonst diesem Vergnügen zu sehr über-

lassen würde? . . . sprichst du? O Freund! Freund! was soll der gemeine Mann denken, wenn die Sittenlehrer mit aller Macht der Beredsamkeit Opern, Komödien und Redouten verdammen, und gleichwohl sieht, daß die großen Fürsten und Fürstinnen, deren Weisheit und Tugend eben diese Sittenlehrer nicht genug zu erheben wissen, ihrer Lehre geradezu entgegen handeln? Wenn eben diejenigen, welche eine Sache zu prüfen und zu schätzen wissen, sich an diesen Vergnügungen gar nichts abziehen lassen? Muß er hier nicht ganz irre werden? Muß er nicht zuletzt glauben, alle Sittenlehre sei bloßes Gewäsch, und indem er ein Gebot verachtet sieht, alle für gleich verächtlich halten? Und thäten wir nicht vernünftiger, wenn wir aufrichtig sagten „seidene Kleider sind gut, aber nicht für Jedermann“, als wenn wir, um die Unvernünftigen abzuhalten, sich nicht auch darin zu kleiden, sie für sündlich erklärten, und uns gleichwohl selbst darin brüsteten? Auch hier kommt alles auf die Grenzlinie an; und so schwer auch diese anzuweisen sein mag, so ist sie doch vorhanden, und wie manche andere Sache leichter im Griffe, als im Ausdrucke.

Hierüber sage mir, was du weißt, und dann will ich dich gern hören. Ziehe die Grenzlinie strenge, sie soll mir nicht leicht zu strenge sein; oder wenn du ja in's Allgemeine gehen willst: so sage mir erst, wenn du die nothwendige Ungleichheit der Stände und Güter in der Welt als erwiesen annimmt: warum du die Ungleichheit der Vergnügungen minder gerecht findest?

Ist es billig, daß Gelehrte die Kriminalurtheile sprechen?

Diese Frage muß meines Ermessens mit Nein beantwortet werden; und zwar selbst nach der peinlichen Halsgerichtsordnung. Denn so wie es schon in der Vorrede derselben heißt: Daß im heiligen römischen Reich deutscher Nation, altem Gebrauch und Herkommen nach, die meisten peinlichen Gerichte, mit Personen, die der kaiserl. Rechte nicht gelehrt, erfahren oder Uebung haben, besetzt wären; und daß es dieserwegen nöthig gewesen, die peinliche Halsgerichtsordnung abzufassen, damit alle und jede Reichsunterthanen ein gerechtes Urtheil zu finden im Stande sein möchten: also ist auch ferner sogleich im ersten Artikel verordnet, daß die peinlichen Gerichte besetzt sein sollten mit frommen, ehrbaren, verständigen und erfahrenen Personen, ohne die Rechtsgelehrsamkeit auch nur im mindesten zu erfordern. Vielmehr heißt es eben daselbst ferner: Daß auch wohl edle und gelehrte dazu gebraucht werden möchten; zu einem sichern Beweise, wie man dafür gehalten habe, daß die Gelehrsam-

keit wirklich einen Mann eher unfähig als fähig zum Urtheilsfinder mache. Die ganze Ordnung ist auch mit der äußersten Deutlichkeit für Ungelehrte abgefaßt, und durchgehends vorausgesetzt worden, daß die Urtheiler keine Rechtsgelehrten sein würden, weil sie in zweifelhaften Fällen beständig angewiesen werden, sich bei den Gelehrten Rath, aber nicht Urtheil zu erbolen.

Der Kaiser nennt das Urtheilsfinden ungelehrter Personen einen alten deutschen Gebrauch; und da in England noch jetzt ein gleiches üblich ist: so fragt sich billig, ob wir wohl und recht daran gethan haben, diesen Gebrauch zu verlassen? und dazu sage ich nein.

Denn was kann unbilliger und grausamer sein, als einen Menschen zu verdammnen, ohne versichert zu sein, daß er das Gesetz, dessen Uebertretung ihm zur Last gelegt wird, begriffen und verstanden habe, oder begreifen und verstehen können? Die deutlichste Probe aber, daß ein Verbrecher das Gesetz verstanden habe, oder doch verstehen können und sollen, ist unstreitig diese, wann sieben oder zwölf ungelehrte Männer ihn darnach verurtheilen, und durch eben dieses Urtheil zu erkennen geben, wie der allgemeine Begriff des übertretenen Gesetzes gewesen, und wie jeder mit bloßer gesunder Vernunft begabter Mensch solches ausgelegt habe. Dies ist die einzige Probe von der wahren Deutlichkeit des Gesetzes, welche der Gelehrte nie geben kann, weil seine Sinne zu geschärft, zu fein und über den gemeinen Begriff zu sehr erhaben sind. Der in der peinlichen Hals-Gerichtsordnung vorgeschriebene Eid erfordert von den Urtheilsfindern, daß sie nach ihrem besten Verständnisse sprechen sollen. Das beste Verständniß eines Gelehrten ist aber nothwendig von dem besten Verständniß des Verbrechers sehr unterschieden. Der Gelehrte ist ein Naturkundiger, der durch ein Vergrößerungsglas hundert Dinge in einer Sache entdeckt, welche einem gemeinen Auge entwisphen; und der feine Moralist, der das menschliche Herz lange studirt hat, entdeckt Falschheiten in den Tugenden, welche im gewöhnlichen Leben gar nicht bemerkt werden. Wenn also ein Gelehrter urtheilt, so ist er in beständiger Gefahr, von seiner feineren Einsicht entweder zum unzeitigen Mitleide oder zu einer übermäßigen Strenge verführt zu werden; und er sollte sich um seines eignen Gewissens willen nie mit peinlichen Urtheilen abgeben. Haben doch die englischen Gesetze die Fleischer davon ausgeschlossen, weil sie geglaubt haben, daß ein solcher Mann, der alle Tage ein sterbendes Vieh unter seinem Messer mit Vergnügen röcheln sähe, leicht zu hart gegen einen armen Sünder sein könne. Es ist

Zweitens un widersprechlich, daß ein Gelehrter durch eine feinere Erziehung zu einem ganz andern Gefühle als der gemeine Mann gebildet sei. Eine garstige Unordnung, eine Injurie, eine Schlä-

gerei, eine Grobheit wird ihm tausendmal elaster und abscheulicher vorkommen, als sie einem geringen Mann, der mit dem Viehe aufgewachsen ist, vorkommt; und dies muß nothwendig einen solchen Einfluß auf sein Urtheil haben, daß er schwerlich unparteiisch sein kann. Es ist

Drittens gewiß, daß die Urtheilsfinder, wenn sie aus der Gegend oder dem Kirchspiele zu Hause sind, worin der Verbrecher gewohnt hat, dessen vorigen Lebenswandel und mögliche Besserung weit sicherer und besser kennen; und nach dieser ihrer auf eigne Erfahrung gegründeten Erkenntniß weit besser urtheilen, als ein Gelehrter, der ein kaltsinniges Zeugniß vor sich hat. Wer einen Menschen recht kennt, fühlt allemal dessen üble oder gute Gemüthsart besser, als er solches ausdrücken kann. Er wird sich nur unvollkommen in der Beschreibung ausdrücken, aber richtig nach seiner Empfindung urtheilen, wenn er den Ausspruch thun soll. Nichts ist aber billiger und vernünftiger, als daß bei Verurtheilung eines Verbrechers dessen Gemüths- und Lebensart mit in Betracht gezogen werde. Es leidet

Viertens der Militärstand kein fremdes und gelehrtes Urtheil. Der Gelehrte oder der Auditeur hat den Vortrag; allein das Urtheil selbst wird von denen, so dem Kriegsrecht bewohnen, und die Lebens- und Gemüthsart des Verbrechers kennen, nach ungespitzten Begriffen gefällt. Eben so hält es

Fünftens der Bürger in den Städten, der sich von keinem andern verurtheilen läßt, als die er selbst dazu aus seinen Mitteln und aus den ungelehrten erwählt hat, ob er gleich auch die von ihm erwählten Gelehrten, nachdem sie in Gefolge der peinlichen Hals-Gerichtsordnung auf den Nothfall zugelassen werden, nicht ausschließt; und schwerlich würde sich

Sechstens ein Edelmann in seinem Lande, oder in einem andern, wohin er auf Geleitz gekommen, verurtheilen lassen, ohne Urtheilsweiser von seinem Stande zu fordern. Dies kann er mit Recht thun; und die peinliche Hals-Gerichtsordnung ist ihm hierin nicht zuwider. Es ist

Siebtens für einen Landesherrn sehr hart, daß er sich und seine Bediente immer mit dem Hasse der Kriminalurtheile beladen sollte. Die Fälle sind zwar nicht gemein, aber doch bei großen Gährungen im Staate und wenn die Gerechtigkeit nicht gegen Landstreicher, sondern gegen angesehene Männer ihr Amt verrichten soll, auch nicht ganz selten, wo die Obrigkeit das Recht zu urtheilen nicht verlangt, sondern lieber den geschwornen Rechtsgeossen des Verbrechers überläßt. Es ersticht auch

Achtens nothwendig alle Liebe zur Freiheit, und den aufrichtigen Ausdruck derselben, wenn einer vorher fürchten muß, von Gelehrten, so in Bedenungen stehen, verurtheilt zu werden.

Der bisherige Gebrauch, daß die Kriminalurtheile von Gelehrten abgefaßt werden, hindert

Neuntens dagegen nichts, indem dieser Gebrauch lediglich gegen schlechte und flüchtige Verbrecher geübt worden, welche nicht als wahre angeessene Unterthanen, sondern als Knechte (*servi poenae*) verurtheilt werden. Ein Fremder, der kein Geleit hat, ist ein Feind, der, wenn er die bürgerliche Gesellschaft stört, und sie gleichsam mit Krieg überzieht, als ein Kriegsgefangener ohne Kartel, nach Willkür gehangen werden kann, und es als eine Gnade anzusehen hat, daß ihm ein förmlicher Prozeß durch Gelehrte gemacht wird. Einer solchen Willkür hat sich aber kein wahrer Unterthan unterworfen; und dieser kann sich noch immer auf die Hals-Gerichtsordnung berufen, ohne daß ihm jener Gebrauch mit Bestand entgegen gesetzt werden könne. In der That ist auch

Zehntens ein solcher Gebrauch nur dem Scheine nach vorhanden, indem die Kanzleien kein Urtheil abfassen; sondern nur ihren rechtlichen Rath geben und darüber die landesherrliche Bestätigung auf den Fall einholen, daß die Urtheilsfinder oder Saelhöfer dem Verbrecher sein Recht darnach finden werden. Sollten die Saelhöfer anders weisen, als der Rath der Rechtsgelehrten es mit sich bringt, so kann dieser Rath nie zum Urtheil werden, und die landesherrliche Bestätigung setzt jene Weisung unwidersprechlich voraus. So leer uns daher auch jetzt die Ceremonie mit den Saelhöfern, wie man die Urtheilsfinder der Gemeinen hier jetzt nennt, scheint: so wichtig ist sie im Grunde, wenn einmal ein angesehener Mann peinlich beklagt werden sollte, indem dieser unwidersprechlich fordern kann, daß der Rath der Gelehrten an ihm nicht vollstreckt werden soll, bevor nicht seine Rechtsgenossen denselben für Recht gepriesen haben. Ferner und

Elftens trägt es zur Würde des Menschen vieles bei, daß er von Jugend auf mit den Gesetzen seines Landes bekannt gemacht wird, und schon in der Schule zu einem künftigen Urtheilsfinder aufgezogen wird. Dies geschieht aber nicht, wo bloß Gelehrte urtheilen. Bei jedem der zehn Gebote sollten einem Kinde die daraus fließenden peinlichen Fälle, und was die Gesetze seines Landes darauf für Strafen verordnet haben, bekannt gemacht werden. So könnte er denken und sich hüten. Endlich und

Zwölftens ist die Appellation in peinlichen Fällen eben um deswillen verboten, weil man vorausgesetzt hat, daß der Verbrecher von zwölf ehrlichen frommen und ebenbürtigen Männern verurtheilt wird, und daher nicht leicht beschwert sein würde. Unmöglich

hätte aber die Appellation in einer so wichtigen Sache abgeschnitten werden können, wenn die Meinung eines gelehrten Richters das Urtheil abgeben sollen.

Sollte man nicht jedem Städtchen seine besondere politische Verfassung geben?

Den schädlichen Einfluß unserer einförmigen philosophischen Theorien auf die heutige Gesetzgebung haben wir zu einer andern Zeit gesehen. Ihnen und der Bequemlichkeit der Herren beim Generaldepartement haben wir es allein zu danken, daß wir so viele allgemeine Verordnungen haben, die entweder gar nicht, oder doch nur so in Bausch und Bogen befolgt werden. Daß sie aber auch das ganze menschliche Geschlecht immer einförmiger machen, ihm seine wahre Stärke rauben, und in den Werken der Natur, wie in den Werken der Kunst, manches Genie ersticken, solches ist, so wahr es auch ist, noch von wenigen beherzigt worden; und doch hätten diejenigen, welche den Menschen in seine erste Wildheit zurückwünschen, um ihn in seiner Originalstärke zu sehen, mehr als eine Gelegenheit gehabt, dieses zu bemerken.

Der Mensch ist zur Gesellschaft bestimmt, und es fruchtet wenig, ihn in seinem einzelnen Zustande zu betrachten. Der rohe Einsiedler mag, mit der Keule in der Hand und mit einer Löwenhaut bedeckt, noch so stark, glücklich und groß sein, so bleibt er doch immer ein armseliges Geschöpf, in Vergleichung der großen Gesellschaften, die sich überall wider ihn verbunden haben, und ewig wider ihn verbinden werden. Das Recht, nach seiner eignen Theorie zu leben, dient ihm also zu nichts. Allein, ob es nicht eine größere Mannichfaltigkeit in den menschlichen Tugenden, und eine stärkere Entwicklung der Seelenkräfte wirken würde, wenn jede große oder kleine bürgerliche Gesellschaft mehr ihre eigene Gesetzgeberin wäre, und sich minder nach einem allgemeinen Plan formirte, das ist eine Frage, die noch immer eine Untersuchung verdient.

Wenn wir auf den großen Ruhm der vielen kleinen griechischen Republiken zurückgehen, und nach der Ursache forschen, warum so manches kleine Städtchen, was in der heutigen Welt nicht einmal genannt werden würde, ein so großes Aufsehen gemacht: so ist es diese, daß jedes sich seine eigene religiöse und politische Verfassung erschaffen, und mit Hilfe derselben seine Kräfte zu einer außerordentlichen Größe gebracht habe. Man sieht, daß sie in ihren Plan alles, was ihnen die Natur gegeben, auf das Schärfste genützt, und aus

jeder Menschenjehue ein Ankerseil gemacht haben. Dieses thaten sie, ehe sie philosophische Theorien hatten, und bloß von ihren Bedürfnissen geleitet, nach der Richtung arbeiteten, welche zu ihrem Ziele führte.

Der Eifer, womit jedes Volk in der Neuigkeit seinen eigenen Erfindungen fröhnt, erhielt die ersten Stifter in ihrer patriotischen Schwärmerei, eine dazu eingerichtete Erziehung pflanzte solche auf die Nachkommenschaft fort, und jede Tugend erhielt ihren Werth nach dem Maße des Nutzens, welchen sie dem gemeinen Wesen schaffte. Die Größe aller andern so berühmten Nationen scheint die Folge einer ähnlichen Art zu handeln gewesen zu sein, ehe allgemeine Religionen, Sittenlehren und Systeme, diese eigenen Falten jeder besondern Völkerschaft ausgeglichen, und die Art der Menschen, zu denken und zu handeln, einförmiger gemacht haben. So wie die allgemeine Menschenliebe fast alle Bürgerliebe, und die große Nationallehre die besondre Ehre jedes Städtchens verschlungen hat; eben so scheinen die allgemeinen Natur- und Völkerrechte die starken Bande, welche aus jenen besondern Verfassungen entsprungen, verdrängen zu haben; daher sie auch weniger wirken, und einen, wenn man sie anwenden will, nicht selten verlassen.

Mit leichter Mühe geriethen die Griechen auf den Schluß, daß man die jungen Menschen, wie die jungen Thiere abrichten müsse, und die Abrichtung ihrer Kinder war ihre erste Sorge. Die gemeinen Bedürfnisse bestimmten die Art derselben, und alle ihre Kinder würden, wie die Händlinge, ein Lied gepfeifen, oder wie die Hunde den Ball geholt haben, wenn das gemeine Wohl dieses erfordert hätte. Aber sie wollten und bildeten Krieger, tapfere und dauerhafte Seelen, wie Harrisons Uhren, womit man die Welt umfahren kann, ohne daß sie einen Augenblick fehlen; und Bürger, die ihr Vaterland über alles liebten.

Nach unsrer jetzigen Verfassung brauchen wir dergleichen Kriegerseelen nicht, so nöthig es auch sein möchte, daß die mindermächtigen Völker die Zucht ihrer Jugend verstärkten, und ein neues Geschlecht bildeten, das man nicht durch Traktaten zu Sklaven machen könnte. Wir wollen jetzt lauter geschickte, arbeitssame und mäßige Leute, die viel gewinnen und wenig verzehren müssen. Diese suchen wir zu erzielen, und auch dahin könnte sich die Abrichtung erstrecken, wenn jedes Städtchen seine Polizei darnach anlegte, und solche auf seinen eignen Zweck richtete.

In allen unsern jetzigen Verfassungen liegt der Fehler, daß ein Nachbar sich um die Aufzucht des andern nicht weiter bekümmert, als es die Neugierde erfordert. Was geht es mich an? was geht es dich an? heißt es, wenn einer den andern auf liederlichen Wegen

antrifft. Man fürchtet nur den Fiskus, und was dieser nicht sieht, das wird auch nicht gerügt. Keiner will Anbringer sein, und die Strafen werden als ein Zoll betrachtet, den man öffentlich verfahren kann, ohne von seinen Nachbarn verrathen zu werden. Mit einer solchen Denkungsart werden wir nie arbeitssame, fleißige und mäßige Bürger ziehen.

Ich erinnere mich einer kleinen Kolonie in Pennsylvanien, die sich vom Spinnen und Weben ernährte. Alle ihre Kinder gingen mit bloßen Köpfen und Füßen, mit einem kurzen Ueberzuge gekleidet. Im siebenten Jahre erhielten sie eine bessere Art von Kleidung, wenn sie bei einer angestellten öffentlichen Prüfung die ihnen vorgeschriebene Stücke Garn spinnen konnten. Diejenigen, so dieses nicht konnten, durften ihren Ueberzug nicht ablegen, und mußten ihn so lange tragen, bis sie diese Geschicklichkeit erlangt hatten. Wer zugleich in diesem Jahre fertig lesen konnte, wurde zu gewissen für die Jugend eingefesteten Spielen zugelassen. Das Recht Strümpfe zu tragen erwarb man sich, sobald man solche selbst knüpfen konnte, und zur Heirat wurden keine gelassen, als diejenigen, so den Preis im Weben davon getragen hatten. Im ganzen Städtchen wurde auf einen Glockenschlag und nur einerlei schlechte Kost gegessen. Diese war auf jeden Tag vorgeschrieben; ebenso auch die Kleidung. Der Krämer durfte nichts anders feil haben und verkaufen, als was zu genießen oder zu tragen erlaubt war, und die Aufsicht hierauf war sehr scharf.

Um aber so viele Strenge zu versüßen, mußte jeden Sonnabend auf den Glockenschlag zwölf alle Arbeit aufhören, und nun versammelte man sich zu einem öffentlichen Feste. Hier ward Wein, und Kaffee und Braten nach Gefallen genossen; doch hatte man wenige Beispiele, daß Jemand diese Erlaubniß unter den Augen des Publikums mißbraucht hätte. Die Jugend hatte ihre Tänze und Spiele und die Alten spielten auch, oder genossen ihre vorigen Zeiten in dem frohen Aublick ihrer gesunden und raschen Kinder. Die ganze Woche freute sich ein jeder auf diesen Tag, und als seinen schwarzen Regenbrei mit Vergnügen, weil er schon den Sonnabendsbraten im Kopfe hatte. Die Versuchung, heimlich Kaffee zu trinken, verführte die Weiber nicht, weil sie ihr Gelüstchen alle Woche einmal völlig stillen konnten; und wo sie es dennoch thaten; oder wo der Mann zu Hause etwas Verbotenes genossen hatte, da hieß es am Sonnabend: Der oder die ist krank. Demu den Kranken war nichts vorgeschrieben; nur durften diejenigen, so an einem Tage in der Woche sich des Privilegiums der Kranken bedient hatten, am Sonnabend nicht gesund sein, und bei den Lustbarkeiten erscheinen.

In allen Verbrechen dieser Art hatte ein jeder auf das Heiligste gelobt, des andern Anbringer zu sein. Der Mann konnte seine

Frau mit lachendem Munde angeben, und sagen: sie wäre krank, so ein Freund den andern, und das ohne Beweis, so lange er nicht kam und ihn forderte. Inägemein schämte sich aber der Kranke und blieb traurig zu Hause. Wer aber ein ganzes Jahr krank war, wurde für unheilbar erklärt, und als ein Aussätziger gemieden. Bei höhern Verbrechen aber, als z. B. wenn Jemand ein Stück Garn verkauft hatte, wurde mehrere Form beobachtet, und der überwiesene Thäter vor dem Versammlungshause mit einem Stücke Garn um den Hals eine Stunde lang zur schimpflichen Schau gestellt.

Diese Art zu denken und zu handeln war mit Hilfe der Erziehung zu einer solchen Stärke gediehen, daß sie ihre völlige Wirkung that, und es ist unglaublich, wie sehr die zugelassene öffentliche Lustbarkeit die heimliche Schwelgerei verhinderte, und das Strenge milderte, was in der täglichen schlechten Kost und der regelmäßigen Kleidung herrschte. Die Einwohner genossen unendlich mehrere Freuden, als diejenigen, die sich solche durch täglichen Genuß unschmackhaft machen, und die Linnenweber-Lieder klangen heller als alle unsre Opernarien.

Dergleichen kleine Einrichtungen lassen sich im Großen gar nicht machen. Sie sind bloß das glückliche Spiel kleiner Städte oder Kotterien; und so sollte eine Landesobrigkeit diesen Geist zu erwecken, und durch dienliche Begünstigungen oder Belohnungen zu befördern suchen. Vielleicht hätten wir denn auch unsere Solonen und Lykurgien. Wir sehen täglich, was für große Dinge Zünfte, Gesellschaften, Brüderschaften und dergleichen Verbindungen schaffen können. Was kann uns also abhalten, die Menschen mit diesem Faden zu ihrem Besten zu leiten? Wie angenehm würde es nicht für Reisende sein, auf jeder Station gleichsam eine besondere Art von Menschen zu sehen? und in jedem Hafen ein neues Otaheiti zu finden? wie viele Philosophen würden nicht reisen, um das mannigfaltige Kunstwerk, den Menschen, zu sehen?

Der Geringe bleibt doch immer ein Sklave des Mächtigen.

Es kam neulich in einem Lande, worin viel Leinsamen gezogen wird, die Frage vor: ob es nicht rathsam sein würde, die Ausfuhr desselben zu verbieten, um den Vortheil des Flachsbau, welchen sonst nur die Nachbarn ziehen würden, selbst zu behalten. Der eine Kammerrath sagte, es würde besser sein, die Ausfuhr des Samens,

weil man dessen mehr hätte als im Lande erfordert würde, frei zu lassen, und dagegen die Ausfuhr des Flachses zu verbieten, um die inländischen Spinnereien emporzubringen. Der andre meinte, es würde nicht genug sein, wenn man den Nachbarn das Garn zukommen lasse, um diesen den Vortheil des Webens zu gönnen. Man müsse daher auch, um die einheimische Linnen- und Bandweberei emporzubringen, die Ausfuhr des Garns verbieten, oder doch wenigstens vorher das Bleicherlohn daran verdienen. Der dritte behauptete, die Sache wäre damit noch nicht abgethan, sondern man müsse auch die Ausfuhr des Linnens nicht gestatten, indem die Nachbarn immer noch zu viel daran gewöhnen, wenn sie davon allerhand Sachen anfertigen und diese hernach verkaufen; man thue besser, das Handlohn, was dabei gewonnen würde, im Lande verdienen zu lassen, und das Linnen nicht anders als in fertigen Hemden, Betttüchern u. dgl. hinauszugehen zu lassen. Der vierte befürchtete, die Lumpen würden zu theuer werden und vielleicht gar nicht mehr zu haben sein, woher ein Mangel an einheimischem Papier entstehen werde, wenn man den Vertrieb des Linnens in fremde Länder zu sehr beförderte. Endlich nahm der Kammerdirektor das Wort und sagte, er erinnere sich, daß der Ritter Mengs einmal durch seine Malerei vier Ellen Linnen auf den Werth von 10,000 Dukaten gebracht habe. Das Beste werde also sein, alles Linnen im Lande zu behalten und ein Hundert Mengse kommen zu lassen, um es auf gleiche Weise zu veredeln.

Also sollte jeder Gelehrte ein Handwerk lernen.

Die Italiener sprechen mit solchem Geschmack und mit einer so bedächtlichen Miene von der großen Kunst, nichts zu thun, und wie nöthig solche besonders jedem mit ganzer Seele arbeitenden Menschen sei, daß ich meine wenige Übung in derselben mehrmals beklagt habe. Wahrscheinlich ist es, wo nicht richtig, daß eine beständige Anstrengung der Seele, und zwar eine beständige Anstrengung derselben nach einer gewissen jedem Menschen eigenen Lieblingsseite, zuletzt eine Art von üblem Hange nach sich ziehen müsse; und es ist vielleicht ein Hauptzug in dem Nationalcharakter der deutschen Gelehrten, daß sie durch ihre große Unerfahrenheit in der Kunst nichts zu thun, und durch die immer gleiche Spannung ihrer Seele nach einer bestimmten Seite, zuletzt ganz einseitig, oder welches einerlei ist, Pedanten werden. Man sieht es ihnen ebenso gut an, daß sie Gelehrte sind, wie man es einem Handwerker ansieht,

daß er lange mit untergeschlagenen Beinen auf dem Tische gefessen habe. Sie zeigen sich links oder rechts, nachdem der Gang ihrer Seele auf diese oder jene Seite gewöhnt ist. Gleichwohl sollte die wahre Gesundheit der Seele und des Körpers darin bestehen, daß ihre beiderseitigen Kräfte ein gewisses Ebenmaß, und zu allem in den ordentlichen Beruf eines jeden Menschen einschlagenden Geschäften, eine gleich vollkommene Fähigkeit behielten.

Ein Philosoph, mit welchem ich mich einstmals hierüber unterredete, wandte mir zwar ein, daß eben dieser dem Anschein nach fehlerhafte Gang notwendig zu einem großen Manne erfordert würde: und daß derselbe, wenn er stark und lebhaft würde, den glücklichen Namen des Enthusiasmus verdiente; er sagte ferner, daß von hundert Menschen immer einer ein Märtyrer seiner Kunst werden müßte, um die übrigen so vielmehr aufzuklären, und daß die Italiener ebenso gut Bedanten in der Musik und Malerei hätten, wie wir Deutschen in andern Wissenschaften, nur wären wir nach dem Unterschiede unserer Gegenstände traurige und ernsthafte, die Italiener aber lustige Bedanten.

Aber wenn ich ihm gleich hierin nicht völlig Unrecht geben konnte: so schien mir doch immer die Kunst, nichts zu thun und die Seele dann und wann von ihrem starken Gange auf die entgegengesetzte Seite zu wenden, eine beneidenswerthe Kunst. Ruhe und Schlaf thun zwar zu dieser Absicht etwas; aber sie reichen nicht hin, und der Schlummer eines Gelehrten ist so erquickend nicht, wie der Schlaf eines Tagelöhners. Ruht er mit dem Körper ohne zu schlafen, so verfolgen ihn seine Gedanken, und diese greifen ihn oft stärker an, als Lesen und Schreiben. Für ihn ist also keine solche Ruhe, wie für andre, die mit ihrem Körper arbeiten, und wenn sie sich auf einen weichen Polster oder auch nur auf einen Stein setzen, einer nöthigen Erholung genießen.

Ich hörte einmal, daß eine Braut ihren Geliebten einen verliebten Bedanten nannte, weil er von nichts als Liebe sprach, und außer ihr nichts sah und nichts hörte. Aber wie fange ich es an, antwortete er, um nur einen Augenblick nicht zu lieben? Dieses schien mir mit der Frage eines Gelehrten, wie fange ich es an, um nichts zu thun, so sehr übereinzukommen, daß ich recht aufmerksam darauf wurde, was sie ihm auf seine Frage erwidern würde. Allein die Schöne zog sich mit einer Wendung heraus, und lenkte auf den Vorwurf ein, wie die Zeit bald kommen dürfte, worin er mehr als eine Antwort auf seine Frage finden würde. Diese Zeit kommt aber beiden Gelehrten nicht, ihr Gang nimmt vielmehr mit der Gewohnheit und dem Alter zu, und ihre Ungeschicklichkeit, sich auf andere Art zu vergnügen, macht ihnen ihre Fehler zum Bedürfnis.

Die Kunst nichts zu thun, mag indessen auf zweierlei Art ausgeübt werden, als einmal auf diese, daß man wirklich die Seele völlig ruhen läßt, und sich in dem Launewinkel (bonndoir) einschließt; und dann auch auf diese, daß man sich entweder in Gesellschaften oder auch durch eine körperliche Bewegung zerstreut, wobei die Seele feiern kann. Die erste Art ist, meiner Meinung nach, die schwerste; denn der Mathematiker wird auch im Launewinkel das Rechnen nicht lassen, und die andere hat die Erfahrung nicht für sich, indem die meisten jedes Vergnügens, was ihrer Hauptneigung keine Nahrung bietet, ungeschmackt finden. Wie manchen Gelehrten sieht man in Gesellschaften vor langer Weile erblassen, und wenn er solche verläßt, gleich einem befreiten Sklaven seinen Büchern zusliegen?

Indessen erkennt man es doch immer für theoretisch richtig, daß es ein Glück für die Gesundheit der würdigsten Männer sein würde, wenn sie einige Stunden des Tages mit Nichts zubringen könnten. Dieses Nichts ist aber nur relativ; und für einen Gelehrten ist Holzsägen Nichtsthun; sowie umgekehrt für einen Holzhacker das Denken eine Erholung ist. Ein solches Glück könnte man ihm verschaffen, wenn wir die Erziehung junger Gelehrter dahin einrichteten, daß jeden zugleich die Fähigkeit zu einer körperlichen Beschäftigung, und mit dieser auch die Neigung dazu beigebracht würde. Eine jede Kunst, worin man es zu einiger Geschicklichkeit gebracht hat, hat ihre Neigung; und eine solche Neigung allein ist vermögend, den einseitigen Menschen auf die andre Seite zurück zu ziehen.

Der allgemeine Grund der immer mehr und mehr überhand nehmenden Hypochondrie liegt wahrscheinlich darin, daß wir nicht in dem Schweiß unsers Angesichts unser Brod erwerben. Wenn man sieht, wie viel ein Tagelöhner Schweiß vergießt, und wie wenig Nahrung er dagegen genießt, so fällt einem leicht die Frage ein, wie ein stillstehender Mann bei wenigem Schweiß und stärkerer Nahrung gesund sein könne? Die Einrichtung unsers Körpers beweist, daß der Geist aller Nahrung in die Höhe, und die Hosen nach unten gehen sollen; es ist offenbar, daß der Nahrungsgeist im Steigen immer mehr und mehr geläutert, und bloß das lauterste oder das rectificatissimum dem Gehirn zu statten kommen soll. Diese stufenweise Läuterung erfolgt aber bloß durch eine angemessene körperliche Arbeit. Und wie kann da, wo man immer auf dem Stuhle verdauet, und durch eine starke Anstrengung der Seele die rohen Säfte nach dem Gehirn zieht, diese Läuterung gehörig geschehen?

Zu gehen, um zu gehen, zu reiten, um zu reiten, ist kein Mittel, was einen einseitigen Mann zurecht bringt. Die Noth wird ihm jenes zwar eine Zeitlang empfehlen, der üble Gang zu einer gewohnten und zum Bedürfnis gewordenen Arbeit ihn aber bald wieder zurückziehen. Hat er aber irgend eine körperliche Arbeit lieb

gewonnen; und dieses wird allemal der Fall sein, wenn er es darin zu einiger Vollkommenheit gebracht hat: so bewegt er sich nicht bloß, um sich zu bewegen, sondern um zu arbeiten, und zwar an einer angenehmen Sache, die ihre Reizungen dem üblen Gange mächtig entgegensetzt, und ihn dauerhaft an sich zieht. Die Gelehrten des vorigen Jahrhunderts hatten noch Ackerbau, aber in diesem hat die Schreiberei so überhand genommen, daß sie von dem Morgen bis an den Abend wie angeschmiedet auf einer Stelle sitzen, und mit der Feder rudern müssen.

Was kann also für die künftige Nachkommenschaft heilsamer und nöthiger sein, als allen Kindern, die wir zum Studiren verdammen, zugleich eine Kunst, welche eine körperliche Übung erfordert, lernen zu lassen, und ihnen dadurch früh eine Neigung zu dem einzigen Mittel, ihre Gesundheit zu erhalten, beizubringen?

An einen jungen Dichter.

O! Ihre Lieder sind schön, mein Freund, und bezaubernd, wenn Sie wollen. Aber darf ich nun auch wohl fragen, wozu es eigentlich dienen sollte, die Reizungen der Liebe noch reizender zu malen, und den Geschmack für den Wein noch mehr zu schärfen? Haben Liebe und Wein nicht schon ihre natürlichen Reizungen für unsere Bedürfnisse, und ist es rathsam, das Gewicht, was schon auf dieser Seite den Ausschlag gibt, noch zu vermehren?

Ja, wenn die Andacht jeden Kuß zur Todsünde gemacht hätte, wenn das schöne Geschlecht sich weigerte, die Mühseligkeiten und Gefahren des Ehestandes zu tragen, oder wenn die Männer sich in die Einsamkeit begäben, Wein und Liebe flöhen, oder wenn gar der Staat Gefahr ließe, auszusterben, dann wäre es freilich Zeit, jenen Gegenständen alle nur mögliche Reizungen zu leihen, und in jeden Kuß eine neue Flamme zu fügen. Aber so geht nur alles darauf hinaus, einem dasjenige, was man ohnehin nur gar zu sehr sucht, noch süßer zu machen, und den Menschen immer mehr und mehr von andern Beschäftigungen abzuziehen. Man stört die Oekonomie der Natur, welche die Arbeit sauer, und das Vergnügen süß gemacht hat, um die ersten durch das andere zu befördern, nicht aber, um sich dem letztern zu sehr zu überlassen.

Was würde man sagen, wenn Jemand die Ehre auf diese Art behandelte? Wenn man von nichts, als von dem hohen Vergnügen zu gebieten, und der Beherrscher vieler Tausenden zu sein, jänge, und damit den Stolz nur noch stolzer machte? Und doch ist die

Ehre in unsern heutigen Verfassungen noch fast das kräftigste Mittel, den Menschen zu edlen Thaten und kühnen Aufopferungen zu bringen. Die Ehre hat dabei über die Liebe noch den Vorzug, daß sie bloß durch edle Handlungen erworben und erhalten werden kann; man hat einmal die Anlage so gemacht, daß keiner sich solche erwerben kann, ohne sich ihrer würdig zu machen; und der Adel selbst fühlt die Pflicht, seine angeborenen Rechte durch neue Verdienste aufrecht zu erhalten. Gleichwohl wird von den Süßigkeiten derselben nur wenig gesungen, und unsere mehrsten Dichter scheinen sich eine Freude daraus zu machen, den Genuß der Ehre, so viel sie können, herab zu setzen.

Keiner schildert mehr das Vergnügen, viele Reichthümer zu besitzen und seine Schätze zu überrechnen. Und doch sollte dieses zu unsern Zeiten, worin man die Verschwendung so sehr liebt, vorzüglich reizend gemalt werden. Die Dichter sollten es sich zur Hauptpflicht machen, von nichts als dem Glücke zu singen, ein großes unverschuldetes Eigenthum zu besitzen. Aber so denken sie, zu dieser unedlen Empfindung sinkt der Mensch von selbst herab, und es ist nicht nöthig, ihm eine edle Hülfe zu geben; gleich als wenn Liebe und Wein minder lockten. Nur selten preisen sie noch das Glück eines freien Mannes, der von seinem Stammgute weder Zinsen zu zahlen noch Ritterdienste zu leisten hat, was uns Horaz so schön besingt.

Freilich kann es auch die Politik erfordern, die Liebe als das größte Glück zu schildern, und der Ehre oder den Reichthümern nur den untersten Platz anzuweisen. Dieses war der Fall der Griechen, welche die Gleichheit unter ihren Bürgern erhalten, und so wenig die Ehrbegierde, als die Sucht nach Reichthümern vermehren, sondern Helden durch Kränze, von schönen Händen gewunden, ziehen wollten. Aber was hier der Patriotismus erforderte, das fordert er in unsern Verfassungen nicht; und der Dichter, der bei uns von Liebe und Wein singt, arbeitet nicht nach einem so großen Ziele. Wenn aber die Größe der Wirkung den Werth der Handlung entscheidet: so hat die seinige bei weitem den Werth nicht, den sie bei den Griechen hatte.

Sehen Sie nur einmal selbst den Werth an, welchen unsere Nation zu ihrer Ehre auf die Gedichte legt, die Tugend und Religion befördern. Die Kritik hat es einige Mal gewagt, darin Fehler aufzufuchen, und sie hat vielleicht in manchen Stücken Recht gehabt. Allein es hat ihnen nichts geschadet; man hat ihren großen Nutzen erkannt, und diejenigen verachtet, welche sich Mühe gaben, Fehler in den Verzerrungen zu finden. Der Nutzen, den die Dichtkunst bringt, und der Vortheil, welchen die menschliche Glückseligkeit davon zieht, ist also zu jeder Zeit das Maß gewesen,

wonach man ihren Werth bestimmt hat, und das Kriegerlied hat bei einer kriegerischen Nation so viel gegolten, als ein Liebeslied, wie das letztere noch dazu diente, Helden zu erwecken.

Ich erinnere mich hier eines jungen Neubauers, der ein Moor abrodnete, und eine Menge von alten Wurzeln im Schweiß seines Angesichts ausrodete. Schon oft war er in der Versuchung gewesen, dem Heer seines Königs zu folgen, und diese seine Unternehmung zu verlassen. Ermüdet von der Arbeit, saß er manchen Abend auf der ausgerodeten Wurzel eines alten Eichenstammes, auf seinen Spaten gelehnt, und dachte über sein Schicksal nach. Aber wenn er nun zu Hause kam, so fand er sein gutes Weib, welche ihn mit offenen Armen, und an einem wohlbereiteten Tisch erwartete. Sie brachte ihm frisches Wasser zum Waschen, setzte ihm den Stuhl, reichte ihm seinen Becher, und legte ihm den besten Bissen vor. Dann lächelte ihm sein Erstgeborener Borne in die Seele, und er segnete ihn und sein Weib, die ihn so glücklich machten. Jede Mühseligkeit des Tages verlor sich bei diesem süßen Genuß, und er eilte des andern Morgens mit neuem Muth zur Arbeit, um sich wiederum einen solchen Abend zu verschaffen. Mit Entzücken überfah er dann, so oft er ausruhte, den Platz, welchen er bereits gewonnen und urbar gemacht hatte, überschlug die Frucht, die er darauf ziehen würde, wählte den Platz, wo seines Weibes Leibzucht stehen sollte, maß mit seinen Augen den Garten, den er dazu nach der Mittagsseite bestimmte, grub den Graben um ihre Wieße tiefer aus, und hoffte, er würde auch Fische halten können. Und das immer mit Erinnerung der Freude, die er seinem guten Weibe und ihren Kindern verschaffen würde.

Wenn ich mir eine ganze Kolonie von Neubauern auf diese Art gedanke: so würde ich ihr einen Dichter wünschen, der das Glück, von einem solchen Weibe empfangen, geliebt und erquickt zu werden, mit allen Reizungen malte, und dadurch nicht allein die Männer zum fernern Ausroden ermunterte, sondern ihnen auch ihre Belohnung fühlbarer machte. Allein die Reizungen der Liebe und des Weins für ein verübtes Volk zu singen, ist ganz etwas anderes. Der sanfteste Trieb, den Gott dem Menschen gab, wird dadurch abgewürdigt, daß man ihn zu mindern und unedlen Zwecken braucht; und der Dichter, der dieses thut, kann das Lob und den Beifall nicht fordern, den er sich auf die Rechnung seiner glücklichen Erfindungen und Wendungen verspricht. Ich ziehe ihm wahrlich die alten Reim-Chroniken vor, die zu meiner Zeit, wo man nicht gewohnt war, alles zu Buche zu setzen, edle Thaten im Gedächtniß zu erhalten suchten. Ihr Zweck war wenigstens größer. Man lernt aus ihnen, und vergißt darüber den Mangel des dichterischen Schmucks.

Schreiben einer alten Ehefrau an eine junge Empfindsame.

Sie thun Ihrem Manne Unrecht, liebes Kind, wenn Sie von ihm glauben, daß er Sie jetzt weniger liebt, als vorher. Er ist ein feuriger, thätiger Mann, der Arbeit und Mühe liebt, und darin sein Vergnügen findet; und so lange wie seine Liebe gegen Sie ihm Arbeit und Mühe machte, war er ganz damit beschäftigt. Wie aber dieses natürlicher Weise aufgehört hat: so hat sich Ihr beiderseitiger Zustand, aber keineswegs seine Liebe, wie Sie es nehmen, verändert.

Eine Liebe, die erobern will, und eine, die erobert hat, sind zwei ganz unterschiedene Leidenschaften. Jene spannt alle Kräfte des Helden; sie läßt ihn fürchten, hoffen und wünschen; sie führt ihn endlich von Triumph zu Triumph, und jeder Fuß breit, den sie ihm gewinnen läßt, wird ein Königreich. Damit unterhält und ernährt sie die ganze Thätigkeit des Mannes, der sich ihr überläßt; aber das kann diese nicht. Der glücklich gewordene Ehemann kann sich nicht wie der Liebhaber zeigen; er hat nicht wie dieser zu fürchten, zu hoffen und zu wünschen; er hat nicht mehr die süße Mühe mit seinen Triumpfen, die er vorhin hatte, und was er einmal gewonnen hat, wird für ihn keine neue Eroberung.

Diesen ganz natürlichen Unterschied, liebes Kind! müssen Sie sich nur merken: so wird Ihnen die ganze Aufführung Ihres Mannes, der jetzt mehr Vergnügen in Geschäften als an Ihrer grünen Seite findet, gar nicht widrig vorkommen. Nicht wahr, Sie wünschten noch wohl, daß er wie vormalig mit Ihnen einsam auf der Rasenbank vor der Grotte sitzen, Ihnen in das blaue Aengelschen sehen, und um einen Kuß auf Ihre schöne Hand, knien sollte? Sie wünschten noch wohl, daß er Ihnen das Glück der Liebe, was der Geliebte so schlan und zärtlich schildern kann, immer mit kräftigeren Farben malen, und Sie von einer Entzückung zur andern führen möchte? — Meine Wünsche gingen wenigstens in dem ersten Jahre, da ich meinen Mann geheiratet hatte, auf nichts weniger als dieses. Allein es geht nicht; der beste Mann ist auch der thätigste Mann; und wo die Liebe aufhört, Arbeit und Mühe zu erfordern — wo jeder Triumph nur eine Wiederholung des vorigen ist — wo der Gewinnst sowohl an seinem Werthe als an seiner Neuheit verloren hat: da verliert auch jeder Trieb der Thätigkeit seine gehörige Nahrung, und wendet sich von selbst dahin, wo er diese besser findet. Der weiseste Mann geht auf neue Entdeckungen aus, und sieht das Entdeckte nur mit Dankbarkeit an. Es gehört zum Wesen unsrer Seele, daß sie immer beschäftigt sein und immer weiter will; und wenn unsre Männer von der Vernunft auf diesem

Wege in den Geschäften ihres Berufs wohl geführt werden: so dürfen wir nicht darüber schmollen, daß sie sich nicht so oft als ehemals mit uns am Silberbache oder unter Luisens Buche unterhalten. Anfangs kam es mir auch hart vor, eine solche Veränderung zu ertragen. Aber mein Mann erklärte sich darüber ganz aufrichtig gegen mich. Die Freude, womit du mich empfängst, sagte er, verbirgt deinen Gram nicht, und dein trübes Auge zwingt sich vergeblich, heiter zu sein; ich sehe, was du willst: ich soll mit dir wie zuvor auf der Rasenbank sitzen, immer an deiner Seite hängen, und von deinem Odem leben; aber dies ist mir unmöglich. Mit Lebensgefahr wollte ich dich noch auf einer Strickleiter vom Glockenthurm heruntertragen, wenn ich dich nicht anders zu bekommen wüßte; aber nun, da ich dich einmal in meinen Armen fest habe, da alle Gefahren überwunden und alle Hindernisse besiegt sind: nun findet meine Leidenschaft von dieser Seite ihre vorige Befriedigung nicht. Was meiner Eigenliebe einmal geopfert ist, hört auf ein Opfer zu sein; die Erfindungs-, Entdeckungs- und Eroberungssucht, die jedem Menschen angeboren ist, fordert eine neue Laufbahn. Ehe ich dich hatte, brauchte ich alle Tugenden zu Stufen, um an dich zu reichen; nun aber, da ich dich habe, setze ich dich oben darauf, und du bist nun bis dahin die oberste Stufe, von welcher ich weiter schaue.

So wenig mir auch der Glockenthurm, und daß ich die Ehre haben sollte, der höchste Fußschemel meines Mannes zu sein, gefiel: so begriff ich doch endlich mit der Zeit, und nachdem ich dem Laufe der menschlichen Handlungen weiter nachgedacht hatte, daß es nicht anders sein könnte. Ich wandte auch meine Thätigkeit, die vielleicht mit der Zeit auf der Rasenbank Langerweile gefunden haben würde, auf die zu meinem Berufe gehörigen häuslichen Geschäfte; und wann wir dann beide uns tapfer getummelt hatten, und uns am Abend einander erzählen konnten, was er auf dem Felde und ich im Hause oder im Garten gemacht hatte: so waren wir oft froher und vergnügter, als alle liebevollen Seelen in der Welt. Und was das Glücklichsste dabei ist: so hat dieses Vergnügen uns auch nach unserm dreißigjährigen Ehestande nicht verlassen. Wir sprechen noch eben so lebhaft von unserm Hauswesen, als wir immer gethan haben; ich habe meines Mannes Geschmack kennen gelernt, und erzähle ihm sowohl aus politischen als gelehrten Zeitungen, was ihm behagt; ich verschreibe ihm das Buch, und lege es ihm gebunden hin, was er lesen soll; ich führe die Korrespondenz mit unsern verheirateten Kindern, und erreue ihn oft mit guten Nachrichten von ihnen und unsern kleinen Enkeln. Was zu seinem Rechnungswesen gehört, verstehe ich so gut, als er, und erleichtere ihm dasselbe damit, daß ich ihm alle Belege vom ganzen Jahre, die durch meine Hände gehen, zur Hand und Ordnung halte; zur Noth mache ich auch

einen Bericht an die hochpreisliche Kammer, und meine Hand paratirt so gut in unserm Kassenbuche, als die seinige: wir sind an einerlei Ordnung gewöhnt, kennen den Geist unserer Geschäfte und Pflichten, und haben in unsern Unternehmungen einerlei Vorsicht und einerlei Regeln.

Dieses würde aber wahrlich der Erfolg nie gewesen sein, wenn wir im Ehestande, so wie vorhin, die Rolle der zärtlich Liebenden gespielt, und unsre Thätigkeit mit Versicherung unsrer gegenseitigen Liebe erschöpft hätten. Wir würden dann vielleicht jetzt einander mit Langerweile anschauen, die Grotte zu feucht, die Abendluft zu kühl, den Mittag zu heiß, und den Morgen unlustig finden. Wir würden uns nach Gesellschaften sehnen, die, wenn sie kämen, sich bei uns nicht gefielen, und mit Schmerzen die Stunde zum Aufbruche erwarteten, oder wenn wir sie suchten, uns wieder fortwünschten. Wir würden, zu Tändeleien verwöhnt, noch immer mit Tändeln und Freuden bewohnen wollen, die wir nicht genießen könnten; oder unsre Zuflucht zum Spieltische, als dem letzten Orte, wo die Alten mit den Jungen figuriren können, nehmen müssen.

Wollen Sie sich nicht einst in diesen Fall versetzen, liebes Kind! so folgen Sie meinem Beispiele und quälen sich und Ihren rechtschaffenen Mann nicht mit übertriebenen Forderungen. Glauben Sie aber auch indessen nicht, daß ich mich so ganz dem Vergnügen, den meinigen zu meinen Füßen zu sehen, entzogen hätte. O hiezu findet sich weit eher Gelegenheit, wenn man sie nicht sucht, und sich zu entfernen scheint, als wenn man sich allemal, und so oft es dem Herrn beliebt, auf der Rasenbank finden läßt. Noch jetzt singe ich unterweilen meinen kleinen Enkeln, wenn sie bei mir sind, ein Liedchen vor, was ihn zur Zeit, als seine Liebe noch mit allen Hindernissen zu kämpfen hatte, in Entzückung setzte; und wenn dann die Kleinen rufen: Ancora! Ancora! Großmama — er aber die Augen voll Freudenthränen hat: so frage ich ihn wohl noch einmal, ob es ihm jetzt nicht zu gefährlich schiene, mich auf der Strickleiter vom Kirchturme zu holen? Aber dann ruft er eben so heftig wie die Kleinen: O! Ancora, Großmama, Ancora!

Nachschrift. Noch eins, mein Kind! habe ich vergessen. Wie es mir vorkommt: so verlassen Sie sich lediglich auf Ihre gute Sache und Ihr gutes Herz, vielleicht auch wohl ein bißchen auf Ihre schönen blauen Augen, und spintistiren gar nicht darauf, Ihren Mann von neuem an sich zu ziehen. Mich dünkt, Sie sind zu Hause gerade so, wie vor acht Tagen in der Gesellschaft bei unserm ehrbaren G. . . ., wo ich euch so stille und fleiß antraf, als wenn ihr nur zusammen gekommen wäret, um euch Langerweile zu machen. Merkten Sie aber nicht, wie bald ich die ganze Gesellschaft in Beive-

gung brachte? Dem alten mürrischen Kammerrath sagte ich: er hätte doch lezt hin Recht gehabt, daß man den Abfall der Steintohlen nicht, wie es im Dictionnaire encyclopédique stünde, zum Dünger nutzen könnte, ich hätte es auf allerlei Weise damit versuchen lassen — und flugs ward er so heiter und beredt, wie ein Gelehrter, der Recht behalten hat. Zu dem in sich selbst vertieften Kriegsrath . . . sprach ich: seine Prophezeiung, daß Clinton Charlestown erobern würde, wäre eingetroffen. Und nun kam einmal nach dem andern: das hätte er so gewiß gewußt, daß er seinen Kopf darauf verwetten wollen; worauf sich alles, was Odem hatte, gegen ihn rührte. Indem jeder hiebei seine politischen Einsichten austramte, sagte ich meinem Nachbar, dem jungen M . . . einen Vers in's Ohr, welchen er ehemals gemacht hat:

Und ihre Flügel wurden groß,
Singen Wind, und machten
Ein Geschwirre durch das Land,
Daß man kaum sein eignes Wort verstand.

Und zugleich langte ich vor ihm vorbei, um die neue Uhr mit Brillanten zu besetzen, welche seine Nachbarin auf der andern Seite zum erstenmale angelegt hatte. Die Kriegsräthin fragte ich, wo sie ihren allerliebsten neuen Wagen hätte machen lassen; und um der Kammerräthin zugleich ein Kompliment zu machen, küßte ich ihren niedlichen kleinen Jungen. Damit fing auch der übrige Theil der Gesellschaft an, sich etwas froher zu fühlen, und unsre Flügel wurden auch groß, so daß wir scherzend und tanzend zu Tische und wieder davon gingen.

Wie ich es hier in der Gesellschaft machte: so mache ich es auch täglich zu Hause. So wie ich des Morgens aufstehe, schaffe ich mir ein heiteres Auge, welches ich mir immer verschaffen kann, wenn ich nur frisches und reines Zeug überwerfe; und habe allemal einen Scherz oder eine kleine Schmeichelei für meinen Mann in Bereitschaft; sollte sie auch nur darin bestehen, daß er gestern Abend recht prophezeit habe, wie es diesen Morgen regnen würde. Er muß es immer vorher gewußt haben, was in der Haushaltungsbestellung gerathen würde oder nicht; er ist es immer, den der Erfolg rechtfertigt, wenn wir neues Gesinde bekommen haben, das nach seinen physiognomischen Einsichten gut oder schlecht einschlagen sollte; wäre ich ihm gefolgt, so wären wir unser Korn zu einem bessern Preise los geworden, und wir wären besser mit dem Klaver, als mit der Esparjette gefahren — das weiß ich ihm alles so gut einzubrockeln, daß er die Kunst nicht merkt, und wenn er sie auch durchschimmern sieht, mir den Dank für meine Mühe, ein zufriedenes Wort, nicht versagt.

Damit ist der Tag angefangen: wir scheiden dann gemeinlich aus einander, und des Mittags habe ich was Neues. Wir haben

uns froh verlassen und sehen uns froh wieder. Einen kleinen Enkel von drei Jahren, den wir bei uns haben, setze ich ihm an die Seite, das ist dann seine Puppe, damit muß er spielen. Macht das Kind etwas, das ihm gefällt: so sage ich ihm, es sei der leibliche Großpapa. Ist der Wein nicht gut: so bewundere ich seinen feinen Geschmack, und lasse ihn glauben, er sei aus einem neuen Fasse; findet er die Felderdbeeren wohlschmeckender, als diejenigen, so ich ihm aus dem Garten vorgesetzt habe: so habe ich auf einem Rebentische auch von jenen für ihn in Bereitschaft. Schmeckt ihm das Wasser vorzüglich: so ist es aus der Quelle am Berge, die er selbst hat öffnen lassen; und so mag er loben oder tadeln, ich mache ihm gleich ein Ragout daraus nach seinem Geschmacke.

Das geht nun freilich so nicht, wenn man immer den Mann gehen läßt, bis er von selbst kommt, ihn nie anhält, oder wohl gar vor ihm mit einem langen Zuge von Verdruß im Gesicht erscheint. Aber es ist doch auch so schwer nicht, mein liebes Kind! wie Sie glauben, einen Mann auf jene Art so zu regieren, daß er noch immer einigermaßen Liebhaber bleibt. Ich bin nur eine alte Frau; aber Sie können noch was Sie wollen; ein Wort von Ihnen, zur rechten Zeit, thut gewiß seine Wirkung. Was brauchen Sie eben die leidende Tugend zu spielen? Die Seufzer einer Frau sind gut zum Verschonen, aber nicht zum Anholen; die Thräne des liebenden Mädchens, sagt ein altes Buch, steht wie der Thau auf der Rose; aber die auf den Wangen einer Frau, ist für den Mann ein Tropfen Gift, den er um alles in der Welt nicht verschlucken möchte. Stellen Sie sich nur immer freudig und hehr, so wird es der Mann auch werden, und wenn er es geworden ist, werden Sie es auch von Herzen werden.

Die Kunst, so dazu gehört, ist so groß nicht. Nichts schmeichelt einem Manne mehr, als die Freude seiner Frau; er sieht sich immer stolz als den Urheber derselben an. So bald Sie aber recht freudig sind, so werden Sie auch lebhaft und aufmerksam werden; jeder Augenblick wird Ihnen eine Gelegenheit geben, ein gefälliges Wort anzubringen; und Sie werden bald darin so geläufig werden, daß Sie nicht nöthig haben, Ihren Verstand in große Unkosten zu setzen. Zuerst erfordert es freilich ein kleines Studium, und ich erinnere mich noch, wenn ich vordem in Gesellschaft ging, daß ich vorher die Charakter aller Personen, welche darin erscheinen würden, mühsam überdachte: um dasjenige ausfindig zu machen, was ich einer jeden Passendes und Angenehmes sagen wollte. Aber es gibt sich doch bald, und zuletzt wird es einem so mechanisch, wie den großen Herren bei der Cour. Ihnen wird dabei Ihre gute Erziehung, die in diesem Stücke außerordentlich viel vermag, sehr zu statten kommen, und Ihre Empfindsamkeit wird dann die edelste Gabe werden, die

Ihnen die Natur geschenkt hat: wenn sie zur freudigsten Thätigkeit übergeht, und jeder Handlung das Sanfte, Gefällige und Zärtliche einbrückt, was jetzt nur im Stillen schmachtet, oder wie eine Blume im Keller blüht. Ihr lieber Mann wird sich auf den Vorberreifen sonnen, die Sie ihm unterlegen, und Sie zärtlich einladen, das Vergnügen, was Sie ihm verschafft haben, mit ihm zu theilen.

Es sollten die Wochenchriften auch die Anzeigen der neuesten Moden enthalten.

Schreiben von Amalien.

Das Jahr ist beinahe vorüber gegangen, ohne daß Sie auch nur ein Wörtchen von unsern schönen neuen Moden gesagt haben. Gest! Sie sind des Dinges müde, und unsere Veränderungen so mannichfaltig geworden, daß Sie ihnen mit Ihrer Musterung nicht haben folgen können! Es geht den Moralisten wie jenem Mädchen, das von einem Husaren verfolgt und gesagt wurde. Ach weh, meine schönen Schuhe! o meine Schürze! o Himmel! was will Mama sagen! — rief es zuerst, als es hier mit dem Absatze in eine Pfütze trat, und dort mit der Felletschürze in der Hecke hängen blieb. Wie es aber Holter Polter durch Dicks und Dünne laufen mußte, um dem bösen Manne zu entkommen: so ward an keine Schuhe, an keine Schürze und an keine Mama gedacht. So geht's mit unserer Theilnehmung an den Geschäften dieser Welt. So lange man noch schreit, hat's keine Noth; aber wenn's über und über geht, so schweigt man. Nicht wahr, ist's Ihnen nicht just so gegangen, oder haben Sie aus einer bessern Ursache geschwiegen?

Indessen hat doch immer das Publikum sehr dabei gelitten, daß so manche Moden unbemerkt vorübergegangen sind, und viele sich die Livres de modes mit großen Kosten haben von Paris kommen lassen müssen, welche Sie Ihnen leicht durch eine kleine Beschreibung hätten ersparen können. Manche aber sind darüber gar so unwissend geblieben, daß sie einen Queue de Renard von einem Plumet d'amitié nicht haben unterscheiden gelernt, und die belle poule noyée mit der belle poule à pleines voiles verwechseln. Diese Verantwortung bleibt Ihnen immer, da wöchentliche Blätter so ganz eigentlich dazu eingerichtet sind, um von jeder neuen Mode sofort eine Anzeige zu thun, und es weit schicklicher gewesen sein würde, darin die Veränderungen unserer Hauben, als die unwichtigen Handlungen einiger längst vergessenen alten Bischöfe aufzu-

behalten. Billig sollte man in jedem wohlbestellten Staate ein tägliches Blatt zur Bekanntmachung der Moden haben.

Wenn Sie meinem Rath folgen wollen: so verbessern Sie diesen Ihren Fehler in dem künftigen Jahre. Ich habe mir aus Utopien, wo die Menschen auf dem Felde wachsen, etwas Frauenzimmeramen kommen lassen, und solchen nach Amilée's*) Methode untersucht. Jedes Körnchen hüpfte, wenn ich die Saite der Mode strich, und so können Sie denken, was das für eine Ernte geben wird, wenn der Same auf unserer Heide so gut wie in dem goldreichen Utopien aufgeht. Im Vorbeigehen gesagt, ich hatte mir auch etwas Männeraat, und zwar von dem besten, verschrieben. Aber mein Korrespondent hat mir geantwortet, es wäre jetzt davon nichts vorrätig, weil es nicht mehr gesucht würde. Wenn ich aber Geniesamen haben wollte, so ständen mir einige Lasten zu Dienste. Aber diesen mag ich nun eben nicht, da die Genies bei uns wild wachsen.

Die Almanache, welche ein halbes Jahr vorher abgedruckt werden, und uns doch die Moden für ein ganzes künftiges Jahr zeigen wollen, werden Ihnen hierin sicher keinen Eintrag thun. Sie erhalten uns bloß die Erfindungen einer längst veralteten Einbildung, und dabei sagt uns keiner unter allen, wie die Nécessaires, Badines, Bonbonnières, Verrières, Déjeuners etc. geformt gewesen; wohin die verschiedenen Arten von Venez y voir ihren Bol gehabt, ob die Schreibzeuge und Milchnäpfe in Vasen, in Urnen oder in Obelisken bestanden, ob der staudenartige Schmelz**) oder die Stickerei en filagramme, oder die Haararbeit, und von welchen Farben, den Vorzug behalten, was die Divinatoires*** von dem künftigen Jahre gewahrsagt, und was Herr Grange in seiner Fabrik zu Clignancourt sonst für Anstalten mache, die deutschen Beutel zu fegen. Diesem wesentlichen Fehler unserer Polizei kann allein durch ein Intelligenzblatt, was frisch gedruckt und vertheilt wird, abgeholfen werden; und ich dünkte, es verlohnte sich wohl der Mühe, die jungen einheimischen Künstler in Zeiten zu benachrichtigen, auf welchem neuen Wege sie den schöpferischen Franzosen den Rang abgewinnen können.

*) Amilée ou la graine d'hommes. Amilée hatte eine Violine, worauf jede Saite zu einer gewissen Leidenschaft gestimmt war. Wenn er nun z. B. die Saite des Ehrgeizes oder der Liebe strich: so fingen die Körnchen, welche zu künftigen Fürsten bestimmt waren, gleich an zu hüpfen, und bisweilen bewegte sich auch nach diesem Tone die Seele eines Bedanten. Die Saite der Eitelkeit setzte fast alles in mindere oder mehrere Bewegung.

**) Email arborisé.

*** Eine Art von Fächern, die man aber nicht mit denen à figures habillées en étoffes de soie verwechseln muß.

Noch weniger haben Sie davon einen übeln Einfluß auf das gegenwärtige Menschengeschlecht zu fürchten. Dasselbe ist so bieder und gut, es herrscht unter den lieben Menschenkindern so viele Menschenliebe und Gutmüthigkeit, ihre Veredlung hat einen so mächtigen Fortgang gewonnen, und alles ist so voll christlicher Empfindsamkeit, daß die schleunige Bekanntmachung der neuen Moden unmöglich eine schädliche Veränderung darin hervorbringen kann. Ja, ich bin versichert, daß, wenn Christus sich, wie es ehemals einmal geheißen hat,*) von seiner lieben, aber ungetreuen Braut, der christlichen Kirche, scheiden lassen wollte, kein Konsistorium dahin den Ausspruch thun könnte, so sehr hat sich das gute Geschlecht der Menschen gebessert, und so sehr haben auch die andächtigen Personen ihre Perrücken und Hauben zu der süßen Empfindung des Erlösers geformt. Es ist Niemand, der sich besser mit dem lieben Gott versteht, als ein empfindsames Herz; es dient ihm unter allen Gestalten der Mode, und liebt immer die Nüchternung, wenn sie nur zu seiner Saite stimmt, sie komme vom Himmel oder von der Erde; überall hat der liebe Gott jest Menschenfreuden, und unsere Religion sollte billig ganz umgeschaffen werden, da es so gut als erwiesen ist, daß sie nur Trost für Unglückliche enthalte, man aber jest, dem Höchsten sei Dank, nichts wie Genuß kennt.

Sollte aber Ihr Stillschweigen von Ihrem Unvermögen, uns etwas Neues hierüber zu sagen, herrühren: o so legen Sie mit diesem Jahre die Feder nieder, und nehmen von mir die aufrichtige Erklärung an, daß ich Ihre altmodischen Blätter nicht mehr lesen werde.**)

Amalie.

Antwort an Amalien.

Halb haben Sie, theuerste Amalie, die Ursachen errathen, warum ich seit einiger Zeit von den ausschweifenden Moden nicht ein Wörtchen mehr gesagt habe; aber eine der vornehmsten ist Ihnen doch entwischt, ohnerachtet ich sie bereits einmal bekannt gemacht habe; und diese besteht darin, daß ich mit dem irreführenden Philosophen das städtische Gemenge, und alles, was nicht zu der Klasse der Ackerbauer, Jäger und Hirten gehört, als den Abfall oder die Spreu des menschlichen Geschlechts betrachte; und wenn

*) Il divorzio celeste di Ferraute Pallavicini.

**) Dieser Aufsatz ist vom 25. Dec. 1779, welches ich um deßwillen bemerke, weil seitdem Mobejournal und Mobeintelligenzblätter in Deutschland erschienen sind.

ich die mannichfaltigen Kunstwerke sehe, welche unsere Puhmacherinnen daraus hervorbringen, die Güte des Schöpfers bewundere, der auch der Spreu eine kleine Freude bereitet hat, und ehe sie der Wind verweht, wo nicht andern, doch sich selbst zu gute kommen läßt. Mit dieser Ursache habe ich noch eine andere verknüpft, um mich nicht mit denen, welche die liebe, gute menschliche Gesellschaft für das höchste Unglück unserer Erde halten, zu überwerfen. Wenn ich nämlich sehe, daß die Handwerker sich in ihren einsörmigen Stellungen lahm und blaß arbeiten, die Gelehrten überspannt oder hypochondrisch werden, die Hofleute sich zu Tode walzen, die Fürsten ihre beste Zeit verspielen, und überhaupt die geselligen Menschen in den Städten sich durch die großen Opfer, welche sie den Künsten, den Wissenschaften und den Moden bringen, täglich mehr und mehr verfeinern, verschmücken und verzärteln, oder wohl gar verhämmern und verpuffen: so stelle ich mir vor, die allgütige Vorsehung habe diese Mittel, als die sanftest abführenden, gewählt, um ihr großes Werk von allen verdorbenen Säften zu reinigen; und es sei ein Eingriff in ihre Rechte, wenn ich diesen Mitteln zum Verderben Einhalt thun, oder sie wohl gar zwingen wollte, dazu Erdbeben und Ueberfluthungen zu gebrauchen, und die Schuldigen mit den Unschuldigen zu verderben. Ich verehere in ihren Abführungsmitteln die weise Sorgfalt, nach welcher diese blos auf das Uebel wirken, und die edleren Theile verschonen; und tröste mich denn damit, daß das Geschlecht, was in den Siedehäusern der Städte zusammen siedet, wenn es ja wieder ersetzt werden muß, darum nicht untergehn, sondern von dem Abfall auf den Höhen der edlen und gemeinen Lasten immer noch hinreichend vermehrt werden könne....

Jedoch Sie sind diese Art der Philosophie an mir nicht gewohnt, und haben also unmöglich solche Ursachen errathen können, die mir nie in den Sinn gekommen sind. Also fort mit den Abführungsmitteln, und weg in's Feuer, weg mit diesem Theile eines Briefes, worin ich es einmal habe versuchen wollen, ob ich auch wohl grämlich sein könnte, wenn es meine Jahre erfordern sollten. Ich befürchte, es gelingt mir nicht; und ich gehe sicherer, wenn ich Ihnen, theuerste Amalie, das Glück unserer Zeiten von seiner besseren Seite, und in diesem einige bessere Gründe für mein Betragen zeige.

Wissen Sie also, daß Sie von der großen Ursache, warum ich dem forttraufenden Strome der Moden so gelassen nachgesehen habe, so viel als gar nichts errathen haben; sie sind edler, sie sind folgende. Ueberall, wohin wir unsere Augen wenden, hat die Natur nicht blos für unsere Erhaltung, sondern auch für unser Vergnügen gesorgt. Sobald sie nur das Wasser erschaffen hatte, ließ sie auch den Weinstock blühen, und pflanzte die Rose neben

dem Kornfelde. Sie sorgte mit gleich mütterlicher Sorgfalt für alle unsere Sinne, und auch für edlere Gefühle, indem sie das holde Mädchen, was uns glücklich machen sollte, nicht wie eine Erbsenpflanze unter der Erde reifen, sondern zur allgemeinen Freude über denselben aufblühen ließ. Ihre Mannichfaltigkeit ist unendlich, und sie haßt die Eintönigkeit dergestalt, daß sie auch nicht einmal die Pflanzen von einer Gattung sich völlig ähnlich gemacht hat.

Schwerlich hat der Mensch, ihr edelstes Werk, minder vollkommen werden sollen. Auch hier in dieser kleinen Welt, wie man den Menschen nicht ganz unrecht nennt, hat sie Blumen und Korn, Wasser und Wein, und Erbsen und Mädchen erschaffen, und jedem seinen gehörigen Platz angewiesen. Auch hier hat sie die Blume zur Ergötzung, und das Korn zur Erhaltung gepflanzt. Und wenn dieses, wie ich nicht zweifle, seine Nützlichkeit hat, so sehe ich nicht ein, woher wir das Recht nehmen wollen, alle Rosen auszureißen, um nichts als Kartoffeln dafür zu ziehen. Man lasse Jedem seine Stelle, und es wird alles gut gehen.

Durchdrungen von diesen großen Wahrheiten, sehe ich den verfeinerten Theil der Menschen an Höfen und in Städten mit ihren Moden, Künsten, Wissenschaften und wüthigen Erfindungen als das Blumenbeet der Natur; das platte Land hingegen als ihr Kornfeld an. So wie das letzte gut steht, wenn sich nicht viel Blumen unter dem Korne befinden, so mag auch das erste immer schöner aussehen, je weniger Korn darauf wächst; und da einmal die Natur beides zum allgemeinen Besten und Vergnügen angebaut haben will, so glaube ich, daß wir keine bessere Einrichtung treffen können, als daß wir die Blumen in den Städten, und das Korn draußen auf dem Lande ziehen. Auch hierin hat uns die Natur ein vortreffliches Beispiel gegeben; sie läßt den Weizen nicht mit schönen Blüthen glänzen, und fordert von den schönsten Blumen keine Früchte zu unserer Erhaltung.

Wenn die Kunst der Natur folgt, so hat sie die beste Wegweiserin, und wir folgen ihr in den Städten, wenn wir alles in edle Blumen verwandeln. Hierzu dienen Wissenschaften, Künste und Moden; und aus diesem Gesichtspunkte bewundere ich jetzt die unermüdete Bemühung der Menschen in den Städten, sich um die Wette schöner und glänzender zu zeigen; ich sehe jede Haube als eine neue Art ausländischer Blumen an, die in unsere Gegend verpflanzt wird; und mache der Tulpe so wenig einen Vorwurf, daß sie nur das Auge ergötzt, als ich es der Nachviole verdente, daß sie nicht bei Tage riecht. Jedes Ding hat bei mir seine Zeit und seine Stelle bekommen, und damit ist auch meine ganze Kritik gefallen.

Der einzige Mißbrauch, den wir Moralisten zu fürchten und abzuwehren haben, ist dieser: daß die Blumen mehr Platz einnehmen, als ihnen zukommt. Denn wo sie dergestalt wuchern, daß sie den Kartoffeln ihren Platz rauben, oder wohl gar das Korn ersticken, da sieht es gefährlich aus. Aber hier können wir räthen, pflügen und brachen, und wenn wir dieses zur rechten Zeit thun: so wird die Ordnung der Natur nichts dabei verlieren. Sie wird gut bestehen, wenn wir vorher wohl untersuchen, ob sich ein Landstädtchen, was Mangel an Korn hat, so gut zum Blumenbeete schicke, als eine Hauptstadt, und die Heide ein Feld sei, um Hyacinthen darauf zu ziehen.

Gegen diesen meinen Plan, liebste Freundin, werden Sie mir keine Einwendung machen. Sie gehören zu dem Geschlechte der Blumen, die nicht bloß das Auge ergötzen, sondern auch noch überdem schöne Früchte bringen. In ihrem Schatten wird kein Korn erstickt, und der Raum, den Sie einnehmen, ist nicht größer als Ihnen gebührt. Sie schützen vielmehr andre zärtliche Gewächse vor der Macht der Sonne, und wenn Sie Ihre Blätter gleich hoch tragen, und sich dem begierigen Auge in Ihrem schönsten Schmucke zeigen: so geschieht dieses, um die kurze Zeit, welche Sie in dieser Welt zu blühen haben, ihrer Bestimmung gemäß anzuwenden, und dann zu einer vollkommenen Frucht zu reifen. Können wir diese dann gleich nicht so lange, wie wir wünschen, aufbewahren: so müssen wir uns damit trösten, daß wir für den Mangel der Dauer durch die Menge der Reizungen überflüssig bezahlt sind.

Aber am Ende, meine Beste, bitte ich Sie doch, diese kleine Herzkärtchen ändern in diesem neuen Jahre nicht anders, als nach dem Abführungsmittel zu geben. Die Zahl der Blumengecke ist nicht so groß, als der Liebhaber des reinen Kornes, und wer sein Gewächs sicher versilbern will, der handelt immer am klügsten, wenn er mehr Korn als Blumen zu Markte bringt. Nach dem ersten wird zur Zeit der Noth gar nicht gefragt, und oft liegt eine Rose, die des Morgens erst aufblühte, ehe es Abend wird, verwelkt, entblättert und verachtet unter den Füßen. Das Schicksal aller Blumen ist, einmal zu scheinen und früh zu sterben; und die Anbauer der Kornfelder haben nur Augen für sie, um sie auszureißen.

Ein Liebhaber von Beiden.

Die Kontrakte eines Privatmanns gelten bei Entscheidung einer Streitsache mehr als gemeine Rechte, außerordentliche Fälle ausgenommen. Gewohnheiten, Verabredungen und Vergleiche einer Gemeinheit gelten auf gleiche Weise und eben aus demselben Grunde mehr als Provinzialverordnungen; und Provinzialabschiede mehr als allgemeine Landesgesetze. Dieses ist allemal der natürliche Gang der gesellschaftlichen Rechte gewesen, welchen man zwar dann und wann aus höhern Ursachen verändert hat, aber doch nicht völlig verlassen kann, ohne den Willen eines einzigen zum Gesetze für alle zu machen. Voltaire hätte nicht nöthig gehabt, die Verschiedenheit der Rechte in zweien nahegelegenen Dörfern lächerlich zu finden; er hätte dieselbe Verschiedenheit in zweien unter einem Dache lebenden Familien finden können, wovon das Haupt der einen mit seiner Frau in Gemeinschaft lebt, das andre aber nicht. Wie viel tausend Rechtsfragen entstehen aus dieser einzigen Verschiedenheit und müssen gegen den einen so, und gegen den andern anders entschieden werden, wofern man nicht Gläubiger um ihre Forderungen, Kinder um erworbene Rechte, Mütter um ihre Sicherheit bringen will? Sollte man hier sagen, es wäre besser, daß entweder alle Eheleute in Gemeinschaft, oder alle außer derselben lebten: so würde dieses eine unnöthige Einschränkung der Freiheit, und in vielen Fällen, die man hier nicht angeben kann, höchst schädlich sein. Durch ein allgemeines Gesetz läßt sich aber, wenn einmal die eine Haushaltung so, und die andre anders lebt, hier gar keine Veränderung wagen, wofern man nicht eine Menge von Ungerechtigkeiten begehen will. Nicht einmal die Erbfolge läßt sich auf eine plötzliche Art durch ein allgemeines Recht verändern, und in eine Gleichförmigkeit bringen, ohne sehr viele Familien in Unglück und Verwirrung zu stürzen. Verträge gelten gegen Gesetze, und Besitz und Verjährung haben gleiche Rechte mit Verträgen, und können ohne große Ungerechtigkeiten zu begehen nicht zurückgesetzt werden.

In dem ökonomischen Fache veranlassen die Lokalumstände noch eine größere Verschiedenheit. Wo an einem Orte das Holz geschont werden muß, mag es an einem andern verschwendet werden. Wo hier die Viehtrift im Holze schädlich ist, muß sie an einem andern aus höhern Ursachen geduldet werden. Wo hier die Schweine gekrampft oder gebühtet, oder auf dem Stalle gehalten werden müssen, können sie an einem andern frei gehen. — Wer kann hier eine Generalforst- oder Markenordnung machen, und verbieten oder zulassen, ohne dem Privateigenthum und eines jeden Forstes oder dessen Anwohner wahrer Nutzung zu schaden?

Zwar lobt man an einer jeden Maschine den einfachen Hebel; und die größte Menge der Wirkungen ist nicht bewundernswürdiger,

als wenn sie durch die kleinste Kraft (minimum) hervorgebracht wird. Allein kein vernünftiger Mensch wird leugnen, daß da, wo hunderttausend zusammengelegte Hebel zugleich das Verdienst der kleinsten Kraft erhalten, die Wirkungen unendlich schöner und größer sein müssen. Ein Staat, worin ein jeder der vollkommensten Freiheit genießt, und das allgemeine Beste zugleich im höchsten Grad erhalten wird, ist unstreitig besser, glücklicher und prächtiger, als ein andrer, worin das Letzte mit einer größern Aufopferung der Freiheit auf's theuerste erkaufte werden muß. Jener aber wird gewiß eine größere Mannichfaltigkeit in seinen Gesetzen haben, als dieser.

Daß bei einem Generaldepartement richtige Karten und Tabellen von allem, was zu seiner Beurtheilung eingeschickt wird, vorhanden sein müssen, um die Berichte des Lokalbeamten deutlich verstehen, und seine Gründe prüfen zu können, ist eine Sache für sich; daß dasselbe die Geschicklichkeit, den Fleiß und die Redlichkeit des Lokalbeamten auf das genaueste kontrolliren müsse, wird auch wohl Niemand in Zweifel ziehen. Allein dieses hindert nicht, daß nicht jeder Forst seine eigne Regeln, jedes Städtchen seine eigne Polizei, und jede Bauerschaft ihre besondern Rechte, sowie ihre besondern Vortheile und Bedürfnisse habe, welche ohne Gewalt unter keine allgemeine Verordnungen gezwungen werden können. Es hindert nicht, daß das Gutachten eines redlichen und einsichtsvollen Lokalbeamten nicht allemal mehrere Aufmerksamkeit verdiene, als die großen Theorien des Generaldepartements, und wenn ich ein allgemeines Gesetzbuch zu machen hätte: so würde es darin bestehen, daß jeder Richter nach den Rechten und Gewohnheiten sprechen sollte, welche ihm von den Eingeseffenen seiner Gerichtsbarkeit zugewiesen werden würden. Dies war das große Mittel, wodurch unsre Vorfahren ihre Freiheit ohne Gesetzbücher erhielten; anstatt daß unsre Generalverordnungen und Gesetze, sobald es zur Anwendung kommt, immer nicht recht auf den einzelnen streitigen Fall passen, und Natur und Gesetze gegen einander in Prozesse verwickeln.

Es ist eine allgemeine Klage des jetzigen Jahrhunderts, daß zu viel Generalverordnungen gemacht, und zu wenige befolgt werden. Die Ursache liegt aber aller Wahrscheinlichkeit nach darin, daß wir zu viel Dinge unter Eine Regel bringen, und lieber der Natur ihren Reichthum benehmen, als unser System ändern wollen.

Ansichten über deutsche Geschichte.

Die Geschichte von Deutschland hat meines Ermessens eine ganz neue Wendung zu hoffen, wenn wir die gemeinen Landeigentümer als die wahren Bestandtheile der Nation durch alle ihre Veränderungen verfolgen, aus ihnen den Körper bilden, und die großen und kleinen Bedienten dieser Nation als böse oder gute Zufälle des Körpers betrachten. Wir können sodann dieser Geschichte nicht allein die Einheit, den Gang und die Macht der Epöpe geben, worin die Territorialhoheit und der Despotismus zuletzt die Stelle einer glücklichen oder unglücklichen Auflösung vertritt, sondern auch den Ursprung, den Fortgang und das unterschiedliche Verhältniß des Nationalcharakters unter allen Veränderungen mit weit mehr Ordnung und Deutlichkeit entwickeln, als wenn wir bloß das Leben und die Bemühungen der Ärzte beschreiben, ohne des kranken Körpers zu gedenken. Der Einfluß, welchen Gesetze und Gewohnheiten, Tugenden und Fehler des Regenten, falsche oder gute Maßregeln, Handel, Geld, Städte, Dienst, Adel, Sprache, Meinungen, Kriege und Verbindungen auf jenen Körper und auf dessen Ehre und Eigenthum gehabt; die Wendungen, welche die gesetzgebende Macht oder die Staatseinrichtung überhaupt bei diesen Einflüssen von Zeit zu Zeit genommen; die Art, wie sich Rechte, Menschen und Begriffe allmählig darnach gebildet; die wunderbaren Engen und Krümmungen, wodurch der menschliche Gang die Territorialhoheit emporgetrieben, und die glückliche Mäßigung, welche das Christenthum, das deutsche Herz und eine der Freiheit günstige Sittenlehre gewirkt hat, würde sich, wie ich glaube, solchergestalt in ein vollkommenes, fortgehendes Gemälde bringen lassen, und diesem eine solche Füllung geben, daß der Historienmaler alle überflüssigen Gruppen entbehren könnte.

Diese Geschichte würde vier Hauptperioden haben. In der ersten und goldenen war noch mehrentheils jeder deutsche Adelfhof mit einem Eigenthümer oder Wehren besetzt, kein Knecht oder Leut auf dem Heerbannsgute gefestet^{*)}; alle Freiheit^{**)} als eine schimpfliche Ausnahme von der gemeinen Vertheidigung verhaßt; nichts als hohe und gemeine Ehre in der Nation bekannt; Niemand außer dem Leut oder Knechte einem Herrn zu folgen verbunden; und der gemeine Vorsteher ein erwählter Richter,

^{*)} D. i. verfestet eingesetzt, daß er überall als ein vollmächtiger Wirth in Reiche und Gliedern erscheinen konnte.

^{**)} D. h. Befreiung von der Wehrpflicht.

welcher bloß die Urtheile bestätigte, so ihm von seinen Rechtsgenossen zugewiesen wurden. Diese goldene Zeit dauerte noch guten Theils, wiewohl mit einer auf den Hauptzweck schärfer anziehenden Einrichtung, unter Karl dem Großen. Karl war aber auch der einzige Kopf zu diesem antiken Rumpfe.

Die zweite Periode ging allmählig unter Ludwig dem Frommen und Schwachen an. Ihm und den unter ihm entstandenen Parteien war zu wenig mit Vannalisten, die bloß ihren Herd und ihr Vaterland bei eigener Kost und ohne Sold vertheidigen wollten, gebient. Er opferte aus Einfalt, Andacht, Noth und falscher Politik seine Gemeinen den Geistlichen, Bedienten und Reichsvögten auf. Der Bischof, welcher vorhin nur zwei Heermänner ad latus behalten durfte, und der Graf oder Oberste, der ihrer viere zum Schutze seines Amtes und seiner Familie beurlauben konnte, verführten mit dem Reichsgute nach Gefallen, besetzten die erledigten mansos mit Leuten und Knechten, und nöthigten die Wehren, sich auf gleiche Bedingungen zu ergeben. Heinrich der Vogler suchte zwar bei der damaligen allgemeinen Noth das Reichseigenthum wieder auf und stellte den Heerbann mit einigen Veränderungen wieder her. Allein Otto der Große schlug einen ganz andern Weg ein, und gab das gemeine Gut denjenigen Preis, die ihm zu seinen auswärtigen Kriegen einige glänzende und wohlgeübte Dienstleute zuführten. Ihm war ein Ritter, der mit ihm über die Alpen zog, lieber als tausend Wehren, die keine Auflagen bezahlten, und keine andere Dienstpflicht, als die Landesvertheidigung kannten. Seine Größe, das damalige Ansehn des Reichs und der Ton seiner Zeiten machten ihn sicher genug, zu glauben, daß das deutsche Reich seines Heerbanns niemals weiter nöthig haben würde. Und so wurde derselbe völlig verachtet, gedrückt und verdunkelt. Der Missus oder Heerbannskommissarius, welcher unter Karl dem Großen allein die Urlaubspässe für die Heermänner zu ertheilen hatte, verlor sein Amt; und Kontrolle, Kommissariat und Kommando kam zum größten Nachtheil der Landeigentümer und der ersten Reichsmatrikel in eine Hand.

In der dritten Periode, welche hierauf folgte, ist fast alle gemeine Ehre verschwunden. Sehr wenig ehrenhafte Gemeinen haben noch einiges Reichsgut in dominio quiritario. Man verliert sogar den Namen und den wahren Begriff des Eigenthums, und der ganze Reichsboden verwandelt sich überall in Lehn-, Pacht-, Zins- und Bauergut, so wie es dem Reichsoberhaupt und seinen Dienstleuten gefällt. Alle Ehre ist im Dienst; und der schwäbische Friedrich bemüht sich vergeblich, der kaiserlichen Krone, worin ehemals jeder gemeine Landeigentümer ein Kleinod war, durch bloße Dienstleute ihren alten Glanz wieder zu geben. Die verbundenen

Städte und ihre Pfahlbürger geben zwar der Nation Hoffnung zu einem neuen gemeinen Eigenthum; allein die Hände der Kaiser sind zu schwach und schlüpfzig, und anstatt diesen Bundesgenossen mit einer Magna charta zu begnadigen, und sich aus allen Bürgern und Städten ein Unterhaus zu erschaffen, welches auf sichere Weise den Untergang der ehemaligen Landeigenthümer wieder ersetzt haben würde, müssen sie gegen solche Verbindungen und alle Pfahlbürgerschaft ein Reichsgesetz über's andere machen. Rudolf von Habsburg sieht diesen großen Staatsfehler wohl ein, und ist mehr als einmal darauf bedacht, ihn zu verbessern; allein Karl IV. arbeitet nach einem dem vorigen ganz entgegengesetzten Plan, indem er die mittlere Gewalt im Staat wieder begünstigt; und Wenzels große Absichten, welche den Reichsfürsten nicht umsonst verhaßt waren, werden nie mit gehöriger Vorsicht, oft durch gehässige Mittel, und insgemein nur halb ausgeführt. Alle sind nur darauf bedacht, die Dienstleute durch Dienstleute zu bezähmen, und während der Zeit in Dänemark das Landeigenthum sich wieder unter die Krone fügt, in Spanien der neue Heerbann oder die Hermandad der mittlern Gewalt mit Hilfe der klugen Isabella das Gleichgewicht abgewinnt, und in der Schweiz drei Bauern gemeine Ehre und Eigenthum wiederherstellen, wurde die Absicht des Bundesrathes und anderer nicht indentlich bezeichneter Bewegungen von den Kaisern kaum empfunden. Sigismund thut etwas, besonders für die Friesen; und Maximilian sucht mit allen seinen guten und großen Anstalten wohl nichts weniger, als die Gemeinen unter der mittlern Gewalt wieder hervor und näher an sich zu ziehen. Allein so fein und neu auch die Mittel sind, deren er sich bedient, so scheint doch bei der Ausführung nicht allemal der Geist zu wachen, der den Entwurf eingegeben hatte. Mehr als einmal erforderte es in dieser Periode die allgemeine Noth, alles Lehn-, Pacht-, Zins- und Bauerwesen von Reichs wegen wieder aufzuheben, von jedem Manso den Eigenthümer zur Reichsverteidigung aufzunehmen. Denn nachdem die Lehen erblich worden, fielen solche immer mehr und mehr zusammen; der Kriegsdienst wurden also weniger. Sie waren zum Theil erschöpft; und, wie die auswärtigen Monarchien sich auf die gemeine Hilfe erhoben, nicht im Stande, ihr Vaterland dagegen allein zu verteidigen. Allein eine so große Revolution wäre das Werk eines Bundesrathes gewesen. Man mußte also auf einem fehlerhaften Plan fortgehen, und die Zahl der Dienstleute mit unbelehrten, unbegüterten und zum Theil schlechten Leuten vermehren, allerhand Schaa ren von Knechten errichten, und den Weg einschlagen, worauf man nachgehends zu den stehenden Heeren gekommen ist. Eine Zeitlang reicheten die Kammergüter der Fürsten, welche ihre Macht auf diese Art vermehrten, zu den Unkosten hin. Man mußte von keinen

gemeinen Steuern; und in der That waren auch keine steuerbaren Unterthanen vorhanden, weil der Bauer als Pächter sich lediglich an seinen Kontrakt hielt, und sein Herr frei war, wenn er als Gutsherr für's Vaterland und als Vasall für seinen Lehnsherrn den Degen zog. Die Kammergüter aber wurden bald erschöpft, verpfändet oder verkauft. Und man mußte nunmehr seine Zuflucht zu den Lehnleuten und Gutsherren nehmen, um sich von ihnen eine außerordentliche Beihilfe zu erbitten, und weil diese wohl einsahen, daß es ihre Sicherheit erfordere, sich unter einander und mit einem Haupt Herrn zu verbinden; so entstanden endlich Landstände und Landschaften, wozu man die Städte, welche damals das Hauptwesen ausmachten, auf alle Weise gern zog. Alle noch übrige Gesetze aus der goldenen Zeit, worin die Reichsmansi mit Eigenthümern besetzt gewesen waren, verschwanden in dieser Periode gänzlich; wozu die Städte, diese anomalischen Körper, welche die Sachsen so lange nicht hatten dulden wollen, nicht wenig beitrugen, indem sie die Begriffe von Ehre und Eigenthum, worauf sich die sächsische Gesetzgebung ehemals gegründet hatte, verwirrten und verdunkelten. Die Ehre verlor sogleich ihren äußerlichen Werth, sobald der Geldreichthum das Landeigenthum überwog; und wie die Handlung der Städte unsichtbare, heimliche Reichthümer einführte, konnte die Währung der Menschen nicht mehr nach Gelde geschehen. Es mußten also Leib- und Lebensstrafen eingeführt, und der obrigkeitlichen Willkür verschiedene Fälle zu abnden überlassen werden, worauf sich die alten Rechte nicht mehr anwenden, und bei einem unsichtbaren Verhältniß keine neue finden lassen wollten. Die Freiheit litt dadurch ungemein, und der ganze Staat arbeitete einer neuen Verfassung entgegen, worin allmählig jeder Mensch, wie unter den spätern römischen Kaisern, zum Bürger oder Rechtsgenossen aufgenommen und seine Verbindlichkeit und Pflicht auf der bloßen Eigenschaft von Unterthanen gegründet werden sollte. Eine Verfassung, wobei Deutschland hätte glücklich werden können, wenn es seine Größe immerfort auf die Handlung gegründet, diese zu seinem Hauptinteresse gemacht, und dem persönlichen Fleiße und baaren Vermögen in bestimmten Verhältnissen gleiche Ehre mit dem Landeigenthum gegeben hätte, indem alsdann die damals verbundenen und mächtigen Städte das Nationalinteresse auf dem Reichstage mehrentheils allein entschieden, Schiffe, Volk und Steuern bewilligt, und die Zerreißung in so viele kleine Territorien, deren eins immer seinen Privatvortheil zum Nachtheil des andern sucht, wohl verhindert haben würden.

Der vierten Periode haben wir die glückliche Landeshoheit oder vielmehr ihre Vollkommenheit zu danken. Ihr erster Grund lag in der Reichsvogtei, welche sich nach dem Maße erhob und aus-

dehnte, als die Karolingische Grafschaft, wovon uns keine einzige übrig geblieben, ihre Einrichtung, Befugniß und Unterstützung verlor. Aus einzelnen Reichsvogteien waren edle Herrlichkeiten erwachsen. Wo ein edler Herr ihrer mehrere zusammengebracht und vereinigt hatte, war es ihm leicht gelungen, diese Sammlung zu einer neuen Grafschaft erheben zu lassen, und sich damit die Obergerichte in seinen Vogteien zu erwerben. Zumeist aber hatten Bischöfe, Herzoge, Pfalzgrafen und andere kaiserliche Repräsentanten in den Provinzen die in ihren Sprengeln gelegenen Vogteien an sich gebracht, und sich darüber mit dem Grafenbann, und auch wohl, um alle fremde Gerichtsbarkeit abzuwenden, mit dem Freiberzogthum und der Freigravität belehnen lassen. Der Adel, die Klöster und die Städte, welche nicht unter der Vogtei gestanden, hatten sich zum Theil gutwillig den kaiserlichen Repräsentanten unterworfen; und der Kaiser hatte zu einer Zeit, da noch kein Generalpacht erlaubt und bekannt war, sich ein Vergnügen daraus gemacht, die mit vielen Beschwerden und mit wenigem Vortheil begleitete Ausübung der Regalien, wozu er sonst eigene Lokalbeamte hätte bestellen müssen, den höchsten Obrigkeiten jedes Landes zu überlassen, und solcherge-
stalt sein eigenes Gewissen zu beruhigen. Hierzu war die Reformation gekommen, und hatte allen Landesherren öftere Gelegenheit gegeben, diejenigen Rechte, welche sich aus obigen leicht folgern ließen, in ihrer vollen Stärke auszuüben, insbesondere aber die Schranken, welche ihnen ihrer Länder eigne, von der kaiserlichen Gnade unabhängige Verfassung entgegengesetzt hatte, ziemlich zu erweitern, indem sie die Vollmacht dazu theils von der Noth entlehnten, theils von dem Hass der streitenden Religionsparteien gutwillig erhielten. Und so war es endlich kein Wunder, wenn beim westphälischen Frieden, nachdem alles lange genug in Verwirrung gewesen, diejenigen Reichsstände, welche nach und nach die Vogtei, den Grafenbann, das Freiberzogthum und die ganze Macht des missi in ihren Ländern erlangt hatten, die Bestätigung einer vollkommenen Landeshoheit, andere hingegen, welche nur die Vogtei gehabt, jedoch sich der höhern Reichsbeamten erwehrt hatten, die Unmittelbarkeit, und in Religionsfachen eine notwendige Unabhängigkeit erhielten.

Wenn man auf die Anlage der deutschen Verfassung zurückgeht: so zeigen sich vier Hauptwendungen, welche sie hätte nehmen können. Entweder wäre die erste Kontrolle der Reichsbeamten per missos geblieben: oder aber jede Provinz hätte einen auf Lebenszeit stehenden Statthalter zum Kontrolleur und Oberaufseher aller Reichsbeamten erhalten, oder ein neues Reichsunterhaus hätte den Kronbedienten die Wage halten müssen, wenn man den vierten Fall, nämlich die Territorialhoheit, nicht hätte zulassen wollen. Die erste Wendung würde uns reisende und plündernde Massen zugezogen

haben, oder alle Kaiser hätten das Genie von Karl dem Großen zu einem beständigen Erbtheil haben müssen. In der andern würden wir mit der Zeit, wie die Franzosen, das Opfer einer ungeheuren Menge von Reichs-Generalpächtern geworden sein. Schwerlich würden auch unsere Schultern die dritte ertragen haben, oder die verbundenen Handelsstädte in Ober- und Niederdeutschland hätten uns zugleich die Handlung durch die ganze Welt, so wie sie solche hatten, behaupten, und das ganze Reichs-, Kriegs- und Steuerwesen unter ihrer Bewilligung haben müssen. Und so ist die letztere, worin jeder Landesfürst die ihm anvertrauten Reichsgemeinen als die seinigen betrachtet, sein Glück in dem andern findet, und wenigstens seinem Hause zu Gefallen, nicht alles auf einmal verzehrt, allenfalls aber an dem allerhöchsten Reichsoberhaupt noch einigen Widerstand hat, gewiß die beste gewesen, nachdem einmal große Reiche entstehen, und die Landeigentümer in jedem kleinen Reiche Städte und Festungen unter sich dölden, geldreiche Leute an der Gesetzgebung Theil nehmen lassen, und nicht mehr befugt bleiben sollten, sich selbst einen Richter zu setzen und Recht zu geben. Dabei war es ein Glück, sowohl für die katholischen als evangelischen Reichsfürsten, daß der Kaiser sich der Reformation nicht so bedient hatte, wie es wohl wäre möglich gewesen. Luthers Lehre war der gemeinen Freiheit günstig. Eine unvorsichtige Anwendung derselben hätte hundert Thomas Münzer erwecken und dem Kaiser die vollkommenste Monarchie zuwenden können, wenn er die erste Bewegung recht genutzt, alles Pacht-, Lehn- und Zinswesen im Reiche gesprenkt, die Bauern zu Landeigentümern gemacht, und sich ihres wohlgemeinten Wahns gegen ihre Landes-, Gerichts- und Gutsherren bedient hätte. Allein eine solche Unternehmung würde, nachdem der Ausschlag gewesen wäre, die größte oder treulosste gewesen sein.

Indessen verlor sich in dieser Periode der Begriff des Eigenthums völlig; man fühlte es kaum mehr, daß Einer Reichsgenosse sein müsse, um ein ächtes Eigenthum zu haben. Eben so ging es sowohl der hohen, als gemeinen Ehre. Erstere verwandelte sich fast durchgehends in Freiherrlichkeit; und von der letztern, honore quiritariorum, haben wir noch kaum Vermuthungen, ohnerachtet sie der Geist der deutschen Verfassung gewesen, und ewig bleiben sollen. Religion und Wissenschaften hoben immer mehr den Menschen über den Bürger, die Rechte der Menschheit siegen über alle bedungene und verglichene Rechte. Eine bequeme Philosophie unterstützte die Forderungen aus allgemeinen Grundsätzen besser, als diejenigen, welche nicht ohne Gelehrsamkeit und Einsicht gemacht werden konnten. Und die Menschentiebe ward mit Hilfe der christlichen Religion eine Tugend, gleich der Bürgerliebe, dergestalt, daß es wenig fehlte, oder

die Reichsgesetze selbst hätten die ehreloosesten Leute aus christlicher Liebe ehrenhaft und zunftfähig erklärt.

Die Schicksale der Reichsgüter waren noch sonderbarer. Erst hatte jeder Mansus seinen Eigenthümer zu Felde geschickt, hernach einen Bauer aufgenommen, der den Dienstmann ernährte, und zuletzt auch seinen Bauer unter die Vogelstange gestellt. Jetzt aber mußte er zu diesen Lasten auch noch einen Söldner stellen, und zu dessen Unterhaltung eine Landsteuer übernehmen, indem die Territorialhoheit zu ihrer Erhaltung stärkere Nerven, und das Reich zu seiner Verteidigung größere Anstalten erforderte, nachdem Frankreich sich nicht, wie Deutschland, in eine Menge von Territorien aufgelöst, sondern unter unruhigen Herren vereinigt hatte. Von nun an ward es zu einer allgemeinen Politik, das Reichseigenthum so viel möglich wieder aufzusuchen und zur gemeinen Hilfe zu bringen. Der Rechtsgelehrsamkeit fehlte es an genügsamer Kenntniß der alten Verfassung, und vielleicht auch an Kühnheit, die Grundsätze wieder einzuführen, nach welcher, wie in England, von dem ganzen Reichsboden eine gemeine Hilfe erfordert werden mochte. Das Steuerwesen ging also durch unendliche Krümmungen und quere Prozesse in seinem Laufe fort. Geistliche, Edelleute und Städte verloren vieles von demjenigen, was sie in der mittlern Zeit und bei andern Verteidigungen wohl erworben und verdient hatten. Der Landesherr ward durch die Nuthung des gemeinen Reichseigenthums mächtiger. Ehrgeiz, Eifersucht und Phantasie verführten ihn zu stehenden Heeren, und die Noth erforderte sie anfänglich. Der Kaiser sah sie aus dem großen Gesichtspunkte der allgemeinen Reichsvertheidigung gern, erst, ohne sie nach einem sichern Verhältniß bestimmen zu wollen, und bald, ohne es zu können.

Ueber die deutsche Sprache und Literatur.

Schreiben an einen Freund.

Edler lieber Freund!

Es liegt völlig in dem großen Plane Ihres Königs, daß er nur auch einen Blick auf unsre deutsche Literatur geworfen hat. Nachdem er sich an die vierzig Jahr damit beschäftigt, seinem Staatskörper Stärke und Fertigkeiten zu geben, und ihn gelehrt hatte, die größten Bewegungen mit der leichtesten Mühe zu machen: so wagte er es in seinem Werke über die Vaterlandsliebe dieser

Maschine ein Herz und eine Seele zu geben; und wie diese Schöpfung vorüber ist, kommt er nun endlich auch zu den Wissenschaften, welche den Puz dieses zu allen Verrichtungen fähigen Körpers besorgen sollen. Andere Fürsten haben mit den Lehrern, weil sie mehr in die Augen spielen, angefangen, oder wo sie sich zuerst mit der Organisation ihres Staats befaßt haben, diese so geschwind und gewaltsam betrieben, daß die besten Hebel darüber zersprungen sind. Er aber, ungeachtet er früh die Mäsen liebte und von ihnen wieder geliebt wurde, hat sich als ein weiser Hausvater lange bei dem Nothwendigen und Nützlichen verweilt, und den Puz nicht eher seiner Aufmerksamkeit werth geschätzt als es die natürliche Ordnung erforderte.

Allein dieses scheint mir nicht in seinem Plane zu liegen, daß wir bei den Griechen, Lateinern und Franzosen zu Markte gehen, und dasjenige von Fremden borgen oder kaufen sollen, was wir selbst daheim haben können. Hier vermißte ich den Hausvater; und Sie haben, meiner Meinung nach, Recht zu fragen: ob wir nicht selbst unsre Eichen also ziehen können, daß sie den härtesten, höchsten und reinsten Stamm geben, ihre Krone hoch empor tragen, und so wenig in den Ästen sehn, als von Moosge bekümmert werden; oder ob wir solche von einem französischen Kunstgärtner aufsteben und aufschneiteln, und unsre Wälder in einen regulären Sternbusch verwandeln lassen sollen? Mit andern Worten: ob wir nicht besser thun, unsre Götze von Verlichingen, so wie es die Zeit bringen wird, zu der ihrer Natur eignen Vollkommenheit aufzuziehen, als ganz zu verwerfen, oder sie mit allen Schönheiten einer fremden Nation zu verzieren?

Indeß bleibt es doch noch immer eine wichtige Frage, ob wir wirklich eigne Gewächse haben, die eine Kultur verdienen, und ob unsre Art der Kultur der fremden vorzuziehen sei? Hieran hat der König natürlicher Weise gezeifelt, weil er sonst ganz gewiß das Einheimische dem Auswärtigen vorgezogen haben würde; und hier bin ich in der That verlegener als Sie wohl glauben, ungeachtet ich die veredelten Stauden unsers Bodens, welche Jerusalem*) dem Könige vorzählt, mehr als einmal vor mir aufgestellt und betrachtet habe.

Unsre Empfindungen sind das erste von allem, ihnen haben wir Gedanken und Ausdruck zu danken. Große Empfindungen aber können allein von großen Begebenheiten entstehen, die Gefahr macht Helben, und der Ocean hat tausend Waghalse ehe das feste Land einen hat. Es müssen große Schwierigkeiten zu überwinden sein, wo große Empfindungen und Unternehmungen aus unserer Seele

*) In seinem Bericht über die deutsche Sprache und Literatur.

empor schießen sollen; und diese Ueberwindung muß der Ehre, der Liebe, der Rache und andern großen Leidenschaften durchaus nothwendig sein, oder der Geist hebt sich nicht aus seinem gewöhnlichen Stande, die Seele umfaßt keine große Sphäre, und der Mensch bleibt das ordinäre Geschöpf, was wir täglich sehen, und nach unsern gemeinen Regeln zu sehen wünschen. Vergleichen große Gelegenheiten, wo Schwierigkeiten zu übersteigen sind, finden sich aber bei uns Deutschen nicht. Der Staat geht unter der Wache stehend der Heere maschinenmäßig seinen Gang, wir suchen die Ehre fast bloß im Dienste oder in der Gelehrsamkeit, und nicht in Erreichung des höchsten Zwecks von beiden; unsre Schönen stimmen leichter zu ordentlichen als heroischen Empfindungen; und der Zweikampf, der sich immer noch glücklicher Weise erhält, verhöhet den Rächer und wehrt der meuchelmörderischen Wollust, welche die Rache erfinderisch und begeistert macht. Oder wo sich ja eine große Begebenheit, die das menschliche Geschlecht interessiert, zeigt: so wirkt sie auf uns so stark nicht wie auf andere Nationen. Die Geschichte des Müllers Arnold würde in Frankreich alle Parlamenten und in England alle Parteien, die vor und wider den König sind, in Bewegung gesetzt haben. Aber in Deutschland hat man sie sich als eine frohe Neugierde erzählt; keiner hat die Gefahr laut gerügt, welche dem Staate bevorsteht, worin die Rechtsachen im Cabinet untersucht und entschieden werden; und nicht einmal ein Schmeichler hat es gewagt zu sagen, daß es ein dem Könige zum ersten und einzigenmale entschlüpfter Donnerkeil sei, der aber, indem er eine große Veränderung in der Justizverwaltung nach sich gezogen, einen Fels gespalten und eine Goldmine bloß gelegt habe.

Unsre Empfindungen sind nicht zu der feinen Nachsicht bestimmt, welche in Lessings *Emilie* tönt; und wir haben höchstens nur Vaterstädte und ein gelehrtes Vaterland, was wir als Bürger oder als Gelehrte lieben. Für die Erhaltung des deutschen Reichssystems stürzt sich bei uns kein *Curtius* in den Abgrund.

Wenn wir aber so wenig große Begebenheiten haben, als mit der gehörigen Lebhaftigkeit empfinden, wie wollen wir denn zu der Höhe der Gedanken und des Ausdrucks gelangen, welche andre Nationen auszeichnet? Kann die schlaffe Seele eben das, was die hochgespannte wirken? Und müssen wir nicht, da wir kein einziges großes Interesse weder im Staate noch in der Liebe haben, bei unserm beständig kalten Blute vor dem Wagstück schaudern, das dem Manne auf dem Ocean keine einzige Ueberlegung kostet? Des war ein großer Gedanke von Mengs: „Naphael kann in der Kunst übertrouffen werden, aber keiner wird wie Naphael empfinden;“ und nach demselben sage ich: einige Deutsche können vielleicht dem Italiener an Feinheit, dem Spanier an Edelmut, dem

Engländer an Freiheitsstolz, was die Kunst oder den Ausdruck angeht, gleich kommen; aber im Allgemeinen geredet, wird keiner von ihnen das wahre Gefühl des Italieners, keiner die edle Liebe des Spaniers, keiner die Begeisterung für Freiheit und Eigenthum eines Engländer damit verbinden. Keiner wird in allem so wahr empfinden, denken, harren, schwärmen oder rasen, als die Nationen, welche durch wirkliche Umstände genöthigt werden, ihre höchste Empfindung hervorzupressen und auszudrücken; und ohne Wahrheit ist keine vollkommene Größe, so wenig in der Musik als in der Malerei, und in andern schönen Wissenschaften. Mit derselben aber sind auch *Concetti* unterweilen erträglich.

Ebenso denke ich von den Franzosen, die (wie die Deutschen) alle Töne zum Theil glücklich versuchen, aber nie wahre Engländer an Größe, nie wahre Italiener an Feinheit, und nie wahre Spanier in hoher Liebe werden; bloß in der Vaterlandsliebe haben sie vor uns natürliche Vortheile und Vorzüge. Sowie die ersten beiden Nationen auf der Landkarte zwischen den andern liegen: so liegen sie auch auf der Karte der Empfindungen; und beide sind nur in ihrer Manier, wie sie sich jenen äußersten Nationen in der Sphäre der Empfindungen nähern, unterschieden: der Franzose mit einem leichten, der Deutsche mit einem gemessenen Schritte. Der erste geht auf dem Wege zur Verschönerung, der andre auf dem zur Richtigkeit, über die Grenzen der großen Empfindungen hinaus, die bloß wahr ausgedrückt, und so wenig verschönert, als in jeder einzelnen Partie mit einer kleinlichen Genauigkeit vorgetragen sein wollen.

Jedoch dieses bei Seite, und immer vorausgesetzt, daß unser Klima so gut als andre, seine eignen Früchte habe, die zu unsern Bedürfnissen wie zu unserm Vergnügen vorzüglich bestimmt sind: so dünkt mich, daß wir allemal am sichersten handeln, solche so gut als möglich zu erzielen; und wenn wir diesen Zweck erhalten, so müssen sie auch in dieser Art schön und groß werden: denn alles in der Welt ist doch nur relativ schön und groß, und die Eichel geht in ihrem Rechte vor der Olive. Das von dem Könige so sehr heruntergesetzte Stück: Götz von Berlichingen, ist immer ein edles und schönes Produkt unsers Bodens, es hat recht vielen geschmeckt, und ich sehe nicht ab, warum wir dergleichen nicht ferner ziehen sollen; die höchste Vollkommenheit wird vielleicht durch längere Kultur kommen. Alles, was der König daran auszusparen hat, besteht darin, daß es eine Frucht sei, die ihm den Gaumen zusammengezogen habe, und welche er auf seiner Tafel nicht verlange. Aber das entscheidet ihren Werth noch nicht. Der Zungen, welche an Ananas gewöhnt sind, wird hoffentlich in unserm Vaterlande eine geringe Zahl sein; und wenn von einem Volksstücke die Rede

ist, so muß man den Geschmack der Hofleute bei Seite setzen. Der beste Gesang für unsre Nation ist unstreitig ein Bardit, der sie zur Verteidigung ihres Vaterlandes in die Schlacht singt; der beste Tanz, der sie auf die Batterie führt; und das beste Schauspiel, was ihnen hohen Muth gibt: nicht aber, was dem schwachen Ausschusse des Menschengeschlechts seine leeren Stunden vertreibt, oder das Herz einer Hofdame schmelzen macht. Venes ist gewiß der Vortheil, den der König von allen schönen Wissenschaften fordert, und welchen Sulzer als den einzigen und würdigsten von ihnen betrachtete; es ist der Vortheil, den Gleim in den Liedern des preussischen Grenadiers so glücklich erreichte; und ich glaube, daß es der einzige wahre sei, den man für ein Volk, wie das deutsche ist, suchen müsse. Der entnervende Gesang, der wollüstige Tanz, und die entzückenden oder bezaubernden Vorstellungen mögen Völkern gefallen, denen sie besser als uns dienen und bekommen; in denen aber auch der König nicht die Härte, nicht die Dauer und nicht das Herz seiner Grenadiere finden wird. Hier kam ich es auf den Ausspruch seines eignen Ministers, des Herrn von Herzberg, ankommen lassen.

Die wahre Ursache, warum Deutschland nach den Zeiten der Minnesinger wieder versunken, oder so lange in der Kultur seiner Sprache und der schönen Wissenschaften überhaupt zurückgeblieben ist, scheint mir hauptsächlich darin zu liegen, daß wir immer von lateinisch gelehrten Männern erzogen sind, die unsre einheimischen Früchte verachteten, und lieber italienische oder französische von mittelmäßiger Güte ziehen, als deutsche Art und Kunst zur Vollkommenheit bringen wollten; ohne zu bedenken, daß wir auf diese Weise nichts hervorbringen könnten, was jenen gefallen und uns Ehre bringen würde.

Sie zogen Zwergbäume und Spalierbäume und allerlei schöne Krüppel, die wir mit Strohmatte wider den Frost bedecken, mit Mauern an die Sonne zwingen, oder mit kostbaren Treibhäusern beim Leben erhalten mußten. Und einige unter uns waren thöricht genug zu glauben, daß wir diese unsre halbreifen Früchte den Fremden, bei denen sie ursprünglich zu Hause sind, als Seltenheiten zuschicken könnten: sie waren stolz genug zu denken, daß die Italiener mit uns in unsern in feuchter Luft gebauten Grotten schauern würden; sie, die Götters Schäferhütte allen unsern Kostbarkeiten von dieser Art vorziehen.

Schön und groß aber können unsre Produkte werden, wenn wir auf den Gründen fortbauen, welche Klopstock, Göthe, Bürger, und andere Neuere gelegt haben. Alle können zwar noch in der Wahl der Früchte, welche sie zu bauen versucht, gefehlt, und das Gewählte nicht zur höchsten Vollkommenheit gebracht haben. Aber

ihr Zweck ist die Veredlung einheimischer Produkte; und dieser verdient den dankbarsten Beifall der Nation, so wie er ihn auch wirklich erhielt, ehe diese in ihrem herzlichen Gemüthe von den alten verwöhnten Liebhabern der auswärtigen Schönheiten gestört, und durch den Ton der Herren und Damen, die eine pariser Pastete dem besten Stück Rindfleisch vorziehen, stutzig gemacht wurden.

Göthe's Absicht in seinem Götz von Berlichingen war gewiß, uns eine Sammlung von Gemälden aus dem Nationalleben unsrer Vorfahren zu geben, und uns zu zeigen was wir hätten und was wir könnten, wenn wir einmal der artigen Kammerjungfern und der wüthigen Bedienten auf der französisch-deutschen Bühne müde wären, und wie billig Veränderung suchten. Leicht hätte er dieser seiner Sammlung mit Hilfe einer nun fast zum Ekel gebrauchten Liebesgeschichte das Verdienst der drei Einheiten geben, und sie in eine Handlung flechten können, die sich angefangen, verwickelt und aufgelöst hätte, wenn er aus dem einen Stücke drei gemacht, und diejenigen Gemälde zusammen geordnet hätte, welche sich zu jeder Handlung schickten und sich mit Zeit und Ort vertrugen. Allein er wollte jetzt einzelne Parteen malen, und diese stehen zusammen wie die Gemälde vieler großen Landschaftsmaler, ohne daß die Gallerie, worin sie sich befinden, gerade eine Epopöe ist.

Darneben sollten die Parteen wahre einheimische Volksstücke sein: er wählte dazu ritterliche, ländliche und bürgerliche Handlungen einer Zeit, worin die Nation noch Original war, und der alte Mitter den jungen, wie der alte Kanzler den jungen Kanzler ohne fremde gelehrte Hilfe erzogen hatte. Und da ihm gewiß Niemand vorwerfen kann, daß er unrichtig gezeichnet, das Kolorit vernachlässigt, oder wider das Kostüm gefehlt habe: so behandelt man ihn wider seine Absicht, wenn man ihn darum verdammt, daß er nicht bloß für den Hof gearbeitet, und keine Epopöe, oder kein reguläres Ganze geliefert hat. Die Wahl seiner Parteen würde auch immer gut geblieben sein, wenn es einige seiner Nachfolger, die alle sieben Theater von Neapel, welche für sieben unterschiedene Klassen der Nation eröffnet werden, in ein einziges zusammen ziehen, und Hofleute und Lazzaroni mit einerlei Kost vergnügen wollten, nicht gar zu bunt gemacht hätten. Hieran aber ist Göthe unschuldig, ob er gleich noch vieles gegen diejenigen zu sagen haben möchte, die aus einem übertriebenen Ekel gar nichts Nacktes leiden, und die schönste Venus nicht anders als unter der Decke wissen wollen.

Jedoch ich will den Tadel des Königs, soweit er uns allgemein trifft, einmal als richtig annehmen, und ihn also ausdrücken: daß wir Deutsche in der Wahl der Parteen, die wir dem Auge oder dem Ohr dargestellt haben, zu wenig Geschmack bewiesen, und auch diese so wunderbarlich und abenteuerlich zusammengestellt haben, wie es

Shakespeare, nach dem Urtheile des Herrn von Voltaire, gethan haben soll; ich will einmal zugeben, daß wir noch kein einziges Stück haben, was mit den Meisterstücken eines Corneille oder Voltaire, die nicht leicht Jemand höher schätzen kann als ich sie selbst schätze, verglichen werden könnte; — so kommt es doch noch immer auf die Frage an, ob wir auf unserm Wege, oder auf demjenigen, welchen andre Nationen erwählt haben, fortgehen dürfen, um das Ziel der Vollkommenheit zu erreichen, was die Natur für uns bestimmt hat?

Der Weg, welchen die Italiener und Franzosen erwählt haben, ist dieser, daß sie zu sehr der Schönheit geopfert, sich davon hohe Ideale gemacht, und nun alles verworfen haben, was sich nicht sogleich dazu schicken wollte. Hierüber ist bei ihnen die dichterische Natur verarmt, und die Mannichfaltigkeit verloren gegangen. Der Deutsche hingegen hat, wie der Engländer, die Mannichfaltigkeit der höchsten Schönheit vorgezogen und lieber ein plattes Gesicht mitunter als lauter Habichtsnasen malen wollen.

Man sieht die Verschiedenheit der Wege, worauf diese Nationen zum Tempel des Geschmacks gegangen sind, nicht deutlicher, als wenn man den Tod Cäsars, so wie ihn Shakespeare und Voltaire uns gegeben haben, neben einander stellt; Voltaire sagt es ausdrücklich, und man sieht es auch leicht, daß er ihn durchaus dem Engländer abgeborgt, und nur dasjenige weggelassen habe, was sich mit den Regeln eines guten Trauerspiels und der französischen Bühne nicht vereinigen ließe. Hier sieht man beim Shakespeare ein aufgebrachtes Volk, bei dem alle Muskeln in Bewegung sind, dem die Lippen zittern, die Backen schwellen, die Augen funkeln und die Zungen schäumen; ein bitteres, böses, wildes und wüthendes Volk, und einen hämischen Kerl mit unter, welcher dem armen Cinna, der ihm zuruft, er sei nicht Cinna der Mörder Cäsars, sondern Cinna der Dichter, seiner elenden Verse halber das Herz aus dem Leibe reißen will — und diese Löwen, Tiger und Affen führt Antonius mit der Macht seiner Beredsamkeit gerade gegen die Mörder Cäsars, zu deren Unterstützung sie sich versammelt hatten. Was thut nun Voltaire? Er wischt alle diese starken Züge aus, und gibt uns ein glattes, schönes, glänzendes Bild, was in dieser Kunst nicht seines gleichen hat, aber nun gerade von allem dem nichts ist, was es sein sollte.

Wollen Sie die Sache noch deutlicher haben: so vergleichen Sie, mein Freund! einen englischen und französischen Garten. In jenem finden Sie, eben wie in Shakespeare's Stücken, Tempel, Grotten, Kläusen, Dickichte, Felsensteine, Grabhügel, Ruinen, Felsenhöhlen, Wälder, Wiesen, Weiden, Dorfschaften, und unendliche Mannichfaltigkeiten, wie in Gottes Schöpfung durch einander vermischt, in diesem hingegen schöne gerade Gänge, geschorne Hecken, herrliche

schöne Obstbäume paarweise geordnet oder künstlich gebogen, Blumenbeete wie Blumen gestaltet, Lusthäuser im feinsten Geschmack — und das alles so regelmäßig geordnet, daß man beim Auf- und Niedergehen sogleich alle Eintheilungen mit wenigen Linien abzeichnen kann, und mit jedem Schritte auf die Einheit stößt, welche diese wenigen Schönheiten zu einem Ganzen vereinigt. Der englische Gärtner will lieber zur Wildniß übergehn, als mit dem Franzosen in Verceaur und Charmillen eingeschlossen sein. Fast ebenso verhalten sich die Italiener und Deutsche, außer daß jene sich in ihrer Art den Franzosen und diese den Engländern, ihren alten Brüdern, nähern und mehr Ordnung in die Sachen bringen.

Welcher von diesen beiden Wegen sollte nun aber wohl der beste sein: der Weg zur Einförmigkeit und Armuth in der Kunst, welchen uns der Konventionswohlstand, der verfeinerte Geschmack und der sogenannte gute Ton zeigen: oder der Weg zur Mannichfaltigkeit, den uns der allmächtige Schöpfer eröffnet? Ich denke immer: der letztere, ob er gleich zur Verwilderung führen kann. Denn es bleibt doch wohl eine unstreitige Wahrheit, daß tausend Mannichfaltigkeiten zur Einheit gestimmt, mehr Wirkung thun als eine Einheit, worin nur fünfse verammelt sind: und daß ein zweiförmiges Heilig von Bach etwas ganz anders sei, als die schönste Arie, diese mag noch so lieblich klingen.

Selbst die Macht, womit der Geschmack an den englischen Gärten jetzt ganz Europa überwältigt, kann uns lehren, daß der Weg zur Mannichfaltigkeit der wahre Weg zur Größe sei, und daß, wenn wir nicht ewig in dem Ton der Galanterie, welcher zu Zeiten Ludwigs XIV. herrschte, bleiben wollen, wir nothwendig einmal zur mannichfaltigen Natur wieder zurückkehren, aus dieser von neuem schöpfen, und eine größere Menge von Naturalien als bisher zu vereinigen suchen müssen; oder unsre Stücke werden zuletzt so fein und niedlich werden, wie eine Erzählung von Marмонтel, in der man mit einem Blicke den Faden sehen kann, wodurch sie zusammen gehalten wird. Die Franzosen, welche vor einiger Zeit Shakespeare's Werke in ihre Sprache übertrugen, fühlten den Fehler lebhaft, und wollten lieber von ihren Mitbüchern borgen, als ewig Schüler ihrer tyrannischen Meister bleiben, die, um den Ruhm ihrer Werke zu verewigen, alle ihre Nachkommen in der Kunst zu entmannen suchten.

Unser bisheriger geringer Fortgang auf diesem Wege darf uns aber nicht abhalten, ihn zu verfolgen. Viel weniger dürfen wir den andern nehmen, wo die verwöhnten Liebhaber alle andern schönen Bäume ausgerottet haben, um lauter Pfirsiche zu essen. Was bei diesen Uebermuth und hoher Geist ist, würde bei uns Leichtsinigkeit, oder Schwachheit, oder Sprödigkeit einer Häßlichen

sein. Ist es gleich schwerer unter einer großen Menge zu wählen, und gewählte unzählbare Sachen zu einem großen Zwecke zu vereinigen, als einen einförmigen Kranz von Rosenknochen zu binden: so ist auch die Wirkung davon so viel größer, wenn die Wahl und Zusammenstellung wohl gerathen ist; und was *Montesquieu* und *Winkelmann*, zwei Männer, die ich gern zusammen setze, weil sie mir einerlei Größe und einerlei Fehler gehabt zu haben scheinen, aus unzählbaren Bruchstücken von ganz verschiedener Art und Zeit zusammengelesen haben, wird immer ein Werk bleiben, welches der *Heyne* eines jeden Jahrhundert's seiner Aufmerksamkeit und Verbesserung werth achten wird.

Und wo ist die Einheit, die der König und die Natur von jedem Kunstwerke erfordern, glücklicher und unter einer größern Menge von Mannichfaltigkeiten beachtet, als eben in diesen Werken? Die Menge und Verschiedenheit der Gegenstände, welche in einem Kunstwerke zusammen gestellt werden, ist also gewiß kein Hinderniß ihrer Schönheit, ob dieses gleich nicht von jedem Künstler überwunden werden kann; und es ist allezeit glaublich, daß es für die Stücke, welche in *Shakespeare's* Manier gearbeitet werden, einen sehr hohen Vereinigungspunkt gebe, wenn wir jetzt gleich noch nicht hoch genug gestiegen sind, um ihn mit unsern sterblichen Augen zu erreichen. Die ganze Schöpfung ist gewiß zur Einheit bestimmt, und doch scheint sie uns hier und da sehr wild, und noch wilder als ein englischer Garten zu sein. Aber freilich was wir als Eins bewundern sollen, muß auch als Eins in unsern Gesichtskreis gestellt werden: und so dürfen wir den Vereinigungspunkt der Kunstwerke nicht so hoch legen, wie ihn der Schöpfer gelegt hat; oder wir schaffen nur Bildnisse. Indes liegt doch die Einheit da, wo ein gothischer Thurm mit prächtigen römischen Gebäuden, oder wo, wie im *Wilhelmsbade* bei *Hanau*, die fürstliche Wohnung unter Ruinen, mit schönen Gebäuden und Parteen glücklich zusammen stimmt, höher, als wo bloß eine Reihe schöner Häuser und wenn es auch in der Hauptstadt wäre, eine gerade lange Gasse ausmacht. Der *Weißstein* bei *Rassel* ist nach kühneren Regeln angelegt, als eine römische Villa.

Außerdem aber hat das Nachahmen fremder Nationen leicht den innerlichen Fehler aller Kopieen, die man um deswillen geringer als ihre Originale schätzt, weil der Kopist natürlicher Weise immer mehr oder weniger ausdrückt, als der rechte Meister empfunden hat; es macht uns unwahr: und nichts schadet dem Fortgange der schönen Künste mehr, als diese Unwahrheit, welche *Quintilian* die Unredlichkeit nennt.

Wie sehr diese Unwahrheit schade, können wir nicht deutlicher als an unsern geistlichen Rednern sehen, die, indem sie göttliche

Wahrheiten vortragen, dennoch nicht den Eindruck machen, welchen man davon erwarten könnte. Von diesen fordern wir gleich, sowie sie auftreten, eine heiligere Miene, einen feierlicheren Anstand, einen ernsthafteren Ton, und eine größere Salbung, als ihnen die Natur in ihren ersten Jahren geben kann. Nun müssen sie dieser Miene, diesem Anstand und diesem Tone gemäß reden; sie müssen ihren Ausdruck höher als ihre Empfindungen spannen, sie müssen ihren Werken mehrere Tugend leihen, als sie haben, um sie zu ihrem Vortrage zu stimmen — und dieses macht viele unter ihnen ihr ganzes Leben hindurch zu unwahren Rednern, die nie dasjenige wirken, was ein *Claudius*, der nichts ausdrückt, als was er empfindet, und gerade in dieser aufrichtigen Uebereinstimmung sein ganzes Verdienst setzt, unter uns wirkt. Andere unter ihnen haben sich daher der großen Beredsamkeit, worin das Herz des heiligen *Paulus* entbrannte, ganz enthalten, und dafür Gründlichkeit mit *Simplicität* verbunden. Ich glaube auch immer, daß wir Deutschen hierbei weniger wagen, als wenn wir mit den *Flechiers* und *Massillons* die Harfe *David's* ergreifen, ohne den Geist zu haben.

Wieland, den Deutschland jetzt als den Meister in der Kunst, die Schleichwege des menschlichen Herzens zu entblößen, und den wahren Gang unserer Leidenschaften auf eine lehrreiche und angenehme Art vorzustellen, bewundert, schien mir in seinen ersten Versuchen ein unwahrer Dichter: seine Rede glühte mehr und sein Colorit war weit lebhafter als seine Empfindung; oder diese war, wie es der Jugend gewöhnlich ist, nicht hinlänglich genährt und gesättigt. Daher liest man seine ersten Gedichte nicht mehr so gern, wie seine spätern. Allein mit den Jahren wie mit dem Genuße ward seine Empfindung mächtig; nun ward ihm die Sprache oft zu enge, die volle Empfindung quoll über den Ausdruck, und man sah in seinen spätern Werken immer mehr Schönheit, als ihm die Sprache zu zeigen verstattete.

Wahrscheinlich ist es auch nicht, daß wir uns so ganz in die Empfindung unserer Nachbarn versetzen werden. So wie diese andere Bedürfnisse haben, so ist ihnen auch dieses und jenes weit angelegener als uns. Die Spanierin hört eine Serenade mit einer ganz andern Entzückung, als eine Deutsche; die Schönheit des Sonnets, welches der Italiener als das wahre Ebenmaß einer Grazie mit Recht bewundert, ist in Deutschland nie gehörig empfunden, und das Meisterstück von *Filicaja* würde den meisten unter uns unbekannt geblieben sein, wenn es ihnen *Richardson* nicht gezeigt hätte. Die französische Bühne steht mit der National-Erziehung in dem richtigsten Verhältnisse; und, indem der Deutsche schreiben muß, um Professor zu werden, geht der Engländer zur

See, um Erfahrungen zu sammeln. Ohne nun in den nämlichen Verhältnissen zu stehen und die Bedürfnisse zu fühlen, welche die Spanierin lauschen macht, und den Sinn des Italieners für's Ebenmaß in Bewegung setzt, werden wir nie wie sie empfinden; und so können auch ihre Ausdrücke und Tropen bei uns nie den Grad der Wahrheit erhalten, den sie in ihrem wahren Vaterlande haben. Selbst ein Mensch kann sich nicht des andern Worte so zueignen, daß sie in seinem Munde die Wahrheit haben, womit der andere sie vorbringt. Wie Ihr König ehemals bei einer Menge trauriger Nachrichten sagte: *Que cela fait perdre courage!* und mit Wärme hinzusetzte: *il faut que nous redoublions maintenant nos efforts;* so ist Niemand im Stande, ihm dieses mit dem Grade der Wahrheit und der Empfindung nachzusprechen, womit er es selbst hervorgebracht hat. Der schöne Uebergang des Abbé Coyer, womit er die Erzählung dessen, was an dem Tage nach dem Entsatz von Wien vorgefallen ist, anfängt: *Le lendemain d'une victoire est encore un beau jour,* wird nicht leicht irgendwo wahrer als auf dieser Stelle sein, wo die rettenden Fürsten in hoher Freude den Dank der Geretteten annehmen, erhaltene Freunde einander am Halse hängen, und Jedermann in Erkenntlichkeits- und Freudenthränen zerfließt.

Meiner Meinung nach müssen wir also durchaus mehr aus uns selbst und aus unserm Boden ziehen, als wir bisher gethan haben, und die Kunst unserer Nachbarn höchstens nur in so weit nutzen, als sie zur Verbesserung unserer eigenthümlichen Güter und ihrer Kultur dient. Wir müssen es wie Rousseau machen, der alle Regeln und Gesetze seiner Zeit um sich herum stehen oder fallen ließ, um aus sich selbst zu schöpfen und seine Empfindungen allein auszudrücken; oder wie Klopstock, der nicht erst den Milton las, um seinen Messias zu bilden.

Zwar können wir auf diese Weise leicht auf Irrwege gerathen. Denn indem wir tief in uns zurückgehen, und was wir also empfinden, ausdrücken, verlassen wir einen Pfad, welchen auch schon Meister vor uns geebnet haben, und gerathen leicht auf Verhältnisse, die wir hernach mit der Rechnung nicht bezwingen können; oder wir folgen, wie Göthe in Werthers Leiden, bloß der erhöhten Empfindung, und opfern die logische Wahrheit der ästhetischen auf. Allein wir bringen doch damit eigne edle Erze zu Tage, und es werden sich dann auch Philosophen unter uns finden, welche sie prüfen, läutern und zu großen Werken verarbeiten werden.

Ich will jedoch hiermit gar nicht sagen, daß wir uns nicht auch fremdes Gut zu Nuge machen sollten. Wir müßten unsern Hagedorn, der mit so vielem Fleiße als Erfolg nach den

größten Meistern unserer Nachbarn studirt und ihre schönsten Früchte bei uns einheimisch gemacht, und veredelt hat, nicht lieben; wir müßten undankbar gegen Gleim, Kändler und die Karschin sein, welche deutsches Gut mit römischer Kunst bearbeitet, und unserer Sprache neue Kraft verschafft haben; wir müßten unsern geliebten Gellert, der in seiner schönen und kunstvollen Nachlässigkeit seine Meister übertroffen hat, vergessen haben, wenn wir dieses thun wollten. Mein Wunsch ist nur, daß wir uns von dem Könige nicht so einzig an die großen Ausländer verweisen lassen, und unsern Gözen von Verlichingen sogleich mit Verachtung begegnen sollen. Auch die Klinger, die Lenze und die Wagner zeigten in einzelnen Theilen eine Stärke wie Herkules, ob sie sich gleich auch wie dieser zuerst mit einer schmutzigen Arbeit beschäftigten, und vielleicht zu früh für deutsche Kunst und ihren Ruhm verstarben. Und es bedürfte nur noch eines Lessings, um den deutschen Produkten diejenige Vollkommenheit zu geben, die sie erreichen, und womit sie der Nation gefallen können.

Nun noch ein Wort von unserer Sprache, die der König der französischen so sehr nachseht, und ihr bald Armuth, bald Uebelthum vorrückt. Sie ist, so sehr sie sich auch seit Gottscheds Zeiten bereichert hat, ich gestehe es, in manchem Betracht noch immer arm; aber das ist der Fehler aller Buchsprachen, und am meisten der französischen, die wiederum so sehr gereinigt, verfeinert und verschönert ist, daß man kaum ein mächtiges, rohes oder schnurriges Bild darin ausdrücken kann, ohne wider ihren Wohlstand zu sündigen. Die englische Sprache ist die einzige, die wie die Nation nichts schent, sondern alles angreift, und gewiß nicht aus einer gar zu strengen Keuschheit schwindlich geworden ist; sie ist aber auch die einzige Volkssprache, welche in Europa geschrieben wird, und ein auf den Thron erhobener Provinzialdialekt, der auf seinem eignen fetten Boden steht, nicht aber, wie unsere Buchsprachen, auf der Tenne dörrt. Alle andre Buchsprachen sind bloße Konventionsprachen des Hofes oder der Gelehrten, und das Deutsche, was wir schreiben, ist so wenig der Meißner als der Franken Volkssprache, sondern eine Auswahl von Ausdrücken, so viel wir davon zum Vortrage der Wahrheiten in Büchern nöthig gehabt haben; so wie neue Wahrheiten darin zum Vortrag gekommen sind, hat sie sich erweitert, und ihre große Erweiterung seit Gottscheds Zeiten ist ein sicherer Beweis, daß mehrere Wahrheiten in den gelehrten Umlauf gekommen sind.

Unstreitig hat die französische Buchsprache frühere Reichthümer gehabt als die unsrige. So wie diese Nation früher üppig geworden ist, als die unsrige, so hat sie sich auch früher mit feineren Empfindungen und Untersuchungen abgegeben. Wie der Deutsche noch

einen starken, tapfern und brauchbaren Keel für tüchtig, oder nach unserer Buchsprache, für tugendhaft hielt, und dessen Herz nicht weiter unteruchte, als es seine eigne Sicherheit erforderte: fing Montaigne schon an, über den innern Gehalt der Tugenden seines Nächsten zu grübeln, und diese um so viel geringer zu würdigen, als Eitelkeit und Stolz zur feinen Mark genommen waren. Dieses ist der natürliche Gang der Ueppigkeit der Seele, die ihre Mühe zu faustern und feinem Empfindungen verwendet, und damit auch zu feinem Wägen und Ausdrücken gelangt, als der rohe Wohlstand, der alles mit Gesundheit verzehrt, und die feineren Künste des Kochs glücklich entbehrt.

Indeß möchte ich doch nicht sagen, daß wir jetzt noch so sehr weit zurück wären, wenn wir gleich alle Nuancen des Nidicillen nicht ausdrücken, und für jede verschiedene Mischung der menschlichen Tugenden und Laster nicht alle die eigentlichen Zeichen haben, deren sich die Franzosen, von Montaigne bis St. Evremont, und von diesem bis zum Marmontel (aus einem unglücklichen Bedürfnis würde Rousseau hinzufügen) bedient haben. Keine Sprache hat sich vielleicht so sehr zu ihrem Vortheile verändert, als die unsrige; nichts war armseliger, als unsere komische Sprache: außer dem Handwurst war keiner auf der Bühne, der einen komischen Ton hatte, und das Volk liebte diesen, weil es von ihm wahre Volkssprache hörte; alle andern redeten in der Buchsprache, der unbesonnensten zum Sprechen unter allen, oder ihre Rolle gestattete ihnen nicht, sich der Volkssprache zu bedienen. Lessing war der erste, der Provinzialwendungen und Wörter, wo es die Bedürfnisse erforderten, auf die glücklichste Art nationalisirte; ihm sind die Wiener gefolgt, und seitdem uns Göthe in der Sprache auf dasjenige, was Cicero*) „den römischen feinen Witz“ und „Ueberbleibsel alten Scherzes“ nennt, zurückgeführt hat, damit wir nicht zuletzt lauter Buchsprache reden möchten, hat Jedermann unsern ehemaligen Mangel empfunden; und ihm jetzt mit hellem Haufen zu begegnen gesucht, so daß wir nunmehr wohl hoffen dürfen, bald eine Sprache zu haben, worin alle Muthwilligkeiten und Affereien, deren sich der Mensch zum Ausdruck seiner Empfindungen und Leidenschaften bedient, dargestellt werden können. Doch ich will darauf nicht wetten, daß nicht viele, denen es schwer fällt, in deutscher Luft zu athmen, die französische der deutschen immer vorziehen werden.

Eine Dichtersprache hatten wir fast gar nicht, und wir würden auch nie eine erhalten haben, wenn Göttsched die tapferen Schweitzer, die sich seiner Reinigung widersetzten, besiegt hätte. Haller ward unser erster Dichter; und wie Klopstock kam, be-

*) Ep. fam. L. IX, Ep. 15.

griffen wir erst völlig, was die Engländer damit sagen wollen, wenn sie den Franzosen vorwerfen, daß sie nur eine Sprache zum Versmachen, nicht aber für die Dichtkunst hätten. Auch wir hatten vor Hallern nur Versmacher, und vor Gleimen keinen Liebesdichter. Wie sehr und wie geschwind hat sich aber nicht unsere Dichtersprache mit ihren ersten Meistern gebessert? und welche Dichtungsart ist übrig geblieben, wozu sie sich nicht auf eine anständige Art bequemt hat?

In der Kunstsprache haben wir, seitdem Winkelmann, Wieland, Lavater und Sulzer geschrieben haben, uns nicht allein alles eigen gemacht, was die Ausländer eignes hatten, sondern auch vieles auf unserm Boden gezogen. Und die Verfasser verschiedener empfindsamen Romane haben in einzelnen Partien gezeigt, daß unsere Sprache auch zum wahren Rührenden geschickt sei, und besonders das stille Große sowohl, als das volle Sanfte auf das Mächtigste darstellen könne. Wie stark, wie rührend, wie edel ist nicht die Sprache Woldemars (von Fr. Jacobi)? Was fehlt dem gedämpften Ausdruck der Empfindung in der Nacht beim Gewitter, welche uns die Klostergeschichte (von Sprickmann) fühlen läßt? Und wie vieles haben nicht andere, die ich hier nicht alle nennen kann, in dieser Art geleistet, wenn man bloß die Sprache betrachtet, und von der Erfindung wie von dem Zwecke wegstieht? Unsere Rednersprache hat zwar keine große Muster geliefert, weil es ihnen an großen Gelegenheiten gefehlt hat; aber sie ist hinlänglich vorbereitet, und wird keinen empfindenden und denkenden Mann leicht im Stiche lassen. Die philosophische Sprache ist, seitdem sie aus Leibnizens und Wolfens Händen kam, unendlich empfänglicher und fähiger geworden, alles zu bestimmen und deutlich zu ordnen; und unser historischer Styl hat sich in dem Verhältniß gebessert, als sich der preussische Name ausgezeichnet, und uns unsre eigne Geschichte wichtiger und werthvoller gemacht hat. Wenn wir erst mehr Nationalinteresse erhalten, werden wir die Begebenheiten auch mächtiger empfinden und fruchtbarer ausdrücken. Bis dahin aber wird die Geschichte, nach dem Wunsche Millers, höchstens ein Urkundenbuch zur Sittenlehre, und ihre Sprache natürlicher Weise erbaulicher oder gelehrter Vortrag bleiben, der uns unterrichtet, aber nicht umsonst begeistert; in sofern wir nicht auch, nachdem wir wie die Franzosen alle Arten von Romanen erschöpft haben werden, die ernsthafte Mühe der Geschichte zur Dienerin unserer Ueppigkeit erniedrigen wollen.

Alle diese glücklichen Veränderungen sind aber während der Regierung des Königs vorgefallen, wie er schon seinen Vorsehmann nach den bessern Mustern anderer Nationen gebildet hatte, und in unserer Sprache vielleicht nur Memorialien und Dekrete zu lesen

bekam. Er hatte nachher Voltaire um sich, einen Mann, der durch die Großheit seiner Empfindungen und seiner Manier alles um sich herum und seine eigenen Fehler verdunkelte; er liebte Algarotti, den feinsten und nettesten Denker seiner Zeit; er zog die wenigen großen Leute, welche Frankreich hatte, an sich; und unter den deutschen Gelehrten fand sich noch kein Dalberg, kein Fürstenberg, der auf die Ehre, welche er dem ausländischen Verdienste gab, Anspruch machen konnte. Hierzu kommt, daß seine Gedanken über die deutsche Literatur und Sprache wahrscheinlich weit früher niedergegeschrieben als gedruckt sind; und so ist es kein Wunder, wenn sie unserer neuen Literatur keine Gerechtigkeit haben widerfahren lassen.

Und doch glaube ich nicht zu viel zu wagen, wenn ich behaupte, daß der König selbst da, wo er sich als Deutscher zeigt, wo Kopf und Herz zu großen Zwecken mächtig und dauerhaft arbeiten, größer ist, als wo er mit den Ausländern um den Preis in ihren Künsten wetteifert. In seiner „Instruktion für seine Generale“ ist er mir wenigstens mehr als Cäsar, durch den Geist und die Ordnung, womit er viele verwickelte Fälle auf wenige einfache Regeln zurückbringt; in seinen vertrauten Briefen, die er bei schweren Vorfällen geschrieben hat, finde ich deutsche Kraft und Dauer; in seiner Abhandlung über die Vaterlandsliebe den systematischen Geist der Deutschen; und in seinen Gedanken über unsere Literatur ein edles deutsches Herz, das nicht spotten, sondern wirklich nützen und bessern will. Da hingegen, wo es auf Verzierungen ankommt, sehe ich in seinen Schriften oft die Manier des fremden Meisters; und es geht mir als einem Deutschen nahe, ihn, der in allem übrigen ihr Meister ist, und auch in deutscher Art und Kunst unser aller Meister sein könnte, hinter Voltaire zu erblicken.

Schließlich muß ich Ihnen, liebster Freund, noch sagen, wie es mir an vielen von unsern Deutschen nicht gefalle, daß sie den Ausländern zu wenig Gerechtigkeit widerfahren lassen. Ich denke in diesem Stücke, wie Pinto: „alle Nationen können handeln und reich werden, ohne daß sie nöthig haben, sich einander zu schaden;“ und alle Nationen können in der Art ihrer Literatur groß werden, ohne daß sie ihre Mitmänner*) zu verachten brauchen.

*) Modeminaers sagt der Holländer für Rivaux.



Inhalt.

Christoph Martin Wieland.

	Seite
Biographie	7
Drei Göttergespräche	17
Kleinere Aufsätze und Aphorismen	
Philosophie, als Kunst zu leben und Heilkunst der Seele betrachtet	45
Was ist Wahrheit	50
Isandiar, ein Hirt, wie es viele gibt	55
Aphorismen	74
Aus der „Geschichte der Abderiten“	80
Musarion	212
Geron der Abelige	247
Oberon	273
Aphorismen	459

Johann Georg v. Zimmermann.

Biographie	467
Aus der Schrift: „Ueber die Einsamkeit“	
Vorthelle der Einsamkeit für das Herz	469
Einsamkeit in Verbindung mit Geselligkeit	499

Thomas Abbt.

Biographie	513
Vom Tode für das Vaterland	515
Aus der Schrift: Vom „Werdienste“	
Von der Stärke der Seele	554
Aphorismen	587

Moses Mendelssohn.

	Seite
Biographie	595
Phädon, oder über die Unsterblichkeit der Seele	599
Kleinere Aufsätze	678

Christian Garve.

Biographie	691
Vermischte Aufsätze	693

Justus Möser.

Biographie	739
Aus den „Patriotischen Phantasten“	
Die Spinnstube	743
Die Abmeierung	752
Johann, seib doch so gut!	754
Das abgeschaffte Herkommen Schreiben eines reisenden Franzosen an seinen Wirth in Westphalen	760
Die Politik der Freundschaft	762
Es ist allezeit sicherer, Original als Kopie zu sein	764
Das leichteste Mittel, um zu gefallen	768
Trostgründe bei dem zunehmenden Mangel des Geldes	769
Die Politik im Unglück	772
Das Glück der Bettler	783
Etwas zur Verbesserung der Armenanstalten	786
Das war der Kammerjungfer recht	789

	Seite
So mag man auch noch im Alter lieben.	793
Die Erziehung mag wohl sklavisch sein.	796
Eine Erzählung, wie es viele gibt.	797
Wie man zu einem guten Vortrage seiner Empfindun- gen gelangt.	800
Ueber das Kunstgefühl.	803
Etwas zur Polizei der Freuden für die Landleute.	806
Der Werth der Komplimente.	809
Wozu der Puz diene?	811
Sie tanzte gut und kochte schlecht.	812
Der alte Rath.	814
Der junge Rath.	816
Die moralischen Vortheile der Landplagen.	818
Etwas zur Vertheidigung des sogenannten Aberglaubens unserer Vorfahren.	820
Der erste Jahreswechsel.	823
Johann konnte nicht leben.	825
Schreiben einer Hofame an ihre Freundin auf dem Lande.	828
Antwort auf verschiedene Vor- schläge wegen einer Kleider- ordnung.	830

	Seite
Das englische Gärtchen.	832
Also soll der handelnde Theil der Menschen nicht wie der spekulirende erzoget werden.	834
Ueber die Sittlichkeit der Ver- gnügungen.	837
Ist es billig, daß Gelehrte die Kriminalurtheile sprechen?	839
Sollte man nicht jedem Städt- chen seine besondere politi- sche Verfassung geben?	843
Der Geringe bleibt doch immer ein Sklave des Mächtigen.	846
Also soll jeder Gelehrte ein Handwerk lernen.	847
An einen jungen Dichter.	850
Schreiben einer alten Ehefrau an eine junge Empfindsame.	853
Es sollten die Wochenschriften auch die Anzeigen der neue- sten Moden enthalten.	858
Der jetzige Hang zu allgemei- nen Gesetzen und Verord- nungen ist der gemeinen Freiheit gefährlich.	864
Ansichten über deutsche Ge- schichte.	868
Ueber die deutsche Sprache und Literatur.	874



Bibliothek
d. deutschen
Klassiker

5



Wojewódzka Biblioteka
Publiczna w Opolu

4073/V S



001-004076-05-0